Nord und Süd

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
Digitized by Google

Zehnter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

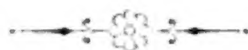
Herausgegeben

von

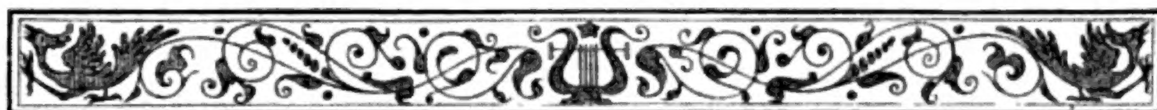
Paul Lindau.

Zehnter Band.

(Mit den Porträts von Alexandre Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Begas.)



Breslau 1879.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 10. Bandes.

Juli — August — September.

1879.

Band 10. — Heft 28.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juli 1879.

Inhalt.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

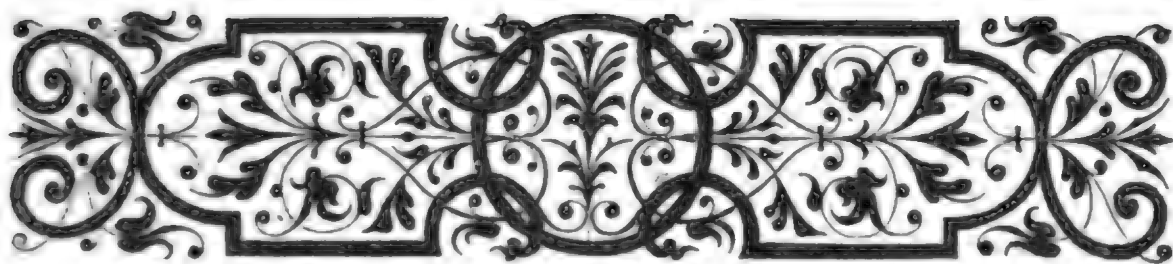
Paul Lindau.

X. Band. — Juli 1879. — 28. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Alexander Dumas.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der General.

Eine Novelle aus Oesterreich

von

Ferdinand von Saar.

— Wien. —

In der Wohnung des Generals Ludwig Baron Brandenstein war die Dienerschaft mit vollem Eifer thätig, den Salon und die anstoßenden Gemächer zum Empfang einer großen Gesellschaft in Stand zu setzen, welche sich heute Abend hier versammeln sollte. Inmitten dieser Vorbereitungen bewegte sich die Hausfrau, eine junge Dame von auffallender Schönheit, das dichte hellblonde Haar mit einem weißen Morgenhäubchen leicht bedeckt, lenkend und anordnend hin und her, und die kurzen Weisungen, die sie mit lauter Stimme ertheilte, zeigten, daß sie des Befehlens gewohnt war. In der That sprach sich in ihren etwas scharfen Gesichtszügen ein fester, unbeugsamer Wille aus, und in der Lippenbildung des rosigen Mundes lag eine gewisse Härte, während die dunklen Augen ebenso bereit erschienen, in eisiger Verachtung zu blicken, wie rasche Zornesblitze zu schleudern. Es waren, das fühlte man, vernichtende Augen für alle Diejenigen, welche von ihnen nicht gern gesehen wurden, wenn sie vielleicht auch sonst das süßeste Feuer leidenschaftlicher Zärtlichkeit auszustrahlen vermochten.

Endlich hatten die Leute ihr Werk vollbracht. Alles war auf's zweckmäßigste geordnet, auf's schönste und geschmackvollste entfaltet; nichts fehlte, als die Dunkelheit, um die Lichter anzünden zu können. Als Zierde des Ganzen jedoch erschien ein kleiner reizender Wintergarten, den man hinter dem Speisezimmer improvisirt hatte, und in welchem jetzt die junge Frau mit prüfendem Blicke verweilte, indeß ihre schmalen Hände noch hier und dort ein Blatt zurechtbogen oder geschädigte Blüthen entfernten. Sichtlich befriedigt durchschritt sie hierauf die übrigen Räume, trat im Salon an ein Fenster und lehnte die weiße, glatte Stirn gegen die Scheiben.

Das Haus, dessen zweites Stockwerk sie mit ihrem Gatten bewohnte, lag am Rande des ehemaligen Josephstädter Glacis und ging mit seiner Vorderseite auf jene geräumige Fläche hinaus, woselbst sich nunmehr, inmitten zierlicher und wohlgepflegter Anlagen, allmählich die bedeutendsten öffentlichen Gebäude Neu-Wiens erheben. Damals jedoch gewahrte man dort blos eine steppenartige, von vielfachen Fußpfaden durchkreuzte Wiese, welche Vormittags den Truppen der Garnison als Uebungsplatz diente, Nachmittags aber, bis in den sinkenden Abend hinein, von fröhlichen Kinderschaaren bevölkert war. Dahinter erhoben sich mit einem Bruchstück der alten Bastei die düsteren Häusermassen und glänzenden Thurmknäufe der Stadt; nach rechts hin waren bereits zahlreiche Baugerüste zu erblicken, die werdende Ringstraße anzeigend; nach links aber kamen, über die ersten Anfänge der Votivkirche und die Dächer der Alservorstadt hinweg, die grünen Höhen des Wienerwaldes mit ihren mannigfaltigen Profilen und Baulichkeiten zum Vorschein.

Es war in der zweiten Hälfte des März und der Tag hatte sich herrlich angelassen. Die Menschen waren am Morgen von funkelnden Sonnenstrahlen geweckt und, als sie aus den Häusern traten, von lauen, nach Veilchen duftenden Lüften geküßt worden; nun aber hatte sich plötzlich ein rauher Nordwind erhoben und trieb schweres, düsteres Gewölk vor sich hin, aus welchem alsbald dichter Schneeregen auf die Stadt niederwirbelte. Die junge Frau am Fenster schien es jedoch nicht zu bemerken; sie blickte vielmehr in das unfreundliche Gestöber mit stillem Lächeln und leuchtenden Augen wie in eine goldige Zukunftswolke hinein.

Von der Straße herauf wurde jetzt naher Hufschlag vernehmbar; ein Zeichen, daß der General, welcher schon früh am Tage mit seiner Brigade zu einem Feldmanöver aufgebrochen war, in Begleitung seines Adjutanten nach Hause zurückkehre, und zwar, wie es schien von seiner Gemahlin nicht allzu freudig erwartet. Denn diese trat, indem sich ihr Antlitz verfinsterte, rasch vom Fenster zurück und eilte auf ihr Zimmer, wo sie sich in einen Fauteuil warf und ein Buch zur Hand nahm.

Inzwischen hatte sich der General am Thor von dem jungen Officier verabschiedet, der nunmehr sein Pferd in einen raschen Trab setzte, während der Chef langsam in den Hof ritt. Dort stieg er ab und schritt dann, nachdem er die zerrinnenden Schneeflocken von sich geschüttelt, nachdenklich die Treppe hinan. Er mochte in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre stehen. Sein Haar war bereits leicht ergraut; aber sein hoher, schlanker Wuchs hatte noch etwas Jugendliches, und das schmale, längliche Gesicht schimmerte mild und edel unter dem betreßten, vom grünen Federbusch umwallten Hute hervor.

In seiner Wohnung angelangt, blieb er im Eintrittszimmer, das nach links die Flucht der festlichen Gemächer eröffnete, stehen und ließ, wie um seine Ankunft kundzugeben, den Säbel leicht an die Sporen klingen. Da Alles still blieb, wandte er sich nach rechts, durchschritt zwei kleinere Zimmer

und stand nun vor jenem seiner Frau. Er horchte eine Zeitlang, wobei sich in seinen Zügen ängstliche Spannung ausdrückte; dann klopfte er an die Thür. Drinnen regte sich nichts. Unschlüssig bewegte er sich hin und her, und schon war es, als wollte er sich nach einem Kampfe mit sich selbst wieder zurückziehen, als er ein scharfes „Nun?“ vernahm. So wenig freundlich und einladend auch dieses Nun erklang: für den General mußte es ein erlösendes Wort gewesen sein; denn aufathmend trat er mit raschen Schritten und vorgestreckter Rechten in das Zimmer.

„Guten Morgen, Corona“, sagte er herzlich — „oder guten Tag, wie Du willst. Ich habe heute schon so früh das Haus verlassen, daß ich Dich gar nicht begrüßen konnte“. Und dabei wollte er den Arm sanft um ihre Schultern legen und seine Lippen dem blassen Gold ihres Haares nähern.

Sie sprang auf, und hätte er den Arm nicht sogleich wieder sinken lassen, sie würde ihn, das sah man, zurückgestoßen haben. „Laß mich — ich bitte Dich“, sagte sie mit funkelnden Augen und zornbebender Stimme. „Du weißt, daß ich derlei Zärtlichkeiten nicht liebe“.

Er war erbleichend einen Schritt zurückgetreten. „Zärtlichkeiten —“ wiederholte er tonlos; „darf ich Dich nicht einmal mehr auf die Stirn küssen?“

Sie erwiderte nichts; aber ihre Oberlippe zog sich verächtlich empor, so daß die feinen weißen Zähne zum Vorschein kamen. „Sprechen wir nicht davon“, sagte sie endlich. Und in einen gewöhnlichen Ton übergehend, fuhr sie fort: „Wir werden heute früher als sonst zu Tisch gehen, damit die Leute freie Hand bekommen“.

Er hatte sich gewaltsam gefaßt. „Natürlich; sie haben ja heute wieder vollauf zu thun. Aber mir kann es recht sein“, setzte er mit erzwungener Gleichgiltigkeit hinzu. „Ich habe sieben Stunden im Sattel zugebracht und bin hungrig geworden“.

Draußen im Vorzimmer ertönte die Klingel, und eine Zofe erschien mit der Meldung, daß die Modistin gekommen sei.

„Ah — das ist wichtig!“ rief der General, indem er vor dem Mädchen eine scherzhafte Miene annahm. „Da darf ich nicht stören; auf Wiedersehen bei Tisch“. Und mit einer Geberde, die leichtfertig erscheinen sollte, verließ er das Gemach. Kaum aber hatte er dieses hinter sich, als ein unsäglich schmerzlicher Zug in seinem Antlitz zum Vorschein kam, und mit gesenktem Haupte wankte er durch eine Tapetenthür und einen schmalen Seitengang nach seinem Zimmer, das sich am andern Ende der Wohnung befand. Dort legte er Hut und Säbel ab, sank erschöpft in einen Stuhl und starrte in die weißen Flocken hinein, die noch immer an den Scheiben vorüberwirbelten.

Die Tritte eines Dieners, der ihn zu Tisch rief, weckten ihn aus seinem Brüten. Es war heute in einem Nebenzimmer gedeckt worden, das in der Regel nur wenig benützt wurde; daher nahm sich Alles ungewohnt und wenig behaglich aus. Das erste Gericht stand schon bereit; Corona jedoch war noch nicht zugegen.

Endlich erschien sie. Ihre rechte Wange war bis in die Schläfe hinein, nach welcher die junge Frau mit der Hand griff, von einer flammenden Röthe überzogen.

Der Gatte mochte aus Erfahrung wissen, was das zu bedeuten habe; denn er fragte mit gedämpfter Stimme theilnehmend: „Ist etwas vorgefallen?“

Ihr Auge blitzte ihn wild an; man wußte nicht, geschah es aus Zorn über die Frage, oder wirkte noch eine frühere gleiche Gemüthserregung in ihr nach. „Ach, es ist um krank zu werden vor Aerger!“ rief sie, indem sie sich setzte. „Schon zweimal habe ich mein Kleid für heute Abend zur Umänderung zurückgegeben, und noch immer taugt es nicht. Ich werde zu einem bereits getragenen meine Zuflucht nehmen müssen“.

„Nun, das thut nichts“, erwiederte er mit einem innigen Blicke, „Du wirst unter allen Umständen schön sein“.

Corona warf den Kopf zurück und ihr feines Gebiß zeigte sich wieder. Sie war eine jener Frauen, die es nicht hören können, wenn man ihre Eigenschaften preist. Tadel verachten sie; aber jedes Lob erscheint ihnen Schmeichelei, die sie empört, weil sie darüber erhaben sind — oder doch wenigstens erhaben zu sein glauben. „Gib Dir keine Mühe“, sagte sie geringschätzend, „es nützt Dir nichts“.

Das Antlitz Brandensteins verfinsterte sich, und sein sanftes, graues Auge schoß nun auch einen dunklen Zornesblick. „Das ist unwürdig, Corona“, versetzte er mit harter Stimme. „So sehr Du auch überzeugt sein kannst, daß ich Alles anwenden möchte, Deine Zuneigung zu erringen: eine solche Jämmerlichkeit mir zuzumuthen, habe ich Dir niemals Veranlassung gegeben. Ich war seit jeher gewohnt zu reden, wie es mir um's Herz ist, und diesem Zuge meines Wesens folgend, habe ich gesagt, was alle Welt sagt, und wiederhole es jetzt, daß Du schön bist, ganz unbekümmert darum, ob es Dir recht ist oder nicht. Mach' ich doch auch kein Geheimniß daraus, wie unerfreulich mir heute wieder die große Gesellschaft ist, die bei uns stattfindet“.

Corona schwieg einen Augenblick; sie mochte fühlen, daß sie zu weit gegangen. Aber es war auch nur die Empfindung, sich eine Blöße gegeben zu haben, und keineswegs eingeschüchtert, griff sie jetzt nur um so eifriger nach der Gelegenheit, den Kampf fortzusetzen.

„Und warum ist sie Dir unerfreulich?“ begann sie. „Ich habe auf Dich die möglichste Rücksicht genommen; habe alle Deine Freunde und Waffengefährten geladen; daß die meisten von ihnen abgesagt, ist nicht meine Schuld“.

„Aber es war vorauszusehen“.

„Allerdings. Sie vermeiden und fliehen Alles, was ihnen an Geist und Bildung überlegen ist“.

„Das ist nicht wahr“, erwiderte er, ruhiger geworden, in ernstem und festem Tone. „Schnödes Junkerthum ist in der Armee nur als seltenster Ausnahmefall anzutreffen. Man war im Gegentheil stets gutmüthig genug,

fremde Vorzüge auf Treue und Glauben gelten zu lassen — vielleicht gerade deshalb, weil man sie nicht ihrem vollen Umfange nach zu würdigen verstand. Und was meine Freunde betrifft, so würden sie Alle, schon mit Hinblick auf mich, erscheinen, wenn sie nicht die Gewißheit hätten, in meinem Hause mit einem Manne zusammenzutreffen —" er hielt inne.

„Nun? Nun? Sprich es doch aus!" drängte sie mit weitgeöffneten Augen.

„In meinem Hause mit einem Manne zusammenzutreffen, der unlängst so rücksichtslos einen Stand bloßgestellt, dem sie, gleich mir, seit ihrer Jugend angehören".

Sie lachte laut auf. „Rücksichtslos! Ihr wollt immer gehätschelt sein und fürchtet die Hand, die an die Krebsschäden Eures Standes greift".

„Wir fürchten sie nicht", sagte er, indem er stolz das Haupt erhob. „Aber es muß eine kundige, nicht blos verletzende Hand sein. Wir selbst fühlen am besten, daß Reformen noth thun; allein sie müssen von innen heraus vorgenommen werden. Was uns fehlt, sind Männer wie Scharnhorst und Gneisenau — und Dein vielbewunderter Parlamentsredner ist noch lange kein Freiherr von Stein. Mit bloßen Budgetabstrichen ist hier nichts gethan".

„Sie sind aber das wirksamste Mittel, Euch vorläufig zur Besinnung zu bringen. Zudem ist in der Geldfrage jede andere enthalten".

„In der That, Du sprichst wie ein Leitartikel".

„Welche Du in der Regel überschlägst. Ich aber lese sie und folge mit Bewunderung den kühnen, gewaltigen Bestrebungen des Mannes, dessen Genius Ihr fürchtet. Und je mehr Ihr bemüht seid, ihn herabzuziehen, desto erhabener erscheint er in meinen Augen. Ganz abgesehen von seinen geistigen Vorzügen, besitzt er auch jene Eigenschaften des Charakters, welche allein den Mann machen: Entschlossenheit und Ausdauer. Seine Arbeitskraft ist unermüdlich; und keine Stunde erscheint ihm zu früh, keine zu spät, wenn es seine Thätigkeit gilt. Ihr Alle seid, mit ihm verglichen, Weichlinge. Hätte er sich dem Militär gewidmet, er wäre ein bedeutender Feldherr geworden und hätte Oesterreich vor der Schmach von Magenta und Solferino bewahrt. Indeß, sein Beruf ist ein anderer, und er geht einer großen Zukunft entgegen. Ihr aber habt sammt und sonders keine mehr!"

Der General hatte seine Frau mehrmals in dem leidenschaftlichen Flusse ihrer Rede unterbrechen wollen; jetzt aber zuckte er erbleichend zusammen. Das Wort erstarb auf seinen Lippen und seine Augen senkten sich unwillkürlich.

Corona fühlte, daß sie ihn tödtlich getroffen. Sie schwieg gleichfalls und blickte ihn mit unverhohlenem, grausamem Triumph von der Seite an. Ja, sie ging jetzt sogar mit einem gewissen Behagen daran, von den aufgetragenen Speisen zu essen, was sie früher, während der Diener ab und zu ging und stellenweise das Gespräch unterbrach, nicht gethan hatte. Als jetzt der Kaffee erschien, rückte sie geräuschvoll ihren Stuhl und sagte, indem sie wieder an die Schläfe griff: „Ich habe Migräne und muß mich auf eine

Stunde zur Ruhe begeben". Damit entfernte sie sich. Ihr Gatte aber blieb noch eine Weile regungslos am Tische sitzen. Dann brannte er mechanisch eine Cigarre an und ging in sein Zimmer, wo er sich, wie im Innersten gebrochen, auf das Sopha legte und stumm dem Rauche nachsah, der sich leise gegen das Fenster hinzog. Draußen war es wieder hell und freundlich geworden. Röthliche Wolken standen am blauen Himmel; die Thurmknäufe blitzten und funkelten im Strahl der Nachmittagssonne; auf das Fenstergesims kamen zwei Sperlinge geflogen und hüpften dort, lustig zwitschernd, auf und nieder. „Sie hat Recht", sagte er endlich tonlos, „ich habe keine Zukunft mehr" . . . .

Sein Leben konnte bis vor nicht allzu langer Zeit ein äußerst glückliches genannt werden, und Alles hatte sich schon von Anbeginn vereinigt, um ihn rasch und leicht der Stellung entgegenzutragen, die er einnahm. Als der Sohn eines während der Franzosenkriege invalid gewordenen Hauptmanns, der ursprünglich Brandtner hieß, später aber das Adelsprädicat „von Brandenstein" annahm, hatte er seine Erziehung und Ausbildung in der Neustädter Akademie erhalten, und wurde, nachdem er dieselbe als vorzüglicher Schüler verlassen, sogleich als Offizier in die Linie eingetheilt. Bald darauf nahm ihn ein hoher Militär, früherer Waffengefährte seines Vaters, als Oberlieutenant in das Regiment, dem er als Inhaber vorstand. In dieser Eigenschaft verblieb der junge Mann eine längere Reihe von Friedensjahren; wurde jedoch, da er sich durch Fleiß und Fähigkeit sowohl, als auch in Folge seines liebenswürdigen, geschmeidigen aber innerlich gefestigten Wesens, das Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten erwarb, stets zu hervorragenden Dienstesleistungen verwendet. Schon bei den ersten Stürmen des Jahres Achtundvierzig zum Hauptmann befördert, kämpfte er unter den Fahnen Radetzky's in Italien, wo er sich in der Schlacht bei Novara durch eine ebenso glänzende wie entscheidende Waffenthat derart verdient machte, daß er mit der höchsten militärischen Auszeichnung, dem Theresienkreuze, belohnt wurde, das seinen Besitzer in den Freiherrnstand erhebt. Nunmehr drängte ihn das Glück rastlos vorwärts. Sobald er von der schweren Verwundung, die er gleichzeitig erlitten, wieder hergestellt war, sah er sich dem Generalstab des Marschalls eingetheilt, fand dort noch mehrfach Gelegenheit sich hervorzuthun und verließ denselben erst beim Eintritt friedlicher Verhältnisse, um, inzwischen zum Obersten vorgerückt, in Wien das Commando eines Regiments zu übernehmen.

Es war damals eine Zeit, wo in Oesterreich der Militärstand sich des höchsten Ansehens erfreute. Alles Uebrige konnte sich nur bedingt und nebenher geltend machen; selbst die Bureaukratie, einst so mächtig im Staate, war dem Schwerte untergeordnet, und in allen Schichten der Bevölkerung kehrte ein großer Theil der männlichen Jugend vorzeitig den Schulen den Rücken, um sich den Reihen der Armee zuzuwenden, woselbst man eine ebenso rasche wie ehrenvolle Laufbahn zu erwarten hatte. Kein Wunder also, daß der

Oberst Baron Brandenstein zu jenen Persönlichkeiten gehörte, die in der Residenz am meisten in's Auge fielen.

Um diese Zeit geschah es auch, daß ihm ein höherer Staatsbeamter ganz unumwunden den Antrag stellte, seine Tochter aus erster Ehe zur Frau zu nehmen. Er erklärte ohne Rückhalt, daß die junge Dame, welche von mütterlicher Seite ein namhaftes Vermögen ererbt und ein nicht minder bedeutendes von einer derzeit in Paris lebenden Tante noch zu erwarten habe, in Folge ihres sehr ausgeprägten und selbständigen Charakters mit der Stiefmutter nicht im besten Einvernehmen stehe; was ihn, als Vater, dringend wünschen ließe, für sie recht bald eine passende Partie zu finden. Und in dieser Hinsicht könne es wohl kaum einen Freier geben, der willkommener wäre, als der ritterliche Oberst, welcher noch in der Blüthe der Jahre stehe und somit eine fast unbegrenzte Carriere vor sich habe. Brandenstein, der bereits selbst hin und wieder daran gedacht hatte, eine standesgemäße Ehe zu schließen, ergriff die dargebotene Gelegenheit um so freudiger, als er beim ersten Anblick der schönen Corona geradezu bezaubert war, und auch diese nach kurzer Bedenkzeit erklärte, sie sei bereit, ihm ihre Hand zu reichen. So fand denn die Verlobung und bald darauf die Trauung statt. Die Augustinerkirche hatte kaum Raum genug, die Schaaren von Geladenen und Neugierigen in sich aufzunehmen, und man wurde nicht müde, das entzückende Aussehen der Braut, die vornehme Erscheinung des Bräutigams zu bewundern, wenn es auch nicht an Solchen fehlte, die den Altersunterschied immerhin beträchtlich fanden und in Folge dessen diesem Ehebunde keine allzu glückliche Zukunft prophezeiten. Brandenstein jedoch war weit davon entfernt, sich in dieser Hinsicht irgend welchen Befürchtungen hinzugeben. Er fühlte sich im Vollbesitze seiner Kraft und überdies mit Eigenschaften ausgestattet, welche ihn, wie er aus Erfahrung wußte, stets zu einem Liebling der Frauen gemacht hatten. Er war zwar unbefangen genug, um zu erkennen, daß es nicht eigentlich Liebe war, was die Neuvermählte für ihn zu empfinden schien, aber er hoffte zuversichtlich, daß es ihm bei näherem Verkehr gelingen würde; ihr ein solches Gefühl einzuflößen. Hierin jedoch sollte er gründlich enttäuscht werden. Denn das kühle, gemessene, fast strenge Benehmen, das Corona ihm gegenüber als Braut beobachtet hatte, und welches er jungfräulicher Zurückhaltung zugeschrieben, wollte sich auch später in keine wärmere Hingebung verwandeln; ja die junge Frau schien die Zärtlichkeit ihres Gatten kaum dulden, geschweige erwiedern zu wollen. Dabei traten immer mehr scharfe Kanten und Ecken ihres Wesens zu Tage; vor allem aber ein starrer, mit schroffem Widerspruchsgeist gepaarter Eigenwille, der weder versöhnlicher Nachgiebigkeit, noch männlicher Strenge, die Brandenstein endlich hervorkehrte, zu weichen gedachte; kurz, sie erwies sich als eine Natur, die ihrer Freiheit und Selbstständigkeit auch nicht das Geringste abdingen zu lassen, fest entschlossen war. Dennoch konnte die Ehe, welche kinderlos blieb, keine geradezu unglückliche genannt werden. Corona schien sich in der selbstgeschaffenen Unabhängigkeit

ganz heimisch zu fühlen und nichts zu vermissen; Brandenstein hingegen, mehr befremdet, als verstimmt, ließ sie gewähren; hatte er doch die Genugthuung, zu sehen, daß sie ihm, anderen Männern gegenüber, auch nicht die geringste Veranlassung zur Eifersucht gab. Sie erfüllte zwar, wenn Officiere seines Regiments zum Besuch kamen, die Pflichten der Hausfrau mit großer Zuvorkommenheit, zeigte aber für keinen von ihnen auch nur einiges Interesse. Vielmehr nannte sie im Zwiegespräch mit ihrem Gatten die älteren Herren, welche zumeist behagliche Lebemänner waren, frivol und ungebildet, die jüngeren eitel und geckenhaft, wie sie denn überhaupt schon gegen alle Diejenigen voreingenommen war, die auf ihre äußere Erscheinung einiges Gewicht zu legen schienen. —

So standen die Dinge, als im Frühling des Jahres neunundfünfzig die Kriegserklärung an Piemont erfolgte. Brandenstein erhielt unter gleichzeitiger Beförderung zum General das Commando einer Brigade und rückte nach Italien ab, während Corona für die Dauer des Feldzuges in ihr väterliches Haus zurückkehrte, nachdem man sie nur mit Mühe hatte überzeugen können, daß es in diesem Augenblick, wo Frankreich dem Feinde Oesterreichs beigetreten, sehr unpassend sei, sich nach Paris zu begeben, was ihre ursprüngliche Absicht gewesen. Der Ausbruch des Krieges, welcher in der Bevölkerung ahnungsvolle Besorgniß wachrief, war von der Armee nach einem zehnjährigen Frieden mit Jubel begrüßt worden. Man gab sich den ungemessensten Siegeshoffnungen hin und leichten Muthes, als ging' es zu einem Uebungsmanöver, zog man über die Alpen. Nur einige wenige gesammelte und tiefer blickende Männer hatten den Ernst der Sachlage erfaßt und suchten, so weit es anging, ihre Untergebenen ebenfalls davon zu überzeugen. Zu ihnen gehörte Brandenstein, der eine nicht gewöhnliche militairische Bildung besaß und überdies von den Fähigkeiten des Mannes, den man zum Obercommandanten erwählt hatte, nicht die günstigste Meinung hegte. Aber auf so überstürzte und mangelhafte Anordnungen, auf ein so gänzliches Versagen der wichtigsten Operationen war doch auch er nicht vorbereitet gewesen, und nur das Bewußtsein, für seine Person das Möglichste geleistet zu haben, ließ ihn die so rasch auseinander folgenden Niederlagen mit einiger Standhaftigkeit ertragen. Dennoch fühlte er, daß nach dem Friedensschlusse von Villafranca, der mit dem Verluste der Lombardei erkauft wurde, Etwas in seinem Inneren gebrochen und vernichtet war, wie er denn auch in diesen Tagen die ersten grauen Haare an sich wahrnahm; und mit jener Gedrücktheit, welche ein wohlangelegtes Gemüth stets als Wirkung einer allgemeinen Schuld empfindet, kehrte er, nachdem er inzwischen an verschiedenen Orten cantonnirt hatte, mit seinen Truppen nach Wien zurück, voll banger Erwartung, wie ihm nunmehr seine Frau entgegentreten würde, in deren nicht allzu häufigen Briefen sich nur sehr geringe Theilnahme an seinem mit den Ereignissen verknüpften Schicksal kundgegeben hatte. In der That überging Corona das Vorgefallene wie Etwas, das nicht anders habe kommen können, mit

geringschätzendem Schweigen, und die Anstalten und Veränderungen, die sie jetzt in dem erneuten Hauswesen traf, zeigten ihm, daß sich die Kluft, welche stets zwischen ihnen gelegen, sehr beträchtlich erweitert habe.

Corona war nämlich während seiner Abwesenheit mit Gesellschaftskreisen in Berührung gekommen, die sie früher kaum dem Namen nach gekannt hatte, und welche ihr nun mit einem Male ein neues, ungeahntes Leben erschlossen. Sie bestanden zum größten Theil aus jüdischen Familien, welche in Wien seit Beginn dieses Jahrhunderts zu immer größerem Wohlstand gelangt waren und dadurch allmählich und unvermerkt in die Sphäre der großen Welt erhoben wurden, ohne daß sie jedoch mit dieser, herrschender Vorurtheile wegen, die ihnen ein äußerst starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit verliehen, vollständig wären verschmolzen worden. Auch versanken sie in Folge der Glücksgüter, die sie durch kluge Benützung der Zeitläufte erworben hatten, keineswegs in ein behagliches Genußleben; vielmehr hielten die Väter an rastloser Arbeit fest und ließen, mit richtigem Instinct in der geistigen Entwickelung ein hauptsächliches Moment der Zukunft erkennend, ihren Kindern die ausgesuchteste Erziehung zu Theil werden, während bei den Frauen, ein feiner ästhetischer Sinn zur Entfaltung kam, der sich in schwärmerischer Vorliebe für die schönen Künste und Wissenschaften kundgab. Man suchte daher auch stets, geistig bedeutende Menschen an sich zu ziehen, bewährte Capacitaten sowohl wie aufstrebende Talente, um sie theils als Lehrer zu verwenden, theils sich ihres geselligen Umgangs zu erfreuen, indem man dafür Annehmlichkeiten und Genüsse bot, welche jenen Anderen von vornherein versagt waren. So kam es denn, daß nach und nach Alles, was nur einige Geltung hatte oder anstrebte, sich in den glänzenden Salons des Reichthums bewegte; hochgebildete Aristokraten und schöngeistige Staatsmänner nicht ausgenommen. Daß dabei auch manches Halbe und Falsche, manches Hohle und Gespreizte mit unterlief und als vollwichtige Münze galt, ist selbstverständlich; im Allgemeinen jedoch läßt sich ohne Uebertreibung sagen, daß die meisten von Denjenigen, die heutzutage in irgend einem Zweige des öffentlichen Lebens Ruf und Ansehen genießen, entweder aus diesen Kreisen selbst hervorgegangen sind, oder doch wenigstens von dorther Anregung, Unterstützung und Förderung erhalten haben.

Mit einer solchen Familie nun, welche in Folge der höheren socialen Stellung, die sie einnahm, gewissermaßen den erhabenen Mittelpunkt der übrigen bildete, war Corona in Ischl, wo sie mit ihren Eltern einen Theil des Sommers zubrachte, bekannt geworden. Auf das freundlichste empfangen, entzückt von der vornehmen geistigen Atmosphäre, die ihr entgegen wehte, schloß sie sich immer inniger an die Frau des Hauses, welche, eine heranblühende Tochter zur Seite, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit Jedermann zu fesseln wußte. Während dieses regen, durch neu hinzutretende Elemente immer belebteren Verkehrs schwanden der jungen Frau die Wochen und Monde in dem prachtvoll gelegenen Alpenbade wie ein schöner Traum dahin,

und als mit einbrechendem Herbst die Rückkehr nach der Residenz bevorstand, war sie entschlossen, diese Beziehungen nicht blos festzuhalten, sondern auch, indem sie ihr Haus ebenfalls zu einem geselligen Mittelpunkt umzuschaffen gedachte, nach Möglichkeit zu erweitern. Sie hatte daher in dieser Hinsicht das Eintreffen ihres Gatten mit einiger Ungeduld abgewartet, und schritt nun sogleich an's Werk; natürlich ohne ihn um seine Zustimmung zu fragen, welche er, nachgiebig wie er bereits geworden war, um so weniger würde verweigert haben, als er weltmännische Eigenschaften genug besaß, um auch für seine Person in diesen neuen Lebensverhältnissen heimisch zu werden. Da er aber bald zu bemerken glaubte, daß er von den Meisten mit einer Art geringschätzenden Wohlwollens blos als Mann seiner Frau betrachtet wurde, von dessen Bedeutung man schon vorweg keine allzu hohe Meinung zu haben brauche, so kehrte er — was sonst nicht in seiner Art lag — ziemlich unklug und sehr zum eigenen Nachtheil dem geistigen Hochmuthe den Hochmuth seines Standes entgegen und blieb, wenn seine Gegenwart, wie bei einer größeren Gesellschaft, nicht zur unumgänglichen Pflicht wurde, auf seinem Zimmer oder ging in's Casino, wobei ihn jedoch mehr und mehr ein bitteres Gefühl der Vereinsamung beschlich. Und dieses Gefühl ging mit einem Male in nagende und brennende Eifersucht über, als in seinem Hause ein Mann auftauchte, der zu den hervorragendsten Erscheinungen jener Tage gehörte. Die Verfassung, welche nunmehr in Oesterreich als langgefühltes Bedürfniß so rasch in's Leben getreten war, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf die beiden Häuser des Reichsrathes, namentlich aber auf das Haus der Abgeordneten gelenkt. Unter den Stimmführern, welche sich in letzterem besonders bemerkbar machten, war auch ein Doctor der Rechte, der schon, kurz nach Vollendung seiner Studien, während der Bewegungen des Jahres Achtundvierzig eine gewisse Rolle gespielt und sich später in einer kleineren Stadt als Advocat niedergelassen hatte, woselbst er jedoch hinter seinen Proceßacten den Gang der Ereignisse mit leidenschaftlicher Spannung verfolgte und ungeduldig den Augenblick voraus berechnete, der einen Umschlag herbeiführen und ihm vergönnen würde, in ein neues Staatswesen thätig miteinzugreifen. Dies war nun geschehen, und mit unerbittlicher Logik und vernichtender Dialektik legte er die Schäden des alten Systems bloß, das er bis auf die letzten Spuren vernichtet wissen wollte. Daher jubelte ihm auch die große Mehrheit zu, und die Galerien waren überfüllt, sobald man wußte, daß der berühmte Doctor, der so scharf in's Zeug ging, heute sprechen werde. Und in der That war es von hinreißender Wirkung, wenn sich der breitschultrige Mann mit dem mächtigen Haupte und der weithintönenden Stimme vom Sitze erhob und hastig seine Auseinandersetzungen begann, bis endlich, während seine großen, etwas hervorstehenden Augen wundersam zu leuchten begannen, die Rede in einen wahren Sturmwind überging, der alle Einwürfe der Minister wie Spreu aufwirbelte und mit sich fortriß. In einem solchen Momente hatte ihn Corona, die mit

einigen befreundeten Damen das Haus besuchte, zum ersten Male gesehen. Der Eindruck war ein so mächtiger gewesen, wie sie noch keinen im Leben empfangen, und sogleich stand in ihr der Vorsatz fest, mit diesem Manne näher bekannt zu werden. Das aber schien mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Denn über ihre Nachfrage erhielt sie die Mittheilung, daß der Vielbeschäftigte nur ungern neue gesellige Beziehungen anknüpfe. Indeß fügte es der Zufall, daß sie mit ihm bald darauf an einem dritten Ort zusammentraf, und der Doctor, der, nach einer kurzen Ehe, schon vor Jahren Wittwer geworden war, wurde von den begeisterten Huldigungen, die sie ihm darbrachte, derart bezaubert, daß er nicht bloß ihre Einladung annahm, sondern auch mit der schönen Frau, an welcher er ein lebhaftes Interesse für öffentliche Angelegenheiten wahrnahm, in einen sehr regen Verkehr trat. Er ergriff mit freudigem Stolze die Gelegenheit, in dieser Richtung ihr geistiger Führer zu sein, versorgte sie mit einschlägigen Büchern und brachte bald fast jede Stunde des Tages, die er sich abringen konnte, bei ihr zu, wobei er ihren Gatten, mit welchem er allerdings nur selten zusammentraf, fast gänzlich ignorirte. Ein gleiches Verhalten beobachtete Brandenstein aus Stolz ihm gegenüber, obwohl er seit einer öffentlichen Debatte über den Militäretat, bei welcher der Doctor nicht bloß die Verwaltung sondern auch die Leitung der Armee in schneidendster Weise angegriffen hatte, seiner nicht mehr ganz mächtig war und umsomehr von den Qualen der Eifersucht gepeinigt wurde, als Corona, die er mit der ganzen leidenschaftlichen Zärtlichkeit eines alternden Mannes liebte, immer abweisender wurde; ja kaum mehr gestatten wollte, daß er auch nur ihre Hand berühre. Dennoch würde er sich vielleicht in irgend einer Weise aus dieser unwürdigen und zerreibenden Gemüthslage befreit haben, wenn nicht auch nach anderer Seite hin der Boden unter seinen Füßen wankend geworden wäre. Es hatte sich nämlich bereits in der Armee selbst ein hastiger, unruhiger Drang, zu verbessern und umzugestalten bemerkbar gemacht, und einige Ehrsüchtige nahmen die Gelegenheit wahr, sich mit Neuerungsvorschlägen in Gunst und Ansehen zu bringen, wobei sie Alles zu entfernen trachteten, was ihren Bestrebungen im Wege stand oder möglicher Weise zu stehen schien. So war es gekommen, daß viele höhere und durch frühere Verdienste ausgezeichnete Officiere über Nacht in den Ruhestand versetzt wurden, bloß weil man annahm, daß sie sich in der neuen Ordnung der Dinge nicht mehr würden zurechtfinden können. Brandenstein, der bei seinen Untergebenen sehr beliebt war und auch nach Oben hin nur wenig Feinde besaß, war bis jetzt von diesen gewaltsamen Eingriffen verschont geblieben. Aber er konnte doch allmählich gewahr werden, daß sich um ihn her eine Veränderung vollziehe. Mancher von den Emporstrebenden fing an, ihn mit scheelem Auge zu betrachten, und da auch hin und wieder Solche, die mit ihm näher befreundet waren, ein gleiches Schicksal fürchtend, sich leise von ihm zurückzogen, so konnte er schließen, daß sein Ansehen in Abnahme begriffen und auch er maßgebenden Ortes nachgerade zu einer persona

ingrata geworden war. Hatte doch heute beim Manöver der Höchstcommandirende selbst die Dispositionen des Brigadiers nicht entsprechend gefunden und seiner Unzufriedenheit in sehr scharfen, fast beleidigenden Worten des Tadels Ausdruck verliehen . . . .

Das war es, was Brandenstein in voller Tragweite vor die Seele trat, als er tonlos vor sich hinsprach: „Sie hat Recht, ich habe keine Zukunft mehr". — Die Cigarre war erloschen. Eine tiefe unsägliche Müdigkeit überkam ihn, der er wider Willen nachgab. Er schloß die Augen — und bald hatte der Schlaf mit sanftem Nahen die drückende Gedankenlast von ihm genommen.

Als er erwachte, war es bereits dunkel geworden. Er machte Licht und sah nach der Uhr; die Stunde, um welche man die Geladenen erwarten konnte, rückte heran. Mit einem schweren Seufzer erhob er sich und begann, während ihn wieder das Vollbewußtsein seiner Lage überfiel, sich umzukleiden. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen, als ihm der herbeigerufene Diener die glänzende Uniform hinreichte, deren linke Brustseite eine Reihe von Orden aufwies. Welch ein Contrast zwischen diesen prunkenden äußeren Ehrenzeichen und den trostlosen Empfindungen, die er im Innern barg! Mit rascher Hand löste er sie alle ab bis auf das kleine weiße Kreuz am rothen Bande, das er mit seinem Blut erkauft hatte. O, warum hatte die Kugel, welche ihm damals die Schulter zerschmetterte, nicht sein Herz durchbohrt! Ihm wäre jetzt wohl. Gestorben wäre er den ehrlichen Soldatentod, läge tief und still gebettet an den Ufern des Po — und wüßte von nichts . . .

Endlich begab er sich durch den dunkelnden Gang in den Salon, der schon erwartungsvoll im Lichterglanz strahlte. Unwillkürlich nahm jetzt der General die gewohnte militärische Haltung an und wer ihn so gesehen hätte, wie er mit seiner hohen Gestalt, den feinen Schnurrbart nach aufwärts gestrichen, über das glatte Parquet schritt, der hätte nimmer den Bruch seiner Seele geahnt und ihn vielmehr für einen Glücklichen auf den Gipfeln des Daseins gehalten. Er selbst erschrak, als er zufällig in einen Spiegel blickte, vor seiner eigenen Gestalt, wie vor etwas Fremdem.

Hinter ihm rauschte es leicht. Er wandte sich um und gewahrte seine Frau, die in einem Kleide von rothem Sammt wundervoll aussah. Mit ihren dunklen Augen und dem lichten, schimmernden Haar glich sie jenen entzückenden Gestalten, die einst Palma vecchio gemalt. Und diese blendende Fülle von Reizen, dieser wonnige Leib, nach dem er verschmachtete, war *sein*; *sein* vor Gott und der Welt — und ihm doch verwehrt, verwehrt für immer! Es war ein Bewußtsein, um darüber lautlos zu sterben — oder auszubrechen in das wilde Gelächter des Wahnsinns . . .

Aber er bezwang sich, und so gingen die beiden Gatten schweigend in

verschiedenen Richtungen auf und nieder, wobei Corona lange weiße Handschuhe an den herrlichen Armen hinaufzog und dann zuweilen in nervöser Ungeduld ihr Geschmeide zurechtschob.

Jetzt klirrte es im Vorzimmer von Säbeln, und eine kleine Schaar junger Officiere trat ein; fast durchgängig schlanke, wohlgebildete Gestalten mit einem angenehmen Zug von Offenheit und Herzensgüte im Antlitz. Sie gehörten auch zu Denjenigen, die Corona aus Rücksicht für ihren Gatten geladen hatte, und verbeugten sich, indem sie die Absätze an einanderschlugen, wie auf Commando vor dem General, der sie mit freundlichem Lächeln und herzlichen Worten empfing, während sich seine Gemahlin mit einem stolzen Kopfnicken begnügte. Sie zogen sich auch bald in eine Ecke des Salons zurück, wo sie eine Gruppe bildeten, nicht ohne selbstzufriedene Blicke nach rechts und links in die Spiegel zu werfen. Denn vermöge ihrer geringen Welterfahrung hielten sie dafür, daß sorgfältig gescheiteltes Haar und zierliche Lackstiefeln untrügliche Mittel seien, Frauenherzen zu gewinnen. Die Glücklichen! Sie ahnten noch nicht die Abgrundtiefe weiblicher Empfindung, noch nicht den furchtbaren Ernst jener dunklen Naturgewalt, die im Leben unter so unfaßbaren Widersprüchen zu Tage tritt und von den Menschen Liebe genannt wird.

Nach und nach fanden sich nun auch die übrigen Geladenen ein: Gelehrte und Professoren mit ihren Frauen und Töchtern; jüngere Doctoren aller Facultäten, Künstler und Schriftsteller; dazwischen, mit zahlreichen Orden vor der Brust, einige höhere Militärs und Bureaukraten — unter den Letzeren auch der Vater Corona's, ein hagerer, vertrockneter Mann mit mühsam verkämmter Glatze; dann ein paar Legationsräthe und Attachés — und einige hervorragende Vertreter der Geldaristokratie mit ihren Familien. Die Söhne, ernst und klug blickende Erscheinungen, von feinem, zurückhaltendem Wesen, denen man ansah, daß sie zum größten Theil bereits dem Gott Mercur abgeschworen, und sich der helläugigen Athene geweiht hatten; die jungen Frauen und Mädchen in blendender Kleiderpracht, viele mit scharf geschwungenen Nasen, tiefdunklen Haaren und Augen, echt biblische Schönheiten, während sich bei Andern die Racenmerkmale schon ziemlich verwischt hatten, und erst bei näherer Betrachtung in reizenden Spielarten von Braun und Blond zum Vorschein kamen.

So entwickelte sich denn alsbald, indem sich die Gesellschaft nach allen Seiten hin in sitzende und stehende Gruppen vertheilte, jene eigenthümliche von verworrenem Stimmengeräusch durchzogene Atmosphäre, die für den Neuling etwas Aufregendes hat, späterhin jedoch meistens nur abspannend wirkt; so zwar, daß man sich, trotz aller Anstrengung, selbst im Gespräch, nicht erwehren kann, mit den Nasenflügeln zu gähnen.

Corona bewegte sich als Hausfrau in liebenswürdigster Weise bald hierhin, bald dorthin. Aber man konnte bemerken, wie sie zugleich nach der Thür blickte, um den Mann eintreten zu sehen, den sie vor allen Anderen

herbeigewünscht hatte. Indeß war es nur selbstverständlich, daß der so sehr in Anspruch Genommene auf sich warten ließ. War doch heute Abend, das wußte Corona, wieder Clubsitzung; der Vorlagen und Einläufe gar nicht zu gedenken, die sich, wie er sagte, auf seinem Schreibtische täglich zu kleinen Bergen ansammelten und alle erledigt sein wollten. Endlich — endlich erschien er. Man sah, daß er unmittelbar von der Arbeit weg in den Frack geschlüpft sein mußte. Sein Haar war verworren, seine Wäsche zerknittert und die Beschuhung wies den Staub des Tages auf; allein man beachtete dies Alles gar nicht, als er jetzt in seiner imposanten Männlichkeit auf Corona zuschritt, ihr kräftig die Hand schüttelte und dann, mit raschen Blicken die Versammlung überfliegend, an ihrer Seite den Salon durchschritt, um sich mit seiner Begleiterin in einem Kreise von Herren und Damen niederzulassen.

Brandenstein hatte diesem Moment zwar jetzt entgegengesehen und sich darauf vorbereitet; dennoch konnte er, eben im Gespräch mit einigen Stabsoffizieren begriffen, an welchen er heute eine besonders verlegene Zurückhaltung zu bemerken glaubte, kaum seine äußerste Fassung bewahren, und er fühlte, wie er sich entfärbte. Da näherte sich ihm eine ältere Dame, die ein unmodisches violettes Seidenkleid und einen turbanähnlichen Kopfputz von gleicher Farbe trug. Diese Dame, die Gattin eines vielgenannten Professors, stand in dem Ruf großer Gelehrsamkeit, obgleich sie es im allgemeinen liebte, vor der Welt eine gewisse hausmütterliche Einfalt zur Schau zu tragen und ihr Licht mehr auf Umwegen, dann aber um so überraschender und eindringlicher aufleuchten zu lassen. Ein solches Verfahren beobachtete sie auch Brandenstein gegenüber, den sie in besondere Affection genommen zu haben schien; sei es nun, daß sie ihn für die geringe Aufmerksamkeit, die ihm von den Uebrigen zu Theil wurde, zu entschädigen gedachte, oder weil sie ihm ihre Ueberlegenheit, so zu sagen, hinterrücks wollte fühlen lassen. So hatte sie schon mehrmals das Gespräch, in welches sie ihn zog, auf historisch merkwürdige Kriegsereignisse gelenkt und ihn hierüber, indem sie die Miene weiblicher Verständnißlosigkeit in solchen Dingen vornahm, um Aufklärung gebeten, wobei sich jedoch am Schlusse stets herausstellte, daß sie in der Kriegsgeschichte, von Alexander bis auf Napoleon, eigentlich weit besser bewandert sei, als er selbst. Heute nun trat sie, gewissermaßen ängstlich zurückhaltend, mit der Frage an ihn heran, was denn eigentlich unter der sogenannten „Stoßtaktik" zu verstehen sei, welche nunmehr, wie sie in den Zeitungen gelesen, bei der Armee eingeführt werden sollte. Brandenstein, den begreiflicherweise jetzt ganz andere Dinge beschäftigten, versuchte gleichwohl eine Erklärung; die Dame jedoch schien nur mit halbem Ohr zuzuhören und sprach sich alsbald dahin aus, wie interessant es sei, den Wechsel zu verfolgen, der sich in der Art der Kriegführung und Bewaffnung im Laufe der Jahrhunderte vollzogen. Und indem sie von dem alten Phalanx der Griechen, den Ballisten und Katapulten der Römer ausging, gelangte sie mit einer ebenso kühnen wie prachtvollen

Wendung auf die Schlacht von Valmy, welche bekanntlich nur in einer unausgesetzten, von dem großen Goethe in ihren Wirkungen selbst beobachteten Kanonade bestanden habe. Und da sie, nun einmal im Zuge, den Namen Goethe genannt hatte, so erging sie sich über Werther und Faust, über Egmont und Tasso und verweilte endlich bei den Wahlverwandtschaften, welche der General, wie sie etwas zweifelhaft betonte, wohl werde gelesen haben. Und als Brandenstein, einigermaßen betroffen, dies bejahte, so fragte sie ihn, indem sie die Augen niederschlug, ob denn auch er diesen Roman für so unsittlich halte, wie er im allgemeinen gelte. Was nun sie selbst beträfe, so habe sie ihn wohl in früheren Jahren nicht ohne leises Mißbehagen und geheimen Widerspruch ihres Herzens lesen können; seit sie aber älter geworden und — sie seufzte dabei — tiefere Blicke in's Leben gethan, sei es ihr leider klar geworden, daß in einer Ehe, welche nicht auf so vollkommen harmonischer Uebereinstimmung beruhe, wie diejenige, in welcher sie mit ihrem Gatten lebe, derlei Wandlungen und Conflicte recht wohl Platz greifen könnten. Diese Bemerkung, welche möglicherweise ganz ohne Hintergedanken ausgesprochen wurde, erschien Brandenstein wie eine versteckte und boshafte Anspielung auf seine eigenen Eheverhältnisse. Sie traf ihn in's Innerste, und was er jetzt erwiederte, mochte wohl derart gewesen sein, daß die Frau Professorin einigen Grund hatte, ihn erstaunt anzusehen. Zu seinem Glück entstand jetzt eine Bewegung im Salon. Ein junger Tonkünstler, Russe von Geburt, dessen Ruhm damals eben im Aufgange stand, war, indem er sein einer Löwenmähne gleichendes Haar zurückwarf, an den Flügel getreten; ein Zeichen, daß er die Absicht habe, Einiges vorzutragen. Während des allseitigen Stühlerückens, Platzwechselns und Suchens, das nun erfolgte, gelang es Brandenstein, sich von der Dame zu trennen und unbemerkt in das anstoßende Zimmer zu entkommen, wo einige ältere Herren beim Whist saßen. Er sah ein paar Augenblicke mit erheuchelter Theilnahme dem Spiel zu; dann begab er sich durch das Speisezimmer, wo man bereits für das Souper gedeckt hatte, in den Wintergarten. Dort war es still und einsam; dort konnte er, indem er sich in ein künstliches Gebüsch von hochstämmigen Camelien und Azaleen zurückzog, ganz in den Wirbel seiner Empfindungen versinken.

Inzwischen hatte der Virtuose sein Spiel mit einer Sonate von Beethoven eröffnet, die er mit solcher Meisterschaft vortrug, daß am Schlusse stürmischer Beifall losbrach. Dieser Lärm weckte Brandenstein, an dem das herrliche Tonstück ungehört vorübergerauscht war, aus seiner Betäubung, und schon wollte er in den Salon zurückkehren, als plötzlich wieder erwartungsvolle Stille eintrat. Selbst die Herren, die bei den Karten saßen, erhoben sich leise und schritten auf den Fußspitzen in den Salon, um den Spielenden von Angesicht sehen zu können, der sich nun selbst als Componist zu zeigen gedachte. Er begann mit Variationen eines kleinrussischen Volksliedes, welchem er in seiner ersten Jugend gelauscht haben mochte, und von den Klängen, die jetzt herüberquollen, fühlte sich Brandenstein mit einem Male gefesselt.

Sie huben eintönig an, tief klagend, zum Sterben traurig. Dann zuckten wilde Blitze des Schmerzes auf; zuerst vereinzelt, doch immer rascher, immer heftiger, bis sie endlich gleichsam in sich selbst erstickten und die Melodie nach dumpfem Grollen wieder in öde Trauer zurücksank. Ja, so sah es in seiner eigenen Brust aus! So empfand, litt, rang und verzweifelte er seit Wochen und Monden. Heiße Schauer durchrieselten ihn und lauschend saß er inmitten der fremdartigen Blüthenpracht, die ihn geheimnißvoll umschwieg.

Da vernahm er gedämpfte Tritte, flüsternde Worte und erkannte die allmählich lauter werdende Stimme seiner Frau.

„Es bleibt dabei", sagte Corona indem sie mit dem Doctor in den Wintergarten trat; „ich reise zu meiner Tante nach Paris. Es ist mir nicht länger möglich, mit ihm unter einem Dache zu leben".

„Und wenn er Einwendungen erhebt?" fragte der Doctor leichthin.

„Er wird es nicht. Hat er es doch, mit dem Stolz der Schwäche, den er besitzt, bis jetzt sogar verschmäht, meinen Vater in's Vertrauen zu ziehen. Und ich wüßte nicht, wer mich zwingen könnte, an seiner Seite zu verbleiben".

„Allerdings. Aber die Scheidung, auf die es hauptsächlich ankommt, könnte doch erschwert und verzögert werden. Uebrigens bin ich in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß er schon in den nächsten Tagen außer Dienst gesetzt werden wird. Ich habe es heute zufälligerweise im Kriegsministerium erfahren".

„Das ist gut; ich habe nur darauf gewartet. Nun ist er fertig und soll sehen, wie er sich zurechtfindet".

„Er kann es auch leicht. Sein Ruhegehalt sichert ihm ein behagliches Dasein. Wenn es nach meinem Sinn ginge, so müßten derlei Leute, die es durch glückliche Zufälle zu hohen Stellungen gebracht haben, ohne denselben gewachsen zu sein, Wolle spinnen, statt sich aus dem Staatssäckel reichlich füttern zu lassen. Aber das soll und wird sich ändern mit vielem Anderen, theuerste Corona — auch mit den Ehegesetzen. Freilich nicht so rasch, wie es in unseren Wünschen liegt".

„Je nun, wir lieben uns; das Weitere wird sich finden. Und was auch geschehen möge: Sie wissen, daß ich die Ihre bin". Sie schlang die weißen Arme um seinen breiten Nacken und küßte ihn. „Aber nun kommen Sie", fuhr sie fort, da drinnen wieder Applaus ertönte, „man könnte uns sonst vermissen".

Während dieses Gespräches war Brandenstein mit stockendem Athem regungslos geblieben. Wenn sonst Verachtung, die man von Anderen erfährt, das Blut in Wallung bringt und zu heftigen Ausbrüchen der Entrüstung und des Zornes treibt: hier war sie in einer so entsetzlichen Unmittelbarkeit aufgetreten, daß sie, wie das Haupt der Gorgonen, eine versteinernde Wirkung ausübte. Sein Herz stand still; er sah nur wirres Flimmern vor den Augen und wußte später gar nicht, auf welche Art es gekommen war, daß

er sich plötzlich wieder mitten in der Gesellschaft befand. Wie hinter Schleiern bewegten sich die Gestalten um ihn her, und er sah und hörte es kaum, daß jetzt ein junges Mädchen, schön wie Esther, an das Clavier trat und mit entzückender Stimme Lieder von Schubert und Mendelssohn sang. Dem Nachtwandler gleich, der mit geschlossenen Augen und ohne Bewußtsein Handlungen des wachen Zustandes verrichtet; so gab er, als man später zum Souper ging, einer Dame den Arm und hatte keine Empfindung von dem, was er that und sprach, als er an ihrer Seite den Wirth machte, während in der Runde Schüsseln und Teller klirrten und der durchsichtige Wein in den Gläsern perlte. Und als sich hierauf ein Theil der Gesellschaft, fröhlich angeregt, in den Wintergarten begab, da schien ihm der hohe schlanke Mann in Generalsuniform, der den zurückbleibenden Herren Cigarren anbot und die nach und nach sich entfernenden Gäste zur Thür geleitete, sein Doppelgänger zu sein — bis er sich endlich, wie aus einem Traume erwachend, ganz allein in dem stillen, dunkeln, verödeten Salon sitzen fand.

Der Diener, der die letzte Lampe forttrug, sah ihn fragend an. Er folgte ihm und ließ sich in sein Zimmer leuchten. Dort angelangt, sagte er, daß er nichts mehr benöthige und sich allein auskleiden werde. Dann ging er lange und schweigend auf und nieder. Endlich blieb er vor einer Waffensammlung stehen, welche trophäenartig die Wand schmückte, langte eine Pistole herab und begann dieselbe auf das sorgfältigste zu laden.

Schon mehrmals war ihm in jüngster Zeit der Gedanke an Selbstmord nahe getreten. Immer wieder jedoch hatte er ihn mit der dem Menschen natürlichen Scheu vor diesem letzten Mittel, das er für den äußersten Fall hinausschob, zurückgewiesen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er es anwenden mußte. Er war ja, wie Corona gesagt hatte, „fertig"; fertig in seinen eigenen Augen. Wer das erlebt hatte, was ihm heute widerfahren, der konnte nicht länger athmen, konnte das Licht des neuen Tages nicht mehr schauen!

Rasch klappte er das Kästchen zu, dem er Pulver und Blei entnommen hatte, und eilte an den Schreibtisch, um seine Papiere zu vernichten: keine Spur seines Daseins sollte zurückbleiben. Nachdem er so Fach um Fach mit zitternder Hast entleert und den Inhalt vor sich aufgehäuft hatte, stand er über dem letzten, geräumigsten unwillkürlich still. Es enthielt Schriftstücke aus früheren Zeiten, wie sie fast Jeder sein Leben lang mit sich zu führen pflegt, obgleich das Auge nur selten, oft gar nicht mehr zu ihnen zurückkehrt. Da lagen im Verein mit alten brüchigen Familienpapieren, deren Buchstaben seltsam verschnörkelt waren, militärische Concepte und Aufzeichnungen aus seinen ersten Dienstjahren; Anerkennungs- und Belobungsschreiben; sein Offizierpatent; die Fortgangszeugnisse, die er in der Militär-Akademie erhalten, sammt einer Anzahl vergilbter Briefe. Auch solche, die mit farbigen Bändern in Päckchen gebunden waren und noch jetzt einen leisen Duft von sich gaben, wie die vertrockneten Blumen, die

dazwischen zum Vorschein kamen. Ein schneidendes Weh durchfuhr seine Brust, als er diese Merkzeichen einer schönen, heiteren Vergangenheit aus ihrem Verschlusse nahm. Ja, wie reich, wie glücklich war sein Leben gewesen! Wie hatten ihm alle Herzen entgegengeschlagen! Wie war er geliebt, geehrt worden — und jetzt — —

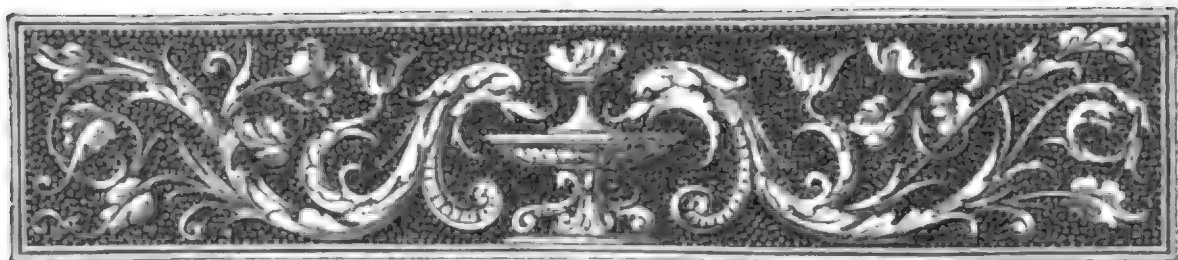
Mit einem grellen Gelächter, vor dem er selbst erschrak, raffte er so viele Papiere, als er mit einem Mal konnte, zusammen und schob sie in den nahen Ofen, in welchem noch von der letzten Feuerung einige Gluthstückchen unter der Asche glimmten. Aber sie hatten nicht mehr die Kraft, den dichtgedrängten Wust zu entzünden und Brandenstein mußte ein Reibholz zu Hilfe nehmen. Dennoch dauerte es lang, bis das Feuer um sich greifen wollte. Endlich schlug die Flamme lebhaft empor, wobei ein zäher, weißlicher Rauch aus der Oeffnung drang und sich im Zimmer verbreitete. Brandenstein trat an ein Fenster und öffnete. Draußen strich eine scharfe Märzluft durch die entlaubten Pappeln, die sich längs der Straße hinzogen. Sonst Alles still und regungslos; nur die Morgendämmerung wob schon geheimnißvoll durch die Nacht, in welche die Stadt noch gehüllt lag. Brandenstein fröstelte. Er schloß das Fenster, nahm den Rest der Papiere auf, stieß ihn in's Feuer und harrte, indem er ab und zu von dem Schüreisen Gebrauch machte, bis der letzte Funke verglüht war. Dann drehte er die Lampe zurück, daß sie nur mehr einen matten Schein gab, ergriff die Pistole und setzte sich auf das Sopha. Gleich darauf erschütterte ein heftiger Knall das Zimmer — und das Haupt des Generals sank leicht zur Brust hinab. Er hatte sich mit geübter, sicherer Hand mitten in's Herz getroffen.

* * *

Ein Jahr später fand die Vermählung der verwittweten Freifrau von Brandenstein mit dem Manne statt, den sie liebte. Dieser hatte inzwischen wieder bedeutende Schritte nach vorwärts gethan und sein Ansehen wuchs auch ferner von Jahr zu Jahr. Nicht allein, daß er im Parlament immer mehr Boden gewann: auch alle volkswirthschaftlichen Vereine und Institute, die zu jener Zeit so rasch und zahlreich in's Leben traten, stritten sich um den Vorzug, den gefeierten, umsichtigen und energischen Mann als Beirath oder geistigen Lenker zu gewinnen; so zwar, daß sein Einfluß geradezu in's Unermeßliche stieg. Und als die Ereignisse des Jahres 66 wieder einen Umschwung herbeiführten, da saß er auf der Ministerbank, gegen welche er stets so stürmische Philippiken losgelassen. Aber seltsam, als er jetzt die berechtigten Hoffnungen, die man in ihn setzte, erfüllen sollte: da schien der Geist des Gelingens, der ihn bis jetzt unaufhaltsam emporgetragen, plötzlich von ihm gewichen zu sein. Nicht etwa, daß bei ihm, nachdem er das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, eine Abspannung eingetreten wäre, oder daß er, wie mancher seiner Vorgänger, den vielgestaltigen Versuchungen, denen er in seiner jetzigen Stellung gewiß ausgesetzt war, erlegen und, ohne es eigentlich zu wollen, seinen Ueberzeugungen untreu geworden wäre. Er hielt vielmehr

mit herbem Trotz und einer brüsken Entschiedenheit daran fest; da aber seine Entwürfe nebenher zum größten Theil fehlschlugen oder doch wenigstens im Sande verliefen: so verletzte er nach oben, während er nach unten enttäuschte, und sah sich eines Tages mit der bittern Erkenntniß von der Wandelbarkeit des Glückes plötzlich ganz geräuschlos in das Privatleben zurückversetzt. Nebenbei jedoch war er ein reicher Mann geworden. Er hatte palastähnliche Häuser in neuen Stadttheilen bauen lassen; er besaß Fabriken, Landgüter und Villen; auch war ihm eine kleine Schaar von Anhängern geblieben, die nach wie vor auf ihn schworen und behaupteten, seine eigentliche Zeit müsse erst kommen. Aber das Alles kann die Wunden nicht heilen, die sein Ehrgeiz davongetragen, und seit man ihm mit sehr zweideutigen Nebenbemerkungen auch noch die erworbenen Millionen zum Vorwurf macht, ist er von einer grimmigen Verbitterung erfüllt, die an seinem Marke zehrt und sich auch in seinem Aeußern erkennen läßt. Es erweckt eigenthümliche Gedanken und Empfindungen, wenn man dem zwar noch immer aufrechten, aber doch sichtlich im Innern geschädigten Manne im Stadtgewühl begegnet. Auffallend sorglos gekleidet, geht er meistens allein, blickt mit seinen jetzt mehr scharfen als glänzenden Augen unruhig umher und stößt dabei mit einem starken Rohre gegen das Pflaster, als wollte er neue Verhältnisse aus dem Boden stampfen, die ihn wieder an's Ruder bringen könnten. —

Corona ist noch immer eine schöne Frau, wenn auch die Jahre bereits leichte Fältchen in ihr Antlitz gekerbt haben und um ihren Mund, wenn sie sich selbst überlassen ist, ein schmerzlicher Zug zum Vorschein kommt. Das ist kein Wunder. Hat sie doch alle diese Wandlungen mit durchgelebt und empfindet den glanzlosen Fall ihres Gatten, welchem sie mit der ganzen Kraft ihrer unerschütterlichen Seele zugethan ist, um so schmerzlicher nach, als sie erkennt, wie wenig Trost gerade einem solchen Manne die Hand der Liebe zu bieten vermag. Vielleicht hatte sie auch dunkle, vorwurfsvolle Stunden; Stunden, in denen ihr das edle, milde Antlitz des Generals wie strafend entgegenblickte. Aber auch nur vielleicht: denn starke Naturen sind in der Regel ohne Gewissen. Jedenfalls hält sie der Welt gegenüber eine stolze ungebrochene Haltung aufrecht, und Niemand hat auch nur den Hauch einer Klage über ihre Lippen kommen hören. Sie widmet sich ganz den beiden Kindern, die ihrer zweiten Ehe entsprossen und mittlerweile in fröhlicher Unbefangenheit herangewachsen sind. Der Sohn hat das schöne, scharfgeschnittene Antlitz, die dunklen Augen der Mutter; die Tochter, ein Jahr jünger, die kräftigen, etwas verquollenen Züge, den hellen, einst so leuchtenden Blick des Vaters. Die inneren Eigenschaften der Eltern aber haben sich auf beide gemeinsam vererbt, und so darf man nicht fürchten, daß sie zu Jenen gehören, die da zu kurz kommen im Kampfe um's Dasein.



Ueber akademische Lernfreiheit.

Von

Lothar Meyer.

— Tübingen —

Allgemeine Lehr- und Lernfreiheit war eine der im Jahre 1848 oft gehörten Forderungen. Da die deutschen Universitäten dieselbe zu gewähren keine Neigung zeigten, so wurden sie von Radicalen und Demokraten und sogar von sonst gemäßigt liberalen Leuten als conservativ, zopfig und reactionär angefeindet, obschon sie mehr als ein Menschenalter als Vorkämpfer für liberale und nationale Ideen kräftig gestritten und viel gelitten hatten. Der alterprobte akademische Liberalismus mußte mit dem kaum flügge gewordenen politischen nothwendig in Conflict gerathen. Die liberalen akademischen Einrichtungen verstatteten der Entwicklung, dem Thun und Lassen des Einzelnen eine viel größere Freiheit, als sie bis dahin auf irgend einem anderen Gebiete gewährt worden war. Aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß diese Freiheit nicht schrankenlos sein kann; darum hielten die Vertreter der Universitäten fest an den von vielen Generationen als nothwendig und nützlich erprobten Begrenzungen der individuellen Freiheit. Der plötzlich entfesselte, gänzlich unerfahrene und daher doctrinäre politische Liberalismus und Radicalismus jener Tage warf dagegen auch diese Schranken zusammen mit allem, was Polizeiwillkür und bureaukratische Engherzigkeit an Hindernissen der freien Entwickelung der Nation entgegengestellt hatte, und forderte auch für die Universitäten die schrankenloseste Lehr- und Lernfreiheit. Nicht nur zum Studium sollte jeder, wer wollte, zugelassen werden, möchte seine Vorbildung sein, welche sie wollte, auch im Lehrfach sollte als Privatdocent auf eigene Gefahr jeder sein Heil versuchen dürfen. Man wollte allen Talenten freie Bahn schaffen und

hoffte, in der Concurrenz der frei entfalteten Kräfte würden ungeeignete und unfähige Leute schon von selbst zu Grunde gehen oder verdrängt werden.

Glücklicherweise ist von dieser Art Lehrfreiheit heute nicht mehr die Rede. Niemand verlangt mehr die unbedingte Zulassung der Privatdocenten. Dagegen hat die Forderung allgemeiner Lernfreiheit ganz in der Stille einen Erfolg nach dem anderen aufzuweisen. Von Jahr zu Jahr ist die Zahl der Studirenden, welche die vorgeschriebene „Reife" zum Studium nicht besitzen, gewachsen. Neben den Abiturienten der Gymnasien wurden nicht nur die der Realschulen I. O. sondern auch Schüler dieser und anderer Anstalten, die die Schule nicht absolvirten, aufgenommen, wohl in dem Gedanken, daß, wenn einmal die Gymnasialbildung fehle, es am Ende gleich sei, welche Mängel die Vorbildung der Studenten sonst noch haben möge. Die meisten Universitäten geben wohl diesen Studirenden eine kleinere Matrikel oder schreiben sie nur als Hospitanten ein; aber auf die Zulassung zu Vorlesungen und Uebungen hat dies keinen Einfluß. Ja selbst der Zutritt zu den Staatsprüfungen wird ihnen nach vollendetem Studium sehr häufig durch besonderen Dispens bewilligt. Die Zahl dieser Studirenden, welche das Reifezeugniß des Gymnasiums nicht besitzen und z. Th. nicht einmal das einer Realschule I. O. aufzuweisen haben, ist größer als man gewöhnlich glaubt. Ich schätze sie auf allen Universitäten des Reiches zusammen auf ein bis zweitausend[1]). Besonders aus dem Studium der Chemie sind die Gymnasiasten fast vollständig verdrängt. Abgesehen von den Medicinern verirrt sich selten ein Abiturient der Gymnasien in die chemischen Laboratorien der Universitäten.

Dieses vollständige Ueberwiegen der Realschüler im naturwissenschaftlichen Studium mag z. Th. seinen Grund haben in einer Vorliebe, welche sich in unserer realistischen Zeit im Laienpublicum mehr und mehr ausgebildet hat; in der Hauptsache aber scheint mir die Verdrängung der Gymnasiasten dadurch bewirkt zu sein, daß das Abgangs- und Reifezeugniß der Realschulen leichter, schneller und daher billiger zu erlangen ist.

Sei dem aber, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß die Zulassung der Realschüler zur Verdrängung der Gymnasiasten geführt hat. Es kann darnach keinem Zweifel unterliegen, daß die jetzt so eifrig erstrebte Zulassung der Realschüler zum Studium der Medicin auch aus dieser Wissenschaft die Gymnasiasten in wenigen Jahren verschwinden lassen würde. Es handelt sich also in Wirklichkeit nicht um die Frage, ob einige Realschüler neben den Gymnasiasten zum medicinischen Studium zugelassen werden sollen, sondern um die viel folgenschwerere, ob die Realschule für die Mediciner an die Stelle des Gymnasiums treten, oder mit anderen Worten, ob unter den in 10 Jahren von heute ab zu approbirenden jungen Aerzten noch einer sein soll, der etwas Griechisch versteht oder nicht.

[1]) Die amtlichen Personalverzeichnisse geben darüber keine zuverlässige Auskunft.

Fiele die Entscheidung für die Realschulen und gegen die Gymnasien aus, so hätte das für uns Lehrer der Naturwissenschaften in einer Hinsicht etwas sehr bequemes; denn es würde damit einer der Hauptmängel des gegenwärtigen durch die Lernfreiheit erzeugten unerträglichen Zustandes beseitigt werden, die außerordentlich ungleiche Vorbildung der Studirenden, welche die naturwissenschaftlichen, insbesondere die chemischen Vorträge und Uebungen besuchen. Neben dem Mediciner, der noch so gut wie nichts von Chemie und verwandten Dingen gehört hat, sitzt da der Chemiker, der auf der Realschule Jahre hindurch in dieser Wissenschaft theoretisch und praktisch unterwiesen wurde. Der Professor der Chemie hat die unerfüllbare Aufgabe, beiden gerecht zu werden. Er soll den einen Theil der Zuhörer in die Anfänge seiner Disciplin gründlich und sicher einführen: er soll aber zugleich dem anderen Theile eine mögliche vollständige Uebersicht über das ganze Gebiet der Wissenschaft geben und die Lücken ausfüllen, welche der Schulunterricht gelassen hat. Sein Vortrag läuft stets Gefahr den einen unverständlich, den anderen langweilig zu werden, und ist vielleicht nicht selten beides zugleich.

Eine andre üble Wirkung der Lernfreiheit ist die herabgedrückte allgemeine und formale Bildung der Studirenden der Chemie und verwandter naturwissenschaftlicher Fächer. Wie schlecht dieselbe fast ausnahmslos ist, zeigt sich besonders in Redaction und Styl der Arbeiten, welche uns als Doctordissertationen eingereicht werden. Wir hören zwar auch von Seiten der medicinischen Collegen über mangelhafte formale Bildung der jetzigen Gymnasiasten klagen; aber besser als die durchschnittliche der Realschule ist sie jedenfalls; denn die Arbeiten, die wir hin und wieder von Leuten erhalten, die wenigstens bis in die Secunda der Gymnasien gelangt sind, pflegen sich in Disposition und Styl vortheilhaft von den übrigen zu unterscheiden.

Die durch die Lernfreiheit bewirkte Verdrängung der Gymnasiasten aus dem Studium der Chemie hat ferner zur Folge gehabt, daß dieselben auch unter den jüngeren Privatdocenten und Professoren selten geworden sind. Man kann darnach mit fast absoluter Sicherheit voraussagen, daß in der nächsten oder folgenden Generation der ordentlichen Professoren der Chemie die Leute kaum noch zu finden sein werden, denen ein gütiges Geschick in ihrer Jugend erlaubte, auch die Literatur der Griechen ein wenig kennen zu lernen.

Mag nun auch mancher, dem dies nicht beschieden war, den Mangel kaum empfinden, mögen ihn andre noch so gering anschlagen, und mag vielleicht die speciell fachliche Leistungsfähigkeit durch diesen Mangel wenig beeinflußt werden, so glaube ich doch mit Recht zu bezweifeln, ob es denn nothwendig war, die so oft beklagte Zweitheilung unserer Bildung auch in den akademischen Lehrkörper zu verpflanzen. War es noch nicht genug, daß die übrigen Staatsbeamten in zwei Klassen getrennt wurden, die sich schwer verstehen und noch schwerer vertragen? Soll den folgenden Generationen die

Universität in Fachschulen auseinander fallen, weil ihre Lehrer wie ihre Schüler keine Fühlung mehr mit einander haben? Man glaube doch nicht leichtsinnigerweise, daß die Dinge da stehen bleiben, wo sie sind. Der Stein, in's Rollen gebracht, stürzt weiter; wir können, wenn wir alle Kraft einsetzen, ihn noch halten; unseren Enkeln entrollt er sicher und reißt sie mit in's Verderben.

Diese und noch eine Reihe weniger in die Augen fallender übler Folgen der zu weit getriebenen Lernfreiheit haben Zustände geschaffen, welche dringend Abhilfe fordern. Das wird von den verschiedensten Seiten anerkannt; aber wie die Hilfe zu verschaffen sei, darin gehen die Meinungen weit auseinander.

Ich meinerseits habe mich für derartige Fragen schon interessirt, lange bevor sie so brennend geworden. Ich habe meine Erfahrungen gesammelt als Schüler einer Bürgerschule und eines Gymnasiums, als Student in Zürich und auf süd- und norddeutschen Hochschulen, als Privatdocent der Universität, als Professor der Forstakademie, des Polytechnikums und wieder der Universität. Ich glaube wirklich zu einem sicheren Urtheile berechtigt und berufen zu sein und bin mir außerdem bewußt, unparteiisch nur das allgemeine Beste, insbesondere das der studirenden Jugend im Auge zu haben und auch für das Wohl Derer meine Stimme zu erheben, welche im Kampfe für vermeintlich unterdrückte und zurückgesetzte Lehranstalten in bester Absicht unsere akademische Bildung zu schädigen streben, mit einer Energie, von der leider nicht der zehnte Theil in den Reihen der berufenen Vertheidiger derselben zu finden ist.

Von verschiedenen Seiten ist die Zulassung der Realschüler zum Studium der Medicin verlangt worden, womit allerdings die Ungleichheit unserer Zuhörer fast ganz beseitigt sein würde. Dieser Vorschlag ist für den Augenblick wohl als abgethan und abgelehnt zu betrachten. Aber er wird, wenn nicht vorgebaut wird, wiederkehren. Er wird gemacht und unterstützt zunächst von manchen, aber nicht von allen Rectoren und Lehrern der Realschulen, deren Votum, wie tüchtige Schulmänner auch unter ihnen unzweifelhaft sind, vom Verdacht der Voreingenommenheit und Parteilichkeit nicht frei ist. Für die Zulassung treten ferner viele liberal sein wollende Zeitungen ein, weil sie nach alter Tradition dadurch für die Freiheit zu kämpfen glauben; ferner alle jene Laienkreise, welche der Meinung huldigen, nur das, was der junge Mann in seinem künftigen Berufe wirklich „brauche", müsse auf der Schule gelernt werden. Mit diesen Leuten ist nicht zu streiten; denn sie reden wie der Blinde von der Farbe. Endlich ist die Zulassung befürwortet worden von Männern, welche finden, daß die Gymnasien auf das Studium der Naturwissenschaften und der Medicin ungenügend vorbereiten, und eine bessere Vorbildung bei den Realschülern voraussetzen. Obschon die Mehrzahl der Vertreter dieser Auffassung schwerlich Gelegenheit gehabt hat, Realschüler und Gymnasiasten neben einander im Studium zu beobachten und dadurch die ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, so entbehrt diese doch keineswegs aller Berechtigung. Die ganze realistische Bewegung ist im Grunde nur eine

mächtige Reaction gegen die Einseitigkeit der alten Gymnasien. Sie ist, wie jede Reaction, über das Ziel hinaus geschossen und hat Uebelstände erzeugt, schlimmer als die, welche sie beseitigen wollte.

Bekanntlich bestand und besteht der Hauptmangel der humanistischen Schulbildung, wie sie mit sehr rühmlichen, aber leider noch wenig zahlreichen Ausnahmen von den Gymnasien gegeben wird, in der Vernachlässigung der Ausbildung aller der Fähigkeiten, welche die Beziehungen des Menschen zur realen Welt vermitteln. Nicht genug, daß die Mehrzahl der Schüler ganz ohne Noth kurzsichtig gemacht, daß neben dem Auge nur sehr selten das Ohr gebraucht wird, so daß der Schüler fremde Sprachen nur versteht, wenn er sie liest, nicht wenn er sie hört: ganz besonders wird gesündigt durch die Vernachlässigung der Uebung in sinnlicher Wahrnehmung, der Bildung von Vorstellungen und in der Schlußfolgerung aus den wahrgenommenen Erscheinungen. Es ist ganz unglaublich, wie wenig die meisten gebildeten Männer unserer Zeit geübt sind, irgend einen Gegenstand oder eine Erscheinung richtig zu sehen, das Gesehene in Wort, Schrift oder Bild genau wiederzugeben oder gar einen zuverlässigen Schluß auf den ursächlichen Zusammenhang des beobachteten Vorganges zu ziehen. Nicht nur die Lehrer der Naturwissenschaften und der Medicin, sondern auch die der Aesthetik, Kunstgeschichte, Archäologie &c. klagen bitter über diesen Mangel.

Daneben gebricht es gewöhnlich an der Fähigkeit, die nothdürftig gewonnenen, nur mit dem Gedächtniß erfaßten mathematischen Kenntnisse zu gebrauchen als ein Hilfsmittel zu weiteren Studien.

Die Folge dieser Vernachlässigungen ist, daß der Student die ihm in unsern naturwissenschaftlichen Vorträgen gezeigten Erscheinungen nicht rasch und klar aufzufassen vermag und die Schlüsse nicht versteht, die wir aus Experimenten und Beobachtungen ziehen. Bis er sich etwas hineingefunden, sind die Elemente der verschiedenen Disciplinen vorgetragen ohne recht verstanden zu sein. Die Fülle des Stoffes, der gesehen und begriffen werden soll, wächst fort und fort. Der Student ist nicht geübt genug, um inne zu werden, wie die verschiedenen Naturwissenschaften ineinander greifen, wie oft gleiche, oder ähnliche Gesetze wiederkehren, wie also das Studium des einen Faches das des anderen zu erleichtern und zu ergänzen vermag. Statt der Freude an der sich bei jedem Schritte erschließenden Erkenntniß bemächtigt sich der Mehrzahl Angst und Entsetzen, wie es nur möglich sein soll, die als gigantischer Wust erscheinende Fülle des naturwissenschaftlichen Stoffes in zwei Jahren zu bewältigen und darauf in weiteren zwei Jahren noch etwa eben so viel medicinische Dinge und Erscheinungen kennen und verstehen zu lernen. Das fleißigste Bücherstudium vermag auch nicht zu helfen, und so kommt das traurige Ergebniß zu Stande, daß zu einem tieferen Verständniß der Naturwissenschaften nur die wenigen Studirenden der Medicin gelangen, die von Anfang an mit offenem Auge in das Studium eintraten und spielend lernten, was ihren Commilitonen so viel Noth und Pein machte. Die Prüfung in

den Naturwissenschaften, das Examen physicum der Mediciner zeigt dies in höchst betrübender Weise, und dem entspricht die leider nicht weg zu leugnende Thatsache, daß die Kenntniß der naturwissenschaftlichen Grundlage der heutigen Medicin nur sehr wenigen Aerzten in Fleisch und Blut übergeht, weil sie schlecht vorbereitet ihr Studium begannen.

Den gerügten schweren Fehler der durchschnittlichen Gymnasialbildung wollen die Realschulen vermeiden und vermeiden ihn wirklich bis zu einem gewissen Grade. Nicht nur pflegen ihre Zöglinge, falls sie die Schule ganz durchmachen, eine weiter gehende mathematische Bildung zu besitzen als die Gymnasiasten, auch die Befähigung zu sinnlicher Wahrnehmung ist besser entwickelt. Leider aber gehen sie, und zwar ohne Ausnahme, so viel mir bekannt, zu weit, indem sie ihren Schülern nicht nur die Befähigung zu naturwissenschaftlichen Studien, sondern eine ganze naturwissenschaftliche Ausbildung zu geben suchen, also ein Ziel verfolgen, das der Hochschule gehört und nicht der Vorbildungsanstalt. Indem sie diesem Zwecke einen großen Aufwand von Zeit und Kraft zum Opfer bringen, sind die Realschulen genöthigt, auf das Griechische ganz zu verzichten und das Lateinische so erheblich einzuschränken, daß die Schüler nur den ersten, vorwiegend das Gedächtniß beschäftigenden Theil des lateinischen Unterrichtes durchmachen, während ihnen ein tieferes Eindringen in den Geist dieser Sprache, wie es die letzten Jahrescurse der Gymnasien ermöglichen, vorenthalten bleibt. Gewiß mit Recht ist daher von verschiedenen Seiten, auch von Realschulmännern selbst vorgeschlagen worden, das Latein lieber ganz fallen zu lassen als es mit so geringem Nutzen zu treiben.

Durch diese Einschränkung des sprachlichen Unterrichtes mußte selbstverständlich der auf ihm beruhende Theil der allgemeinen geistigen Durchbildung herabgedrückt werden, und unsere Erfahrung bestätigt, daß im Durchschnitte der von der Realschule als reif entlassene Schüler dem vom Gymnasium kommenden an Sicherheit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken merklich nachstehe. Auch der ziemlich ausgedehnte Unterricht in den neueren Sprachen hat diesem Uebelstande bis jetzt nicht abgeholfen und wird ihm auch in Zukunft nicht abhelfen.

Dieser Schaden aber ist noch der kleinere. Weit schlimmer ist, daß die Realschule ihre Schüler durch das ganze Gebiet der Naturwissenschaften einschließlich ihrer technischen Anwendungen hindurchzuführen sucht, dem Universitätsstudium dadurch jeden Reiz der Neuheit nimmt, jeden frischen Impuls unmöglich macht und den jungen Leuten die Ueberzeugung giebt, daß alles, was die Hochschule bietet, für sie bereits überwundener Standpunkt sei. Es ist daher gar nicht selten, daß der die Universität oder das Polytechnikum besuchende Realschüler trotz sehr lückenhafter Kenntnisse[1]) es

[1]) Erst kürzlich kam es mir vor, daß ein fleißiger Realschüler, der keinen chemischen Vortrag zu hören nöthig fand, ihm zur Untersuchung übergebenes Bromkalium nach langem Experimentiren bestimmt für Oxalsäure erklärte.

nicht der Mühe werth findet, unsere Vorträge anzuhören, und daß er im ersten oder zweiten Semester sich ein Thema zur Bearbeitung als Doctordissertation ausbittet. Wir haben die vollständig verkehrte Welt. Der Realschullehrer giebt die chemische Fachbildung, und der Professor der Chemie corrigirt die abscheulich stylisirten deutschen Aufsätze, die ihm als Dissertationen vorgelegt werden. Dieses verkehrte Verhältniß entspricht so sehr der hastigen Ueberstürzung unserer Zeit, daß kürzlich sogar vorgeschlagen wurde, die naturwissenschaftliche Vorbildung der Mediciner doch ganz auf die Realschule abzuwälzen. Die weitere Consequenz, das Studium der Medicin in die Volksschule zu verlegen, ist, soviel mir bekannt, bis jetzt noch nicht gezogen worden, abgesehen etwa von dem ersten Schritte auf diesem Wege, gegen den auf der Naturforscherversammlung in München Prof. Virchow so treffend Einsprache erhob.

Der Uebergriff der Realschulen in das Gebiet der Universität ist das gleiche, wie der der preußischen Provinzialgewerbeschulen in das des Polytechnikums. Ueber letztere sagt der Director der Berliner Gewerbeakademie Reuleaux[1]) er sei in zwei Beziehungen nicht mit ihnen zufrieden: „Die „erste ist, daß an vielen Vorbereitungsanstalten in wohlgemeintem Eifer mit „der Vorbildung extensiv zu weit gegangen wird. Es werden Gebiete mit „hineingezogen, welche nicht der Vorbildung, sondern der Ausbildung angehören. Nothwendig wird dabei die Intensität der Vorbildung vernachlässigt. Dieser Expansionstrieb der Gewerbeschuldirectoren ist stellenweise „kaum zu mäßigen. Sie suchen aus ihren Anstalten Polytechniken zu machen „und finden ein geneigtes Ohr bei den Communalbehörden und Protectoren „(eine Schattenseite der Betheiligung der Communen an der Schulgründung), „bemerken aber nicht, daß sie die vorzubildende Jugend falsch behandeln. „Ihre Abiturienten haben, wenn sie auf die Hochschule kommen, „Alles „schon gehabt", sind in Folge dessen anfänglich nachlässig, bis sich nach „kurzer Zeit der Vortrag so entwickelt hat, daß er ihnen nicht mehr faßbar „ist, und sie sich plötzlich im Hintertreffen sehen. Nur wenigen gelingt es „dann, wieder nachzukommen. So haben wir denn das Resultat, daß „begabte Jünglinge wegen zu weit gehender Vorbildung durchaus mittelmäßig „bleiben, der edlen Begeisterung für hohe Ziele gänzlich verlustig gehen und „die Anstrengungen, die die Hochschule für sie macht, fruchtlos werden lassen.

„Die zweite Beziehung, in welcher die Vorbildung der Gewerbeschulen „nicht befriedigt, ist der Mangel der Allgemeinheit der geistigen Vorbereitung. „Auch die bereits reoganisirten Schulen sind immer noch zu einseitig, leisten „nicht genug für die gleichmäßige Gymnastik der Gaben der Schüler. Demzufolge ist immer die bei weitem größere Mehrzahl der Aufgenommenen „auch einer Fortführung einer strengen Einseitigkeit der Studien geneigt und

[1]) Schreiben vom 5. Mai 1874 an den damaligen Director des Polytechnikums zu Karlsruhe, abgedruckt in der „Deutschen Warte", Band 7, S. 264.

„will die „Lernfreiheit“ dahin benutzen, nur das „Brauchbare“ aus den „Vorlesungen herauszuheben, das Uebrige aber höchstens als Ballast zu „führen. Statt daß unsere technische Hochschule, wie sie erstrebt, in dem „gebildeten Techniker zugleich den gebildeten Staatsbürger erzieht, dem das „Interesse für allgemeine Fragen der Bildung, der Künste und Wissenschaften „eben so nahe liegt, wie dem Juristen, Mediciner, dem gebildeten Manne „überhaupt, muß sie nur zu häufig noch einen einseitig geformten, und zwar „absichtlich in die Einseitigkeit hineingearbeiteten Menschen entlassen, welcher „nach Absolvirung seiner sechs Semester in sein Fach hineineilt und bald „darin spurlos verschwindet, obwohl sein Talent ganz Anderes erwarten ließ.“ Man kann die Behandlung der Fachwissenschaft auf der Vorbereitungsanstalt nicht schärfer und zugleich gerechter kritisiren, als mit diesen beredten Worten geschieht.

Wenn Herr Reuleaux im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen die Realschulen von den den Gewerbeschulen gemachten Vorwürfen mehr oder weniger frei spricht, so gilt das nur für sein Fach, die Mechanik und Maschinenlehre, durchaus nicht für die Chemie, an der sie sich in ganz gleicher Weise versündigen, wie die Gewerbeschulen. Dies wird auch von Realschullehrern selbst klar erkannt. Der Director der Realschule I. O. zu Düsseldorf, Dr. Carl Boettcher sagt in seiner Antrittsrede[1]: „So erleben „wir das merkwürdige Schauspiel, daß in derselben Zeit, in welcher gewisse „Bestrebungen die Hörsäle unserer Universitäten in Schulzimmer verwandeln „möchten, der Unterricht namentlich in den obersten Klassen unserer höheren „Lehranstalten an einem gewissen Hinübergreifen in die Sphäre der Facul„täten geradezu krankt und jene schülerhafte Ueberschätzung des auf der „Schule erlernten Wissens, wenn nicht hervorbringt, so doch wenigstens „begünstigt, durch welche sich Studenten in den ersten Semestern so häufig „zum Gegenstande harmloser Neckereien von Seiten ihrer alten und bereits „durch bittere Erfahrungen klug gewordenen Commilitonen machen“.

Müssen wir das Ergebniß dieser Betrachtungen zusammenfassen zu dem Urtheile, daß die Realschule keine geeignete Vorbildung für naturwissenschaftliche und medicinische Studien gibt, so erkennen wir andererseits gern an, daß die lebhafte, zu ihren Gunsten unternommene Agitation die gute Wirkung gehabt hat, die Augen weiter Kreise auf Schwächen der Gymnasialbildung zu richten, welche sonst vielleicht noch lange unbeachtet und unverbessert geblieben wären. Die Zahl Derer, welche über diese Mängel klagen und deren Abstellung verlangen, ist gegenwärtig sehr groß. Aber nur wenige Naturforscher und Aerzte machen sich die Mühe, die Frage, was geändert werden soll, genau und bis in die Einzelheiten hinein zu erwägen und mit erfahrenen Schulmännern zu besprechen. Andererseits aber verhalten sich viele

[1] Ueber die sogenannte Einheitsschule. Ein Beitrag zur Lösung der Realschulfrage. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung 1878. (S. 29).

philologisch gebildete Lehrer und Männer des Schulfaches den verlangten Aenderungen gegenüber rein ablehnend und negativ. Die einen verlangen zu viel; die anderen gewähren zu wenig. Natur- und Geisteswissenschaften sind schon so weit auseinander gegangen, daß es am gegenseitigen Verständniß gebricht. Die Lage ist der Art, daß viel gebessert, aber auch viel verdorben werden kann.

Was nach meiner Ansicht zu geschehen hat, habe ich in einer anderen Gelegenheitsrede [1]) ausführlich dargelegt. Ich beschränke mich daher hier auf wenige Bemerkungen. Zunächst kann nicht genug betont werden, daß die von uns gewünschte Reform keine Revolution sein darf, welche den Charakter der Gymnasien umkehren würde. In Latein und Griechisch sollen die Schüler nicht weniger weit geführt werden, als es jetzt geschieht; aber daneben sollen von Anfang an in wenigen wöchentlichen Stunden auch die Sinne geübt und die sinnlichen Wahrnehmungen geistig verarbeitet werden. Dieser Anschauungsunterricht ist mit dem mathematischen, mit den Stylübungen und dem Zeichnen [2]) in systematischen, organischen Zusammenhang zu bringen. Ob dabei als Unterrichtsmaterial Natur- oder Kunstproducte dienen, ist ganz gleichgiltig. Wir verlangen nur, daß unsere Studenten alle ihre Sinne wirklich brauchen lernen, daß sie wissen, was sie sehen, fühlen u. s. w., und daß sie das klar und bestimmt in Wort, Schrift und Bild wiederzugeben im Stande seien. Dies zu erreichen ist keineswegs leicht; aber wer es versteht, braucht dazu nicht viel Zeit, und wem es nicht gegeben ist, dem hilft auch die größte Stundenzahl nichts. Die Hauptsache ist, daß zunächst alle die philologisch oder juristisch gebildeten Männer, denen die Leitung der Schulen und des Schulwesens anvertraut ist, erkennen lernen, daß hier wirklich eine hochwichtige Aufgabe zu erfüllen ist, die ein eingehendes Studium erfordert und nur durch ein wohldurchdachtes Ineinandergreifen verschiedener Unterrichtszweige gelöst werden kann. Es genügt nicht, dem hergebrachten Unterrichtsgange äußerlich noch etwas anzuflicken, sondern es muß die Uebung des mathematischen Denkens und die Befähigung zu klarbewußter Beobachtung als ein integrirender Theil der allseitigen Ausbildung des Menschen anerkannt und ebensowohl für die künftigen Theologen, Juristen, Philologen, wie für Mediciner und Naturforscher in den Lehrplan eingefügt werden.

Ferner sind die Lehrmethoden und die Lehrer für dieses Ziel ebenso sorgfältig auszubilden, wie es für die Elementarfächer und die Sprachen seit lange geschieht. Ob ein Gymnasium seine Schüler gut oder schlecht auf das Studium der exacten Wissenschaften vorbereitet, hängt gegenwärtig allein von der Person der Lehrer und ihrer Methode ab. Sehr viele Lehrer wissen

[1]) Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten, Vortrag, gehalten im literarischen Vereine zu Karlsruhe. Breslau. Maruschke und Berendt, 1873. S. 34 ff.

[2]) Ueber den Werth des Zeichnens vergl. besonders: R. Schöne, Zeichenunterricht der Volksschule; Preuß. Jahrb. 41. März 1878, S. 283.

beim besten Willen nichts anderes zu thun, als den Schülern einen Auszug dessen vorzutragen, was sie selbst auf der Universität gehört haben, statt nur pädagogisch Werthvolles zu bringen. Sie suchen positive Kenntnisse dogmatisch einzuprägen, statt die Fähigkeiten der Schüler zu entwickeln und zu beleben. Es muß nothwendig Vorsorge getroffen werden, daß die jungen Lehrer ihre Aufgabe kennen und lösen lernen.

Sehr wesentlich ist außerdem, daß die Gymnasien von der Masse der Schüler gesäubert werden, welche keine höheren Studien beabsichtigen. Wie schon von verschiedenen Seiten vorgeschlagen wurde, läßt sich dies leicht bewirken, wenn die Berechtigung zum einjährigen Dienste nur durch das Reifezeugniß ertheilt wird.

Stellt man die richtigen Leute auf den richtigen Fleck und gibt ihnen freie Bahn, so gelingt es unzweifelhaft, die Gymnasialbildung so zu ergänzen, daß auch Naturforscher und Mediciner mit ihr völlig zufrieden sein werden.

Sollte man mir einwenden, die geforderten Aenderungen verlangten einen, wenn auch nicht sehr großen, so doch immerhin fühlbaren Mehraufwand von Zeit und eine Mehrbelastung der Schüler, beide aber seien schon bis auf das äußerste zulässige Maß getrieben, so widerspreche ich dem nicht. Ich mische mich nicht ein in den Streit, ob lateinische Aufsätze und Uebersetzungen in's Griechische gemacht werden sollen oder nicht, weil das, meiner Ansicht nach, eine Sache ist, die nur die Philologen angeht, und die die Aufsichtsbehörde weder fordern noch verbieten sollte. Aber ich frage, ob denn nicht die Lehrer der alten Sprachen, besonders in den oberen Klassen, manche Stunde unnütz verbrauchen, indem auch sie, gleich den Chemikern an den Realschulen, ihren Schülern viel zu viel von dem vortragen, was sie selbst auf der Universität gelernt, Textkritik, Sprachvergleichung, Alterthumskunde und was dergleichen Dinge mehr sind. Die Philologen sind gewohnt, viel Zeit zu brauchen, weil man ihnen viel gibt. Beschränkt man sie ein wenig, so werden sie die Zeit um so besser zu Rathe halten und werden das um so mehr können, wenn man sie vor zu vielen und vor unfähigen Schülern durch das angegebene Mittel möglichst bewahrt.

Was aber die Belastung der Schüler anlangt, so glaube auch ich, daß von denselben schon jetzt eher zu viel als zu wenig verlangt wird, oder besser gesagt zu vielerlei. Es hängt das zusammen mit dem Streben, zu egalisiren und zu centralisiren, das mehr oder weniger subjective Urtheil der Lehrer über Beförderung und Reiferklärung der Schüler durch die gleichförmige Schablone von Prüfungen zu ersetzen, bei denen der Natur der Sache nach das Hauptgewicht auf die dem Gedächtnisse eingeprägten positiven Kenntnisse fällt. Je mehr man reglementirt hat und die Freiheit der Lehrer beschränkt, um so schlimmer ist dies geworden, so daß jetzt in den meisten deutschen Staaten im Maturitätsexamen eine wahre Sündfluth von auswendiggelernten Zahlen und Daten aus der Geschichte, Religions- und Literaturgeschichte, Alterthumskunde, Geographie u. s. w. gefordert wird, die in letzter Linie nur

die Wirkung haben, daß sie den jungen Leuten die Lust benehmen, auf der Universität Vorträge über die Gegenstände zu hören, die auf der Schule in viel zu großem Umfange betrieben wurden. Wir wollen dieselben nicht ganz verdrängen, glauben aber, daß es ein wahrer Segen sein wird, wenn unsere Forderungen drei Viertel der jetzt in der Maturitätsprüfung geforderten „Memorirstoffes" verdrängen und dadurch dazu beitragen, daß für die Entscheidung über die Reiferklärung dem Urtheile des Lehrercollegiums wieder mehr Gewicht beigelegt werde, als dem Ausfalle der Prüfung. Ob die positiven Kenntnisse etwas größer oder geringer sind, macht wenig aus, wenn nur die jungen Leute mit offenem Auge, frischem Sinne und geschultem Verstande die Hochschule betreten.

Die verlangte Verbesserung der Gymnasien ist das einzige Mittel, die Realschulfrage für die Mediciner endgültig aus der Welt zu schaffen. Dasselbe gilt leider nicht für die Studien, zu welchen die Realschüler bereits Zugang erlangt haben. Um auch hier zu helfen ist vorgeschlagen worden, dieselben wenigstens nicht zum Doctorexamen zuzulassen. Einige Universitäten haben bis in die letzte Zeit diese Regel als Tradition bewahrt, andere sie sogar neu eingeführt.

Aber Angesichts der einmal bestehenden Verhältnisse ist dieses Verfahren nutzlos und außerdem ungerecht. Ein junger Mann, der das Studium der Chemie beginnt, hat selten von Anfang an die bestimmte Absicht, den Doctorgrad zu erwerben. Er läßt sich daher durch jene Vorschrift weder vom Studium abhalten noch zur vorgängigen Erwerbung des Maturitätszeugnisses bestimmen. Erst im Verlaufe seiner Arbeiten zeigt es sich, ob er zu selbstständiger Forschung und wissenschaftlicher Productivität sich befähigt und berufen fühlt. Nun aber ist und bleibt der Doctortitel, so oft er auch an Unwürdige verliehen sein mag, für den Studirenden, der kein Staatsamt erstrebt, besonders den Chemiker, das einzige Mittel, die erlangte wissenschaftliche Selbstständigkeit zu erweisen. Ist es nun gerecht, einem tüchtigen strebsamen jungen Manne dieses Zeugniß zu verweigern, nur, weil er trotz einer mangelhaften Schulbildung diese Stufe der Entwickelung erreicht hat? Sollen wir eine vorzügliche Arbeit zurückweisen, weil ihr Verfasser von der Realschule kam, und eine mittelmäßige, gerade noch genügende annehmen, lediglich, weil ihr Urheber mit derselben zugleich das Reifezeugniß eines Gymnasiums vorlegt? Wollten wir diese Ungerechtigkeit begehen, so würden wir nicht nur die Doctorpromotion so gut wie abschaffen, weil wir kaum noch Gymnasiasten unter unseren Studirenden haben, sondern wir würden obendrein, und das wäre die schwerste Schädigung, die productive Thätigkeit aus unseren Laboratorien verbannen. Da als Doctordissertation eine selbstständige wissenschaftliche Arbeit verlangt wird, so drängen sich unsere Studenten zu eigener Forschung; der Universitätsprofessor hat stets zu wehren, daß sie damit nicht zu früh beginnen, während sein College am Polytechnicum seine Schüler, die nur Uebungsaufgaben lösen wollen, nur mit Mühe dazu

bringt, ihre Kraft an noch ungelösten Problemen zu erproben. Dieser einzige und letzte Unterschied zwischen den Laboratorien der Universitäten und der polytechnischen Schulen würde ausgelöscht werden.

Bei der Prüfung des Doctoranden müssen wir nothwendig das Hauptgewicht auf die Fachbildung legen. Wirklich schlechte Schulbildung ist natürlich auch ein triftiger Grund zur Zurückweisung; aber die Forderung des Maturitätszeugnisses gehört nicht vor das Doctorexamen, sondern vor den Beginn des Studiums.

Hätte man alle Realschüler von der Promotion zurückgewiesen, so würde man damit auch den Nachwuchs akademischer Docenten der Chemie fast ganz abgeschnitten und eine nicht geringe Zahl tüchtiger Kräfte, die jetzt als Privatdocenten und Professoren an den polytechnischen Schulen und an den Universitäten segensreich wirken, in die Technik gedrängt haben. Diesen die Venia legendi versagen, nachdem sie sich als productive Forscher hervorgethan, wäre nicht nur unrecht, sondern moralisch unmöglich gewesen. Wir sind zwar hier in Würtemberg gewohnt, studirten Leuten bis in's Greisenalter hinein ihre Prüfungsnoten nachzutragen; aber auch hier wird bereitwillig zugegeben werden, daß man einen als Docenten zuzulassenden oder zu berufenden fertigen Mann nach dem beurtheilen muß, was er ist, und nicht nach dem, was er war, als er die Schule verließ, und daß man einen Faraday nicht wegen mangelnden Maturitätszeugnisses vom akademischen Lehramte ausschließen könnte.

Es gibt nur ein einziges unfehlbares Mittel den besprochenen Uebelständen abzuhelfen: die unbedingte strenge Forderung des Reifezeugnisses nicht nach, sondern vor dem Eintritte in das akademische Studium. Nachdem aber die Realschüler einmal zu gewissen Studien zugelassen worden, erscheint es auf den ersten Blick schwierig, ihnen diese Berechtigung wieder zu entziehen. Dies wird auch schwerlich gelingen, so lange sich die Universität auf die Defensive beschränkt; es ist aber leicht, sobald wir zum Angriffe übergehen, dem die Realschulen der Blößen genug bieten. Bekanntlich suchen dieselben nothgedrungen, wie bisher die preußischen Provinzialgewerbeschulen, einen Theil ihrer Schüler für höhere Studien, den andern zum unmittelbaren Eintritt in's praktische Leben vorzubereiten. Diese beiden Aufgaben sind mit einander absolut unvereinbar. Es ist daher mit den Realschulen genau so zu verfahren, wie es die k. preußische Regierung jetzt mit den Gewerbeschulen zu thun begonnen hat, und hoffentlich ganz und voll thun wird. Es ist ihnen aufzugeben, sich zu entscheiden, ob sie entweder zum Eintritte in's praktische Leben ausbilden, oder für höhere Studien vorbereiten wollen; eines oder das andere. Den Schulen, welche sich dann zur Vorbereitung entschließen, sind alle Uebergriffe in das Gebiet der Hochschule zu untersagen und ihr Cursus so zu regeln, daß er nicht schneller als der der Gymnasien durchzumachen ist. Sie werden dann Zeit und Kraft genug finden, die sprachliche Bildung mehr als bisher zu fördern, das Latein

gründlich zu betreiben und das Griechische, wenn zunächst auch nur facultativ, wieder aufzunehmen. Man kann auch unbedenklich aus ihnen nach dem Vorschlage des Herrn Director Böttcher[1]) „Einheitsschulen" mit Bifurcation der Prima machen, womit besonders den auf angewandter Mathematik beruhenden, auf dem Polytechnicum gelehrten Fächern gedient werden würde. Die Hauptsache ist, daß ihr Reifezeugniß nicht leichter, noch schneller erlangt werden könne, als das der Gymnasien. Wird diese Forderung streng durchgeführt, so geht ihnen das Mittel verloren, durch das sie im Stande waren, den Gymnasien so erfolgreich Concurrenz zu machen, und sie werden, um Schüler zu behalten, entweder selbst wieder Gymnasien werden, oder diesen sich doch so ähnlich gestalten müssen, daß wir auch mit ihren Zöglingen zufrieden sein können.

Nach Durchführung der verlangten Reform der Vorbildungsanstalten müssen die Universitäten ihre bisher zu weit gewährte Lernfreiheit durch strenge Forderung des Reifezeugnisses einschränken. Daß sie dazu berechtigt sind, unterliegt keinem Zweifel. Die von der Hochschule gewährten Vortheile, die aus Staatsmitteln aufgewandten Gelder sind so bedeutend, daß eine noch dazu im Interesse der Studirenden selbst liegende Gegenleistung nicht verweigert werden kann.

Ich behaupte aber nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung der Universität und des Staates zu dieser Forderung. In unserer Zeit, die ja mehr als alle früheren alles möglichst schnell und möglichst billig zu erreichen strebt, sucht auch der Vater seinen Sohn so schnell und wenig kostspielig, wie es geht, auf seinen Lebensberuf vorzubereiten. Von dem Werthe einer guten Vorbildung haben wenige einen richtigen Begriff. Welche Sünden gegen dieselbe aus gedankenloser Kurzsichtigkeit und unzeitiger Sparsamkeit versucht und begangen werden, habe ich erfahren, als ich am Polytechnicum mit Eltern, Vormündern u. s. w. über die Zulassung ihrer Zöglinge zum Studium der Chemie zu verhandeln hatte. Ich habe dort aber auch gesehen, welch mächtiges Zuchtmittel für die Väter die Zurückweisung ungenügend vorgebildeter Söhne ist. Sie ist das einzige wirksame Mittel, die Väter zu zwingen, ihren Söhnen eine gute Vorbildung zu geben; nur sie schützt die Jugend gegen Unkenntniß, Vorurtheil und Nachlässigkeit der Väter. Sie ist darin für die höheren Studien, was der allgemeine unerbittliche Schulzwang für die niedere Volksbildung ist. Entschlagen dürfen wir uns dieses einzigen Mittels um so weniger, als wir alle wissen, daß wir Deutsche, im Gegensatze zu manchen anderen Völkern, was wir zu leisten vermögen, weder durch Routine, noch durch rasches, instinctives Erfassen und Nachahmen, sondern lediglich durch gründliche Schulung des Einzelnen zu leisten pflegen. Die Universitäten und die ihnen vorgesetzten Behörden allein trifft die Verantwortung, wenn die geistige Kraft und Leistungsfähigkeit der

[1]) A. a. O.

Nation auf einem oder vielen Gebieten sinkt oder auch nur stehen bleibt, weil das akademische Studium, in Folge ungenügender Vorbereitung, nicht den Erfolg hat, den es haben könnte und sollte. Darum haben wir die Pflicht, die zu liberal gewährte Lernfreiheit auf das allein zulässige Maß einzuschränken.

Die Zeit ist der Durchführung dieser Reform günstig, da die darniederliegende Industrie augenblicklich sehr viel weniger naturwissenschaftlich gebildete Techniker braucht als bisher, eine etwaige zeitweilige Abnahme des Studiums, daher keinen Mangel erzeugen wird.

Natürlich ist eine geraume Uebergangsfrist von etwa fünf Jahren zu gewähren, nach deren Ablauf im studentischen Alter stehende Reichsangehörige zu allen Studien nur auf Grund eines Reifezeugnisses der reformirten Vorbereitungsschulen zuzulassen sein werden. Wer außerdem als Hospitant zugelassen werden soll, ist bestimmt zu regeln, ähnlich wie es die Polytechnika meist geregelt haben. Es werden das namentlich sein: Leute reiferen Alters, solche, die schon in Amt und Beruf stehen, Ausländer, gegen die man aber nicht gar zu lax sein sollte, vielleicht auch die Pharmaceuten, wenn es wirklich nicht möglich ist, von ihnen mehr als die jetzt vorgeschriebene Secundanerbildung zu fordern. Ob man auch die Landwirthe ohne Reifezeugniß zulassen darf, ist mir sehr zweifelhaft; ich glaube, daß man es von einer großen Zahl derselben erzwingen kann.

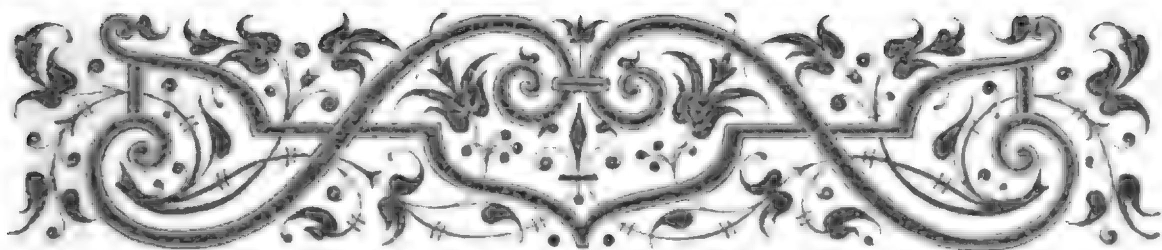
Sicher werden viele Collegen meine Vorschläge zu gewagt finden. Sie werden eine bedeutende Abnahme der Frequenz befürchten; aber mit Unrecht. Wenn Jemand bei Durchführung dieser Reform Gefahr läuft, Hörsaal und Laboratorium sich leeren zu sehen, so ist das der Chemiker, und nicht am wenigsten der Chemiker zu Tübingen. Gleichwohl mache ich allen Ernstes den Vorschlag ohne Bangen. Das allerdings ist sicher, wenn nicht alle Universitäten gleichzeitig die Reform unternehmen, so werden die zurückbleibenden auf Kosten der anderen ihre Frequenz gewaltig steigern. Die einen werden volle, die anderen leere chemische Laboratorien haben; daran wird heutiges Tages auch die Persönlichkeit der Professoren wenig ändern können.

Wenn aber auch alle Universitäten das Zeugniß der Reife fordern, so bleibt doch für den Chemiker noch die gefährliche Concurrenz der Polytechnica, deren Professoren der Chemie denen der Universitäten vollkommen ebenbürtig sind und über Laboratorien verfügen, die so gut und besser eingerichtet und meist reicher dotirt sind als die unseren. Es liegt die Gefahr nahe, daß die studirenden Chemiker, statt mit dem Zeugnisse der Reife die Universität zu besuchen, lieber ohne dasselbe auf das Polytechnicum gehen werden. Ich fürchte auch das nicht. Denn erstlich stellen schon jetzt etliche polytechnische Schulen höhere Anforderungen als wir an die Vorbildung der Studirenden und haben gleichwohl volle Laboratorien, und zweitens besitzen wir ein mächtiges Hilfsmittel, das uns auch unter erschwerenden Umständen die Concurrenz wird bestehen lassen, in dem viel geschmähten und oft ver-

achteten Doctortitel. Ob auch vielfach mißbraucht, hat er als Beweis der erlangten wissenschaftlichen Selbstständigkeit seinen Werth noch nicht verloren und wird im Ansehen nur steigen, wenn die Universität die Anforderungen an die Vorbildung ihrer Studirenden erhöht. Dann erst wird es nicht nur historisch, sondern auch sachlich gerechtfertigt erscheinen, daß nur die Universität und nicht das Polytechnicum den Chemikern den Doctorgrad ertheilt. Der Wunsch, denselben zu erlangen, wird den strebsamen jungen Chemikern bleiben, dieselben dem Polytechnicum entziehen und der Universität zuführen; aber nicht, wie jetzt, erst in den letzten Semestern, sondern von Anfang an, wenn der Uebertritt von der einen zur anderen Lehranstalt nicht mehr so leicht ist wie bisher. Es könnte daher geschehen, daß die Forderung des Reifezeugnisses nicht den Universitäten, sondern im Gegentheile der polytechnischen Schule Schüler entzöge.

Fragen wir nun zum Schlusse, wer die Durchführung der nothwendigen Reform in die Hand nehmen soll, so müssen wir leider eingestehen, daß von der Initiative der zwanzig Universitäten des deutschen Reiches wenig zu hoffen ist. Das Reich selbst hat eine nur sehr zweifelhafte Competenz, besitzt keine Unterrichtsbehörden, und zudem ist das wenige, was an Prüfungsordnungen u. s. w. im Namen des Reiches auf diesem Gebiete geboten wurde, nicht so ausgefallen, um ein weiteres Vorgehen auf dieser Bahn zu empfehlen. Es bleibt daher nur übrig, daß die Regierungen derjenigen Staaten, welche Universitäten besitzen, sich über ein gemeinsames Vorgehen verständigen. Nachdem die Frage so vielfach hin und her besprochen und seit geraumer Zeit spruchreif ist, dürfte das nicht allzuschwer fallen.

Es war gewiß sehr anerkennenswerth, daß die Unterrichtsverwaltungen, besonders die preußische, viele Gutachten eingefordert und alle möglichen Corporationen und Parteien gehört haben. Aber ich glaube, es ist damit allgemach genug geschehen; noch mehr dergleichen könnte die Ansicht hervorrufen, daß die Unterrichtsministerien und Schulbehörden sich selbst nicht klar wären über die einzuschlagenden Wege. Ich bin gewiß kein Freund büreaukratischer Weltbeglückung; aber ich meine, daß die vorliegende Frage eine wesentlich technische ist, die nur durch Schulmänner von Fach wirklich gelöst werden kann. Darum wünsche ich, daß diese sich dazu ebenso unabhängig von den Strömungen im Laienpublicum stellen, wie es der Kriegsminister in den technischen Organisationsfragen zu thun gewohnt ist, und mit klarem Blick und fester Hand unbekümmert um das Geschrei zur Rechten und Linken auf das Ziel lossteuern, das kein anderes sein kann, als die Erhaltung und Hebung der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten.

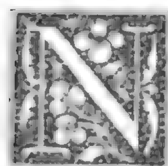


Adolphe Nourrit.

Von

Ferdinand Hiller.

— Köln. —



Nicht gering ist die Anzahl genialer Sänger und Sängerinnen, deren Name gleichsam identificirt mit einer hervorragenden Rolle gedacht und genannt wird. Wer wüßte nicht vom Hörensagen, wenn er es selbst nicht erlebt, was Fidelio und die Schröder-Devrient Rosine und die Sonntag, Agathe und die Lind, George Brown und Roger sich geworden? Man könnte diese Beispiele noch vielfach vermehren, ohne einem lyrischen Bühnenkünstler zu begegnen, dessen Persönlichkeit nicht allein einer größern Anzahl der bedeutendsten Rollen auf's Engste verknüpft, sondern dessen volle Wirksamkeit auf eine berühmte Opernaera von gleichem Einfluß gewesen wäre, wie es bei Adolphe Nourrit der Fall. Und zwar genügte der kurze Zeitraum von acht Jahren, um seine vielseitige künstlerische Thätigkeit zu einer unvergeßlichen zu machen — sie begann im Jahre 1828 mit der Schöpfung des Masaniello und endete im Jahre 1836 mit der des Raoul — die Rollen des Arnold im Wilhelm Tell, des Robert, des Eleasar und anderer von geringerem Belang, liegen dazwischen. Freilich wurde ihm auch das seltene Glück zu Theil, während seiner so schnell und so tragisch abgeschlossenen Laufbahn die bedeutendsten Werke Auber's, Halévy's, Rossini's und Meyerbeer's entstehen zu sehen, Werke die immer noch in allen Musiklanden zu den Pfeilern des neueren Opernrepertoires gehören. Weder vorher noch nachher ist in unserm Jahrhundert eine so concentrirte und fruchtbringende Schöpfungszeit für das lyrische Drama erlebt worden.

Von allen Bühnen, die ein langes Leben hinter sich haben, ist keine der großen Oper in Paris zu vergleichen, in Beziehung auf die Einfachheit und die Stetigkeit ihrer langsamen Entwickelung. Von einer kleinen Anzahl von Componisten und Dichtern beherrscht, deren Werke ungewöhnlich lange Zeit

von der Gunst des Publicums getragen wurden, liegt ihre mehr als zweihundertjährige Geschichte so klar vor, daß sie in ihren Hauptzügen mit wenigen Federstrichen gezeichnet werden kann. Vor Allem ist es bemerkenswerth, daß die Tondichter, die den weittragendsten Einfluß auf ihre Geschicke ausübten, Italiener und Deutsche waren, während die Ausübenden fast ausschließlich Franzosen gewesen und auch keine andere Stadt als Paris die Atmosphäre bieten konnte für ein gedeihliches Wachsthum. Der Form nach übernommen, in Wahrheit gegründet von dem Günstlinge Ludwigs des XIV. von dem genialen Italiener Lully, — dessen vielseitige Talente dabei vielleicht noch wirksamer sich zeigten, als seine große musikalische Begabung, — fortgeführt von dem außerordentlichen Rameau, dem einzigen Franzosen, der durch eine große Anzahl von Werken während längerer Zeit die Bühne der Akademie beherrschte, — war es Gluck, der zuerst durch tiefe reiche musikalische Schöpfungen derselben die herrlichste Weihe gab. Man ist gewohnt in Gluck einen Componisten zu sehen, der sich von der musikalischen Musik, wenn ich so sagen darf, abwendete, um vorzugsweise durch declamatorische und dramatische Anwendung derselben zu wirken. Das ist jedoch nur wahr in seinem Verhältniß zur damaligen italienischen Opera seria, deren zur Schablone gewordene Formen er abschüttelte — es ist aber gänzlich falsch in Beziehung auf seine Vorgänger an der französischen Oper. Diesen gegenüber ist er der echt vocale, melodische, formgewandte Meister — nicht durch das, was er, weil es ihm widersinnig erschien, in der damaligen fast allgemein giltigen Schreibweise der Italiener vermied, nein, durch das, was er von der Schönheit ihrer Gesänge beibehielt, gewann er den Sieg über seine Vorgänger. Daß er aber mit diesen musikalischen Vorzügen die tiefe Auffassung des wesentlich Dramatischen so vortrefflich zu vereinigen wußte, machte ihn geeignet, auf ein französisches Publicum eine so außerordentliche Wirkung auszuüben; eine gewisse Verstandeskühle, die unsern Nachbarn jenseits der Vogesen eigen, hat sie im großen Ganzen stets dahin geführt, in jeder Gattung von Oper ein Juste-milieu vorzuziehen, das weder das absolute Beherrschen des Wortes durch den Ton, noch das umgekehrte Verhältniß zuläßt.

Wieder war es ein Italiener, Gasparo Spontini, der durch ein paar unsterbliche Dramen (wenn sie auch nicht mehr gegeben werden und gegeben werden können), auf dem durch Gluck betretenen Wege vorwärtsschritt, — seine schönen, ausdrucksvollen, ja leidenschaftlichen Melodien mit dem Glanze eines reichen Orchesters schmückend. Einzelne geringfügigere Werke Sacchini's und Salieri's, Lesueur's und Catel's bildeten, neben und nach Gluck und Spontini entstehend und verschwindend, das Repertoire der Akademie bis in die Mitte der zwanziger Jahre. In der Verehrung des deutschen wie des italienischen Meisters blieb sich das Pariser Publicum treu — nicht aber in dem Besuche der Aufführungen ihrer Werke. Das Bürgerthum fühlte sich mehr angezogen von den anmuthigen und geistreichen Schöpfungen der opera comique — die Aristokratie jeder Gattung schwelgte in der sinnlichen

Schönheit italienischen Gesanges, enthusiasmirte sich für die Meisterwerke Mozart's und berauschte sich in Rossini's berückenden Weisen, glänzenden Orchesterklängen und in den vollendeten Aufführungen seiner Opern durch die transalpinischen Virtuosen. Schließlich rief man den Maëstro selbst nach Paris.

Auch die getreuesten Anhänger der alten großen Oper konnten nicht läugnen, daß die talentvollen Darsteller derselben sich von ihrem dramatischen Triebe zu sehr hinreißen ließen und die musikalische Schönheit allzuoft einer recitativischen forcirten Declamation opferten. Eine rühmliche Ausnahme machte der Tenorist Louis Nourrit, ein Schüler Garat's (des französischen Stockhausen), der vom Anfang des Empire bis in die Restauration hinein, durch seine schöne Stimme und seinen trefflichen, wenn auch etwas kühlen Vortrag, einer der beliebtesten Sänger der Akademie blieb. Er war der Vater unseres Adolphe[1]) welcher in seiner ganzen Erscheinung, wie im Klang der Stimme, so sehr ihm glich, daß man auf diese Aehnlichkeit hin, im Jahre 24 eine Oper baute, „les deux Salem" (den Menächmen des Plautus nachgebildet), in der Vater und Sohn die Rollen der Zwillinge mit täuschender Wirkung gaben. Diese künstlerische Collegialität zu erringen, war jedoch dem Sohne nicht leicht geworden, denn trotzdem die Natur ihn mit Allem auf's Reichlichste ausgestattet hatte, was zu den Elementen eines Theatersängers gehört, wollte der Vater, der seinen Stand ohne Liebe und Ehrgeiz ergriffen hatte, nichts davon wissen und hatte ihn frühe schon zum Kaufmann bestimmt. In der berühmten Pariser Erziehungsanstalt Sainte-Barbe, in welcher eine große Anzahl hervorragender Männer ihre erste Bildung erhalten haben, blieb er bis zum 16. Jahre, der Besten Einer und für's Leben mit Vielen der Besten jener Zeit befreundet. Es spricht nicht wenig für seine allgemeine Befähigung, daß er, fast noch ein Knabe, Buchhalter und Kassirer in angesehenen Handlungshäusern wurde — seiner Leidenschaft für Gesang konnte er sich nur im Geheimen hingeben. Ein günstiger Stern führte ihn zu Garcia, dem Vater und Lehrer der Malibran, der Viardot, des noch wirkenden Meisters Manuel Garcia, der, Adolphe's außerordentliche Begabung erkennend, ihn schnell förderte, und, nachdem er ihn hinreichend vorgebildet fand, gemeinschaftlich mit seinem Zöglinge die Zustimmung des überraschten Vaters zu gewinnen wußte. Am 11. September 1821 trat er zum erstenmal in der großen Oper, als Pylades in Gluck's Iphigenie auf und errang sofort allseitige Anerkennung — er stand erst im zwanzigsten Jahre. Und bis zum Tage, an welchem seine Abschiedsvorstellung Statt hatte (am 1. April 1837), bildete seine Laufbahn nicht nur eine Folge von Erfolgen, — sie gab zu gleicher Zeit ein Bild andauernden Fortschrittes in der Entwickelung und Entfaltung der seltensten Gaben.

Nourrit's Erscheinung war in hohem Grade bestrickend. Ein lebhaftes ausdrucksvolles Auge, dunkles reichgelocktes Haar, regelmäßige anmuthsvolle

[1]) geb. in Montpellier, d. 3. März 1802.

Gesichtszüge, die in ihrer Beweglichkeit jeder Empfindung gerecht wurden, eben so unbefangen heiter zu lächeln, wie die leidenschaftlichsten Stürme der Seele abzuspiegeln verstanden; — eine Figur, die weder zu klein noch zu groß war, nur an Ueberfülle litt, erlaubte ihm mit gleichem Glücke den jugendlich-naiven Campagnarden, wie den ritterlichen Edelmann darzustellen. Jede neue Rolle schien eigens für ihn erdacht worden zu sein, so vollständig wußte er sie sich, auch äußerlich, anzueignen. Die sorgfältigsten, vielseitigsten Studien füllten seine freie Zeit aus — und er hatte viel freie Zeit, so lange er nur neben dem Vater oder für ihn auftreten konnte. Ein vortrefflicher Schauspieler des Théâtre français, Baptiste ainé, war sein Declamationslehrer — Talma, den er oft zu sehen Gelegenheit hatte, wurde ihm Vorbild, und interessirte sich lebhaft für den enthusiastischen Jünger. Geschichte und Dichtung, Malerei und Sculptur mußten ihm ihre Schätze öffnen, nicht nur zum Genusse, auch zu künstlerischer Nutzanwendung. Wie viel er wußte, wie tief er namentlich die Schönheit in der Plastik aufzufassen verstand, hatte ich schon in Paris, als ich näher mit ihm bekannt geworden, Gelegenheit zu erfahren — vollends aber während eines Ausflugs nach Venedig, den ich in späterer Zeit das Glück hatte, gemeinschaftlich mit ihm zu unternehmen. — Die Stimme Nourrit's gehörte nicht zu jenen phänomenalen Organen, die den Hörer schon durch das Anschlagen weniger Töne in einen sinnlichen Rausch versetzen; sie war auch nicht von jener das Echo der Mauern herausfordernden Kraft — aber von reinem Wohlklang erfüllt. Markig und voll, ja kühn erdröhnend, wo es darauf ankam, stand ihr auch verführerische Süßigkeit zu Gebote. Mit einer wunderbaren Virtuosität bediente er sich der Kopfstimme; den Uebergang zu derselben vollständig verschleiernd, wußte er ihr die entgegengesetztesten Wirkungen dramatischen Ausdruckes abzugewinnen. Vortreffliche Aussprache des Textes, untadeligste Reinheit der Intonation, echt musikalische, rhythmische Bestimmtheit schienen bei ihm organisch — sie wurden vom Hörer als selbstverständlich kaum beachtet. Dieser, durch höhere Leistungen gefesselt, nahm jene Eigenschaften als Voraussetzungen hin, was sie eigentlich auch immer sein sollten und müßten. Nur eine Seite vocaler Ausbildung hatte Nourrit bisher sich weniger zu eigen gemacht — die Aufgaben, die ihm gestellt gewesen, hatten sie nicht erheischt — es war die, leichter, schneller Vocalisation. Der Moment kam, wo er derselben bedurfte, und bald wurde er ihrer Herr und zwar — unter der Anleitung Rossini's.

„Ein volles Jahr habe ich fast ausschließlich den Gesanglehrer gemacht“, sagte mir der Maëstro par excellence eines Tages. — Der Philhellenismus blühte in Paris wie damals fast überall und er wurde dort unter Anderem die Veranlassung zur Umgestaltung des italienischen „Maometto“ in die französische „Belagerung von Corinth“, das erste Werk Rossini's, welches auf die Bretter der „großen Oper“ gelangte und, da es an die Sänger derselben sehr ungewohnte Forderungen stellt, den Componisten zu jener Thätigkeit veranlaßte. Den 9. October 1826 wurde die „Belagerung“ zum ersten Mal

ausgeführt und zwar mit großem Erfolge. Während die Rolle des Neocles die erste, theilweise wenigstens, für Adolphe Nourrit geschriebene Partie war, wurde die des Cleomenes in derselben Oper zur letzten des Vaters, der sich Ende des Jahres vom Theater zurückzog, dem Sohn den Vollbesitz des ersten Faches überlassend. Einundzwanzig Jahre hatte er der Academie angehört.

Die erste Rolle, in welcher Adolphe Nourrit Gelegenheit gegeben war, seine Kunst und Genialität in vollstem Maße zu offenbaren, war die des Masaniello in der Stummen von Portici (erste Aufführung den 29. Februar 1828). So berühmt und populär diese Oper auch heutigen Tages noch ist, so wenig gibt man sich Rechenschaft von der Ueberraschung, die die Neuheit ihrer Gestaltung auf der Bühne Gluck's und Spontini's hervorrufen mußte. Man könnte sagen, daß mit ihr das demokratische Element urplötzlich sich einen Platz auf einem der pathetischsten, vornehmsten Theater eroberte. Volkslieder, Volkstänze, Volksmarkt und -Aufruhr — der Held ein Fischer — es war die Genremalerei auf die Historie angewendet, wie es freilich lange vorher Horace Vernet und Andere mit der Palette versucht hatten. Dazu eine modern-brillante selbständige Anwendung des Orchesters zu der Pantomime der Fenella, wie sie ebenfalls in der großen Oper nicht dagewesen war. Was Nourrit in der Hauptrolle leistete, ist schwerlich von irgend einem seiner Nachfolger in aller Herren Länder wieder erreicht worden — auch hat vielleicht keine der später ihm zugefallenen Partien sein erstaunenswerthes Talent als Sänger, wie als Schauspieler in ein helleres Licht gesetzt. Die volksthümliche, scheinbar nachlässige und doch von südlich angeborener Noblesse getragene Haltung, mit der er den Fischer durch alle Phasen seines vielbewegten Schicksals darstellte, trug den Stempel vollster Wahrhaftigkeit — und neben den männlichsten, aufregendsten Accenten des revolutionären Jünglings fand seine Stimme in dem bekannten Schlummerlied Töne von solchem Schmelz, von so rührender Innigkeit, daß das ganze Publicum davon wie magnetisirt wurde. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem verflossen — und noch ist mir jeder Blick, jeder Ton gegenwärtig, — und ich kann mir den kühnen Lazzarone kaum anders vorstellen, als unter Nourrits Zügen.

Zwei Opern schrieb Rossini für die große Oper, nach den Umwandlungen des Maometto und des Mose — den Grafen Ory und den Wilhelm Tell; auch von diesen Beiden verdankt die erste einem zur Krönung Karls X. componirten italienischen Gelegenheitsstück „il viaggio di Reims“ ihren Ursprung. Sie ist außerhalb Frankreichs eben so unbekannt geblieben, als der Tell berühmt geworden und hätte wahrlich ein anderes Schicksal verdient, denn sie steht, in ihrer Gattung, auf der gleichen Höhe. So frivol die Handlung, so liebenswürdig geistreich und gefällig ist die Musik — die Instrumentation ist fast von Mozart'scher Feinheit. Die Ensemblestücke sind breit und doch dramatisch zugeschnitten, ohne jenes um das Bühnenspiel unbekümmerte Sich-gehenlassen vieler italienischen Erzeugnisse des genialen Meisters. Ein Chor für Männerstimmen ohne Begleitung ist, so viel ich weiß, das einzige Stück

daraus, welches in Deutschland durch Liederkränze u. dgl. zur Zeit einige Verbreitung gefunden. Nourrit gab die Hauptrolle, den Grafen, einen übermüthigen Gesellen, mit jener feinen Grazie, wie sie den guten französischen Schauspielern, inmitten aller Ausgelassenheit, eigen ist.

Ueber Rossini's Tell, der zum ersten Mal ein Jahr vor der Julirevolution, den 3. August 1829, als eine Art von Einleitung zu derselben aufgeführt wurde, ist seit fünfzig Jahren Alles gesagt worden, — was in den ersten vierzehn Tagen schon gedruckt zu lesen war. Allgemeine Bewunderung der Musik — des Tactes, mit welchem der Componist sich den theatralischen Anforderungen des französischen Publicums zu fügen gewußt — und allgemeines Bedauern, daß ihm kein Buch zu Theil geworden war, seines Genies würdig — lebendig und spannend genug, um das Interesse zu fesseln. Auber, Halévy und Meyerbeer wurde in dieser Beziehung ein besseres Schicksal zu Theil. Nourrit sang den Arnold mit ganzer Seele und tief ergriffen wurde man von seinen Accenten in den Klagen des schmerzerfüllten Sohnes — jedoch bot ihm, dem es künstlerisches Bedürfniß war, volle Charaktere in reicher Entwicklung darzustellen, die blasse Figur kaum genügenden Stoff für seine dramatische Kraft. Nicht ohne tiefstes Bedauern kann man jedoch daran denken, daß Rossini mit diesem Meisterwerke im Alter von 37 Jahren seine Laufbahn beschloß. Was ihn Alles dazu veranlaßt haben mochte, gehört nicht hierher — daß er aber wohl daran gethan, weil es ihm möglich, wird niemand zugeben, dem tiefere Blicke in sein Wesen als Mensch oder Musiker zu thun, vergönnt gewesen.

Am 21. November 1831 wurde Meyerbeer's Robert le diable zum ersten Male aufgeführt — der universale Erfolg dieses Werkes war nach dem ersten Abend, so brillant derselbe verlief, nicht vorher zu sehen. Einer meiner Freunde, mit dem ich nach der Vorstellung zusammentraf und der ein ebenso gebildeter Mann, wie Musikfreund war, bot mir einen Napoleondor für jede kommende Aufführung — die ersten zehn ausgenommen; — ich habe von dieser absonderlichen Gattung von Tantièmen leider keinen Nutzen gezogen. Gefährlicher für die Oper als dies Mißtrauensvotum, waren einige Unfälle, die sich ereigneten und von welchen ich den schlimmsten mittheilen will. Nach dem Trio des fünften Actes, in welchem Alice und Bertram, der Himmel und die Hölle, kämpfen um den Besitz des leidenschaftsvollen Helden, kehrt Bertram bekanntlich, versinkend, in die Unterwelt zurück. Nourrit, in der außerordentlichsten Aufregung, ganz der Situation hingegeben, macht einen Schritt nach dem scheidenden Vater, dann einen zweiten zu weit führenden und — fällt ihm nach, hinunter in die noch nicht geschlossene Oeffnung der Bühne. Bertram-Levasseur in der Tiefe sieht sich erstaunt um und frägt, mit dem ihm eigenen Phlegma, den unvermuthet ihm folgenden Sohn: „Was, Teufel, hast Du hier zu verrichten?“ Auf der Bühne hielt man Nourrit für verloren — Alice fing zu weinen an — im Publikum sah man sich zweifelnd um, ungewiß über die Vorgänge da droben. Nach einigen höchst

peinlichen Minuten erschien jedoch Robert wieder auf der Bühne, und seine Trauung mit Isabella konnte vollzogen werden. Doch war die lebensgefährliche Episode nicht ohne kleine Verletzungen vorüber gegangen, man ließ dem Sänger zur Ader und die zweite Vorstellung mußte verschoben werden, was immerhin fatal genug war. Denn eine glückliche erste Aufführung ist nur eine halb gewonnene Schlacht; der Feind muß verfolgt werden, damit der Sieg ein vollständiger heiße.

Wie sehr er das hier wurde, ist allbekannt — einer der größten Opernerfolge dieses Jahrhunderts. Der großen französischen Oper war ein neues Element zugekommen, das romantisch-fantastische; ihrem ursprünglich vorwiegenden Pathos waren innerhalb weniger Jahre das Populärcharakteristische der Opéra comique, das breit Melodische der italienischen Oper, das Dämonische des neuesten deutschen Singspiels zugesellt worden. Dazu durch die talentvollen neueren Librettisten, Scribe's vor Allen, die außerordentliche Belebung der Vorgänge, namentlich auch die vielseitige dramatische Anwendung des Chores. Meyerbeer war es aber, der in seinem Eklekticismus, der Frucht ernsten Nachdenkens, zahlreicher Erfahrungen, genialer Begabung und energischer Arbeitskraft, zum erstenmal alles dies zusammengerafft dem Publikum geboten hat. Was gegen diese Versatilität zu sagen ist, hat man häufig genug und in allzu schroffer Weise vorgebracht — der Meisterhaftigkeit, der Gewissenhaftigkeit und der genialen Erfindungskraft des Componisten allzu oft seitens der Kritik die gerechte Anerkennung verweigert. Meyerbeer hatte stets die ernstesten Intentionen. Daß ihn seine Begabung zuweilen im Stiche ließ, verdient weniger Tadel als seine unausgesetzten Bestrebungen, Hohes zu leisten, dem Unbefangenen Achtung einflößen müssen. Begeisternd wirken zu wollen, war sein ausgesprochener Vorsatz — daß es ihm da am besten gelungen, wo er sein Bestes gethan, spricht für das Publicum sowohl, wie für den Künstler.

Nourrit leistete in der Rolle des Robert sowohl als Sänger, wie als Schauspieler das Außerordentlichste. Ein dämonisches Feuer schien ihn zu durchströmen, bald leise webend, bald sich zu sengender Gluth entflammend. In wohldurchdachter Steigerung entwickelte sich sein Gesang, wie sein Spiel von Anfang bis Ende. Eine ergreifende Mimik verließ ihn nie, ohne da herausfordernd zu werden, wo ihm nur der zweite Platz gegönnt war im Interesse des Zuschauers — aber wenn man ihn suchte, fand man ihn sicherlich nie abwesend. Und mit welch' heiterer Grazie und virtuoser Vollendung warf er jene leichten Passagen hin, die der Componist andern Sängern kaum zugemuthet zu haben scheint, denn schon in der gestochenen Partitur finden sich Erleichterungen neben der Originalcomposition. Seine Auffassung und Darstellung ergänzten durchwegs, was Librettist und Tondichter etwa an feineren Uebergängen, an klareren Auseinandersetzungen versäumt haben mochten. Ueberhaupt aber waren die Sänger, die Meyerbeer zu Gebote standen, auserlesene Künstler — die Cinti-Damoreau, die Dorus, —

später eine Schülerin Nourrit's, Cornelia Falcon und Levasseur bildeten ein eminentes Ensemble, wie es die große Oper in dieser Vollständigkeit seitdem nicht wieder besessen hat.

Einige weniger glückliche Unternehmungen des grandiosen Theaters, wie „Don Juan", Cherubini's „Ali Baba" und auch Auber's „Maskenball" kann ich hier übergehen, um auf Halévy's „Jüdin" zu kommen. Ueber die Entstehung dieses Werkes hat der Componist in seinem Buche: „Derniers souvenirs et portraits" so interessante Aufschlüsse gegeben, daß ich mir's nicht versagen kann, die Stelle zu übersetzen. Die Bescheidenheit des liebenswürdigen Componisten zeigt sich darin nicht minder hervortretend, als der bedeutende Einfluß, den Nourrit ausübte. Er erzählt:

„An einem schönen Sommerabend, in dem Park seines Schlosses Montalais, theilte mir Scribe den Stoff zur „Jüdin" mit, der mich auf's Tiefste bewegte; ich werde stets das Andenken an diese Stunde bewahren, da sie zu der wichtigsten meiner künstlerischen Laufbahn gehört. In der Auseinandersetzung, die mir Scribe von der Handlung und den Trägern derselben gab, war die Stelle des Prinzen Leopold, des Geliebten der Rachel, Nourrit zugedacht — Eleazar, ihr Vater, dem Bassisten Levasseur und der Cardinal dem Baritonisten Tabadie. Aber als ich anfing mich mit der Composition zu beschäftigen, bewegte mich die Vorstellung von dem Eindruck der tiefen Accente, die die Tenorstimme Nourrit's als Eleazar hervorbringen würde. Zu gleicher Zeit gewann ich dann Levasseur's Stimme und Talent für die Rolle des Cardinals. Scribe war meiner Meinung — jedoch überließen wir Nourrit, dem wir das Buch übergaben, die Wahl seiner Rolle. Nach wenigen Tagen theilte uns derselbe seine Antwort mit; sie lautete: „meine Wahl kann nicht zweifelhaft sein; ich werde ein Vaterherz zeigen" (j'aurai des entrailles paternelles). Es war die echte Kunstliebe, die ihn dabei beseelte. Der Tenorist hängt an seinem Vorrecht, liebende Helden darzustellen. Er fürchtet, indem er sich entstellt, die jugendliche Anziehungskraft einzubüßen und den Zuschauern, besonders aber den Zuschauerinnen, die Erinnerung an eine fatale Erscheinung, an ein vorzeitiges Alter zu lassen. Aber Nourrit war jung und stark genug um dieser Gefahr zu trotzen und er setzte sich ihr, im Interesse des Ganzen, gerne aus. — Ueberdies gab er uns vortreffliche Rathschläge. Zu Ende des 4. Actes fand sich ein Finale; er ersuchte uns, dasselbe durch eine Arie zu ersetzen. Ich skizzirte dieselbe in der Empfindung der gegebenen Situation. Nourrit bat sich von Scribe die Erlaubniß aus, selbst die entworfenen Verse auf den Gesang zu dichten — er wolle die wohlklingendsten, der Stimme vortheilhaftesten Worte dazu ausfindig machen. Scribe, der reich genug ist, um Darlehen aufnehmen zu dürfen, willfahrte gern dem Wunsche des Sängers und nach wenigen Tagen brachte uns derselbe die schönen Zeilen:

„Rachel, quand du Seigneur la grâce tutélaire
A mes tremblantes mains confia ton berceau,
J'avais à ton bonheur vouée ma vie entière.
O Rachel! . . . et c'est moi qui te livre au bourreau!“

„Man verzeihe mir, so lange von der „Jüdin“ gesprochen zu haben. Ich kenne ihre Geschichte besser als die andern Geschichten, die ich zu erzählen habe, und ich erzähle sie wie ich sie weiß. Auch der Künstler, die mir so viel Talent und so vielen guten Willen entgegen gebracht, wollte ich gerne gedenken und dem Director Herrn Véron, der so viel Geld für die Ausstattung der Oper ausgegeben, Herrn Duponchel, der so schöne Waffen schmieden ließ, ein Dankeswort hinterlassen. Die geharnischten Pferde, die Bannerträger, die den Kaiser Sigismund umgaben, haben sicherlich dem Componisten und seiner Partitur wesentliche Dienste geleistet.“

Nourrit, als Eleazar, war von der ergreifendsten Wahrheit und zwar ohne eine Spur von Caricatur, was sich von den trefflichsten seiner Nachfolger in dieser Rolle nicht sagen läßt. Seine Schülerin, Fräulein Falcon eroberte sich mit der Rolle der Rachel, der ersten, die ihr zu schaffen gegönnt war, die außerordentliche Stellung, die sie leider nur allzu kurze Zeit behaupten konnte — wenige Jahre nachher verlor sie die Stimme.

Im Innern der Administration der großen Oper bereiteten sich nun Veränderungen vor, bei welchen einige Augenblicke zu verweilen geboten ist, da sie auf das künstlerische Gedeihen derselben von großem Einfluß waren. Dr. Véron, der das Institut mit ungemeinem savoir-faire seit mehreren Jahren geleitet hatte, der die réclame wie Niemand verstand, war Millionär geworden und hielt es für das Sicherste sich zurückzuziehen. Mit Meyerbeer hatte er es verdorben, indem er von diesem eine, freilich vereinbarte Entschädigungssumme angenommen hatte, da die Hugenotten nicht zur festgesetzten Zeit bereit waren. Der berühmte Componist, durch dessen „Robert“ der Director hauptsächlich seinen Reichthum gewonnen, wollte ihm nach so schäbiger Handlungsweise sein neuestes Werk unter keiner Bedingung überlassen. Die Direction ging in die Hände des Herrn Duponchel über, dem, viel mehr noch wie seinem Vorgänger, Decorationen, Costüme und Ballet über Alles gingen, um so mehr als er selbst Maler und Architekt war. Nourrit gehörte zu denjenigen, welchen dieser Lauf der Dinge mit Bangen für die Zukunft der Statte erfüllte, die ihm und der er so viel verdankte. Einstweilen sollte ihm jedoch noch eine große Befriedigung werden, seine Theilnahme an den Hugenotten. Unter dieser verstehe ich nicht allein die Rolle des Raoul, die er schuf, sondern ganz besonders den Einfluß, welchen er auf manche Theile dieses Werkes ausgeübt und der für dasselbe überaus ersprießlich geworden. Hauptsächlich war es der mit Recht so berühmte 4. Act, welcher in der ersten Bearbeitung des Dichters ihm durchaus anstößig erschien und dessen Umänderung er auf's Energischste verlangte. Scribe war außer sich: „man hat keine Idee, was mir so eine Oper zu schaffen macht“ rief er aus; „dem

Director soll ich's recht machen, dem Componisten — und nun kommt gar der Tenorist und verlangt einen neuen Act!“ Jedoch fügte er sich, wenn er auch, die nothwendigen Verse anzufertigen, Emile Deschamps und Nourrit überließ. Meyerbeer, der liebenswürdigste, bescheidenste Componist, der jeder wohlgemeinten Kritik zugänglich war, und die wiederholteste Arbeit nicht scheute, wenn man ihn von der Nothwendigkeit überzeugte, hat das große Duett des 4. Actes, auf die Ausstellungen Nourrit's hin, dem Fräulein Falcon beistand, dreimal componirt, ehe es seine jetzige Gestalt erhalten — nicht immer führt der Einfluß der Sänger zu solch trefflichen Ergebnissen. Die Rolle des Marcel, oder vielmehr der fanatisch-protestantische Charakter, der ihm gegeben, war aber die eigenste Erfindung Meyerbeers, wie er mir eines Tages mit heiterm Behagen erzählte. Scribe hatte den Diener eben nur zum Diener seines Herrn gemacht. Auch der literarischen Dienste Nourrit's, den Scribe scherzhaft seinen aide de camp nannte, gedachte er mit dankbarer Liebe.

Am 29. Februar 1836 hatte die erste Aufführung der Hugenotten statt — es war die letzte große Aufgabe, welche Nourrit in Paris gestellt worden. Berlioz schrieb über ihn und Fräulein Falcon folgende Worte:

„Beide sind bewunderungswürdig; man muß sie im Duett des 4. Actes gesehen und gehört haben, um sich eine Vorstellung machen zu können von der Vollendung, mit welcher die schöne Scene dargestellt wird. Mit vollster Wahrheit geben sie die Leidenschaft, die Liebe, die Bangigkeit, den Schrecken, die Verzweiflung wieder, aber ohne einen Augenblick unedel zu erscheinen oder unnatürlich, und ohne daß der heftigste Ausdruck der Vollendung ihres Gesanges Eintrag thäte.“ Und Berlioz war nicht leicht zu befriedigen.

Ehe ich zu der zweiten, kurzen, unheilvollen Periode von Nourrit's Laufbahn übergehe, muß ich seiner musikalischen Leistungen außerhalb der Bühne und seines Privatlebens gedenken. Schubert's Gesänge waren zu Anfang der dreißiger Jahre nach Paris gedrungen, in's Französische übersetzt worden und errangen sich schnell, wenigstens in der höheren musikalischen Welt, die ungetheilteste Bewunderung. Niemand aber sang sie mit tieferem Verständniß, mit poesievollerer Auffassung als Nourrit, der denn auch am meisten zu ihrer Verbreitung in Frankreich beitrug. Zu seinen schönsten Leistungen zähle ich: „Sei mir gegrüßt“ — „die junge Nonne“ — „Ständchen“. — Den „Erlkönig“ von ihm zu hören, von Liszt begleitet, war das Außerordentlichste, was sich denken läßt.

Von geringerer künstlerischer Bedeutung war es gewesen, daß er nach den Julitagen, zum Schlusse der Vorstellungen, die Tricolore in der Hand, die Marseillaise mit stürmischer Begeisterung sang. Er war auch Lieutenant in der Nationalgarde. In jenen schönen, aber unruhigen Tagen, in welchen diese Armee der Ordnung und Freiheit, die damals noch sehr unschuldigen Banden verfolgte, welche sich das Vergnügen machten, mit rother Fahne durch die Straßen zu ziehen, lagerten wir eines Abends im Garten des Palais royal. Man hatte Wachtfeuer angezündet, um welche her wir uns

niederließen, Nourrit sang Chansons von Béranger, man plauderte, lachte, und fand es höchst reizend, in so behaglicher Weise sich den Illusionen kriegerischen Gebahrens hinzugeben.

Schon mit zweiundzwanzig Jahren hatte sich Nourrit verheirathet — eine tiefe Neigung zu Fräulein Adèle Duverger, der Tochter des Regisseurs der Opera comique, hatte ihn so jung zu diesem ernstesten Schritte gedrängt. Aber seine Ehe machte dem bekannten Sprüchwort Ehre — sie wurde für ihn zum Quell des lautersten Glückes. Seine Gattin war keine Schönheit, aber ihr Aeußeres war anziehend und vornehm. Unter anscheinender Kühle verbarg sie tiefes Gemüth. Ihre Gelassenheit und Ruhe, ihre künstlerische Bildung, ihre vortreffliche Ausdrucksweise, ihr ganzes Wesen, gaben dem bewegten, zur Exaltation geneigten Gatten einen festen Anhaltspunkt — die Häuslichkeit war für ihn stets ein sicherer Ankerplatz während der unruhigen Fahrten auf den Wogen des Theaterlebens. Eine Schaar allerliebster kleiner Kinder belebten auf's Anmuthigste sein heiteres Haus.

Für die Trefflichkeit seines Professorates am Conservatorium spricht Nichts mehr, als die stets erneuerte Weigerung Cherubini's, seine Demission zu genehmigen, auch als er Paris mit dem Entschluß verlassen hatte, lange Zeit dem heimischen Boden fern zu bleiben. Daß eine seiner vortrefflichsten Colleginnen, Fräulein Falcon, seine Schülerin gewesen, habe ich schon erwähnt.

Und dieser schöne Bau, zu welchem Liebe und Bildung, Geist und Talent, Erfolge aller Art die Steine geliefert, er sollte nach kürzester Zeit zertrümmert sein! — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte Paris im Frühjahr 1836 verlassen — im Herbst erhielt ich folgenden Brief von dem Freunde: Paris, den 26. October 1836.

„Ich werde Ihnen aber nun Dinge mittheilen, die Sie vielleicht in Verwunderung setzen werden; doch Eins nach dem Andern, und da ich Ihnen eine fröhliche Neuigkeit anzukündigen habe, will ich mit dieser anfangen. — Meine Frau hat mir ein Töchterchen geschenkt — Mutter und Kind befinden sich vortrefflich. Manche Leute machten ein bedenkliches Gesicht, als sie von einem fünften Mädchen hörten; wir aber, wir empfangen mit Freude was Gott uns bescheert und sagen ihm Dank dafür. Möchte diese ihren Schwestern ähnlich werden, möge sie ihrer Mutter würdig sein — dann sind wir sicher, daß es ein gutes Weib mehr auf der Welt geben wird. Wir dürfen dann hoffen, daß unsere Kindeskinder besser werden, als wir — Halleluja!

Was ich jetzt zu sagen habe, ist ernst und mag Sie unangenehm berühren — aber wie dem sei, es geschah nur für meinen Frieden, für mein Glück und besonders zum Besten der Meinigen.

Ich verlasse die Oper und ziehe mich vom Theater zurück — hier meine Gründe:

Die Direction hat Duprez engagirt, der seit einigen Jahren in Italien als der erste Sänger gilt. Duprez konnte in Paris sich nicht mit einer zweiten Stellung begnügen, man mußte die meine verringern, um ihm eine

zu machen. Mit größter Hingebung ging ich anfänglich auf Alles ein, was man verlangte; und, in Wahrheit, ich glaubte der Wetteifer mit einem solchen Collegen würde mich zu neuen Fortschritten anspornen. Bald aber bemerkte ich, daß meine Familie sich beunruhigt fühlte, daß meine Freunde sich Sorgen machten und da war es um meinen Frieden geschehen. Ich fühlte auch, daß ich vollkommener innerer Ruhe bedarf um mich meiner Kunst zu widmen, daß jede Präoccupation mir schädlich, in einem Worte, daß meine Natur den täglichen Kampf nicht erträgt. Nachdem ich mir die neue Stellung, die mir werden sollte, klarer gemacht, sah ich, daß meine Zukunft allzuwenig meiner Vergangenheit gleichen werde; daß, da die Grundbedingungen meiner Entwickelung fehlen würden, es gar nicht abzusehen sei, welche Kämpfe mir als Mensch wie als Künstler auferlegt sein könnten. Bisher der Erste, konnte ich nichts gewinnen, gegenüber einem Rivalen, der nichts zu verlieren hat. Sie wissen überdies, daß ich immer den Vorsatz gehegt, mich früh vom Theater zurückzuziehen, früh genug, um noch Anderes ergreifen zu können. Ich habe sechs Kinder und werde arbeiten, so lang ich athme. Freilich werde ich nicht leicht wieder eine so glänzende, und namentlich eine so einträgliche Stellung finden — aber in 4, 5 Jahren hätte ich sie doch wohl aufgeben müssen; indem ich mich jetzt zurückziehe, gewinne ich so viel Jahre für meine Zukunft.

Meine Verpflichtungen der Oper gegenüber gehen mit dem nächsten Frühjahr zu Ende; ich gebe meine Abschiedsvorstellung, ich ordne meine, durch 16jährigen Dienst erworbenen Pensionsrechte und mache noch eine Reise in die Provinz, die mir in einem Jahre mehr einbringt, als was ich innerhalb vier Jahren bei der Oper zurücklegen kann. Danach ziehe ich mich in mein Gehäuse zurück, singe zu meiner Freude Eure deutschen Lieder, und gebe mich Studien hin, die von jeher das Ziel meines höchsten Ehrgeizes waren. Unter welcher Form sich die Früchte meiner Arbeiten zeigen werden, weiß ich selbst noch nicht; aber wenn ich weiß, was ich wissen will, wenn ich mein Inneres bereichert und erweitert habe, dann werde ich unfehlbar auch Mittel finden, meine Fähigkeiten zum Besten meiner Familie zu verwerthen. Und unter allen Bedingungen wird es die Kunst sein, der ich mich widme.

Wie Sie nun auch den Schritt beurtheilen mögen, den ich gethan, seien Sie überzeugt, daß es kein unüberlegter Streich ist. Alle meine Freunde befragte ich um ihre Ansicht und erst nach einem Familienrath wurde mein Entschluß ausgeführt. Seitdem ist es wieder ruhig in meinem Hause; meine Mutter, meine Frau sind glücklich darüber und meine Schwester fiel mir vor Freude um den Hals, als sie die Entscheidung vernahm.

Nie hatte ich den Ehrgeiz, ein großes Vermögen zu erwerben; aber da ich fünf Töchter habe, will ich, vom Theater entfernt, in der Welt eine möglichst geachtete Stellung einnehmen. Heute ist meine Lage so glänzend wie möglich, indem ich mich zurückziehe; alle, die mich lieben, finden, daß ich recht thue, Ihre Zustimmung ist die einzige, die mir noch fehlt — ich hoffe, darauf zählen zu dürfen. Wenn aber meine Gründe Sie nicht überzeugen, so eilen

Sie nicht, es mir zu sagen, denn ich bin sicher, daß Sie mir schließlich doch Recht geben werden. Von ganzem Herzen Ihr N."

Gilbert Duprez hatte seine Ausbildung in der ernsten Schule Choron's erhalten, aus welcher auch Clara Novello hervorgegangen ist. Schon früh war seiner Gesangsweise Anerkennung zu Theil geworden, aber die Schwäche seines Organs stand seinen Erfolgen auf der Bühne im Wege. „Wenn ich keine Stimme habe, muß ich mir eine machen," soll er gesagt haben — jedenfalls gelang es ihm. Nach mehrjährigen Versuchen in Italien, wo er stets in der Gunst des Publicums stieg, schrieb Donizetti für ihn die Rolle des Edgardo in der „Lucia di Lammermoor" — er machte darin „Furore" und war bald der berühmteste Tenor Italiens. Selbstverständlich war für ihn, wie einst für Napoleon, die italienische Campagne hauptsächlich das Mittel in Frankreich, in Paris, zur Herrschaft zu gelangen. Der neue Director der großen Oper, Duponchel, berechnete, daß er mit zwei großen Tenoristen doppelt so viel Geld machen werde, als mit einem — er begann also seine Verhandlungen mit Duprez. Nourrit war befragt worden: er hatte eingewilligt, wie wir gesehen haben. Sein edles Wesen, seine leicht erregte Einbildungskraft zeigten ihm diesen Wettstreit im glänzendsten Lichte — man hatte die beiden Künstler zusammengebracht, nachdem alle Bedingungen festgestellt und von beiden Seiten angenommen worden waren, und die Zusammenkunft verlief in begeisterten Zukunftsträumen. Nourrit hatte sich jedoch offenbar übervortheilen lassen — gewisse Einzelheiten des Contractes traten ihm, der so lange das Institut gehalten, der die Rollen geschaffen hatte, in welchen er nun mit einem Rivalen kämpfen sollte, dessen Talent durch den Reiz der Neuheit eine doppelte Anziehung ausüben mußte, auf die empfindlichste Weise zu nahe — und was ihn mehr als alles Andere schmerzlich berührte, war, daß sein Freund Halévy die Partie des Tenor in seiner neuen Oper Guido und Ginevra, an welcher er, Nourrit, schon zu studiren angefangen, Duprez geben zu dürfen bat. Er glaubte seine Stimme sei im Abnehmen begriffen — man habe kein Vertrauen mehr zu ihm. Jene Entmuthigung, die in Künstlerseelen allzu häufig wechselt mit den überfliegendsten Hoffnungen, gewann die Oberhand — obschon er Duprez damals noch nie gehört hatte, zog er sich zurück — und es ist ihm dies keineswegs als Feigheit auszulegen. In einem, der Zahl der Werke nach, so beschränkten Repertoire, wie das der großen Oper, kann für jedes Fach nur Einer eine Stellung behaupten. Nourrit hatte sein Bestes gethan, und wenn er von sich selbst sagt, daß er von der Natur nicht zum Kämpfen gemacht sei, so glaube ich hinzufügen zu dürfen, daß er namentlich der schlimmen Gaben ermangelte, die hierzu am Theater, wie in höheren Regionen, theilweise zu den wesentlichsten gehören. Allzu bescheiden in seinen Aeußerungen, allzu zartfühlend, verschwieg er die Ungebührlichkeiten, die man sich ihm gegenüber zu Schulden kommen ließ, und so gab der Schritt, den er nun that, zu den unangenehmsten Mißdeutungen Veranlassung. Er ließ sie über sich ergehen, beruhigt in seinem Innern.

Einstweilen blühten ihm in der Provinz, wohin er die Hugenotten brachte, die überschwänglichsten Triumphe. Seine Abschiedsvorstellung am 1. April 1837 scheint in den Annalen des Pariser Theaterlebens kaum ihres Gleichen gehabt zu haben — war es doch etwas Unerhörtes, wohl kaum Dagewesenes, den beliebtesten Künstler im fünfunddreißigsten Jahre, inmitten der erfolgreichsten Leistungen von der Bühne scheiden zu sehen. —

Unmittelbar nach seinem letzten Auftreten in Paris begann Nourrit seine letzte Sängerreise in Belgien und Frankreich, überall mit fast fürstlichen Ehren empfangen. In Marseille, bei jenen so leicht bis zum Uebermaß erhitzten Südfranzosen, gab es vor seinem Hotel Scenen, die an Aufruhr grenzten, und die dem so vielfach erregten Manne mehr Widerwillen als Befriedigung einflößten; das Ende seines dortigen Gastspiels wurde zum unheimlichen Vorläufer künftiger Ereignisse.

Die übermäßigen, äußeren und inneren Aufregungen des letzten Jahres, die sich folgenden Gastspiele hatten die Gesundheit des Künstlers nicht unberührt gelassen — oft war er einem peinlichen Leberleiden ausgesetzt, das ihn in tiefe Traurigkeit versetzte. Auch war der schlimme Mistral, ein kalter Nordwestwind, der im Sommer in Marseille herrscht, ihm, wie allen Sängern, verderblich, und er fühlte sich nicht immer im Vollbesitz seiner Stimme. Eines Abends versagte sie ihm am Ende jener Arie in der Jüdin, die zum Theil seine eigene Schöpfung war — er beendigte sie mit einigen Aenderungen — aber in seiner Garderobe angelangt, verfiel er in einen Zustand so verzweiflungsvoller Aufregung, daß Freunde, die ihn dort aufsuchten, die er kaum erkannte, nicht anstanden zu erklären, daß er einem Anfall von Wahnsinn verfallen gewesen. Immerhin brachte er die Aufführung zu Ende — reiste aber bald nach Hause, wo man sein Aussehen so elend fand, so gänzlich verändert, daß man ihn nicht wieder fortlassen wollte. Nach vierzehn Tagen hatte jedoch seine kräftige Natur wieder die Oberhand gewonnen und er setzte seine vereinbarten Gastspiele fort. Diesmal aber wurde er in Toulouse so ernsthaft krank, daß er schnell nach Paris zurückkehrte, sich dort der sorgfältigsten ärztlichen Pflege überlassend. Er trat diesseits der Alpen nie wieder auf.

„Le roi est mort, vive le roi“ heißt es auch in der Theaterwelt. Duprez war in der Oper mit außerordentlichem Glück aufgetreten. Weit entfernt von der tiefen und allseitigen Auffassung einer Rolle, wie sie in der künstlerischen Natur Nourrit's begründet gewesen, gelangte er durch die eigenthümliche Macht seines dunkel gefärbten Organs, durch das an Exageration grenzende Pathos, das er sich in Italien zu eigen gemacht, zu enormen Wirkungen und — zu 100,000 Franken Gehalt. Berlioz berechnet in einer seiner Kritiken auf die ergötzlichste Weise, wie viel ihm für jedes Wort, für jeden Tact bezahlt wurde —: „O Mathilde“ 2 Franken, „toi que j'aime“ 2 Fr. 25 Cent. u. s. f. Das sogenannte ut de poitrine, das lange Zeit in der Tenorwelt eine große Rolle spielte, war seine Erfindung. Die Presse

feierte ihn, wie Jeden, der zur Regierung gelangt — nicht ohne kleine Bosheiten gegen den Vorgänger. Nourrit jedoch hörte ihn mit den Ohren des Künstlers und Nebenbuhlers — ohne seine Schwächen zu verkennen, bewunderte er die Kraft, die Energie, mit welcher er zu seinen Wirkungen gelangt war und schrieb vielleicht einen allzugroßen Theil derselben der Einwirkung Italiens zu. Man weiß, mit welcher eigensinnigen Leidenschaft die ältesten Theaterkünstler an den Brettern hängen, die ihre Welt ist — wie sollte ein junger Mann, wie Nourrit, der eine der ersten Stellungen in Europa eingenommen hatte, sich leichten Herzens von ihnen abwenden?

Einem intimen Jugendfreunde theilt er sich hierüber folgendermaßen mit: „die Reisen in die Provinz seien ihm durch den schlechten Zustand der von Tag auf den Tag lebenden Theater verleidet; ein Engagement an der Opéra comique sei ihm trotz der glänzendsten Anerbietungen nicht sympathisch — das Singen schon jetzt dran zu geben, dazu könne er sich doch noch nicht entschließen. So wolle er denn sein Glück in Italien versuchen — jedoch nichts unternehmen, ohne vorher Land und Leute genau beobachtet, die dortigen Sänger gehört, die neuesten Opern kennen gelernt zu haben. Im schlimmsten Falle werde er an Kenntnissen und Bildung bereichert von dort zurückkehren“.

Im December 37 war er in Turin angelangt. Ein glücklicher Zufall wollte, daß auch ich zu jener Zeit meine italienische Reise unternommen hatte — in Mailand traf ich mit Nourrit zusammen, zu meiner innigsten Freude. Die lombardische Hauptstadt war damals durch ein eigenthümliches Zusammentreffen musikalisch äußerst belebt. Rossini hielt Haus, Liszt kam hin, Pixis suchte für seine talentvolle Pflegetochter Francilla Beschäftigung an der italienischen Oper, die musikalische Welt gerieth nach und nach in große Aufregung, wozu die regelmäßig stattfindenden Soiréen beim Maëstro nicht wenig beitrugen.

Ein Freund Nourrit's, L. Quicherat, Mitglied des Institutes, hat vor etwa zehn Jahren, dreißig Jahre nach Nourrit's Tode, ein dreibändiges Werk über ihn herausgegeben, welches in seinem treuen Enthusiasmus den Fehler hat, allzuviel zu geben, mehr Quellenwerk als Buch zu sein. Zu dem Interessantesten des vielen Interessanten, was es jedoch enthält, gehört eine große Anzahl von Briefen Nourrit's, von welchen die meisten an seine Gattin gerichtet sind. Für mich wurden dieselben zum Ereigniß. Denn nach Verlauf von 40 Jahren fand ich in denselben tagebuchartige Mittheilungen über jene, mit dem Freunde verlebten Wochen, über welche ich selbst keine Aufzeichnungen besaß. Auch so Manches, was er mir erzählt, schlug telephonartig, wieder an mein Ohr. Mit der ganzen Wärme seines für alles Hohe und Schöne so empfänglichen Gemüthes, hatte Nourrit den transalpinischen Boden betreten — in Turin Silvio Pellico und den berühmten Schauspieler Vestri aufgesucht, in Genua Paläste und Kunstwerke betrachtet und war beglückt, in Mailand so viele seiner Pariser Freunde und Verehrer zu finden. Der Wichtigste von Allen, Rossini, hatte ihm in vertraulicher Unterhaltung angerathen, ohne Weiteres in Italien aufzutreten — wir Andern

alle waren derselben Meinung. Er ließ sich nicht überzeugen — auch nicht, nachdem er auf einer Soirée bei Rossini, vor der ganzen Aristokratie und Künstlerwelt Mailands mit dem einstimmigsten, nachhaltigsten Beifall gesungen hatte. Es ist auf immer beklagenswerth. Hätte er als der berühmte Franzose die italienische Bühne betreten, man würde es mit den Schwächen seiner Aussprache nicht genau genommen und sich für seine dramatische Kraft begeistert haben. Aber er wollte zu viel — und verlor Alles.

Ich begleitete ihn nach Venedig, wo wir, trotz Schnee und Regen, eine herrliche Woche zusammen verlebten — Caroline Ungher an der Fenice fanden und zusammen mit Donizetti dem Fiasco seiner neuesten Oper „Marie von Rudenz" beiwohnten. Es war wohlverdient und bestärkte Nourrit in seiner Meinung von dem Triebe der Italiener nach Neuem, Dramatischem. Angenehm berührte es ihn, eines seiner Werke aufgeführt zu sehen, das berühmte Ballet „La Sylphide" dessen reizende Handlung er erfunden. Auch hier erregte sein Gesang in einigen künstlerischen Kreisen das größte Aufsehen.

Wir trennten uns in den ersten Tagen des Februar — in Mailand erhielt ich nach zwei Monaten folgenden Brief.

Neapel, 7. April 1838.

„Ich hoffe, lieber Freund, Sie haben meiner zuweilen gedacht, seitdem wir uns in Venedig verlassen. Im entgegengesetzten Falle wären Sie undankbar, denn oft habe ich Ihrer gedacht; sehr oft habe ich mir die schönen Stunden vergegenwärtigt, die wir in Venedig zusammen verlebt, wo mir Ihre Gegenwart so wohl gethan.

Wenn ich nicht früher geschrieben, so war der Grund der, daß ich den Abschluß der Verhandlungen erwartete, die Rossini vor meiner Abreise von Mailand für mich begonnen hatte. Schließlich konnten wir uns mit dem Director der Scala nicht einigen. Nicht des Gehaltes wegen (Sie wissen, daß es mir nicht darum zu thun war), aber Merelli konnte mir für mein erstes Auftreten die Rolle nicht versprechen, die ich verlangte. So habe ich denn Rossini für seine Bemühungen gedankt und die Anerbietungen der Direction abgelehnt. Mein Entschluß, in Italien eine neue Laufbahn zu beginnen, steht deshalb nicht weniger fest; im Gegentheil! Mit jedem Schritte den ich in Italien gethan, wurde mir das Land lieber und mehr als je habe ich den festen Willen, mich hier niederzulassen und es zu versuchen, mir die Stellung zu erobern, die ich in Frankreich einnahm. Die Aufgabe ist schwierig, aber gerade deshalb reizt sie mich. Wenn man sich nicht damit begnügt, die Sachen halb zu thun, begegnet man mancher Klippe, die man nicht geahnt und das Hinderniß, über welches man eben hinausgekommen, dient oft nur zur Entdeckung eines neuen, welches mit neuer Kraft aus dem Wege geräumt werden muß.

Aber wahrlich, es wäre nicht der Mühe werth, eine hervorragende Stellung aufzugeben, das Vaterland zu verlassen, sich von den Seinen zu trennen, wenn alle diese Opfer nur dahin führten, ein Leichtes zu erreichen.

Nein, beim Himmel! Was ich erstrebe ist schwer, aber ich will es. Nicht innerhalb weniger Tage besiegt man fünfzehnjährige Angewohnheiten, kann man seine Natur verändern, sich zum Italiener machen, wenn man so lange Franzose gewesen. Das ist's aber, was ich thun muß, woran ich von Morgens bis Abends arbeite mit ebenso viel Muth als Freude. Es verjüngt mich um achtzehn Jahre, meine Laufbahn, ja meine Gesangsstudien von Neuem zu beginnen, diese Studentenschaft erfreut mein Herz. Ich fürchte nicht, mich ganz klein zu machen, um größer zu werden; ich bücke mich um mich höher schwingen zu können. Neapel ist vortrefflich, um sich den italienischen Accent, die italienische Weise anzueignen, und wenn ich lange von den Meinen getrennt leben soll, so finde ich hier die heilsamste Zerstreuung, abgesehen davon, daß die Luft, die man hier athmet, die kranken Sänger heilt, mithin den gesunden nur vortrefflich bekommen kann. Uebrigens kommt man mir hier auf das Freundlichste entgegen: Barbaja [1]) will mich im W. Tell auftreten lassen und ich — ich warte nur darauf, soviel Italienisch gesungen zu haben, daß ich nicht mehr Französisch singen kann. Ich sage das ohne zu scherzen: die beiden Methoden sind so verschieden, daß ich nicht glaube, es könne sich Jemand der einen oder der andern zur selben Zeit ad libitum bedienen. Donizetti gewährt mir die Hilfe seines Talentes und den Einfluß seiner Stellung; seine Rathschläge sind vortrefflich und ich fühle, daß sie mir sehr zu Statten kommen; er behandelt mich als Freund, macht mir keine Complimente und zeigt mir alle meine Schwächen. Alle Tage singe ich bei ihm; er läßt mir keine Inflexion der Stimme hingehen, die den Franzosen verräth, keinen Ton, der nicht italienisch accentuirt ist und, Dank seinem Freimuth und seinem Lehrertalent hoffe ich in kurzer Zeit unkenntlich geworden zu sein. Ich will nicht, daß man sage: „er singt das Italienische gut für einen Franzosen"; ich will, daß man sage: „man würde ihn für einen Italiener halten". Ist das nicht eine starke Anmaßung? —"

Die folgenden Auszüge aus Briefen, von welchen ich den letzten sechs Wochen vor seinem Tode erhielt, geben ein allgemeines Bild von der Entwickelung seines Zustandes. Ich werde sie nicht unterbrechen.

Neapel, den 5. Mai 1838.

Schon vorgestern wollte ich Ihnen schreiben, da ich Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe; da erhalte ich gestern Ihren lieben Brief und anstatt nun gleich zur Feder zu greifen, habe ich's wieder auf heute verschoben. Seitdem ich hier allein bin, sind meine guten Stunden nicht zahlreich und ich suche sie möglichst zu verlängern. So gab mir denn gestern Ihr Schreiben einen guten Tag und am heutigen verscheuche ich das Gefühl meiner Einsamkeit, indem ich mich mit Ihnen unterhalte. — Mein Schicksal ist entschieden und ich kann nichts mehr daran ändern; ich bin italienischer

---

[1]) Der vielbekannte Director von S. Carlo, bei welchem Rossini durch Jahre angestellt gewesen.

Sänger oder bin wenigstens als solcher angestellt — die Frage ist, ob das Publikum die Giltigkeit des Actes anerkennen werde. Mein Engagement bei Barbaja lautet auf 6 Monate und beginnt Anfangs October. Die Bedingungen hier sind mir ungleich vortheilhafter als die, die mir in Mailand geboten waren, wenn auch weniger glänzend — ich kann meine Rollen und meine Opern wählen, und was die Hauptsache, ich werde zuerst in einem neuen Werke auftreten, welches Donizetti für mich schreibt. Wenn ich Donizetti das vollkommenste Vertrauen geschenkt habe, hinsichtlich der Eigenthümlichkeiten italienischer Sangesweise, so vertraut er seinerseits meiner Theatererfahrung und ist ganz bereit mir die Wahl des Libretto zu überlassen, welches er componiren soll. Er fühlt die Nothwendigkeit Neues zu versuchen und hat schon einen Opernplan angenommen, den ich ihm vorgeschlagen, einen Stoff, der ihm Situationen bietet, die er noch nie behandelt und der ihn verhindern wird, sich jener Leichtigkeit des Schaffens hinzugeben, die er zuweilen mißbraucht. Sein Ehrgeiz ist nach Paris, an die große Oper zu gelangen; und indem er's versucht, Neues für Italien zu machen, will er sich vorbereiten, den Anforderungen unserer lyrischen Scene zu genügen. So hoffe ich denn ihm einen Theil des Guten, das er mir erweist, erwiedern zu können. Er schreibt jetzt an einem Album für Paris und bat mich zunächst um einige Stoffe zu Balladen und Romanzen, die er italienisch ausführen lassen wollte — dann aber gab er den Wunsch zu erkennen, ich möge sie in französische Verse kleiden; ich war glücklich genug ihn zu befriedigen und nun begann er die Arbeit. Da mich aber der Wunsch, ihm etwas Neues zu bieten, dahin führte, die Gedichte breiter zu entwickeln, als es sonst in dieser Compositionsgattung der Fall, wurde ihm die Arbeit schwerer wie sonst, und er wendete sich täglich an mich mit dem was er geschrieben hatte und zu schreiben im Begriffe war. Ich war ebenso aufrichtig mit ihm, als er es mir gegenüber gewesen und er folgte meinen Rathschlägen fast blindlings! So hoffe ich denn auch Gutes von der Oper, in der ich debutiren soll; ich glaube, daß sein Poet wohl verstanden hat, wie ich es meine — werde aber auch seine Arbeit gewissenhaft überwachen. Donizetti ist sehr präoccupirt von der Neuheit der Aufgabe und sagte mir öfters: „ich habe niemals Aehnliches versucht — wenn es mir nur gelingt Sie zu befriedigen!“ Und das freut mich, denn ich glaube ihm einen wirklichen Dienst zu erweisen, indem ich ihn verhindere, sich mit jedem ersten Einfall zu begnügen.

Für diesen Sommer verlasse ich Neapel nicht mehr. In einem Monat erwarte ich meine Familie; wird die Hitze zu groß, so suchen wir die Kühle in der Umgegend, die wunderbar herrlich ist. Ich hoffe das Beste von diesen vier Monaten tüchtigen Studirens unter neapolitanischem Himmel, inmitten der süßen Ruhe des Familienlebens; und wenn die Meinigen wohl bleiben, so beginne ich meine Laufbahn mit frischer Kraft und frischer Hoffnung.“ — —

Neapel, den 6. Juli 1838.

„Der 10. Juni brachte mir Frau und Kinder nach sechsmonatlicher Trennung; Sie können sich denken, wie schnell mir die Zeit verflogen seit

jenem Tage! Seitdem ich alle diese geliebten Wesen um mich habe, vergesse ich fast, warum ich nach Italien gekommen bin; und wenn ich daran denke, erschrecke ich, wie viel mir zu thun bleibt bis zu meinem ersten Auftreten. So lange ich allein war, füllte die Arbeit meine Tage ziemlich aus; sie half mir die Einsamkeit überstehen, und so wurde sie mir außerordentlich wichtig. Jetzt arbeite ich nicht weniger und glaube Nichts zu thun; mir scheint, daß ich nur meinem Glücke lebe. Und doch ist wahrlich der Augenblick nicht zum Genießen gemacht. Der September steht vor der Thür; Donizetti's Oper schreitet vorwärts und ich bin noch lange nicht genug italianisirt; trotz Allem stellen sich zeitweise die französischen Gewohnheiten wieder ein; freilich, wenn ich warten wollte, von jeder Unruhe befreit zu sein, würde ich lange zu warten haben. Ich bin nun einmal ein unruhiger Geist, der sich von chimärischen Befürchtungen beherrschen läßt und war selten mit meinen Leistungen zufrieden, während Andere und Anspruchsvolle sie gelten ließen. Man nennt das oft Bescheidenheit — ich nenne es Hochmuth. Hochmuth ist es, seine Schwächen nicht mit in den Kauf zu nehmen — eine Vollendung zu träumen, die keinem Sterblichen gegeben ist. Von allen Studien, die einem Künstler obliegen, ist die wichtigste die seiner Mittel; er muß den Punkt kennen, der seine Grenze bildet, damit er nicht die Zeit damit verliere, gegen sein Unvermögen zu kämpfen, die ihm nöthig, seine Kraft zu entwickeln. Es handelt sich nicht darum, keine Fehler, sondern eine so hervorstechende Seite zu haben, daß sie jene verbirgt. Aber ich werde doctrinär und schreibe einen Zeitungsartikel statt eines Briefes — so schlecht darf ich aber meine Zeit nicht anwenden. — —

Man macht Donizetti Anerbietungen von Paris aus, wahrscheinlich wird unser Polyeucte seine letzte italienische Oper sein und er schreibt sie fast schon eben so sehr für Frankreich wie für Italien. Die Pariser Verleger wollen sie ihm abkaufen, ohne nur den Namen zu kennen — dieser wird uns aber vielleicht in einige Verlegenheit bringen. Die Censur ist greulich streng hier zu Land und da unser Held ein Heiliger ist, so werden wir vielleicht genöthigt sein ihn umzutaufen — freilich muß ein Märtyrer Christ bleiben, welchen Namen er auch trage. — — —

Neapel, den 16. November 1838.

„Ehe ich Ihnen alle Gründe aufzähle, die mich verhindert Ihnen zu schreiben, muß ich mich beeilen Ihnen anzuzeigen, daß ich vorgestern auf dem Theater San Carlo im Giuramento von Mercadante zum erstenmal aufgetreten bin und daß mein Erfolg meine kühnsten Hoffnungen und Erwartungen überstieg. Das hiesige Publikum, bekannt durch seine kritische Kälte, war für mich von der außerordentlichsten Liebenswürdigkeit; nach den ersten Takten bezeigte man mir aufmunternden Beifall und die kleine Eingangsromanze des Viscardo reichte hin, meinen Erfolg zu gründen: man sah, daß man es mit einem Sänger zu thun hatte und was in meiner Spielweise neu oder auch seltsam erscheinen mochte, wurde jubelnd beklatscht. Fünfmal

wurde ich bei offener Scene gerufen und die alten dilettanti erinnern sich keines ähnlichen Debüts. Vielleicht sollte ich mich bescheidener ausdrücken, aber ein Freund hat das Recht die volle Wahrheit zu erfahren, wenn diese Wahrheit ihm Freude machen kann. Ueberdies bin ich durch so viel Trübsal zu diesem Erfolg gelangt, daß ich mir die Befriedigung gönnen darf, davon zu sprechen.

Es wundert mich nicht, daß man Ihnen so sonderbare Dinge über mich erzählt hat — ich gab zu den schlimmsten Gerüchten Veranlassung; war ich doch so entmuthigt, so verzweifelt, daß ich das Theater um jeden Preis verlassen wollte, um frei zu sein. Glücklicherweise hatte ich's mit einem braven Mann zu thun; Barbaja verstand meine Stellung, nahm Theil an meinem Leiden und verweigerte mich zu entlassen. Er zwang mich vernünftig zu sein.

Sie wissen, daß die Censur den Polyeucte nicht erlaubte. Wir änderten das Buch und verwandelten unsere Christen in Perser; aber man wollte auch von diesen nichts wissen: Religiöses, unter welcher Form es sei, ist auf dem Theater hier geächtet. Für mich war es jedoch von der größten Wichtigkeit, in einer Oper aufzutreten, die für mich geschrieben, ja deren Textbuch ich selbst entworfen hatte; Sie begreifen, wie es mich schmerzen mußte, der Stütze, die darin lag, verlustig zu gehen. Schließlich mußte ich mich fügen und eine andere Oper wählen. Ich verlangte Lucrezia Borgia — der Titel wurde verändert und die Schwester des Papstes in eine Mailändische Herzogin umgewandelt. Die Censur roch Lunte und als ich gerade mit der Rolle im Reinen war, legte sie ihr Veto ein. Donizetti bot mir dann die Pia an, die er vor 18 Monaten für Venedig geschrieben, da mir aber die Partie unsympathisch war, verweigerte ich sie, trotz aller Rücksichten, die mir mein Verhältniß zum Componisten auferlegte. — Indeß ich mußte auftreten. Am Liebsten wäre mir Wilhelm Tell gewesen, aber die Polizei hätte es nie zugegeben. Die Einen riethen dies, die Andern das; ich wußte nicht mehr was ich thun oder lassen sollte und ließ mir endlich, um des lieben Friedens halber die Pia gefallen. Ohne Lust, ohne Muth ging ich an's Werk — der Eindruck der Proben war nicht dazu angethan mir Vertrauen zu geben. Hinzu kam, daß ich während sechs Monaten so entsetzlich viel geübt hatte, daß die Natur meines Organs eine gänzlich veränderte geworden war. Ermüdung, Entmuthigung, Ekel, alles vereinigte sich, um mir jeden Willen zu rauben. Ich war unzufrieden mit meiner Stimme, mit meiner Rolle, mit der Oper; da ich aber Nichts mit kaltem Blute zu thun verstehe, so kam es dahin, daß ich erst 5—6 Tage vor der festgesetzten Aufführung zu singen verweigerte. Meine Aufregung war so groß, daß ich krank wurde und in Wahrheit nicht mehr singen oder nicht mehr den Willen dazu erobern konnte, so unzufrieden war ich mit mir und meinen Leistungen.

Auf diesem Punkte angelangt, erklärte ich mich bereit, um meinen Contract zu lösen, jedwede Entschädigung zu zahlen. Barbaja verweigerte, nahm mir die schlechte Partie ab und ließ mir Zeit mich herzustellen. Um mir wieder Lust zum Singen zu geben, stellte er mir den Tell in Aussicht und

nach einigen ruhigen Tagen fühlte ich mich wieder bei Stimme und zwar wie zu den besten Zeiten und ich fühlte neuen Muth. Da die Erlaubniß den Tell zu geben verweigert wurde, entschloß ich mich zum Giuramento und that wohl daran, wie ich schon berichtet. Das ganze Werk machte großes Aufsehen und seit lange hatte keine neue Oper hier solchen Erfolg. Ich sang, trotz aller vorhergehenden Anstrengungen, zwei Tage hintereinander und die zweite Aufführung war nicht minder erfolgreich als die erste.“ — —

Neapel, den 7. Januar 1839.

„Meine Freunde müssen nachsichtig mit mir sein; ich habe so viel zu thun und mache mir so viel Sorge, daß ich zu Nichts komme.“ — —

den 11. Januar.

„Ein schlechter Briefanfang! ich schrieb ihn unter dem Einflusse des Sirocco und hatte nicht die Kraft fortzufahren, so elend war mir zu Muthe. Sie kennen den Sirocco noch nicht und der Himmel bewahre Sie davor. Wenn dieser Wind von Afrika herüber weht, ist man weder Herr seiner Handlungen noch seiner Gedanken; ein bösartiger Einfluß entzieht Einem jede Kraft irgend Etwas durchzuführen; man gleicht einem armen kranken Thier; mühselig schleppt man sich umher, bis man einen einsamen Winkel findet. Und jede Woche weht dieser Wind ein paarmal! Theuer erkauft man die schönen Tage. Gottlob, heute leuchtet uns wieder Neapolitanische Sonne und ich will meinen Brief fortsetzen.

Mein Erfolg im Giuramento blieb stets auf gleicher Höhe und auch in einer anderen Oper von Mercadante: „Elena di Feltro“ war ich eigentlich der Einzige, der, trotz der ungünstigsten Umstände, einem Schiffbruche entrann. Aber alles das ist doch unzureichend und da man bis zu Ende der Saison keine einzige interessante Rolle für mich bereit hat, da auch für's nächste Jahr schwerlich ein Meisterwerk in Aussicht steht, werde ich auch nur bis zum Frühjahr hier bleiben. Es ist sogar die Frage ob ich in Italien bleibe, obschon man mir von allen Seiten die besten Anerbietungen macht. Zu viermaligem wöchentlichen Auftreten gezwungen zu sein, behagt mir nicht und auch in Mailand stehen mir keine neuen bedeutenden Aufgaben in Aussicht. Von Paris her macht man mir glänzende Anerbietungen, ich habe aber vorläufig alles verweigert; hier in Neapel kann ich nicht beurtheilen, wie ich es in Paris halten soll. Ich muß diese Welt wieder sehen, die Autoren, die Theater, das Publikum, ehe ich mich in ihre Klauen begebe. So kämpfe ich mit tausend verschiedenen Gedanken, lieber Freund, will heute dies und morgen das, wenig erfreut von der Gegenwart und sehr unsicher über die Zukunft. Wolle der liebe Gott mich erleuchten, und mich aus der Verbannung, in der ich lebe, befreien. —

Adieu, lieber Freund. Ich erlaube Ihnen mich nicht zu beklagen, sondern die Achseln zu zucken, denn ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren, indem ich mich unverständig, ja oft lächerlich finde. Aber — hören Sie nicht auf, mir gut zu bleiben“.

Noch einen letzten Brief erhielt ich, datirt vom 24. Januar, der aber fast ausschließlich sich mit mir beschäftigt und mithin nicht hieher gehört — nur die folgenden Zeilen zeigen seine Stimmung, seine Zweifel, seine Unruhe: „Was mich betrifft, so kämpfe ich gegen die Anfälle des Heimwehs und suche, trotzdem man meinen Wünschen entgegentritt, vernünftig zu bleiben; ich suche Paris zu vergessen, da meine Freunde der Ansicht sind, es sei noch nicht an der Zeit, dorthin zurückzukehren. Ein neues Operntheater, welches dem Einflusse Meyerbeers sein Privilegium dankt, soll eröffnet werden — Meyerbeer bietet mir an, eine Oper für mich zu schreiben und sucht mich zur Rückkehr zu bewegen. Eine starke Versuchung! aber ich habe widerstanden, so wenig mich das befriedigt, was ich hier zu thun habe; ich gedulde mich, um dem Rathe Derjenigen zu folgen, die mich lieben.“

Die in diesen Briefen gegebenen Einzelheiten zeigen nur einen Theil der Unannehmlichkeiten, der Hindernisse, die dem Sänger seine Erfolge verleideten, — sie lassen auch einen Blick thun in seine trübe Gemüthsstimmung — aber da er sich seinen Freunden gegenüber nicht allzu schwach zeigen wollte, verschwieg er die unendlich traurigen Zustände, in welche er oft verfiel — schrieb auch wohl nicht, so lange er sich in denselben befand. Wie jede dem Schönen zugängliche Natur, hatte sich die seine dem Zauber Italiens geöffnet; die Aufnahme, die er fand, die Anerkennung, die seinem Talent zu Theil wurde, hatten sein künstlerisches Bewußtsein gehoben. Wohl traten ihm die Mißstände des italienischen Theaters vor Augen — die Verflachung, in welche die Oper zu verfallen drohte, theilweise gefallen war, entging ihm nicht. Aber seiner mannigfachen Kräfte gedenkend, den lebhaften, leicht anzuregenden Sinn des Volkes erkennend, gab er sich der Hoffnung hin, reformirend wirken zu können. Seit längerer Zeit schon trug er sich mit dem Gedanken, daß die Oper zu tieferem Einfluß bestimmt sei — daß sie nicht allein ästhetisch anregend, daß sie auch sittlich, religiös wirken müsse. Die Gratisvorstellungen, in welchen er in Paris mitgewirkt, hatten ihm die unteren Klassen des Volkes gezeigt, wie sie mit Enthusiasmus Schönes aufzunehmen verstehen. Er träumte von einem großen lyrischen Volkstheater in der französischen Hauptstadt — er trug sich mit Stoffen, die er dafür geeignet hielt. Einstweilen wollte er den Italienern zeigen, wie der Sänger als Schauspieler eine Rolle aufzufassen habe, um aber sicher zu gehen, beging er den Irrthum, sich zum italienischen Sänger umzugestalten und gab sich dieser unnützen, ja schädlichen Arbeit mit einer Ausdauer, einer Entsagung, einer Selbstverläugnung hin, die wahrhaft bewunderungswürdig. Vorbereitet auf seine neue Aufgabe hatte er zu gleicher Zeit den beliebtesten Componisten des Tages für einen Stoff zu gewinnen gewußt, der seiner tief religiösen Gesinnung entsprach, für welchen er auch den ermuthigenden Zuspruch Silvio Pellico's erhalten hatte. Polyeucte von Corneille (mit welchem neulich auch Gounod einen vergeblichen Versuch gemacht) sollte dem Tonsetzer und dem Sänger Gelegenheit geben, mit dem Enthusiasmus tiefen Glaubens die zerstreute Menge in eine höhere Sphäre

zu heben. Die Censur verbot die Aufführung, wie wir gesehen haben.— Nourrit, ganz seiner idealen Aufgabe hingegeben, wendete sich persönlich an den König. „Poliutto ist ein Heiliger“ sagte der fromme, später Rè Bomba genannte Monarch — „lassen wir die Heiligen im Kalender und bringen wir sie nicht auf die Scene.“ Nourrit's schönster Traum war zerstört — er war außer sich. Eine Regierung, die vor Allem das Volk in seinem Glauben festzuhalten suchte, verbot es ihm, von diesem Glauben das erhebendste Beispiel vorzuführen — das war ihm unbegreiflich und tief entmuthigend. Eine Reihe unnützer Vorschläge, unnützer Versuche brachten den armen Sänger in verzweiflungsvolle Zustände und untergruben seine Gesundheit, — seine geistigen und körperlichen Kräfte kamen in das bedenklichste Schwanken, wie seine treffliche Gattin es in ihren Briefen an die Ihren kummervoll berichtet. Die Hauptprobe der schwachen Donizetti'schen Oper: „La Pia“ wurde gleichfalls für ihn zu einer erschütternden Krisis — es war eine vollständige Niederlage und er glaubte sich dabei mit im Spiele; da ihm selbst alles, was er zu singen, auf's äußerste mißfiel, mißfiel er sich selbst, glaubte seine Stimme, sein Talent, Alles verloren zu haben und verlor, nach seinen eigenen Worten, gänzlich den Kopf.

Die Abreise Donizetti's, der nach französischen Erfolgen strebte, wie der Sänger nach italienischen, wirkte auf Nourrit befreiend, indem sie ihn sowohl der Rücksicht auf den gegenwärtigen Componisten, wie auf dessen Lehre enthob. Er konnte in einem Werke Mercadante's, dessen leidenschaftliche Situationen seinem Talente Stoff zu reicher Entwickelung boten, auftreten und fand, bis zu einem gewissen Grade, die Freiheit seiner ursprünglichen Gesangsweise wieder. Der, durch alle Gattungen von Zeugen constatirte, wahrhaft enthusiastische Erfolg, der ihm wurde, hob für den Augenblick seinen erschlaffenden Lebensmuth. Wie sehr er schon unter allen niederdrückenden Erlebnissen gelitten hatte, davon gab sein Aeußeres den ihn wiedersehenden Freunden Kunde. Seine Gesichtsfarbe war gelb, sein Haar grau geworden, sein liebes Antlitz von Runzeln durchfurcht, seine früher allzu üppige Figur von krankhafter Magerkeit. Er sollte nicht mehr gesunden.

Vielleicht wäre Alles doch noch gut geworden, wenn Nourrit die Kraft gehabt hätte, auf seinem Wunsche zu bestehen und lieber einen Proceß mit Barbaja zu wagen, als an dessen Theater weiter zu singen. Aber er war nicht stark genug, der Ansicht seiner Freunde zu widerstreben, die ihn erst nach einem, durch längeres Auftreten in Italien fest gegründeten transalpinischen Ruf zurückkehren lassen wollten. So mühte er sich denn in der für ihn aufreibenden Thätigkeit des italienischen Sängers weiter ab; die Rollen, die er wünschte, konnte er nicht erlangen, die Aufgaben, die ihm geboten wurden, waren ihm antipathisch. Nach dem Halberfolg von Mercadante's Elena di Feltro, stand man wieder auf dem alten Punkte. Der Director wurde ärgerlich, da Nourrit sein Engagement nicht verlängern wollte — dieser dachte nur an seine Befreiung. Wie schlimm es aber um seine Gesundheit, körper-

lich und moralisch stand, geht aus den Briefen der besorgten Gattin hervor. Sie erzählt, daß er sich aufs Aeußerste schonen, oft das Bett hüten müsse, um nur dem andauernden Theaterdienst genügen zu können — daß sie ihm auch die kleinste Gemüthsbewegung zu ersparen suche und daß er klagend äußere, es sei traurig für ihn, zu enden, wie andere anfingen.

Denn der Dienst eines italienischen Sängers in Italien, dem schönen Lande des dolce far niente, hat etwas Sclavenhaftes. Unpäßlichkeiten, Heiserkeiten und dergleichen gelten nicht — so lange nicht Fieber constatirt ist, heißt's Auftreten oder Probe halten. In kürzester Zeit müssen neue Rollen studirt werden, während das laufende Repertoire nicht unterbrochen werden darf. Nach allem Umhertasten, Vorschlagen, Abschlagen, Zusagen, Verweigern hatte man Nourrit die Rolle des Pollione in der Norma octroyirt — in acht Tagen sollte er sie studirt haben. Hören wir wie Frau Nourrit sich darüber ausspricht:

„Der König hat ihn gnädiglich wieder für die Kapelle zum nächsten Donnerstag verlangt. Gestern stand er auf, um dort Probe von der Messe zu halten; er erkältete sich; kam nach Hause und legte sich nieder. Heute Morgen hat er Theaterprobe, heute Abend wieder, morgen muß er auftreten, Donnerstag hat er wieder Probe, dann muß er in die Kapelle und Freitag soll er die neue Rolle singen. Ich gehe in diese Einzelheiten ein, um Ihnen eine Vorstellung des métier zu geben, das auch einem weniger reizbaren Menschen als meinem Gatten zuwider werden kann."

Auch in der, den Neapolitanern längst überdrüssig gewordenen Norma erntete Nourrit ungemeinen Beifall — aber es berührte ihn nicht mehr — es war offenbar, daß sein ganzes Wesen einen unheilbaren Riß erhalten hatte. Seine Gattin fand die gewohnte Stimme, die frühere Feinheit seines Vortrages auch in den besten Momenten nicht ganz wieder. Er war nicht mehr Franzose und dem Besten, was er in sich trug, war es zuwider, gänzlich Italiener zu werden. Mit folgenden Worten spricht er es selbst aus: „Ich fiel in die Fehler, die wir den meisten italienischen Sängern vorwerfen. Aus Uebermaß von Demuth habe ich gesündigt, — ich habe meine Götter verleugnet und trage jetzt die Strafe dafür." „Und die schönen Träume, mit welchen ich Italien umsponnen, wo sind sie? ich muß ihnen entsagen", schreibt er ein andermal. „Die Kunst, wie man sie hier treibt, paßt mir nicht, die Arbeit, zu der sie mich zwingt, ermüdet mich, ohne mir die geringste Genugthuung zu bieten".

Sein krankhaftes Heimweh machte die bedenklichsten Fortschritte. Ein Vorgang, der sich in einem Momente zutrug, der für ihn durchaus schmeichelhaft war, zeigt dies in so rührender Weise, daß ich mir's nicht versagen kann, ihn zu erzählen. Die sogenannte Akademie des Adels hatte ein Concert veranstaltet, ja verschoben, um den französischen Sänger im Concertsaal zu hören, der ganze Hof war gegenwärtig und der König, der ihm große Theilnahme schenkte, becomplimentirte ihn. „Aber Sie wollen uns verlassen",

setzte er hinzu; „sind Sie nicht befriedigt von Ihrer Aufnahme hier in Neapel?“ „Oh Sire,“ antwortete der Sänger, „ich bin dem hiesigen Publikum so dankbar! Aber Frankreich, Frankreich!“ — und ein Thränenstrom verhinderte ihn weiter zu sprechen.

Er begann seinem Gedächtnisse zu mißtrauen, das freilich in S. Carlo vielfach und unnütz überanstrengt worden war — seine Willenskraft fing an zu schwinden. Die Gattin suchte ihn zu bewegen, die Pläne, die er seit langer Zeit mit sich umher trug, betreffend die Gründung eines großen neuen lyrischen Theaters, auf's Papier zu bringen — er vermochte es nicht oder vermochte nicht es zu wollen. Wenn er auch zuweilen selbst über seinen Zustand lächelte, sich ausschalt, — zugestand, daß er eigentlich in der eminenten Stellung die er inne hatte, gar nicht klagen dürfe — er konnte sich nicht wiederfinden und seine Aeußerungen hatten oft den Ausdruck der Verzweiflung: „Die Kunst verläßt mich — meine Stimme, mein Wille, Alles kommt mir abhanden, ich werde den Meinigen nichts mehr sein können! Statt des Vaterlandes ein Wirthshauszimmer auf fremder Erde! Meine arme Frau, meine armen Kinder! ich kann sie nicht ansehen ohne zu zittern!“ —

Unstreitig war die Leberkrankheit, die er schon von Frankreich mitgebracht und die sich in Neapel immer mehr entwickelt hatte, zum großen Theil schuld an seiner Gemüthsverwirrung, wie sie denn auch durch diese zunahm. Ein neapolitanischer Arzt, Dr. Rocca, erkannte sie in ihrer ganzen Ausdehnung und sagte, als der Sänger seine Diagnose für Uebertreibung hielt:

„Verzeihen Sie und glauben Sie mir — Sie haben eine Krankheit, die zur Folge haben kann, daß man sich umbringt, wenn man nicht daran stirbt“. Nourrit verschmähte die Vorschriften, die der Arzt ihm gab; er hielt seinen Zustand für das Resultat dessen, was ihn moralisch bewegte und glaubte nur von jener Seite her Heil finden zu können.

Aber immer tiefer verwickelte sich der Aermste in die Widersprüche, die seine Seele befangen hielten. Er sagte sich, er sei früher überschätzt worden und müsse jetzt doppelt tief hinabsteigen. Weder seine innigen religiösen Ueberzeugungen, noch seine Lieblingsdichter hielten ihn aufrecht. Zu gleicher Zeit wurde er, der früher, bei aller Liebenswürdigkeit, ungestüm heftig sein konnte, von einer Sanftmuth gegen Jeden, von einer Nachsicht den ungebührlichsten Zumuthungen gegenüber, die nur dazu beitrugen, die Besorgnisse der Seinigen zu vermehren.

Ein geringfügiger Umstand wurde vielleicht zum Tropfen, der den Becher überfließen macht. Eines Abends, im kleinen Operntheater, del fondo genannt, hört Nourrit einen mehr als mittelmäßigen Sänger, der aber beim Abgange stets mit den ungeheuerlichsten Beifallsbezeugungen begleitet wird. Auf die Frage, was diese sonderbare Manifestation bedeute, wird ihm die Aufklärung, jener Sänger sei von hoher Seite her protegirt, und da man ihn nicht auspfeifen dürfe, spotte man ihn auf solche Weise aus. Daß diese Art von Demüthigung unsern Sänger mit Unwillen erfüllte, war natürlich —

aber sie wurde zu einer unheilvollen Erinnerung für ihn und in einem jener seltenen Augenblicke, in welchen er sich Freunden mittheilte, äußerte er, er habe die Ueberzeugung, daß das Publicum in S. Carlo mit ihm ein ähnliches Spiel treibe. Mehrfach erkundigte er sich, ob in der Nähe der Stadt eine Irrenanstalt sich befinde, — wo die Seinen ihn wenigstens sehen könnten. Dann ließ er sich auch wohl wieder heben und trösten.

Nur noch 14 Tage hatte er in Neapel zu bleiben und auf das ernsteste ärztliche Zeugniß hin hatte Barbaja ihn vorläufig gänzlich freigegeben. Unglücklicherweise fiel in diese Zeit eine Beneficevorstellung für den Schauspieler Salvetti — man ersuchte Nourrit um seine Mitwirkung und trotz seinem elenden Zustande glaubte er sie einem Kameraden nicht verweigern zu dürfen. Am vorhergehenden Tage besuchte er seinen Freund Manuel Garcia, der mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, kurz vorher nach Neapel gekommen war. Garcia gibt in einem später veröffentlichten Briefe Bericht über diese Stunde. „Ich bin furchtbar unglücklich", rief Nourrit aus, „ich kann nicht mehr denken — Gedanken, von welchen ich mich nicht zu befreien vermag, verfolgen und schrecken mich — ich bin des Kampfes müde. Und nun soll ich morgen singen! Welche Qual!" Garcia sagte ihm Alles, was ein so einsichtiger Freund sagen konnte — Nourrit schien in etwas beruhigt. Garcia, um ihn seinem Brüten zu entziehen, legte ihm das Album seiner Gattin vor und Nourrit improvisirte folgende Verse:

„Si tu m'as fait à ton image,
O Dieu, l'arbitre de mon sort,
Donne moi le courage,
Où donne moi le mort!
Mon âme, en proie à la souffrance
Est près du succomber:
Dans l'abîme où meurt l'espérance
Ah! ne me laisse pas tomber."

(Wenn Du mich schufst nach Deinem Ebenbilde,
Herr, der Du lenkst mein Schicksalsboot,
So gib mir Muth in Deiner Milde,
Wo nicht, gib mir den Tod!
Unsäglich werden meine Qualen,
Schon sinket meine Seele hin,
Versag mir nicht der Hoffnung Strahlen
Im Leid, dem ich verfallen bin.)

Ein junger Tonsetzer, der zu Garcia kommt, spricht Nourrit um ein Gedicht zum Componiren an; „gerne", antwortet dieser, „ich will Ihnen eine Ballade schreiben — das Sujet heißt: un fou par excès de bonheur" —

Es war der 7. März 1839 — der letzte Tag seiner künstlerischen Thätigkeit — der letzte Tag seines Lebens, — an welchem jene verhängnißvolle Beneficevorstellung statt hatte. Obschon er morgens mit Garcia zu dessen größter Befriedigung gesungen hatte, wuchs seine Aufregung bis zum Abend in solchem Maße, daß seine Frau zum ersten Male selbst ernstlich fürchtete, er werde

wahnsinnig werden — sie verbarg sich während er zu singen hatte. Nach Art jener zusammengesetzten Attractionsvorstellungen, waren es nur einzelne Opernstücke, die Nourrit vorzutragen hatte. Obschon er in der Abgespanntheit, die sich seiner, nach fiebernder Unruhe, bemächtigt hatte, die ersten Nummern nicht mit gewohnter Energie sang, belohnte ihn das Publicum für alle vergangenen herrlichen Leistungen, für die Bereitwilligkeit, die er zum Besten eines Andern zeigte, mit stürmischem Beifall und eine leichte Opposition, die sich geltend zu machen versuchte, erhöhte den Enthusiasmus. Fast mit Gewalt mußte man ihn auf die Bühne ziehen als er gerufen ward und er zeigte den Zuhörern, wie sehr er überzeugt sei, diese Kundgebungen nicht zu verdienen. Gegen Garcia aber äußerte er, man wolle seiner spotten — das sei herabwürdigend, erniedrigend. Und auch, nachdem er seine letzte Arie mit überwältigender Leidenschaft und Energie gesungen und diesmal von dem außerordentlichen Eindruck, den er hervorgebracht, hätte gehoben sein müssen, blieb ihm die fatale Anschauung, die ihn seit jener Aufführung im Theater del fondo verfolgte. Still erreichte er seine Wohnung, speiste mit seiner Frau — blieb einsylbig Allem gegenüber, was sie Trostreiches vorbrachte von seiner Befreiung nach wenigen Tagen. Zu Bette las er lange — ob er spät noch einigen Schlaf gefunden, wußte seine edle Gefährtin nicht zu sagen. Als sie selbst Morgens zwischen 5 und 6 eingeschlafen war, stand er auf, stieg in's vierte Stockwerk des Palazzo Barbaja, in dem er wohnte, und einen Augenblick nachher lag sein Körper leblos im Hofe des Palastes. Mit fast unbegreiflicher Seelengröße ertrug die Frau den Anblick und verbarg ihren Kindern das Vorgefallene.

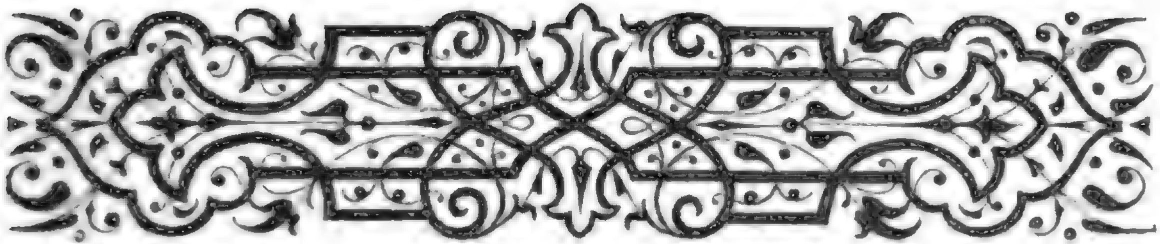
Ich befand mich im Theater der Scala in Mailand, als die Nachricht von dieser tragischen Begebenheit sich dort verbreitete und erinnere mich kaum bei irgend einer Veranlassung ein Theaterpublicum in ähnlicher Aufregung gesehen zu haben. Was Alles damals, und auch durch längere Zeit darüber gesprochen und geschrieben worden, zu welchen Mißdeutungen die schreckliche That Veranlassung gab, ist heute gleichgiltig geworden, um so mehr, als der richtige Thatbestand feststeht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nourrit wahnsinnig geworden war. Bei der Autopsie fanden die Männer der Wissenschaft alle Anzeichen, daß er so habe enden müssen — und heute scheint man darüber einig, daß die Todesart, die er gewählt, zu denjenigen gehört, welche unbedingt auf Geisteskrankheit weisen. Was hatte aber der Aermste nicht durchleben müssen! Gekränkt in seinem wohlberechtigten, künstlerischen Bewußtsein, und wieder berauscht von den außerordentlichsten Triumphen, verläßt er krank den heimischen Boden. Er lebt auf in der Herrlichkeit Italiens — ein neues Ideal hoher Kunstthätigkeit erfüllt ihn — er setzt seine ganze Energie, seine ganze physische Kraft ein es zu erreichen — und als er nach der Frucht greifen will, dessen, was er durch monatelange Arbeit in sich und durch Andere vorbereitet, wird sie ihm täppisch versagt. Nun findet er sich plötzlich in einer Stellung, die Allem entgegen, was er seit

Jahren als selbstverständlich angesehen — statt hoher, theilweise selbstgeschaffener Aufgaben unbedeutende, ihm fast gewaltsam auferlegte — statt reifen sicheren Ausbildens handwerksmäßiges Gebahren — ein Uebermaß physischer Anstrengung in einem Klima, welches allzu oft unter seiner süßen Milde ein gefährliches Gift verbirgt — er beginnt zu zweifeln an sich, an seinem Talente, an seiner Stimme (der Sprache des Sängers!) — er wird sich seines gestörten Zustandes bewußt und nun erfüllt ihn Bangen um die Zukunft der Seinen. Sich selbst mißtrauend, verliert er das Zutrauen zu Anderen — er sieht Mitleid, ja Hohn in Beifallsbezeigungen, die ihm zu Theil werden — nicht mehr fühlt er sich gehalten vom Glauben an eine helfende, schützende Vorsehung — ein Moment gänzlich verdunkelten Bewußtseins tritt ein — alles, was er noch fühlt, ist die überwältigende Sehnsucht nach Befreiung, und er entflieht den Qualen, die er nicht länger zu ertragen vermag.

Wie hoch die Verehrung war, die man für ihn hegte, geht daraus hervor, daß im damaligen Neapel die Kirche dem Theatersänger, der so geendet, die feierlichsten Ehren spendete. Die heroische Gattin schiffte sich mit dem Sarge ein, der die irdischen Reste des Mannes enthielt, für den sie gelebt — dem sie nach wenigen Monaten in's Jenseits folgte. In Marseille, wo ihm ebenfalls ein Trauergottesdienst unter der Betheiligung von Tausenden gewidmet wurde, ließ der zufällig anwesende Chopin es sich nicht nehmen, ihm auf der Orgel einen Nachruf zu spenden. In Lyon neue sympathische Ehrenbezeigungen. In Paris, wo man auf die Nachricht vom Tode des großen Künstlers die Oper geschlossen hatte, feierte man seine Exequien im Beisein der höchsten Repräsentanten der Kunst und Literatur. Auf dem Kirchhof Montmartre befindet sich die Familiengruft der Nourrit's — das Grab Adolphe's durch ein Monument ausgezeichnet, mit seinem von Lorbeerzweigen umgebenen Medaillon neben dem seines Vaters.

Die große französische Oper hatte seit den Zeiten Nourrit's noch manche glänzende Jahre, namentlich durch das Talent einiger hervorragenden Sänger wie Duprez, Roger, Faure — eine Blüthezeit von solcher Bedeutung, wie die zu Anfang dieser Zeilen geschilderte, ist ihr seitdem nicht wieder zu Theil geworden. Die späteren Opern Meyerbeer's stehen nicht auf der Höhe der beiden ersten, weder Halévy noch Auber haben Werke geschrieben, die der Jüdin oder der Stummen zu vergleichen wären — eine Vereinigung von so auserlesenen ausübenden Kräften fand sich kein zweites Mal zusammen. Nourrit war das Glück zu Theil geworden, bei jenem einzigen Aufschwung in allen Beziehungen sein Bestes thun und geben zu dürfen, Hohes zu spenden und zu empfangen. Sein Name wird mehr als der irgend eines andern Sängers der großen französischen Oper in der Geschichte derselben glorreich aufgezeichnet bleiben:

„Denn, wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten".



Die Madonna im Oelwald.

Novelle in Versen.

Von

Paul Heyse.

— München —

Zweites Capitel.

Kommt, meine Freunde, rückt zusammen! Einige,
Die gestern hier gelauscht, sind ausgeblieben.
Mir ahnt, der schlichte Stoff, der fadenscheinige,
Den ich zum Besten gab, hat sie vertrieben.
Nun, ihr Geschmack ist eben nicht der meinige;
Sie schätzen nur, was weise Meister schrieben,
Da ich noch immer einen Hang verspüre
Zur harmlos schweifenden Frau Aventüre.

Und freilich, daß im Lenz ein junges Weib
Wallfahrten geht und einen Jüngling findet,
Kühn, traurig, ihrer werth an Seel' und Leib,
Worauf sofort ein Flämmlein sich entzündet,
Ein Raubanfall nebst anderm Zeitvertreib,
Von dem die Weltgeschichte nichts verkündet —
Was liegt uns heut an solchen Abenteuern,
Und lohnt's der Mühe wohl, sie zu erneuern?

Wie kamt Ihr zu dem Possenkram, Messere
Ariost? rief jener Kardinal; — er brauchte
Ein stärkres Wort, das heut nicht schicklich wäre,
Braucht's gegen den, der seinen Pinsel tauchte
In Irisfarben, frei von Erdenschwere,
Und eine Zauberwelt ins Leben hauchte,
Sich tröstend: „honny soit qui mal y pense;
Sind wir nicht in der Zeit der Renaissance?

„Ist von der alten Welt nicht auferstanden
Ihr bester Theil, ihr ewig jugendlicher?
Nicht heute noch die Sinnenkraft vorhanden,
Die Leben schafft kraft eines Pinselstriches?
Was Reizendes Phantasten je erfanden,
Wird keiner Zeit zum Raub. So wag' auch ich es,
Die bunte Fülle wechselnder Gestalten
Gleich der Natur tendenzlos zu entfalten."

O Dichter, damals schon gab's kluge Leute,
Die Alles, was nicht Früchte trägt, verschmäht.
Der Lenz, der nur der Blumen sich erfreute,
Däucht' ihnen auch ein müßiger Poet.
Zwar schwärmt man stark für Renaissancestil heute
Und ahmt ihn nach in Möbeln und Geräth,
Will ihm getreu Paläst' und Hütten bauen:
Vom Geist der Renaissance ist nichts zu schauen.

Wo lebte noch ein Hauch des Cinquecento,
Das sich vom Schönen freudig ließ beglücken,
Sich's gönnend, ohne grämliches Lamento
Des Lebens Goldfrucht keck vom Baum zu pflücken?
Heut ruft sogleich das Staatswohl sein Memento,
Dem Mittelmaß muß sich der Höchste bücken,
Und das Gesetz heischt, daß nach Einer Decke
Der Freigeborne wie der Knecht sich strecke.

Dies mag sehr löblich sein. Des Menschen Pflicht
Bannt in den Kreis ihn der Gewöhnlichkeit;
Nur preis't mir dann die Renaissance nicht,
Die auf den Thron hob die Persönlichkeit.
Der Geist, der eurem Ideal entspricht,
Muß stets in schroffer Unversöhnlichkeit
Die Freiheit hassen jener Glanzepoche,
Soll ihm noch wohl sein in dem eignen Joche.

Und freilich nur aus antiquarischen Grillen
Copirt ihr heut die Formen jener Welt,
Vielleicht auch um den Wissensdurst zu stillen,
Der wie ein Fieber euch in Athem hält.
Am Schönen sich erfreun? Um Gotteswillen!
Ein Werk der Kunst, das einzig nur gefällt,
Was gilt es euch, ist's nicht ideenträchtig?
Was nur ergötzt, ist als frivol verdächtig.

Wir waren niemals sonderlich an Sinnen
Begabt, wir biedern nordischen Barbaren,
Doch konnten wir an Sinn und Geist gewinnen,
Gelang's nur, Goethe's Erbschaft zu bewahren.

Nun wir herabschau'n von des Reiches Zinnen,
O Scham und Gram, wie nüchtern wir gebahren,
Wie wir bemüht sind, allem zwecklos Schönen —
Spielzeug Unmünd'ger nur! — uns zu entwöhnen!

Däucht es dem Maler heut nicht wohlgethan,
Vergilbten Chronikwust zu illustriren?
Sonst lachten wir und weinten beim Roman:
Culturgeschichte soll er heut dociren.
Wir lassen uns, gähnt auch der Stoff uns an,
Shakespeare's Historien gläubig vortragiren,
Und Romeo und Julie wird mißfallen,
Ist das Kostüm nicht echt bis auf die Schnallen.

So würd' auch mein Novellchen Gunst erlangen,
Wär' Tracht und Sitte fleiß'ger drin beschrieben,
Vom Schloß zu Roccanera angefangen,
Bis zu der Hütte, drin sie Nachts geblieben.
Herr Toutlemonde wär' schwerlich weggegangen,
Wenn wir das Dichten fein gelehrt betrieben;
Denn wie wir sonst ihn schätzen mögen, ist er
Doch nur ein Bildungs- und Culturphilister. —

Doch nun zurück zu den verliebten Zweien,
Von denen Einer wund zusammenbrach:
Wir ließen unsre Pilgernden im Freien
Und finden heut sie unter Dach und Fach.
Unfern dem Kampfplatz lag, von Schäfereien
Umringt und Fruchtgefilden mannichfach,
Ein Haus, an einen Hügel sanft gelehnt,
Den silbergrau ein kleiner Oelwald krönt.

Der Herr lebt fern in Rom. An seiner Statt
Haus't hier mit ein'gen Knechten ein Verwalter,
Der lang schon seiner Pflicht gewaltet hat,
Des reichen Landguts Pfleger und Erhalter.
Alljährlich sandt' er den Ertrag zur Stadt,
Und selber fast für den padrone galt er,
So daß er, wenn ein Gast am Thore pochte,
Des Hauses Ehren ihm erweisen mochte.

Der öffnet' eilig auf des Paters Klopfen
Und sah den Wunden auf dem frommen Thier,
Das Tuch am Haupt getränkt mit dunklen Tropfen,
Im Arm des guten Mönchs wie leblos schier.
Kaum war's geglückt, den Blutquell zu verstopfen,
Durch einen Nothverband im Waldrevier,
Und so bewußtlos in der Frauen Mitte
Behutsam ward er fortgeschafft im Schritte.

Nun ward ihm Hülf' und Wartung rasch zu Theile;
Denn, mit der Heerden Pflege wohl vertraut,
Verstand der Alte, wie man Wunden heile
An Menschen auch mit lindem Oel und Kraut.
Ein Lager ward bereitet und in Eile
Die Wund' am Haupte nach der Kunst beschaut.
„Ein flacher Hieb — Dank dem barmherz'gen Gotte!
Zwei Linien tiefer nur, dann buona notte!“

Man denkt wohl, daß die Frau'n sich gern beflissen
Jedweden Dienstes der Barmherzigkeit.
Frau Gigia hatt' ihr Kopftuch gleich zerrissen
Und schont' auch nicht ihr feines Unterkleid.
Sie gönnte kaum zu Nacht sich einen Bissen
Und seufzte schwer und frug von Zeit zu Zeit,
Ob wirklich Hoffnung des Genesens wäre.
Der alte Pfleger schwor's bei seiner Ehre.

Nicht minder auch war Renza tiefbekümmert,
Und vollends außer sich der wackre Pater.
So oft im Fiebertraum der Kranke wimmert,
Ruft er: Ora pro nobis, sancta mater!
Dann schnupft' er stark, und bis das Frühroth schimmert,
Nicht einen Schritt vom Bett des Jünglings that er
Und stillte das Bedürfniß sanften Schlafes
Mit hundert brünst'gen Litanei'n und Ave's.

Doch als Frau Bellagioja in der Frühe
Nach kurzer Ruh' sich in die Kammer schlich,
O Tochter, sprach er, sieh, es lohnt der Mühe,
Den Himmel anzuflehn. Er bessert sich.
Nicht, daß er schon wie eine Rose blühe,
Doch geht der Pulsschlag wieder sänftiglich.
Gleich war des Fiebers ärgste Wuth vertobt,
Als ich Sanct Martin ein Pfund Wachs gelobt.

Kommt näher, Frau, und seht den prächt'gen Jungen.
Ist er nicht selber wie aus Wachs bossirt?
Seht nur den Hals, die Schultern breitgeschwungen,
Und wie das Bärtchen seine Lippe ziert.
Dies Werk ist unserm Schöpfer wohlgelungen!
Fürwahr, wär' ihm was Menschliches passirt,
Nicht hätten mir vergütet diesen Schaden
Ein Dutzend Esel ganz mit Gold beladen.

Die schöne Frau blieb stumm. Nicht erst entdecken
Mußt' ihr ein fremder Mund, wie schön er war.
Ward sie doch gestern schon an ihrem Schrecken,
Daß er ihr allzu theuer sei, gewahr.

Sie möcht' es sorgsam vor sich selbst verstecken,
Und doch, als sie sein blutberonnen Haar
Ihm kühlend wusch, mit ihm allein gelassen,
Streift' ihre Lippe seinen Mund, den blassen.

O heimlich süßer Raub beim Mondenstrahle!
Er ahnt' ihn nicht, von Ohnmacht tief umfangen,
Und nimmer soll's geschehn zum zweiten Male.
Sie schwor sich's heilig zu mit glüh'nden Wangen,
Flößt ihm den Heiltrank ein aus irdner Schale,
Zählt seines Pulses Schlag, den fieberbangen,
Erneuert den Verband und wartet zärter ihn,
Als hätte sie gelernt den Dienst der Wärterin.

Nachts aber fing ihr Herz sich an zu rühren
Und riß sie auf vom Lager lang vor Tag,
Um wunderliche Tücken zu vollführen
Mit Sprüngen, jähem Stocken, Stich und Schlag.
Ihr Seufzen schien das Feuer nur zu schüren,
Und Renza, die im selben Bette lag,
Erwacht' und horcht' und dachte sich ihr Theil:
„Dies Fieber wird nicht in Loretto heil!

„Der schmucke Mensch! L'amabile persona!
Wie soll's noch gehn? Ich wollt', wir wären fort!"
Doch ward der Wallfahrt, ob man auch schon so nah
Dem Ziele war, gedacht mit keinem Wort.
Die Gräfin sandt' ein Knechtlein nach Ancona
Mit einem Saumthier, einzukaufen dort,
Was man bedarf zur Labung eines Wunden,
Und Andres, das erwünscht für die Gesunden.

Per Diana! rief der gute Mönch, ich dächte,
Fast wär' es der barmherz'gen Müh' zu viel.
Ihr opfert Eure jungen Tag' und Nächte,
Und Eurer Seele harrt ein andres Ziel.
Zu meinem Beistand hab' ich hier die Knechte,
Und mein Patient — Nein, würd'ger Pater! fiel
Die Gräfin ein, ich kann ihn noch fürwahr nicht
Euch überlassen; er gefällt mir gar nicht.

Seht nur, wie bleich er ist! Er athmet schwer.
Laßt mich mit Essig seine Stirn betupfen,
Dann setz' ich mich, so still wie Oel, hierher.
Gebt mir das Linnen, um Charpie zu zupfen. —
Was sollt' er thun? Beim Kranken blieb auch er,
Und zwischen Seufzen, Beten, Plaudern, Schnupfen
Und Streicheln der Tonsur entschlief er sacht
Und holte nach, was er versäumt zur Nacht.

So ging die Zeit, nein, schlich nur auf den Zehen,
Wie sie um bange Krankenzimmer schleicht.
Man wird nur inne, daß die Stunden gehen,
Weil Arzenei man Stund' um Stunde reicht.
Wer fragt, wie drauß die Himmelswinde wehen,
Wenn drinnen nur der Sturm des Fiebers weicht?
Und bleiben zwei geliebte Augen dunkel,
Was gilt uns Sonnenglanz und Sterngefunkel?

Und doch — nicht gar verloren ist die Zeit,
Da so dem Leben wir entfremdet blieben.
Es weht ein Flügelschlag der Ewigkeit
Am Siechenbette derer, die wir lieben.
Der Sorgentand, des Alltags Lust und Leid —
Des Schicksals rauhe Macht hat sie vertrieben,
Und in geweihten Schmerzen wird die Brust
All ihres wahren Guts sich erst bewußt.

Wohl steht in manchem Buch der Spruch zu lesen,
Und der Erfahrnen Urtheil stimmt ihm bei:
Es sei der Wonnen höchste, zu genesen.
Mir aber däucht, daß Eins noch süßer sei:
Wenn um Geliebte wir verzagt gewesen
Und kaum erstickten der Verzweiflung Schrei,
Noch schüchtern, doch getrost, ein theures Leben
Genesen sehn und uns zurückgegeben.

So schlug Frau Gigia's Herz in hoher Wonne,
Als endlich, da ein langer Mond verfloß,
Der Jüngling, schier geheilt, der Maiensonne
Zum ersten Mal in freier Luft genoß.
Nie dankte sie so brünstig der Madonne
Im Haus der Eltern, noch im Grafenschloß,
Und da der Mönch ihn unterstützt beim Schreiten,
Hielt sie es auch für Pflicht, ihn zu begleiten.

Sie wanderten empor den sanften Hang,
Vom jungen Laub des Oelwalds überschattet.
Da ruhten sie alsbald nach kurzem Gang,
Der Liombruno's zarte Kraft ermattet.
Des Jünglings neubelebter Blick verschlang
Das holde Bild. Doch war ihm nicht verstattet
Zu seiner Qual, der Sitte Bann zu brechen
Und Mund an Mund den Dank ihr auszusprechen.

So überschlich ihn eine weiche Trauer,
Gedacht' er, daß die Zeit der Trennung nah.
Auch Gigia überlief ein Ahnungsschauer,
Und still die Augen senkend saß sie da.

Unferne gras't ihr wohlbekannter Grauer
Und grüßte sie mit freudigem Yah!
Fra Corcontento, recht in Sonntagslaune,
Brach, da man stumm blieb, ein Gespräch vom Zaune.

Sagt, Messer Liombruno, hub er an,
Seid Ihr wohl Jenem blutsverwandt, deß Märe
Man in gereimten Büchlein lesen kann,
Den eine Fee trug über Land und Meere?
Der Jüngling lächelt' erst, und seufzend dann:
Fürwahr, ich wollte, sprach er, daß ich's wäre,
So wär' ich wohl zu besserm Glück erwählt. —
O bitt' Euch, sprach die schöne Frau, erzählt!

Da mußt' er wohl der Bittenden willfahren,
Und so erzählt' er, wie zur Märchenzeit
Ein armer Schiffer, der ins Meer gefahren,
Verschlagen ward vom Heimatstrande weit,
Und ward von einem grimmigen Corsaren
Gekapert und ihm auferlegt der Eid,
Von sieben Kindern, die zu Haus ihm leben,
Den jüngsten Sohn leibeigen ihm zu geben.

Doch als der Vater ausgesetzt das Kind
Und schon der Räuber sein sich will bemächt'gen,
Stürmt aus der Höhe wie ein Wirbelwind
Ein Aar herab und trägt zu einem prächt'gen
Palast den Knaben, eh er sich besinnt,
Um dort verwandelt in der unverdächt'gen
Gestalt als junge Fee vor ihn zu treten.
Da wuchs er auf in eitel Glanz und Fêten.

Als Beide dann entreift den Kinderschuhn,
Ward festlich auch ihr Ehebund geschlossen.
Doch ließ es nicht den jungen Gatten ruhn,
Daß seinethalb der Eltern Thränen flossen.
Und Aquilina sprach: Mein Liombrun,
Ich sehe dich so traurig und verdrossen.
So will ich Urlaub dir zur Fahrt gewähren;
Doch mußt du mir geloben, heimzukehren.

Nimm diesen Ring, und drehst du ihn verstohlen,
Wird, was du nur begehrst, sich flugs erfüllen.
Doch sei, wenn du mich liebst, dir anbefohlen,
Nie unsers Bunds Geheimniß zu enthüllen. —
So nahm er Abschied, und auf Windessohlen
Hoch über Meerflut und Charybd' und Scyllen
Zum Heimathstrand vollbringt er froh die Fahrt,
Wo er mit Jubelruf empfangen ward.

Doch als er eine Zeitlang hier verweilt
Und reich gemacht und glücklich seine Lieben,
Ward eines Kampfspiels Kund' ihm mitgetheilt,
Das fern Hispaniens König ausgeschrieben.
Alsbald durch Kraft des Rings dorthin geeilt,
Ob allen Kämpfern ist er Sieger blieben,
Daß Grimm und Scham in mancher Brust sich regte
Und Höflingseifersucht ihm Fallen legte.

Sie brachten auf, sich rühmen soll' ein Jeder
Des liebsten Guts, das ihm das Glück beschert.
Nun ward gepriesen Mancherlei, entweder
Ein Schloß, ein Freund, ein Rüstzeug oder Pferd.
Doch Liombrun: Nicht eine Spatzenfeder
Ist mir — beim Blut! — all euer Plunder werth.
Nur mir gebührt des höchsten Schatzes Preis,
Der ich das schönste Weib mein eigen weiß.

Der kecke Prahler ist dem Tod verfallen,
Erweis't er nicht sein übermüthig Wort!
Der König rief's, einstimmten die Vasallen,
Und Liombrun dreht seinen Ring sofort.
Da sieht man einen Zug des Weges wallen
Von fremden Frau'n zum Königsschlosse dort:
Auf weißem Zelter, schön wie eine Sonne,
Naht Aquilina, aller Augen Wonne.

Doch wie ihr Conterfey nun der Erzähler
Entwarf, schien er Frau Gigia's Bild zu malen.
Des kleinen stumpfen Näschens hat kein Hehl er,
Des blonden Haars, der Kinderhand, der schmalen,
Und was an Andern, schloß er, wohl ein Fehler,
Schien als ein neuer Reiz an ihr zu strahlen.
Per Bacco! rief der Mönch und gähnte, nimmer
Lebt auf der Welt ein solches Frauenzimmer!

Und Liombrun verstummt in jäher Scham,
Und auch Frau Bellagioja sah zur Erde.
Dann fuhr er fort, wie, schneller als sie kam,
Die Schöne schwand auf ihrem Zauberpferde,
Wie dann sein Namensvetter voller Gram
Erkannte, daß sein Glück nun enden werde;
Denn da er brach, was er der Frau geschworen,
Hat auch sein Wunderring die Kraft verloren.

Dahin sein Liebesglück, sein Heil und Frieden,
Und gegen sich allein nur darf er wüthen.
Ach, wem der Liebe Zauberhuld beschieden,
Der möge wachsam sein Geheimniß hüten!

Die Welt beneidet Nichts so sehr hienieden,
Und Weinen folgt dem Jubel, dem verfrühten.
Wie trug nun Leid, der einst so hoch beseligt
Der schönsten Fee sich legitim verehlicht!

Er zog hinweg, auf Eines nur bedacht:
Neu zu gewinnen die verlorne Liebe.
Ach, würd' er nur im Fluge hingebracht
Zu ihrem Schloß! — Da fand er einst zwei Diebe,
Die stritten um den Raub in Waldesnacht,
Wem ein Paar Schuhe, wem ein Mantel bliebe.
Ein Schritt in jenen trägt dich meilenweit,
Und unsichtbar wirst du im falt'gen Kleid.

Nun soll der Fremdling ihren Zwist entscheiden
Und stellt ungläubig sich, verschmitzter Weise,
Bis sie mit Schuh'n und Mantel ihn bekleiden,
Daß sich die Kraft der Gaben erst erweise.
Sofort entschwindet er dem Blick der Beiden
Und eilt beflügelt fort. Doch auf der Reise,
So viel er forscht und fragt, den Weg zu seiner
Verlornen Liebsten Schloß entdeckt ihm Keiner.

Denn fern im Feeen-Eiland ist's gelegen;
Kein Schiff, kein Vogel und kein Menschenfuß
Fand je den Pfad, wie flink auch und verwegen.
Doch einst trat unserm Freund mit frommem Gruß
Im Hochgebirg ein Eremit entgegen,
In dessen Hüttlein Eurus, Aeolus,
Notus und Boreas, die Sturmgesellen,
Zu brüderlicher Zwiesprach sich bestellen.

Der lud den Jüngling ein, bei ihm zu harren
Bis zu der wilden Gäste Wiederkehr.
Und horch, schon braus't es um Gebälk und Sparren,
Und rüstig fahren alle Vier daher.
Der Jüngling, dem zu Berg' die Haare starren,
Faßt sich geschwind und kündet sein Begehr.
Den grimmen Eurus rührt sein zärtlich Klagen,
Und er erbietet sich, ihn hinzutragen.

Er schwang ihn übers Meer in luft'gem Saus
Zum Eiland hin und setzt' ihn sänftlich nieder.
Und unser Held trat unsichtbar ins Haus,
Da fand er sein verscherztes Liebchen wieder.
Die arme Strohwittib sah traurig aus,
Und plötzlich fuhr ein Schreck ihr durch die Glieder;
Denn in dem Becher, den sie leerte, fand
Das Ringlein sie von ihres Gatten Hand.

„Weh mir, sein Ring! Das deutet, daß im Leben
Ich meinen Gatten nicht soll wiederschauen!“
So klagt sie, bis sie sich zur Ruh' begeben,
Und schlummert ein, da noch die Augen thauen.
Und er, im Mantel, legt sich sacht daneben
Und weidet sich am Anblick seiner Frauen,
Bis endlich ihn verlockt ein heiß Verlangen,
Die holde Schläf'rin küssend zu umfangen.

Jach fuhr sie auf. „Ach, Liombrun ist todt!
Er küßte mich im Traum!“ — so seufzt die Arme.
Und wieder schläft sie ein. Ihr Mündchen roth
Lockt wieder ihn, das süße, jugendwarme.
Doch wie er ihm von Neuem Grüße bot,
Umschlingen plötzlich ihn zwei weiße Arme,
Der Mantel fällt, und wonneüberschauert
Erkennt sie Den, den sie für todt betrauert.

Hier stockt die Mähr. Fra Corcontento, heiter
Nach seiner Art, sprach: Recht so! fahrt nur fort
Und meldet Eurer Pflegerin noch weiter,
Was Euer Ahn erlebt im Schlosse dort.
Doch wie Ihr wollt. Vielleicht ist's auch gescheidter,
Ihr endet mit dem Ammenmärchen-Wort:
Die Zwei genossen froh ihr junges Leben
Und haben mir Nichts davon abgegeben.

Je nun, fiat voluntas Domini!
Ich höre gern so Schnurren und Geschichten.
Zwar sind's nur Fabelei'n, nicht wahr, wie die,
Davon die heil'gen Bücher uns berichten;
Doch überkommt mich's dann, ich weiß nicht, wie;
Ein kleines Wunder möcht' ich auch verrichten
Und jung und tapfer sein und glücklich, ganz so
Wie solch ein Held. Nun aber kommt zum pranzo.

Sehr schweigsam ging es zu bei diesem Schmause.
Der Pater schwieg aus Grundsatz, wenn er aß.
Die Gräfin seufzt' in mancher bangen Pause,
Indeß der Jüngling wie im Traume saß.
Ein Geist der Schwermuth spukt' im stillen Hause,
Dem grauen Freunde selbst verging der Spaß.
In stillem Sinnen schüttelt er die Ohren:
Was sind die Menschen doch für große Thoren!

Doch als der Jüngling immer bleich und stumm
Und traurig blieb am schönsten Frühlingstage,
Fiel's auch dem Pater auf. Er sinnt, warum
Der junge Baum so bittre Früchte trage.

So schleicht er spähend erst um ihn herum,
Ob er von selber nicht sein Leid ihm klage,
Und da das Ding ihm endlich ward zu kraus,
Ging er mit offner Frage dreist heraus.

Mein junger Herr, verzeiht, ich muß Euch schelten.
Ihr seid nicht werth so vieler Gottesgnaden.
Was lasset Ihr den Kopf, den hergestellten,
Nun hangen wie mit Centnerlast beladen?
Verdient das Geld, um das Euch Schufte prellten,
Daß zu des Leibes und der Seele Schaden
Melancholie im Jugendparadies
Aufwuchre sicut granum sinapis?

Schäm dich, mein Sohn! Und ist's die Schuldenlast,
Die allzusehr dich ängstet im Gewissen:
Der Kirchenschatz, so du gerettet hast,
Komm' dir zu gut; wer braucht darum zu wissen?
Ich wandre gern nach dieser langen Rast
Von Neuem aus, das Loch, das wir gerissen,
Zu stopfen, bis du einst mit besserm Glücke,
Was ich dir lieh, dem Kloster zahlst zurücke. —

Da kann der Jüngling nicht sein Herz bezähmen
Und ruft, indeß die Augen überfließen:
O könntet Ihr dies Schicksal von mir nehmen,
Wie wollt' ich Eurer Hülfe froh genießen,
Wie meines späten Danks mich wenig schämen!
Kommt — Ihr seid gut — Euch darf ich mich erschließen,
Doch, was ich Euch allein entdecken will,
Begraben sei's tief unterm Beichtsigill.

Nun steckten sie die Köpfe dicht zusammen
Und raunten lang und eifrig sich ins Ohr.
Des Jungen Antlitz glüht' in lichten Flammen,
Der Alte blieb gelassen wie zuvor.
Er schien nicht sehr geneigt, ihn zu verdammen,
Nur öfters schüttelt' er den Kopf: Du Thor!
(Ganz wie der graue Freund, der Disteln rupfte)
Wobei er heftig aus der Dose schnupfte.

Was thöricht war? Ich selber wüßt' es gerne,
Doch ward das Beichtgeheimniß nicht entweiht.
Frau Gigia sah den Beiden zu von ferne,
Ganz bleich vor Neubegier und Herzeleid.
Das Epos heischt, daß man Geduld erlerne,
Doch das Geheimste selbst enthüllt die Zeit.
Von meinen Hörern schläft bereits ein Drittel —
Auf morgen denn, will's Gott, das Schlußcapitel!

Drittes Kapitel.

Vor Jahren war's, ich jung im alten Rom,
Da bin ich einst mit Andern aufgestiegen
Zum höchsten Thurmknauf von St. Peter's Dom.
Wir mußten eng uns drin zusammenschmiegen.
Und wie wir durch die Luke Stadt und Strom
Und Meer und Berge sah'n zu Füßen liegen,
Auf einmal huben Alle wie Ein Mann
Das Lied „Ein' feste Burg" zu singen an.

Wie das geschah? Warum die mächt'ge Weise
Einmüthig hier uns auf die Lippen trat?
War's, daß man sich als Protestant erweise
Und gern St. Peter einen Possen that?
Zwar saß in unserm sehr gemischten Kreise,
Ein Theolog, ein würd'ger Kirchenrath,
Doch schwärmt' er für ein Toleranzedict,
Obwohl er noch den Papst im Glanz erblickt.

Nein, stimmten Alle wir aus voller Brust ein
In jenes zorngewalt'ge Lutherlied,
War's nicht aus triumphirendem Bewußtsein,
Daß uns der Geist das bessre Theil beschied.
Nur wie das Singen mag der Schwalben Lust sein,
Wenn sie ihr Flug zur Sonnenhöhe zieht,
So wurden wir im Thurmknopf von Sanct Peter —
Weltkind und Kirchenlicht — andächt'ge Beter.

Doch wenn mich heut das ehr'ne Rund umschlösse,
Mich dünkt, ich ließe wohl das Singen ganz.
Wie Hohn erkläng's auf die gefallne Größe,
Das Trutzlied der ecclesia militans.
Und gab er sich im Wahn auch manche Blöße,
Der einst so kluge Herr des Vatikans,
Nachdenklich stimmt's, in dessen Haus zu sitzen,
Der urbi einst et orbi dräut' mit Blitzen.

Zwar, jetzt entwand die Stadt sich seinem Scepter
Und duldet ihn als Fürsten, doch entthront,
Seit in St. Peter's hallendem Transsept er
Der frevelnden Vergöttrung beigewohnt.
Durch seiner Hofburg Marmorsäle schleppt er
Die Tage grollend hin, und nicht verschont
Vom Zahn der Zeit muß er die Macht erfahren
Der Nemesis, der einzig unfehlbaren.

Doch still davon! Wir werden zu emphatisch
Zum Eingang unsrer leichtbeschwingten Stanzen.
Rom's neues Regiment ist streng soldatisch,
Und die Cultur gewann dabei im Ganzen.
Ob auch die Kunst gewann, ist problematisch.
Weit malerischer zeigten sich die Schranzen
Des alten Hofs, grotesker, bunter, putziger,
Ob öder auch die Stadt, die Straßen schmutziger.

Vor allen jenes niedre Papstgesinde,
Das zahllos wie der Sand am Meer gewesen.
Nun hat das Reichsgesetz, das ungelinde,
Die Klöster ausgefegt mit scharfem Besen.
Zerstoben ist die Schaar in alle Winde,
Was übrig blieb, treibt kümmerlich sein Wesen.
Doch hör' ich schon von naseweisen Schwätzern
Ob dieser Mönchsromantik mich verketzern.

Wohl weiß ich, daß dem Mann der Fortschritt zieme,
Doch Manches zieh ich vor im alten Stil,
Zum Beispiel Verse, selbst ottave rime,
Und schreibe sie mit selbstgeschnittnem Kiel.
Der Compromiß ward heut die Weltmaxime,
Doch lieb' ich noch ein schönes Trauerspiel,
Wo Menschen, mag die kluge Welt auch siegen,
Noch lieber scheitern, als den Nacken biegen.

Die Erde Gottes, einst ein wilder Wald,
Ward zum botanischen Garten umgeschaffen.
Die Wucherpflanzen reutet man alsbald,
Und an ein Stäbchen bindet man die schlaffen.
Hier ist hinfort kein lust'ger Aufenthalt,
Für die, so nur spazierengehn und gaffen.
Keuschheit und Armuth wurden längst beschwerlich,
Und der Gehorsam nur ist unentbehrlich.

Auch war in jener Zeit schon augenscheinlich
Der Kuttenträger Ansehn tief gesunken.
Sie galten niemals für besonders reinlich
Und haben in der Regel — schlecht gerochen.

Auch fand man in der großen Zahl gemeinlich
Weit selt'ner Biedermänner, als Halunken
(Dies ist wohl auch der Fall in andern Ständen),
Und doch beklagt' ich's, wenn sie ganz verschwänden.

Wo siehst du heut noch in der ew'gen Stadt
Auf Einem Fleck so viel Charakterköpfe,
Fußlange Bärte, Glatzen silberglatt,
Verschmitzte Fuchsgesichter, biedre Tröpfe,
Hohläugige Dulder, Bäuche rund und satt,
Ein Bilderbuch erles'ner Gottgeschöpfe!
Wenn sie mit Fahn' und Kreuz vorüberzogen,
Ein Fest war's immer für den Psychologen.

Doch dieser Seufzer, fürcht' ich, klingt frivol.
Auch stammt aus edlerm Grund noch mein Bedauern.
Viel Arges und Verruchtes barg sich wohl,
Viel schnöde Fäulniß hinter Klostermauern.
Doch auch so Mancher, dem sein Glücksidol
Zertrümmert ward, zog mit gerechtem Trauern
Sich von der Welt zurück in eine Zelle,
Zu andern Büßenden ein Leidgeselle.

Wenn Hader rings und Leidenschaften tobten,
Von hier ging oft ein Geist des Segens aus,
Barfuß und mild. Wie liebevoll erprobten
Die Väter sich in der Bedrängten Haus!
(Denkt an den Frate nur in den „Verlobten.")
Indeß ich merk', ich schweife weit hinaus.
Und will nun ohne weit're Zwischenspiele
Die Bahn verfolgen zum erwünschten Ziele.

Fra Corcontento, unser Freund, war freilich
Kein Glaubensheld wie Fra Cristofano,
Im Dienst des Herrn aufopfernd, kühn und heilig;
Mit seiner Tugend stand es nur so so,
Und Manches schien ihm recht, was unverzeihlich.
Doch seinem Schöpfer dient' er fromm und froh
Und war beseelt vom allerschönsten Triebe,
Dem allerchristlichsten, der Nächstenliebe.

Wie kümmert' ihn sein Pflegling, der geheilte,
Zumal seit er zu beichten sich bequemt,
Und ob man gleich ihm Indulgenz ertheilte,
Noch immer stumm herumging und vergrämt!
Wie ungern auch der Alte noch verweilte,
Jetzt fortzuwandern hätt' er sich geschämt;
Und doch, wie soll bei so bewandten Dingen
Dem besten Seelenarzt die Kur gelingen?

Im Gärtchen hinterm Haus zur Siestastunde
Ging er und sann, tief auf der Brust das Kinn,
Rathloser nach als sonst, aus gutem Grunde.
Denn über Tische warf der Jüngling hin:
Er reise morgen früh. — Mit blassem Munde
Sprach: Reis't mit Gott! die schöne Pilgerin.
Renza blieb still, als ob sie steinern wäre,
Und Keines macht der Henkersmahlzeit Ehre.

Der Pater selbst — das Fritto, der Salat
(Lattuga war's) sie däuchten heut ihm bitter,
Und eh' er sein gewohntes Schläfchen that,
Zu ruminiren in den Garten schritt er.
Er rieb sich brummend die Tonsur, zertrat
Ein Schnecklein auf dem Beet, riß von dem Gitter
Ein blüh'ndes Zweiglein ab in seinem Grimme —
Da hört' er hinter sich Frau Renza's Stimme:

Sagt, könnt Ihr wirklich denn die armen Narren
Vor Herzeleid vergehn sehn und verderben?
Worauf, Ehrwürdigster, wollt Ihr noch harren,
Und könntet flugs Euch Gotteslohn erwerben!
Schon allzu tief verfahren ist der Karren,
Nun spannt Euch vor. Ich selbst — und müßt' ich sterben, —
Ich hülfe gern den armen jungen Seelen
Aus ihrem Fegefeu'r, drin sie sich quälen.

Nicht, daß mich meine Frau geschickt! Behüte!
O Die ist stolz! Eh stiege sie ins Grab,
Eh sie nur halb mir eingeständ' in Güte,
Daß sie ihr Herzchen hier verloren hab'.
Zwar ist sie bürgerlich nur von Geblüte,
Und er — von guten Eltern stammt er ab.
Doch lieber Gott! nun muß ich's Euch wohl sagen:
Ihr Mann war Graf, das scheint sie jetzt zu plagen.

Halsstarrig ist sie drum, und er nicht minder;
Keins will dem Andern frei entgegengehn.
Daß sie ihn mag, das sähe wohl ein Blinder,
Und ihm ist auch sein Fieber anzusehn.
Und doch, gebt Acht! die beiden dummen Kinder
Sie werden endlich sich den Rücken drehn.
Drum legt ins Mittel Euch und Gott vergelt's!
Ich bürg' Euch für den schönsten Kuppelpelz.

O figlia mia, sprach der würdige Pater,
Wie Schade, daß sie Gräfin ist und reich!
In seiner Weisheit schuf der Himmelsvater
Zu Anfang drum die Menschen alle gleich.

Quel giovinotto — doch gebeichtet hat er;
Vom Zustand seiner Seele darf ich Euch
Kein Wort verrathen. Doch, in Gottes Namen!
Wenn Hülfe möglich, will ich helfen. Amen!

Sprach's und empor zum Wäldchen der Oliven
Eilfertig schritt er auf dem gras'gen Hang,
Sich einsam in Betrachtung zu vertiefen,
So sauer auch ihm ward der schwüle Gang.
Der Schweiß begann von seiner Stirn zu triefen,
Er achtet's nicht in seines Kummers Drang.
Er murmelt vor sich hin: Was soll ich thun, oh!
Mit dem verwünschten Starrkopf Liombruno!

O hätte Renza nie vor seinem Ohr,
Da taub er noch im Fieber schien zu liegen,
„Frau Gräfin“ sie genannt! der junge Thor
Hätt' nimmer wochenlang verstockt geschwiegen.
Es käm' ihm selber höchst unmenschlich vor,
Der, die er liebt, nicht an den Hals zu fliegen.
Nun glaubt er sich verdammt durch diese Dummheit,
Weil er sein Gut verspielt, zu ewiger Stummheit.

Thut so ein Christ? Was gilt denn reich und arm
Vorm Gott der Gnaden? Soll sie drum verbrennen,
Das arme junge Weib, vor Liebesharm,
Bloß weil die Leute sie Frau Gräfin nennen?
Und sie hinwiederum — daß Gott erbarm'!
Sie würde gern für ihn durchs Feuer rennen,
Und steift sich auch unchristlich auf die Ehre!
O Gesu Cristo mio, miserere!

Wenn Niemand löscht, verbrennt das Paar wie Zunder,
Das blonde Weibchen und mein Herr Brunetto.
Hier wär's von Nöthen, es geschäh' ein Wunder,
Doch fern ist die Madonna von Loretto.
Was fang' ich an? Wie räumt man nur den Plunder
Sacht aus dem Weg? Es ist nicht leicht, Cospetto!
Doch halt! — den Einfall hat mir Gott geschickt! —
Und plötzlich bleibt er stehn als wie verzückt.

Gesenkten Haupts war er dahingeschritten
Und hatt' auf einmal jetzt den Blick erhoben;
Denn tausendjährig, in des Oelwalds Mitten,
Stand dort ein Baum, mit Ephen dicht umwoben.
Ein Blitzstrahl hat des Stammes Mark zerschnitten,
Doch grünte noch der greise Wipfel droben,
Und aus verkrümmtem Astwerk grüßte mild
In schlichtem Rahmen ein Madonnenbild.

Nur ein geschärftes Auge mocht' entdecken,
Daß von dem Stamm nur blieb die äußre Rinde,
Ein Schlupfloch, drin ein Jäger sich verstecken
Und Zuflucht suchen mag die kranke Hinde.
Luglöcher gab es auch an allen Ecken,
Und die Madonna mit dem Himmelskinde
Schien freundlich Hülf' und Trost herabzunicken.
Da stand der Mönch mit feuchtverklärten Blicken.

Laus Deo gloria! murmelt' er andächtig
Und spitzte wie zum Kuß die breite Lippe.
Sodann umschritt er prüfend wohlbedächtig
Mit Ha! und Hum! das hagre Baumgerippe,
Rieb sich die Hände, schnalzte: herrlich! prächtig!
Als ob er süßen Vino santo nippe,
Und stracks, dieweil Gefahr ist im Verzuge,
Eilt hügelabwärts er nach Haus im Fluge.

Bald aber mäßigt er die Hast des Ganges,
Da ihm auf einmal das Gewissen schlug.
O Corcontento! — so in ihm erklang es —
Sag, handelst du auch hier mit gutem Fug?
Hast du nicht oft ein Breites und ein Langes
Gepredigt: sündhaft seien Lug und Trug,
Und willst nun selbst, vergessen deiner Pflichten,
Ein Wunder thun, ein Gaukelwerk verrichten?

Doch ist's auch Lug, wenn man auf krummem Pfade
Der Wahrheit dient? Hab' ich denn Theil daran?
Nein, ich empfehle nur der Jungfrau Gnade
Zwei Kranke, die ich selbst nicht heilen kann.
Ist sie geneigt und guter Laune grade,
So thue sie ein Wunder; ob alsdann
Loretto auch die Concurrenz mißbill'ge,
Was liegt daran? Es bleibt in der Familie. —

So eilt er frischen Muths dem Hause zu
Und günstig kam der Zufall ihm entgegen.
Im Gärtchen auf der Bank in tiefer Ruh'
Saß just die schöne Frau, um derentwegen
Er wünschte, daß der Baum ein Wunder thu'.
Nicht eine Wimper sah er sie bewegen,
Kaum scheint das Herz noch in der Brust zu klopfen,
Nur aus den Augen quellen große Tropfen.

Pax tecum, figlia mia! rief der Graukopf
Von ferne schon, treuherzigen Angesichts.
(Einfältig stellte sich der biedre Schlaukopf,
Als ahn' er noch von ihrem Kummer nichts.)

Per Bacco, Kind, was soll der dicke Thautropf
Dort an dem Wänglein? Sagt, woran gebricht's?
Ja ja, das wunde Herzchen! Doch Loretto
Ist weit. Ich hab' was Näheres in petto.

Mir armem Knecht gab die Madonna mild,
Die sich im Traum zu mir geneigt, ein Zeichen.
Im Oelwald droben hängt ihr Gnadenbild,
Das Heilung wirkt in Fällen Euresgleichen.
Ihr müßt, sobald der Mond dem Wald entquillt,
Zu jenem alten Stamm Euch heimlich schleichen,
In seiner Höhlung still Euch niederlassen
Und dort ein Stündlein in Geduld Euch fassen.

Zuvörderst betet Ihr den Rosenkranz,
Dann siebzehn Ave's, vierzehn Litaneien,
Doch mäuschenstill und so vorm Mondenglanz
Versteckt, daß Niemand ahnt, Ihr seid im Freien.
Und hört Ihr Stimmen, etwa eines Manns,
Lauft ja nicht fort und fangt mir an zu schreien!
Das ist nur Teufelsspuk, unheimlich zwar,
Doch ohne Macht; sie krümmen Euch kein Haar.

Jtaque hortor vos — Und mit dem Zeichen
Des heil'gen Kreuzes ließ er sie allein.
Sie sprach kein Wort, doch las er auf dem bleichen
Gesichtchen klar, sie willige darein.
Noch aber blieb das Schwerste zu erreichen.
Er trat in Liombruno's Kämmerlein,
Der saß am niedren Fenster, liebeskrank,
Und starrt' hinaus nach jener Gartenbank.

Ein Skizzenbüchlein hält er in den Händen
Und zeichnet ein Profil mit zartem Stift.
Doch eilt er tieferglüht, das Blatt zu wenden,
Gleichwie ein Dieb, den man am Werk betrifft,
Den Raub verbirgt. Ach, ringsum an den Wänden
Hat Amor in nur allzu klarer Schrift
Bezeugt, welch leibhaft Bild in ird'scher Hülle
Als Ideal dies Malerherz erfülle.

Mein Sohn, beginnt der Pater, Gott zum Gruße!
Dein Seelentrost ist näher, als du denkst.
Noch hab' ich dir nicht kundgethan die Buße,
Die nach der Beichte dir gebührt schon längst.
Nun hast du noch, sie zu vollbringen Muße,
Eh' morgen du den Schritt von hinnen lenkst.
Im Oelwald beim Madonnenbildniß droben
Ward mir der Schleier vom Gesicht gehoben.

Du kennst den Baumesgreis, vom Blitz gespalten;
Dort kniee nieder, drücke fest den Mund
An seinen Stamm, und sonder Vorenthalten
Thu' der Madonna deine Leiden kund.
Dann wird sie gnädig deiner Seele walten
Und dich entlassen fröhlich und gesund.
Zwar weiß sie selber nichts von Liebessachen,
Doch liebt sie es, Betrübte froh zu machen.

O theurer Vater! stammelt Liombrun,
Nie das Gefühl, das in mir tobt, betäub' ich
Erst wenn ich selber ruhe, wird es ruhn,
Und Wunder frommen Solchen nur, die gläubig.
Euch aber will ich's gern zu Liebe thun,
Und weil ich doch einmal gebeichtet, sträub' ich
Mich gegen Buße nicht, die Euer Mund
Mir auferlegt. — Mysteria magna sunt!

Ruft sehr erbaut der Pater und ermahnt
Sein Beichtkind, ja den Mond erst abzuwarten.
Dann geht er fröhlich fort; den Weg gebahnt
Hat er dem Wunder und gemischt die Karten;
Beginnen mag das Spiel, das er geplant.
„Nun geb' in ihrem Paradiesesgarten
Die Himmelskönigin ein gutes Ende;
Ich, wie's auch kommt, ich wasche meine Hände".

Nachts aber, wie der Mond kam und die Landschaft
Einhüllt in märchenhaften Silberflor,
Froh, daß er etwas Kühlung seinem Brand schafft,
Stieg in den Oelwald Liombrun empor.
Er machte längst des alten Baums Bekanntschaft,
Doch kaum des Bildes achtet' er zuvor.
Als wunderthätige Madonnen galten
Ihm nur, die Rafael und Tizian malten.

Heut aber war sein Sinn und Geist so krank,
Ein fremder Wille lenkt' ihn gleich dem Kinde,
Daß an dem hohlen Stamm er niedersank,
Die heißen Lippen kühlend an der Rinde.
Doch wie er still den Athem in sich trank
Der Waldesnacht, umfächelt's ihn gelinde
Wie Engelsfittig, und der wunden Brust
Entströmt das Wort, ihm selber unbewußt:

O Gnadenmutter, wär's kein Wahn, vernähme
Dein Ohr des Herzens Ruf, das Trost begehrt,
Ich flehte, daß mir etwas Lindrung käme
Der bitterlichen Qual, die mich verzehrt.

Nicht daß sie ganz und gar ein Ende nähme,
Da diese Flamme ja mein Sein verklärt.
Ach, könnte jemals ihre Glut verlodern,
Das Herz müßt' im lebend'gen Leib vermodern!

Was war ich, eh ich diese Frau gekannt?
Was werd' ich künftig sein, von ihr geschieden?
Irr werd' ich schweifen über Meer und Land
Und immerdar entbehren Glück und Frieden.
Doch eher soll mich dieser Sehnsucht Brand
Vernichten ganz, von jedem Trost gemieden,
Eh' ich, der Bettler, der mit Schmach beflecke,
Die dreiste Hand nach diesem Kleinod strecke.

Hin sind die Zeiten, wo den Fischerknaben
Die holde Fee nach ihrem Schlosse trug,
Und Geistermacht mit zaubervollen Gaben
Ob tiefster Kluft die sichre Brücke schlug.
Und könnt' ich auch den Kinderglauben haben,
Was frommt' es mir? Die Zeit ward alt und klug.
Ein Kranker findet Mitleid; ein Gesunder
Ein „Reis't mit Gott!" — Nicht mehr geschieht ein Wunder! —

Da rauscht's auf einmal dicht an seinem Ohr.
Glaubt nur an Wunder noch! so hört er sagen,
Und wie ein Schatten leise schwebt's hervor
Und steht und blickt ihn an in holdem Zagen.
Er aber, tief beschämt, rafft sich empor:
Ihr hier? Ihr habt gehört mein wildes Klagen?
O nun ist's vollends aus! Nun müßt Ihr denken,
Dies hätt ich angestellt mit schnöden Ränken.

Doch schwör' ich Euch — Da hob der Schatten mild
Die weiße Hand, sein Schwören zu beschwören,
Erröthend sprach sie dann: Nein, nicht so wild
Dürft Ihr in Zorn und Unmuth Euch empören.
Wenn, was Ihr arglos dem Madonnenbild
Gebeichtet, auch ein irdisch Weib zu hören
Gewürdigt ward, trag' weder ich noch Ihr
Die Schuld: den Ränkestifter kennen wir.

Auch mich hat er mit frommer List betrogen,
Doch ich — gesteh' ich's — bin ihm drum nicht gram,
Falls nur von alledem kein Wort erlogen,
Was dort im grauen Beichtstuhl ich vernahm. —
Sie stockt, und ihren Busen sieht er wogen
Und ihr Gesicht erglühn in süßer Scham.
Da, nicht mehr seiner Sinne mächtig, sank er
Zu Füßen ihr: Vergebt! Ich bin ein Kranker! —

Sie aber neigt sich rasch zu ihm hinab:
Und seid Ihr krank, so sollt Ihr nun gesunden.
Auch ich, o Lieber, sehnte mich ins Grab
Und mied die Sonne, bis ich Dich gefunden.
So wirf denn all die thörigen Sorgen ab,
Als wären wir nicht Gleich und Gleich verbunden.
Ich war so arm in meiner Grafenpracht;
Du hast mich vornehm erst und reich gemacht.

Was aber schweigst du nun? Trägst du Begier,
Mit mir zuvor die Rollen zu vertauschen,
Daß ich nun beichten soll auf Knieen hier
Und du im Baum magst dem Bekenntniß lauschen,
Wie schwach ich sei? Ach nein, erlass' es mir.
Horch! Durch den alten Wipfel geht ein Rauschen.
Der Adler ist's! Komm! Ohne viel zu fragen,
Zu unserm Schloß am Meer soll er uns tragen.

Da stürmisch plötzlich, wie mit Adlersitt'gen
Umfing er sie, die alle Scheu besiegte
Und an des Liebsten treue Brust mit sitt'gen
Geberden die erglühte Wange schmiegte.
Dann gingen sie mit stockend kleinen Schrittchen
Den Oelwald auf und ab. Die Holde wiegte
Ihr Haupt in seinem Arm, und ihren Mund
Ihm gönnend, haucht sie: Küsse dich gesund!

Spät ward's, da sie so holde Kurzweil trieben,
Daß Keines merkte, wie die Zeit verstrich.
Die treue Renza war zu Haus geblieben,
Und betet' für den Ausgang brünstiglich.
Fra Corcontento mocht' es nicht verschieben,
Sie einzuweihn, doch ungeduldig schlich
Er selbst umher: Per Bacco, figlia mia,
Ein sehr ausführlich Wunder thut Maria! —

Doch endlich aus des Oelwalds Schatten kamen
Die Sel'gen beide, zögernd, Arm in Arm.
Laus Deo gloria in excelsis, amen!
Nun ist's vorbei mit allem Weh und Harm.
Ich sehe schon die Blinden und die Lahmen
Dieselbe Straße ziehn in dichtem Schwarm,
Auf daß sie heilt die Jungfrau sonder Makel,
Wenn erst hier kund geworden dies Mirakel.

So ruft der fromme Pater sehr gerührt
Und wischt die Augen mit der Hand verstohlen.
Da tritt das Paar, das sich am Arme führt,
Ins Gärtchen ein, die Wangen roth wie Kohlen.

Doch Renza, der das erste Wort gebührt,
Läuft jubelnd auf sie zu, und unverhohlen
Erklärt sie, es sei höchste Zeit gewesen,
Von ihrer dummen Krankheit zu genesen.

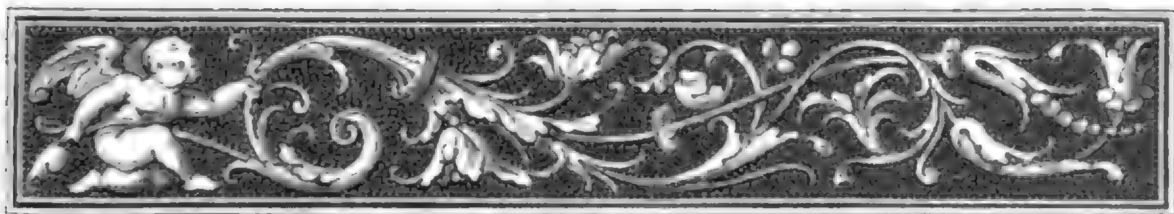
Und zu dem Pater tritt nun unverweilt
Die schöne Frau: Ehrwürd'ger, Euch ja schuld' ich
Den Dank, daß die Madonna mich geheilt.
Noch trüg' ich wohl mein Herzeleid geduldig,
Wenn Ihr mir nicht so weisen Rath ertheilt.
Doch da nun durch des Himmels Gnad' und Huld ich
Genesen bin, möcht' ich mich dankbar zeigen,
Und Eurer Kirche geb' ich dies zu eigen.

Da zog sie rasch das Goldherz mit Rubinen
Hervor, das nach Loretto sie geweiht,
(Sammt Kettlein wohl dreihundert Goldzechinen
War unter Brüdern werth das Prachtgeschmeid).
Zwar einer Andern, sprach sie, sollt' es dienen,
Doch hab' ich jetzt zur Wallfahrt nicht die Zeit.
Loretto's Heil'ge läßt sich's wohl gefallen,
Wenn nach der Hochzeit erst wir zu ihr wallen.

Das Bild jedoch, das endet' unsre Qualen,
Lös' ich vom alten Stamm. An seiner Stelle
Lass' ich ein neues für das Wäldchen malen,
Das alte häng' in unsrer Schloßkapelle.
Es soll vor ihm ein ew'ges Lämpchen strahlen,
Und stets gemahn' uns seine sanfte Helle,
Daß Wunder noch geschehn und Engel segnen
Den Bund, wenn Zwei in Liebe sich begegnen.

Amen! frohlockt der Mönch. Und unverzüglich
Ging's nun zu Tisch, wozu man freundlich lädt
Den Hausherrn auch. Da schmaus'ten sie vergnüglich,
Und auch der edle Wein ward nicht verschmäht.
Doch als der Mond hinabsank, mahnte klüglich
Fra Corcontento: Kinder, es ist spät
Und dünkt mich hohe Zeit, zu Bett zu gehen;
Das braucht der Mensch, um wieder aufzustehen.

Ein weises Wort! Beherz'gen wir's nun auch
Und sagen uns geschwind felice notte!
Mir ist die Zeit entschwunden wie ein Hauch
Bei meiner Strophen stillvergnügtem Trotte.
Doch ihr belohnt jetzt nach beliebtem Brauch
Dies allzu schlichte Lied mit eurem Spotte!
Ich sage schließlich nur zu Alt' und Jungen:
Singt euer Lied nun; meins ist ausgesungen.



Sammler, Sammeln und Sammlungen.

Von

August Demmin.

— Wiesbaden. —

Unter den vier bedeutendsten Gesittungsvölkern stehen wir jetzt mit den Italienern, hinsichtlich der geringen Anzahl von Kunstsammlern, auf der untersten Stufe. — Früher war dies anders. — Die Menge der deutschen, nicht öffentlichen Sammlungen überstieg noch am Ende des XVIII. Jahrhunderts alle von Frankreich und England zusammengenommen. Frankfurt a. M. allein besaß noch damals mehr als fünfzig. Schon Hüsgen, der bekannte Frankfurter Biograph von ungefähr zwei Hundert in seiner Vaterstadt, vom XIV. bis Ende des XVIII. Jahrhunderts geborenen oder daselbst thätig gewesenen bildenden Künstlern[1], beklagt sich 1790 über das bedauernswürdige, immer zunehmende Schwinden der dortigen Kunstkammern in Folge des Absterbens ihrer Besitzer, und daß die Bildung neuer Sammlungen durchaus nicht mehr Schritt halte mit dem Eingehen der alten, deren Anzahl viel bedeutender zwischen 1770—1780 gewesen wäre.

Die von Hüsgen gerühmten Cabinette waren indessen schon meist im Geschmacke der damaligen Perrückenherrschaft angelegt. Arbeiten der Geduld statt der Kunst, geschnörkelte Schnitzereien in kleinen Verhältnissen, Gestalten in gequälten Stellungen, deren verrenkte Gliedmaßen den Jesuitengeist bekunden, Medaillons mit Kleinmalerei à la Pompadour, schlüpfrige Vorwürfe in getuschter Zeichnung, Antikennachahmungen, manierirte Kupferstiche, viele in Schwarzkunst aus den XVII. und XVIII. Jahrhunderten, und Gemälde, wo die Zeitverstöße, namentlich in den Trachten und den Waffen, bis an die Grenzen des Möglichen getrieben waren, denn dergleichen Anachronismen wimmeln nicht

---

[1]) Artistisches Museum; Frankfurt a. M. 1790, ein nützliches Quellenbuch, welches Hüsgen seinem Freunde und Gönner Goethe zugeeignet hatte und von welchem ein neuer Abdruck erschienen ist.

allein in den mittelalterlichen Vorwürfen, auch die mythologischen, namentlich des 18. Jahrhunderts zeigen noch dieselben Abirrungen. Sonst verdienstliche Künstler, wie Chodowiecki und Zick[1]), sah man die Helden des Alterthums in preußische Grenadieruniformen und die Göttinnen Griechenlands in Reifröcke kleiden[2]).

Erkenntniß der gewaltigen Kunstperioden des XV. und des XVI. Jahrhunderts — keine Spur mehr! Das Abgeschmackte, Gekünstelte und Verschrobene glänzte damals als das Gesuchteste neben den Pastischen des Römerthums, welche, wie heute noch, in den meisten amtlichen Hörsälen eine überlieferte Bewunderung genossen, weil das Verständniß der germanisch-christlichen, d. h. der im Mittelalter geborenen, neuen ursprünglichen Kunst verloren gegangen, und der ausschließliche Cultus einer nach Regeln festgestellten kalten Linienschönheit, neben der Verschnörkelung des Rococo, auf's Neue zur Herrschaft gelangt war. Man begriff wieder nicht, daß die wahre Schönheit, sowohl in der Natur als in der Kunst, nicht, wie die Alten glaubten, nur der Oberfläche angehört, sondern daß sie auch für das geistige Auge des begabten Beobachters aus dem Innern strömt und strömen muß, daß diese vollkommene Schönheit, welche nur im Zurückstrahlen der Seele auf die äußeren Linien gebildet werden kann, das Wesen der neuen Kunst ausmacht. Selbst Männer von hohem Ansehen in der Aesthetik, wie Goethe unter anderen, waren von der allgemeinen Verirrung angesteckt. Das Unverständniß bei der Beurtheilung der Erzeugnisse der Malerkunst, für Farbe und für den dabei nothwendigen Naturalismus, ging so weit bei ihnen, daß sie die Machwerke eines Tischbein und eines Mengs (des deutschen Raphaels!) bewundern, ja dieselben den Nachlässen der besten Künstler der Renaissance an die Seite stellen konnten! Nicht-Zopfiges galt am Ende, wie später alles Nicht-Antike, für — barbarisch! Dasselbe fand auch in der Literatur, z. B. für unsere großartigen Dichtungen der Heldensagen, statt. Selbstverständlich war zwar die ererbte Achtung jeder Antike durch theoretische Phrasen-Aesthetiker schon wieder in Anregung gebracht, aber man verstand auch unter dieser Benennung nur zu oft italienische Hervorbringsel der gleichen Zeit, und das Verständniß für das Mittelalter und die Renaissance ging immer mehr verloren. Wie rührend schreibt Hüsgen nicht, da wo er die Glasmalereien der Frankfurter Wahlkapelle erwähnt, „daß diese Scheiben mit ihren eingebrandten Malereien (schöner wie die Gauda's) jetzt sehr vortheilhaft durch ganz weiße ersetzt

---

[1]) Januarius Zick (1735—1812), ein besonders seiner technischen Eigenschaften wegen sehr bedeutender Künstler, welcher aber gerade dieserhalb von Nagler als Zunftmaler angeführt ist. Vor meiner Veröffentlichung der Biographie dieses bedeutenden Coloristen in der Histoire des Peintres de toutes les Écoles (Paris bei Renouard) galt er im Auslande unter dem Namen Ciki für einen Italiener.

[2]) In einem von Zick im Würzburger Schlosse ausgeführten Wandgemälde sieht man Jäger in erzbischöflichen Tressenröcken, Zopfperrücken und Dreimastern die Göttin Diane bedienen.

worden sind." — Solcher naiven Auffassung verdankte übrigens eine gewitzte Engländerin vor nicht sehr langer Zeit noch in Boppard am Rhein, wenn ich mich nicht irre, den Besitz aller herrlichen alten Glasmalereien der dortigen Kirche. Mistreß X. hatte dem Herrn Pfarrer großmüthig angeboten, auf ihre Kosten die „abscheulich dunkel bemalten Scheiben durch schönes weißes Glas ersetzen zu lassen," was mit warmem Dank angenommen wurde.

Zur Zeit der Renaissance besaßen schon Köln, Ulm, Augsburg und Nürnberg bedeutende Kunstsammler, besonders unter den Patriciern, von welchen Pirkheimer, Dürers Freund, einer der bekanntesten ist. Selbst die Keramik, namentlich die italienische Fayence (Majolica), gehörte schon damals in Deutschland zu den gesuchten Kunstgegenständen und wurde bereits gut bezahlt, wie das Unkostpuch Willibald I-Jm-Hof zu Nürnberg aus den Jahren 1564—1577 bezeugt. Es finden sich darin unter andern aufgeführten: „Weiß Maiolika mit Wappen und andere Maiolikas." — „Ein Krug und perk." — „Maiolika von Urbino" u. d. m. — Auch der Handel mit Stichen scheint schon bedeutend gewesen zu sein, da ja Dürer viel von seinen Verkäufen in Italien und in den Niederlanden erwähnt.

Wenn die deutschen Prunk-Rüstkammern auch bis zum Ende des XV. Jahrhunderts hinaufreichen, so ist doch anzunehmen, daß eine 1558 vom verstorbenen Marschall Strozzi hinterlassene Waffenkammer die erste wirkliche und auch die reichste Sammlung dieser Art gewesen ist, da dieselbe drei große Säle in dem Schlosse Burgo zu Rom einnahm. Brantome, welcher ziemlich ausführlich darüber berichtet, sagt, daß die dort aufbewahrten Schutz- und Trutz-Waffen nicht allein italienischen, spanischen, deutschen, französischen, ungarischen und böhmischen Ursprungs gewesen wären, sondern daß auch vieles von andern christlichen, türkischen, maurischen, arabischen und wilden Völkern herrührte, daß ferner daselbst alle Arten Modelle von Kriegsmaschinen vertreten gewesen waren, und daß die Sammlungen auch sonstige Curiositäten und Kunstwerke enthalten hätten. Dieses großartig angelegte Cabinet ist später nach dem Tode des Marschalls von dessen Sohn, welcher nach Lyon übergezogen war, einzeln, Stück für Stück, langsamer Hand für geringes Geld verschleudert worden, was glücklicherweise mit der von Ludwig XII. 1502 zu Amboise errichteten Waffenkammer nicht stattgefunden hat, da der größte Theil davon sich noch heute im Pariser Artillerie-Museum vorfindet.

Die berühmte Sammlung geschichtlicher Waffen in Dresden, eine der reichsten in Europa, verdankt ihren Ursprung Heinrich dem Frommen, aber August I., der 33 Jahre hindurch sammelte (1558—1586), muß als der eigentliche Zusammenbringer des jetzigen Museums, welches aus sechzigtausend Stücken besteht, angesehen werden. Besonders reich ist diese Sammlung an Schwertern, doch nur wenige Waffen und Rüstungen davon reichen bis zum XV. Jahrhundert hinauf und die früheren Zeiten sind selbst ganz und gar nicht vertreten.

Aus fast nur schönen und geschichtlichen Exemplaren ist die herrliche Ambraser Sammlung in dem Schlosse Belvedere zu Wien zusammengestellt. Ihr Gründer, im Jahre 1570, war der Erzherzog Ferdinand I., welcher, nachdem er die schöne Philippine Welser von Augsburg geehelicht hatte, fortfuhr, alle Arten von Kunstschätzen in seinem Hoflager, dem tiroler Schlosse Ambras bei Innsbruck, aufzuhäufen, denn wie Strozzi in Rom, sammelte der Fürst außer den Waffen hier noch in allen andern Zweigen der Kunst und des Kunsthandwerkes, so wie von den sogenannten Curiositäten, auf welche sich der Geschmack besonders stark in den beiden späteren Jahrhunderten werfen sollte. Nur ein kleiner Theil von all diesen Gegenständen ist auf dem tyroler Schlosse geblieben; die bei weitem größere Anzahl, so wie sämmtliche Angriffswaffen und Rüstungen sind seit 1806 nach Wien gewandert, wo sie jetzt in den Sälen des Belvedere Jedem zugänglich gemacht worden sind. Zehn der reichsten, vollständigen Rüstungen waren indessen bereits von den Franzosen mitgenommen worden. Gerade die schönsten Waffenstücke dieser Sammlung, wie fast die aller andern, besonders gegliederte Schienen-Rüstungen mit prächtigen Einlegungen und getriebenen Bildnereien, welche lange Zeit in Wien wie in Paris und Madrid für italienische und spanische Arbeiten galten, haben sich als Erzeugnisse Münchner, Augsburger, Nürnberger und Innsbrucker Werkstätten herausgestellt. Die Ambraser Sammlung besteht außer den Waffen noch aus 900 geschichtlichen Brustbildern von nur geringem künstlerischem Werthe, 2500 Gedenk- und Lauf-Münzen, so wie einer großen Menge von Curiositäten, von mehreren Tausend Kupferstichen und 500 Handschriften, worunter sich drei für die Geschichte der Kriegs- und Turnirwaffen so wichtige Bände mit getuschten, von Glockenthon ausgeführte Zeichnungen befinden, welche die Abbildungen von Rüstungen und Waffen der Zeughäuser des Kaisers Maximilian enthalten.

Auch der Ursprung des Grünen Gewölbes ist, wie bei der Dresdner Waffensammlung, auf den Kurfürsten August I. zurückzuführen. Sowohl er selbst, als seine Gemahlin Anna, Tochter Christian's III. von Dänemark, kamen den Künstlern mit Bestellungen und Ankäufen entgegen. Von allen Nachfolgern war es unstreitig Johann Georg I. (1611—1656), welcher trotz des dreißigjährigen Krieges die Sammlungen am stärksten vermehrt und namentlich alle Elfenbeingegenstände davon angekauft hat. Johann Georg II. (1656—1680), Johann Georg III., unter dessen Regierung eine bedeutende Anzahl der durch die dem Kurfürsten verbündeten Venezianer 1687 den Griechen abgenommenen Beutestücke erworben worden sind, am meisten aber August der Starke (1694—1733), haben hernach zur Vergrößerung der Sammlungen beigetragen. Der Letztere, unter dessen Regierung auch Alles systematisch geordnet wurde, war leider zu viel Liebhaber von Geduldserzeugnissen und Zierstückchen, wo die Kunst fast immer abwesend ist. Besonders verführerisch scheinen dem prunkliebenden Fürsten die Schmucksachen gewesen zu sein, deshalb die große Menge von Gegenständen, die oft mehr

den Werth des Metalles und der Edelsteine als die Arbeit vertreten. Diese Neigung des Kurfürsten hatte indessen auch seine guten Seiten, da sie dem Kunsthandwerke sehr zu Nutzen kam und vielen tüchtigen und strebenden Arbeitern die Gelegenheit gab, sich zu einem höhern Standpunkt emporzuschwingen. Einer davon, der berühmt gewordene Goldschmied Dinglinger, unser deutscher Cellini, hat Stücke im Grünen Gewölbe hinterlassen, die zu den besten Kunsterzeugnissen gerechnet werden können. Besonders zeichnen sich darunter seine kleine Thier- und Menschenfiguren vortheilhaft aus, wo die fruchtbare Einbildungskraft und die Geschicklichkeit des Erzeugers aus Gold, Perlen und Edelsteinen Gebilde geschaffen, man könnte sagen in's Leben gerufen hat, welchen weder das Ergebniß anatomischer Kenntnisse und anderer Naturstudien mangelt, noch der Ausdruck der Beweglichkeit abgeht, ja wo selbst manchmal, vermöge Bossirung und Grabstich, den Gesichtszügen solcher lilliputischen Figürchen etwas eigenthümlich-charakteristisches eingeprägt ist.

Von vielen der früher im Schlosse zu Berlin aufbewahrten Gegenständen, welche die Kunstkammer bildeten und jetzt dem dortigen neuen Museum einverleibt sind, kann man dasselbe sagen wie von denen des Grünen Gewölbes — mehr Gewerbliches als Künstlerisches. Das Meiste stammt von der Regierung des großen Kurfürsten.

Was die berühmten Sammlungen des Grafen von Erbach-Erbach zu Erbach, einem Städtchen bei Heppenheim, anbelangt, so zeigen sich dieselben viel reicher an vorgeschichtlichen und antiken, als an mittelalterlichen und moderneren Waffen; letztere sind nur durch 460 Stücke vertreten. Die Gründung reicht auch über das Ende des XVIII. Jahrhunderts hinauf, zu einer Zeit, wo vom Grafen Franz, dem bekannten leidenschaftlichen Sammler, fast sämmtliche Gegenstände zusammengebracht worden sind.

Außer der im Münchener Schlosse befindlichen Thron-Schmuck-Sammlung, wovon der größte Theil Münchener Goldschmiede-Arbeit, und bereits vom Hofmaler Hans Milig in den Jahren 1548 bis 1556 unter dem Titel: Kleinodien der Herzoge von Baiern, abgebildet ist[1]), gehören noch verschiedene fürstliche Kunstkammern und Bildergalerien zu den älteren Deutschlands. Die Cabinette von Stuttgart, Mannheim, Darmstadt, Braunschweig rc. sind auch nicht neuen Ursprungs. Was aber die öffentlichen Sammlungen antiker Standbilder u. a. m. anbelangt, so reicht die Gründung der Mehrzahl davon, in Deutschland wie in Frankreich, nicht viel über unser Jahrhundert hinaus.

Bibliophilen wie Bibliomanen müssen ebenfalls zu der großen Familie der Sammler gezählt werden, reihen sich aber im Besonderen an die Liebhaber der Bucheinbände an, wovon die noch bekannten ältesten Exemplare dem V. Jahrhundert zugeschrieben werden. Unter den Bibliophilen stehen wohl Jean Grolier, welcher 1479 in Lyon geboren ist, in erster Linie. Er sowohl,

[1]) Ein Band im königlichen Museum zu München.

wie viele andere nach ihm, legten schon einen hohen Werth auf den Einband des Buches . . Der Italiener Maioli, aus derselben Zeit, der Franzose Laurin, der Holländer de Thou, der Herzog von Caumont und Harley Graf von Oxford, waren gleichzeitig leidenschaftliche Liebhaber der Ausstattung wie des Einbandes der Bücher. Im Jahre 1820 hatte sich selbst in Paris eine „Société des Bibliophiles" von 80 Mitgliedern und 5 fremden Theilnehmern gebildet, welche jeden mit Bücher Handeltreibenden streng ausschloß.

Schon den alten Römern war das Collectioniren (v. collectio, v. colligere) nicht unbekannt und erstreckte sich nicht allein auf Erzeugnisse der Gegenwart; auch die Kunstproducte früherer Epochen, besonders aus der griechischen Blüthezeit und fernen Ländern des Orients gehörten zu den gesuchten, worunter die des symbolischen Egyptens hervorragend dastanden, aber selbstverständlich alles von China noch im Dunkel lag. Bekanntlich reichte die Gründung der Bibliothek von Alexandrien bis 290 vor Chr. hinauf und die von Pergamos und vom Monte Palatea bis zur Zeit August's. Unter den großen jetzigen Büchereien sind wohl die im Vatikan (1455) und in Wien (1480) die ältesten.

Im frühen Mittelalter waren es besonders nur die Handschriften und später die gedruckten Bücher, welche weltliche und mönchische Gelehrte zu sammeln pflegten. Man verstand auch früher nur im gewöhnlichen Sinne unter Collectionen, Zusammenstellungen von den nachgelassenen Arbeiten mehrerer Schriftsteller in einem größeren Werke, so wie die Collectio librorum feudalium, eine von unbekanntem Verfasser v. 1098—1168 zusammengebrachte Compilation des Longobardischen Lehnswesens; die der lateinischen Schriftsteller Ad usum Delphini Variorium genannt; die Collectionen der Elzevirs, der Barbou, der Maittaire, der Brindley, der Deux Ponts u. s. w., bald aber begriff man auch unter Collectioniren Sammeln von allen anderen Gegenständen, besonders Denk- und Gebrauchsmünzen, Kupferstichen, Gemälden, Sculpturen und sonstigen Erzeugnissen der Künste und Gewerbe. Der Gebrauch des Wortes Galerie erscheint später als die Bezeichnung für öffentliche Gemäldesammlungen, von welchen bekanntlich die berühmtesten und reichsten die des Louvre (seit 1793), des Palast Farnese und im Vatican, in Florenz, in Dresden, in Wien, in der Eremitage (Petersburg) und in London sind. Unter Museum aber versteht man bekanntlich schon seit langer Zeit alle Arten von öffentlichen Sammlungen, die der Marine, des Heerwesens, der Gewerbe, der Naturgeschichte, der Botanik, der Chirurgie 2c., inbegriffen. Eines der ältesten ist das 1679 gegründete Museum zu Oxford.

Auch die Chinesen sind leidenschaftliche Sammler ihrer eigenen alten Porzellane, die sie zu hohen Preisen, selbst in Europa, aufkaufen lassen, wo der holländische Handel früher so stark chinesische und japanische Waaren verbreitet hatte.

Es kann hier nicht die Absicht sein, alle dem Verfasser bekannten Museen und Sammlungen, von welchen er bereits 970 in seiner Encyclopédie céramique[1]) theilweise beschrieben und angeführt hat, der Reihe nach zu erwähnen, noch die in den sich folgenden Zeitabschnitten jedesmal vorherrschenden Neigungen beim Kunstsammeln in's Licht zu stellen, was ebenfalls der Rahmen dieses Versuches nicht zuläßt. Nur will er hinsichtlich der Richtungs-Veränderungen beim Sammeln bemerken, daß es weniger, wie bei vielen ähnlichen menschlichen Dingen, die Mode allein war, sondern mehr der Geschmack der regierenden Häupter oder deren Leiter, welche fast immer ihren Einfluß zur Geltung brachte. Nicht das Jahrhundert hat in Italien auf die Medicis, sondern diese auf ihr Jahrhundert den Druck ausgeübt. Wie im Hervorbringen der Erzeugnisse bildender Kunst, sind im Sammeln die Männer, welche, ohne weder Regenten noch Günstlinge von Fürsten zu sein, dennoch dahin gelangten, ihre Kunstansichten und ihre Vorliebe zur Herrschaft zu bringen, sehr selten.

Viel häufiger waren es die dem Hof nachspringenden Hämmel des Panurg, welche ihren Hang dem nicht verkümmern wollenden Künstler aufzwangen, deren Werke deshalb vielmehr die Sitten, die Neigung, die Größe oder den Verfall ihrer Zeit und ihres Landes abspiegeln als ihre eigene ästhetische Ueberzeugung. Selbst die tüchtigsten und überzeugtesten Meister vermochten nicht immer der Anforderung des herrschenden schlechten Geschmackes zu widerstehen, weshalb es Kunstperioden giebt, wo durchaus kein ganz fehlerfreies Werk geschaffen worden ist, obschon dieselben Künstler ersten Ranges besaßen.

In neuerer Zeit gingen die abwechselnden Richtungen im Kunstsammeln fast ausschließlich von Paris, dem Weltmarkt für solche Gegenstände, aus, weil die auf dortigen Versteigerungen erlangten Preise maßgebend sind. Auch da, wie überall jetzt, ist die Antike, selbstverständlich große Sculpturen bester Zeit für Museen ausgenommen, seit mehr als vierzig Jahren schon auf eine erstaunliche Art im Handelswerthe gesunken, wogegen die Kunstgegenstände des Mittelalters, der Renaissance und selbst die bis zum Ende der Regierung Ludwig's XVI. angefertigten, bedeutend gestiegen sind. Von den fabelhaft heraufgeschraubten Preisen, welche lange für Spatelschmelze (Zellen-, Gruben- und Flach-Grubenschmelze auf Metall) aus byzantinischer und romanischer Zeit bezahlt worden sind, ist man zurückgekommen, die Limoger Schmelze aber sind noch im fortwährenden Steigen.

Hinsichtlich der Keramik, von welcher früher allein griechische und maurische

[1]) Encyclopédie céramique monogrammatique. Guide de l'amateur de faïences et porcellaines, poteries, terres cuites, peintures sur lave, émaux, pierres précieuses artificielles, vitraux et verreries, etc. Quatrième édition. Trois volumes in-18 de 1600 pages compactes, avec le portrait de l'auteur, et contenant 300 reproductions de poteries. 3000 marques et monogrammes dans le texte, et trois trables de plus de 9000 artistes, dont deux des marques et monogrammes par ordre générique et alphabétique. Paris. Renouard.

Vasen, sowie römisch-aretinisches Geschirr (fälschlich immer noch Terra sigillata[1]) genannt) gesucht waren, nimmt in Frankreich und England das Sammeln von Thonwaaren moderneren Ursprungs den breitesten Platz ein, da die Anzahl der Liebhaber darin um vieles die aller andern Zweige von Sammlern übersteigt. Sonderbarer Weise aber sind die meisten solcher Sammlungen in Frankreich aus Erzeugnissen des Verfalls, ja selbst aus den abscheulichen populären Hervorbringseln der ersten Republik und des ersten Kaiserreiches zusammengestellt. Nicht weniger zahlreich sieht man sich die Collectionen vorgeschichtlicher Ausgrabungen vermehren, besonders aus der sogenannten Steinzeit, wovon Waffen und Handwerkzeug in ganz außerordentlichen Mengen unter gallischer Erde gefunden worden sind, aber wenig Anziehendes bieten, da sie sich immer mehr oder weniger gleichen. Die Masse, der davon zu Tage geförderten Beile, Aexte, Celte, Meißel u. d. m. ist so ungeheuerlich, daß der Vorstand einer der letzten „zurückblickenden" Ausstellungen im Gewerbe-Palast zu Paris sich gezwungen sah, über hundert an ihn zugesandte Kisten, welche mit solchen Gegenständen angefüllt waren, den Sammlern unausgestellt zurückgehen zu lassen, da einestheils der Raum fehlte, anderntheils aber auch die Wiederholungen sich zu zahlreich herausgestellt hatten. Aehnliches findet in der Schweiz mit den Pfahlbauten-Funden statt, welche, wie die Savoyens und Dänemarks, schon Mengen sich einander gleichender Gegenstände zurückgegeben haben, von welchen die größere Zahl in der Schweiz der Steinzeit, in Dänemark aber der Bronze und frühern Eisenzeit angehört.

Auf den, wie schon bemerkt, jetzt tonangebenden Pariser Versteigerungen zeigen sich die Gemälde der alten italienischen Schule, wenn sie nicht von Meistern ersten Ranges sind, durchaus entwerthet, die Niederländischen aber, besonders des holländischen Zweiges, fabelhaft im Preise gestiegen. Unsere alte Schule, nur Holbein und Dürer ausgenommen, war selbst bis vor noch nicht sehr langer Zeit in Frankreich ganz unbeachtet und werthlos, auch nach der Veröffentlichung meiner Biographien der bedeutendsten deutschen Meister und der Geschichte dieser bahnbrechenden Malerschule in der „Histoire des Peintres de toutes les écoles," fingen die Preise solcher Gemälde nur etwas an zu steigen, sind aber immer da noch viel niedriger, wie auf unseren inländischen Verkäufen, so daß es für deutsche Museen gerathen wäre, in Paris Kenner als Agenten zu halten, welche die dort häufig vorkommenden Gelegenheiten benutzen könnten.

Eine der Hauptursachen des gewaltigen Umsichgreifens des Sammeleifers von Kunstsachen in allen Schichten der Bevölkerung Frankreichs ist wohl in der Gewohnheit des Franzosen zu suchen, sich möglichst früh aus den Geschäften

---

[1]) S. Die aretinischen Töpferwaarenarten und deren falsche Benennungen, Vortrag gehalten von dem Verfasser in Wiesbaden, während der Versammlung des Alterthumsforschervereins 1876, abgedruckt im Correspondenzblatt des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichte und Alterthums-Vereine. Darmstadt, December 1876. Nr. 12.

zurückzuziehen, sobald er das gesteckte Ziel von so und so viel jährlichen Renten erreicht hat; ferner sein Geschmack für abgesonderte Landsitze, wo er sich fast ausschließlich häuslichen Beschäftigungen hingibt, da ihm, Paris ausgenommen, unser deutsches Wirthshaus-Treiben mehr oder weniger fremd ist. Fast jeder solcher früheren Geschäftsleute weiß sich ein Steckenpferd zu schnitzen: der eine treibt Gartenbau, der andere Mineralogie, dieser läßt Ausgrabungen unternehmen, um Alterthümer zu finden, die Meisten aber sammeln und, wie alles bei den Franzosen, mit großer Leidenschaft, obschon nicht immer mit ebenso großer Erkenntniß, da die gesuchtesten Sachen des Bric-à-brac gegenwärtig keramische Gefäße der letzten Jahrhunderte sind, wo oft nicht der Geschmack der Decors das Triviale davon aufwiegt. Die Verschiedenheit in der Richtung des Sammelns geht hier in's Weite! Selbst Sammler von Knöpfen aller Art gibt es, von welchen einer, früher Papierhändler, bis zu den Knöpfen der Unaussprechlichen heutiger Infanterie- und Cavalerie-Regimenter hinuntersteigt und dieselben zierlich, auf schön eingerahmten Karten gereiht, der Bewunderung seiner Zeitgenossen preisgibt! Was allein noch fehlt ist Thümmels Sammler eingeschnittener und eingekratzter Fensterglasscheiben! Jedenfalls zeigen sich hier aber wieder vortheilhaft die durchaus praktisch-philosophischen Eigenschaften des mit Unrecht des Leichtsinnes bei uns beschuldigten Franzosen. Von den Geschäften zurückgezogen, ist er vorsichtig genug, dem für jeden früher thätig gewesenen Manne, so abspannenden ja tödtlichen Müssiggang und die daraus hervorgehende Langeweile, entgegenzuarbeiten. — Gibt es etwas Traurigeres, Bemitleidungswürdigeres, als die unheilbar gewordene Langeweile vieler dem Kaufmannsstande, oder den Gewerben angehöriger Rentner und auf Pension gestellten Beamten und Militäre? Nach Abschluß eines thätigen Lebens endlich zu der ersehnten Ruhe gelangt, bilden diese Männer sich ein, gemüthlich die Frucht ihres Fleißes genießen zu können, ein Irrthum, dem sie oft bald zum Opfer fallen, denn Vergnügungen und Lectüre reichen nicht aus. Fischerei, Jagd, Gartenbau genügen dem Familienvater kaum während der Sommermonate, um wie viel weniger noch dem unverheiratheten, allein stehenden Manne! Beiden ist eine Beschäftigung unerläßlich, eine Liebhaberei, welche ihnen angenehme, aber doch ernstliche und fortlaufende Anregungen verschafft. Wie häufig begegnet man nicht, und dies mehr noch in den großen Städten, trotz der vielen öffentlichen Vergnügungsorte, daherschlendernden Männern, deren Aeußeres Wohlstand anzeigt, deren Gesichtsausdruck aber den Stempel der tiefsten Entmuthigung trägt. Die Ursache: Gänzlicher Müssiggang und dessen unvermeidliches Kind, die Langeweile! — Beim Sammeln nichts davon, weder Entmuthigung, noch Enttäuschung! Der frühere Staatsmann, der pensionirte Anwalt oder Richter, der auf Ruhesold gestellte Beamte, der nicht mehr handeltreibende Kaufmann und zurückgezogene Fabrikbesitzer, finden alle in der Jagd nach alten Kunstgegenständen die nöthige Aufregung früherer Jahre und verlassener Laufbahnen wieder. Ist der Kunst-

liebhaber Diplomat „en non activité,“ so kann er, ebenso gut wie der gewesene Advocat, Winkelzüge und Rechtsverdrehungen beim Auftreiben und bei vortheilhaftem Austauschen anderen Liebhabern gegenüber, in Anwendung bringen. Negociant und Kaufmann schöpfen in solcher Beschäftigung täglich frische Lebenskraft, da hier ja immer speculirt, gehandelt, d. h. gedungen werden muß. Der Manufacturier, der Fabrikant, der Kunsthandwerker, sind auch in der Lage ihre erworbenen Kenntnisse nicht einrosten zu lassen, da gewandte Restaurationen oft den Kunst- und Geldwerth eines erworbenen Gegenstandes verdoppeln.

Vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus kann man die Sammler in zwei Hauptklassen theilen, alle welche leidenschaftlich, aus Sinn für Kunst und Geschichte allein vorgehen und zum Sammeln, wie echte Coloristen zum Malen, geboren sind, stellen die erste und beste Kategorie zusammen. Speculanten oder eitele Narren, meist Börsenleute, welche weder aus Geschmack noch aus Wissenstrieb dem Bric-à-brac nachlaufen, bilden die andere Abtheilung, wo nur der Mode, der Renommisterei, und des vortheilhaften Wiederverkaufs wegen, zusammengestapelt wird. Beiden Classen ist das „Taschenlügen“ gemein. Der wirkliche Kunstliebhaber zeigt sich nämlich stolz darauf, alles sehr billig aufgetrieben zu haben und flunkert in diesem Sinne, wo hingegen der Scheinliebhaber immer vorgibt fabelhaft hohe Preise für sein Besitzthum bezahlt zu haben, da bei ihm der Werth des Gegenstandes in der Summe liegt, welche andere glauben, daß er dafür angelegt habe. Ferner gibt es mittheilsame und geheimnißkrämerische, unzugängliche Sammler. Die Ersteren sind gewöhnlich Kenner, fürchten deshalb nicht, ihre Schätze zu zeigen, die Anderen aber gemeinlich die Kritik scheuende, unwissende Bären. Unter allen sind indessen die ergötzlichsten solche, welche Mutter Natur geschaffen hat, um dem abscheulichsten Kram künstlerische Seiten abgewinnen zu können. Zu diesen ausgewählten Organisationen muß der Romandichter Champfleury gerechnet werden. Die „Renovation de l'art“, — „l'art populair“, — „l'art unique“, — „l'art originale sans précédent“ ꝛc. sind seiner Meinung nach nur in den groben colorirten Abpausungen getuschter epinaler Pfennigbilderbögen auf nievernaier Fayence-Tellern und Salatnäpfen, so wie in den abscheulichsten Sudeleien der Ultras jetziger realistischer Schulen Frankreichs und Englands zu finden, wo Manet, Courbet und andere, ebenso wie die gefeierten englischen „Prä-Raphaelmaler“, für welche Perspectiven und Schatten überwundene Standpunkte, Vorurtheile sind, ja alle späteren Künstler überflügelt haben! Weder erster noch zweiter Plan, nur scharf, besonders dick gefleckste Vorwürfe in chinesischer Decorationsmanier, erscheinen da jetzt den Gläubigen als Bedingungen des Ideals! Diese Art von Sammlern und Künstlern hat leider der Verfasser des Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale vergessen, seinen Typen anzureihen aber ihr Samen trägt Früchte!

Mit Unrecht wird den Sammlern wie den Gelehrten vorgeworfen

selbstsüchtig zu sein. Wenn es Liebhaber gibt, die ihrer Leidenschaft materielle Genüsse, aufopfern und, um einkaufen zu können, selbst darben, so sind es alleinstehende Leute, bei welchen diese Richtung nicht der Selbstsucht zugeschrieben werden darf. Je näher man solchen Männern tritt, je mehr lernt man sie achten! — Entbehrungen erleiden, um seinem Vaterlande Kunstwerke zu erhalten, welche sonst oft über die Grenzen wandern oder selbst ganz und gar zu Grunde gehen würden, ist gewiß ein sehr edles Streben. Wer könnte unter andern dem Marquis v. F.... in Paris seine Bewunderung vorenthalten? Ein Dachkämmerchen bewohnen, bei Düval speisen, sich sehr sparsam kleiden, damit von den 65,000 Frcs. jährlichen Renten möglichst wenig den Ankäufen entzogen werde für Kunstgebilde, welche erworben, auf den Böden sauber verpackt, schon lange letztwillig dem Cluny-Museum vermacht sind, — ist das Egoismus? Und dieser andere Pariser Sammler, Herr Anatole N......, ein früherer Notar, welcher im Livreerock die Fremden „seines abwesenden Herrn“ berühmte Gemäldegalerie besichtigen läßt, um mit den gesparten Trinkgeldern am Ende des Jahres „ein Bild mehr“ der schon auf Millionen abgeschätzten Sammlung einreihen zu können, Schätze, die übrigens auch dem Louvre vermacht sind?

Zu glauben, daß die Mehrzahl der Sammler aus alten blasirten Griesgrämen bestehe, welche für sonstige Genüsse abgestumpft, im Sammeln ihre letzten Gemüthserregungen suchen, ist ein ebenso verbreiteter Irrthum, da gerade das Gegentheil statistisch nachgewiesen werden kann, was übrigens von großem Belang für den Kunsthandel ist, weil die Jugend hier wie überall mit mehr Leidenschaft als das Alter vorgeht.

Für unbeschäftigte junge Leute von Vermögen ist die Neigung zum Sammeln selbst oft sehr heilsam, ein Damm gegen Ausschweifungen. Schreiber dieses kannte in Paris den Sohn eines berühmten Rechtsgelehrten, welcher fast die höchste Stufe der obrigkeitlichen Würde einnimmt, ein sonst liebenswürdiger junger Mann, der sich aber mit Kopf und Kragen in Börsen-Speculationen gestürzt hatte, welche den größten Theil des ihm zu Gebote stehenden mütterlichen Vermögenantheils bereits verschlungen hatte. Nach und nach versuchte er bei ihm den entseelenden Hang durch die edlere Leidenschaft des Sammelns zu bekämpfen, ein homöopathisches Verfahren, welches guten Erfolg gehabt hat, da der junge Mann bald auf dem Turfe der Rue Drouot mit den „Vieux de la veille“ Lanzen brach und heute einer der tüchtigsten Kunstsammler ist. Die durch Einkäufe und daran geknüpfte Reisen verursachten Ausgaben nehmen nicht die Hälfte der Einkünfte des reichen Erben in Anspruch, so daß alle erlittenen Verluste bald ausgeglichen sein werden. Der Börsenspieler ist selbst jetzt zum studirenden Manne umgestaltet, weil die dem Sammler sich täglich darbietenden Anregungen die der Jugend wie dem Alter nöthigen Gemüthsbewegungen hervorrufen. Derartiges Recept ist nicht allein für gut bemittelte Kranke anwendbar, da ja im Großen wie im Kleinen und auch mit wenigem „Verfügbaren“ gesammelt werden kann — alles hängt hier von dem erwählten Zweig ab. — Selbst

nur als reines Steckenpferd und Zeitvertreib gehandhabt, ist das Sammeln die einzige kostspielige Leidenschaft, welche anstatt zu beeinträchtigen, bereichert. Seit zwanzig Jahren können die Versteigerungen aller mit Intelligenz gebildeten Cabinette den Beweis liefern, daß die Kunst- und Curiositätengegenstände alle fünf Jahre zum Wenigsten um das Doppelte im Werthe steigen, also derartige Liebhabereien zu den besten Capitalanlagen gehören. Verschiedene Sammlungen haben selbst in den letztjährigen Verkäufen zehn- und zwanzigmal die dafür verausgabten Summen zurückgegeben. Dieser ununterbrochene Aufschwung des pecuniären Werthes ist leicht erklärlich. Während die Sammlungen und Museen mit jedem Tage zunehmen, vermindern sich fast täglich durch Bruch, Brand, Schiffbruch und andere Unglücksfälle die nicht zu ersetzenden Kunstgegenstände vergangener Zeiten und dahingeschiedener Künstler. Der herrlichste Palast, das schönste Landgut, das stolzeste Roß, Titel, Orden und Adel, können mit Geld erworben werden, aber nicht ein Unicum alter Kunstgebilde, welches bereits in den gesicherten Hafen der öffentlichen Museen eingelaufen ist.

Sammeln ist somit einem Jeden, besonders aber den begüterten Müssiggängern anzurathen. Ein solches Jagen nach Kunstschätzen übt selbst seinen Einfluß auf die Beständigkeit politischer und gesellschaftlicher Einrichtungen aus. Wie viele wildbrausende Umstürzler sind nicht durch Kunstsammeln in sanfte friedliebende Erhalter umgestaltet worden! Mit Unrecht hat man oft, besonders in Frankreich, dem vorgerückten Alter oder dem Eigennutze die Umkehr gewisser politischer Persönlichkeiten zugeschrieben, wo die Ursache des Drehens dergleichen Wetterfahnen gewiß mehr im Sammeln zu suchen wäre, da dies ja mit conserviren fast gleichbedeutend ist. Ein Mann, der leidenschaftlich das aus dem vergangenen Jahrhundert liebt und nachgeht, was die Moden längst hinter sich gelassen haben, kann der anders als durch und durch conservativ sein? Wenn Thiers nach seinem Rücktritt unwillkürlich ausruft: „que l'histoire apprend tout et que la collection console de tout“ so guckt hier der Wolfskopf des Schutzzöllners, also der innerliche Conservateur aus dem ausgehängten Lammfelle des Schein-Liberalen hervor. Auch der Engländer, welcher zehn Tausend Franken für die beiden Backzähne Napoleons I. bezahlt hat, muß sicherlich der Tory-Partei angehört haben. Sollte die französische Regierung dieser Rücksichten wegen nicht alle Pariser Sammler von keramischen Gegenständen und alten Waffen steuerfrei stellen, da sie ja die kräftigsten Stützen des Bestehenden sind und Revolutionen am meisten verabscheuen. Das Wort Krawall macht sie zittern. Diese fürchten die Zertrümmerung ihrer gebrechlichen Waaren, wenn die Kugeln Fensterläden durchlöchern, jene die sacramentlichen mit Kreide an ihre Thüren vom Pöbel gekritzelten Worte: „armes données“. Es giebt selbst ergraute, hochweise Staatsmänner, welche überzeugt sind, daß die fortwährende Beweglichkeit in dem politischen Leben der kleinen südamerikanischen Freistaaten allein davon herrührt, daß es dort keine Sammler von Gläsern, Thonwaaren und Waffengerümpel giebt! — „Pas de collectionneur pas de conservateur“ sagte mir

oft lächelnd der bejahrte Diplomat v. B., und es war schwer zu unterscheiden, ob mehr Witz oder Ueberzeugung in seinen Worten lag.

Eingefleischte Sammler, die Fanatiker der Brüderschaft, wollen selbst außer Abrede stellen, daß emsiges Sammeln auch Bewahrmittel gegen die Cholera biete. Wenn nun dies von den nicht sammelnden Aerzten Frankreichs für nicht durchaus unumstößlich gehalten wird, so giebt es jedoch viele collectionirende Doctoren die per considerato sehr geneigt sind die Sache außer allen Zweifel zu stellen, weil unter ihnen selbst das in letzter Zeit constatirte delirium majolicum und der morbus porcellanicus gewaltig wüthen. Fortwährend in Berührung mit den innern Häuslichkeiten ihrer Kranken bieten sich den Aerzten mehr Gelegenheiten als jedem Andern zum Auffinden von Kunstgegenständen, zu welchen viele von diesen medicinischen Sammlern aber auch das schlechteste Zeug rechnen. Dr. S . . ., in Sinceny, dem Dorfe der Picardie, wo im Laufe des XVIII. Jahrhunderts Rouener Fayence, aber der gemeinsten Art, angefertigt worden sind, ist selbst so stark von diesem Delirium gepackt worden, daß er eine mit farbigen Stichen ausgestattete Monographie von 100 Seiten Octav mit Pomp veröffentlicht hat, worin der arme kranke Doctor über Physiologie und Pathologie der von ihm aus Hühner- und Schafsställen seiner Bauern gezogenen Töpfe abhandelt.

Manchen keramischen Erzeugnissen, deren große Anziehungskraft sich heute mehr noch bei den schönen Sammlerinnen, als bei den bärtigen Sammlern kund giebt, wurden selbst in früheren Zeiten die geheimnißvollsten Eigenschaften, und ihr Entstehen manchmal dem Pflanzenreiche zugeschrieben. Hielt man nicht das chinesische Porcellan für ein Bewahrmittel gegen Vergiftung? Es zersprang, sobald es mit giftigen Flüssigkeiten angefüllt wurde!"

„Ils font connaitre le mystère
Des bouillons de la Brinvillière[1]),
Et semblent s'ouvrir de douleur
Du crime de l'empoisonneur."

In Schlesien hat Martinus Zeiler, ein Gelehrter des XVIII. Jahrhunderts, bewiesen, wie Thonwaaren in der Erde wie Kartoffel wüchsen! Die seiner Abhandlung beigefügte Abbildung stellt eine der allbekannten germanischen, im Feuer gebrannten Graburnen vor. Leider gehört aber dem Martinus die Priorität der Entdeckung nicht — er war nur der Plagiarius des ebenso gelehrten Johannes Mattesius, welcher zu Nürnberg schon 1571 hat drucken lassen, „daß man in der Erde solche Töpfe fände, die sich erst an der Luft verhärteten und zweifelsohne ein Naturerzeugniß wären, weil sie nur aus, im Monat Mai durch Pflanzenwuchs emporgehobenen Hügeln, gegraben werden könnten" — Auch Balbini nennt dergleichen Thongebilde „Naturproducte", ebenso wie Mathias von Mechow die im Jahre 1525 in Polen ausgegrabenen slavischen Gefäße. —

[1]) Marie-Marguerite Brinvilliers, berüchtigte Vergifterin, war die Tochter des Lieutenant-Civil Dreux d'Aubray und Gattin des Marquis von Brinvilliers; ihre Hinrichtung fand 1676 statt.

Wer selbst nicht Sammler ist, kann sich schwerlich eine Vorstellung von den Genüssen der Kunstliebhaber machen. Wie viele angenehme Stunden verbringt derselbe nicht in Mitte seiner täglich anwachsenden Familie! Sobald er unter seine Penaten tritt und das von Befriedigung leuchtende Auge die Musterung beginnt, so bieten sich sofort Anknüpfungen an Ereignisse vergangener Zeiten dar; die früher besuchten Orte, das dort Erlebte, tauchen wieder in frischen Farben auf und verjüngen ihn. Diese geschnitzte gothische Truhe ruft ihm den mehrmonatlichen Aufenthalt in der Normandie in's Gedächtniß, wo er aus abgelegener Meierei das seltene Stück heimgeführt hatte, jene in Kupfer getriebene Schüssel, den schon geschiedenen Freund, welcher sie ihm hinterlassen. Bald ruht sein Blick hier auf das der Wettbewerbung entrissene Prachtstück, bald dort auf ein andres Exemplar, wo der Kunstwerth erst nach vorgenommener Reinigung und Restauration hervorgetreten ist, weiterhin auf Gegenständen, durch welche bis dahin unbekannte Künstler von Bedeutung der Vergessenheit entrissen oder zweifelhafte geschichtliche Thatsachen festgestellt worden sind. Seine Reisen, so zahlreich sie auch gewesen sein mögen, bleiben ihm durch die überall erworbenen Gegenstände lebhaft vergegenwärtigt, so daß, obschon sein Haar bereits bleicht, die Eindrücke der jüngeren Jahre sich frisch erhalten.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Kunstsammler viel länger jung bleiben, weil nicht dem Geiste allein, sondern auch dem Körper die durch den Sammeleifer hervorgerufenen Gemüthserregungen zu Gute kommen. Ein Beispiel davon lieferte unter Andern Aristide Le Carpentier, der bekannte Pariser Sammler, welcher seit 1810 nach seiner Zurückkunft von Ostindien, wo er mit Edelsteinen gehandelt hatte, leidenschaftlich alle Arten von Kunstgebilden, ausschließlich der Antiken, in einem besonders dazu eingerichteten Hause sammelte, die in jeder Beziehung mit denen Sauvageot's im Louvre wetteifern konnten. Bis kurz vor seinem Tode behielt das kleine bewegliche Männchen seine Lebhaftigkeit, die Geistesfrische und den unerschöpflichen Humor bei der blühendsten Gesundheit. Wie oft hat Schreiber dieses Le Carpentier sein Hoffen ja seine Gewißheit ausgesprochen, das beabsichtigte „Hundert“ erreichen und wo möglich überschreiten zu wollen. Diese humoristische Hoffnung findet man auch in seinen 1854 unter dem Titel „Contes-Fables“ veröffentlichten Gedichten. Das letzte Couplet der „l'Heureux Temps“, — „l'Espérance“ überschrieben, lautet:

„Lorsque viendront cent ans . . .
„Faudra-t-il donc quitter la terre?
Si c'est mon dernier temps,
J'avoue ici que je n'y pense guère;
D'ailleurs ne voit on pas de vieux récalcitrants
Qui vont jusqu'a cent dix et même cent vingt ans?
Le bon temps
Quand on n'a que cent ans!
L'heureux temps
Quant on n'a que cent ans!“

Das hier folgende Gedicht: „Meine Kunstkammer und meine zwei und siebzig Jahre“ hat Le Carpentier 1862 mit anderen Gedichten in einem zweiten Bande veröffentlicht. Der bejahrte Kunstliebhaber scheint sich hier die „Vieilles chansons“ von Meister Adam[1]) zum Vorbilde genommen zu haben:

Mon cabinet et mes soixante-douze ans.

I.

Aussitôt que la lumière
Vient éclairer mon chevet,
Je commence ma carrière
Par ouvrir mon cabinet.
Là, des oeuvres de génie
L'étonnante quantité
Entretient en moi la vie
Et ranime ma santé.

II.

„Vous gaspillez la richesse
Comme un vrai fou,“ me dit-on
„Au lieu d'acheter sans cesse
Brillez, menez un grand ton!“
Mais de peu je me contente
Et j'aime à vivre à l'écart:
Le grand monde qu'on nous vante
Ne vaut pas un object d'art.

III.

Laissons traiter de manie
Mon ardente passion
Ce cabinet qu'on m'envie,
Fait ma seule ambition.
Il est bien chez l'antiquaire
Quelques modestes vertus:
Que de chefs-d'oeuvres sur la terre
Sans lui n'existeraient plus!

IV.

S'il est vrai que la sagesse
Ici-bas nous rende heureux,
On doit aimer la vieillesse,
Car tous les sages sont vieux.
Si nous voulons qu'on nous loue,
Montrons donc nos cheveux blancs
J'en ai, gaiement je l'avoue
Et j'ai soixante et douze ans.

V.

Si je meurs et qu'on m'enterre
— Il faut bien finir par là, —
De mon cabinet, j'espére,
Quelque temps on parlera.
Trouvant dans ce sanctuaire
Plus de trésors qu'au Pérou,
On dira: Notre antiquaire
N'était pourtant pas si fou!

VI.

Bien que Sedaine nous dise
Quelque part: „mourir n'est rien“
De cette triste sottise
Je me passerais fort bien.
Autour de moi tout abonde
Objets d'art, tableaux, bijoux,
Que ferai-je en l'autre monde,
Si je n'ai plus mes joujoux?

Wer könnte ergreifender die Gemüthsruhe und Befriedigung eines zweiundsiebzigjährigen, die Kunst fanatisch liebenden Sammlers schildern? Solche Heiterkeit und solches Feuer bei diesem Greise, der sein vorgerücktes Alter ganz und gar nicht zu fühlen scheint, obschon derselbe große Strapatzen in Indien überstanden hat, sind beneidenswerth und erstaunlich, besonders wenn man andere, weniger bejahrte Leute in gleicher pecuniärer Stellung den Rest ihrer Tage ohne irgend eine Liebhaberei solcher Art in der tödtlichsten Langweile hinvegetiren sieht. Ohne fortdauernde Gemüthsbewegungen bietet das Leben wenig Reiz. Die Freuden, welche den Sammler so oft überraschen, lassen ihn die Gebrechen des Alters vergessen!

Le Carpentier's, von Alfred Lemoine illustrirt, Contes-Fables (4 Bände 1856—1858) enthalten anziehende Sächelchen des besten Humors. So unter

[1]) Adam Billaut der 1662 verstorbene Nivernaische Schreiner und französische Meistersänger.

andern „l'illustre Bimbelotier" (der erlauchte Spielzeughändler, auch Getrödel-Liebhaber), wo Jupiter, von Biblot, dem Gotte des Kunsttrödels, verführt, von den verfallenen Gemäuern des alten Olymps auf die Erde herabsteigt, um Antiquaren seine alten verrosteten Donnerkeile zum Kauf anzubieten. — „Encore un triste mariage" ist eine liebenswürdige Allegorie, in welcher die Wahrheit den Eigenbelang (l'Intérêt) ehelicht und die Ungerechtigkeit zur Welt bringt. Selbst die Gattin des alten Sammlers liebte das Collectioniren leidenschaftlich; regelmäßig nahm sie ihren Antheil an den „Émotions du Collectionneur", jedesmal wenn ein neuer glücklicher Ankauf stattgefunden hatte. In dem Gedichte: Est-ce un bien, est-ce un mal? singt der greise Naturdichter dieserhalb mit gewohntem Humor: Si la femme est un mal il est si nécessaire, que nul ne saurait s'en passer.

Le Carpentier ist auf der Bresche gefallen! Die Gemüthsbewegungen während seiner letzten öffentlichen Ausstellung im Gewerbe-Palast, wo er persönlich, von Morgens bis Abends, dem Publicum die nöthigen Erklärungen bereitwillig ertheilte und das Lob über seine Sammlungen wie ein alter Kater die ihm gereichte Milch einschlürfte, haben ihn vor dem „Hundert" hingerafft. Schon vierzehn Tage bettlägrig, kaufte dieser unermüdliche Sammler noch achtundvierzig Stunden vor seinem Tode verschiedene keramische Gegenstände an.

Der hundertundacht Jahre alt gewordene von Waldeck, ein geborener Oesterreicher, welcher achtzehn Jahre seines stark bewegten Lebens mit Ausgrabungen von Alterthümern und Zeichnen derselben in den Wildnissen Yukatans zugebracht hat, gehörte auch zu den heißspornischen Veteranen der Archäologie. Noch in seinem hundertundsiebenten Jahre arbeitete er täglich acht Stunden und während der Belagerung hatten die Entbehrungen, welche die Pariser so schwer heimsuchten, weder seine Gesundheit noch seinen guten Humor geschwächt. Gesicht und Magen im besten Zustande konnte dieser Greis noch acht Jahre lang das Couplet Le Carpentier's: „L'heureux temps quand on n'a que cent ans!" auf sich beziehen.

Was nun die jugendlichen Kunstliebhaber anbelangt, von welchen jetzt Frankreich wimmelt, so sammeln sie fast ebenso leidenschaftlich, als das schöne Geschlecht, dessen Feuereifer besonders die „Pâte tendre" ausgesetzt ist und für welches die verbotenen Aepfel nicht mehr in den Louvre, Printemps und Bon-marché-Magazinen, sondern bei Kunst- und Curiositäten-Händlern reifen.

Auch der Literatur hat schon solche in Frankreich überall verbreitete Liebhaberei des Fayence-Sammelns Stoff geliefert. Die Novelle von Champfleury, wo der Verfasser seinen Helden Dalégre" laisse tomber en de fayence, die komische Oper, in welcher Fayence-Schüsseln zertrümmert werden, so wie Victor-Hugo's hoch komische Anführung des „Objet mystérieux" der alten Bernhardiner-Nonne von Fontrevault im IV. Bande der Misérables, geben Zeugniß von der großen Popularität dieses keramischen Zweiges im Kunstsammeln.

Moderne Magie.

Von

Johannes Huber*).

— München. —

Wissenschaftliche Prüfung.

Anfang des Jahres 1869 glaubte eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern der dialectischen Gesellschaft in London, welche sich die Aufgabe stellt, Fragen von allgemeinem Interesse zur Discussion zu bringen, den Spiritismus nicht länger unbeachtet lassen zu dürfen und setzte zum Zwecke einer unter allen Cautelen zu veranstaltenden Prüfung ein Comité von dreißig Personen, worunter sich auch Naturforscher befanden, nieder. Eine zweijährige Untersuchung ergab die Realität der spiritistischen Phänomene. Da dieses Resultat dem Verwaltungsrath unerwartet und unerwünscht kam, weil er fürchtete, daß dadurch das Ansehen derselben compromittirt werden könne, so weigerte er sich den Bericht des Comités unter seiner Autorität zu publiciren, worauf das Letztere die Publication auf eigene Verantwortlichkeit unternahm. Es sind uns bereits zum größten Theil schon bekannte Erscheinungen, die hier bezeugt werden: die langsame Erhebung von Menschen und Körpern in die Luft, wobei sie eine kurze Zeit in diesem Zustande verblieben; die Erscheinung von menschenähnlichen Händen und ganzen menschenähnlichen Gestalten, von deren Dasein man sich durch das Begreifen und Befühlen überzeugen konnte; körperliche Berührungen und das Spielen von Instrumenten ohne Ermittelung physischer Ursachen; das Auflegen von rothglühenden Kohlen auf die Köpfe und Hände mehrerer Personen, ohne daß Brandwunden oder Schmerzen entstanden; richtige und detaillirte Mittheilungen von Vorkommnissen, die zur Zeit keinem Anwesenden bekannt waren, und ebenso genaue, die Zeit des Eintritts bis auf die Minute bestimmende Ankündigungen von künftigen Ereignissen durch Klopfen und Schreiben; das Zustandekommen von

*) Vergleiche „Nord und Süd“ IX., 27.

Zeichnungen in so rascher Weise und unter solchen Umständen, daß sie aus menschlichen Kräften unerklärbar erscheinen. — Mit großem Nachdruck hebt der Bericht hervor, daß die hier sich manifestirenden unbekannten Kräfte sich von einer Intelligenz geleitet zeigten. — Mittlerweile hatte sich auch der Chemiker Crookes mit der Sache eingelassen. Als er seine Absicht hiezu kund gab, begrüßte es die Presse mit großem Beifall, daß jetzt endlich die Untersuchung von einem Manne aufgenommen werde, in dessen intellectuelle Fähigkeiten man das vollste Vertrauen setzen könne. Man war von vornherein gewiß, daß der Spiritismus durch Crookes sein Todesurtheil empfangen werde. Um so bitterer war daher die Enttäuschung, als derselbe nach einer 4 Jahre lang fortgesetzten Prüfung, wozu er noch andere Autoritäten der Wissenschaft, z. B. Huggins, herbeizog, sich für denselben aussprach. Crookes hütete sich sorgfältig, in der Erklärung der Phänomene, worunter sogar eine leuchtende, abgesonderte Hand und ein Bleistift direct schreibend sich zeigte, zu der spiritualistischen Hypothese zu greifen.

In einem eigenen Bericht an die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in London sprach er sich dahin aus, daß außer den bekannten Naturkräften noch eine Kraft, die auf irgend eine unbekannte Weise mit der menschlichen Organisation verbunden sei und die man als psychische Kraft bezeichnen könne, unzweifelhaft sei. Diese Kraft habe sich in seinen Experimenten als actio in distans geäußert, indem ohne jede mechanische Einwirkung die Gewichte der Körper verändert und Instrumente gespielt worden seien. „Diese Kraft," sagt Crookes, „war während meiner Prüfungsversuche oft eine Stunde lang und darüber ganz unwahrnehmbar und dann erschien sie plötzlich in großer Stärke wieder. Sie ist am stärksten in der Nähe der Person, von der sie ausgeht. Da ich fest überzeugt war, daß es keine Manifestation einer Form von Kraft geben könne, ohne die entsprechende Verausgabung irgend einer andern, so forschte ich lange Zeit vergeblich nach einem Beweise dafür, ob irgend eine Kraft oder Anstrengung bei der Hervorbringung dieser Resultate aufgebraucht wurde. Nachdem ich Zeuge von dem peinlichen Zustande nervöser und körperlicher Ermattung, in welcher manche dieser Experimente Mr. Home zurückließen, gewesen, nachdem ich ihn bleich und sprachlos am Boden liegend gesehen, konnte ich kaum in Zweifel sein, daß die Entwickelung psychischer Kraft stets die Folge einer entsprechenden Absorption vitaler oder Lebenskraft sei. —"

Alle diese Mittheilungen erregten nicht geringen Lärm und Scandal; die Redaction der Times sah sich veranlaßt, einen eigenen Reporter zu den vorzüglichsten Londoner Medien abzuschicken, und als nun auch dieser dem Spiritismus Zeugniß gab, da erging sich das Weltblatt in mehreren Artikeln (Dez. 1872 und Januar 1873) über das heikle Thema und tadelte scharf jene Naturforscher, die sich der Untersuchung der Sache entzogen. Sie mochte dabei auf Tyndall, Lewes und Huxley zielen, welche der Einladung des Comité's der dialectischen Gesellschaft keine Folge geleistet hatten. Doch Tyndall

wie Huxley hatten schon früher einmal einer spiritistischen Sitzung angewohnt und glaubten durch die Erfahrungen, die sie hier gemacht hatten und die ihnen nichts als Leichtgläubigkeit auf der einen und Betrug auf der andern Seite erwiesen zu haben schienen, sich von jeder weiteren Recherche dispensiren zu dürfen. Tyndall warf den Gläubigen eine „narkotische Seele" vor und Huxley meinte patzig und sarkastisch, daß, wenn diese Erscheinungen auch echt wären, sie ihn doch nicht interessiren würden, und daß das einzig Gute, das aus einem Beweise von der Wahrheit des Spiritismus vielleicht folgen könne, in der Beibringung eines neuen Arguments wider den Selbstmord liege, da es besser sei als Straßenkehrer zu leben, denn zu sterben und veranlaßt zu werden, durch ein um eine Guinee gemiethetes Medium Unsinn zu schwatzen. — Aber auf die Männer, welche skeptisch an die Prüfung des Spiritismus gingen und widerwillig überzeugt wurden, paßt der Vorwurf einer narkotischen Seele nicht, und dann ist es auch ein zu rasches und keineswegs wissenschaftliches Vorgehen nach einem einmaligen mißlungenen Versuch sogleich ein verwerfendes Urtheil zu fällen, da ja bekanntlich auch die Experimente in der Naturwissenschaft nicht immer auf den ersten Wurf gelingen und wiederholte unverdrossene Erprobung erfordern. Endlich handelt es sich in den spiritistischen Erscheinungen nicht bloß um jene läppischen Geisterbotschaften, sondern vor allem um bisher unerklärliche physikalische und psychologische Vorgänge, die den Forscher wohl interessiren können und deren Unmöglichkeit von vornherein nur derjenige zu behaupten vermöchte, welcher selbst wieder einem ungeprüften Glauben verfallen wäre, nämlich dem Dogma von der Einzigkeit und Unverbrüchlichkeit der mechanischen Weltordnung und von der alleinigen Existenz der bisher bekannten Naturkräfte. Als eine merkwürdige Ironie des Zufalls verdient es bemerkt zu werden, daß der verstandesklare Naturforscher Huxley und der mystisch benebelte Davis in der Phantasie vom Bathybius sich berühren, nur daß der letztere dieselbe fast um 20 Jahre früher in seinen Schriften aussprach. Da indeß neuestens Huxley den Standpunkt des Idealismus theilt, wonach die Welt nur unsere Vorstellung ist, so kann er mit dieser Betonung des bloß menschlich-subjectiven Charakters unserer Wissenschaft nicht mehr in Abrede stellen wollen, daß der Zusammenhang der Dinge an sich noch ein ganz anderer als bloß der des mechanischen Causalnexus zu sein vermöchte und daß viele Kräfte außer uns vorhanden und wirksam sein könnten, an deren Erfassung die Organisation unserer Sinne uns verhindert. Ganz anders als die genannten Herrn hat sich der Physiologe Carpenter, welcher gleichfalls ein Gegner des Spiritismus ist und dessen Träumereien und Extravaganzen seit Jahren bekämpft, zu demselben gestellt. Er gibt zu, daß er sich überzeugt habe, daß ein Theil der spiritistischen Phänomene ganz echt seien und als passende Gegenstände für ein wissenschaftliches Studium betrachtet werden können; doch will er auf Grund seiner Nachforschungen die Quelle derselben nicht in einer Mittheilung von Außerhalb, sondern in subjectiven nach physiologischen Gesetzen wirksamen Zuständen der Individuen entdeckt

haben. So stellt er zur Erklärung die Hypothese von der unbewußten Cerebration oder, um es philosophisch auszudrücken, von der unbewußten Seelenthätigkeit auf. Darnach soll Alles, was einmal gewußt worden ist, latent in uns fortdauern und als unbewußtes Wissen unter bestimmten Umständen Gehirnveränderungen hervorrufen, welche gegen unser Wissen und Wollen Muskelbewegungen auslösen, wodurch, sei es in Klopflauten oder in vollkommener Schrift, richtige Antworten auf gestellte Fragen zu Stande kommen, ohne daß derjenige, durch welchen dieses geschieht, selbst darum weiß, daß diese Antworten aus seinem eigenen unbewußten Wissen stammen. Carpenter stützt seine Hypothese auf breite physiologische Deductionen und erweckt dadurch den Schein der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, aber er vermag mit ihr schon deshalb nicht durchzudringen, weil sie nicht alle die wohlverbürgten Vorkommnisse zu erklären im Stande ist, abgesehen davon, daß sie an psychophysische Functionen appellirt, die noch sehr der Bestätigung bedürfen.

So ist denn auch nicht in England, so wenig wie anderwärts, das Problem des Spiritismus bis jetzt zum Austrage gekommen. Wie überall so stehen auch hier heißglühende Gläubige kühlen und ironischen Zweiflern gegenüber; und die letzteren hatten erst jüngst wieder den Triumph, daß von den wenigen bisher für echt gehaltenen Medien — man hatte deren im ganzen Königreich etwa 6 gezählt — einige als Betrüger entlarvt wurden. Dabei ist es dann wahrhaftig zum Erbarmen, wie die Enttäuschten sich an ihren liebgewordenen Glauben anklammern und auf alle möglichen Conjecturen verfallen, um die Betrüger vom Verdachte der Unehrlichkeit rein zu waschen und sich ihre Ueberzeugung zu retten. Als bei dem hier in Rede stehenden Fall entdeckt worden war, daß die Medien ihre Kleider und Apparate, in denen ihre Geister auftraten, selbst mitgebracht hatten, so daß es offenkundig dalag, daß diese Geister eben die verkleideten Medien selbst waren, halfen sich die bestürzten Gläubigen mit der Ausflucht, nicht die Medien hätten betrogen, sondern boshafte Geister hätten Kleider und Apparate durch die vierte Dimension herbeigebracht, um jene zu discreditiren. Von solchen Leuten gilt, was Tyndall sagt: „Umsonst werden Betrüger entlarvt und wird der Teufel im einzelnen Falle ausgetrieben. Er braucht nur leise seine Gestalt zu verändern und zu seinem Hause zurückzukehren, er wird es stets „leer“, gereinigt und geschmückt finden.“ Um dem Unfug und Schwindel, der an den Spiritismus sich hängt, zu steuern, traf im Laufe des vorigen Jahres das berühmteste Medium selbst, nämlich Daniel Home, mit dem Buche „Lights and shadows of Spiritualism“ hervor. Nachdem er schonungslos den hier spielenden Betrug und die bis zum Blödsinn sich steigernde Leichtgläubigkeit aufgedeckt und kritisirt hat, bemüht er sich zum Schlusse die „viel insultirte Wahrheit“ des Spiritismus in ihrer Reinheit darzustellen und hochzuhalten und belegt die Realität desselben durch durch drei merkwürdige Geschichten, die mit ihm passirt sein sollen, und die an Wunderbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Aber da er durch die Abschlachtung der meisten Thaumaturgen des Spiritismus den Glauben

an diesen selbst nicht wenig erschüttert hat, so wird man auch die Berichte seiner eigenen außerordentlichen Leistungen nicht ohne skeptische Stimmung aufnehmen. — Nicht so stark, wie in Nordamerika, jedoch immerhin stärker als in Frankreich florirt der Spiritismus in England, er beschäftigt sich aber hier weit mehr mit der Constatirung von Thatsachen, als mit dem Ausspinnen metaphysischer Träume. Etwa fünf periodische Organe vertreten ihn hier und außerdem sucht er sich dem Publicum durch eine zahlreiche Literatur zu insinuiren. — Home wurde auch für Rußland der Apostel des spiritistischen Evangeliums, und obschon er vor einem Comité von Gelehrten in St. Petersburg nicht glücklich operirte, fand er doch an dem Chemiker Buttlerow und anderen hervorragenden Persönlichkeiten überzeugte Anhänger.

In Deutschland hatte der geistvolle Naturphilosoph Nees van Esenbeck dem Spiritismus sogleich eine große Bedeutung zuerkannt, dennoch aber für denselben ein weiteres und dauerndes Interesse nicht zu erwecken vermocht. Die Sache war so ziemlich der Vergessenheit anheim gefallen, als Professor Perty, in seinem Buch „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (Leipzig und Heidelberg 1861) wieder darauf aufmerksam machte und das Publicum unterrichtete, daß der Spiritismus sein Leben nicht nur fortfriste, sondern sich extensiv und intensiv immer mehr entwickele. Bei der zweiten Auflage des genannten Werkes schloß dann Perty in einem besonderen Bande eine sehr eingehende Studie desselben („Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart“. Leipzig und Heidelberg 1877.) an. Neben diesem Autor, der unter Schelling gebildet wurde, haben von den älteren Vertretern der Philosophie in Deutschland nur Franz Hoffmann, der berühmte Schüler Baader's, und J. H. von Fichte, der in seinen anthropologischen und psychologischen Arbeiten die Nachtseite des Seelenlebens längst mit Vorliebe behandelt hatte, sich mit der Frage näher zu befassen begonnen. Der Letztere hat erst jüngst eine Schrift (Der neue Spiritualismus, sein Werth und seine Täuschungen, Leipzig 1878) erscheinen lassen, worin er dem Spiritismus Thatsächlichkeit zuerkennt und ihn vor allem für die Wiedererweckung des Glaubens an die persönliche Fortdauer nach dem Tode verwerthet wissen möchte. Seit einigen Jahren geben Aksakow und Wittig in Leipzig eine Monatsschrift „Psychische Studien“ heraus, um dem Spiritismus in Deutschland ein größeres Terrain zu erobern, aber ihr Bemühen hat bis jetzt wohl nur sehr geringen Erfolg. Unter dem Titel „Bibliothek des Spiritismus“ ließ Herr von Aksakow die in englischer Sprache erschienenen Hauptwerke desselben in's Deutsche übersetzen.

Eine größere Aufmerksamkeit wandte sich den räthselhaften Dingen seit Ende des Jahres 1877 mit dem Auftreten des Amerikaners Slade zu, der in London wegen Betrugs angeklagt und freigesprochen nach dem Continent und in Deutschland zunächst nach Berlin gekommen war, um seine Zauberkünste zu zeigen. Nach den Berichten der Presse war der Zulauf zu seinen Productionen nicht gering, auch sehr vornehme Herren fanden sich ein und

verließen die Sitzungen frappirt und kopfschüttelnd. Die Germania und ebenso die Vossische Zeitung brachten Schilderungen der Vorgänge, wonach dieselben über die gewöhnlicheren Taschenspielereien hinausgingen. Als Helmholtz und Virchow angegangen wurden, die Leistungen Slade's zu prüfen, lehnte der Erstere es rundweg ab, der letztere aber wollte sich unter der Voraussetzung herbeilassen, daß er dem Amerikaner die Bedingungen, unter denen die Experimente stattfinden sollten, vorschreiben dürfe; worauf aber wieder dieser nicht eingehen wollte, indem, wie er vorgab, er nur das Medium von Kräften wäre, über die er nicht gebieten und von denen er also auch nicht von vornherein wissen könne, ob sie unter den von Virchow beliebten Bedingungen in Thätigkeit treten wollten. Schließlich als die Theilnahme für Slade immer größer wurde und dadurch der Ruf der Metropole der Intelligenz selbst in Schaden zu kommen schien, lud ihn die Polizei höflich ein, die Stadt zu verlassen. Der Betrügerei aber war er in keiner Weise überführt worden, im Gegentheil, der Hoftaschenspieler Sr. Majestät des Kaisers, Bellachini, stellte ihm nach längerer und sorgfältiger Ueberwachung das Zeugniß aus, daß seine Leistungen nicht aus Prestidigitation erklärt werden könnten. — Ebenso hatte auch der berühmte Bosco über Home geurtheilt.

Während Helmholtz und Virchow und auch Ed. von Hartmann der Berührung mit Slade vorsichtig auswichen, verhielt sich der Professor der Astrophysik in Leipzig, Zöllner, minder zurückhaltend. Dieser berühmte und ideenreiche Gelehrte hatte Kant und Schopenhauer ein eifriges Studium gewidmet und sich in Folge desselben von der bloßen Phänomenalität der Welt unseres sinnlichen Bewußtseins wohl stärker überzeugt, als die meisten seiner naturwissenschaftlichen Zeitgenossen. Im Anschluß an Kant und Gauß betrachtete er auch die dreidimensionale Raumanschauung als eine bloß subjectiv-menschliche, und statuirte ihr gegenüber die Denkbarkeit von mehr als drei Dimensionen in der Objectivität. Weiter verfocht er die Beseelung der Atome und kam darüber über die streng mechanische Naturerklärung hinaus. Denn die beseelten Atome bewegen sich nach Vorstellungen und realisiren, indem sie von Sympathien und Antipathien geleitet sich suchen oder fliehen, die Wirkung in die Ferne. Zöllner suchte für seine Raumtheorie nach einem experimentellen Beweis und, nachdem er bereits während eines Aufenthaltes in England mit dem Spiritismus bekannt geworden war, gerieth er auf den Gedanken, mit Slade Versuche anzustellen, welche über die mögliche Existenz eines vierdimensionalen Raumes Aufschluß geben könnten.

Zöllner berichtete in den bis jetzt vorliegenden zwei Bänden seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ über die Resultate, die er mit Slade erhalten, erregte aber durch seine Mittheilungen das größte Aergerniß in der wissenschaftlichen Welt. Da man ihn als einen durchaus ehrlichen Mann kennt, seine Angaben aber doch nicht gelten lassen will oder kann, so wurde er zuerst als leichtgläubig, als Hallucinant und schließlich geradezu als Narr vor dem aufgeklärten Publicum denuncirt. Nun aber steht er mit seinem

Zeugniß nicht allein; W. Weber, gegenwärtig in Deutschland die größte Autorität der Physik, Fechner, der scharfsinnige Begründer der Psychophysik, und der Mathematiker Scheibner, die ebenfalls Sitzungen mit Slade beiwohnten, sind bereit dasselbe zu verstärken. Von Fechner habe ich selbst die Abschrift eines Briefes in der Hand, worin es von Slade's Productionen heißt: „Auch hier hat sich wieder herausgestellt, was im Grunde schon aus den Beobachtungen in England zu entnehmen, daß je sorgfältiger und so zu sagen ängstlicher die Beobachtungen angestellt und mit je mehr Vorsicht sie vervielfältigt werden, um so mehr für den unbefangenen Beobachter der Verdacht der Täuschung schwindet. Man möchte sich der Anerkenntniß so unglaublicher Dinge entziehen; zuletzt zwingen doch die Thatsachen. So ist es bei mir und bei anderen hiesigen Beobachtern der Fall gewesen." Unter diesen Beobachtern war auch der Professor der Chirurgie, Thiersch, der als skeptischer und verstandesheller Kopf ein ganz besonderes Renommée genießt.

Fassen wir nun das Wesentlichste aus Zöllner's Berichten zusammen: Dreimal kam Slade nach Leipzig, im November und Dezember 1877 und im Mai 1878. Jedesmal wurden mehrere Sitzungen veranstaltet und zwar in Localitäten, die derselbe vorher nicht kennen gelernt hatte, und zwar entweder bei hellem Tage, oder wenn Nachts bei ausgiebiger Beleuchtung. Alle Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug, wie solche im Experimentiren gewandte Naturforscher auszusinnen vermögen, wurden getroffen, namentlich wurden die Hände und Füße des Amerikaners stets überwacht. Bei den meisten dieser Sitzungen waren immer mehrere Zeugen gegenwärtig und zwar Männer von hoher Wissenschaftlichkeit, wie die genannten Professoren, wozu noch Th. Weber, Braune und Ludwig kommen, oder Personen von Bildung und Urtheil. Nur zuletzt experimentirte Zöllner ein paarmal mit Slade allein, ein Mißgriff, der insofern bedauert werden muß, als jener dadurch sich der Zeugenschaft beraubte, welche in diesen Dingen auf nicht genug Augen beruhen kann. Es sind wohl gegen 30 außerordentliche Vorgänge, von denen Zöllner berichtet: Phänomene, wie sie zum Theil auch anderwärts vorkommen, dann aber auch wieder ganz neue, bisher noch nicht beobachtete. Nur die bedeutendsten derselben seien hier angeführt.

Zöllner wollte es als einen thatsächlichen Beweis für die Existenz eines vierdimensionalen Raumes betrachten, wenn in einen Faden ohne Ende ein oder mehrere Knoten angebracht werden könnten. Nach mehreren acht Tage lang vergeblich fortgesetzten Versuchen, wobei die sogenannten Spirits von Slade die gestellte Aufgabe gar nicht begriffen und dafür anderes Zeug machten, gelang am 17. December 1877 das Experiment, und zwar war der Hergang dabei folgender: Zöllner hatte am Abend vorher unter den Augen einiger Collegen und Freunde in seiner Wohnung und in Nichtanwesenheit von Slade, zwei Bindfäden an ihren Enden verknüpft und die Knüpfungsstelle mit seinem Siegel markirt; das Gleiche that W. Weber den Morgen darauf. Mit diesen vier versiegelten Bindfäden begab sich dann Zöllner in das benachbarte Haus

eines Freundes, der den Amerikaner als Gast beherbergte. Die Sitzung fand unmittelbar nach Zöllners Ankunft in dem Wohnzimmer seines Freundes bei vollem Tageslichte statt. Von den vier Bindfäden wählte Z. einen mit seinem Siegel versehenen und legte sich denselben, um ihn, bevor sie sich an den Tisch setzten, nie aus den Augen zu verlieren, derartig um den Hals, daß das Siegel auf der Vorderseite seines Körpers herabhing und stets von ihm beachtet wurde. Während der Sitzung, in der Slade zu Zöllner's Linken saß, behielt dieser das unveränderte Siegel stets vor Augen und drückte es mit den beiden Daumen fest an die Tischplatte. Slade's Hände waren jederzeit frei sichtbar. Mit der Linken faßte derselbe sich öfter, über schmerzhafte Empfindungen klagend, an die Stirne, mit der Rechten hielt er ein kleines, zufällig im Zimmer befindliches, hölzernes Brett unter den Rand der Tischplatte. Der herabhängende Theil des Fadens lag zwar unbeachtet auf Zöllner's Schooße, aber die das Brett haltende Hand Slade's war ihm stets sichtbar. Es entstanden vier Knoten oder Schleifen innerhalb des geschlossenen Fadens. — Ist nun hier wirklich jeder Betrug ausgeschlossen? — Spielte ein solcher, so kann er nur so gedacht werden, daß Slade einen in ganz ähnlicher Weise präparirten Bindfaden, wie der von Zöllner war, in Bereitschaft hielt, in demselben aber bereits die Knoten vor der Verknüpfung angebracht hatte und nun in der Sitzung die Fäden rasch vertauschte. Diese Vertauschung müßte entweder in dem Moment stattgefunden haben, wo Zöllner seinen Faden sich vom Halse nahm und ihn auf den Tisch legte, oder nachher, nachdem er denselben an der verknüpften und gesiegelten Stelle an den Tisch drückte. Das Letztere ist nun durchaus unwahrscheinlich, denn Zöllner müßte sich in einem Zustand völliger Geistesabwesenheit und Fühllosigkeit befunden haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß ihm sein Faden entrissen und statt dessen ein anderer unter die Daumen geschoben wird. Bleibt demnach nun noch die erste Möglichkeit übrig und in Bezug auf diese zeigt Zöllner's Mittheilung allerdings eine Lücke. — Aber abgesehen davon, daß in diesem letzeren Falle Slade in Besitz des Zöllner'schen Siegels gekommen sein müßte, um einen mit demselben markirten Faden herstellen zu können, hätten Zöllner und seine Mitzeugen auch ihre Augen verschließen müssen, wenn sie die Verwechselung nicht bemerken sollten. Und weiter mußte Zöllner, nachdem er bereits mit dem ausgetauschten Versuchsobjecte am Tische saß, dasselbe gar keiner weiteren Betrachtung unterzogen haben, da er ja sonst die bereits vorhandenen Knoten entdeckt hätte. Dies ist aber durchaus unwahrscheinlich bei Beobachtern, denen an einer zweifellosen Selbstüberzeugung so sehr gelegen war. Dazu kommt noch, daß Zöllner, wie Fechner von ihm aussagt, als guter Experimentator bekannt ist, und man niemals Anlaß gefunden hat, seine Exactheit in Versuchen und Beobachtungen zu bezweifeln. Auch gelang dasselbe Experiment der Knotenerzeugung in einem Faden ohne Ende unter allen Sicherungen gegen Betrug dem Baron Hellenbach mit Slade in Wien und dann dem Dr. Nichols in London.

So wird man, wenn man nicht glauben kann, doch vorerst auch auf jene triviale Erklärung aus Verwechselung der Fäden verzichten müssen. Der Privatdocent Christiani aus Berlin, welcher in Leipzig das Kunststück der Knotenerzeugung zur Erheiterung eines größeren Publicums zum Besten gab, experimentirte dabei mit präparirten Fäden, in welchen die Knoten schon vor der Verknüpfung angebracht und nur während des Experiments verschoben und aufgelockert wurden. — Das Experiment mit Zöllner deckt sich demnach keineswegs mit der Leistung von Christiani, da beide unter ganz verschiedenen Bedingungen stattfanden. Bekanntlich huldigt auch Helmholtz der Hypothese von der Möglichkeit eines Raumes mit mehr als blos drei Dimensionen. Wer aber einmal eine vierte Dimension annimmt, äußerte mir jüngst ein berühmter Mathematiker, der muß auch den Geisterglauben mit in den Kauf nehmen, denn in die vierte Dimension gehören die Spirits und Wunder. —

Verwandt mit dem Knotenexperiment dürften noch folgende Vorkommnisse sein: 1) Innerhalb drei Minuten wurden zwei aus weichem Leder von Zöllner geschnittene, zusammengeknüpfte und mit seinem Siegel bezeichnete Streifen unter seinen Händen — Slade hatte nur vorübergehend und leise seine rechte Hand auf dieselben gelegt — ineinandergeschlungen, wobei Zöllner zuerst einen kühlen Hauch und dann eine deutliche Bewegung der Lederstreifen unter seinen Händen fühlte. 2) Zwei Holzringe, der eine von Eichen-, der andere von Erlenholz und jeder aus einem Stück gedrechselt, und das gleichfalls aus *einem* Stücke geschnittene endlose Band eines Darmes wurden an einer Darmsaite, die durch einen Doppelknoten von Zöllner zusammengeknüpft und mit seinem Petschaft eigenhändig wieder versiegelt worden war, aufgereiht. Zöllner setzte sich hierauf mit Slade an einen Spieltisch, von dem in geringer Entfernung ein kleiner runder Tisch sich befand, und legte beide Hände fest auf den oberen Theil der versiegelten Darmsaite. Nach einigen Minuten behauptete Slade Lichter zu sehen, es verbreitete sich ein scharfer Brandgeruch, der unter dem Tisch hervorzudringen schien! der kleine runde Tisch klapperte, und wie nach der Ursache davon geforscht wird, zeigt sich, daß die beiden in der versiegelten Darmsaite aufgehangenen Holzringe sich um den Fuß desselben befinden. Die Darmsaite selbst enthielt jetzt zwei Schlingen, welch den unversehrten, endlosen Darmstreif umschlossen. Das Unerklärliche bei diesem Vorgang ist, wie die Holzringe aus der Darmsaite, deren Verschluß nicht gelöst wurde, herauskamen und dann um das Bein des Tisches sich zu legen vermochten, da sie wegen der Breite seiner Platte, wie auch wegen der Breite der drei Füße, in welchen sein Bein sich verzweigt, weder von oben noch von unten um dasselbe geschoben werden konnten. Das ganze Phänomen würde nur verständlich, wenn es eine Durchdringung der einen Materie durch die andere gäbe; denn die Ringe konnten aus der Darmsaite nur dann entschlüpfen und sich um das Tischbein legen, wenn sie sowohl jene wie dieses durchdrangen. Die Thatsächlichkeit einer solchen Durchdringung der einen Materie durch die andere schien endlich dadurch insinuirt zu werden, daß von zwei Schnecken-

gehäusen von ungleicher Größe, welche auf dem Tisch in der Weise übereinander gestülpt waren, daß das größere das kleinere gänzlich verdeckte, das letztere plötzlich auf einer von Slade unter dem Tisch gehaltenen Tafel in starker Erhitzung zum Vorschein kam.

Als Taschenspielerei nimmt es sich aus, wenn Slade auf einer unter den Tisch gehaltenen Tafel Schriften producirt, und bekanntlich hat man ihn hierin in London des Betruges überführen zu können geglaubt. In Leipzig aber kam es vor, daß zwischen Doppeltafeln, welch Zöllner gekauft und vorher gereinigt hatte und welche er dann, nachdem ein Stift zwischen dieselben gelegt worden war, noch verschloß, geschrieben wurde und zwar indem Slade dieselbe vor Aller Augen über den Kopf des Professor Braune hielt; und wieder, daß zwischen einer andern, ebenfalls Zöllner angehörigen und mit einem dicken Bindfaden kreuzweis zusammengebundenen Doppeltafel, während sie an der Ecke der Tischplatte von Niemandem berührt lag, geschrieben wurde. Hierher gehört auch noch Folgendes: Zöllner präparirte einen halben Bogen Rußpapier und legte denselben in eine von ihm gekaufte Doppeltafel, verschloß hierauf dieselbe mit einem Charnier und gab sie nicht mehr aus der Hand. Alles dies geschah noch dazu in Abwesenheit von Slade. Als derselbe eingetreten, legte Zöllner die Tafel auf seinen Schooß und zwar so, daß er sie stets zur Hälfte beobachten konnte. Slade's Hände wurden mit denen der Anwesenden in der gewöhnlichen Weise oberhalb des Tisches verbunden; da fühlte Zöllner plötzlich zwei Mal kurz hintereinander, wie die Tafel auf seinem Schooß herabgedrückt wurde, ohne daß er dabei das geringste Sichtbare entdeckte. Nach einigen Minuten, als man die Tafel öffnete, befand sich auf dem einen Blatt des Rußpapiers der Abdruck eines rechten, auf dem andern der eines linken Fußes. Man könnte nun auf die unsinnige Conjectur verfallen, diese Fußabdrücke rührten von Slade selbst her, derselbe sei aus seinen Schuhen und Strümpfen herausgeschlüpft und mit seinen Füßen zwischen die verschlossenen Tafeln gekommen, wo er dann den Abdruck bewerkstelligte. Aber eine Untersuchung des Fußes von Slade ergab, daß derselbe größer ist, als der Abdruck erschienen. Andere Abdrücke von Händen und Füßen wurden in Mehl oder wieder auf Rußpapier erhalten.

Man will bei den Sitzungen in Leipzig sogar Hände auftauchen gesehen und wieder Berührungen von unsichtbaren Händen empfunden haben, wie denn auch Professor Ludwig von einer solchen heftige Püffe erhielt, worüber unter den Anwesenden nicht geringe Heiterkeit entstand, da gerade diesem Ungläubigsten von allen so schlimm mitgespielt wurde.

Außerdem ereignete es sich, daß eine im Glasgehäuse verschlossene Magnetnadel in heftige Schwankungen versetzt und unmagnetische Stahlnadeln magnetisirt wurden, die Möbel sich bewegten, Tische und andere Gegenstände in die Luft sich erhoben und zeitweilig verschwanden; Instrumente zu spielen begannen, und ein Bettschirm mit heftiger Detonation zerriß u. s. w. —

Baron Hellenbach, seit einigen Jahren durch philosophische Schriften,

worin er theils zu Schopenhauer, theils zu Darwin und Häckel neigt, bekannt, hielt mit Slade in Wien sieben Sitzungen, zu welchen er noch einige Freunde herbeizog. Auch hier wurde mit aller Vorsicht gegen Betrug experimentirt, aber auch hier stellten sich zum Theil dieselben Erscheinungen ein, wie bei den Professoren in Leipzig. In einer Sitzung forderte Hellenbach von dem gegenübersitzenden Slade, daß die Tafel, die dieser in der Hand hielt, in die seinige gelegt werden solle. Da fühlt er plötzlich auf der rechten Seite seines rechten Fußes am Knöchel die Tafel und nahm wahr, wie dieselbe an dem Fuße fest anliegend herauf und ihm in die rechte Hand kroch. Weiter hatte Hellenbach die Empfindung, daß seine Hand von unsichtbaren Händen ergriffen, gestreichelt und gedrückt würde, worauf dann der Daumen und die Hand wie von einer dünnen Seifenlösung übergossen und wie im Schweiße gebadet zu sein schienen. Er wie seine Freunde wurden zwei Mal auf ihren Stühlen 6—10 Zoll hoch vollkommen horizontal sitzend in die Luft gehoben und einige Minuten schwebend erhalten, ohne daß Slade, sichtbar wenigstens, etwas anderes that, als mit seiner rechten Hand die Stuhllehne ganz oben an der Ecke zu fassen, und zwar in sitzender Stellung. „Wir hatten versucht, und darunter Menschen von großer Muskelkraft, die leeren, allerdings schweren Sessel so zu heben, daß die Sitzfläche horizontal bleibt, aber vergebens. Wir mußten daher annehmen, daß Slade unbemerkt einen seiner Füße als Hebel benützt, aber in der Welt ist Niemand, der, selbst sitzend, einen sitzenden Menschen so zu heben vermöchte; als Wette wäre es wenigstens ohne Gefahr zu probiren", bemerkt hiezu Hellenbach. — Auch in Wien griff die hohe Polizei störend ein. Slade wurde aus Wien ausgewiesen, ohne daß man die Gründe für diese Maßnahme kennt. Man wird aber kaum irre gehen, wenn man die Frommen in Wien dafür verantwortlich macht; deutlich hatten ja die ultramontanen Blätter darauf hingewiesen, daß es bei Slade nicht mit rechten Dingen zugehe und höchst wahrscheinlich der Teufel im Spiele sei. Wenn also in Berlin die Furcht vor dem Aberglauben die Entfernung Slade's veranlaßt haben mag, so in Wien die Furcht vor dem Teufel. Der Amerikaner ging hierauf nach Rußland, scheint aber dort so wenig wie sein Vorläufer Hume besonders Glück gemacht zu haben. In einer Sitzung, wo er wieder einen Stuhl mit der darauf sitzenden Person in die Luft wollte steigen lassen, brach die Lehne desselben und blieb ein Stück davon in seiner Hand zurück, und bei dem Versuche der Knotenerzeugung soll es vorgekommen sein, daß zwar die Knoten nicht erschienen, wohl aber der Faden durchschnitten gefunden wurde. Nur in Gegenwart des Großfürsten Constantin scheint Slade mehr reussirt zu haben, indem jener auf einer von ihm selbst gehaltenen neuen Tafel eine Schrift erhielt, während des Mediums Hände auf dem Tische lagen.

Zöllner gefällt sich seit Jahren in einer heftigen Polemik gegen den englischen Physiker Thomson und seine Schule, sowie gegen die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaft an der Berliner Hochschule. Thomson und seine Schule haben sich in der That durch lächerliche Hypothesen, wie durch

die Hypothese, daß das Leben durch einen Meteoriten auf die Erde verpflanzt worden sei, und daß die Gasmolecule durch Geister in Bewegung gesetzt werden, arge Blößen gegeben, und Zöllner ist nicht im Unrecht, wenn er diese mit der ganzen Gravität wissenschaftlicher Erkenntniß auftretenden Alfanzereien gebührend geißelt. Aber sein Eifer reißt ihn über die Grenzen einer wissenschaftlichen Kritik hinaus und verleitet ihn zu persönlichen Angriffen auf seine Gegner, die durch ihre großen Leistungen einen wohlbegründeten Anspruch auf allgemeine Verehrung besitzen. Durch solches Vorgehen verfeindet und isolirt sich der ebenfalls um die Wissenschaft wohl verdiente Leipziger Astrophysiker, und es war wohl vorauszusehen, daß man ihm seine Hinneigung zum Spiritismus nicht ungeahndet lassen würde. Soviel ich indeß wahrnehmen kann, haben außer ein paar obscuren Literaten nur Häckel und Preyer sich bis jetzt offen gegen ihn ausgesprochen, zwei Männer, die in der Wissenschaft sonst auch nicht zu den Nüchternen zählen, und wovon der Erstere neuestens sogar für die Naturgeister der Alten und den Polytheismus zu schwärmen, also selbst dem Spiritismus näher zu treten beginnt. In Berlin aber plante man ein raffinirtes Attentat gegen Zöllner; nämlich zwei Privatdocenten, Christiani und Kronecker, wurden von hier aus nach Leipzig abgeordnet, um die Slade'schen Kunststücke, namentlich das Schreib- und Knotenexperiment und das Schwebenlassen der Tische, nachzumachen und so Zöllners thörichte Leichtgläubigkeit ad oculos zu demonstriren. Wie die Herren das Knotenexperiment bewerkstelligten, ist schon oben erwähnt worden, nämlich dadurch, daß sie in ihren verknüpften Fäden bereits die Knoten angebracht hatten und dann dieselben, nachdem sie sie vorher zu verdecken gewußt, durch Verschieben in eine andere Lage sichtbar machten. Das Kunststück mit den Schriften wurde auf einer vorher präparirten Tafel ausgeführt und das Schweben der Tische, wenn es überhaupt vorgekommen ist, wurde sicherlich durch einen hinter den Manschetten der Herren Privatdocenten verborgenen Haken zu Stande gebracht. Aus diesem Hülfsmittel erklärten wenigstens die Berliner die Leistung von Slade; wie man denn auch von Berlin aus einen Leipziger Professor auf diesen schlauen Pfiff aufmerksam machen zu müssen glaubte, damit er sich von Slade nicht dupiren lasse. Aber so scharf derselbe bei Gelegenheit des Emporschwebens von Fechner mit seinem Stuhl nach diesem Haken hinter Slade's Manschetten spähte, er konnte ihn nicht entdecken. Der Unterschied zwischen den Productionen der Berliner Privatdocenten und den Leistungen Slade's ist also von vornherein der, daß die ersteren unter Bedingungen und mit Hülfsmitteln, wie sie eben jeder Taschenspieler zum Voraus herstellt und nöthig hat, zu Stande kamen, die letzteren aber ohne solche Vorbereitungen erzielt wurden. Darum haben Bosco und Bellachini, die auf dem Gebiete der Prestidigitation es wahrscheinlich mit den Herren Christiani und Kronecker aufnehmen können, die bei Hume und Slade auftretenden Phänomene sich aus ihrer Kunst nicht zu erklären gewußt. Als Zöllner seine beiden Widersacher durch Professor Thiersch auffordern ließ,

vor ihm und einigen seiner Freunde ihre Zauberei zu zeigen, stellten sie sich nicht, sondern zogen der Erprobung ihrer Kunst die Freuden einer lustigen Kneipe vor. — In seiner Aeußerung über den modernen Spiritismus (deutsche Rundschau, Octoberheft 1878) bemerkt Preyer unter anderm, daß ihn die Leistungen persischer und arabischer Zauberer, die er im Orient, vor allem in Aegypten, kennen gelernt habe, neben der persönlichen Bekanntschaft mit einigen ungewöhnlich geschickten Taschenspielern die befriedigende Erklärung einiger mediumnistischen Wunder haben finden oder vermuthen lassen. Aber leider hütete er sich, uns diese Entdeckung oder Vermuthung auch nur mit einem Wörtchen zu verrathen, und man sollte doch glauben, daß er dazu im Interesse der wirksamen Bekämpfung des Aberglaubens sich verpflichtet fühlen müßte, denn dieser wird erst dann aus allen seinen Schlupfwinkeln vertrieben, wenn das Geschäft des spiritistischen Betrügers offen gelegt ist. Woher diese Zurückhaltung, nachdem Preyer doch sonst mit seinen Einfällen nicht zurückhält? Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß Preyer ebensowenig um den eigentlichen modus operandi bei Slade's Productionen weiß, als wie Christiani, von dem jener einen langen Brief abdrucken läßt, in welchem in breiter Ausführung viel von der Methodik der Taschenspielerei die Rede ist und unter Anderm sich auch die höchst überflüssige Bemerkung findet, daß er (Christiani) Taschenspielerkünsten niemals einen ernsten Werth beigemessen habe, im Uebrigen aber sorgsam vermieden wird, die Handgriffe und Mittel, womit diese verblüffenden Leistungen bewerkstelligt werden, auch nur anzudeuten, was wir Herrn Christiani um so schwerer anrechnen, als ihn ja gewiß nicht die Rücksicht auf etwa zu gebende Gastrollen in der Prestidigitation davon zurückhalten konnte. Wenn aber Preyer, nachdem er diesen nichtssagenden Brief mitgetheilt hat, sich in die Brust wirft und die Frage in die Welt hinaus schleudert: Was sagen nun die Spiritisten zu diesen Erklärungen? So antworte ich, der ich kein Spiritist bin, daß solche Widerlegungen des Spiritismus mich erst in die Gefahr bringen könnten, daran zu glauben.

Auf alle Fälle bildet der Spiritismus ein interessantes Problem der Psychologie des Zeitgeistes. Es verlohnt sich nachzuforschen, wie es trotz unserer immer siegreicher vordringenden naturwissenschaftlichen Aufklärung zur Entwicklung und Befestigung dieses neuen Mysticismus kommen konnte, und zwar nicht blos unter den ungebildeten Klassen und in dunkelen Köpfen, sondern selbst bei wissenschaftlich wohlgeschulten Denkern. Ist der Spiritismus vielleicht eine Krankheit der Zeit, so deutet er auf einen Schaden im Geistesleben derselben hin und wird dann wohl nicht eher überwunden, als bis das Uebel erkannt und geheilt worden ist. Dieses Uebel ist aber das Wuchern der materialistischen und mechanistischen Weltansicht, die überall, wo sie Platz greift, das Gemüth zum Verdorren bringt, weil sie ihm jene Ideen raubt, in deren Licht und Wärme es allein zu gedeihen und sich zu entfalten vermag. Der Glaube an das Ideale und Geistige ist für den Menschen ein höchstes Bedürfniß; wer ihn in sich ausgerottet hätte, der würde zugleich seine Menschen-

natur in sich vernichtet haben. Wir wissen, mit welch' kaltem Hohn die sogenannte Wissenschaft des Tages diesen Glauben niedertritt und wie ein Unkraut auszuraufen sich bemüht. Aber was einmal zum Leben gehört, kann nicht auf die Dauer entbehrt werden und aus dem Hunger wird zuletzt ein krankhafter Heißhunger, der auch zu dem Unverdaulichsten greift. Aus dieser Reaction des Gemüths gegen die Rohheit des Materialismus hat sich eine wahre Sucht nach dem Hyperphysischen entwickelt, die in unserer Zeit schon fast zu einer Geistesepidemie geworden ist. Wer aber das Wunderbare sucht und zwar krankhaft sucht, der wird es bald finden; seine Phantasie tritt in den Dienst seiner Wünsche und verdunkelt zusammen mit diesen den klaren objectiven Verstand. Die Dinge werden schon mit trunkenen Augen angeschaut, es wird unterlassen, die Kette des natürlichen Zusammenhangs aufzusuchen, sogleich wird die übersinnliche Causalität, die das Herz begehrt und braucht, statuirt. — In dieser Verfassung des Gemüths hat der heutige Spiritismus zum Theil seine Quelle, wie sie auch zugleich sein stärkster Hort ist. Aber er verläugnet sich nicht als ein Kind unseres materialistisch gesinnten Zeitalters und trägt die Eierschalen des Materialismus selbst noch an sich, denn er will das Geistige mit den Händen greifen; er gibt Alles nur auf Thatsachen und verzweifelt an den Deductionen der Vernunft.

Dieselben hippokratischen Züge, welche die Zeiten des Niederganges der alten Welt charakterisirten, sind auch wieder in der Physiognomie der Gegenwart zu erkennen; nämlich der Verfall und Zusammensturz der überlieferten Religionen, die Ausbreitung und Herrschaft einer negativen, nur das sinnlich Gegebene anerkennenden Aufklärung, Blasirtheit oder Pessimismus gegenüber den Idealen des Lebens, und endlich neben aller Skepsis und Verzweiflung doch wieder ein gesteigertes Haschen nach der Offenbarung einer übersinnlichen Welt und ein recht genügsamer Glaube ihrem vermeintlichen Erweise gegenüber Unsere Spiritisten zeigen eine Verwandtschaft mit den Goëten von damals, ja diese letzteren scheinen bereits ähnliche Wunderwerke wie jene verrichtet zu haben. In dem phantastischen Buch „Ueber die Mysterien der Aegypter", welches dem neuplatonischen Philosophen Jamblichus zugeschrieben wird, findet sich folgende an moderne spiritistische Phänomene erinnernde Stelle über den Zustand der Ekstase: „Bald wird blos die Seele, bald zugleich auch der Leib, unser ganzes Wesen ergriffen. Alles eigene Bewegen, Denken und Erkennen hört auf. Es umfängt uns fühlbar ein unsichtbarer und unkörperlicher Hauch des Geistes, ein helles und mildes Licht umstrahlt uns, auf der höchsten Stufe haben wir eine sichtbare Vision. Wir vernehmen harmonische Chöre, während der Leib bald bewegungslos, bald in heftiger Bewegung ist, ja in der Luft schwebt. Körperlich werden wir fühllos. Die vom geistlichen Geist Ergriffenen brennt das Feuer nicht, sie fühlen nichts, durchbohrt von Pfählen, verwundet am Rücken mit Beilen, die Arme von Messern durchschnitten. Sie treten auf glühende Kohlen und durchschwimmen Ströme in wunderbarer Weise." Eunapius erzählt aus dem Leben des Jamblichus, daß ihn seine

Sclaven mehr als 10 Ellen hoch in der Luft schweben sahen, Leib und Gewand von goldstrahlender Schönheit; und dem Kaiser Julian führte ein andrer neuplatonischer Philosoph, Maximus, so erstaunliche Erscheinungen vor, daß der phantasievolle und abergläubische Mann in der Ueberzeugung von der Wirksamkeit magischer Kräfte vollends bestärkt wurde. So wenig ich aber in den räthselhaften Vorgängen des heutigen Spiritismus nur Taschenspielerkünste anzunehmen vermag, ebenso wenig möchte ich jene Leistungen der Goëten blos auf solche zurückführen. Es gab seit ältester Zeit die Pflege einer geheimen Wissenschaft und Kunst, welche den Menschen zu außerordentlichen Dingen befähigen sollte, und wenn wir von manchem der letzten Philosophen des Alterthums, wie von Apollonius von Tyana oder von Plotin u. A. lesen, daß sie Indien aufgesucht hätten, um hier in die Mysterien der Mantik und Magie eingeführt zu werden, so ist dies mehr als eine blos fabelhafte Notiz, denn sie konnten wirklich in Indien in diesen Künsten etwas lernen. Wir wissen jetzt, daß hier eine eigene philosophische Schule, die Yoga-Philosophie, sich darauf verlegte, eine Methodik der Diät auszusinnen und in Anwendung zu bringen, wodurch die psychischen Kräfte des Menschen erhöht und seine leiblichen Bedürfnisse fast erstickt werden sollten. Aus einem literarischen Producte dieser Secte, welches der englische Chirurg N. C. Paul unter dem Titel „A treatise on the Yoga-Philosophy" (Benares 1851) übersetzt hat, erfahren wir, wie durch eine Reihe von künstlichen Veranstaltungen, wie Abstinenz, Abschließen von der Außenwelt, Ruhe, eingeschlossene Luft, Abhaltung jeder Störung durch Licht und Klang, Herstellung und Erhaltung einer bestimmten Temperatur, vegetabilische und leichtere animalische Nahrung, der Yogi sich allmälig in einen ekstatischen Zustand zu bringen vermag. Zunächst würden die Sinnes- und Willensthätigkeit vollständig suspendirt, füge sich der Körper in jede Stellung, die man ihm gebe, und scheine der Geist in Schlaf versunken zu sein; allmälig aber fühle der Asket sich wie in einen Schimmer von Licht getaucht und gerathe in Clairvoyance; zuletzt könne er Luft und Nahrung vollständig entbehren. Paul bestätigt, daß er während eines Zeitraumes von 25 Jahren von drei sicheren Fällen der sogenannten Hibernation Kenntniß erhalten habe. Zwei derselben, wo Yogis sich auf Wochen und Monate lang lebendig begraben ließen, sind ihm durch die Zeugnisse der englischen Regierungsbehörden beglaubigt, den dritten beobachtete er selbst als Augenzeuge. — Insbesondere im Mittelalter blühte, genährt durch die Kirchenlehre, der Glaube an das Eingreifen jenseitiger Kräfte in den Lauf der Natur und des Menschenlebens und auf dem fruchtbaren Boden dieses Glaubens wucherten auch die düsteren Vorstellungen vom Hexenwesen empor. Möglich, daß demselben doch auch etwas Thatsächliches, nämlich ähnliche Vorgänge, wie sie aus spiritistischen Kreisen erzählt werden, zu Grunde lagen. Schopenhauer wenigstens meinte, daß, wenn gleich die Verfolgung des Hexenwesens in den allermeisten Fällen auf Irrthum und Mißbrauch beruhte, wir doch unsere Vorfahren nicht für so ganz verblendet

halten dürften, daß sie so viele Jahrhunderte hindurch mit so grausamer Strenge ein Verbrechen verfolgt hätten, welches ganz und gar nicht möglich gewesen wäre. — Die Erscheinungen vollständiger Anästhesie einiger Partien des Sinnensystems und daneben wieder der Hyperästhesie anderer sind bis in die unmittelbare Gegenwart bezeugt: die Convulsionäre auf dem Grabe des Abbé Paris erwiesen sich gegen die gewaltthätigsten Angriffe völlig fühllos, ebenso vor erst etwa zwei Decennien eine Menge von Weibern im savoyischen Dorfe Mazine. Und daß bei hochgradiger nervöser Aufregung eine Perceptionskraft, welche in die Ferne und in die Verborgenheit zu blicken vermag, also das, was man Clairvoyance nennt, sich entwickeln kann, hat selbst Cabanis an seinen Patienten beobachtet und ohne Rückhalt bezeugt.

Für die Realität des animalischen Magnetismus hat sich auch Hufeland verbürgt, und bei einer zweiten Prüfung, welche die Akademie zu Paris im Jahre 1826 durch eine Commission von 76 Aerzten und Naturforschern mit dem Somnambulismus vornehmen ließ, wurde bei zwei Personen das Lesen von Schriften und das Erkennen von Gegenständen bei geschlossenen Augen und ebenso die richtige Diagnose ihrer eigenen inneren organischen Zustände und die genaue Voraussicht von eintretenden krankhaften Zufällen constatirt. Ja, auch David Strauß, welcher die sogenannte Seherin von Prevorst besucht hatte, trat mit Entschiedenheit denen entgegen, welche entweder einen Betrug von Seiten derselben oder durchgängig falsche Beobachtung des Arztes annahmen, eine Unterstellung, von deren Grundlosigkeit er sich selbst als Augenzeuge versichert haben will. Er gesteht die Phänomene des Hellsehens, der Fernschau und des Fernwirkens als thatsächlich zu und bemerkt, daß das wohlfeile Gerede über Täuschung und falsche Beobachtung am wenigsten der Wissenschaft würdig und förderlich sei. Und ebenso richtig sagt er, daß ohne die Mittheilungen über diese Nachtseite des Seelenlebens eine Reihe von Krankheitszuständen in den wichtigsten Punkten lückenhaft blieben, eine nicht unbedeutende Anzahl geschichtlicher Erscheinungen nicht auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden könnte, überhaupt, daß die Natur- und Seelenlehre, wenn sie dieselben unberücksichtigt lasse, dafür angesehen werden müsse, ihre Aufgabe umgangen, nicht gelöst zu haben.

Es kann demnach der Wissenschaft, so sehr sie sich auch dagegen sträuben mag, doch nicht erspart bleiben, auch dem Spiritismus ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; und jene Naturforscher, welche von dem Dogmatismus der herrschenden Zeitideen sich befreien können und, unbeirrt durch den Spott ihrer Fachgenossen, Hand an die Untersuchung legen, gehen von der jedenfalls richtigen Ueberzeugung aus, daß unser Wissen weder so gewiß noch so umfassend sei, daß es keine Correctur und keine Erweiterung mehr ertragen könne.

Der Spiritismus tritt uns als eine neue Weltanschauung und Religion und zugleich mit dem Programm einer socialen Reform entgegen. In der Hülle des Mysticismus verbirgt er die radicalsten Tendenzen und konnte darum, wie ja auch zu allen Zeiten der Mysticismus an der Wiege großer

Umwälzungen stand, in dem Gährungsprocesse der Gegenwart eine Mission erfüllen. Groß wenigstens ist seine Propaganda auf den beiden Hemisphären in Nord- wie in Südamerika, in England, Frankreich, Belgien, Holland, Spanien, Portugal, Italien, Deutschland, Oesterreich und Ungarn, Rußland, ja selbst in Constantinopel verfügt er über eine periodische Presse. Und seine Propheten erwarten von ihm auch, wie wir gehört, die Eröffnung eines neuen Zeitalters.

Der Spiritismus macht zugleich Opposition gegen den Naturalismus der Wissenschaft, wie gegen den Supranaturalismus der christlichen Kirchen. Er verwirft den ersteren als eine beschränkte Weltansicht und will mit seinen Wundern den empirischen Beweis von der Existenz übersinnlicher Kräfte erstatten; indem er aber diese als in die allgemeine Naturordnung aufgenommen und innerhalb der Gesetzmäßigkeit derselben wirkend denkt, begreift er das Wunder nicht als eine Störung dieser Ordnung, wie der kirchliche Supranaturalismus, sondern selbst als ein natürliches Geschehen. Von der Naturwissenschaft entlehnt der Spiritismus so ziemlich die ganze Kosmogonie, ja die Entwickelungs- und Descendenztheorie bildet so zu sagen das Erdgeschoß in seinem Lehrgebäude; aber er setzt darauf als obere Etage den Glauben an die Geisterwelt, die er sich dann wieder selbst ganz realistisch, oder sagen wir lieber sinnlich, vorstellt. Der Spiritismus, indem er fast alle biblischen Wunder, vielleicht nur mit einziger Ausnahme des der Todtenerweckung, herstellen zu können sich rühmt, richtet dadurch den zu Boden liegenden Supranaturalismus wieder auf und verschafft seinen heiligen, von Wundergeschichten angefüllten Büchern wieder das Ansehen glaubwürdiger historischer Urkunden; andrerseits aber hat er sich doch auch wieder zu sehr mit der modernen Kritik dieser Geschichten eingelassen, und so erkennt er im Leben Jesu, wie es die Evangelien erzählen, mehr oder minder nur ein mythisches Gebilde und will von der darauf gebauten kirchlichen Dogmatik nichts wissen. Den fortgeschrittensten Spiritisten, nämlich den nordamerikanischen und englischen, ist Christus nicht mehr der Sohn Gottes und die christliche Kirche nicht mehr die letzte und vollendete Gestalt der Religion. Ja über dem Glauben und Cult der Geister ist ihnen die Gottheit selbst in den Hintergrund getreten, und Wallace rühmt es gerade als einen Wahrheitsbeweis für den Spiritismus, daß auch die jenseitigen Geister aussagten, sie wüßten nichts von Gott. So gibt es denn Spiritisten, die zugleich auch Atheisten sind. Wo wir aber bei den hervorragendsten Führern dieser Secte auf eine Formulirung des Gottesbegriffes stoßen, da ist dieselbe weit genug, um die verschiedensten Anschauungen zu umspannen, jedenfalls werden Theisten wie Pantheisten in gleicher Weise befriedigt sein. „Brahma, Buddha, Jupiter und Jehova“, kündigt Hudson Tuttle an, „sie Alle müssen der Herrlichkeit unserer neuen Religion weichen“. „Der Spiritualismus“, sagt Wallace, „ist eine Experimentalwissenschaft und gewährt die einzig sichere Grundlage für eine wahre Philosophie und reine Religion. Er vernichtet die Ausdrücke „übernatürlich“ und „Wunder“ durch

seine Erweiterung der Sphäre des Gesetzes und Reiches der Natur; und indem er dieses thut, nimmt er auf und erklärt er Alles, was wahr ist im Aberglauben und in den sogenannten Wundern aller Zeitalter. Er und nur er allein ist im Stande, sich widerstreitende Glaubensbekenntnisse in Einklang zu bringen und er muß schließlich zur Versöhnung unter der Menschheit in Sachen der Religion führen, welche durch so viele Zeitalter hindurch die Quelle unaufhörlicher Zwietracht und unberechenbaren Uebels gewesen ist; — und er wird im Stande sein, dieses zu vollbringen, weil er an den Beweis statt an den Glauben appellirt und Thatsachen für Meinungen substituirt, und er ist somit auch im Stande, die Quelle vieler Lehren nachzuweisen, welche die Menschen oft für göttlich gehalten haben".

In der That trägt der Spiritismus viele Bedingungen zum Aufbau einer neuen Weltreligion in sich; er schmückt sich mit den Einsichten der Naturwissenschaft und entspricht auch darin der Sinnesart der Zeit, daß er das Geistige als sinnliche Thatsache darstellen will; er predigt eine allgemeine humane Moral, in der sich die Bekenner der verschiedensten Religionen zusammen finden können; er besitzt in dem Irrationalen seiner Experimente ein mystisches Element, welches für die Massen die größte Zugkraft ausübt, und endlich sucht er auch Fühlung zu gewinnen mit dem größten Problem der Zeit, mit dem socialen, indem er eine große humanitäre Reform auf sein Banner geschrieben hat, jedoch den Armen und Bedrängten nicht blos mit dem Versprechen einer irdischen Utopie, sondern auch noch mit den Hoffnungen auf ein besseres Jenseits schmeichelt.

Ein Philosoph, welcher über dieses ganze Gebiet seltsamer und wunderlicher Vorgänge ein Urtheil abgeben möchte, wird sich in die Lage und Stimmung von Kant versetzt fühlen, als derselbe über Swedenborg's Sehergabe sich aussprechen sollte. „Die Philosophie", äußerte damals Kant, „sieht sich oft bei dem Anlasse gewisser Erzählungen in schlimmer Verlegenheit, wenn sie entweder an einigen derselben ungestraft nicht zweifeln oder Manches davon unausgelacht nicht glauben darf". — Der große Denker versucht zuerst eine annehmbare, mit der Physiologie und Psychologie übereinstimmende Hypothese von der Möglichkeit der Geistererscheinungen zu geben, macht sich aber sogleich über dieselbe selbst lustig und bezeichnet sie als „ein Märchen aus dem Schlaraffenland der Phantasie". Und so spielt er, indem er Ernst und Ironie geschickt ineinander verwebt und das Eine immer wieder durch das Andere in Frage stellt, mit dem Leser, in Wahrheit aber sucht er nur seine eigene Verlegenheit zu maskiren, denn er konnte die außerordentlichen Dinge, die man von Swedenborg erzählte, nicht läugnen, und wenn er sie glauben sollte, konnte er sie nicht erklären, oder, wenn er sie erklärte, wie er dazu den Anlauf in jener Hypothese nahm, mußte er zu Annahmen greifen, die ihn selbst zum Phantasten zu stempeln schienen.

Dieses Schicksal von Kant mag einen Jeden witzigen, der sich vor eine ähnliche Aufgabe gestellt findet; dennoch sei es gewagt, im Nachfolgenden ein

paar Gesichtspunkte geltend zu machen, die vielleicht zur Lösung dieser spiritistischen Räthsel beitragen können.

Zuerst natürlich muß die quaestio facti entschieden sein, nämlich ob wir es hier mit wirklichen Thatsachen oder blos mit Hallucinationen, Betrug und Selbsttäuschung zu thun haben. — Es ist kein Zweifel, daß die letzteren häufig herein spielen und daß die weitaus größte Zahl der spiritistischen Geschichten darauf zurückzuführen ist; aber nicht allen Berichten gegenüber reicht man mit dieser Erklärung aus. Die Erklärung aus Hallucination fällt zu Boden, wenn alle Anwesenden und darunter dann auch Personen von nüchterner, skeptischer und ungläubiger Geistesrichtung, also Personen ohne jede psychologische Disposition zur Hallucination, einen Vorgang als thatsächlich bezeugen; in solchem Falle würde die Entstehung der gemeinsamen Hallucination selbst wieder ein schwer zu lösendes Räthsel sein. Dazu kommt dann noch zweierlei: erstens, daß Experimente in streng exacter Weise unter allen Maßnahmen der Vorsicht gemacht wurden, und zweitens, daß objective Beweisstücke (Knoten, Schriften, Abdrücke ꝛc.) die Wirklichkeit des mysteriösen Vorganges auch noch hinterdrein bestätigen. Wer unbefangen die Umstände erwägen und würdigen will, unter denen vor englischen und deutschen Naturforschern spiritistische Resultate zu Stande kommen, wird diese Männer, die keine Neulinge in Untersuchungen und Beobachtungen, sondern gewandte und erprobte Forscher sind, nicht mehr als die Opfer eines gelungenen Betruges oder der Selbsttäuschung hinstellen können; denn wenn unter den Vorbereitungen, die sie trafen, und bei der geschärften Aufmerksamkeit, welche ihnen schon die unerhörte Art der behaupteten Phänomene von selbst aufnöthigte, keine sichere Constatirung von Thatsachen erzielt werden kann, dann dürfte die Möglichkeit eines Thatsachenbeweises überhaupt zweifelhaft werden. Wenn wir es aber in den spiritistischen Erscheinungen wirklich mit Thatsachen zu thun haben, so ist es eine Forderung des wissenschaftlichen Sinnes, dieselben, soweit und solange es angeht, aus den Kräften der uns gegebenen und faßbaren Welt zum Verständniß zu bringen, und es ist sehr zu tadeln, sogleich aus einer nebelhaften Transscendenz Erklärungsgründe herbei zu holen. Auch wenn die allerunglaublichsten dieser spiritistischen Geschichten auf Wahrheit beruhen sollten, wären wir noch immer nicht genöthigt, für ihre Erklärung über die Kräfte der Natur und des Geistes hinauszugreifen. Diese Vorkommnisse sind zunächst nur ungewöhnlich und deshalb unwahrscheinlich; doch sie als schlechthin unmöglich zu erweisen, reicht keine heutige Wissenschaft aus. Aber sie werden gerade durch den Aberglauben, der sich bei ihrer Deutung einzustellen pflegt und der indeß mit ihnen als Thatsachen durchaus in keinem nothwendigen Zusammenhang steht, so in's Lächerliche gezogen, daß es Männern der Wissenschaft nur mit großer Ueberwindung gelingt, an sie überhaupt heranzutreten; und so wird es leider versäumt, dieselben für die Naturerkenntniß und Psychologie fruchtbar zu machen.

Was zuerst gegen die Phänomene des Spiritismus einnimmt, ist, daß

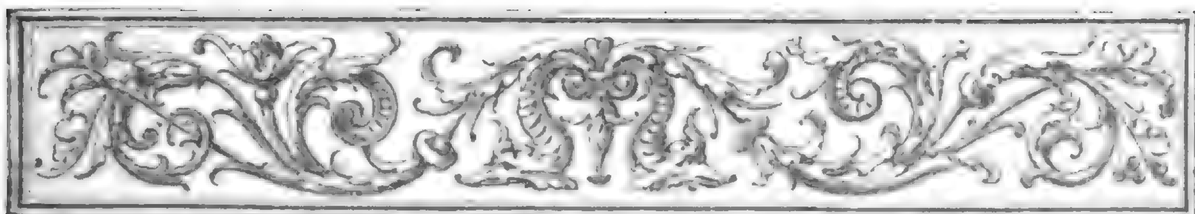
dieselben sowohl gegen unsere tägliche Erfahrung und die dadurch in uns eingewurzelte Gewohnheit in der Auffassung des Naturlaufes, als auch gegen unsere darauf sich stützenden wissenschaftlichen Feststellungen verstoßen. Aber hier dürfte sogleich an Hume erinnert werden, welcher die Hinfälligkeit unsres Glaubens an die Unabänderlichkeit der von uns Menschen beobachteten und angenommenen Ordnung des Naturlaufes aufdeckte; dann an die Thatsache, daß ähnliche Dinge aus allen Zeiten berichtet werden, und endlich an die unzweifelhafte, wissenschaftlich erwiesene Beschränktheit unseres sinnlichen Wahrnehmungsvermögens, dem ganze Gebiete der Wirklichkeit sich entziehen. Deckt sich aber unser sinnlicher Horizont mit dem Umfange des Realen nicht, so können wir uns auf Ueberraschungen aus dem Reichthum des letzteren stets gefaßt machen. Neue Causalitäten können aus der Latenz hervortreten, in die Wirksamkeit der bis jetzt thätigen modificirend eingreifen und dadurch die Natur zu höheren Leistungen und Bildungen erheben. Zu der Zeit, wo nur physikalische und chemische Kräfte auf unserer Erde wirkten, war die Entstehung des Organismus, in dem ein neues Princip den Mechanismus und Chemismus beherrscht, ein Wunder, und noch einmal war dies der Fall, als sich das beseelte, das bewußte und wollende Leben einfand, welches nun wieder des Organismus als eines Werkzeuges sich bedient, gegen alle aus Physik und Chemie zu schöpfenden Einsichten die spontane Bewegung auf Vorstellungen hin realisirt und, soweit ihm diese gelingt, die Kraft der Schwere überwindet. Der Fortschritt im Entwicklungsgange der Natur scheint dadurch bedingt zu sein, daß immer neue und höhere Kräfte in die Erscheinung treten und sich die bereits vorhandenen unterordnen und sie als Mittel gebrauchen. So wäre demnach der Unglaube an die Existenz noch unbekannter Kräfte jedenfalls ein unbegründeter. Will man aber diesen Fortschritt in der Natur ganz allein aus den schon ursprünglich wirksamen Kräften und ohne den Hinzutritt neuer erklären, so müßte man annehmen, daß die niedrigen Naturprocesse von selbst in höhere umschlagen, die mechanischen und chemischen in organische, die organischen in seelische. Was stünde dann im Wege, auch noch einen weiteren Sprung für möglich zu halten, in welchem die seelischen Processe abermals in noch höhere sich steigerten und dabei ebenso über die Schranken ihrer bisherigen Bethätigung hinausgelangten, als wie der Organismus über die Wirksamkeit des Mechanismus, die Seele über die des Organismus hinausgreift? Vielleicht, daß wir es in den spiritistischen Vorgängen mit einer solchen Steigerung der seelischen Kräfte zu thun haben. Dieselben würden zum großen Theil begreiflich, wenn wir der Seele als erkennender und wollender entweder die Möglichkeit einer unmittelbaren Wirkung in die Ferne (visio und actio in distans) oder einer durch sublime Effluvien aus dem Organismus vermittelten vindiciren dürften. In jedem Falle würden dann aus der Kraft des Willens heraus ohne eine uns wahrnehmbare mechanische Vermittlung sowohl an materiellen Gegenständen, wie auch in anderer Seelen Wirkungen, welche der Intention jenes Willens ent-

sprächen, erzielt werden können. Wenn die Erfahrungen beim Hypnotismus bewiesen, daß eine Person ihren Willen und ihre Vorstellungen in das Bewußtsein einer andern Person reflectiren und also dieselbe ganz nach sich bestimmen kann, wenn also hier die Bilder des einen Bewußtseins in einem andren gleichsam zum Abdruck gelangen, warum sollte es ausgeschlossen sein, daß eine solche Abspiegelung auch an materiellen Dingen, also z. B. der Abdruck eines Fußes auf dem Rußpapier innerhalb der verschlossenen Doppeltafel und Aehnliches, sich vollziehen könne? Lehrt doch heute die Naturwissenschaft, daß jedes Zimmer auf seinen Wänden Photographien von den Ereignissen, die in ihm spielten, tragen kann. Wenn der Wille in das Fürsichsein eines anderen Bewußtseins hineinzuwirken vermag, so bedarf es auch nicht der Annahme einer vierten Dimension, um Acte desselben in verschlossenen Räumen zu erklären. Selbst die sogenannten Materialisationen, wenn ihnen etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, würden auf diese Weise natürlich begreiflich; denn entweder sind sie die Reflexionen von Phantasiebildern der Medien in das Bewußtsein der Anwesenden, die in diesen durch Projection in die Sinnesorgane sich sensual gestalten, oder es sind wirklich vorübergehende objective Bildungen, ähnlich wie jeder Ton als flüchtige Gestalt in der Luft schwebt, und die dann dadurch entstehen, daß jene Phantasien an stattfindenden Effluvien aus dem Organismus des Mediums einen Stoff zur Verkörperung erhalten. — Weitere Vorkommnisse, wie Suspension der Empfindung, Entwicklung des Ahnungsvermögens bis zu einem deutlichen Hellsehen, wunderbare Heilungen u. s. w., sind durch die Wissenschaft selbst so gut bezeugte und verbürgte Thatsachen, daß wir ihr Vorkommen bei spiritistischen Manifestationen zu bezweifeln nicht berechtigt sind. Auch vermag sie unsere Psychologie bereits zum Theil verständlich zu machen.

Mehr als er es ahnt, streift der heutige Naturalismus an den Spiritismus. Wenn Strauß die psychischen Acte in die Kette der physikalischen Actionen einreihte und als eine Transformation von mechanischer Bewegung und Wärme auffaßte, wie nahe lag ihm da der Schluß, daß Vorstellung und Willen, wie sie sich aus der Bewegung der Materie gebildet haben sollen, sich auch wieder in solche zurückverwandeln und nun, aus dem Organismus in die Außenwelt abfließend und übergehend, in derselben Wirkungen hervorrufen, die uns, weil wir mit unseren Sinnen die Wellenkreise, welche die vom Organismus ausgehenden Bewegungen erregen, nicht verfolgen können, als mechanisch unvermittelte Wirkungen in der Ferne sich darstellen würden. Ja, warum sollte nach dieser Hypothese sich nicht eine lebhafte Phantasie in ein objectives Bild verwandeln können? — Die Beobachtung, daß die Medien nach ihren Productionen in einen Zustand größter Erschöpfung verfielen, würde dieselbe nur stützen.

Was aber endlich die Annahme einer wirklichen Actio in distans angeht, so muß man sich wundern, wie die Naturwissenschaft dazu kommt, sie der Seele abzusprechen, nachdem sie dieselbe doch für die Materie behauptet.

Nach der atomistischen Theorie, die sich des allgemeinsten Beifalls unter den Naturforschern erfreut, ist die ursprüngliche Wechselwirkung in der Materie eine Wirkung in die Ferne und leiten sich erst auf ihrer Voraussetzung alle weiteren, durch unmittelbare Berührung stattfindenden Vorgänge ein. Auch dämmert gegenwärtig immer mehr die Einsicht auf, daß, da mechanische und chemische Processe eine Mehrheit von Factoren bedingen, in einem Atome, das in sich ja streng einheitlich und compact sein soll, dergleichen nicht vorgehen könne, sondern, wenn die Atome, als die Träger und Verursacher aller Bewegung und alles Lebens in der Natur, nicht in sich selber todt und unthätig gedacht werden dürfen, in ihnen ganz andere Actionen als die physikalischen stattfinden müssen, Actionen die — kaum anders als analog den psychischen sich vorstellen lassen. In dieser Ansicht treffen Häckel und Zöllner zusammen und so berühren sich schließlich die Extreme des Materialismus und Spiritismus, indem beide physikalische Erscheinungen auf die Wirksamkeit psychischer Kräfte zurückführen.



Alexandre Dumas fils.

Von

J. J. Honegger.

— Zürich. —

Der Dichter der Cameliendame! Das ist die förmlich typische Bezeichnung, mit welcher wir den jüngeren Alexandre Dumas einführen dürfen.

Sobald wir sie brauchen, ist nicht blos das französische, ist das europäische Leserpublikum im weitesten Sinn orientirt, und es macht sich auch sofort ein Bild von dem geistigen Wesen des Verfassers, wie von der Zeit und dem Geschlechte, das er zeichnet! Das thut der Literatur-Professor, der im docirenden Kathederton über diese dubiose und doch verlockende Welt abzuurtheilen sich bereit macht; und das thut die Nähterin, die in ihrem Dachkämmerlein an den lustigen und traurigen Gestalten ihr besonderes Ergötzen findet. Kurz, ein Bild machen sie sich alle — ob richtig, ob falsch? — aber da ist es! Es giebt gewisse Bezeichnungen — und die französische Sprache, noch besser die Sprache von Paris, ist besonders reich an ihnen — die sofort eine farbig anschauliche Vorstellung in uns erwecken, eine Welt von Figuren und Scenerien vor unseren Augen tanzen machen; eine solche ist die an der Spitze gebrauchte. Und wer weiß, was für einen bedeutsamen Antheil diese Worte an der Gestaltung unserer inneren Welt nehmen, zumal wenn sie so weit reichen wie die unsers Autors; denn was den Kreis der Leserwelt, was erstaunliche Popularität betrifft, so wird sich Dumas der Jüngere so ziemlich mit seinem Vater oder einem Eugène Sue, mit einem Balzac oder Paul de Kock messen können, Namen, die eben einmal kosmopolitische Größen ersten Ranges geworden sind, — mit wie viel Recht oder Unrecht, das ist hier nicht zu untersuchen.

Und wenn uns jener Name nicht charakteristisch oder ausreichend genug erscheinen sollte, nun so heißen wir den jüngeren Dumas den specifischen Zeichner der demi-monde.

Die demi-monde! Da thut sich wieder eine ganze wunderliche, phantastische, excentrische Welt vor unserm Blick auf. Das unübersetzbare Wort giebt uns einen Einblick in Sittenzustände, die speciell der alten viel gepriesenen und viel verschrieenen Welthauptstadt, noch specieller dem zweiten Kaiserreich in dem mysteriösen Paris angehören, jenem Paris, welches das Gemeinste und das Höchste einer raffinirten Welt des Genusses und eine unerschöpfliche Quelle mächtiger Arbeit herbergt. Die demi-monde — ein Ding, das keinen rechten Platz in der Gesellschaft hat und doch da ist; das mit dem einen Fuß in den höchsten Kreisen drinnen steht und in den feinsten Salons herrscht, die obersten der imperialistischen Cercles ja nicht ausgenommen, und mit dem andern Fuß in dem Schmutz und den Gossen der verrufensten Winkelgäßchen; eine Welt, die ihre Genußsucht und aufs feinste ausgebildete Genußfähigkeit aus den exquisiten Salons, die Mittel dazu aus den Taschen der Börsenspieler und hohen Speculanten holt und daneben die innere Verdorbenheit mit dem Pöbel theilt. Es ist mir, wenn ich die Zeichnungen dieser gesellschaftlichen Halb- oder Undinge in den verschiedenst schillernden Nüancen gelesen habe, immer der Sinn an jenen bekannten Candidaten des Jenseits gekommen, der nicht im Himmel und nicht in der Hölle unterkommen konnte; jedenfalls trotz aller luftigen Beschaffenheit für einen abgeschiedenen Geist eine ganz fatale Situation!

Ich bin nicht geneigt, das zweite Kaiserreich, das seinen erschreckenden Fall hundertfach verdient und verschuldet hat, zu entschuldigen; schon zu einer Zeit, als es wegen der Fülle von Glanz und Schätzen die ganze bethörte Welt zu blenden verstand, mußte jeder genauer blickende und ernster denkende Kenner der Geschichte einsehen, daß die ganze schillernde und schimmernde Herrlichkeit ein Trugbild, eine Fata Morgana, und die aufgespielte politische Weisheit ein Bau der Lüge und das Machwerk gewandter Taschenspielerkünste sei. Aber trotzdem fordert die historische Gerechtigkeit, zu constatiren, daß demi-monde, politische Corruption, Speculationswuth und Ausgelassenheit weniger die eigentliche Geburt, als blos die Erscheinungsform des Kaiserreichs gewesen sind. Dieses hat einfach das Erbe des Julikönigthums, jener trüglichen Herrschaft des Halbconstitutionalismus und Scheinliberalismus, angetreten; nun, das ist wahr, es hat mit diesem Erbe grandios gewuchert und prächtig gewirthschaftet; es hat ausgekostet bis auf die Hefe, ausgelebt bis auf die letzten Faserzuckungen, was seine Generation in der Jugend gelernt und nun in's geschult ausgebildete Mannesalter als Lebenskunst hinübergenommen! Tritt ja auch im großen Spinngewebe der inneren Politik die frappante Aehnlichkeit heraus, daß selbst das straffste autokratisch persönliche Regiment ein demokratisch-socialistisches Mäntelchen trug.

So ist's denn eine der intensivsten Bemerkungen, daß auch die Zeichner jener imperialistischen Welt, der jüngere Dumas als einer der ersten und ausgesprochensten mit, Söhne aus der Zeit des Julikönigthums sind; daß alle ihre Jugendeindrücke, die bleibendsten, die der Mensch erhält, daß ihre

Erziehung und fundamentale Ideenwelt aus jener Periode stammen. Sie haben nur in's Große und Weltmännische übersetzt, was die ältere Generation noch mit etwas mehr Bedenken und einem Anstrich von bourgeoisiegemäßer Pedanterie betrieb; die Herren des Kaiserreichs haben die Kunst zu leben besser verstanden, haben sie in genialer Façon ausgebildet und ausgenutzt.

Das ist die Welt des jüngeren Dumas, des Roman- und Theater-Dichters.

Es ist ein wunderliches, räthselhaftes Gemisch aus Courtisanen und Abenteurern höheren Schlags, eine ganz eigene Welt, eine Art modernen Zigeunerthums, ein kleiner Staat im Staate. Es sind Leute, die außerhalb der gesitteten Gesellschaft stehen und — doch in den höchsten und reichsten Kreisen verkehren; ein chaotisch zusammengewürfelter Stand, dem nur das Genießen gilt und — dem der erschwindelte Luxus eine blendende Schein-existenz giebt, heut im Salon, morgen in Sainte-Pélagie! Die alten Pariser Grisetten und Loretten mögen den Grundstock der seltsamen Gesellschaft geliefert haben; aber das ausgebildete, feste Product, die Gestaltung als Stand, ist allermodernsten Schlags, eine Blüthe des zweiten Kaiserreichs, nur daß sie nicht mit diesem verschwunden ist. Kurz, sie hat sich gesetzt, ihre dauernden Formen angenommen, ein unheimliches Element im Nationalleben. Sie ist nach ihrem specifischen Zeichner Dumas fils „gleich einer schwimmenden Insel auf dem Pariser Ocean und zieht an, nimmt auf, läßt ein Alles, was fällt, was umwandert, was sich rettet vom festen Lande der Aristokratie und des Bürgerthums, jene Schiffbrüchigen nicht gerechnet, welche der Zufall, man weiß nicht woher, treibt." Oder nach Emile Augier in seiner „Mariage d'Olympe": „eine kleine ausgelassene Welt, welche ihren Platz in dem System der Schwerkraft eingenommen hat; kein Sumpf mehr, sondern ein cultivirter Boden, worauf man Straßen und Plätze, ein ganzes Viertel — man hat das sogar local als das Pariser Viertel von der Rue Breda bis zur Porte Maillot abgegrenzt — gebaut habe; denn die Gesellschaft habe sie in sich aufgenommen, wie Paris alle fünfzig Jahre seine Vorstädte in sich aufnimmt". So unabweisbar hat sie sich dem Pariser Leben aufgeprägt, sich in alle Ritzen eingeschoben, daß sie nicht dem Roman und Drama allein, sobald sie ein ausreichendes Spiegelbild vom Leben der Gegenwart geben wollen, den Zwang auferlegt, ihr eine breite und vorderste Stelle einzuräumen, hart neben der Börsen- und Speculantenwelt, die mit ihrem erschwindelten Reichthum dem ganzen Zeitleben ein verderblichstes Gepräge aufdrückt und so nahe mit der demi-monde zusammenstößt, daß die Uebergänge aus der einen in die andere Schicht jedenfalls schwer herauszuwickeln wären. So fest, daß sie bedenklich die Gebilde der Kunst beherrscht, und so fest, daß sie das Leben der Familie, zumal in den vornehmen und reichen Ständen, unheilvoll afficirt. Es ist etwas fast diabolisch Reizendes in jenem Wechselspiel des leichtfertigen Uebermuths und der leidenschaftlichen Herzenskämpfe; jener schwimmt

mit seiner bestechenden Kehrseite oben auf, diese wühlen in der Tiefe und werfen von Zeit zu Zeit in vulkanartigen Ausbrüchen ihre Schiffbrüchigen auf den Strand, wo man sie unbeachtet liegen läßt. Die mit der größten Feinheit oder der sichersten ästhetischen Berechnung gezeichneten unter diesen weiblichen Figuren haben einen ähnlich duftigen Zauber an und um sich wie Sealsfield's Mulattinnen, wenn sie sich schlangenartig im bestrickend verlockenden, im intensiv üppigen Tanze drehen. Die dramatisch belebte, im einfach natürlichen Ton gebotene Schilderung dieses interessanten Stückes von Pariser Leben, welches sein Specificum ausmacht, hat den jüngeren Dumas im Auslande fast ebenso berühmt gemacht wie in Frankreich.

Ich kann mich nicht enthalten, bei Anlaß der ganz kurz skizzirten Striche, die ich zur Zeichnung herausgegriffen, auf Dr. Julius Meyer's glänzende und verständnißvolle „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789" (Leipzig bei Seemann, 2 Bde. 1866 u. 67) zu verweisen. Mit besonderer Intensität und weiter eingehend als sonst, hat seine Darstellung vom Culturleben der Epoche des zweiten Kaiserreichs sich zu einem auf den Grund schauenden ernsten und schweren Sittenbilde gestaltet. Das ist eben genau die Welt unseres Dichters.

Am 28. Juli 1824 zu Paris geboren, betrat er schon im siebzehnten Jahre die literarische Laufbahn; der Vater war 23 Jahre alt gewesen, als er sich zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit wagte. Die Manier des Vaters hielt er blos in seinem ersten sechsbändigen Roman fest und wandte sich darauf für immer zur getreuen Beobachtung und Zeichnung des wirklichen Lebens, zumal in den dubiosen Regionen unserer modernen Gesellschaft. Er ist sorgfältig erzogen worden, weil der Vater den Mangel tüchtiger Bildung schwer an sich selbst empfand. Die Welt sah er zunächst auf einer mit seinem Vater ausgeführten Reise nach Spanien und Nordafrika; aber das Feld für seinen Kopf ist nur die Pariser Welt, und auch die nur in einem bestimmten Bezirk und in gewissen Klassen, die er mit vollendeter Naturwahrheit auffaßt und mit photographischer Treue wiedergiebt. Sicher ist so viel, daß er das Leben, das er schildert, aus eigener Erfahrung ganz genau kennt. — Er nimmt die den Parisern und so auch seinem Vater geläufig gewordene Manier an, Stoffe, die ihnen besonders dankbar erscheinen, erst in Romanform zu behandeln und hernach als Dramen auf die Bühne zu bringen. — In den letzten 60er und den ersten 70er Jahren erlitt seine Thätigkeit durch lange arge Krankheit eine mehrjährige Unterbrechung.

Es wäre eine der interessantesten und keineswegs eine nicht besonders schwierige kritische Monographie, den Vater Alexandre Dumas mit dem Sohne zu vergleichen, d. h. die in's Excentrische abschweifende romantische Phantasieschöpfung der dreißiger und vierziger Jahre — Juli-Königthum, mit dem in romantischem Mantel gehüllten Realismus der fünfziger und sechziger Jahre — zweites Kaiserreich.

Das Unbändige in Leidenschaft und Sprache, das den Vater charakterisirt,

hat sich im Sohn verloren; aber mit der größeren Mäßigung ist auch ein guter Theil Kühle eingetreten; wir werden gerührt, ja, aber nicht recht erwärmt; die Wirkung ist zu sehr Kunsteffect. Dagegen findet sich auch beim Sohn jene erstaunliche Leichtigkeit des Darstellungstalentes, welche allein die geradezu fabelhafte Productivität des Vaters erklärt und noch vielmehr die Flüchtigkeit. Er hatte fabelhaftes Glück und ward von der Gunst eines verwöhnten und gebildeten Publikums getragen. Denn sonst weht heute doch nicht mehr die gleiche Luft, welche jenen großen Romantikern der dreißiger und vierziger Jahre, die ja alle ins Ungeheure producirt haben, Alles zuführte, was sie brauchten, und bereitwillig Alles aufnahm, was sie brachten, indem sie ihnen noch dazu grandiosen Reichthum in den Schooß warf. Der Sohn erreicht den Vater auch nicht an sprühender Lebhaftigkeit der Erzählung wie des Dialogs, noch an Feinheit der Sprache. Jules Janin meinte beim ersten Erscheinen des Romans „La dame aux camélias". Man las das Buch, welches deutlich die Spuren jener aufrichtigen Herzensbewegung an sich trug, die der Jugend eigen ist, ... et chacun se plaisait à dire que le fils d'Alexandre Dumas, à peine échappé de collége, marchait déjà d'un pas sûr à la trave brillante de son père. Il en avait la vivacité et l'émotion intérieure; il en avait le style vif, rapide, et avec un peu de ce dialogue si naturel, si facile et si varié qui donne aux romans de ce grand inventeur le charme, le goût et l'accent de la comédie. — Unzweifelhafter ist das, daß der Sohn viel verderblicher gewirkt hat, als der Vater. Ueber das Capitel der Verderblichen wäre zu consultiren Potvin: „De la corruption littéraire au France", Brüssel 1873.

Jugendarbeit nach väterlicher Manier und mit reicher poetischer Erfindung, wie er sie nachher nicht mehr anwendet oder auch nur sucht, ist der Roman: „Histoire de quatre femmes et d'un perroquet", Paris 1846 bis 1847. — Dann verließ er rasch entschlossen diesen Weg, auf welchem er jedenfalls den an abenteuerlicher Romantik unerschöpflichen Kopf seines Vaters nicht eingeholt hätte.

Seine eigene Manier, die er nicht mehr verlassen, schlug er sofort sicher an mit dem nächsten zweibändigen Roman: „La dame aux camélias", Paris 1848, als Drama mit dem gleichen Titel 1852. Schon mit diesem frühesten, ganz ihm eigenen Werk, trat er in die vordersten Reihen des Rufes und der Popularität ein.

Im Roman- und Novellenfach folgen: „Le roman d'une femme", 1849, „Diane de Lys", 1851, das gleichnamige Drama, 1853, „La dame aux perles", 1854, „L'affaire Clémenceau", 1864, und andere mehr. So ist eine Reihe kleiner, novellenartiger Sachen da, wie z. B. „Ce qu'on ne sait pas", „Grangette", „Une loge à Canille" u. s. f.; oder die neuestens (1875) unter dem Titel „Thérèse" gesammelten, alten und ältesten Productionen im Novellenfach, neun Nummern.

Ich nenne als neueste Publication „Entr' actes“ (Paris 1878).

Von weiteren Dramen: „Le demi-monde“, 1855, „La question d'argent“, 1857, „Le fils naturel“, 1858, „Le père prodigue“, 1859 und folgende.

1873 erlangte er mit dem Drama „Monsieur Alphons“ einen großen Erfolg, einen geringeren aber zwei Jahre darauf mit dem anderen Drama “L'étrangère“.

Von seinen Schriften ist meines Wissens so ziemlich Alles in's Deutsche übertragen.

Die weitest greifende Wirkung hat er jedenfalls mit seinen fünf ersten Dramen erzielt; diese Arbeit fällt sonach in die Jahre 1852 bis 1858; wenn uns gesagt ist, daß jedes dieser Stücke nach einander über hundert Vorstellungen erlebte, so mag uns schon diese einzige Angabe einen Begriff geben von dem Zündenden, das in der Pariser Theater-Atmosphäre liegt. So kommt es, daß das Theater der Hauptstadt auch in Fällen, wo von wirklichem Kunstwerth keine Rede mehr ist, daß es selbst dann, wenn er zum schrecklichen oder burlesken Melodram greift — und auf die Stufe herunter ist's unter dem zweiten Kaiserreich mehrfach gesunken — aus culturgeschichtlichem Standpunkt als eine Macht angesehen und behandelt werden muß. Bei Dumas war's zu allererst das Stoff-Interesse, das verfing; dann die Art der Beleuchtung, die Nüancirung des Tons, an welchem wir ihn augenblicklich erkennen. Das Object in allen Stücken ist die durch ihre schweren sittlichen Räthsel aufregende, zwischen Genuß und Sorge, Arbeit und Leichtsinn, Verbrechen und Aufopferung umhergeworfene Welt der problematischen Naturen und zweifelhaften Existenzen von Paris, die in allen ihren Formen, in ihrem Taumel und ihren Mysterien etwas unheimlich Verlockendes hat. Oder dann sind es die nach Geburt und Erziehung hohen Kreise, welche von jener Welt angesteckt worden.

Wo seine Romane oder Dramen gewirkt haben, da ist überraschende Naturwahrheit und Frische der Sittenzeichnung der Haupterklärungsgrund.

Neben dem jüngeren Dumas sind es noch zwei, welche zur gleichen Zeit in ganz derselben Art den Uebergang aus dem Roman ins Drama vollziehen: Theophile Gautier und Octave Feuillet. Bei allen Dreien entfällt der Ruhm fast zu gleichen Theilen auf die beiden Gattungen.

Dumas steht unter den ersten Gestalten der französischen Literatur, wenn es zu beweisen gilt, daß diese wohl mehr als eine zweite — höchstens die italienische ließe sich hierin vergleichen — in unserem Jahrhundert den ausgeprägt beweglichen Charakter der politisch-socialen Strömungen trägt, daß sie von den heftigen und raschen Wechseln der Gesellschaftsphasen, welche selber wieder durch die ungeheuren politischen Stöße, die wir Revolutionen heißen, bedingt sind, ihre volle Physiognomie entlehnt, den Grundton, der in ihr durchklingt. Und am gewaltigsten ist hierbei selbstverständlich der ungeheure Krater von Paris vertreten, der Alles aufnimmt und Alles aufwirft, Brillantfeuer und Schlacken. Dumas ist nur als Pariser, nur in

Paris denkbar, nur im Glanz und Elend der Weltstadt; freilich wirft die zweifelhafte Welt seiner Existenzen mehr düstere als helle Farben. So steht es übrigens mit fast allen großen Pariser Romanciers. Und gerade seine Gattungen, Roman und Drama, das letztere wohl noch mehr wegen des für jene Pariser unabweisbaren Bedürfnisses, als Bühnenstück sein unbeständig in der Tagesströmung dahinfluthendes Publikum zu fesseln, sind ganz ungemein jenen Gesellschaftseinflüssen ausgesetzt. So ist denn der jüngere Dumas wieder einer der vordersten, wenn es gilt, den Geist des zweiten Kaiserreichs in seiner Einwirkung auf den Gesellschaftsorganismus zu zeichnen; ist er doch ein specifisches Kind dieser Zeit, des empfindlichsten von ihr berührt und gefärbt, urmodernsten Schlags. Und ebenso empfindlich wirkt er auf sie zurück. Anerkanntermaßen giebt es keine Gattung, welcher die Franzosen, immer die Pariser weit voran, mit größerer Leidenschaft zugethan wären, als dem modernen Sitten- und Gesellschaftsroman; das ist von lange her ihr sehr begreifliches Erbtheil. Ich sage Roman, denn die hier einschlagenden Dramen, die natürlich von der Bühne herunter noch einschneidenderen Effect machen, sind durchweg selber nichts Anderes, als in Dramenform gebrachte Sitten- und Gesellschaftsromane; in Dramenform gebracht, mit mehr oder weniger, doch meist mit bedeutendem Geschick, oft von einem und demselben Autor und erst nach dem Romanentwurf. Natürlich, daß der Blick am häufigsten und intimsten auf diesem Felde haften bleibt! Haben ja diese Pariser Autoren in dem ungeheuren Brütofen der vulkanischen Riesenstadt vor sich das unbeschränkteste und fesselndste Beobachtungsfeld, welches ihnen die Materialien in Masse und nicht selten schon ganz präparirt zuschleudert! Die Franzosen sind eine Nation, welche nicht blos Romane liest, sondern Romane spielt, oft in großartigem Styl, dann und wann mit heiterm, doch öfter mit tragischem Ausgang! Das beweist ihre ganze Geschichte, höchst lebendig die neueste. Wie in ihrem Gesellschafts- und Familienleben, so sind sie in ihren Haupt- und Staatsactionen. Das zweite Kaiserreich hat seinen schönen Antheil daran, gleich von seinem Ursprungstag, dem unseligen 2. December, an zu rechnen.

Unter den mehr als vierzig Namen, die seit der Februarrevolution diese poetische Rennbahn betreten haben, wohl zwei Dritttheile von höchst zweifelhaftem Werth und ephemerem Ruhm, nimmt Dumas fils eine Stellung ein, die ihn jedenfalls — urtheile man über ihn noch so streng! — nach Talent über die Mittelmäßigkeiten hinaushebt.

Seine berufenste Besonderheit ist diese, daß er zuerst der Courtisane Bürgerrecht auf der Bühne verschafft hat, und es wird ihr nicht so bald und nicht leicht streitig zu machen sein. Und auch da liegt die allernächste Berührung mit der taumelnd spielenden Finanzwelt und den Versuchungen ihres leicht erworbenen und noch viel schneller vergeudeten Reichthums wieder auf flacher Hand. Der Stoff, den aus diesen gefährlichen Schwindelkreisen Ponsard und Emile Augier mit nothdürftiger Moral auf die Bühne brachten,

hat auch Dumas fils in „La question d'argent“ aufgegriffen. Aber noch weit gefährlicher sind die Courtisanes, die er vorführt in „La dame aux camélias“, seinem durchschlagendsten Stücke, in „Le demi-monde“ und anderen, wozu denn im Verlaufe die zersetzend in alle sittlich geordneten Verhältnisse des Lebens eingreifenden Folgen des Lorettenthums weiter behandelt sind in „Le fils naturel“ und „Le père prodigue“. Meyer sagt über die nothwendige Stellung dieser Kreise zur Moral in absolut zutreffender Weise dieses: „Man ließ es zwar auch hier an einem moralischen Nothbehelf, an einem lahm hinterher hinkenden Gewissen nicht fehlen; allein diese armseligen Vogelscheuchen vermochten um so weniger die Näscher von den süßen Früchten abzuschrecken, als die Dichter das verbotene Feld im lockendsten Licht erglänzen ließen. Die Loretten des Dumas und selbst die des ernsteren E. Augier sind bei allem Realismus des Lasters von einem poetischen Duft umgaukelt, der sie weit verführerischer macht, als sie in Wirklichkeit sind“. Die bürgerliche und aristokratische Welt, auch noch in ihren bessern Elementen, hat sich an die Darstellung der Reize dieses gesetzlosen Lebens gewöhnt, weil sie ja nicht als nacktes Laster auftreten und nebenbei immer mit einem haut-goût des Mysteriösen ausgestattet sind; es ist eine ganz verwandte seelische Anziehung, wie zu allen Zeiten das Grauen, die Nachtseite der Natur, sie auf den Menschen ausübt, eine Saite, die eine Generation früher die Romantiker der 30er und 40er Jahre grandios an- und ausklingen machten.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß diese modernste Literatur, insbesondere nach Seiten ihrer bizarren oder paradoxen Tendenz, ihr erstes verfrühtes Vorbild aus der versumpften Welt Ludwig XVI. in des Abbé Prévost viel berufener „Geschichte des Chevalier des Grieux und der Manon Lescaut“ entlehnt hat und diese Manon Lescaut ist der erste literarische Typus der modernen Weiber, die absolut die Hauptrolle spielen. Es geht uns wie jenem Criminalisten, der, wo es sich um Aufdeckung eines verwickelten Verbrechens handelte, zu allererst fragte: Wo ist das Weib? Auf eine zweite und bereits weit näher liegende Frage: In wie weit die ersten, psychisch mächtig packenden und von Leidenschaft überströmenden Romane der genialen George Sand („Lélia“ 1833) der heutigen Demi-monde-Literatur den Weg gebahnt haben, trete ich hier nicht ein. Es ist freilich mehr als halbe Verwandtschaft, wenn die Frau einmal sich versteigt, zu behaupten: „Wenn Du, edler Mann, für eine elende Buhlerin eine starke Leidenschaft fühlst, so sei überzeugt, daß das die wahre Liebe ist und erröthe nicht darüber“.

Das realistische Princip seiner Schriftstellerei betont Dumas mit aller Entschiedenheit. So beginnt er seinen strengst charakteristischen Roman mit folgenden Einleitungssätzen: „Meine Meinung ist, daß man keine Personen-(Charakter-)Bilder schaffen kann, außer man habe lange die Menschen studirt, wie man eben keine Sprache sprechen kann, wenn man sie nicht alles Ernstes studirt hat. Da ich noch nicht in dem Alter stehe, wo man erfinden kann, so begnüge ich mich damit, zu erzählen. Ich verweise den Leser ausdrücklich

darauf, daß er von der Realität dieser Geschichte, deren Personen alle, die Heldin ausgenommen, noch leben, überzeugt sein darf. Sollte ihm meine Versicherung nicht genügen, so giebt es in Paris noch Zeugen für die meisten Thatsachen, die ich hier zusammenstelle". So weit wäre die Sache in Ordnung, stießen wir nur nicht bei jedem Schritt auf die erschreckende Ausartung des Realismus, den unerträglichsten Naturalismus. Ein paar Beispiele aus dem gleichen Werk (der Cameliendame). Nackt und hart ist die Zeichnung jenes jungen Mädchens, das noch halb Kind von der ruchlosen Mutter zur Prostitution als einem Handwerk aufgezogen und durch einen Frevel an der Natur getödtet wird, damit es nicht eben auch noch ein Kind zur Welt bringe, mit welchem der Ertrag des Sündengeldes getheilt werden müßte — denn de pareils enfants sont inutiles et une grossesse est du temps perdu. — Das ganze Bild (Bd. I. pag. 35—37) ist von abstoßender Häßlichkeit, ist abscheulich, aber, wer will ihm die Lebenswahrheit abstreiten, und zwar die universelle, nicht die beschränktere, lokale? Solche Scheusale von Müttern giebt es, zur Schande unseres Geschlechts! Und doch, ob der Dichter berechtigt sei, eine solche Niederträchtigkeit in Charakter und That, nackt von der Gasse aufzulesen und eben so nackt in sein Werk hineinzuwerfen, das hat sich diesmal offenbar der Autor selbst gefragt, als er hinschrieb qu'il ferait peut-être mieux de taire, si . . . . Das Uebermaß des physischen Naturalismus spitzt sich wol in jener wiederum abscheulichen Scene zu, wo der einzige wahre Geliebte der schönen Todten im Wahnwitze seines Leides den Leichnam ausgraben läßt, um ihn noch einmal zu sehen; das Bild von den Spuren der Verwesung ist ekelhaft; Augen und Nase zu!

Warum das nackte Factum hinwerfen, die Thatsache ist brutal, ist tyrannisch, gegen sie sich stemmen, nützt dem menschlichen Geiste nichts. Anders ist es, wenn sie in Schrift oder Kunst ebenso roh ihr Duplicat hinwirft: dagegen allerdings kann der Geist sich auflehnen und er thut es.

An einer anderen Stelle sagt er mit naiver Gutmüthigkeit: „Ich erkläre, daß ich die Lächerlichkeiten, Leidenschaften und Schwachheiten, die ich auf den Rücken der Personen in meinen Romanen und Dramen abgeladen, am sichersten in mir selber finde." Wir glauben das.

Nicht unmittelbar mit der Frage des Realismus hängt diejenige der Vorliebe für's Grauenhafte, Häßliche und Abscheuliche zusammen; daran haben uns schon die phantastischen Romantiker mit ihren mysteriösen Kolossalbauten vollauf gewöhnt. Aber von Interesse ist immerhin anzumerken, wie auch darin Dumas sich mit der Generation des Julikönigthums und ihrer Schriftsteller berührt. Da zeichnet er uns einmal eine Hinrichtung; und es ist mir genau, als hörte ich Jules Janin reden, wenn jener einleitend das Bedürfniß nach Emotionen hervorhebt. Ja, nach gewaltsamen Emotionen!

Die etwas gekünstelte Reflexion erinnert in ihrer Dialectik manchmal fast ganz an die Deutschen. Ich gebe als Muster ein einziges Beispiel; es ist jene längere Stelle, welche den Gegensatz der zwei folgenden Gedanken

durchführt: Être aimé d'une jeune fille chaste, lui révéler a premier cet étrange mystère de l'amour, certes, c'est une grande félicité, mais c'est la chose du monde la plus simple . . .

Mais être réellement aimé d'une courtisane, c'est une victoire bien autrement difficile . . .

Das Drama hat im Ganzen entschieden und weit empfindlicher als der Roman, der Alles verdaut, Kieselsteine und Fadheiten, unter dem schlechten Geiste der Zeit gelitten, und zugleich mit der bildenden Kunst ist es eines der Elemente, welche unter dem zweiten Kaiserreich ein Zurückgehen des geistigen Niveaus bei den Franzosen anzeigen; ein Zurückgehen, trotz der das Ohr der Nation kitzelnden, hochtönenden Culturphrase marcher à la tête de la civilisation! Die nie zu ersättigende Schaulust des Pariser Publikums hat die nouveautés hervorgetrieben; aber sie konnte ihnen den inneren Werth so wenig verleihen, als die einseitig realistisch-materialistische Begünstigung die Talente in der Kunst zu wecken oder aufrecht zu halten vermochte.

Indem Dumas seinen Dramen schwere Räthsel und ungelöste Grundfragen unserer modernen Gesellschaftszustände unterlegte, forderte er schon durch die Materien, und mehr noch durch die Tendenz, die Kritik heraus, in bedeutsame Erörterungen und Streitpunkte für und wider einzutreten; und schwerlich werden irgendwo ein halbes Dutzend Aesthetiker oder Moralisten sich zusammenfinden, welche über Manier und Ton, Stoff und Tendenz dieses Dichters einig gingen: das große Publikum aber verstand er zu enthusiasmiren. Witzig, sentenzen- und bilderreich, pikant und brillant, von kräftig sicherer Sprache, bestechen die Dramen den raffinirten Geschmack, verwirren unter Umständen das Gemüth, aber befriedigen es nicht.

Eine französische Stimme in der Galerie contemporaine sagt sehr richtig: Il saisit par l'oppression plutôt que par l'émotion. On sort du spectacle de ses oeuvres avec un malaise étrange mêlé de désespoir et d'admiration. Mais on y' revient, malgré tout.

Eine längst feststehende und allgemein anerkannte Kritik seiner summarischen Schriftsteller-Eigenschaften läuft in Folgendem zusammen: Styl sehr einfach und ungemein natürlich, kräftig und bestimmt, wir würden sagen treffend; im dramatischen Dialog mit sprühendem Witz versetzt und mit einer Masse von Sentenzen durchspickt. Im Roman gerade wie im Drama spannende und eben ganz dramatisch ablaufende Situationen und dazu die pikante Zeichnung jener dubiosen Welt, in die er uns einführt, nervenreizend, ja nicht selten überreizend. Daß er in seine Auffassung und Darstellung jenen modernen Schliff, jenen nicht näher zu erklärenden haut-goût hineinlegt, der dem allerdings verwöhnten Geschmack entspricht und seine Ausbildung ganz besonders seit den Romantikern angenommen hat, ist so natürlich, daß ein Tadel dafür wegfallen muß. Das machen schon die Objecte. — Nicht zu vergessen ist durchweg das Ingrediens des Corruptiven, auch unter dem leichten Mäntelchen der Moral.

So das Allgemeine. Mein Schlußabschnitt soll psychisch zerlegend auf einige Hauptwerke eintreten, und es ist fast unvermeidlich, daß mit der Cameliendame begonnen werde.

Um sein Unterfangen, für die Ehrenrettung der Courtisane zu schreiben, durch Autoritäten zu legitimiren, beruft sich der Autor auf seines Vaters „Fernande“, auf Victor Hugo's „Marion Delorme“, auf Alfred de Musset's „Bernerette“. Dann geht er auf die Lehren des Christenthums über, welche das Verzeihen predigen, und der Weg, der dazu führt, ist die intime Vertiefung in die doppelte Reflexion: Wie viel in dem Lebenslauf dieser verlorenen Frauen ist Verhängniß mehr als persönliche Schuld? Und wie viel von harter und schwerer Buße liegt nothwendig in dieser Art von Leben selbst? — Das ist der Weg, den offenbar bei seiner gesammten Auffassung die Gedanken des Dichters selbst genommen, und er zwingt uns, ihm auf diesem Wege zu folgen, und sobald er uns einmal dahin gebracht, dann verliert sein Unterfangen das Paradoxe, er hat uns unmerklich in die Seelenstimmung des Pathetischen eingewoben, und da bleibt er Meister. Daß er das vermag, dazu helfen zwei Kräfte mit: eine unstreitig fein bestechende, künstlerische Zeichnung oder besser Beleuchtung (wir denken an die Malerei), und viel mehr noch die unbestreitbare eigene Herzenstheilnahme. Ich komme auf diesen Punkt zurück, da man sonst unserem Autor Kälte vorwirft, mit vollem Recht vorwirft; aber hier einmal ist sie überwunden: die Kunst allein hat nicht diese Accente des Herzens, wenn nicht es selber spricht.

Der Stoff ist schon an sich ein natürliches Drama, eine intime Herzens-Tragödie, zu welchem der Dichter nur den richtigen Ton zu finden braucht, um eine ebenso wahre wie erschütternde Darstellung zu gestalten.

Im Grunde bedürften wir Nichts weiter, als die Vorrede zu lesen, welche der unvergleichliche Plauderer Jules Janin der zweiten Auflage des Romans vorausgeschickt hat, um vollständig über das ganze Lebens- und Herzensdrama im Klaren zu sein, die weitere Ausführung ergänzt nur die Einzelheiten. Wir kennen nach jenen 30 kleinen Seiten die ganze mitspielende Welt in ihrem Schimmer und der vollen Nichtigkeit. Aber schon Janin's leichte Causerie umstrickt uns mit allem narkotischen Zauber, der diese Gebilde umweht. Die schöne Sünderin, die mit 22 oder 24 Jahren stirbt, mitten im ausgesuchtesten Luxus, umgeben von den feinsten Genüssen, aber innerlichst zum Tod erschöpft und lebenssatt — sie wird für uns unwillkürlich ein Gegenstand des Mitleidens, der nicht abzuweisenden Rührung, jener nachhaltigen, seelischen Anziehung, welcher die in Fülle auf sie verschwendeten äußeren Tugenden die bestechend feine Hülle überwerfen. Um so schlimmer, eine heillose Gefahr für die jugendliche Einbildungskraft! Wer denkt bei diesen delicaten Pinselstrichen an die Sünde? Sie ist vollständig in Rosenduft und Veilchenblau aufgelöst, verflüchtigt, und blos noch der geheime Trug des Verführerischen bleibt an ihr zurück. Und selbst an dem materiellen Zauber, den der apollonisch schöne Körper des Weibes aus-

strömen soll, bleibt nur das ätherisch Umhüllte, gerade genug, um unwiderstehlich zu umstricken. Es ist jenes durchsichtige duftige Etwas, das wir auf anderem Gebiet an den feinsten Gebilden der Pariser Kunstindustrie als unnachahmlich bewundern. Die schöne Sünderin verwandelt sich unmerklich in eine Art von Büßerin, als ob sie nicht durch die eigene Schuld, sondern nur des allgemeinen Sündenfalles willen leide und sterbe nach einem kurzen trostlos verzettelten Leben; als ob das Einzige, das für sie Sinn und Bedeutung hat, der Cult, den sie mit der wunderbaren Schönheit ihres Körpers treibt und treiben läßt, ein Opfer sei, welches eine Fee der Menschheit bringt, um das sonst trübselige Leben erträglich zu machen. Wir erinnern nur an die im alten Orient als Tempeldienst betriebene Hingabe der Jungfrauen an den Fremden, und über das ganze Portrait ergießt sich etwas vom Geist und Dufte der gepriesensten griechischen Hetären. So ist die ganze préface ein Kunstwerk, und so der Roman eins, eben wegen dieser Wirkung, die sie ausüben. — Nachdem er den ganzen unschuldigen Zauber des eben zur Jungfrau aufblühenden Kindes und die mit raffinirter Kunst geübte Genußfähigkeit des im reichsten Weltleben gewiegten Weibes zusammengesucht und über keine sündige Aphrodite ausgeschüttet hat, geht er einen Schritt tiefer in's Innere, und da liegt der Revers der Medaille, da sitzt jenes Etwas, das Seele und Leib verzehrte — die Langeweile, der Ueberdruß, die vielleicht unbewußte, doch stachelnde Reue, die Verzweiflung. Die Pointe in der ganzen, kunstvoll berechneten Darstellung wird am Schönsten, wenn er zufällig einmal einen berechneten Seitenblick auf das gewohnte bürgerliche Leben und seine schwerfällige Ehrbarkeit wirft; da stimmt Alles zu Gunsten der liebenswürdigen Sünde. Die Schöne ist todt; Alles wird unter den Hammer gebracht, vom Kamm und den Handschuhen und dem alten Shawl bis zu den Liebesbriefen, Alles zu fabelhaften Preisen verkauft. Und die ehrsamen Verwandten, die sie im Leben nicht kennen und der Ansteckung halber auch Nichts von ihren Sachen behalten wollten, nehmen doch recht gern ihr Geld. Chastes gens! — Die Ironie ist beißend. — Kurz, in Janin's Vorrede liegt Alles, die volle Pictonitirung und der ganze Geist; hätte ich Zeit und Raum, ich würde einfach die frappantesten Belegstellen wiedergeben. Er sieht Alles, nur nicht das Corrupte an der Sache, davon will er keine Ahnung haben, keine aufkommen lassen.

Dumas verfährt genau wie sein Vorredner. Gleich in den ersten Sätzen führt er die Fremden der vornehmen Welt ein, wie sie unter dem Schein, nicht zu wissen, wo sie eigentlich seien, in's Boudoir der Courtisane schleichen und Alles ausspähen, und gar zu gern einen Zipfel von ihrem intimen Leben erspähen möchten. „Aber leider, und trotz alles guten Willens entdeckten diese Damen nie das, was seit dem Tode der Besitzerin zu verkaufen war, und nichts von dem, was während ihres Lebens verkauft worden war“. So ist es gewiß im Pariser Leben des zweiten Kaiserreichs zugegangen; die Ausdrucksweise ist impertinent, aber wahr. Schlimm allerdings für die Sittengeschichte!

Man beachte noch Eins und das ist schon entscheidend. Marguerite Gautier ist trotz aller theuer erkauften Weltkenntniß ein Kind, welches nur aus Laune, aus Wohlthätigkeitssinn das traurige Geld, das ihr Unschuld und Frieden gekostet, mit vollen Händen ausstreut. Aber sie ist nicht die Heldin von einer jener Geschichten des Ruins und Skandals, des Spiels, der Schulden und Duelle, welche viele Weiber ihrer Klasse auf ihrer Lebensbahn aufstören: Vergeudete Vermögen, Gefangenschaft wegen Schulden, und Verrath knüpfen sich nicht an ihre Fersen. Sie wußte alle Schönheit und Feinheit um sich her zu verbreiten und selbst eine durchaus besondere Haltung, die einen unwiderstehlichen Anstand behauptete. Sie hat ganz für sich gelebt, isolirt, auch in der besonderen Welt, der sie angehörte, in einer ruhigeren und heiteren Region, obgleich sie eben die Region bewohnte, wo Alles verloren geht.

Was folgt daraus? Wir haben trotz aller bestimmt angekündeten und im Uebrigen wirklich festgehaltenen Realität des Lebens doch wieder eine Ausnahme vor unseren Augen und eine idealisirte Ausnahme, die auf die Phantasie und die Leidenschaft des jungen Herzens weitaus verführerischer wirkt, als die gewöhnlichen Geschöpfe der demi-monde mit Fleisch und Bein. Und jedenfalls ist ein alter Herzog, der von einer Courtisane die Erlaubniß erbittet, sie jeden Tag einmal besuchen zu dürfen, nur damit er an sein verstorbenes Kind erinnert werde, dem jene auffallend ähnlich sieht und der das thut unter dem wirklich zur Thatsache werdenden Risiko, daß man seinem so wunderlichen Verkehr ein so gemeines Motiv unterschieben und den Mann mit grauen Haaren als abgestandenen Wüstling lächerlich mache — jedenfalls ist eine solche Erscheinung, zumal in unseren Tagen und in den Gesellschaftskreisen eines Dumas, auch kein realistisches Motiv. Könnten wir die seelische Wahrheit einer solchen Beziehung bestreiten, dann würde die ganze Episode einfach lächerlich; aber der Himmel bewahre uns davor, das auch nur zu versuchen; dafür kennen wir die millionenfach verschlungenen Seelenvorgänge viel zu wenig, nicht einmal in uns selber; und so bleibt die Thatsache rührend. Aber sie ist wieder ein sprechender Beweis, daß auch die sogenannten Realisten des Ideals nicht ganz entbehren können oder in's Absurde verfallen, sobald sie sich vollends von ihm lossagen. Denn an einer Erscheinung dieser Art gehört höchstens die innere und äußere Möglichkeit dem realistischen Gebiet an; die That selber fällt in das Reich des Idealen.

Es will mir nicht scheinen, daß die Welt unschuldiger oder die seelische Zeichnung reiner werde, wenn Dumas die Kreise der demi-monde gegen diejenigen der hohen Gesellschaft vertauscht. Ich nehme in „Diane de Lys" eines der berufensten Stücke zum Beweis.

Diese vornehme Welt mit Marquis und Marquisen im Vordergrund ist ebenso ungesund, ebenso zerrissen und in ihrem innersten Wesen unwahr und hat dazu nicht die rührenden Farben, die er auf die gefallenen Geschöpfe verschwendet hat.

Ganz zugegeben, daß wir anfänglich in der schönen und jungen Marquise, die über alle Güter der Erde verfügen kann und nur für das Herz nichts findet, eine vollständig zutreffende Zeichnung der Weltdame vor uns haben. Aber nur anfänglich; es trifft zu, wenn sie, total gleichgiltig behandelt oder vernachlässigt von ihrem ganz ordinären Gatten, der sich bei anderen leichten Geschöpfen amüsirt, aus jener natürlichen Langeweile und jenem Ueberdruß, der in den Kreisen, welche keine Arbeit, keine Sorge und keinen großen absorbirenden Lebenszweck kennen, so leicht aufsteigt, mitten in aller Kälte des Gefühls sich einen Geliebten aussucht, um vermeintlich auch einmal Befriedigung zu finden für ein Herz, das einem gewissen Unbekannten und Ungeahnten entgegenschlägt; und es trifft genau, wenn sie sich täuscht. Sie greift unter ihren Anbetern, deren eine Frau in diesen Kreisen genug hat, fast nach Zufall einen heraus, der nicht besser und nicht geistvoller ist als die anderen, nur noch etwas unschuldiger und unerfahrener; der Herr Baron aber befriedigt sie eben so wenig als ihr Herr Gemahl und nach kürzester Zeit gehen die beiden vollkommen enttäuscht, aber mit aller weltmännischen Gelassenheit auseinander. Das ist Alles durchaus correct, so richtig und treffend, wie das gelungene Portrait eines gewöhnlichen Weltmannes, der keinen Fond und keinen Zweck hat (pag. 10 und 11); das nicht schmeichelhafte Bildchen ist ein vollständiges Cabinetsstück. So ist jene Welt eigentlich zu allen Zeiten gewesen: aber eine ihrer correctesten Austobungen bieten die Figuren des zweiten Kaiserreichs. Das also, sage ich, ist äußerlich und innerlich genau so richtig, wie wenn die Marquise, als sie nachher in wirklicher Liebe entflammt, sich nicht scheut, an der eigenen Freundin und Vertrauten, der sie den Geliebten für sich abjagen möchte, eine teuflisch schlau angelegte Infamie zu begehen. Schlußresultat, daß es in jenen vornehmen Schichten mit Sitte und Tugend nicht um einen Thermometergrad besser bestellt ist als in der demi-monde; übrigens weiß das, wer auch nur ein Weniges von den sauberen Diplomatenkreisen des zweiten Kaiserreichs kennt.

Nun aber kommt das Irrationelle, als Beweis, daß eben auch unsere modernen Realisten dem phantastischen Ausspinnen verfallen, zu allererst, wenn sie das Seelenleben zeichnen wollen. Was sollen wir mit einer, bis daher sehr kaltblütig vorgehenden Weltdame anfangen, die sich in den armen Maler Paul Aubry verliebt, ohne ihn je gesehen, oder in ihrem Leben eine Zeile mit ihm gewechselt zu haben, einzig weil sie, und zwar in Folge einer kecken Indiscretion, dazu gekommen ist, aus Briefen einer früheren Geliebten zu erfahren, daß er wirklich einmal heiß geliebt wurde, und aus einem Brief an seine Mutter, daß er ein guter Sohn und braver Mensch ist? Und was sollen wir weiter dazu sagen, wenn die vornehme Dame nach einigen verunglückten Versuchen den Maler an sich zu ziehen, wunden Herzens, das sich nicht will beruhigen lassen, in Europa herumreist und halb melancholisch heimkehrt? (Die weitere Entwickelung des Dramas verfolg' ich hier nicht; die Welt ist die gewohnte und auch der Ausgang.)

Jenes aber ist eine Bizarrerie der Auffassung, eine unwahre Situation, die wir dem Realisten am wenigsten passiren lassen. Wenn das eine Stück ganz nach dem Leben gezeichnet ist, das Leben vollständig deckt, so ist das andere Stück Product einer falsch ausgeklügelten Erfindung, der Phantasie darf ich nicht sagen, denn die ist schwach.

Und hier tritt nun schneidend jener schwere Fehler heraus, an dem die meisten Gebilde des jüngeren Dumas leiden, der Mangel an Gemüths- und Herzenswärme. Diese Gestalten sind studirt, die Situationen beobachtet, das ganze Gemälde als Studienobject hingeworfen. In der ganzen Geschichte, wo doch mehr als ein Herzensdrama sich abspielt — nicht eine warm und voll ans Gemüth greifende Stelle, nirgends ein weicher oder warmer Ton, der uns bewiese, daß der Autor empfunden hat, oder der uns bewältigen würde, selbst zu empfinden. Ueberall eine Beobachtung, die ich fast lauernd, jedenfalls rechnend heißen möchte und die allerdings in ihrer Zeichnung von den Wirkungen der Liebe zwischen Mann und Weib nicht selten (pag. 87) schneidend scharf das richtige trifft.

Innerhalb der zwei Welten von „Diane de Lys“ und der „dame aux camélias“ und in den zwei nicht sehr verschiedenen Tonweisen und Farbenspiegelungen bewegt sich Dumas fils fast ohne Ausnahme.

So in der großen Production; suchen wir ihn noch im Kleinen auf.

Die kleine Erzählung, welche bei George Sand einen so anmuthvollen ja reizend naiven Ton annehmen kann, ist bei unserem neueren Autor entweder so ungesund als das Uebrige, oder ganz zur Nullität geworden. Die ganz kurze, aber tiefsttraurige Lebens- und Herzensgeschichte einer Grisette „Ce qu'on ne sait pas“ liefert ein Beispiel, wie es jedenfalls kein einschneidenderes giebt. Sie ist in zwei Worten erzählt: Hermine, ein armes Mädchen von feiner Schönheit, wird von seinen Verwandten verstoßen, von einem jungen Mann, der sie trifft, untergebracht und wird nach einem natürlichen Lauf der Dinge seine Maitresse, ohne mehr als Dankbarkeit für ihn zu empfinden. Die bittere Noth zwingt ihn, sie zu verlassen und unter's Militär zu gehen. Ein Freund, dem er die Lage anvertraut, übernimmt die Sorge für Hermine, gefällt sich kurze Zeit in der Rolle des Tugendretters und fällt dann natürlich in diejenige seines Vorgängers hinein, indem Hermine die zweite Liebschaft wieder ohne Liebe, wie etwas Gegebenes oder Gebotenes übernimmt. Die beiden ersten jungen Männer, waren noch ziemlich naive und ehrenhafte Jünglinge; als aber auch der zweite sie aufgeben muß, fällt sie schlechtern, Intriguanten und Verführern zu, geht von Hand in Hand, — erträgt dieses Leben nicht — will es nicht; erst recht im jungfräulichen Alter stehend, nimmt sie aus Verzweiflung Gift.

Ganz gewiß eine Geschichte, wie sie im Leben vorkommt und nicht einmal sehr selten; das ist Realismus.

Aber die Töne und Tinten sind schreiend, abstoßend, und dazu im Ganzen hart, ohne jenen Anklang des herzlich Rührenden anzunehmen, der

die „Camelienдame" trotz Allem erträglich, ja anziehend macht. Es ist eine allmälige Gradation bis förmlich zum Abscheulichen, und zwar ist das mit der verletzenden Kälte eines Studienobjectes geschildert. Es ist wahr, im Anfange finden sich einige weich anziehende Partien, die an ein anmuthig naives Idyll erinnern. Dahin zählt das liebenswürdige Interieurbildchen, wo der erste Helfer zusammen mit seinem Freund dem armen Kinde ein trauliches Nestchen zur Wohnung aussuchen und demselben eine eben so trauliche wie passende Aussteuer mit ihren beschränkten Mitteln zusammenkaufen wollen, ohne vorerst noch weiter zu denken oder zu wünschen, als die Kleine freundlich unterzubringen. Die Aufzählung alle der Kleinigkeiten und der Sorge um den ärmlichen Comfort, wie wenn eine Mutter um ihr Kind sich müht, spricht ungemein an. Oder umgekehrt die Zeichnung des ersten großen und bereits an die Verbrecherhöhle mahnenden Elendes, das auch den ersten Freund forttreibt: das Haus, die mit unsauberem Handwerk sich abgebende Hauswirthin, ein mehr als dubioser Besucher, Herminens schmutzig trauriges Zimmer, die Sorge des guten Kindes bei den abscheulich rohen Vorschlägen der Hausherrin, die sich auf ihre Art bezahlt machen möchte und mitten in alle der Misère die Naivetät eines halben Kindes, das trotz der fatalen Lebenserfahrung auf abschüssigem Wege ein unverdorbenes Herz bewahrt hat: auch das macht immer noch einen pathetischen Eindruck, an dem Nichts verletzt, da es wenigstens nicht schreiender aufgetragen scheint, als die Naturfarbe ist, und vergessen wird ob der mildernd abklärenden Elemente des Gesellschaftsbildchens. Ja diesmal glauben wir ihm gar die schöne Lüge, die sonst das Allergefährlichste an all' seiner Schriftstellerei ist, die Lüge, daß in einem Leben voll Schmutz und Unehre die Seele sich rein erhalte.

So weit also ist noch ein ansprechender Ton; aber damit hört es auf und nun beginnt die Farbenskala des grellen Realisten der demi-monde.

Schon das ist roh, wie der zweite Liebhaber des verlorenen Kindes erzählt, auf welchem Weg er eigentlich zum Bewußtsein gekommen sei, daß sein freundschaftliches Beschützeramt für ihn einen anderen Sinn habe, nämlich den der Liebe, d. h. hier nach richtiger Uebersetzung des leidenschaftlich sinnlichen Begehrens. Wie so? Der Hauptgrund ist: parce que mon regard avait plongé à travers l'ouverture d'une robe ...... Es wäre thöricht, die Realität in solchem Factum abstreiten zu wollen; aber diese Nacktheit der Darstellung ist roh; nicht Alles, was wirklich ist, darf die Arroganz der brutalen Thatsache so weit treiben, nackt heraus gesagt zu werden. Das Sterben an Gift, der Wille des Geistes und das Widerstreben des Fleisches, das Lachen der Verzweiflung und der Krampf der Schwere haben etwas Grausiges, welches wir nur ertragen, weil allerdings einige feine seelische Züge hineingeflochten sind. Der letzte Wunsch der Sterbenden, daß sie in einem prächtigen Sarg aus Mahagoniholz und voller Blumen begraben sein möchte, gerade wie ein unschuldiges Kind nach seinem Spielzeug verlangt; wie ferner der letzte treue Freund die 200 Fr. für solche Kostbar-

keiten seiner armen Mutter abbettelt, sich hintennach besinnt, daß diese möglicher Weise um der Summe willen einen Monat hungern könnte, in diesem Conflict das Prachtstück von Sarg fahren läßt und nur die Blumen besorgt, und wie er dann doch nachher sich wieder Vorwürfe darüber macht — das möchte zu sein anziehender, ja ergreifender Zeichnung Stoff genug, übergenug bieten, und was würde einer der delicaten Seelenmaler unter den Deutschen oder Engländern daraus gemacht haben? Aber auch das ist in Strichen von fast hart abbrechender Kürze hingeworfen und vollends durch einen banalen Schluß verdorben.

Uebrigens habe ich selten die ganze Brutalität der Lebens-Anschauung modernster Sorte und vollendet industriellen Gepräges sich so ungenirt breit machen sehen. Als Herminens zweiter Freund eben mit sich im Kampf ist, ob er der von ihm aus der Spelunke des Lasters Geretteten wirklich ein uneigennütziger Helfer sein könne, oder von ihrer Schönheit profitiren wolle, wendet er sich im Zwiespalt seines Herzens an einen Bekannten, monsieur Agénor, der schon mehr von den verbotenen Früchten gekostet hat, und der giebt ohne langes Besinnen eine Antwort (pag. 171), zu der ich Folgendes bemerke: Was er sagt, ist sehr real; wer Welt und Leben kennt, weiß das. Aber es ist bestialisch gedacht und infam gesagt, und das ist nicht eben, was wir von dem Schriftsteller erwarten oder nur an ihm ertragen; genug, wenn die Welt, und ja nicht bloß die aus der Gosse oder vom Dachwinkel, danach handelt!

Und nun zum Schlusse nach dem Abstoßenden noch das Erschütternde an dem Bilde. Es liegt eine unsägliche, eine nicht auszuschöpfende Trostlosigkeit in der aufdämmernden Erkenntniß des armen Kindes, daß sie verloren ist. Als der zweite Freund ihr zum ersten Male die Andeutung macht, daß er in ihre Schönheit verliebt ist, da murmelt sie mit abgewandtem Köpfchen: Oh, il est comme les autres! Diese stille Trauer ist beredter als ein Monolog. — Und wie er dann in sie dringt und sich deutlich erklärt, hat sie nur das Wort: Eh bien, je vais fermer la porte à clef . . . Eine Welt von Resignation! Und die ganze Verzweiflung, mit erschreckender Klarheit überschaut, liegt in den Worten der Sterbenden.

„Ce qu'on ne sait pas", das ist der Refrain des Herzeleides, den die Welt über dem Taumel der tollen Lust überhört, wenn er nicht gerade zum Giftmord, an sich oder anderen begangen, führt, zuweilen auch dann noch nicht hören will. Auch das sind sociale Fragen! Wohl — aber das ganze Lebens- und Seelenbild, all diese realistisch hingeworfene Schriftstellerei ist unausstehlich. Und doch wird sie gelesen, massenhaft, fieberhaft. Das ist mit ein Zeichen der Zeit. Ihre leicht errungenen brillanten Erfolge sollen und werden verstieben, wie eine Seifenblase, die verpufft; nur das Verderben bleibt.

Der römische Curialstyl, wenn ihm einmal die schöne Sünde so gefährlich würde wie der Unglaube, möchte lauten:

Anathema sit!

Bibliographie.

Heinr. Ad. Köstlin, die Tonkunst. Einführung in die Aesthetik der Musik. 8. XII u. 370 S. Stuttgart, 1879, Engelhorn. ℳ 7.—

Drei größere Abhandlungen, „die Elemente", die „Formen" und „die geistige Seite der Tonkunst" hat der Verfasser unter dem allgemeinen Titel, unter Ablehnung des vornehmeren einer Aesthetik der Tonkunst vereinigt. Die erste spricht über das Wesen von Ton und Klang, sowie von den Saiten- und Blasinstrumenten. Im Eingange des zweiten Abschnittes wird die Lehre von Tonleiter, Consonanz und Rhythmus auf Grund ihrer historischen Entwicklung eingehender Betrachtung unterzogen, während das zweite Capitel die verschiedenen Formen der musikalischen Gestaltung, von der einfachsten, dem Liede, ausgehend bis zu der complicirtesten, der Oper, eingehender Betrachtung aus geschichtlichen Gesichtspunkten unterzieht. Die dritte Abhandlung endlich ist der eigentlichen Aesthetik der Tonkunst gewidmet. Sie prüft die einschlägigen Theorien von Hanslick, Ambros, Riemann und Hostinski, um schließlich in der Hauptsache zu den von Hanslick in seiner berühmten Untersuchung „vom Musikalisch-Schönen" ausgesprochenen Anschauungen und Grundsätzen sich zu bekennen. Das Werk kann als eine Ergänzung nach der philosophisch-ästhetischen Seite hin, von des Verfassers vor wenigen Jahren erschienenen vortrefflichen Geschichte der Musik betrachtet werden. Es bietet eine Fülle reichster Anregung und ist in einer Sprache geschrieben, welche durch ihr Fernhalten von den generalisirenden Ausdrücken der philosophischen Schulsprache, es jedem gebildeten Musikfreunde gestattet, seinen Ausführungen mit Leichtigkeit zu folgen. Die vortreffliche Ausstattung des Buches (insbesondere die durch zweifarbigen Druck die Structur eines Musikstückes erläuternden Notenbeispiele des zweiten Abschnittes) verdient hervorgehoben zu werden.

Wilhelm Jordan, die Erfüllung des Christenthums. 8. VI. u. 331 S. Frankfurt a. M. 1879, Jordans Selbstverlag. ℳ 5.

Serail und hohe Pforte. Enthüllungen über die jüngsten Ereignisse in Stambul. Nach Original-Aufzeichnungen und Documenten bearbeitet und herausgegeben von *** 8. VI und 392 S. Wien, Pest und Leipzig, 1879, Hartleben.

Der Verfasser dieses ungemein fesselnden Buches hat sich weder auf dem Titel genannt, noch gestattet der Inhalt einen berechtigten Schluß auf seinen Namen. Aber jedes einzelne Capitel lehrt, daß es von einem „Wissenden" geschrieben, der den geschilderten Ereignissen nicht nur als aufmerksamster Beobachter, sondern als Mitwirkender zu folgen im Stande gewesen ist. Von den sieben größeren Abschnitten des Werkes nehmen die dem verstorbenen Sultan Abdul-Aziz und dem Ex-Sultan Murad gewidmeten Capitel ganz besonderes Interesse in Anspruch. Sie wirken mit dem Reize romanhafter Erfindung und tragen dennoch das unverkennbare Gepräge der Echtheit. Die übrigen Abschnitte bieten neben einem Rückblick auf die Reformbewegung im ottomanischen Reiche, Studien über die „Jung-Türkei", insbesondere ihren Führer Mustapha Fazyl, über die Verschwörungen und Verschwörer in den Jahren 1866—1878, über Midhat Pascha und die Reformfrage, endlich über den Muschir Sulejman Pascha. Das sehr sorgfältig ausgestattete Buch erhält durch die Facsimiles der Handschriften Sulejman's und Aali Paschas dankenswerthe Beigaben.

Claude Tillier, Zwei Brüder. Novelle. Deutsch von E. Praetorius. 8. XVI u. 266 S. Leipzig 1879, Wartig.

Georg von Gizycki, die Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung.

Nebst einem Anhang über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprincip. 8. XVII u. 357 S. Breslau, 1878, L. Köhler. M. 8.—

Der Verfasser ist ein bewährter Kenner der englischen Philosophie: zwei Schriften, die eine über die Philosophie des Grafen Shaftesbury, die andere über die philosophischen Consequenzen der Entwicklungslehre mit besonderer Beziehung auf Lamarck legen Zeugniß dafür ab. Die vorliegende dritte Arbeit des Verfassers spricht wie die früheren für die unbedingte Vertrautheit des Autors mit seinem Stoffe, leidet aber an Mängeln der Form und vor Allem an einer starken Ueberschätzung ihres Gegenstandes, die in der Bezeichnung Hume's als den „Newton der Moral" ihren bezeichnendsten Ausdruck findet. Dem Anhang „über die universelle Glückseligkeit", dessen Zusammenhang mit der Hauptarbeit nach dem Ausspruche des Verfassers ein nur loser ist, darf Gedankenreichthum und auch sorgfältige formale Behandlung nachgerühmt werden. Das Ganze ist jedenfalls ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der englischen Philosophie.

Heinr. Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen erläutert. 12. VIII u. 320 S. Leipzig 1879, Wartig. M. 2.

Ernst Dohm, Sekundenbilder. Ungereimte Chronik. Kl. 8. II. und 185 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. M. 3. geb. M. 4. —

Seit dem Bestehen des von Arthur Levysohn herausgegebenen „Deutschen Montagsblattes" schreibt Ernst Dohm allwöchentlich im Feuilleton die Wochen-Chronik. Diese „Ungereimte Chronik" in Versen von der unter dem Titel „Sekundenbilder" der erste Jahrgang mit 54 Feuilletons erschienen ist, ist eine der merkwürdigsten schriftstellerischen Bravourleistungen unserer Tage. Mit dem feinen Spürsinn für das Lächerliche und Verkehrte und dem vornehmen Takte, der der Redaction des „Kladderadatsch" stets eigen gewesen ist, weiß Dohm seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Ein gemüthlicher, liebenswürdiger Humor geht durch das ganze kleine Buch, nichts Bissiges und Verbissenes. Dohm geräth über die Verkehrtheiten, die ihm aufstoßen, nicht in blinde Wuth: er hat für diese nur das freundliche Lächeln der Ueberlegenheit. Er zerzaust seine Opfer nicht, er straft sie in väterlicher Weise ab, und man merkt ihm an, daß er ihnen gewissermaßen noch obenein zu Dank verpflichtet ist, da sie ihm eine vergnügte Stunde bereitet haben. Der Inhalt der „Sekundenbilder" ist durch den Zweck, dem sie ihr Entstehen verdanken, von selbst vorgeschrieben. Es ist eine richtige „Chronik", — ein lustiges Verzeichniß aller mehr oder minder wichtigen Begebenheiten des Jahres. Das erste bis jetzt erschienene Bändchen umfaßt den Zeitraum vom 18. Juni 1877 bis zum 1. Juli 1878. Man wird zweifelsohne über diesen Zeitraum später einmal von einem höheren und entrückteren Standpunkte aus und, nachdem man ein objectiveres Urtheil gewonnen haben wird, gewichtiger, umfassender und bedeutender schreiben; ob aber ergötzlicher und frischer ist sehr fraglich. Der Chronist hat die schnell dahineilenden Ereignisse des Tages im Fluge erfaßt und unter dem ersten, unmittelbarsten Eindruck seine Gedanken darüber niedergeschrieben. Es sind die flüchtigen Aufzeichnungen eines geistvollen Mitlebenden, der mit seiner Chronik keinen andern Zweck verfolgt, als sich selbst und seinen Lesern durch eine muntere Darstellung der bekannten Dinge, mit denen sich die Woche hauptsächlich beschäftigt hat, eine vergnügte Viertelstunde zu bereiten. Die bemerkenswertheste Eigenschaft und der bedeutendste Vorzug der Dohm'schen „Chronik" ist die Form. Wer die Zeit- und Leitgedichte im „Kladderadatsch", die meisterhaften Uebersetzungen der burlesken Opern „Die schöne Helena", „Mamsell Angot", u. s. w. und namentlich das linguistische Kunstwerk: Lafontaine's „Fabeln" in deutscher Uebertragung kennt, weiß, daß Ernst Dohm ein Sprachkünstler in des Wortes edelster Bedeutung ist. Dohm ist einer der größten Meister der Verskunst. Bei ihm erfüllt der Reim vollkommen die Bedingung, die Boileau an den oft widerborstigen Gesellen stellt; der Reim ist bei Dohm wirklich ein Sklave, der seinem Herrn und Meister blindlings zu gehorchen hat. Niemals nimmt er sich heraus, den freien Gedanken einengen oder meistern zu wollen. Dohm spielt mit dem Reim ganz muthwillig, und in dem kleinen Buche ist wohl nicht eine Seite, in der uns nicht irgend ein unerwartetes originelles Reimpaar überraschte; aber die Verse fließen dabei so natürlich und ungezwungen, daß man auf das Kunststück aufmerksam gemacht werden muß, um es zu bemerken. Die Dohm'sche „Chronik" gehört nicht zu den Büchern,

die man in einem Zuge liest, — dazu ist sie schon wegen der Gleichmäßigkeit der Form nicht angethan, — sondern zu denen, die man in müßigen Stunden immer wieder in die Hand nimmt und immer wieder mit neuem Vergnügen durchblättert.

Rich. Hamel, ein Wonnejahr. kl. 8. VI u. 172 S. Rostock, 1879, Werther. ℳ 3. —

Emil Palleske, Schillers Leben und Werke. Zehnte, neu verbesserte Auflage. 2 Bde. kl. 8. XVI u. 548 u. XIX u. 615 S. Stuttgart, 1879, Karl Krabbe. ℳ 5. — geb. ℳ 6. 75

Was immer gegen Palleske's Schillerbiographie vorgebracht werden mag, sie ist und bleibt wohl bis auf Weiteres das wirkungsvollste Buch, welches dem Leben des großen Dichters bis jetzt gewidmet worden ist. Durch die warme Begeisterung für seinen Gegenstand, der eine klare und doch schwungvolle Sprache zum Ausdruck dient, in seinem liebevollen Eindringen in das innere Wesen des Dichters und seiner Werke, ist das Buch, vor vielen anderen von vielleicht größerer wissenschaftlich-kritischer Bedeutung, berufen gewesen, die Idealgestalt Schillers seiner Nation noch näher zu bringen. Dies bewirkt zu haben, wird Palleske's Schillerbuch zu lang währendem Ruhm gereichen.

Charlotte. (Für die Freunde der Verewigten). Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. 8. XX u. 259 S. Mit dem Porträt der Verfasserin in Photographie. Stuttgart, 1879, Karl Krabbe. ℳ 7.—

Wir sind Palleske zu großem Danke verpflichtet, daß er jetzt diese Memoiren veröffentlicht hat; sie gestatten uns zwar keineswegs unmittelbare Rückschlüsse auf die Jugendzeit der Frau von Kalb, denn sie sind in ihrem hohen Alter von der seit vielen Jahren Erblindeten dictirt worden und stehen in dieser Beziehung bei weitem den Briefen an Jean Paul nach, deren erster im Anfange des Jahres 1796 geschrieben; Jedem aber, der sehen kann und sehen will, geben sie von dieser seltenen und in keiner Weise, wie Stahr will, mit einem Theile der übrigen Frauen des 18. Jahrhunderts vergleichbaren Frau ein so klares, und dem von Stahr gezeichneten so diametral entgegengesetztes Bild, daß wir diese Publication mit der aufrichtigsten Freude begrüßen müssen. Sie ist in der That eine Rettung, eine Vertheidigung gegen einen Ankläger, dessen Tadel, wie Palleske mit ausgezeichneter Ironie bemerkt, um so schwerer wiegen mußte, als er in seinem Gefühl für Wahrheit und Recht selbst in die Vorzeit zurückgegangen war, um den Ruf einer Kleopatra durch Ehrenrettung zu heben. Doch wir lernen aus dem Buche nicht nur den Charakter und die Entwicklung Charlottens kennen: es ist auch ein vortreffliches Zeitbild, denn die Verfasserin hat, als eine Ebenbürtige, mit den Ersten ihrer Zeit in vertrauter, inniger Freundschaft gelebt. Sie erzählt uns vor Allem von ihren Beziehungen zu Schiller und ihrer Verehrung Herder's, sodann auch von Goethe und Wieland, Matthisson, Bonstetten und Gotter, von der Herzogin Louise, der Frau von Stein und Bettina von Arnim. Hierzu kommen nun noch bald breit ausgeführte, bald nur mit wenig Strichen entworfene, aber immer prägnante Charakterschilderungen ihrer Verwandten oder von Personen, denen sie sonst nahe gestanden; ich erinnere nur an das insbesondere durch den Gegensatz zu ihr selbst interessante Portrait ihrer Schwester, des wilden, lieblich scharfen, schnippischen, muthwilligen, zur Schlauheit geneigten und am Glanze haftenden Lordchens, des Feenkindes. Es kommen endlich hinzu tiefpoetische, ebenso plastisch als farbenreich hingestellte Schilderungen von einzelnen Erlebnissen, Situationen oder Naturscenerien. Daß Palleske nicht nur durch die Publikation überhaupt sich unsern Dank erworben, sondern auch durch die Feinfühligkeit und Wärme, mit der er die Einleitung geschrieben, durch das Geschick, womit er den Text, da wo es nöthig war, hergestellt und berichtigt, durch die Gelehrsamkeit und genaue Kenntniß, mit der er die Anmerkung hinzugefügt hat, sei ganz besonders hervorgehoben. Auch der Abdruck von Charlottens Dichtungen „Maya — Fimanté“ und „Das Mahl“ ist uns nicht minder willkommen, wie der zum Theil noch neues urkundliches Material bietende Anhang.

p. n.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Band 10. — Heft 29.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

August 1879.

Inhalt.

Hierzu das Portrait Gustav Freytag's, Radirung von Paul Halm in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

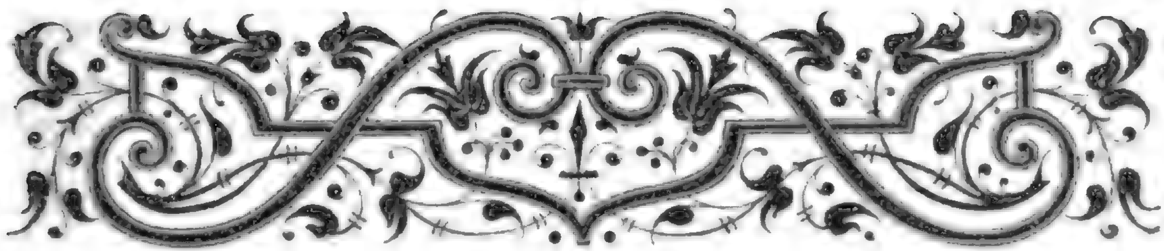
Paul Lindau.

X. Band. — August 1879. — 29. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Gustav Freytag.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Die Renegatin.

Eine Erzählung aus dem Orient.

Von

D. Ernst.*)

Erstes Kapitel.

Es war am 1. Juni 1870. Der französische Dampfer „Tage", eines der schönsten und größten Postschiffe der Marseiller Dampfschifffahrtsgesellschaft, lichtete eben die Anker, um den Hafen von Neapel, den er auf seiner Fahrt nach der Levante angelaufen, zu verlassen. Ein hohltönendes, schauriges Pfeifen gellte minutenlang durch die klare, milde Abendluft, die Ankerketten rasselten, Matrosen eilten auf Commandoworte hin und her; der stattliche Capitän auf dem obersten Deck hob die Hand, um das Zeichen zur Fortnahme des schmalen Steges zu geben, der noch das Schiff mit dem festen Lande verband, da sah man auf dem Quai eiligen Schrittes noch ein paar Passagiere herankommen, die dem Schiffe zustrebten. Ihre langen, schweren Gewänder hinderten die rasche Bewegung der Verspäteten, und keuchend, athemlos gelangten sie endlich an das Ende der Mole, vor welcher der Dampfer ungeduldig schnaubte. Es waren drei Reisende, welche, gefolgt von mehreren Lastträgern mit großen Collis, jetzt vor dem Stege hielten, ein Priester im langen Jesuitenkleide und zwei Nonnen in grauen Gewändern, mit weißen, weit vom Kopfe abstehenden Hüten. Während sie die Anzahl ihrer Koffer einer flüchtigen Inspection unterwarfen, wurden die Ankommenden vom Dampfer aus gar angelegentlich beobachtet. Einige Matrosen rümpften die Nase über die geistliche Fracht und flüsterten sich bedeutsame Worte zu über bevorstehende stürmische Fahrt; der Capitän

*) Die (pseudonyme) Verfasserin lebt seit einer langen Reihe von Jahren in Constantinopel, durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen mit denmaßgeben den Persönlichkeiten und Dingen der türkischen Hauptstadt wie Wenige vertraut. Ihre, während des letzten russisch-türkischen Krieges in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Aufzeichnungen „Aus dem Tagebuche einer Dame" verdanken dieser in ihnen sich abspiegelnden Vertrautheit mit den geschilderten Verhältnissen ihren bedeutenden, fast sensationellen Erfolg.

sprach zum Lieutenant seine Freude darüber aus, an dem Priester einen liebenswürdigen Gesellschafter für seine stille Tafelrunde zu erhalten; auf dem ersten und zweiten Verdeck machte man ebenfalls Bemerkungen. Auf letzterem stand ein Mann in halblangem, schwarzem Rock mit weißer Halsbinde und langem schlichten Haar, das sein jüdisch ausgeprägtes Gesicht umrahmte. Er unterhielt sich in deutscher Sprache mit einer kleinen, triefäugigen Frau, die neben ihm stand und richtete dann und wann ein Wörtchen im spanisch-jüdischen Jargon an eine alte, runzlige Jüdin, welche in orientalischem Pelz und dunkelm Kopftuch des neapolitanischen Klimas zu spotten schien. „Da führt der Herr uns böse Reisegesellschaft zu, Henriette", sagte er salbungsvoll zu ersterer.

„Wie magst Du nur so sprechen, Ephraim?" war die scharfe Antwort. „Freuen solltest Du Dich, daß schon auf der Reise Dir die Gelegenheit wird, mit den Mächten der Finsterniß den Kampf zu beginnen, den Du in dem unheiligen Türkenlande zu führen berufen bist".

„Das ist auch wahr", entgegnete der Mann unterwürfig. „Ich Träger wollte feiern nach den letzten Drangsalen in Abyssinien; doch die Schlachtdrommete schallt, sie soll mich nicht vergebens rufen".

Die rothäugige Frau nickte Beifall und wandte sich, das Spanische radebrechend, an die alte Jüdin, die sich bescheiden in einiger Entfernung von dem Missionär und seiner Gattin hielt, um sie zu fragen, ob sie den götzendienerischen Baalspriester und die thörichten Jungfrauen dort drüben etwa aus Konstantinopel her kenne.

„Nur aus die Tracht", sagte die Alte. „Der Mann ist einer von die, was sich Jesuiten heißen, die Nonnen möge Jehova segnen, sie thun viel Gutes auch an die jüdische Kranke und Arme in der großen Stadt Konstantinopel". — Sie sprach Deutsch, aber wie man eine halb vergessene Sprache redet, die man zudem nie richtig gekonnt.

„Wie störrisch und boshaft Ihr seid, Lea", fuhr sie der Missionär an. „Wie oft soll ich Euch ersuchen, spanisch mit uns zu sprechen, da Ihr es so gut könnt, als wäret Ihr im Judendorfe am Goldenen Horn geboren. Mir und meiner Frau fällt das Reden in Eurer fremden Zunge noch schwer, und es wäre uns damit gedient, wolltet Ihr uns spanisch antworten. Wir aber könnten Euch himmlische Trosteswort spenden zum Dank".

„Wie haißt?" fragte die Alte, ihn keck aus kleinen, zwinkernden Augen anblinzelnd. „Soll ich sein gefällig einen Judenmissionär, einen Mann, was verlassen hat den Glauben seiner Väter und jetzt abtrünnig machen will auch Andere? Wenn Sie werden kommen nach unsern Judendorf und werden wollen bekehren in Ihre Schule unsere jungen Leute, soll es da heißen, daß Rabbi Diaz' Weib Sie gelehrt hat unsere Sprache? Nein, so soll es nicht heißen".

Der Missionär zuckte die Achseln und wandte sich mit seiner Frau fort von der Verstockten, die in sich hinein kicherte.

Inzwischen gingen auf dem ersten Verdeck ein ältlicher Herr und eine junge, in Trauer gekleidete Dame mit einander auf und ab, wie man es so leicht gewohnt wird während einer längeren Seereise; der Herr trug beinahe allein die Kosten der Unterhaltung, welche französisch geführt wurde. Er sprach dasselbe elegant und geläufig, doch mit dem Fehler der Griechen, die an Stelle des ch und j, dessen Aequivalente ihre lautarme Sprache nicht hat, meistens s oder z artikuliren, so daß château zum sâteau, jardin zum zardin wird. Die Dame antwortete immer nur wenige Worte auf seine lebhaften Phrasen; eine gewisse Zurückhaltung machte sich in ihren gut gewählten und rein gesprochenen Worten bemerklich. Eben waren Beide Zeugen des Dauerlaufes der drei geistlichen Gewänder gewesen, und der Herr sagte, leise lachend: „Panagia (heilige Jungfrau), da bekommen wir schöne Passagiere!“ Doch schnell in einen andern Ton übergehend, fragte er verbindlich: „Entschuldigen Sie. Vielleicht ist Ihnen diese Gesellschaft erwünscht. Darf ich fragen, ob Sie katholisch sind Madame?“

„Ich bin katholisch getauft“, entgegnete die Gefragte.

„Das freut mich zu hören“, sagte der Herr. „Es gibt einer jungen Dame einen poetischen Nimbus, katholisch zu sein. Die protestantischen Damen haben etwas Nüchternes, was ihre Anmuth beeinträchtigt. Uebrigens hätte ich mir die Frage ersparen können. Die meisten Französinnen sind ja katholisch“.

„Ich bin keine Französin, mein Herr, und auch nicht ganz Katholikin“.

„Sie sehen mich erstaunt. Ich habe Sie, so lange ich die Ehre habe Sie zu kennen, Madame, was leider erst seit zwei Tagen der Fall ist, immer für eine Art von Sphynx gehalten, so räthselhaft schien mir Ihr Wesen, ja schon Ihre isolirte Erscheinung auf dem „Tage“. Ihre Worte klingen abermals sehr sphynxhaft. Nicht Französin mit diesem Accent; nicht katholisch und doch so getauft? Ah, ich hab's“, rief er, sich vor die Stirn schlagend. „Sie haben einen Engländer oder einen Deutschen geheirathet und sich von ihm bekehren lassen“.

„Ich bin nicht verheirathet, mein Herr“.

„Auch das noch! Es scheint, meine Menschenkenntniß läßt mich bei Ihnen ganz im Stiche. Das Sichere in Ihrem Wesen, das Wagniß, allein die Reise von Marseille in den Orient zu unternehmen, ließen mich fast vermuthen, daß Sie verheirathet seien“.

„Nun muß ich wohl den Schleier des Geheimnisses lüften“, sagte seine Begleiterin, über die Neugier des Reisenden lächelnd. „Eigentlich ist das aber schade; denn von der Sphynx wird nicht viel übrig bleiben. Ich bin eine Deutsche, mein Herr, und heiße Angela Waldow; meine Mutter aber war Französin; ihrem Wunsche entsprechend, den sie, kurze Zeit nachdem ich geboren, auf dem Todtenbette aussprach, wurde ich katholisch getauft; mein

deutscher Vater, den ich erst seit wenigen Monaten verloren, war Protestant. Er ist mir so theuer, daß auch seine Religion es mir sein muß".

„Ich verstehe Sie, mein Fräulein", entgegnete der redselige Herr, „und alles in allem genommen, haben auch die Protestanten ihre vortrefflichen Seiten, und ihre Frauen sind oft sehr aufgeklärt und gebildet. Wie aber kommt es, daß Sie so kurze Zeit nach dem Tode Ihres Vaters in den Orient gehen? Nehmen Sie mir die Frage nicht übel!" — hier strich er sich wohlgefällig den leise ergrauenden Bart, — „ich bin ja ein alter Mann und kenne meine Heimat. Sie ist kein Ort für ein junges Mädchen von Ihrer Persönlichkeit; wenn Sie, wie ich fast fürchte, genöthigt sein sollten, dort allein zu stehen".

„Das bin ich aber nicht, dem Himmel sei Dank!" sprach sie zufrieden lächelnd. „Ich werde in Konstantinopel meine zweite Heimath finden. Ein Bruder meiner Mutter, ein französischer Rentier, der den größten Theil seines Lebens im Orient zugebracht, hat mich aufgefordert, zu ihm zu kommen. Er ist unverheirathet und sehnt sich nach der Pflege einer Tochter".

„Verzeihen Sie mir eine letzte Indiscretion! Wie ist der Name Ihres Onkels?"

„Théophile Debond".

„Panagia, wie sich das trifft! Ich kenne den Onkel, habe manche fröhliche Stunde bei ihm verlebt, manch feines Junggesellendiner bei ihm verzehrt. Und seine Weine! Nun, er hat nicht umsonst durch den Handel damit sich sein schönes Vermögen erworben. Mein Fräulein, betrachten Sie mich jetzt als Ihren ganz besonderen Beschützer. Sie wissen vielleicht schon, daß mein Name Lascaris ist. Erfahren Sie nun das Nähere über meine Persönlichkeit, meine Verhältnisse. Ich bin im Phanar geboren, aus einer der ältesten griechischen Familien, aber — erschrecken Sie nicht — ich bin in türkischen Diensten. Musteschar, d. h. Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern. Was wollen Sie? Gar manche meiner Landsleute sind genöthigt, der Pforte zu dienen, die doch einmal de fait das byzantinische Reich beherrscht. Verzeihen Sie, ich spreche vielleicht zu offen; indessen Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich bin verheirathet und zwar ist meine Frau eine der elegantesten Damen von Pera und meine Tochter Kalliope, noch ein Kind, verspricht, ihrer Mutter zu ähneln. Ich würde noch glücklicher über Beider Distinction sein, wenn sie mich etwas weniger kosteten; aber Ehre sei Gott! unsere Damen verstehen es, die Männer zum Arbeiten anzuhalten! Mein Gehalt bei der Pforte reicht kaum für die Bezahlung der Pariser Rechnungen".

Der Musteschar hielt erschöpft nach seiner langen Rede inne, sammelte sich aber bald wieder soweit, um das junge Mädchen zu bitten, wenn sie in Konstantinopel sei, seine Damen aufzusuchen. Angela versprach es freundlich und suchte sich dann von ihrem gesprächigen Beschützer etwas los zu machen, da sein Wortschwall und seine Neugier sie nicht ganz angenehm berührten.

Er war auch durchaus nicht abgeneigt, die Sphynx zu verlassen, nachdem sie ihm selbst ihre Räthsel gelöst, um sich nach den neuen Mitreisenden umzusehen, welche unterdessen an Bord gekommen waren. Der Priester war in eine Cajüte erster Classe einquartiert worden, die Nonnen saßen bereits auf dem zweiten Verdeck, drehten ihre Rosenkränze in den Fingern, murmelten Gebete und blickten schwärmerisch hinüber nach dem Ufer von Italien, an welchem der „Tage" jetzt entlang fuhr. Die Gegenwart der barmherzigen Schwestern schien die Missionärsfrau mit unbeschreiblicher Aufregung zu erfüllen; sie umkreiste sie in immer engeren Bahnen, und wenig fehlte, so hätte sie in frommem Eifer die Andachtsübungen der Schwestern unterbrochen.

Diesen nahte jetzt der Capitän, um ihnen Cajüten erster Classe anzubieten, was aber von soeur Philomèle, einer älteren, hohläugig und geisterhaft blickenden Nonne, und nach ihr auch von soeur Eulalie, einer jungen, frischen Erscheinung, dankend abgelehnt wurde. Der Capitän zog sich darauf ehrerbietig zurück und traf auf dem Wege zum ersten Verdeck mit dem Musteschar zusammen. „Nun", fragte dieser, „wo bleibt der Pater? Ich bin begierig, seine Bekanntschaft zu machen".

„Das lohnt der Mühe", entgegnete der Seemann, „Pater Jérôme ist eine der festesten Stützen unserer heiligen Kirche im Osten. Ich hatte die Ehre, ihn schon mehrmals an Bord des „Tage" zu sehen. Er reist oft von Konstantinopel nach Neapel, dann natürlich weiter nach Rom, wo er viele Verbindungen hat. Ist er doch einer der besten Schüler der Propaganda gewesen und ein besonderer Liebling des Cardinals Franchi".

„So, so," meinte der Musteschar etwas kleinlaut und verließ den Capitän eiligst, um Angela wieder aufzusuchen.

„Zu Ihnen darf ich ungezwungen reden", sagte der lebhafte Herr, sobald er an sie herangetreten war. „Sie scheinen mir neutral genug, um mir's nicht übel zu nehmen, wenn ich auf jene Schleicher, die Pfaffen, von denen unser Capitän so viel Wesens macht, ein wenig losziehe. Ich, der ich die innern Angelegenheiten der Türkei kenne wie meine Tasche, weiß, welche gefährlichen, unersättlichen Clienten wir an diesen Congregationen haben, die seit Jahren, unter dem Schutze Frankreichs, den ganzen Orient mit ihren Anstalten überziehen. Jesuiten hier, Nonnen dort, Bekehrungen, Hetzereien, Intriguen überall! Wenn denn doch einmal eine Kirche im Orient herrschen soll, laßt es die orthodoxe sein! Uns gehört der Boden, wir sind die Zahlreichen. Mit Mühe und Noth stiften wir Griechen überall Literaturvereine, gründen Schulen und erziehen unsere Kinder in der Liebe zu unserer alten Ecclesia; aber die französischen Katholiken laufen uns den Rang ab mit ihren reichen Mitteln, ihren schlauköpfigen Priestern. Die unseren sind zum größten Theile unwissend, roh, abergläubig; aber sie drängen sich nicht in Familien, streben nicht nach politischem Einfluß, das ist das Gute an ihnen".

Angela, der es interessant war, über ihr zukünftiges Vaterland recht viel zu hören, nahm lebhaften Antheil an den Mittheilungen des Musteschar; bald aber wurden dieselben unterbrochen, denn der Capitän näherte sich den beiden Passagieren mit dem Pater, den er ihnen als le révérend père Jérôme vorstellte. Nicht wenig erstaunte die junge Deutsche, als ihr griechischer Beschützer, unmittelbar nach seiner Philippika gegen die Congregationen, sich mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken an den Pater wandte, der seinerseits erfreut schien, die Bekanntschaft des Musteschar zu machen. Pater Jérôme war ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren; sein regelmäßiges Gesicht mit der etwas kahl werdenden Stirn und dem mächtigen glänzend schwarzen Barte, der den Physiognomien der Priester im Orient etwas so Charakteristisches gibt, bot in den strahlenden, geistblitzenden Augen und den feinen, zur Beredtsamkeit geformten Lippen zwei Anhaltspunkte, auf denen jeder unbefangene Blick gern ruhen mußte. Er kam bald in ein lebhaftes Gespräch mit dem Musteschar, dem er die Verdienste vieler Brüder und Schwestern aus dem Orient um Krankenpflege und Erziehung schilderte.

„Ich kenne keine schönere Illustration für meine Berichte, als diejenige, die wir an Bord haben“, sagte er. „Ma soeur Philomèle und ma soeur Eulalie sind zwei jener engelhaften Wesen, welche ihr Dasein der leidenden Menschheit zum Opfer bringen. Die erstere ist von ihrem Orden zu ihrer Erholung und vor allem zu ihrer Belohnung nach Rom gesandt worden, wo es ihr vergönnt war, dem Heiligen Vater mündlich Bericht abzustatten über die Wirksamkeit ihres Hauses im Orient. Beladen mit geistlichen Schätzen, mit dem apostolischen Segen kehrt sie jetzt mit ihrer Begleiterin, die auch Großes verspricht, unter meinem Schutze nach Konstantinopel zurück; leider fürchte ich, daß ihre Gesundheit durch die seelischen Erregungen während des Aufenthaltes in der ewigen Stadt noch mehr gelitten hat, und daß sie nicht lange mehr unter uns wandeln wird. Würde es Ihnen nicht lieb sein, mein Fräulein“, wandte er sich an Angela, „da Sie alleinige Dame unter den Passagieren erster Klasse sind, Anschluß an die verehrungswürdigen Schwestern zu finden?“

Angela schwieg verlegen einen Augenblick. „Ich bin so gar nicht gewöhnt an den Verkehr mit Nonnen“, sagte sie endlich, „ich fürchte fast, ihnen unbewußt Anstoß geben zu können“.

„O, jene sind gewöhnt an den Verkehr mit Andersgläubigen“.

„Das Fräulein ist katholisch“, berichtete der Musteschar.

„Und doch nicht an den Verkehr mit Schwestern gewöhnt? Werden nicht in Frankreich meist junge Mädchen in Klöstern erzogen? Wie sehr bedaure ich Sie —“

„Ich bin eine Deutsche“, sagte Angela nun kühl und ruhig, „und von meinem Vater selbst, einem Protestanten, erzogen worden. Er stand so hoch in seinen geistigen Anschauungen, daß ihm die verschiedenen Confessionen

unendlich klein erscheinen mußten, und wenn ich auch nie vermochte, ihm auf die philosophischen Höhen zu folgen, die er so sicher beschritt, so habe ich doch von ihm gelernt, äußere Unterschiede, Glaubensformen als etwas Unwesentliches zu betrachten".

„Das klingt allerdings sehr deutsch und sehr protestantisch", sagte der Pater, „und ich beklage aufrichtig die Richtung, welche Ihr lebhafter Geist genommen. Vielleicht ist es Ihnen peinlich, da Sie fast eine Abtrünnige von unserer heiligen Kirche geworden, die Bekanntschaft zweier weiblicher Wesen zu machen, die im Schoße derselben eine Heiligkeit und eine Seligkeit genießen, die Menschenworte nicht zu schildern vermögen".

„Es ist nicht das", sagte Angela eifrig. „Ich freue mich, wenn sie gut und glücklich sind. Aber ich weiß so wenig Bescheid mit den Ceremonien der katholischen Kirche . . ."

„Die Schwestern werden Mitleid haben mit Ihrer seelischen Armuth".

„Dessen bedarf es nicht", entgegnete Angela rasch. „Ich habe nie eine Lücke gespürt, nie ein Gefühl der Armuth gehabt, so lange mein Vater bei mir war".

Sie kämpfte mit ihren Thränen und ging hinab in ihre Cajüte.

Beim Abendessen fanden sich die wenigen Passagiere der ersten Cajüte im Speisesalon zusammen, und die Unterhaltung wurde lebhaft und anregend. Angela horchte schweigend aber aufmerksam; sie bedauerte, durch zu aufrichtige Worte ihr Inneres den beiden Reisegefährten so klar gelegt zu haben, daß diese jetzt, wie sie wohl fühlte, sie schonend behandelten und alle Themata vermieden, die Angela hätten verletzen können.

In den nächsten Tagen durchfurchte das schnelle Postschiff in athemloser Eile die herrlichen Fluthen des mittelländischen Meeres, seinen Cours auf Smyrna haltend. Die balsamische Luft, die wechselnde Aussicht auf Küsten, Inseln oder auf einen jeweiligen Horizont von Meer und Himmel lockten die Passagiere immer wieder auf das Deck, und selbst einen Theil der Mondscheinnächte verplauderte man unter dem Zeltdach oben. Die Schranken zwischen den Reisenden erster und zweiter Klasse waren gefallen, und unbefangen verkehrte die Gesellschaft mit einander. Hätte nicht Herr Eisbrand, der Missionär, angefeuert von seiner starkgläubigen Gattin, zuweilen versucht, seine Mitreisenden zu bekehren, so würde nicht der leiseste Mißton den Verkehr derselben gestört haben. Aber über diesen setzte man sich hinaus. Niemand entgegnete dem übereifrigen Apostel auf seine Beschwörungen, und so theilte er nur Schläge in's Wasser aus.

Angela war inzwischen mit den Nonnen bekannt geworden und fühlte sich zu Eulalie hingezogen. Philomele hatte ihr in wahrer Verzückung von den Erlebnissen in Rom gesprochen, vom Pantoffelkuß, dem Segen Seiner Heiligkeit, den Kisten voll gebenedeiter Rosenkränze und Medaillen, den heiligen Reliquien, die sie mitgenommen für das Kloster; Eulalie erzählte Angela von der wunderbaren Türkenstadt am Bosporus, in der sie bereits

einige Jahre gewirkt hatte, und immer fand sie bei dem jungen Mädchen reges Interesse für alle ihre Berichte.

Angela's Seele war noch wie ein Buch mit weißen, unbeschriebenen Blättern. Sie hatte bisher still und von der Welt zurückgezogen mit einem alten kränklichen Vater, dessen einziges Kind sie war, gelebt, ihm als Vorleserin und Pflegerin ihre Tage gewidmet, mit wenigen Personen verkehrt, welche meist, wie ihr Vater, zu Gelehrtenkreisen gehörten. Nach dem Tode desselben war erst eine Zeit bitteren Schmerzes, oder Verlassenheit für sie gefolgt, bis die Aufforderung ihres Onkels, die mittellose Waise möge zu ihm in den Orient kommen, ihrer elastischen Seele plötzlich einen neuen Lebenszweck gegeben, ihrer lebhaften Phantasie bunte, farbenprächtige Bilder vorgeführt hatte. Sie sog begierig jede Nachricht über orientalische Verhältnisse ein, welche ihre Mitreisenden ihr geben konnten und suchte sogar die Bekanntschaft der Frau Lea Diaz, um sich von dieser von dem Leben und Treiben in den drei Judendörfern am Bosporus und Goldenen Horn erzählen zu lassen, in welchen spanische und portugiesische Vertriebene unter dem Scepter türkischer Toleranz schon seit Jahrhunderten ein verhältnißmäßig ruhiges Dasein fristen.

Zweites Kapitel.

Wie groß war Angela's Freude, als der Capitän ihr kurz vor der Ankunft des Schiffes in Smyrna mittheilte, sie würden dort eine Anzahl türkischer Passagiere an Bord bekommen, sogar eine Schaar von Redifs (Reservetruppen), welche aus Anatolien nach der Hauptstadt unterwegs seien! Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, in welchem der „Tage“ im Hafen von Smyrna vor Anker ging, und trotz der fürchterlichen Hitze, welche das Athmen erschwerte und Auge und Ohr mit einem lastenden Schleier umflorte, blieb sie auf Deck, um die Einschiffung der türkischen Truppen nicht zu versäumen.

Das Zwischendeck war für die Ankömmlinge geklärt worden; von sonstigen Vorbereitungen sah man aber nichts. Nun stieß Boot auf Boot vom Ufer ab, und ihnen entstiegen am Schiff die kräftigen, sonnenverbrannten Gesellen in dunkelblauer, roth eingefaßter Uniform, das Fez auf dem Haupte, Seitengewehr und Flinte nachlässig in der Hand tragend.

In wenigen Minuten waren Hunderte von Redifs auf dem Schiffe versammelt und begannen sich häuslich einzurichten. Die Waffen wurden zusammengestellt und gruppenweise setzte man sich auf den Boden, den mitgebrachten Mundvorrath hervorziehend oder neuen von den Gemüsehändlern einkaufend, deren kleine Barken das Schiff umschwärmten und die mit gellenden Stimmen ihre grüne Waare anpriesen. Angela sah mit Staunen, wie die Soldaten ihre blitzenden Zähne heißhungrig in rohe Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, Salatköpfe einschlugen, dazu große Quantitäten lockern Brotes vertilgend; ein Wasserkrug machte die Runde, und

sein Inhalt wurde mit höchstem Wohlbehagen geschlürft. Selbst die Offiziere theilten die frugale Kost ihrer Mannschaften, wie sie denn auch mit diesen im Freien campirten; ihre Mahlzeit empfing nur höhere Bedeutung durch das hinzugefügte leckere Gericht eines gekochten Hammelkopfes, den sie mit Fingern und Zähnen seines Fleisches entkleideten.

„Wie widerwärtig!“ rief Angela, neben dem Musteschar stehend, der mit einem großen, weißen Sonnenschirm bewaffnet war und den Strohhut mit einem weißen Mousselinschleier bedeckt trug.

„Ja, es ist ein barbarisches Volk!“ meinte er. „Den Soldaten mag man es noch so hingehen lassen, wenn sie fressen wie die Thiere und ähnlich leben; aber den Offizieren! Was sind sie Besseres und Höheres als ihre Mannschaften? Was haben sie gelernt von der Kriegskunde? Sie schlagen höchstens drauf zu, ob es paßt oder nicht, aber sie wissen nie warum und wie. Es gibt zwar auch unter ihnen feingebildete, geschniegelte Herrchen, die in Paris und London ihre Sporen verdient und nun nicht mehr in die Heimat passen, aber die sind selten. Doch was sehe ich? Da stößt ja eben eine Barke vom Lande, in welcher ein reichuniformirter Türke mit seinem Diener hinter sich sitzt. Sollten wir eine militärische Größe an Bord bekommen?“ Er wandte sich eifrig um Auskunft an den Capitän.

„Es ist Mehmet Bey“, sagte dieser, „der von einer Inspectionsreise nach Kars und Erzerum zurückkehrt“.

„Derselbe, der früher Attaché in Paris war?“

„Ganz Recht, Fuad Paschas einstiger Günstling“.

„Da sehen Sie, mein Fräulein“, wandte sich der Musteschar an Angela, „wir bekommen einen Repräsentanten der jeune Turquie an Bord, und zwar keinen üblen Jungen. Seine Geschichte ist mir nicht unbekannt. Er war mit Murad Effendi, dem Neffen unseres jetzigen Sultans, Abdul Aziz, erzogen worden und galt für dessen Freund. Als nun vor einigen Jahren der Prinz von Wales nach Konstantinopel kam, wollte er hinter dem Rücken des regierenden Padischahs mit dem präsumtiven Thronfolger in Verbindung treten und Mehmet Bey soll dabei als Zwischenträger gedient haben. Zur Strafe wurde er, als die Intrigue entdeckt ward, von Fuad Pascha, der ihm wohlwollte, nach Paris geschickt, wo er der türkischen Gesandtschaft zwei Jahre attachirt war. Ali Pascha hat ihn aber dann zurückberufen, und jetzt wird der Diplomat zum Festungsinspector. So geht es bei den Türken zu“.

Während Angela dieser Personalbeschreibung aufmerksam lauschte, hatte ihr Blick das herankommende Boot nicht einen Augenblick verlassen. Jetzt legte es am Schiffe an, und, begrüßt von dem Capitän und seinen Offizieren, stieg ein großer, junger Mann die Schiffstreppe herauf und machte, oben angekommen, gegen die Herren dreimal das Temmenah, den türkischen Gruß, bei welchem die rechte Hand des Grüßenden zuerst als Zeichen der Ehrerbietung die Erde berührt, dann, zum Beweise der Freundschaft, die eigene Brust, endlich, als Symbol der Aufrichtigkeit, die Stirn. Dieser Gruß wird

verschieden nüancirt, je nach der Bedeutung der begrüßten Person: er kann fast zum Kniefall werden, wenn die Ehrfurcht vor dem Hochgestellten überwiegt; er kann ein flüchtiges Erkennungszeichen sein, bei dem die Stirn die Hauptrolle spielt, als schlüge man sich vor den Kopf, um sich besser besinnen zu können, mit wem man es zu thun habe. Mehmet Beys Gruß hielt die Mitte zwischen beiden Extremen; er war würdevoll und freundlich zugleich. Als der junge Türke sich dann zu voller Höhe aufrichtete, sah Angela, die sich mit dem Musteschar so weit als thunlich der Schiffstreppe genähert hatte, in ein schönes, volles, ovales Gesicht, aus dem die von etwas schweren, schlaffen Augenlidern halb verschleierten Augen in dunkler Pracht hervorstrahlten; ein kleiner schwarzer Schnurrbart zeichnete sich sein über kirschrothen, vollen Lippen, und Wange und Kinn, die glatt rasirt waren, überhauchte ein bläulich-schwarzer Schimmer. Das gleichfarbige Haar sah man nur in seinen Spitzen unter dem dunkeln Fez, welches den Kopf deckte. Die reiche, goldgestickte Uniform des jungen Majors saß etwas nachlässig auf seinem kraftvoll gebauten Körper. Im Ganzen war der Eindruck dieser Erscheinung ein durchaus vornehmer, fesselnder, und Angela konnte nicht umhin, sich über den schönen Moslem, der das Schiff betrat, als wäre er Herr auf demselben, zu wundern.

Als nun sein Blick auf sie fiel, sah man sein Auge sich scheinbar vergrößern, daß das Weiße daran perlmutterartig blitzte, und die vollen Lippen öffneten sich, um zwei Reihen fast zu regelmäßiger kleiner milchfarbiger Zähne zu entblößen. Aber dies dauerte nur einen Moment und er schloß halb die Lider, drückte die Lippen aufeinander und wandte sich höflich mit einigen französischen Worten an den Musteschar, den er in Paris gesehen zu haben sich erinnerte.

Als Angela am Abend den Speisesalon betrat, fand sie Lascaris, ihren bisherigen Tischnachbar, bereits ihrer wartend.

„Ich opferte mich für Sie, mein Fräulein, und Ihre ethnographischen Studien“, sagte er scherzend, „sehen Sie selbst! Ich verzichte auf meinen Platz bei Tische neben Ihnen zu Gunsten unseres neuen Passagiers. Ich denke es wird Ihnen Vergnügen machen, mit einem Türken zu plaudern. Ich selbst reservire mir einen Platz Ihnen gegenüber und will von dort aus beobachten, wie Mehmet Bey seinen gesellschaftlichen Pflichten nachkommt, und ob er Ihnen nicht hundertmal Stoff zu leisem Lächeln gibt; denn er ist, trotz des Pariser Schliffs, doch ein Bär. So, und nun danken Sie mir, und vergessen Sie Ihren alten Freund nicht über Ihren Forschungen, die jeune Turquie betreffend“.

Angela hatte kaum Zeit, dem Musteschar ihre Verlegenheit über sein Arrangement auszusprechen, als schon die übrigen Mitglieder der Tischgesellschaft erschienen; noch ein anderer neuer Passagier war darunter, Herr Antoniades, ein Inselgrieche, der von Chios kam und nach Konstantinopel ging. Mehmet Bey war auch eingetreten, hielt sich aber im Hintergrunde, bis der Capitän ihn, wie Antoniades, der jungen Deutschen

vorstellte. Er machte Angela eine leichte Verbeugung, ohne sie anzusehen und nahm, wie bestimmt, neben ihr Platz.

Das Schiff war längst aus dem Hafen von Smyrna herausgefahren und näherte sich Mitylene, wo die Archipelwinde gewöhnlich am stärksten wehen. So tanzte es denn ein wenig auf den kurzen Wellen, und die Gesellschaft fühlte sich in nicht eben behaglicher Stimmung. Angela wußte mit ihrem Nachbar nichts anzufangen. Er war sehr schweigsam, aß wenig und mit guten Manieren, trank auch Champagner, den ihm sein Diener, welchen er Achmet nannte, eingoß. Nach dem Mahle wurde Kaffee auf's Verdeck gebracht und die Herren rauchten dort ihre Cigarretten. Der Capitän forderte Angela auf, sich hinauf zu begeben, um den beginnenden Sturm mit anzusehen, und sie folgte seinem Rathe, da sie begierig war, das aufgeregte Meer zu sehen. Sie stand an der Brüstung des Schiffes, ganz versunken in den herrlichen Anblick der schäumenden Wogen: da sah sie plötzlich neben sich den Schein einer angebrannten Cigarrette glimmen und eine weiche, wohltönende Männerstimme redete sie in reinem, aber mühsam beherrschtem Französisch an. Mehmet Bey stand neben ihr.

„Ich hoffe“, sagte er, „Sie leiden nicht zu sehr von der heftigen Bewegung und fürchten sich nicht mehr als gut. Um Ihretwillen wünschte ich, wir wären bereits im Hafen von Stambul“.

„Ich leide gar nicht“, sagte Angela heiter, „und fürchte mich noch weniger. Es macht mir im Gegentheil Freude, einen Sturm zu bestehen, und ich wollte, der Hafen wäre noch recht weit“.

„Wie schade“, sagte Mehmet Bey, „ich habe es so gern, wenn sich Frauen fürchten“.

„Warum?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Weil es für Frauen paßt. Verzeihen Sie, ich drücke mich vielleicht nicht richtig aus; aber mir scheint, eine Frau müsse sein wie eine Blume, zart und schmiegsam, dem Lichte zustrebend und vor Stürmen ihr Haupt neigend“.

„Sind die türkischen Damen so?“ fragte Angela neugierig.

„Sie waren einst so“, entgegnete der junge Moslem nachdenklich. „Jetzt streben viele von ihnen, den fränkischen Frauen nachzueifern“.

„Und das mißbilligen Sie?“

„Gewiß! — Ich sollte nicht so zu Ihnen reden, aber ich höre, Sie sind eine Deutsche und mir ward oft gesagt, die deutschen Frauen ähnelten den unsern von ehemals, sie lebten für ihr Frauenhaus und verließen es selten“.

„Nun, ganz so ist es doch wol nicht“, lächelte Angela.

„Ich kenne die Französinnen, die Pariserinnen, die im Westen als die Perlen ihres Geschlechtes gelten. Sie sind kaum noch Frauen. Sie wagen sich hinaus auf den Markt der Gesellschaft, halten ihre Schönheit Niemand verborgen, lieben ihre Männer nicht, nur Fremde“.

„Sie thun der Mehrzahl wol Unrecht. Wie viele Französinnen aus bürgerlichen Kreisen erwerben und schaffen mit ihren Gatten redlich um's tägliche Brot".

„Schmach über den Mann! Kann er seiner Erwählten kein besseres Loos bieten, als das, außer dem Hause für ihn zu arbeiten?"

„Ist denn das Ihrer Frauen beneidenswerther? Müssen sie nicht grenzenlos elend sein in ihren Harems, ohne Luft, Licht, Freiheit und Beschäftigung?"

„Glauben Sie das nicht! Bei uns sieht der Mann im Weibe nicht ein gleichgeartetes Wesen, das im Leben neben ihm kämpfen soll. Er sieht in der Geliebten den Schmuck seines Daseins, die Rose, die er an seine Brust steckt, deren Duft er einathmet, wenn er ruht. Sein Kleinod muß ihm allein gehören, darf nicht im Getriebe der Welt, aller Männer Augen ausgesetzt, seinen Werth verlieren. Unsere Frauen fühlen sich geehrt durch ihre Verborgenheit und sind stolz auf die Liebe, die selbst ihren Anblick keinem Andern gönnt".

„Das klingt recht poetisch", meinte Angela; „aber was wird aus der Rose, wenn sie verblüht?"

„Sie hat ihren Zweck erfüllt und welkt, um Knospen den Platz zu räumen. Oft bietet ihr die Mutterwürde Ersatz für den Traum der Liebe. Bei uns allein versteht man die Mutter zu ehren. Die ärmste Sclavin, die dem Sultan einen Sohn schenkt, darf hoffen, einst die mächtigste Frau des Reiches zu werden, wenn ihr Sohn den Thron besteigt".

„Und ist es eine Tochter?"

„Dann tritt die Mutter bescheiden zurück, wenn der Vater ihrer Tochter ein größerer Herr war als der ihre".

„Unmöglich!" rief Angela; „welche Ungerechtigkeit, welche Entwürdigung!"

„Betrachten Sie es nicht so! Die Mutter sieht in der Tochter sich selbst und dient ihr gern. Und kann sie nicht Beides vereinen, das Dienen und Herrschen? Meine Mutter — Allah segne Sie! — herrscht über ihren Sohn und schmiegt sich zu den Füßen ihrer Pflegetochter, des Kindes eines erlauchten Vaters".

„Und steht Ihre Mutter höher im Harem als Ihre Frau?"

„Ich habe keine Frau", sagte Mehmet Bey. „Vor Jahren war ich bestimmt, der Gemahl einer Sultana zu werden. Sie würde nie eine Andere neben sich geduldet haben. Ich hielt daher nur Sclavinnen. Ich fiel dann bei Hofe in Ungnade und wurde verbannt. Adileh Sultana hat einen Andern geheirathet, und ich fand in Paris und Anatolien keine Zeit, an's Heirathen zu denken. Jetzt aber, wenn ich nach Stambul zurückkehre, wird mir meine Mutter vielleicht eine Frau zuführen".

„Und Sie werden sie heirathen, ohne sie vorher gekannt zu haben?"

„Warum nicht? Wenn sie mir später nicht gefällt, kann ich sie verstoßen oder neben ihr noch eine andere nehmen".

Angela war empört. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß Poesie und Prosa in einem Menschen einander so aufheben könnten, wie sie dies in ihrer Vermischung bei dem jungen, schönen Türken thaten.

„Sind Sie erzürnt?“ fragte Mehmet Bey sanft. Ich verstehe es nicht, zu sprechen wie ein Franke; aber ich kenne die Franken genug, um zu wissen, daß sie nicht meinen, was sie sagen. Sie schwören einer Frau Treue und halten ihr Wort nicht. Die Frau aber, die ihnen glaubte, grämt sich um ihre Falschheit. Wir sind ehrlicher, und unsere Frauen können uns nie einen Vorwurf machen“.

„Sie denken und sprechen nicht gut von den Franken“, sagte die junge Deutsche gekränkt.

„Das ist wahr“, entgegnete Mehmet aufrichtig. „Doch da kommt der Musteschar, Ihr glücklicher Freund. Vor ihm nichts von unsern Frauen! Es wäre nicht passend“.

Angela stieg verwirrt und betäubt von dem eben Gehörten in ihre Cajüte hinab, und lange stieß der Schlaf, der ihr nahen wollte, auf den Widerstand ihrer hin- und herwogenden Gedanken. Ansichten als vollberechtigt vortragen zu hören, die die ganze civilisirte Welt für falsch erklärte, daran war sie noch nicht gewöhnt, das entsetzte sie. War es denn so schwer, in den einfachsten Verhältnissen des Lebens, zwischen Mann und Weib, Mutter und Kind, das Richtige zu treffen? Konnte das Natürlichste doppelsinnig sein? — Wie sonderbar, daß dieser Türke ihr seine Ansichten darlegen mußte! Sie kannte nicht genug von der Welt, um seine Beschuldigungen gegen die Franken widerlegen zu können. Aber was konnte er im Grunde dafür, daß kein Europäer ihm begegnet war, der ihn zur Anerkennung civilisirter Familienverhältnisse genöthigt, keine Europäerin, die ihm bewiesen, daß eine Frau ein höheres Dasein haben könne, als das blumenhafte, das er so poetisch schilderte? Wie hatte er gesagt — — Ein Kleinod, das nicht entwerthet werden darf, — — — ein Schmuck des Lebens — — — eine Rose. — — —

Und wie die zärtlichen Worte leise an ihr inneres Ohr klangen, schlief sie ein.

Drittes Kapitel.

Der nächste Tag war der letzte der Reise. Der „Tage“ passirte in den Vormittagsstunden die Dardanellenstraße und durchschnitt dann die wunderbar klaren Fluthen jenes Miniaturmeeres, das man im Unterschiede vom Schwarzen, im Orient das Weiße Meer nennt. Seine Herrlichkeit genügend zu schildern, welche Feder vermöchte das? Man muß auf schnellem Dampfer darüber hingeglitten sein, verfolgt von Heerden in rasender Eile dahinschießender und springender Delphine, die in dem tiefblauen, wie Saphir durchsichtigen Meere das lustigste Leben führen,

über sich die Krystallglocke des tiefgesättigten morgenländischen Himmels, um sich die in ihrer marmornen, keuschen Schönheit aus den Fluthen steigenden Marmara-Inseln, die anmuthig geschwungenen Küsten, die fernen Brussa-Berge in blauem, ätherischem Duft, überragt von dem weißlockigen asiatischen Olymp, um den ganzen Zauber zu empfinden, den dieses Meer des Morgenlandes auf Alle, die seinem Gebiete nahen, ausübt. Mit Eins fühlt man alle persönliche Sorge, alle Leidenschaft, allen Zwiespalt in der Brust gesänftigt, versöhnt, und ein Element, das unsere westliche Cultur kaum mehr kennt, das aber im Morgenlande in seiner ganzen beschwichtigenden, verführerischen Macht in's Leben tritt, wird uns mit einem Male klar bewußt, das contemplative Element meine ich, das unser Ich gleichsam in die uns umgebende Märchenschönheit der Natur zerfließen, aufgehen läßt. — Alle Reisenden auf dem „Tage" befanden sich mehr oder weniger unter dem Eindruck der sie umgebenden Scenerie. Auf dem Verdeck wurde wenig geredet; nur bei den Mahlzeiten unten öffneten sich die Lippen auch zum Gespräch. Pater Jérôme hatte in dem jungen Antoniades einen früheren Zögling des Jesuitencollegs in Konstantinopel wiedergefunden. Der junge Mann, obwohl Grieche von Nationalität, war katholisch; wie denn in Chios die römische Kirche noch eine ziemliche Anzahl treuer Anhänger unter den Griechen zählt, während die orthodoxe dort laxe Mitglieder besitzt. Der Musteschar hatte dem jungen Manne, der sich in Konstantinopel zu etabliren gedachte und frei von seinem Reichthum sprach, einige Aufmerksamkeit zugewendet. Antoniades dagegen entzog die seinige oft dem Gespräch seiner beiden Tischnachbarn, um über die Tafel hinüber mit Angela zu reden. Mehmet Bey, der gestern Abend so beredt zu ihr gesprochen, war bei Tische wieder wortkarg genug; nur wenn Antoniades das junge Mädchen ansprach, richtete er gleich darauf auch ein paar Worte an sie und schnitt ihr dadurch die weitere Unterhaltung über den Tisch ab.

Ein lebhafter Südwind beschleunigte die Fahrt des „Tage" und man durfte hoffen, vor Sonnenuntergang Konstantinopel zu erreichen. Gegen 5 Uhr Nachmittags kamen die Häuser von San Stefano in Sicht und die anmuthigen Prinzeninseln. Da plötzlich kam eine eigenthümliche Unruhe unter Schiffsvolk und Passagiere. Die Segel, die der Südwind gebläht hatte, flaggten jetzt an die Masten und wurden darauf von heftigen Windstößen nach entgegengesetzter Richtung gebauscht. Commandoworte tönten, die Matrosen kletterten auf die Raen, alle Passagiere eilten auf das höchste Verdeck. Da stand der Capitän, mit seinem Teleskop scharf nach Norden auslugend, wo schon die Kuppeln und weißen Minarets von Stambul aufschimmerten. Der Himmel über denselben schien schwarz, und ein heißer Nordwind führte dicke niedrige Wolken dem Schiffe entgegen.

„Was gibt's?" fragte der Musteschar eilig den Capitän.

„Feuer in der Stadt", entgegnete dieser kurz.

„In Stambul?"

„Nein, in Galata oder Pera“.

Ein Schreckensruf lief durch das ganze Schiff; der „Tage“ kämpfte gegen den immer glühender werdenden Wind an, der nun schon Fetzen Papier, halb verkohlte Stoffe, Funken mit sich führte. In dichten Rauch gehüllt, umschifften die Reisenden die Serailspitze und drangen in den Hafen, wo der „Tage“ vor Anker ging. Die Sonne neigte sich inzwischen zum Untergange; doch ihre Gegenwart erkannte man nur an einem röthlichen Schimmer, der im Westen durch die Rauchwolken brach; gen Norden zerrissen die Blitze der Flammen die dichten Rauchschleier. Der Hafen bot ein unbeschreibliches Bild der Verwirrung. Von allen größeren Schiffen eilten Matrosen mit Löschgeräth hinauf in die brennende Frankenstadt, kleine Dampfer vom Bosporus brachten eine schreiende und jammernde Menschenmenge zurück in den Hafen, zum Theil aus Vergnügungszüglern bestehend, die auf einem ländlichen Fest durch den Ruf „Pera brennt“ aus ihrer Freude aufgeschreckt worden waren. Kaiks und Barken, vollgeladen mit Menschen und Hausrath, drängten sich zwischen den größeren Schiffen durch; die Brücke, welche Stambul mit den Frankenvierteln verbindet, brach fast unter der Last der Truppen, der Löschmannschaften, die über sie strömten. Je tiefer der Abend hereinsank, desto grauenhafter wurde der Anblick. Der Himmel über Pera war ein Feuermeer, alle Minarete Stambuls strahlten wieder von dem Abglanz der Flammen, und das goldene Horn zog sich wie ein blutiger Streifen zwischen den darauf ankernden Seglern hin. Der Musteschar sagte zu Angela: „Sie armes, armes Kind, wie wird es Ihrem Onkel ergangen sein? Die Rue Paglarbaschi, wo er wohnt, liegt im Feuerkreise. Bleiben Sie nur ruhig an Bord bis morgen früh, wie der Capitain es allen Passagieren freigestellt hat; morgen müssen wir sehen, was für Sie zu thun ist“.

Angela war niedergeschmettert. Sie hatte den heutigen Tag, den fünften Juni, mit einem Merkstein in ihrem Gedächtniß ehren wollen; sollte er ihr doch eine neue Heimath im feenhaften Orient bringen, und nun entriß er ihr vielleicht den einzigen Menschen in der Welt, auf den sie ein liebendes Anrecht hatte! —

Niemand von ihren Mitreisenden hatte von dem Brande persönliches Unglück für sich zu fürchten. Pater Jérôme sah sein Ordenshaus unversehrt auf einer Seite des Hügels liegen, von der der Wind die Flammen fernhielt; die Nonnen waren aus einem Kloster unten in Galata; Herr und Frau Eisbrand, sowie Lea Diaz gehörten nach dem Judendorfe Balata am Goldenen Horn, Mehmet Bey's Konak stand in Aïva Serai, wo die Süßen Wasser von Europa in's Goldene Horn münden; der Musteschar wußte seine Familie auf den Inseln in Sicherheit und hatte seine Miethswohnung in Pera aufgegeben und ausgeräumt.

So concentrirte sich denn das allgemeine Interesse auf Angela, und jeder der Passagiere beeiferte sich, ihr seine Theilnahme zu bezeigen. Die ganze Nacht blieben Alle auf dem Schiffe, da es eine Unmöglichkeit geworden

war, sich auszuschiffen. In Niemandes Auge aber kam der Schlaf und obgleich gegen Mitternacht die Flammen an Intensität nachließen, dauerte doch das Rennen und Flüchten, das dumpfe Tosen und Jammern bis zum Grauen des Tages.

Nun aber legten Barken an's Schiff, um die Reisenden an's Land zu bringen. Alle verabschiedeten sich herzlich von Angela; Pater Jérôme sagte: „Selbst wenn Ihr Onkel gerettet ist, wird es doch sein Haus nicht sein, und er wird sich in Sorge um Ihre Unterkunft befinden. Dann kommen Sie auf jeden Fall in's Kloster in Galata! Unsere frommen Schwestern beherbergen dort oft schutzlose Frauen; man wird Sie mit der größten Liebe aufnehmen. Auf Wiedersehen also, denn ich bin der geistliche Berather des Klosters". Schwester Philomele wiederholte die Einladung, welche Angela für den Nothfall dankend annahm. Der Musteschar, der sich damit ganz einverstanden erklärte, verließ sie bald darauf, um in der Stadt Erkundigungen über die Ausdehnung des Unglücks einzuziehen und dann Angela darüber zu berichten, die bis zu seiner Rückkunft oder bis zum Erscheinen ihres Onkels an Bord bleiben wollte. Endlich, nach vielem Abschiednehmen, glaubte sie sich allein. Doch nein! an der andern Seite des Verdecks stand Mehmet Bey, zum Fortgehen gerüstet und doch zögernd. „Ich möchte Ihnen nicht Lebewohl sagen", redete er jetzt Angela an, „bevor ich Sie sicher aufgehoben weiß. Es war mir während unserer ganzen Reise ein peinliches Gefühl, Sie so schutzlos, auf sich selbst gestellt zu wissen. Und hier stehen Sie nun allein, ohne Dienerinnen, ohne weibliche Verwandte, um Sie in ein befreundetes Asyl zu geleiten! — Ich sage das nicht, um Sie zu betrüben", setzte er hinzu, als er bemerkte, daß Angela beklommen seufzte, „sondern um einen Vorschlag einzuleiten, den ich Ihnen machen will. Nehmen Sie die Gastfreundschaft meiner Mutter an! Ziplag Hanum wird Ihnen, auf meinen Wunsch, gern ihren Harem öffnen, und unter ihrem Schutze können Sie sicher die Entscheidung abwarten. Gehen Sie nicht zu jenen Nonnen, die Sie ausbeuten werden, nicht zum Musteschar, der nur selbstsüchtige Ziele verfolgt! Gehen Sie zu meiner Mutter! Sie werden dort erkennen, wie heilig dem Moslem das Gastrecht ist. Mein Haus sei das Ihre".

Ein leises Gefühl von Grauen durchschauerte Angela, als der Türke ihr einen Harem zum Asyl anbot. Sie verband mit dem Begriffe dieses Wortes eine dunkle, verworrene Vorstellung von etwas unendlich Niedrigem, Gemeinem, und sie konnte es sich nicht erklären, wie Mehmet ihr den widrigen Vorschlag so würdevoll, so human hatte machen können. Indem sie eine Entschuldigung stammelte, dahin lautend, daß sie in Kreisen bleiben müsse, welche in irgend welcher Verbindung mit ihrem Onkel ständen, richteten sich ihre Blicke zufällig auf einen leichtgebauten Kaik, der unter der Brücke hervor auf den „Tage" zuflog. Als er anlegte, sprang zuerst der Diener Mehmets, den er nach seinem Konak geschickt hatte, die Treppe herauf; ihm folgte ein Wesen, dergleichen Angela in ihrem Leben noch nicht begegnet war. Es schien ein

eilfjähriger Knabe zu sein, der sich jetzt in lustigen Sprüngen Mehmet Bey näherte, eine zierliche Gestalt, in ein schwarzes Sammetkostüm gekleidet, eine rothseidene Schärpe um die Hüften geschlungen, ein gleichfarbiges Fez auf die Stirn gedrückt. Schwarze, länglich geformte Augen blitzten voll Uebermuths aus dem braunen, anmuthigen Gesichtchen, üppige, trotzige Lippen öffneten sich zu hellen Rufen der Freude; als aber die leichte, feine Gestalt sich in Mehmets Arme geworfen, ihn umhalsend und küssend, da sah Angela mit Staunen, daß über den Rücken des vermeintlichen Knaben zahllose kleine schwarze, mit Perlen und bunten Steinen durchflochtene Zöpfe herabhingen.

Mehmet Bey machte sich lächelnd los von der stürmischen Umarmung und rief französisch: „Nun, kleine Schwester, noch immer so wild, noch immer in Fez und Höschen?“ Das Kind sah ihn an, als wollte es ihn mit heißen Blicken verzehren und sagte dann beschämt ein paar undeutliche türkische Worte. Da trat er mit ihm zu Angela:

„Das ist meine kleine Minireh“, sagte er, „seit länger als einem Jahre hat sie mich nicht gesehen und liebt ihren Bruder Mehmet doch noch. Gieb der Franghi die Hand, Minireh“.

Heiße Gluth überflog die Züge des kleinen Mädchens, als es sich von Angela abwandte, halblaut etwas murmelnd, wovon Angela nur das Wort Giaur verstand. Aber sie sah, daß die kleine Türkin nichts mit ihr zu thun haben wollte und hörte mit Befremden, daß Mehmet Bey diese hart anfuhr. Im Augenblick war Minireh die Treppe hinunter und kauerte sich tief unten in den Kaik, das Gesicht in den Händen verbergend.

Mehmet biß sich auf die Lippen. „Ziplag Hanum hat Minireh zu sehr verzogen“, sagte er endlich, „die Kleine ist ihr Adoptivkind, und meine Mutter liebt sie fast mehr als mich. Entschuldigen Sie Minirehs Unart — und nun — leben Sie wohl, und wenn Sie je meine Hilfe bedürfen sollten — — Mehmet Beys Konak ist in Aïva Serai bekannt. Ich werde immer bedauern, daß Sie keine Moslem sind“.

Mit diesen Worten, deren Bedeutung Angela nicht ganz klar war und einem türkischen Gruße, während dessen die Hand Mehmets lange auf seiner Brust verweilte, verließ er Angela, die ihm zum Abschiede gern die Hand gereicht hätte, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß ihr türkischer Freund dies als eine Unschicklichkeit betrachtet haben würde. —

Als der Musteschar Nachmittags auf's Schiff zurückkehrte, wo Angela lange, qualvolle, einsame Stunden zugebracht, theilte er ihr schlechte Nachrichten mit. Die ganze Straße Paglarbaschi war vom Feuer zerstört worden, hatte ihm einer der früheren Commis des Herrn Debond gesagt, den er zufällig getroffen und der seinen Herrn in Galata, in befreundeten Bankhäusern, vergeblich gesucht hatte. „Ich habe mir mit dem Commis Rendez-vous in der Perastraße gegeben, und er wird uns, wenn Sie mich begleiten wollen, auf Umwegen nach der Rückseite des Hauses ihres Onkels zu führen suchen; er hat bereits Leute zu Nachgrabungen gedungen“.

Angela machte sich fertig, ließ ihre Sachen der Cameriera zur Aufbewahrung und bestieg mit Lascaris eine Barke, bis an deren Rand sie der höfliche Capitän begleitet hatte. Und nun fuhren sie hinein in das Gewirr von großen und kleinen Schiffen, stiegen an der Douane von Galata aus, und fort ging es in raschem Schritt durch die engen, holprigen Straßen, über lang ausgestreckte gelbe Hunde hinweg, die sich auf dem unebenen Pflaster sonnten, an schwer bepackten Lastträgern vorbei, an Haufen zerlumpter Toulumbadju (Feuerwehrmänner), die mit kohlschwarzen Gesichtern, verbrannten Kleidern und geraubten Kleinodien die Straßen von Pera herabkamen, an schnell organisirten Leichenzügen, welche unkenntlich gewordene, zerquetschte, verkohlte menschliche Reste durch die Reihen neugieriger, angsterfüllter Zuschauer schleppten. An bestimmter Stelle wartete der Commis mit seinen Arbeitern auf sie und führte sie durch halbverschüttete Straßen, über Trümmer nach den Ruinen des gesuchten Hauses. Dort stand ein Mann in weißgewesener, halbverbrannter Tracht. „Das ist der Koch des Herrn Debond“, rief der Commis. „Pierre, was wissen Sie von dem Verbleiben des Herrn?“

„Ach, ihr Heiligen“, rief der Koch, „ich war gestern Nachmittag ausgegangen, und der Herr blieb zu Hause, wollte aber gegen Abend nach dem Hafen, um seine Nichte abzuholen. Ich kam erst gegen 6 Uhr in die Straße zurück. Du mein Himmel! Da stand das andere Ende schon in Flammen, und ich wagte mich nicht mehr bis zu unserm Hause. Gewiß ist der Herr verbrannt. Ohne seinen Geldschrank wäre er doch nicht fortgegangen“.

Angela setzte sich zitternd abwärts auf einen Stein, während die Arbeiter den glühenden Schutt durchsuchten. Nach stundenlangem Graben kam der Commis ganz bleich zu ihr herangestürzt: Wir haben den Geldschrank — er ist noch glühend — gleich soll er mit Wasser begossen werden und daneben liegt eine schwarze Masse, ein Stückchen von dem fast verkohlten Rock ist unverbrannt, es war sein Rock“.

„Lassen Sie uns fortgehen“, sagte der Musteschar zu der halb ohnmächtigen Angela, „der Anblick ist nicht für Sie. Ich bringe Sie zum Kloster“.

Und er führte die Willenlose nach Galata zurück. Sie schleppte sich mühsam fort, hörte noch, wie an der Klosterpforte der Musteschar sie mit freundlichen Worten der Schwester Pförtnerin übergab, sah dunkel Eulalie herbei eilen und sie in die Arme nehmen und fühlte sich endlich ausgestreckt in einem weißen, reinlichen Bett, zu ihren Häupten ein Heiligenbild, zu ihren Füßen eine Nonne. Da endlich dehnten sich ihre Glieder, umschleierte sich ihr Blick, und sie fand Vergessenheit in todtähnlichem Schlafe.

Viertes Kapitel.

Wenige Tage nach den geschilderten Ereignissen waren vergangen, als durch die Straßen von Stambul ein elegantes Coupé sich so rasch als möglich dem Thore von Top Kapu zu bewegte. Vor der Stadt schlug es die alte, malerische Straße ein, welche an der zerbröckelten, epheuumzogenen Stadtmauer entlang nach Eyub, dem verehrten Begräbnißplatze der Türken, führt. Zwischen weißen Grabsteinen mit goldenen Koransprüchen bedeckt, von bunten Turbanen gekrönt, fuhr der Wagen langsam Aïva Serai zu, das beinahe schon an dem Thal der süßen Wasser liegt. Im herrlichsten Grün prangte die ganze Landschaft zwischen den Hügeln. Nun lenkte der Kutscher auf einen ziemlich gut erhaltenen Weg, der zu einem großen Konak am Ufer des Flüßchens führte, welches sich an dieser Stelle in's Goldene Horn ergießt. Die Hauptseite des Konaks war dem Wasser zugewandt; die Fenster der einen Hälfte des Hauses zeigten ihre Scheiben und gingen auf einen hübschen Vorgarten, der sich bis an den Fluß zog. Gerade von der Mitte des Gebäudes aber sprang eine Mauer vor, die bis an das Wasser reichte, an diesem rechtwinklig weiter ging und dann nochmals nach dem Konak umbog, den sie an seiner äußersten Ecke wieder erreichte. Die Fenster des ersten Stockwerkes schauten über die Mauer hinweg und waren mit hohen Holzgittern zu zwei Dritteln ihrer Höhe bekleidet. Die Mauer selbst wurde nur an einer Stelle durch eine schmale Thüre, die zum Wasser führte, unterbrochen. Sie schloß den Theil des türkischen Hauses, welchen man Haremlik nennt, ein, während das offne Männerhaus, Selamlik genannt, von mehreren Seiten zugänglich war. Das Coupé hielt vor einem Seitenflügel des Selamliks, das unregelmäßig aber mit großer Raumverschwendung gebaut war, und ihm entstieg Mehmet Bey, welcher eben von einer Fahrt nach dem Kriegsministerium zu seinem Hause zurückkehrte. Er ging durch die weite mit Matten belegte Halle auf die breite hölzerne Treppe zu, die in's erste Stockwerk führte. Dort lagen seine Zimmer in langer Reihe; das letzte, sein Arbeitscabinet, an der einzigen Verbindungsthür zum Haremlik, innerhalb desselben dann sein Schlafzimmer. Die Bewohnerinnen des Frauenhauses also konnten das Selamlik nur durch Mehmets Zimmer betreten, dagegen führten aus dem Harem andere, aber verschlossene und bewachte Thüren auf die Fahrstraße und unverschlossene auf den von der Mauer umgebenen Gartenplatz beim Flusse. Mehmet Bey rief Achmet, der ihm schweigend in sein Arbeitszimmer gefolgt war, das eine Wort „Omar" zu, und sogleich entfernte sich der Diener. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür wieder, und ein alter häßlicher Neger steckte den wolligen Kopf in's Zimmer und grinste seinen Herrn an. „Melde mich der Hanum Effendi!" sagte Mehmet, und schon eilte Omar in den Harem. Als er wiederkam, sagte er: „Die Hanum Effendi ist allein und bereit Dich zu empfangen, Herr; es waren

Gäste bei ihr, süße Täubchen", quiekte er weiter, „wie flogen sie auf und flatterten fort, als ich sagte, daß Du kämest. Ich wette, sie lauschen hinter den Thüren, um Dich vorbeigehen zu sehen".

Mehmet ging ungeduldig der Thür zu, Omar aber schritt ihm durch weite Gänge voran, führte ihn die Treppe hinunter und in ein weites, mit feinen, geflochtenen Matten bedecktes Zimmer, dessen Fensterthüren sich auf den Platz innerhalb der Mauer öffneten. An den Wänden des Zimmers liefen breite, mit weißen goldgestickten Tüchern bedeckte Divans hin, über denen grelle Bilder hingen; dies war die ganze Einrichtung des Gemaches. Durch die geöffneten Fenster sah man auf eine herrliche, üppige Vegetation in dem anmuthigen Garten; ein Bassin, von bunten Blumen und Büschen umgeben, befand sich in der Mitte desselben. Auf dem Divan, in der Nähe der Fenster, saß eine türkische Dame in einfache Kattungewänder gekleidet, die lange Schleppe an der Seite in den Gürtel gesteckt, den magern Hals und einen Theil der Brust entblößt, auf dem Kopfe ein kleines Barett von violettem Tarletan, an dem einige künstliche Blumen und eine prachtvolle Brillantbroche steckten. Die Züge ihres Gesichtes waren welk und schlaff, die Augen gläsern; ihre, an den Fingernägeln mit Hennah roth gefärbten Hände zeigten die Adern gleich Strängen, und die dünnen Finger hielten kaum die bunten Ringe, die darauf lose hingen. Das Haar der Frau fing an zu ergrauen, ihre Haltung aber war stolz und gerade, und ihre schmalen Lippen zeigten viel Energie.

Mehmet Bey trat vor sie, setzte sich auf ein Zeichen von ihr auf den Divan und machte dreimal das Temmenah mit tiefster Verbeugung.

„Ich besuche Dich, Mutter", sagte er dann in dem schönen Türkisch der Harems, dem elegantesten, das es gibt, „um Dir zu sagen, daß der Kriegsminister mich vor der Hand hier behalten will. Ali Pascha, den Großvezier, kann man nicht sehen, er ist schwer krank. Nun weiß ich noch nicht, was man mir später für einen Platz geben wird".

„Djanum" (meine Seele), sagte die alte Türkin im einschmeichelndsten Tone, „was sorgst Du um eine Stellung? Bist Du nicht Mehmet Bey, Assafs Sohn, dem die reichen Güter in Rumelien gehören? Warte, mein Sohn, warte! Was Du morgen thun kannst, thu' nicht heute! Bismillah, ich habe gesprochen".

„Wäre es nur nicht so einsam in meinem Konak!"

„Mach' es Dir belebt! Bleibe nicht allein! Der Harem einer Wittwe kann Dir nicht gefallen!"

„Du schriebst mir, Mutter, Du wollest mir eine Frau aussuchen. Hast Du es gethan?"

Die alte Dame schwieg einen Augenblick.

„Höre Cusum" (mein Lamm), sagte sie dann zärtlich, „Deine Mutter hat Dir ein Vögelchen ausgesucht mit bunten Flügeln und klaren Augen; aber es ist kaum dem Neste entflogen und kann noch kein eigenes bauen".

„Wen meinst Du, Mutter?“ fragte der Sohn.

„Wen anders als die Perle der Perlen, Minireh“.

„Olmas!“ (Das geht nicht!) Sie ist noch ein Kind“.

„Minireh ist zwölf Jahre alt; in einem, in zwei Jahren wird sie die Königin der Schönheit sein. Sieh ihre Augen, ihre Haare! Ihr Fuß ist klein wie ihre Hand, ihr Ohr eine liebliche Muschel. Schön singt sie und spielt das Ut. Und soll ich Dir vertrauen, Benim Mehmet, was Dich erfreuen wird? Minireh hat Dich mit Freuden wiedergesehen, sie will Dir gefallen“.

„Doch war sie trotzig und unbändig“.

„Weil Du sie schaltest. Sie hat Dir zu Liebe, Fez und Knabenkleider abgelegt und will den Jaschmack nehmen. Willst Du sehen, wie schön sie ist im Frauenkleide? Größer sieht sie aus und voller“.

„Mutter, sie ist mir zu jung. Ich bin ein Mann von 32 Jahren und muß daran denken, Söhne zu erziehen“.

„Was sprichst Du? Mein schöner Mehmet wird noch nach vielen Jahren die Frauen bezaubern. Denkt doch die Sultana noch Deiner an der Seite ihres Gemahls. Höre meinen Vorschlag! Ich will Dir eine schöne Sclavin kaufen. Sie bleibe bei Dir, bis Minireh Dein Weib wird. Dann verstoße sie, denn meine Taube wird Dein Herz nicht theilen wollen“.

„Mutter, wenn die Sclavin sich gut beträgt und mir einen Sohn gibt, so wird sie meine Frau“.

Das Gesicht der Alten verfinsterte sich.

„Du bist eigensinnig, mein Sohn“, sagte sie böse. Aber plötzlich lachte sie hell auf und meinte: „Ich lasse es darauf ankommen!“

„Laß Minireh nichts wissen“, bat der Sohn.

„Warum, Du Thörichter? Kennt sie nicht alle Haremgeschichten der Nachbarschaft? Was bleibt ihr verborgen? Sorge nur, daß sie Deiner Sclavin nicht die Augen auskratzt! Ah, da kommt sie“.

In der That trat Minireh aus einem Seitenzimmer ein. Sie sah sehr schön aus in einem wallenden rosa Kaschemirgewande, das ein Silbergürtel zusammenhielt, mit einem rosa Bande in den lang herabhängenden Haaren und kostbarem Schmuck an der Brust. Sie grüßte Mehmet mit einem leisen Kopfnicken und kauerte zur Seite seiner Mutter nieder, mit deren Ringen spielend und sie liebkosend. Die Alte strich ihr zärtlich durch das üppige Haar und fragte Mehmet lässig:

„Und wie soll Deine Sclavin aussehen?“

Er wurde verlegen, und Minireh heftete einen forschenden Blick auf ihn. Endlich sagte er:

„Ich wünsche sie sehr weiß, mit braunen Augen und braunem, lockigem Haar“.

„Welch ein schlechter Geschmack!“ meinte seine Mutter, „solch' eine findet sich schwer bei den Händlern“.

„Eine Andere mag ich nicht“, entgegnete Mehmet eigensinnig.

„So soll sie also aussehen wie die Franghi, vor der Du mich auf dem Schiffe demüthigtest?“ schrie hier Minireh, indem sie, vor Zorn bebend, aufsprang und ihre kleine Hand drohend gegen Mehmet schüttelte.

Dieser sagte ärgerlich zu seiner Mutter:

„Hatte ich nicht Recht, vor dem Kinde nicht darüber sprechen zu wollen?“ Damit ging er; Minireh aber schaute ihm zornig nach und schrie dann Ziplag Hanum an: „Er denkt an die Franghi, Mutter; o hätte ich sie hier, um sie zu zerreißen! Weh' ihrem Abbild, wenn Du eins findest! Ich will die Sclavin martern, denn Mehmet gehört mir, Du hast ihn mir versprochen. Das braune Haar will ich ihr ausreißen und die Augenwimpern, daß die braunen Augen blutig werden!“ — Dann plötzlich rief sie: „Mutter, Du kennst ein Haarfärbemittel, das dunkle Haare hell macht. Gieb es mir! Ich will braunes Haar haben. Aber meine Augen, meine schwarzen Augen, was thu' ich mit denen?“

Die alte Türkin hatte den Wuthanfall Minirehs vorübergehen lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Jetzt nahte sie sich der Aufgeregten:

„Komm, meine Blume, sagte sie, „Du bist ja doch die Schönste und darfst nicht weinen. Laß die Sclavin braun sein oder gelb, sie wird Dir nicht im Wege stehen, dafür laß mich sorgen; Tanze nur noch ein Jahr und übe Deine Stimme, lege die Citronenpaste auf Deine Arme, um alle Haarspitzen zu entfernen, wasche Dich mit Milch und kaue Mastix, so wirst Du immer herrlicher erblühen. Deine Finger sind auch nicht roth genug, und die Augenbrauen gehen über der Nase nicht zusammen. Komm, ich muß Deine Ankleiderin schelten“.

Fünftes Kapitel.

Auf der Veranda eines der reizendsten Häuser von Prinkipa war an einem warmen, mondhellen Juliabende desselben Jahres die kleine Familie des Musteschar Lascaris, bestehend aus ihm selbst, seiner Frau und seiner etwa fünfzehnjährigen Tochter Kalliope, versammelt. Der Musteschar in bequemem Hausrock, lehnte rauchend in einem Schaukelstuhl; seine Gattin durchblätterte die neueste Modezeitung, und Fräulein Kalliope, ein niedlicher Backfisch mit großen, kohlschwarzen Augen, braunem Haar, spitzem Näschen und spitzen Zähnen, die gern an den etwas bleichen Lippen nagten, spielte, auf einer Fußbank sitzend, mit einem jungen Kätzchen.

„Ich muß Dich nochmals bitten“, sagte der Musteschar zu seiner Frau, „Deine Entscheidung bald zu treffen und zwar in meinem Sinne. Eine solche Gelegenheit zur Ausbildung Kalliope's kommt so bald nicht wieder. Eine Ausbildung fast ohne Kosten! Was können wir uns Besseres wünschen?“

„Dein Fräulein Angela wird ja wol nicht gleich aus der Stadt verschwinden“, meinte seine Gattin.

„Es wäre doch nicht unmöglich, daß sie nach Deutschland zurückkehrte. Der Nachlaß ihres Onkels besteht ja nur in den wenigen Ausständen, die der alte Herr nicht eincassirt hatte und die daher nicht mit im Geldschranke verkohlt sind. Ich glaube nicht, daß sie mehr als 20,000 Franken erbt. Davon kann sie nicht leben; sie wird also darauf angewiesen sein, einen Erwerb zu suchen“.

„Man behält sie vielleicht im Kloster“, meinte die Frau.

„Das wäre schade!“ warf Kalliope ein.

„Ich kann es mir nicht denken. Sie paßt nicht zur Nonne. Ich bin überzeugt, daß sie gern in unser Haus kommen würde, wenn wir ihr anböten, Kalliopes Französisch zu vervollkommnen und sie Deutsch zu lehren. Wir brauchten ihr vielleicht nur die Hälfte des Gehaltes zu bieten, das wir einer Andern zu bezahlen hätten“.

„Ich habe zwei Bedenken“, sagte Frau Eryphilli. „Erstens ist sie katholisch und wird Kalliope bekehren wollen, zweitens ist sie zu jung und bietet also gar keine Garantie für die Moral“.

„Fräulein Angela ist nichts weniger als fanatisch“, meinte der Musteschar, „auf Bekehrungen wird sie es um so weniger absehen, als das Kloster durchaus nicht ihr Engagement bei mir befürwortet. Im Gegentheil, Pater Jérôme, dem ich von meinen Absichten auf seine Schutzbefohlene sprach, schien unangenehm berührt durch diese Eröffnung und meinte, er sähe es lieber, wenn das junge Mädchen nach Deutschland zurückkehrte. Ja, er schlug mir rund ab, mit ihr über meinen Vorschlag zu reden, weil er sie nicht beeinflussen wolle. — Was nun Dein zweites Bedenken betrifft, so ist Fräulein Angela freilich erst mündig geworden . . .“

„Aber das ist kein Fehler“, fiel Kalliope ein. „Ich will gar keine grauhaarige, altjüngferliche Erzieherin, ich will eine Freundin, eine Gesellschafterin, von der ich plaudernd profitire. Zudem, Mama, was fürchtest Du für ihre Tugend? Bei uns giebt es ja leider keinen jungen Mann im Hause. Mit Papa wird sie doch nicht cokettiren wollen, und thäte sie's, so sei versichert, daß ich Dich bei Zeiten davon benachrichtigte. Ueberhaupt will ich schon auf sie Acht geben; mir entgeht nicht so leicht etwas!“

Die Eltern freuten sich im Stillen über ihr kluges Töchterchen, und der Musteschar sagte, ihr freundlich die Wangen streichelnd: „Ehre sei Gott! Da wird mein träges Mädchen wol auch fleißig werden, wenn es ein so gutes Beispiel vor sich hat. Denke Dir, Angela lernt im Kloster Türkisch, Schwester Eulalie unterrichtet sie darin!“

„Ach Mama, ach Papa, wie sich das trifft! Vetter Leonidas hat mir schon lange angeboten, mich Türkisch zu lehren; jetzt kann ich mit Angela Unterricht bei ihm nehmen. Nein, wie ich mich freue!“

„Aber Kalliope, ich werde Leonidas, der meine rechte Hand im Bureau ist, nicht so oft entbehren können“.

„Chryssomou (mein Goldchen)! Mattiamou (meine Augen)!“ rief Kalliope

schmeichelnd und faßte ihres Vaters Hand, welche die Cigarre hielt, „sei nicht grausam, ich lasse Dich nicht weiter rauchen, bis Du mir erlaubst, daß ich bei Leonidas Türkisch lerne. Die Tochter eines Musteschars sollte kein Türkisch verstehen! Crima! Crima!“ (Es ist eine Schande.)

„Warum verweigerst Du dem Kinde seinen Wunsch?“ fragte Frau Eryphilli ihren Gatten, der noch im Scherze mit Kalliope rang.

„Ich gebe ja nach, wenn Du es auch thust“, entgegnete er. „Gewähre ihr die Lehrerin, und ich gestatte ihr den Lehrer“.

„So sei es denn!“ gab die Mutter zur Antwort.

„Das hat aber lange gedauert“, schalt Kalliope. „Freilich das Sprüchwort sagt: Wo viele Hähne krähen, wird es spät Morgen“.

„Ich wüßte nicht, wie bei diesem Entscheide weniger Hähne krähen könnten, Kalliope“.

„Doch, Papa, Du und Mama, Ihr wart zu viel“, entgegnete sie keck. „Nun sorge nur, daß Angela bald kommt“.

„In diesen Tagen gehe ich in's Kloster, wie ich es schon Pater Jérôme angezeigt habe und spreche mit ihr“.

„Dann bringst Du sie gleich mit Papa!“ — — —

Pater Jérôme hatte Besuch in seinem behaglichen Zimmer im Jesuitencolleg. Der junge Antoniades war bei ihm. Ihr Gespräch schien ernsthaft. Vor dem jungen Manne lag ein ganzer Haufen Rechnungsaufstellungen und Handelsbücher.

„Sie sehen“, meinte der Jesuit, „es lohnt sich schon der Mühe, Banquier unserer Congregationen in Konstantinopel zu werden, unsere Einkünfte zu verwalten. Sie könnten Ihre kaufmännische Laufbahn gar nicht glänzender beginnen als unter unserer Aegide. Aber freilich, wir müßten von Ihrer Treue, Ihrer Brauchbarkeit erst Beweise haben, ehe wir unseren bisherigen Banquier Ihretwegen aufgäben“.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Antoniades geschäftsmäßig.

„Da muß ich ziemlich weit ausholen. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß unserer heiligen Kirche jetzt in hiesigen armenischen Kreisen arge Verwicklungen bevorstehen. Ein Theil der katholischen Armenier wendet sich von dem Patriarchen Hassun, den Seine Heiligkeit ernannt. Die Pforte hat noch nicht Stellung in dieser Frage genommen. Spricht sie den Abtrünnigen das Recht an den bisher benutzten Kirchen ab, legt sie ihnen behufs ihrer Organisation Schwierigkeiten in den Weg, so dürfen wir hoffen, daß die ganze Angelegenheit bald zu unsern Gunsten beendigt wird. Es kommt uns darauf an, im Ministerium des Innern Stimmen für uns zu gewinnen. Eine solche sollen Sie uns verschaffen; sie wird der Preis Ihrer Anstellung als unser Banquier sein“.

„Ich verstehe Sie nicht“, meinte Antoniades.

„Kennen Sie nicht den Musteschar Lascaris?“

„Nur von unserer gemeinsamen Reise her“.

„Seine Familienverhältnisse sind Ihnen unbekannt? Ich will Ihnen davon erzählen. Lascaris Frau ist Chiotin, Ihre Landsmännin. Sie hat dem Manne kein großes Vermögen zugebracht, wie auch er nicht viel besitzt. Die Finanzen der Familie sind in schlechtem Zustande. Die einzige Tochter wird eine geringe Aussteuer erhalten. Nun wissen Sie aber, was das bei Griechen heißen will".

„Das will ich meinen", lachte Antoniades.

„Ich bin überzeugt, daß der Musteschar jedes Opfer bringen würde, um seiner Tochter einen reichen Mann zu verschaffen. Und der sollen Sie sein, mein Freund".

„Psemata" (Lüge), rief der junge Grieche. „Ich denke nicht an's Heirathen".

„Dann denken wir für Sie. Ihre künftige Braut ist jung, zu jung sogar, hübsch, geweckten Geistes. Die Aussteuer erhält sie von uns in Gestalt Ihrer späteren Anstellung".

„Vergessen Sie nicht, daß die Lascaris orthodox sind."

„Ihr Chioten heirathet Euch ja oft unter einander trotz der Religionsverschiedenheit. Außerdem können Sie später Ihre Frau bekehren. Dazu soll sogar vorgearbeitet werden und zwar von einer Dame, die Sie kennen".

„Von wem sprechen Sie?"

„Von Fräulein Angela Waldow, unserer hübschen Reisegefährtin. Der Musteschar will sie, wie er glaubt gegen meinen Willen, in sein Haus nehmen", lächelte er befriedigt, „und Frl. Angela soll mir dort nützlich sein, gegen ihren Willen wahrscheinlich. Haben Sie meinen Vorschlag überlegt?"

„Und ihn sehr annehmbar befunden", sagte plötzlich wie umgewandelt der junge Mann. „Mit Frl. Angela als Verbündeten wird die Intrigue mir Spaß machen".

„Vergessen Sie aber nicht, daß uns die Sache Ernst ist. Noch Eins. Sie werden nicht auf meine Veranlassung bei Lascaris eingeführt, sondern suchen erst mit seinem Schwager, dem Banquier Kalmos, bekannt zu werden. Ihm werden Sie einige geschäftliche Vortheile gewähren, die ihn verpflichten. Von ihm bei Lascaris vorgestellt, werden Sie weitere Instructionen darüber erhalten, wie Sie Ihre Werbung um das Fräulein mit dem Votum des Musteschars im Staatsrath zu combiniren haben".

Antoniades verabschiedete sich, und Jérôme verließ bald darauf das Colleg und ging in's Kloster hinunter. Dort verlangte er Schwester Philomele zu sprechen und fragte diese, wie es Angela erginge.

„Sie war in letzter Zeit sehr erregt", antwortete die fromme Schwester. „Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen beunruhigt sie sehr. Sie ist sonderbarer Weise Preußin in ihrem Gefühl und trauert um ihr verlorenes Vaterland. Ich muß gestehen, Ihre Gegenwart bei uns ist mir peinlich, und hätten Sie nicht, hochwürdiger Pater, befohlen, ihr den Aufenthalt bei

uns angenehm zu machen, sie von den strengen Fasten zu dispensiren, ihre Versäumniß der Messe oft zu entschuldigen, wer weiß, was geschehen wäre!"

„Nun, ma soeur", sagte der Pater, „Sie sollen nicht ferner durch meine Vorschriften gebunden sein. Ich wünsche im Gegentheil jetzt, und zwar aus Gründen, die unsere heiligen Congregationen betreffen, daß Frl. Angela aufhören möge, sich hier wohl zu fühlen. Nicht daß ich es zu einem Conflict kommen lassen möchte! Aber eine kleine Kränkung ihrer Gefühle könnte nichts schaden. Sie soll dazu veranlaßt werden, die erste Gelegenheit die sich ihr bietet, das Kloster zu verlassen, anzunehmen. — Ich bringe die glorreiche Nachricht von Napoleons Siege bei Saarbrücken. Lassen Sie für dieses hochwichtige Ereigniß einen Dankgottesdienst in der Kapelle halten und Angela zur Theilnahme daran auffordern".

„Wenn sie sich weigert?"

„So bestehen Sie nicht darauf, lassen Sie sie aber später die Kluft zwischen ihrer Denkungsart und der des Klosters recht fühlen, besonders durch Schweigen. Will sie fort, so halten Sie sie jedenfalls bis Freitag zurück, an welchem Tage sie wahrscheinlich den Besuch des Musteschars erhalten wird. Nach Empfang desselben bitte ich, mich rufen zu lassen". —

Die Berechnungen des Pater Jérôme trafen auf's Haar ein. Angela, in ihren patriotischen Gefühlen verletzt, nahm das Anerbieten des Musteschars, der am Freitag — dem Feiertage auf der Pforte — sie aufsuchte und ihr vorschlug, als Freundin seiner Tochter in sein Haus zu kommen, wo er ihr freien Aufenthalt und ziemlich anständiges Taschengeld anbot, dankbar an.

Den Entschluß zu scheiden theilte sie zuerst Eulalie mit, welche aufrichtig betrübt darüber war, denn sie hatte nichts von dem Complot gewußt. Pater Jérôme erschien und hatte ein Gespräch mit Angela, in welchem er nach mancherlei Vorstellungen endlich darein willigte, daß sie ginge.

„Sie wollen Ihre Flügel versuchen", sagte er. „Ist das Haus des Musteschar ein geeigneter Boden dafür? Sie kennen die Griechen nicht, sie haben kein Herz. Nun, wenn es Ihnen bange wird unter Fremden, so kommen Sie hierher, recht oft, für recht lange Zeit, und machen Sie Ihre Seele frei durch offene Aussprache! Bedürfen Sie meines Rathes, er steht zu Ihrer Verfügung! Sie sind dort bei Andersglaubenden. Zeigen Sie sich unter ihnen Ihrer heiligen Kirche nicht entfremdet, Ihr Wesen sei getragen von der Begeisterung für die gute Sache! Beschämen Sie den Spott der Schismatiker, nöthigen Sie sie zur Anerkennung, helfen Sie die Kluft ausfüllen, die jene von uns trennt!"

Pater Jérôme war ganz warm geworden, Eulalia hörte ihm mit tiefer Rührung zu. Sie sah in dem Pater den edelsten Menschen der Welt und folgte ihm blind.

Nachdem noch einige Formalitäten wegen der Uebergabe ihres ererbten kleinen Vermögens erledigt worden, verließ Angela Mitte August das Kloster in Galata, das sie zum Danke für seine Gastfreundschaft reich beschenkt hatte.

Die Spannung zwischen Deutschen und Franzosen war um diese Zeit schon so weit gediehen, daß Pater Jérôme Angela versichern durfte, das ganze Kloster wolle sich bemühen, in ihr nur die Tochter ihrer Mutter, die Französin, zu sehen. Mit diesem Mißklang im Herzen entfernte sich Angela. Als sie die Klosterpforte schloß und, vom Musteschar begleitet, hinunter zum Dampfschiff ging, das sie nach Prinkipo führen sollte, begegnete Beiden Achmet, der Diener Mehmet Beys, der in der letzten Zeit am Kloster viel zu thun gehabt und mit verschiedenen Handlangern desselben Freundschaft geschlossen hatte. Lange sah er Angela nach; dann fragte er einen der Hemâle, der mit ihren Sachen langsam nachging:

„Baua back! (Schau auf mich!) Wohin geht die Franghi?“

„Nach Prinkipo, in des Musteschar Lascaris Haus“.

Sechstes Kapitel.

Mehrere Monate waren vergangen, es war an einem Freitag Nachmittag im Monat Mai; Kalliope, die sich zu einer picanten und hübschen Erscheinung entwickelte, nahm gerade ihre griechische Stunde bei einem alten ehrwürdigen Professor, und Angela saß als Ehrenwächterin im Zimmer und hörte auf die Uebersetzung der Reden des Demosthenes in's Neugriechische, mit der Kalliope bei ihrem gestrengen Lehrer nicht eben Ehre einlegte. Da klopfte es an der Thür des Schulzimmers. Frau Marioritza, die alte Nähterin, steckte den Kopf in's Zimmer und winkte Angela hinaus.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, kommen Sie zur Cocona (Madame), ich will so lange den Didascalos (Lehrer) bewachen“.

Angela fragte in gebrochenem Griechisch, wo Madame Lascaris sei.

„In ihrem Zimmer“, war die Antwort, „sie hat Kopfweh“.

Als das junge Mädchen nach einigen Minuten in das, von Stickereien, Nippsachen und Spielereien aller Art überladene Zimmer der Herrin des Hauses trat, fand sie dieselbe auf einem Sopha ausgestreckt, matt und mit allen Zeichen übler Laune, den Blick nach dem Fenster gerichtet, welches auf die Hauptstraße von Pera ging.

„Ich habe Sie rufen lassen, Fräulein“, sagte Frau Eryphilli, „um mit Ihnen einiges zu besprechen, was ich Ihnen in Kalliope's Gegenwart nicht sagen wollte. Meine Tochter erzählte mir, Sie würden sie nächstens in die deutsche Literatur einführen. Da möchte ich Sie besonders bitten, Ihre Lectüre recht vorsichtig zu wählen. Ich wünsche nicht, daß Kalliope irgend ein Werk läse, worin von Liebe die Rede ist. So etwas verdreht den jungen Mädchen nur die Köpfe. Der Einfluß Ihrer Landsmänninnen, die man jetzt hier mit Vorliebe als Erzieherinnen engagirt, auf unsere jungen Mädchen, ist oft kein guter gewesen. Mir sind einige Fälle bekannt, in denen junge Griechinnen, deren Eltern bereits einen passenden Schwiegersohn gefunden und mit ihm über die finanziellen Bedingungen einig geworden, den betreffenden

Bräutigam abgelehnt haben, mit dem Bemerken, sie liebten ihn nicht. Diese Weigerung ist ganz entschieden auf die Einsaugung deutscher poetischer Ideen zurückzuführen. Wenn nun schon in jedem Falle es sehr unangenehm für Eltern ist, sich umsonst wegen einer Heirath Mühe gegeben zu haben, noch dazu in einer Zeit, in der die heirathsfähigen Männer so selten sind, so müssen Herr Lascaris und ich noch besonders darauf halten, daß Kalliope sich nicht durch phantastische Ansprüche die geringen Chancen, die sie auf eine gute Verheirathung hat, verscherzt. Ich spreche im Vertrauen zu Ihnen, Fräulein! Kalliope wird keine große Mitgift erhalten, sie ist für uns ein Angstkind. Da darf sie nun um Alles in der Welt sich keine romantischen Ideen in den Kopf setzen, und Sie müssen mir versprechen, ihr nichts in die Hände zu geben, was sie dazu verleiten könnte".

„Ich hoffe", antwortete Angela, „Sie trauen mir zu, daß ich alles Unreine, Leidenschaftliche in jedem Falle von Kalliope fern halten würde. Unsere Literatur besitzt Perlen der Poesie, die man, ohne die Herzensreinheit eines jungen Mädchens zu trüben, ihm wol mittheilen darf. Ich wollte mit Kalliope Hermann und Dorothea lesen".

„Der Titel klingt wie der einer Liebesgeschichte, Fräulein, ich habe kein rechtes Vertrauen dazu".

Angela erröthete. „Verzeihen Sie, Madame, wenn ich bei Ihrer großen Besorgniß für Kalliope's Unberührtheit durch dichterische Verklärung des Gefühls, Sie auf etwas aufmerksam mache, was mich bei Ihrer Tochter oft peinlich berührt. Kalliope spricht über Vorgänge des Lebens, die uns Mädchen ganz fern liegen, mit einer Dreistigkeit, die mir nicht passend scheint".

„Was wollen Sie?" lächelte Frau Lascaris. „Sie war früher viel in Gesellschaft der Dienstboten und hat da Manches gehört, was nicht für ihre Ohren berechnet war".

„Noch mehr", sagte Angela. „Ich habe Kalliope einige Male in Ihrem Boudoir getroffen, in Büchern blätternd, deren Titel allein mich veranlaßten, sie ernstlich zu bitten, keinen Blick mehr darauf zu werfen".

„Mein Fräulein, den realistischen Zug im Charakter meiner Tochter fürchte ich nicht, sie hat ihn von mir. — Wenn sie ja einen Blick wirft in die Mémoires d'une Biche oder in die Histoire d'une Lorette, so wird sie dies nicht davon abhalten, den ihr bestimmten Bräutigam zu nehmen. Ich selber interessire mich außerordentlich für die Vorgänge in der Halbwelt, und ich kann wol sagen, daß es einer meiner größten Wünsche ist, einmal ganz genau — natürlich ungesehen — das häusliche Leben einer jener Damen zu studiren, die jetzt so viel von sich reden machen. Natürlich haben Sie aber ganz Recht, Kalliope anstandshalber die betreffenden Bücher fortzunehmen. Denken Sie aber auch nicht mehr an die Mittheilung Ihres deutschen Romans. — Doch was ich Ihnen hauptsächlich sagen wollte, ist dies: Ich kann heute nicht mit Ihnen nach den Süßen

Wassern fahren; mein Kopfweh ist unerträglich. Wissen Sie, woher es kommt? Sie haben wohl bemerkt, daß ich auf regelmäßigen Kirchgang halte. Doch bin ich letzten Sonntag nicht zur Messe gegangen, weil meine demi-saison-Toilette nicht fertig geworden war. Seit dieser Versäumniß habe ich unbeschreibliches Unglück. Montag zerbrach ich die neue Theekanne, Dienstag mußte ich Sokrati, den Koch entlassen, gestern erhielt ich einen unangenehmen Brief, heut verhindert mich das Kopfweh, mit Ihnen zu fahren. Mein Kleid ist ja auch jetzt gekommen. Doch, was ich sagen wollte: Sie werden mit Herrn Lascaris Kalliope nach Kiat-Hané begleiten; mein Schwager Kalmos wird vielleicht auch dort sein mit — — einem Geschäftsfreunde. Ich wünsche, daß Kalliope recht gut aussähe; sie kann ihr Pariser Kostüm anziehen, und mein Kammermädchen soll sie frisiren. Sprechen Sie vor den Herren Deutsch und Französisch mit ihr, erwähnen Sie, daß Kalliope ziemlich schwere Stücke spielt! Lassen Sie sie nicht zu übermüthig sein. Und nun gehen Sie, liebes Fräulein! A propos! Sie haben bisher vermieden, mit meiner Tochter über Religion zu sprechen, was uns sehr recht war. Möchten Sie aber nun eben nicht zuweilen von den Grundverschiedenheiten der Kirchen sprechen, z. B. Kalliope erklären, warum die Katholiken das Kreuz nach der andern Seite schlagen als wir, andere Fastenspeisen genießen &c. Bitte Alles in toleranter Weise zu beleuchten! Kalliope soll nicht fanatisch werden. Doch nun Adieu!"

„Ich glaube, Herr Leonidas muß zur türkischen Stunde gekommen sein, wie jeden Freitag".

„Heute fällt die Stunde aus. Sie und Kalliope müssen sich sogleich anziehen. Um 4 Uhr kommt der Wagen. Leonidas kann mit Ihnen fahren".

Als Angela in das Schulzimmer zurückkehrte, war der griechische Lehrer bereits fortgegangen. An seiner Stelle aber hatte sich Leonidas Zographos, der schon erwähnte Vetter, eingefunden. Er saß auf dem Divan neben dem Büchertisch und schaukelte auf seinen Knieen Kalliope, welche ihn ausgelassen an Haar und Bart zupfte. Angela warf einen raschen Blick auf die eigenthümliche Gruppe, die sich zu lösen keine Miene machte, und sagte zu dem jungen Manne:

„Herr Zographos, wir nehmen heute keine türkische Stunde und müssen uns augenblicklich zu einer Fahrt nach den Süßen Wassern fertig machen. Kommen Sie, Kalliope". Die junge Griechin stand maulend auf und folgte Angela in das daneben liegende Schlafzimmer.

„Kalliope", sagte die Deutsche, „ich habe es schon oft auf der Zunge gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Benehmen zu ihrem Vetter zu vertraulich, zu zärtlich finde. Sie sind so dreist gegen ihn".

„Ach, liebes Fräulein", lachte Kalliope, „wenn wir uns auch küssen, was schadet das? Wir dürfen uns ja doch nicht heirathen".

„Eine schöne Entschuldigung", entgegnete Angela, „mir scheint es eher passend, einen Mann zu küssen, den man heirathen darf".

„Das verstehen Sie nicht, Fräulein! Für uns arme, griechische Mädchen, die wir keine der Freiheiten genießen, deren die Deutschen sich erfreuen, für uns, die man bewacht und beschränkt und verhandelt wie eine Waare, ist ein Vetter, besonders wenn er hübsch und jung ist, der einzige Trost. Er darf uns beschützen, uns den Hof machen, ohne daß seine Huldigung compromittirte. Lassen Sie mir den Verkehr mit Leonidas ungetrübt! Was habe ich denn sonst im Leben?“

„Kleiden Sie sich jetzt nur an, Kalliope, Ihre Mama wünscht, daß Sie Ihr Pariser Kostüm anziehen“.

„Ach was, Pariser Kostüm! Es ist zusammengeflickt aus alten Roben Mamas, deren sie immer ein Dutzend im Schranke hängen hat. Ich bin mit Mama nicht zufrieden. Sie glänzt auf meine Kosten. Sie giebt mir nicht einmal von ihrem poudre de riz, damit ich brauner aussehen soll, als sie“.

„Reden Sie nicht so, Kalliope, Sie haben wahrhaftig keinen Grund, gegen ihre Eltern undankbar zu sein“.

„Was thut man für mich? Papa ist zu sehr unter Mamas Herrschaft, sonst könnte ich von ihm Manches erlangen. Es ist traurig, wenn ein Mann so schwach ist“.

„Kalliope, Ihnen fehlt etwas, was ich schmerzlich bei Ihnen vermisse, das Gefühl der Ehrerbietung!“

„Was wollen Sie? Wir Griechen wissen Alle nichts von Respect. Wen sollte ich auch respectiren! Etwa den Priester, der, ungebildet und unwissend, mir als Beichtiger Rathschläge geben will? Die Eltern, deren Erziehungsmethode sich nach der Höhe der Mitgift ihrer Kinder richtet? Den Mann, den man mir erhandeln wird? Fräulein“, rief sie mit blitzenden Augen, „wenn er alt ist oder häßlich, nehme ich ihn nicht. Heirathen muß ich ja, das weiß ich; aber einen jungen, hübschen und reichen Mann will ich haben, mit dem ich reisen, die Welt sehen, mich amüsiren kann. O, ich möchte immer recht auffallen und denke mir schon die Toiletten aus, die das ermöglichen sollen“.

„Denken Sie jetzt nur an Ihren jetzigen Anzug, Sie thörichtes Kind“.

„Sie nennen mich thöricht, weil ich derartige Ansichten habe. Ach, ich habe wol Grund dazu! Wäre Leonidas reich, so könnten wir uns heimlich von einem bestochenen Priester trauen lassen und dann würde das Patriarchat, trotz unserer Verwandtschaft, die Heirath doch anerkennen. Aber er hat nur ein kleines Vermögen und seine Stellung bei der Pforte“.

Frau Lascaris trat ein, um die Toilette ihrer Tochter zu inspiciren; sie zupfte, wendete und legte mit geschickten Fingern zurecht, bis Alles ihren Beifall hatte, und Kalliope hielt geduldig still.

Endlich kam die Abfahrtsstunde. Der Müsteschar und Leonidas saßen schon im offenen Wagen, als die jungen Mädchen herunterkamen, um im Fond desselben Platz zu nehmen. Des Papas kluges, feines Gesicht glänzte

freudig beim Anblick seiner hübschen geputzten Tochter; sie wußte es so einzurichten, daß Angela dem Papa gegenübersaß und sie selbst ihrem Vetter.

Im Thal der Süßen Wasser bot sich der Familie der bezauberndste Anblick. Der ganze Fluß war bedeckt von auf- und abwärts gleitenden Kaiks und Barken; zu beiden Seiten aber, auf den breiten Fahrwegen, entwickelte sich ein Corso eleganter Wagen, von denen die Mehrzahl durch reich gekleidete türkische Frauen besetzt war, Angela, die das reizende Schauspiel zum ersten Male sah, öffnete die Augen weit, um das Gesammtbild in sich aufzunehmen, Kalliope schaute sich nach interessanteren Specialitäten um.

„Sehen Sie, Angela", rief sie plötzlich, „welch' ein reizendes Geschöpf in jenem Wagen sitzt!"

Angela folgte dem Wink und hatte Zeit, in langsamem Vorüberfahren den Inhalt eines Wagens genau anzusehen, der dicht an den ihrigen streifte. In dem mit prächtigen, weißen Pferden bespannten, eleganten, geschlossenen Landauer saßen drei türkische Damen, deren eine die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein schönes, noch sehr junges Mädchen mit dunkeln Augensternen, die aus dem sehr weiß geschminkten, feinen Gesicht, an dessen Schläfen blaue Adern zart gemalt, dessen Lippen emaillirt waren, ganz unheimlich groß und glänzend herausstrahlten. Die schlanke Gestalt war in einen kostbaren Feridjeh (Mantel) von hellgelbem Atlas gehüllt, der weiße Schleier ließ das feingeschmückte Barett durchleuchten, und Hals und Busen waren bedeckt mit dem werthvollsten Schmuck. Die kleine, behandschuhte Hand hielt einen weißseidenen geschlossenen Sonnenschirm, dessen sie sich wie eines Fächers bediente. Neben der jungen Schönheit saß eine ältere Frau in blaßlila Gewandung, den Rücksitz des Wagens aber nahm eine Dritte ein, deren Jaschmack sie so undurchsichtig verhüllte, daß man von ihr nur ein Paar braune, traurige Augen erblickte. Sie schien, den zwei Damen auf dem Vordersitz gegenüber, die Rolle einer Untergebenen zu spielen.

Angelas Augen begegneten einen Augenblick denen der schönen Türkin. Da blitzten diese auf und wandten sich mit unnachahmlichem Niederschlagen der Lider nach der andern Seite. „Minireh", rief Angela leise, und ein flüchtiges Roth überhauchte ihr Gesicht. Nun aber lenkte Kalliope ihren Blick schon nach einer andern Seite.

„Fräulein!" rief sie leise auf deutsch, „da reitet der schöne, junge Türke, dem wir schon mehrmals begegnet sind und der Sie immer mit so weit aufgerissenen Augen anstarrt. Ach, Sie Glückliche! Was gäbe ich darum, wollte mich Jemand so mit den Blicken verschlingen!"

Indessen war Mehmet Bey zu Pferde bereits an den Wagen der Lascaris'schen Gesellschaft herangekommen und begrüßte zuerst den Musteschar, dann die Damen. Kalliope war entzückt, mit dem eleganten Muselmann Französisch plaudern zu können; er ritt ein Stück Weges neben dem Wagen hin. Da begegnete ihnen abermals der Landauer der drei Türkinnen, und Angela sah deutlich, wie Minireh die gegenübersitzende Dienerin mit dem

Sonnenschirm stieß, um sie auf Mehmet aufmerksam zu machen. Dieser ritt gesenkten Hauptes an dem Landauer vorüber.

„Sie können uns wol nicht sagen, wer die Damen in jenem Wagen sind?“ fragte der Musteschar.

„Meine Mutter und meine Schwester“, entgegnete er kurz.

„Ach“, rief Kalliope, „stellen Sie uns Ihrer reizenden Schwester vor! Jetzt gleich! Ich muß sie kennen lernen“.

„Sie verzeihen,“ entgegnete Mehmet ablehnend, „aber es würde für mich nicht passend sein, diese Damen hier anzureden. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, einmal nach meinem Konak zu kommen, so will ich dort die Bekanntschaft vermitteln“.

Der Wagen hatte unterdeß unter einigen Platanen Halt gemacht; die Gesellschaft stieg aus, auch Mehmet sprang vom Pferde, dessen Zügel er seinem berittenen Diener zuwarf und man ging ein wenig unter den Bäumen auf und ab. Bald vergrößerte sich die Gruppe durch die hier erwartete Ankunft des Banquiers Kalmos und seines Geschäftsfreundes, der niemand anders war, als der junge Antoniades. Man kam schnell über die Vorstellungen hinaus und setzte sich dann auf niedrige Schemel, um einige Erfrischungen zu genießen. Mehmet und Angela saßen ein wenig abseits von den Anderen. Er sah sie lange an und sagte endlich:

„Sie sehen nicht glücklich aus. Behagt es Ihnen, unter Fremden zu dienen?“

Angela erröthete heftig. Meine Stellung zu Lascaris Hause ist mehr eine freundschaftliche, als eine untergeordnete“, sagte sie dann. „Ich bin sehr zufrieden dort“.

„Das würde mich freuen“, antwortete er zweifelnd.

„Sprechen Sie doch türkisch mit Mehmet Bey“, rief Kalliope neckend herüber. Angela versuchte es und fand entzückte Anerkennung ihrer Leistungen.

Mehmet erzählte ihr, daß nach Ali Paschas Tode ihm alle Lust an der diplomatischen Laufbahn vergangen sei, und daß Hussein Avni, um ihn wieder in Thätigkeit zu setzen, ihn wahrscheinlich bald nach Creta schicken werde.

Angela sprach ihm von Minireh. „Sie ist schön wie ein Engel“, sagte sie ganz begeistert.

„Sagen Sie lieber, wie ein böser Geist! Sie wird täglich herrschsüchtiger und stolzer. Die Sclavin ihr gegenüber, Leila, die ich kürzlich gekauft, wird von ihr gequält. Nein, Engel sehen nicht aus wie Minireh; sie sind sanft und gut wie Sie, Melek!“

„Melek?“ fragte Angela.

„Melek heißt Angela auf türkisch, und der Name paßt ganz für Sie. Ich wollte, Sie lebten in einem Paradiese und nicht in dem verhaßten Hause des Musteschar, doch bleiben Sie nur wenigstens dort, bis ich aus

Creta zurückkehre, sonst finde ich Sie in der ungeheuren Stadt nicht wieder. Wollen Sie aber fort, so gehen Sie zu meiner Mutter, nicht wahr?"

„Ich denke an keine Veränderung meiner Lage", meinte Angela. — Herr Kalmos näherte sich ihr jetzt.

„Längst hatte ich Ihnen versprochen, Fräulein", sagte er lächelnd, mich mit Ihren Vermögensangelegenheiten zu beschäftigen, Sie wissen ja nicht, wohin mit allem Gelde. Nun wohl, kaufen Sie türkische Papiere! Pinards und Moutons sind außerordentlich sicher und stehen brillant. Auch auf griechische Laurium-Actien mache ich Sie aufmerksam. Es soll mir eine Freude sein, Ihr Capital gut anzulegen. Auf 12 % können Sie wenigstens rechnen".

„Ich bin keine speculative Natur", sagte Angela, „und wünschte vor allem solide Anlage".

Können Sie aber zu Sicher auch noch Profitable fügen, so wären Sie thöricht, wenn Sie es nicht thäten".

„Ich verlasse mich auf Ihr Urtheil", antwortete das junge Mädchen, „und danke Ihnen im Voraus".

Man brach auf. Mehmet verabschiedete sich von der Gesellschaft, Herr Kalmos und sein Freund begleiteten den Wagen zu Pferde bis in die Nähe der Stadt. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, und Angela, welche sich der Vorschriften Frau Eryphillis erinnerte, that Alles, um Kalliope in's beste Licht zu setzen. Doch diese war lässiger als sonst in dem Wunsche, zu gefallen, und Herr Antoniades wendete sich öfter an die Fremde, als an seine Landsmännin. Leonidas schien sich etwas gedrückt zu fühlen, der Musteschar aber und Kalmos waren sprühend lebendig und voll heiterster Laune. Daß Herr Antoniades um Erlaubniß bat, dem Musteschar seine Aufwartung zu machen, versteht sich von selbst. Kalliope aber sagte beim Auskleiden zu ihrer ganz besonders schweigsamen Freundin: „Sonderbar! Er ist jung, hübsch und reich, und doch . . . er gefällt mir nicht".

Siebentes Kapitel.

Angela war vielleicht in der Zeit, welche diesem Ausfluge folgte, nicht gelassen und ruhig genug in ihrem Gemüth, um eine scharfe und aufmerksame Beobachterin der Dinge zu sein, welche um sie vorgingen; aber so viel bemerkte sie doch, daß seit der Einführung des jungen Antoniades das Leben im Hause verändert war. Oft kam es vor, daß der Musteschar stundenlang mit Kalmos und Antoniades in seinem Zimmer blieb; dann wieder nahm Frau Eryphilli des jungen Hausfreundes Stelle bei solchen Berathungen ein; Kalliope und Leonidas benutzten letztere Combination gern, um mit einander Zwiesprache zu halten, und Angela sah sich dann, zu ihrem großen Mißvergnügen, genöthigt, Antoniades Ge-

sellschaft zu leisten, der ihr gegenüber einen süßlichen und doch dreisten Ton angenommen hatte.

Nie in ihrem Leben hatte Angela so viel von Procenten, Dividenden, Actien, Anleihen sprechen hören, als in dieser Zeit. Ein Fieber schien sich der Gesammtwelt in der Levante bemächtigt zu haben, das Speculationsfieber, der Musteschar zog sein nicht großes Vermögen aus der englischen Bank und kaufte griechische und türkische Papiere dafür, Leonidas machte seinen kleinen Grundbesitz zu Gelde, um zu speculiren, Kalmos kaufte und verkaufte, Antoniades warf sich mit vollem Feuer unter die Haussiers, ja selbst Kalliope steckte die Ersparnisse von ihrem Taschengelde in rumelische Eisenbahnactien; Angelas Capital hatte Kalmos angelegt.

Trotz aller scheinbaren Intimität wurde der Verkehr zwischen Kalliope und Antoniades, den die Eltern in aller Weise begünstigten, doch kein eigentlich vertraulicher. Das junge Mädchen, mit vollem Verständniß die Sachlage überschauend, wußte, den Eltern und Antoniades gegenüber, sich den Anschein völliger Unbefangenheit zu geben und ein zugleich kühles und so naives Spiel zu spielen, daß man hätte glauben können, sie wisse nicht, daß es sich bei allen Veranstaltungen um sie handle. Der Musteschar und seine Frau würden, in Betracht der großen Jugend ihrer Tochter, vielleicht auf keine Entscheidung hingedrängt haben, und der junge Mann selbst schien die Anlage der Rosenketten, welche man ihm zudachte, ebenfalls als nicht besonders dringend zu betrachten; Kalmos aber, der inzwischen, weil Jérôme Antoniades Unfähigkeit zu ernstlicher Ausführung gewichtiger Pläne erkannt hatte, von dem Pater in die Bedingung eingeweiht worden war, unter welcher allein der junge Banquier Kalliopes Hand anzunehmen gedachte, Kalmos ruhte und rastete nicht, so lange die Verlobung nicht zur Thatsache geworden. Cardinal Franchis Ankunft in Konstantinopel und seine Verhandlungen mit der Pforte in Sachen der armenischen Kirchenspaltung feuerten den Eifer Jérômes, des Musteschars gewichtige Stimme zu gewinnen, auf's Aeußerste an. Er wußte, daß für die kommende Woche ein Staatsrath anberaumt war, in welchem die definitive Entscheidung über die Frage ausgesprochen werden sollte und drang in Kalmos, noch vorher mit der Verlobung in's Reine zu kommen.

Durch diese verschiedenen Instanzen war denn endlich die Angelegenheit bis vor Frau Eryphilli gelangt, der das schwere Amt zugedacht war, ihr ahnungsloses Kind von den Absichten des Bewerbers zu unterrichten. Die abendliche Sitzung, in welcher dies geschah, dauerte lange, und Angela befand sich schon in ihrem Schlafzimmer, als Kalliope dasselbe endlich betrat. Sie sah mehr verdrießlich und enttäuscht als erregt aus und sagte, indem sie ihren Arm um Angelas Schulter legte:

„Mama hat mir eben einen rechten Streich gespielt. Sie brach die Gelegenheit vom Zaun, um mir zu sagen, daß Antoniades nach meinem Jawort schmachte. Das scheint mir zwar nicht wahrscheinlich, aber es beweist

mir, daß ein Grund da ist, der diese Eile, dieses Drängen veranlaßt. Wie unangenehm, da mir gerade eine Verzögerung erwünscht ist!"

„Warum das, Kalliope?"

„Sie liebe Unschuld! Wissen Sie denn nicht, daß Leonidas speculirt? Bei seiner Kenntniß der politischen Verhältnisse hat er alle Aussicht, bis zum richtigen Augenblick mit der Hausse zu gehen und dann seine Papiere glänzend loszuschlagen. Gelingt es ihm, in kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben, dann steht unserer Verbindung kaum etwas im Wege. So gut die Eltern mich einem Katholiken geben wollen, können sie mich auch an einen chiotischen Vetter verheirathen".

„Haben Sie mit Ihrer Mutter von Leonidas Aussichten gesprochen? Haben Sie Antoniades Antrag zurückgewiesen?"

„So thöricht bin ich nicht gewesen. Leonidas kann ja auch einen Fehlschlag haben. Für den Fall bleibt der andere doch immer eine gute Partie".

„Kalliope!"

„Was wollen Sie? Ich sehe die Sache praktisch an. Ich habe von Mama Bedenkzeit verlangt, um zu sehen, wie die Verhältnisse sich gestalten. Sie hat mir 'aber nur eine Woche gegeben, um mit mir in's Reine zu kommen. Das ist zu wenig. Ich muß hernach krank werden, um die Verlobung weiter hinaus zu schieben. Leonidas kann jetzt noch nicht verkaufen. Die Actien seines Crédit général sollen bis 22 steigen, jetzt sind sie auf 18, für 10 hat er sie gekauft, also — — — —"

„Hören Sie, Kalliope, ich hätte nie gedacht, daß ein junges, liebendes Mädchen so berechnend sein könne. Warum sagen Sie Ihren Eltern nicht frei heraus, daß Sie Leonidas gern haben? Warum wollen Sie sich nicht mit einem bescheidenen Loose begnügen? Kann man nicht überall mit einem geliebten Manne glücklich sein?"

„Auch im Harem, nicht wahr?" fragte Kalliope spitz. „Nein, darüber denken wir verschieden, und ich mag von Ihren germanisch-ottomanischen Schwärmereien nichts hören. Lassen Sie mich meinen Weg gehen! Wohin der Ihre führt, darüber bin ich nicht in Zweifel".

„Was wollen Sie damit sagen, Kalliope?" rief Angela auf's Höchste erregt.

„Nichts weiter, als daß ich Sie beobachtet habe durch all die Zeit, die Sie bei uns sind. Sie kämpfen mit Ihrem Herzen, aber es wird Sie überwinden. Freilich die Verführung ist groß! Ein Mann von so wunderbarer Schönheit! Und er liebt Sie, freilich nur, wie eben ein Türke lieben kann".

„Hören Sie auf, Kalliope", rief das zitternde Mädchen. „Glaubte ich an die Wahrheit dessen, was Sie sagen, ich würde dieses Land fliehen für alle Zeit! Wie können Sie denken!"

„Nichts denke ich, wenn es Sie so aus den Fugen bringt. Ich redete nur so in's Blaue hinein. Gute Nacht, gute Nacht".

Am Abende des Tages, welcher dieser Unterredung folgte, erhielt Angela, die, seitdem Kalliope so schonungslos die Schwäche ihres Herzens bloß gelegt, sich in einem fieberhaften, beängstigenden Zustande befunden hatte, unerwartet wenige Zeilen von Eulalie, worin ihr diese mittheilte, daß Schwester Philomele im Sterben läge und den Wunsch ausgesprochen habe, Angela noch einmal zu sehen.

Der Musteschar, Kalmos und Antoniades, welche täglich zur Stadt fuhren, erklärten sich am andern Morgen bereit, Angela unter dreifachem Schutze dorthin mitzunehmen, doch als man sich an Bord des Dampfers begeben hatte, bis wohin Kalliope in niedlichem Morgenanzuge mit ihrer Mutter Angela begleitet, geriethen Kalmos und sein Schwager bald in ein so eifriges Gespräch mit andern Speculanten, daß sie ihre Schutzbefohlene ganz vergaßen. Nur der junge Antoniades blieb Angela zur Seite und unterhielt sie in seiner gewöhnlichen faden Weise. Seine Nachbarin hielt die Gelegenheit für günstig, ihn ein wenig über seine Gefühle für Kalliope zu sondiren; denn nach ihrem letzten Gespräche mit dieser empfand sie fast eine Art von Mitleid mit dem jungen Manne, den die schlaue Griechin sich für den schlimmsten Fall als gute Partie reserviren wollte. Angela begann damit, Kalliopes hübsches Aussehen an jenem Morgen zu rühmen.

„Wenn sie sich noch so sehr aufputzt“, meinte er aber, so bleiben ihre Nase und ihre Zähne doch immer eben so spitz wie ihre Worte. Da kenne ich andere Damen, die, wenn sie Kalliope in gesellschaftlicher Stellung gleich ständen, sie weit ausstechen würden. Meinen Sie nicht auch?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ antwortete Angela, die wohl merkte, daß die unhöfliche Artigkeit auf sie gemünzt war.

„Nun, Sie verstehen mich doch. Sie brauchen ja nur in den Spiegel zu schauen“.

„Herr Antoniades“, erwiderte Angela, „Sie würden mich verbinden, wenn Sie sich um mein Aussehen und meine Stellung in der Gesellschaft gar nicht bekümmerten“.

„Das ist wol nicht Ihr Ernst. Damen haben es immer gern, wenn man sie beachtet“.

„Bei mir ist das Gegentheil der Fall“. Sie stand auf und ging nach der andern Seite des Schiffes; der Musteschar eilte sogleich auf sie zu und bat um Entschuldigung, sie einen Augenblick vernachlässigt zu haben. Er unterhielt sie dann von der bedeutenden Hausse der letzten Tage. „Sie werden noch Millionärin, mein Fräulein“, sagte er, „und ich bin stolz darauf, Ihre Papiere aufbewahren zu dürfen“.

Nach der Ankunft in der Stadt begab sich Angela gleich nach Galata in's Kloster. Schwester Philomele war bereits verschieden und hatte Angela einen geweihten Rosenkranz zum Andenken bestimmt. Eulalie sah man die Freude an, nach so langer Zeit wieder einmal mit Angela zusammen zu sein.

Jérôme kam herbei und forderte sie mit freundlichen Worten zu einem Spaziergange im Klostergarten auf.

„Lassen Sie uns vergessen, was inzwischen in der Politik geschehen ist", sagte er herzlich, „und denken Sie nur daran, daß Sie Ihre alten Reisegefährten in gutem Andenken behalten müssen! Erinnern Sie sich noch an den jungen Türken? Er soll jetzt in Creta die Insurgenten zu Paaren treiben. Aber da fällt mir ein! Sie sehen ja wohl Antoniades zuweilen, meinen früheren Schüler? Ist es wahr, wie man mir erzählt, daß er der Familie des Muteschar sehr nahe getreten und sich mit Ihrer Schülerin zu verloben gedenkt?"

„Ich habe darüber kaum ein Urtheil", entgegnete Angela zurückhaltend.

„Das müßten Sie sich doch gerade am Ersten haben bilden können. Sie wollen wol nur discret sein. Aber mir gegenüber brauchen Sie das nicht zu sein, Fräulein Angela. Denn ich will Ihnen nur gestehen, daß ich Grund zu der Annahme habe, daß Antoniades wirklich mit dem Herzen bei der Sache ist und sich gewaltig darüber grämt, daß seine Erwählte gar so spröde ist. Könnten Sie nicht, als Freundin des jungen Mädchens, Ihren Einfluß zu seinen Gunsten bei Fräulein Kalliope geltend machen?"

„Ich muß Ihnen bekennen, Herr Pater, daß mir eine solche Einmischung über meine Befugnisse hinaus zu gehen scheint. Kalliopes Eltern haben mir ihr Kind anvertraut —"

„Gewiß, gewiß! Aber Sie würden im Sinne des Muteschar und seiner Frau handeln, wenn Sie Kalliope zu schneller Entscheidung überredeten".

„Selbst wenn ich das vermöchte, würde ich es nicht thun wollen. Sie muß überlegen, ehe sie den wichtigsten Schritt ihres Lebens thut. Uebereilt sie sich . . ."

„Es ist von keiner Uebereilung die Rede. Das Mädchen ziert sich nur".

„Das glaube ich nicht".

„Und der arme junge Mensch verzehrt sich in Unruhe und Sehnsucht".

„Das glaube ich auch nicht".

„Sie sind sehr ungläubig", bemerkte der Pater scharf. „Leider sind Sie eine von den Naturen, welche nur nach ihrem eignen Ermessen zu handeln lieben und keine Autorität über sich anerkennen".

„Doch, die meines Gewissens, die allerhöchste, die es gibt".

„Das Gewissen ist ein schwankendes Ding . . ."

„Es ist die Stimme Gottes, Herr Pater".

„So sagt man wohl. Unsere heilige Kirche drückt die Stimme Gottes klarer und schärfer durch die Worte ihrer Diener aus. Wenn ich Ihnen sage, daß zum Wohle Ihrer Freundin, ja mehr noch, zur Erreichung höherer Zwecke es nothwendig ist, daß Kalliope morgen schon ihr Jawort gibt, so muß Ihnen das genügen".

„Es genügt mir nicht“.

Ein Zornesblitz flammte im Auge des Paters. Doch er bezwang sich und sagte gelassen:

„Sie berufen sich auf ihr Gewissen; ich aber sage Ihnen, es ist etwas ganz Anderes, was Sie veranlaßt, Ihre Hand nicht zur Abschließung dieses Bundes zu bieten. Sie bilden sich ein, daß Antoniades' flüchtige Galanterien . . .“

„Herr Pater, Sie beleidigen mich“.

„Das sollte mir leid thun. Brechen wir unser Gespräch ab. Ich verlange Nichts mehr von Ihnen. Sie lösen sich von dem Gehorsam, den Sie den Vertretern Ihrer Kirche schulden, gehen Sie Ihren Weg, er führt zu den Ungläubigen!“

Damit entfernte er sich rasch. Angela rief Eulalie ein flüchtiges Lebewohl zu und ging fort, den Rosenkranz mechanisch in der Hand drehend. Sie fühlte, daß Jérôme ihr Feind geworden.

Eine Stunde später suchte Jérôme seinen früheren Schüler in dessen Comptoir auf.

„Sie müssen sich morgen Kalliope erklären“, sagte er zu ihm, „und ihr Jawort vorweg nehmen. Dienstag ist die Sitzung im Ministerium. Wenn Sie morgen, Sonntag, Ihre Erklärung gemacht haben, so bleibt Ihnen der Montag für alle Arrangements mit dem Musteschar“.

„Also Sie meinen wirklich, daß es schon so bald geschehen muß? Warum hat Kalliope Bedenkzeit verlangt?“

„Vielleicht weil Jemand bei ihr gegen Sie intriguirt. Sollte es Ihnen entgangen sein, daß Angela ihr Auge auf Sie geworfen?“

„Sie überraschen mich. Wie kommen Sie zu der Vermuthung?“

„Ich sprach heute mit ihr — genug! Behandeln Sie sie nur deshalb nicht schroff, nicht rauh. Sie ist genug gestraft“.

„Gestraft, Herr Pater? Ihr Gefühl ist ja nur natürlich“.

Der junge, eitle Mann war außer sich vor Vergnügen, er empfahl sich Jérôme's Wohlwollen mit dem Versprechen, morgen Alles zum Abschluß zu bringen, nahm sich aber heimlich vor, mit Angela vorher in's Reine zu kommen.

Achtes Kapitel.

Den ganzen Sonntag verlebte Antoniades in Prinkipo. Er war sehr guter Laune, denn die Hausse hatte bis Sonnabend Abend angehalten und versprach ihm bedeutenden Gewinn. Jetzt saß er auf der kühlen Veranda des Hauses, umgeben von den drei Damen und dem Hausherrn. Plötzlich erhob sich Kalliope. Sie hatte die Hausthür gehen hören und wollte sich überzeugen, ob Leonidas mit dem letzten Schiff gekommen, um den Abend

mit ihnen zu verleben. Da stand er richtig im Vestibüle, bleich, etwas verstört und doch glücklich lächelnd. Ein Wink von ihm und sie war an seiner Seite.

„Wo kann ich Dir etwas allein sagen?"

„Hier!" Sie riß die Thür des Eßzimmers auf.

„Es gibt wichtige Neuigkeiten. Ein Freund aus Athen schickte mir eine chiffrirte Depesche. Die Laurium-Angelegenheit hat sich als Schwindel herausgestellt. Ich habe sofort heute auf der Straßenbörse meine Actien verkaufen lassen. Ich habe Kalmos gewarnt. Er wird ein riesiges Geschäft machen. Jetzt will ich Deinen Vater benachrichtigen. Aber Er, Du weißt wen ich meine, soll es nicht erfahren".

Kalliope schwieg einen Augenblick, tief aufathmend.

„Du mußt dem Papa die Nachricht verkaufen, Leonidas".

„Und Dich als Preis setzen, Du hast Recht. Wir können uns jetzt den Priester zur heimlichen Trauung wol kaufen".

„Aber Du mußt schnell handeln. Bei uns gehen sonderbare Dinge vor. Mama hat heute mit der Localpost einen Brief erhalten, der sie sehr erregte. Sie war darauf sehr steif zu Angela. Antoniades machte halb dieser, halb mir den Hof. Papa hat mir gesagt: Heute Abend, mein Vögelchen. Geh' jetzt zu den Anderen, halte die Mama fest; ich schlüpfe eben in ihr Boudoir, lese schnell den Brief, den sie in ein Buch gesteckt, und helfe Dir dann, Antoniades zu entfernen, damit Du mit Papa sprechen kannst".

Ein heißer Kuß, und man trennte sich.

„Gut, daß Du kommst, Leonidas", sagte der Musteschar, als der junge Mann in's Zimmer trat, „wir discutiren eben über die Finanzfrage. Denke Dir, unser Crösus von Freund hat gestern von Camondo einen Wechsel von 100,000 Franken in Zahlung erhalten und will mir durchaus meine Laurium-Actien dafür abkaufen".

„Und Sie haben es abgeschlagen, Onkel?" fragte Leonidas langsam und lauernd.

„Das will ich meinen", erwiderte der Musteschar, aber schon hatte sein Ohr den Ton aufgefangen, mit dem sein Neffe gesprochen, und sein Blick haftete scharf auf dessen Gesicht.

Jetzt trat Kalliope in's Zimmer. Ihre kleinen Zähne hielten die Unterlippe fest gefaßt, die Augen sprühten, sie warf einen bitterbösen Blick auf ihren bestimmten Bräutigam, einen zweifelnden auf Angela.

„Es wird frisch im Garten", sagte sie dann plötzlich heiter, „wie wär' es, Angela, wenn wir ein wenig heruntergingen? Kommen Sie mit, Herr Antoniades?"

„Mit Vergnügen", rief dieser und eilte den jungen Damen nach. Aber zum Erstaunen des Musteschars schloß sich auch seine Frau der jugendlichen Gruppe an, während Leonidas bei ihm im Zimmer blieb. Frau Eryphilli

legte unten sofort Beschlag auf ihre Tochter und schritt mit dieser dem Kiosk zu, während sie Antoniades mit Angela den Weg nach der Laube einschlagen hieß, die der Lieblingsplatz der jungen Welt war.

„Geh, Kalliope", sagte sie dann, „und sieh nach der Tafel! Hier sind die Schlüssel zum Weinkeller. Ich erwarte Dich hier im Kiosk". Anmuthig ergriff Kalliope das Schlüsselbund und entfernte sich in der Richtung des Hauses; doch hinter dem nächsten Bosquet schon kehrte sie um, und da es inzwischen dämmerig geworden, glitt sie leise von Gebüsch zu Gebüsch bis in die Nähe der Laube, in welcher Angela sich soeben unruhig vom Sitze erhoben.

„Wo bleiben nur die Damen?" sagte sie.

„Was geht uns das an?" entgegnete Antoniades. „Sie werden nur allzubald kommen. Ich bin froh, Sie noch allein sprechen zu können. Ich will Ihnen sagen, daß heute Abend Verlobung ist".

„Also wirklich?"

„Sie müssen sich darum nicht grämen".

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich meine, daß diese Heirath eine Geschäftssache ist. Mein Herz gehört Ihnen. Nein, gehen Sie nicht! Sie müssen mich anhören. Natürlich kann ich keine Gouvernante heirathen. Aber Sie brauchen das nicht zu bleiben. Wie viele Ihresgleichen leben hier jetzt herrlich und in Freuden".

„Lassen Sie mich gehen, ehe ich um Hilfe rufe".

„Nur noch ein Wort! Ich etablire Sie. Ich richte Ihnen ein Modemagazin ein".

Aber er vermochte nichts mehr zu sagen. Angela stieß den ihr den Weg Vertretenden mit voller Kraft vor die Brust, daß er zurücktaumelte und stürzte an ihm vorüber, dem Hause zu. In ihrem Zimmer angelangt, warf sie sich im Paroxismus ihrer Empörung, ihres Wehs auf den Boden, rang die Hände und weinte um die Schmach, die der Elende ihr angethan.

Antoniades hatte inzwischen sein Gleichgewicht wiedergefunden. „Teufelin", murmelte er zwischen den Zähnen, indem er langsam dem Hause zuschritt. Kaum war er verschwunden, so rauschte es leise zu beiden Seiten der Laube, welche eben der Schauplatz der widrigen Scene gewesen, und zu gleicher Zeit traten Kalliope und Frau Eryphilli aus ihren Verstecken hervor. Die Ueberraschung war nur auf der Seite der Mutter.

„Das ist der Mann, Mama, der mein Jawort durchaus heute noch haben muß?"

„Nimm sein Benehmen nicht zu schwer! Die Person hat mit ihm cokettirt. Mich hat glücklicherweise ein anonymer Brief auf ihre Manöver aufmerksam gemacht; daher beschloß ich, sie zu entlarven. Wie aber kommst Du hierher?"

„Ich fand Dich nicht im Kiosk und wollte Dich in der Laube überraschen. Da hörte ich Antoniades Stimme — genug! Angela ist nicht schuldig. Er aber hat mich tödtlich beleidigt. Nie werde ich seine Frau".

„Kind, einem so reichen Manne muß man Vieles verzeihen".

„In wenigen Tagen ist er vielleicht arm — und ich bin gerächt".

„Was sagst Du, Kalliope?"

„Höre mich, Mama!" Und nun erzählte das junge Mädchen mit klopfenden Pulsen von der Entdeckung, die ihr Leonidas gemacht, sie drang in ihre Mutter, ihre Verbindung mit dem Vetter zu gestatten.

Frau Eryphilli war ganz betäubt. War das ihre Tochter, der ahnungslose Engel, der vorher Alles so ruhig über sich hatte ergehen lassen und jetzt plötzlich das Steuer in seine Hände nahm? — Vor dem Hause kam ihr Leonidas entgegen und beiden jungen Leuten war es nicht schwer, die Einwilligung der Mutter zu ihrer Verbindung zu erlangen, zu der der Musteschar sich die seine bereits hatte abkaufen lassen.

„Eines bleibt uns noch zu thun", meinte der junge Mann, „wir müssen des Onkels Actien heute Abend noch an Antoniades verkaufen; morgen ist es dazu vielleicht schon zu spät".

„Ich bringe ihn zum Kaufen", sagte Kalliope.

Man ging in's Haus und setzte sich ohne Angela, die sich hatte krank melden lassen, zu Tische. Man plauderte und scherzte, als sei nichts geschehen; nur zuweilen warfen sich die vier Wissenden bedeutungsvolle Blicke zu.

Als man beim Kaffee auf der Veranda saß, sagte Kalliope leise zu Leonidas: „Er muß auch Angela's Papiere kaufen, sonst verliert die Arme ihr kleines Vermögen".

„Das würde zu sehr auffallen, es geht nicht. — Fang' an, Kalliope".

Das junge Mädchen stieß einen tiefen, lauten Seufzer aus.

„Was hast Du?" fragte ihr Vater besorgt.

„Ich beneide Herrn Antoniades".

„Warum thun Sie das, mein Fräulein?"

„Weil Sie so reich sind, mein Herr!"

Er lächelte geschmeichelt. „Darum brauchen Sie mich am wenigsten zu beneiden. Mein Reichthum liegt zu Ihren Füßen".

„Nicht doch, Sie beschämen mich, unsere ganze Familie. Sie vermögen, uns mit größter Leichtigkeit auszukaufen. Boten Sie nicht Papa an, seine Actien alle auf einmal zu bezahlen? Unser ganzes Vermögen scheint Ihnen also nur eine Kleinigkeit".

„In Zeiten, wie die jetzigen, wird die geringste Summe wichtig. Sie muß nur in speculativen Händen sein".

„Bei Papa ist das wol nicht?"

„Nicht so, wie bei mir, dafür bin ich Geschäftsmann".

„Du hörst, Papa, was Herr Antoniades sagt. Warum hast Du seinen Wunsch nicht erfüllt? Mir würde es Erleichterung gewähren, zu denken, daß Deine Actien in seinen Händen einen höhern Werth repräsentiren, als in den Deinen, daß Du ihm durch deren Abtretung Gewinn bringen könntest".

Der Musteschar hatte längst verstanden. „Ich habe mich ja nicht geradezu geweigert", meinte er einlenkend, „ich dachte nur, es sei vortheilhafter meine Actien selbst zu behalten".

„Das ist aber nicht nobel, Papa", sagte Kalliope schelmisch.

„Herr Antoniades, wollen Sie die Actien haben, so sagen Sie es nur mir! Heute darf mir Papa nichts abschlagen, und ich gönne sie Niemand als Ihnen. Ich will Courtier spielen", lachte sie, in die Hände schlagend, „hole die Actien Papa! Und Sie, Herr Antoniades, zeigen Sie mir Ihre Börse voll Gold".

„Nicht doch", lachte der Angeredete. „Sie erhalten nur ein Stückchen Papier, Herr Courtier! Da ist ein Wechsel von Camondo".

„Ist das so viel werth?" lächelte Kalliope ungläubig. Und dann zierte sie sich ein wenig und war so naiv und coquett und amüsant, daß sie Antoniades zum ersten Male recht gut gefiel. Sie tauschte lachend des Musteschars Actien für den Wechsel ein, redete dem armen Papa, der so niedergeschlagen schien, freundlich zu und speculirte mit Antoniades so kühn, daß er entzückt war. Der Augenblick schien ihm gekommen, sie fest zu halten. Aber wie er sie isoliren wollte von den Anderen, hüpfte sie hinaus; sie wollte nach Angela sehen, sagte sie.

Eine ziemlich lange Zeit verging. Kalliope kam nicht wieder. Antoniades wurde ungeduldig. Da sagte der Musteschar:

„Sie werden sie heute schwerlich noch sprechen können. Lassen Sie sich morgen früh hier sehen, ehe Sie auf's Schiff gehen; dann mag sie Ihnen Bescheid geben".

Der junge Mann gab nach. Aber als er am andern Morgen erschien, die erstandenen Actien in seiner Brieftasche wohl verwahrt, da fand er eine sonderbare Aufnahme. Der Musteschar empfing ihn allein und sagte ihm, aus Angelas verworrenen Reden habe seine Frau erkannt, daß zwischen ihm und ihr ein Liebesverhältniß bestände. Sie könnte ihr Kind keinem Manne geben, der der Erzieherin ihrer Tochter den Kopf verdreht habe. Um alles Geld der Welt könnte sie so etwas nicht thun. Das Glück ihres Kindes läge ihnen vor allem am Herzen.

„Und nun leben sie wohl!" schloß der Musteschar, „sie sind frei, ich bin es auch. Ich will versuchen Ihnen zu vergeben".

„Und Fräulein Kalliope? Gestern Abend hatte ich Hoffnung".

„Sie wird sich in unsere Bestimmung fügen, ohne zu fragen, warum wir den gestern ihr Bestimmten heute abweisen".

„Dann habe ich Sie nur noch zu fragen, was aus ihrem Votum wird".

„Darüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig, junger Mann, als dem Staat, welchem ich diene".

Neuntes Kapitel.

Als der verblüffte Werber in die Stadt kam, hatte er nicht mehr lange Zeit, dem Wie und Warum des Mißerfolgs nachzudenken; denn er fand die Börse, die ganze Finanzwelt Galatas in unbeschreiblicher Aufregung. Depeschen auf Depeschen kamen von Athen, London, Paris mit Coursnotirung en baisse für Laurium und türkische Papiere, die beunruhigendsten Gerüchte schwirrten, alle Berechnungen der Haussiers schienen zu nichte werden zu sollen. In wenigen Tagen wurde das Fallen der Papiere zum Sturz; Antoniades hatte die größte Mühe, eben nur zwischen den Klippen durchzuschiffen und seine Verluste zu decken. Mit dem Bekanntwerden der Entscheidung des Staatsrathes in der armenischen Kirchenfrage, bei welcher auch der Mufteschar in antiklerikalem Sinne sein Votum abgegeben, verlor Antoniades die Anwartschaft auf die Vermögensverwaltung der Congregationen und mußte zudem von Pater Jérôme, dem er seinen Mißerfolg wohl oder übel zu bekennen gezwungen war, sich noch reinen Wein einschenken lassen über das Spiel, das man mit ihm getrieben, und das er nicht durchschaut hatte. Es war zum Verzweifeln!

Der Schlußact der Komödie, welche die Familie Lascaris gespielt, sollte nicht in Konstantinopel aufgeführt werden. Frau Eryphilli und ihre kindliche Tochter bereitete sich zu einer Reise nach Chios vor, wohin Leonidas, der Kalmos Associé geworden, und der Mufteschar später nachkommen sollten, um dort die Trauung des Liebespaares durch Einfluß und Geld leicht zu bewerkstelligen. Die Reise bot zugleich den willkommenen Vorwand, Angelas Aufenthalt in der Familie ein Ende zu machen. Ihr gegenüber schwieg Frau Lascaris über die Scene in der Laube ganz und führte des jungen Mädchens Entlassung einfach darauf zurück, daß Mutter und Tochter plötzlich auf unbestimmte Zeit zu verreisen gedächten, sie daher ein anderweitiges Unterkommen zu suchen habe; vermuthlich war Frau Eryphilli aber, ihren verschiedenen Bekannten gegenüber, weniger zurückhaltend in der Erwähnung des belauschten Gespräches, das ja doch den Vorwand zu der plötzlichen Aufgabe des nur zu bekannt gewordenen Heirathsplanes mit Antoniades abgeben mußte. Wenigstens fand Angela, als sie sich in verschiedenen Häusern um eine Stellung bemühte, überall kühle und mißtrauische Ablehnung ihrer Anfragen, und mehr als bissige Andeutung ließ sie in unbestimmter Weise fühlen, daß sie in der allgemeinen Achtung verloren habe. Der Mufteschar hatte die erste Gelegenheit ergriffen, ihr ihre Papiere zurückzustellen; Kalmos, den sie darüber befragte, ob sie dieselben verkaufen solle, gab ihr keinen bestimmten Rath, da es im Interesse seiner Börsenoperationen lag, sich in seinen Aussprüchen zweideutig zu erhalten, und ihr eigenes Interesse und Verständniß für Speculationen war zu wenig entwickelt, als daß sie auf ihre alleinige Verantwortung hin hätte energisch handeln mögen. Sie behielt ihre Papiere ruhig im Kasten und wartete ab: nach wenigen Tagen aber war die

Baisse epidemisch geworden, und Angelas kleines Vermögen schmolz dahin wie Schnee an der Sonne.

So viel die Reisevorbereitungen ihr Zeit dazu ließen, widmete sich Kalliope noch ihrer verlassenen Freundin. Sie hatte das unbehagliche Gefühl, auf Angelas Kosten ihr Glück erkauft zu haben und wollte diese wenigstens nicht ganz hilflos in die Welt hinausgestoßen wissen. Sie erklärte daher, nicht eher nach Chios abreisen zu wollen, bis Angela eine Stelle gefunden, denn das junge Mädchen war jetzt darauf angewiesen, für ihre Existenz zu arbeiten. Daß dazu der Orient, in dem die Bildung noch kein Allgemeingut geworden und doch gesucht ist, einen geeigneteren Boden bieten würde, als das deutsche Vaterland, wohin sie zudem nichts zog als zwei Gräber, das mußte sie sich selbst sagen. Vielleicht auch wollte sie Constantinopel nicht wieder verlassen, ohne den Mann wiedergesehen zu haben, der ihr ein so warmes Interesse an ihrem Ergehen gezeigt und so lebhaft den Wunsch ausgesprochen, sie nicht ganz aus den Augen zu verlieren; genug, sie suchte eifrig nach einem baldigen Unterkommen, um die Familie des Musteschar nicht durch Kalliopes Eigensinn in ihren Reiseplänen aufgehalten zu sehen.

Ein Versuch, den Angela machte, durch Vermittlung der Nonnen eine Stellung zu erlangen, schlug gänzlich fehl, da sie im Kloster mit eisiger Kälte empfangen wurde und sich sagen mußte, daß Pater Jérômes Einfluß sich dort in feindlicher Weise geltend gemacht. Das arme Mädchen fühlte sich unendlich niedergedrückt und gebeugt durch die Gleichgiltigkeit und Kälte, die man ihr überall bezeigte, ohne daß sie sich eines Verschuldens bewußt gewesen wäre; sie mußte um jeden Preis ein Arbeitsfeld finden, auf dem sie keine Vorurtheile zu besiegen haben würde, auf dem sie mit Ausdauer nach Anerkennung ringen könne.

Da fügte es ein Zufall, daß sie bei ihren Gängen in die Stadt Frau Eisbrand begegnete, der Missionärsfrau; durch ein Wort und das andere ergab sich, daß diese gerade für die Mädchenklasse ihrer Missionsschule eine Lehrerin suche, und Angela, die sich zwar zu der Frau keineswegs hingezogen fühlte, ihr aber doch nicht mißtraute, bot sich ihr zur Annahme der Stellung an. Bald war Alles abgemacht, und als Angela der Familie des Musteschar endlich mittheilen konnte, sie werde morgen ihre neue Stellung im Judenmissionshause zu Galata antreten, da hellten sich alle Gesichter auf. Als in der Trennungsstunde Kalliope in ihren Armen lag, hörte Angela sie leise schluchzend sagen:

„Vergieb, mein Glück stand auf dem Spiele! Wenn ich Leonidas Frau bin, so komm' zu uns!“

Leonidas Frau! Jetzt erst erfuhr Angela, daß die Verhältnisse sich so ganz geändert hätten, über den Bruch mit Antoniades hatte ihr Niemand ein Wort gesagt, und sie selbst, obgleich ihr sein Ausbleiben aufgefallen war, hatte seinen Namen nicht in den Mund nehmen mögen.

Angela schied von dem Hause, in dem sie längere Zeit gelebt hatte, ohne dort einzuwurzeln, dessen Vorzüge ihr aber fühlbarer wurden, sobald sie in ihrem neuen Domicil angekommen. Die Missionsschule mit ihrem kleinen Kapellchen, schmucklos, geschmacklos und nüchtern, lag dennoch wie ein Palast unter den ärmlichen Holzhütten des schmutzigen, elenden Judendorfes. Enge Gäßchen und Stege wanden sich hindurch vom Ufer des Goldnen Horns bis hinauf zur alten Stadtmauer, und Tausende verkommener Menschen fristeten auf dem engen Platze, zusammengepfercht in verpestete Wohnungen, ein jammervolles Dasein. Die bloße Noth zwang sie dazu, ihre Kinder zu dem verhaßten Gojim in die Schule zu senden; wo sie es aber vermochten, da spielten sie dem Missionär böse Streiche, denn einige Rabbinen hetzten dazu. Im Missionshause fand Angela für sich ein ödes Zimmer mit vier beinahe nackten Wänden; auch die Räume der Familie, mit welcher sie die dürftigen Mahlzeiten theilte, waren kahl und ungemüthlich. Trübe, schwere Wochen verlebte Angela zwischen dem fanatischen Ehepaar, das sie zu bekehren trachtete, und den schmutzigen, boshaften Schülerinnen in ihrer Classe. Wie sie aber erst anfing mit festem Entschluß die dumpfe, lastende Schwermuth abzuschütteln, die zuerst ihren Geist umfangen hatte, da bot sich auch ihrem Beobachtungstriebe bald Anregung genug. Sie sagte sich, es sei doch im Grunde höchst interessant, im fernen Orient im Ghetto zu sitzen und spanische Judenkinder deutsch zu lehren, und sie begann das Leben und Treiben um sich zu studiren. Da sonderten sich denn bald Gestalten heraus, die es schon der Mühe lohnte, sich anzuschauen, wie die schöne Rebecca Diaz, die Tochter des Rabbi, die geweckteste ihrer Schülerinnen, die sich bald an Angela anschloß und gerne in's Missionshaus kam, oder der junge Türkenmissionär, Mr. Billing, ein Amerikaner mit sanftem und stillem Geist, der auf seinen fruchtlosen Gängen zuweilen in Balata einsprach, um sich mit Eisbrand über dessen nicht minder fruchtlose Bemühungen zu besprechen. Da tauchte die alte Lea Diaz wieder auf, und sie lernte den Rabbi kennen, dessen toleranter Einfluß allein das Missionshaus bisher vor dem Fanatismus der Juden geschützt hatte. Bald suchte Angela das Rabbihäuschen am Ufer mit seiner zerbrechlichen Wassertreppe, an der ein altes Boot lag, gern auf, denn von dort aus übersah man das bunte Leben auf dem goldenen Horn, und sie war dort immer wohl empfangen. Lea war ja eine Deutsche und hing noch treu am fernen Vaterlande, wo ihr ältester Sohn, der Isai, „zum Doctor studirte“.

Zehntes Kapitel.

Zu Angela's Erstaunen legten Eisbrands ihrem Verkehr mit der Rabbifamilie keine Hindernisse in den Weg, ja sie wurde sogar dazu ermuthigt, Rebecca recht an sich zu ziehen und oft einzuladen. War dann Mr. Billing im Hause, so servirte Frau Eisbrand wol gar dünnen Thee und Brod und

Käse neben den paar Büschen vor der Kapelle, und man saß plaudernd beisammen, wobei das Gesprächsthema allerdings meist religiösen Inhaltes war und speciell für Rebeccas Ohren berechnet, die den Menschenliebe und kindlichen Glauben athmenden Worten Billings mit warmem Antheil lauschte. Einen ganz neuen Reiz gewann dieser Verkehr mit der Ankunft von Isai Diaz, der seinen Doctor in Leipzig gemacht und frisch von diesem Centralpunkte menschlicher Bildung in dem Judendorfe anlangte. Der mißgestaltete, häßliche Mensch vereinigte in sich einen scharfen, klugen Geist und ein reiches Gemüth; mit voller Seele schloß er sich an Angela an, entzückt, mit ihr von Allem sprechen zu können, was ihm werth und lieb war. Und welch' ein Genuß für Angela, mit Isai reden zu können von der wissenschaftlichen Bewegung, der mächtigen Geistesströmung der deutschen Nation, ihn zu fragen um Dinge, die sie nicht verstand, seinen tiefsinnigen Worten zu lauschen. Es entspann sich zwischen dem geistreichen Manne und dem neu auflebenden Mädchen ein Verkehr so transscendentaler Art, daß er ihnen die ganze trostlose Umgebung verklärte. Angela vergaß Isai's reales Dasein und fand sich nur mächtig angezogen von dem bedeutenden Inhalt in der verschobenen Form; Isai aber bemerkte nicht nur ihre seelischen, nein auch ihre körperlichen Vorzüge, sein Leben concentrirte sich bald in dem Mädchen. Der sonst so scharfe Blick sah nichts außer ihr; sonst hätte es ihm nicht entgehen können, daß seine Schwester sich mehr und mehr dem Elternhause entfremdete; sein feines Gehör, ganz jeden Laut von Angela's Lippen absorbirend, ließ ihn im Stich, daß er Billings und Rebeccas heimliche Worte nicht vernahm. Vor seinen Augen fast begab es sich, daß Rebecca bei einem Abendbesuche, den sie mit ihrem Bruder bei Eisbrands machte, plötzlich verschwand. Sie sollte nach Asien hinübergebracht werden, um dort in einem Missionshause Unterricht in der christlichen Religion zu nehmen, bevor sie die Taufe empfing. Eisbrand, obgleich er nicht *seiner* Beredtsamkeit dieses Resultat zuschreiben durfte, war stolz auf dasselbe und bekannte kühn dem in ihn dringenden Isai, Rebecca sei entflohen, um den väterlichen Glauben abzuschwören. — Da war es, als öffne sich der Boden unter Isai's Füßen. Er dachte an die Verzweiflung seiner alten Eltern, an die Schmach für seinen Vater, wenn es ruchbar würde, daß des Rabbi Tochter sich zu den Christen gewandt, er fühlte die ganze Wucht der Selbstanklage, daß er über sein eigenes Glück die Schwester so ganz hatte vergessen können.

„Wohin habt Ihr sie gebracht?“ fragte er den Missionär, ihn mit eiserner Faust packend. „Das muß ich wissen“.

„Kein Leid wird ihr geschehen. Sie ist mit meiner Frau“.

„Wohin?“ donnerte Isai, und seine gebrechliche Gestalt schien zu wachsen.

„Ich sag's nicht“, krächzte der Missionär, denn die Faust berührte seine Gurgel.

Angela kam ihm zu Hilfe. „Um Gottes willen, Herr Diaz, vergreifen Sie sich nicht an dem Manne! Wie ich vermuthe, muß Ihre Schwester nach dem amerikanischen Missionshause in Scutari gebracht worden sein. Eilen Sie ihr nach! Sie kehrt vielleicht mit Ihnen zurück“.

Im Augenblick war Isai aus dem Hause. So rasch ihn seine schwankenden Füße tragen mochten, eilte er nach dem Hause seiner Eltern zur Wassertreppe. Die Alten schliefen wohl schon. Das Boot lösen, sich hinein werfen, und mit aller Kraft seiner sehnigen Arme in die Ruder greifen, war das Werk eines Augenblicks. — — —

„Verrätherin!“ hatte der Missionär Angela angefahren. „Was konnten Sie nicht schweigen?“

„Zu solcher That? Nimmermehr!“

Hinweg aus diesem reinen Hause, Sie, die dem Juden, dem Atheisten anhängt, die ihm die Glaubensbrüder opfert!“

„Morgen mit dem Frühesten verlasse ich Ihr Haus“.

Sie wollte eben aus dem Zimmer gehen, als heftig an die Hausthür gepocht wurde. Mechanisch ging sie, zu öffnen. Es war Lea Diaz, die in unordentlichem Nachtkleide über die Straße gerannt kam.

„Wo sind die Kinder?“ keuchte sie „Es ist spät, und Rebecca's Bett ist leer, die Thür zur Wassertreppe offen, das Boot fort. Was ist geschehen?“

Angela stand verstummt. Der Missionär aber, der ihr gefolgt war, faltete die Hände, verdrehte die Augen und rief:

„Eure Tochter ist auf dem Wege zur Seligkeit, und Euer Sohn, der sie daran zurückhalten will, auf dem zur Hölle“.

„Rebecca ist fort mit den Christen“, schrie die Alte. Und ohne Weiteres zu hören, zerraufte sie ihr Kopftuch, unter dem die geschorenen Haare sich sträubten, und in rasender Eile durch die finsteren Gassen rennend, schrie sie, von Haus zu Haus taumelnd, stürzend, zusammenbrechend, mit gellender, vor Wuth bebender Stimme Worte, die wie die Posaune des Gerichts an die Ohren der Schlafenden schallten:

„Die Christen haben mein Kind gestohlen: Rache an den Christen!“

Da flammte hier und dort ein Lichtschein auf, die Fenster, die Thüren öffneten sich und spieen halbnackte, scheußliche Gestalten auf die Gassen. Dem Missionshause strömte instinctiv Alles zu, und während Lea noch ihr Rachegeschrei ertönen ließ, hatte sich schon um Eisbrands Wohnung eine lebendige Mauer gebildet. Im Wohnzimmer war Licht, in dem Angela's, oben im ersten Stockwerk auch; denn sie hatte sich dorthin zurückgezogen. Da flog ein Stein gegen die Scheiben, die klirrend sprangen. Angela floh in den hintersten Winkel ihres Zimmers; dort kniete sie nieder, ihr Haupt in den Händen verhüllend; ihr Licht aber brannte dicht am Fenster, und Stein auf Stein flog nach dem erleuchteten Viereck. Eisbrand hatte unten sein Licht zu löschen vermocht und saß im Dunkeln; doch war ihm nicht behaglich zu Muth bei dem Wuthgeheul der Juden um sein Haus, die näher und näher rückten. Dicht vor den Fenstern zeigten sich beim ersten Schein des Tages widrige Fratzen, drohende Fäuste mit Steinen beschwert. Der Missionär war halb todt vor Entsetzen; er bildete sich ein, Teufel um sich zu sehen die nach seiner armen Seele schnappten.

Da nahte unerwartete Hilfe. Der Rabbi, vom Tumult erweckt, hatte zu erfahren versucht, wessen man den Missionär beschuldigte; auf verworrene Aussagen hin begab er sich selbst zu dessen Hause, und seinem Einflusse gelang es, die wüthende Menge zu beruhigen.

„Es gibt ein Gesetz im Lande", rief er, „das soll richten. Ich bin der Vater und halte meine Hände rein; was wollt Ihr sie beflecken. Fort mit den Steinen!"

Als der alte Jude an die Hausthür pochte, fand Eisbrand nicht den Muth zu öffnen. Angela aber, die das Ende gekommen glaubte, eilte, es zu beschleunigen und machte entschlossen die Thür auf. Der Rabbi trat ihr milde entgegen und fragte:

„Was ist geschehen mit meinen Kindern, meine Tochter?"

In kurzen Worten berichtete Angela, was sie wußte.

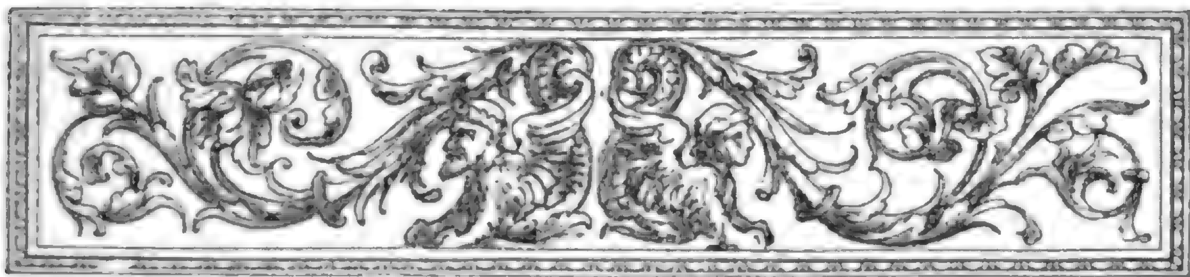
Der Alte erbleichte, als sie vom Entweichen seiner Tochter sprach; doch bei Erwähnung des fehlenden Bootes schien er sich zu beruhigen. „Er wird sie wiederbringen", murmelte er, dann wandte er sich zu Angela:

„Komm mit, und hilf die Alte trösten, sie hat Dich gern".

Sie ging an seiner Seite durch die zurückweichenden Haufen der Juden. Der Rabbi hatte die Kraft zu lächeln und seine Leute nach Hause zu schicken: es sei kein Grund vorhanden, sich im Morgenschauer zu erkälten. Rebecca und Isai seien im Boot hinübergefahren nach Cousgoundjouk in Asien, und die Alte habe es nicht gewußt und sich geärgert. Die Juden verliefen sich grollend nach und nach, und der Rabbi langte mit Angela ruhig ausschreitend vor seinem Hause an. Da, Gott der Gerechte! war es ein Traum. Da trat Rebecca ihnen in der Thür entgegen, todtenblaß, aber zärtlich wie nie und warf sich an seine Brust, um Vergebung flehend. Er aber segnete das reuige Kind und segnete den Sohn, der es zurückerobert am Ufer von Scutari, wo er und die Missionärin mit heißen, scharfen Worten um die arme Seele gerungen hatten, wie zwei Dämonen. Und die Alte, die man zurückgetragen in's Haus, lag auf ihrem Bette, kraftlos bis zur Ohnmacht, ohne Stimme, ohne Athem, aber verklärten, seligen Angesichts. Angela konnte nicht ohne Thränen auf das Familienbild blicken. Sie wurde empfangen im Hause wie ein Seraph; hatten doch ihre Worte dem Isai den rechten Weg gezeigt.

Eisbrand und seine Frau, als sie ihren Plan gescheitert und den Haß der Juden wider sich erregt sahen, erlangten vom Hauptmissionshause, daß man ihr Haus mit hohen Mauern umgab und trieben hinter demselben ihr Wesen weiter. Angela aber, die jenes Haus nicht wieder betrat, blieb vor der Hand bei ihrer jüdischen Freundin, bis sie einen Wirkungskreis finden würde, der sich für sie eignete. Sie bat Isai, ihr in der Frankenstadt eine Stellung zu verschaffen; dieser aber war säumig darin; wie hätte er selbst dazu beitragen mögen, das geliebte Mädchen aus seinem Vaterhause zu entfernen!? —

(Schluß folgt.)



Das Träumen.

Von

Carl Gerhard.

— Bonn. —

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat man den mystischen Erscheinungen des Seelenlebens eine besondere Bedeutung beigelegt und ihrer Beobachtung ein nicht geringes Interesse gewidmet. Es liegt nun einmal im Wesen des Menschen begründet, daß das Geheimnißvolle eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübt und den größten Reiz für ihn das Verborgene hat. Und wenn dies überhaupt von allen Objekten unsres Denkens gesagt werden kann, um wieviel mehr muß es gelten von solchen Erscheinungen, die in unserm eigenen Innern sich abspielen, deren Ursache wie Schauplatz wir selber sind. Daß eine jedem Menschen so bekannte, so alltägliche Sache, wie das Träumen, doch zugleich für uns etwas so Dunkles, Unerklärbares an sich hat, das ist es, was uns gerade hier die Lücke in unsrem Wissen so empfindlich macht. Wohl gibt es ja eine unendliche Fülle andrer Erscheinungen, die uns nicht weniger unerklärbar sind, von allen Seiten sehen wir uns von Räthseln umgeben, aber die meisten derselben gehen uns eben nicht so nahe an, wie solche Vorgänge in unsrem eignen Innern. Und wo wirklich Thatsachen, die uns nicht weniger nahe berühren, für uns in gleiches Dunkel gehüllt sind, da erkennen wir wenigstens gewisse Gesetze, von denen sie beherrscht werden. Im Traume scheint von einer solchen Gesetzmäßigkeit auch nicht eine Spur vorhanden zu sein; allnächtlich versetzt er uns in eine andere Welt, von denen jede die vorhergehende an Seltsamkeiten überbietet, und für deren Wunderlichkeit wir in den Zuständen der verflossenen Tage oft vergebens nach einem Anknüpfungspunkte suchen. Da denken, reden und thun wir bald ganz vernünftige Dinge, bald wieder die abgeschmacktesten und albernsten; bald gehen die Handlungen im Traume mit so überraschender Wahrheit vor sich, agiren die auftretenden

Personen so künstlerisch treffend, so dramatisch richtig, daß man nicht ohne Grund das Traumvermögen den verborgenen Poeten in uns genannt hat; auf der andern Seite wieder versetzt uns der Traum in so unvernünftige, ja unmögliche Situationen, führt uns so wunderliche Bilder vor, die wir, ohne uns auch nur im Geringsten darüber zu wundern, als Wirklichkeit hinnehmen, daß Schopenhauer nicht ganz mit Unrecht das Träumen als einen kurzen Wahnsinn, den Wahnsinn als einen langen Traum bezeichnen konnte. Nehmen wir dazu die plastische Anschaulichkeit, die handgreifliche Wirklichkeit, mit der uns das Geträumte gegenübersteht, Eigenschaften, die ihm vor bloßen Phantasiegebilden einen bedeutenden Vorzug zu sichern scheinen, so haben wir Gründe genug, die uns das allseitige Interesse erklären, welches das Traumleben der Seele von jeher für das Denken gehabt hat.

Die verschiedenen Ansichten über die Traumzustände und ihren Werth, gegenüber dem wachen Bewußtsein, können wir füglich in zwei große Klassen eintheilen: der einen gilt das Traumleben der Seele im Vergleich zu ihrem Tagesbewußtsein als ein höherer, vorzüglicherer Zustand, als eine Potenzirung ihres Seins, während die andere in ihm eine Verminderung, eine Herabsetzung desselben sieht. Es ist bekannt, daß im Alterthum die erstere Anschauung die fast ausschließlich herrschende war. Zwar finden wir bei einzelnen Philosophen, vor allen bei Aristoteles, auch feine psychologische Erwägungen über die Traumzustände, aber im Großen und Ganzen wurden dieselben doch auch bei den Griechen fast nur vom mantischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Wie schon bei Homer, von Zeus gesendet, der Traumgott herniederschwebt, um den schlafenden Menschen bedeutungsvolle Bilder vorzuzaubern, so sah man die Sache auch in den späteren Jahrhunderten noch an: der Traum war eine Wirkung der Götter oder Dämonen und wurde als Orakel benutzt, aus dem man die zukünftigen Ereignisse deuten zu können glaubte. Aehnliche Bedeutung legten die Israeliten den Träumen bei, wie aus dem alten Testamente genügend bekannt ist, nur daß hier an die Stelle der Götter der eine Gott als Bewirker der Traumbilder trat. Von hier ging die gleiche Betrachtungsweise naturgemäß auch auf das Christenthum über und hat sich durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten. Steht doch noch heute die Traumdeuterei in üppigster Blüthe beim Volke, wo sie sich theils durch mündliche Fortpflanzung erhält, theils künstlich genährt wird durch die zahllosen Traumbücher, welche speculative Köpfe im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit der Menge auf allen Jahrmärkten zu verbreiten wissen. Aber nicht etwa nur im Volke blieben solche Anschauungen lebendig, welche dem Traumleben jenen Vorzug vor dem wachen Bewußtsein einräumen, auch die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes wandelte dieselben Bahnen, und gerade in unserm Jahrhundert hat diese Betrachtungsweise einen neuen Aufschwung genommen. Besonders die Schelling'sche Schule war es, die für die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens eine entschiedene Vorliebe an den Tag legte, eine Vorliebe, die bei Einzelnen zu einem förmlichen

Traumcultus ausgeartet ist. So zieht sich nach G. H. Schubert im Schlaf die Seele, vom Leibe frei geworden, in eine andere Welt der Wirksamkeit zurück. „Wenn auch an unserem Ort das Dunkel die Erde deckt, darum ist doch die Sonne nicht von ihr gewichen, sondern der Tag mit seiner Helle zog nur in ein anderes Land hinüber, da — jenseits des weiten Meeres — Palmen blühen. So scheint auch die Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umschattet, einer jenseitigen Region näher, aus welcher sie ihren Ursprung genommen, wie der Leib aus den Elementen der festen Erde. Mit ihr walten und spielen, während der Nacht des Leibes, die Lichter und Kräfte eines oberen, fernen Sternenhimmels“ (Gesch. d. Seele p. 226). Die Seele hat alsdann „einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens, als den durch die Sinnorgane, einen andren des Wirkens nach außen, als den durch die Nerven und Muskeln“ (p. 382). Namentlich bei der Betrachtung der Zustände des Nachtwandelns und des Somnambulismus macht sich diese Mystik in vollstem Maße geltend; so begeistert ihn die bei Nachtwandlern bisweilen beobachtete körperliche Geschicklichkeit zu dem Ausrufe: „in der That, es scheint hier selbst auf den Leib die Anziehung einer oberen, unsichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt, der gewöhnlichen Schwere so das Gleichgewicht hält, daß diese ihre sonstige Uebermacht über den Körper verliert“; und im magnetischen Hellsehen verräth sich nach ihm „ein neues, die Erkenntniß der Außenwelt vermittelndes Organ in der Gegend der Herzgrube, ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt“ (p. 384). Wir brauchen hier nicht alle die Stimmen aufzuzählen, die sich in gleichem Sinne vernehmen ließen, es genügt, an einige bekanntere Namen wie Justinus Kerner und Jung Stilling zu erinnern. Aber auch heute noch können wir ähnliche Anschauungen, wenn auch in abgeschwächter Form, bei einzelnen Schriftstellern finden. Um aus der Zahl der lebenden Philosophen ein Beispiel anzuführen, wollen wir nur den ehrwürdigen J. H. Fichte erwähnen. In einem Aufsatz: „Ueber Traum, Ahnung, Vision und die damit zusammenhängenden Seelenerscheinungen“ sagt er von diesen Zuständen: „In ihnen öffnet sich uns, wie von einem rasch vorüberfliegenden Blitze erleuchtet, die eigene Tiefe unseres Wesens, ungeahnte Kräfte verrathend . . . Erst im Wachen und im Traum-Bewußtsein zusammen ist der ganze Mensch erkannt. In jenem ist er es nur zur Hälfte und zwar nach der weit uninteressanteren und dürftigeren Seite hin“. In seiner Anthropologie erklärt er, die in unseren gewöhnlichen Bewußtseins-Zuständen bestehende enge Verbindung des Geistes mit dem Leib sei durchaus nicht eine nothwendige Bedingung seines Bewußtseins, dieser Sinnenleib sei vielmehr eine Schranke von retardirender Wirkung für seine Bewußtseinsfunctionen; in den ekstatischen Zuständen, sowie auch schon in manchen Träumen, sei jene Verbindung aufgehoben, der Geist als leib- und hirnfrei zu betrachten und gerade dadurch einer erhöhteren Wirksamkeit fähig.

Gegen eine so respectvolle Behandlung der Traumzustände lassen sich aber

doch sehr gewichtige Bedenken geltend machen. Da haben wir vor Allem die mißliche Thatsache, daß neben allem Edlen und Erhabenen, was die Träume bisweilen auszeichnen mag, doch nicht weniger häufig auch recht alberne, ja häßliche und unedle Züge unsere Traumbilder verunstalten. Wie reimt sich das mit jenem höheren, reineren Sein, an dem die Seele im Schlafe participiren soll? Und gar die thörichten, unvernünftigen Handlungen, die Träumende und Schlafwandler bisweilen begehen, wie wenn z. B. einer in der Vertheidigung gegen geträumte Angreifer seinen Stubengenossen erschoß, haben diese vielleicht etwas an sich von dem Lichte eines fernen Sternenhimmels, dessen die hirnfreie Seele theilhaftig ist? Ein weiteres Argument gegen jene Annahme einer „Entleibung" der Seele in den Traumzuständen ergibt sich uns aus der Art und Form der Traumbilder selbst. Diese sind doch ohne Zweifel Gegenstände einer anschaulichen Vorstellung, die, wenn sie auch nicht durch die äußeren Sinne zu Stande kommt, wie die Anschauung des wachen Bewußtseins, doch dieser letzteren vollständig analog ist. Die Gegenstände dieses im Traume wirksamen Anschauungsvermögens sind der Form nach ganz dieselben, wie die der wachen Anschauung, und daraus ist man doch wohl zu schließen berechtigt, daß dasselbe auch von eben denselben materiellen Bedingungen abhängig ist wie diese, mit anderen Worten, daß es nicht ohne Mitwirkung des Gehirnes zu Stande kommt. Ganz zu demselben Resultate führt ferner der Umstand, daß man Träume auf künstlichem Wege, nämlich durch narkotische Mittel hervorzurufen im Stande ist, eine Thatsache, die wir unten noch näher besprechen werden. — Nach alledem können wir jene poetische Anschauung eines höheren, leibfreien Seins der Seele im Schlafe nicht für eine glückliche halten, müssen ihr vielmehr jede Fähigkeit absprechen, zur Erklärung der in Frage stehenden Zustände irgend etwas Genügendes beizutragen. Und so haben sich denn auch die neueren Bearbeiter dieses Gegenstandes fast durchweg jenen Anschauungen ab- und einer fruchtbareren Betrachtungsweise zugewandt, indem sie die Ursachen unseres Traumlebens nicht mehr in einer fernen, unserem sonstigen Wissen fremden Welt suchten, sondern dasselbe in Analogie mit unserem wachen Bewußtsein stellten und zu erkennen versuchten, ob nicht vielleicht für beiderlei Zustände auch gleiche Factoren als bedingende anzunehmen seien.

Was nun ist der Traum, und wie kommt er zu Stande? Vor uns liegt die neueste Monographie über unser Problem, eine sehr lesenswerthe und besonders durch die Mittheilung zahlreicher Experimente interessante Schrift von C. Binz (Ueber den Traum. Bonn 1878). Diesem ist der Traum ein „rein körperlicher und pathologischer Vorgang, ein Vorgang von unvollständigem Schlaf und ungeordnetem Erinnern". Diese Annahme stützt sich vor Allem auf die Thatsache, daß man Träume oder traumähnliche Zustände durch Gifte und Arzneistoffe willkürlich machen, ja sogar die Klangfarbe des Traumes dadurch vorherbestimmen kann. Eine Reihe von mitgetheilten Versuchen beweist, daß z. B. die Träume, welche der Genuß von

Opium und Haschisch hervorbringt, farbenbunt, heiter und behaglich sind, während die Traumbilder atropinvergifteter Menschen unangenehm erregter Art zu sein pflegen. Bekannt ist, daß namentlich auch der Aether bei manchen Menschen Träume hervorbrachte, in denen sie sich in Zuständen höchster Zufriedenheit und Seligkeit befanden. Nichts anderes als eine acute Vergiftung ist auch der Traumzustand, den wir unter dem Namen des Alpdrückens kennen. Wird durch die Bettdecke oder andere Ursachen der Luft die Passage verlegt, so sammeln sich Kohlensäure und andere Producte unsers Stoffwechsels im Blute an und mißhandeln das Nervensystem. Das daraus entstehende Unbehagen, das sehr häufig die Gestalt eines Erstickungsvorganges annimmt, hört auf, sowie, etwa durch das Oeffnen des Mundes, die atmosphärische Luft wieder freien Zugang gewinnt: ihr Sauerstoff ist das Gegengift, das die Traumesursachen beseitigt. Alle diese Thatsachen drängen nach Binz dahin, den Traum als einen *körperlichen* Vorgang zu kennzeichnen, zu dessen Erklärung er auf Grund zahlreicher Experimente die These aufstellt: „Die concreten Einzelbegriffe und Einzelbewegungen unsers Empfindens, Denkens und Wollens sind an räumlich getrennte Elemente des Gehirns gebunden“. Die darauf gegründete Traumtheorie ist in Kürze folgende: Wachsein, Traum und tiefer Schlaf sind drei Processe, welche an dem nämlichen Organ und einer aus dem andern ablaufen. Im Wachsein verfügen wir über das ganze Gehirn; wenn wir auch nicht mit allen Zellen arbeiten, so schlafen doch die unbeschäftigten nicht, sondern jeden Augenblick können wir sie ansprechen, gleich den Saiten eines Claviers, wenn keine Hemmung auf ihnen liegt. Der Schlaf nun hemmt vorübergehend die specifische Thätigkeit der kleinen millionenfachen Denkorgane. Normale Ermüdungsstoffe, ferner Weingeist, Chloroform, Morphium, erzeugen gelinde Erstarrung in ihnen und ebenso wenig wie ermüdete Muskeln vermögen sie nun auf Reize rasch und sicher — wenn überhaupt — zu antworten. Ist diese Erstarrung eine allgemeine, bleibt keine Gehirnzelle ausgeschlossen von dem Eindringen der schlafmachenden Ursache, so liegen wir im tiefen, traumlosen Schlafe. Ist aber diese Hemmung nur eine partielle, sind einzelne Zellenhaufen von der Erstarrung wieder befreit oder noch nicht betroffen, so functioniren sie allein, und diese isolirte Arbeit der Einzelgruppen ist eben der Traum. Derselbe findet daher naturgemäß hauptsächlich zu der Zeit statt, die dem Erwachen kurz vorhergeht. In den frühen Morgenstunden geht der Zustand der Lähmung der Gehirnzellen allmälig seinem Ende entgegen; immer geringer werden die in dem Gehirneiweis aufgehäuften Ermüdungsstoffe, immer mehr von ihnen wird weiter zerlegt, oder von dem rastlos treibenden Blutstrom fortgespült; hier und dort leuchten schon einzelne Zellenhaufen wach geworden hervor, und beginnen ihre Arbeit; ihre Zahl wird immer größer, bis endlich den Reizeindrücken des Tages gegenüber auch die letzten Erstarrungszustände verschwinden und der Traum sich in Wachsein auflöst. Ganz ebenso geht auch das Einschlafen nur allmälig vor sich. Wie die künstlichen Einschläferungs-

mittel, z. B. das Chloroform, so wirkt auch das von unserm Blut getragene Chloroform nur nach und nach auf das Gehirn ein, und während ein großer Theil der Gehirnoberfläche schon außer Thätigkeit gesetzt ist, arbeiten die noch nicht durchtränkten Punkte und Inseln weiter, bis auch sie der Lähmung verfallen.

Daß das Träumen irgendwie durch Zustände des Gehirns und Nervensystems mitbedingt ist, dürfte heute wohl Niemand mehr bezweifeln, der vorurtheilslos über die Sache nachdenkt; und so ist denn das Hauptresultat der Binz'schen Untersuchung ohne Weiteres zu acceptiren, daß der Traum ein vermittelst eines körperlichen Organs sich vollziehender und von dessen Veränderungen abhängiger Vorgang ist. Daß speciell der den verschiedenen Partien des Gehirns beiwohnende, verschiedene Ermüdungsgrad es sei, der die Entstehung der Traumbilder bedinge, ist eine Hypothese, die zur Erklärung mancher Eigenthümlichkeit des Traumes recht wohl geeignet ist, durch die namentlich das Bunte, Regellose unserer Traumbilder, die phantastische Zusammensetzung derselben einigermaßen begreiflich wird. Denn wenn eben unsere Erinnerungsbilder, wenn überhaupt unsere geistigen Functionen in bestimmten Gehirntheilen localisirt zu denken sind, so ist es erklärlich, daß sich die einzelnen Bilder im Traume so regellos zusammenfügen, je nachdem gerade diese oder jene Gehirnzellen arbeiten, da die Controle der der Association vorstehenden Hirntheile fehlt. Aber man darf bei alledem doch nicht vergessen, daß eine bloße Untersuchung der körperlichen Bedingungen des Traumes das ganze Wesen desselben niemals wird erschöpfen können, weil eben bei seiner Entstehung außer jenen Bedingungen noch ein andrer Factor mit in Betracht kommt, nämlich die geistige Seite des Menschen, und zu deren Erkenntniß bedarf es jedenfalls einer psychologischen Untersuchung. Träume sind ja doch, das wird Niemand bestreiten, Vorstellungen, die wir während des Schlafes haben. Was aber sind Vorstellungen, und wie kommen sie zu Stande? Es ist klar, daß von der Beantwortung dieser Frage auch die nach dem Wesen des Traumes abhängt, und daß deshalb die Anschauungen über den Traum sich verschieden gestalten müssen je nach der psychologischen Grundanschauung, die der darüber Nachdenkende hat. Die Sache wäre sehr einfach und durch die blos naturwissenschaftliche Untersuchung des Gehirns und seiner Thätigkeit erledigt, wenn die Vorstellungen nichts weiter wären, als Functionen des Gehirns. Eine solche Behauptung ist zwar oft genug aufgestellt, aber niemals bewiesen worden und widerspricht überhaupt jeder Analogie. Soweit die Erfahrung reicht, kann immer nur dem Wesen nach Gleiches von Gleichem hervorgebracht werden; Materie und Bewußtsein aber sind zwei so specifisch verschiedene Dinge, daß dieses unmöglich als ein bloßes Product jener betrachtet werden kann, sondern zu seiner Erklärung ein besonderes geistiges Princip als Ursache angenommen werden muß. Wer also jene Art von Monismus nicht zu acceptiren im Stande ist, wer zur Erklärung unserer geistigen Thätigkeiten einen selbständigen geistigen Factor im Menschen, eine

Seele neben dem Leibe annimmt, der wird, wie das Bewußtsein überhaupt, so auch das im Traum sich kundgebende, eben von diesem Factor mitbedingt sein lassen. Freilich huldigen wir nicht etwa einer Psychologie nach Art der oben berührten, wonach die Seele mit dem Leibe wie mit einem fremden, ihr eigenstes Wirken eigentlich hemmenden Wesen, nur lose zusammengekoppelt sei und sich in gewissen Zuständen wieder zeitweise von ihm löse, um ihre eigenen Wege zu gehen. Wir müssen vielmehr zwischen Leib und Seele die allerinnigste Verbindung annehmen, und unser ganzes Leben mit allen unseren Bewußtseins- und Willensfunctionen ist eben das Resultat dieser Verbindung. Ohne die Seele wären jene Functionen nicht möglich, aber ohne den Leib, als das Organ der Seele, kämen sie gleichfalls nicht zu Stande. Der Materialismus begeht den Fehler, daß er den einen der beiden mitbedingenden Factoren, die Seele, leugnet oder vielmehr zu einem Producte des andern herabsetzt: ihm also ist das Bewußtsein eine Function des Gehirns, uns ist es eine Thätigkeit der Seele, die freilich nur vermittelst des Gehirns, als des Organes der Seele, zu Stande kommt. Wie dieses Verhältniß von Leib und Seele, dieser enge Zusammenhang zwischen beiden möglich und wie er zu erklären sei, ist für uns ein Räthsel und wird es wohl auch bleiben; wir finden diese Verbindung als eine gegebene vor und müssen sie, wie so manches Andere, als unbegriffene Thatsache hinnehmen. Ob es andere Wesen und andere Zustände gibt, in denen das Denken, Fühlen und Wollen auf eine von der unsrigen verschiedene Weise zu Stande kommt, das wissen wir nicht: unsere gegenwärtige, menschliche Daseinsform hat jedenfalls das Eigenthümliche, daß jene psychischen Functionen nur vermittelst des organischen Apparates, des Gehirns und Nervensystems vor sich gehen, also nur durch die engste Verbindung zwischen Leib und Seele zu Stande kommen können. Es ist nicht unmöglich, daß für ein über das menschliche hinausragendes Anschauungsvermögen diese beiden Factoren, Seele und Leib, nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben zu Grunde liegenden Einheit darstellen; jedenfalls aber ist diese Einheit dann eine für uns transscendente, von der wir nicht das Geringste wissen. Wir haben den Menschen zu betrachten, wie er sich in der Erscheinung darstellt, und da können wir denn nicht anders, als zwei verschiedene selbstständige Theile in ihm anzunehmen, von denen keiner das Product oder die Function des anderen ist, können also, bei allem Streben nach Einheit, doch den heute so gerühmten Monismus als eine der Erfahrung entsprechende Anschauungsweise nicht anerkennen, sondern müssen uns vorläufig mit einem, wenn auch nicht absoluten, so doch jedenfalls relativen Dualismus zufrieden geben.

Wenn wir nun von dieser psychologischen Grundanschauung aus an unser Problem herantreten, so läßt zunächst die besprochene, enge Gemeinschaft zwischen Leib und Seele, die Abhängigkeit, in welcher jeder der beiden Factoren vom andern steht, es uns vollständig erklärlich erscheinen, daß der Zustand des einen jedesmal auch auf den des andern einwirkt, daß eine Veränderung in

einem von beiden auch eine solche in ihrem gemeinschaftlichen Producte, dem Denken, Fühlen und Wollen zur Folge haben wird. Es liegt also in unserer Anschauung durchaus kein Hinderniß für die Annahme, daß Veränderungen im Gehirn oder überhaupt im Nervensystem auch einen entsprechenden Einfluß auf das Bewußtsein haben. Demgemäß müssen auch wir jene Herabsetzung und zeitweilige Aufhebung des Bewußtseins, wie sie im Schlafe eintritt, ohne weiteres als eine Wirkung des körperlichen Organismus anerkennen; und da der Traum eben in Folge einer partiellen Aufhebung dieses körperlichen Einflusses auf das Bewußtsein zu Stande kommt, so können wir freilich auch ihn in gewissem Sinne einen „körperlichen Vorgang" nennen. Aber doch nur in gewissem Sinne, sofern nämlich das Zurückweichen des auf der Vorstellung lastenden somatischen Druckes dieser die Möglichkeit gewährt, emporzusteigen, oder sofern überhaupt Zustände des Gehirns Bedingungen ihres Zustandekommens sind; ein rein körperlicher Vorgang aber ist er jedenfalls nicht, so wenig wie die Bewußtseinsacte im Wachen es sind. Denn das Positive, das eigentlich Wirkliche im Traum sind ja die Vorstellungen, und diese sind, wenn sie auch nur vermittelst des Gehirns als Seelenorganes zu Stande kommen, doch nichts Körperliches, noch auch bloße Producte eines Körperlichen; sie sind vielmehr Thätigkeiten der Seele, mögen sie nun im Zustande des Wachens oder des Träumens entstehen.

Wie nun jener körperliche Einfluß auf das Bewußtsein, der Schlaf, zu Stande kommt, welcher Art der physiologische Vorgang dabei ist, bleibt vorläufig noch ein zu lösendes Problem. So lange es der Physiologie noch nicht gelungen ist, eine unumstößliche, allgemein acceptirte Erklärung des Schlafes zu finden, — und vorläufig gehen die Anschauungen der Physiologen darüber noch auseinander — so lange hat sich natürlich auch die Psychologie bei der Unkenntniß dieses Vorganges zu bescheiden. Ihre Aufgabe ist es nur, die Wirkung desselben auf das Bewußtsein zu untersuchen. Sollen wir diese kurz charakterisiren, so können wir uns dazu etwa der Worte H. Siebeck's bedienen, der folgende Definition aufstellt: „Der Schlaf ist eine von dem körperlichen Organismus ausgehende Wirkung, in welcher mit der Ermüdung des Muskel- und Nervensystems auch die geistige Thätigkeit einer Hemmung unterliegt, indem die Gedanken und Gefühle, welche das wache Bewußtsein einnahmen, von einem wachsenden physiologischen Drucke, wie von einer langsam andringenden Gewalt mehr und mehr verdunkelt werden, gleichsam hinabgedrückt bis zu der Schwelle des Bewußtseins, unterhalb deren sie in das Bereich der Vergessenheit gerathen, scheinbar vernichtet, in der That aber fortbestehend, um nach dem Erwachen wieder empor zu tauchen und auf's Neue bewußt zu werden". (das Traumleben der Seele. Berlin 1877. Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, Heft 279 pag. 6). Ist diese durch den physiologischen Druck hervorgerufene Aufhebung des Bewußtseins eine vollständige, so haben wir den tiefen traumlosen Schlaf; ist sie nur eine partielle, ist der Druck noch nicht oder nicht mehr so stark, um die Vorstellung ganz aus dem Bewußtsein

zu verdrängen, so entsteht der Traum. Da nun die Vorstellungen überhaupt, wie oben dargelegt wurde, Aeußerungen der Seele sind, so hat der Physiologe Burdach Recht, wenn er das Träumen folgendermaßen erklärt: „Die im Schlaf fortdauernde Seelenthätigkeit äußert sich als Traum“; freilich, müssen wir hinzusetzen, nicht jede Seelenthätigkeit. Denn eine gewisse Thätigkeit übt die Seele fortwährend, auch im allertiefsten Schlafe, was einfach schon daraus hervorgeht, daß wir auch im tiefen Schlafe leben, während ja absolute Unthätigkeit, vollständige Ruhe der Tod sein würde. Daß aber die Seele auch im tiefsten Schlafe, also fortwährend, träume, ist eine Annahme, zu der wenigstens kein zwingender Grund vorliegt. Vorhanden ist ihre Thätigkeit allezeit auch im Schlafe, aber sie hat, wie dies ja auch im Zustande des Wachens mitunter vorkommt, nicht immer den Grad von Intensität, um in's Bewußtsein zu treten, und nur die während des Schlafes bewußt werdende psychische Thätigkeit nennen wir Traum.

Mit diesem Einblick in das Wesen des Traumes haben wir den für seine Erklärung wichtigsten Punkt gewonnen, seine Continuität mit dem wachen Bewußtsein. Wachen und Träumen, das haben wir vor Allem festzuhalten, sind nicht dem Wesen nach, sondern nur gradweise verschiedene Zustände unsres Bewußtseins. „Der Traum“, sagt Strümpell treffend, „ist nicht Etwas, das ursprünglich und allein für sich ganz neu in der Seele entspringt, kein isolirt Stehendes und aus einem isolirten Ursprunge Herstammendes. Er ist nicht von dem Inhalte des wachen Bewußtseins durch einen Riß getrennt, über den die Seele in ein anderes Gebiet hinüberspringen müßte, oder über welchen eine fremde Macht in sie hereinbräche. Zwischen dem Traum und dem wachen Bewußtsein ist Continuität und Zusammenhang“ (Die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig 1874. pag. 95). Beide Zustände sind eben in gleicher Weise Aeußerungen einer und derselben Seele; was sie von einander unterscheidet, ist nur der in Beiden vorhandene, verschiedene Grad des Bewußtseins. Einen Beweis für diese Continuität haben wir schon an den mannigfachen Uebergangsstufen und Zwischenzuständen, die sich zwischen dem wachenden und träumenden Bewußtsein finden. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung jenes Träumen im Wachen, jene traumartigen Zustände, in die wir uns mitunter bei vollbewußter Geistesthätigkeit plötzlich versetzt finden, in denen die fremdartigsten Vorstellungen aus der Tiefe der Seele in unser Bewußtsein treten und uns vom Gegenstande unsres Nachdenkens ablenken, wo die Gedanken bald hier bald dorthin schweifen und wir einer ungerufenen Ideenassociation willenlos hingegeben sind? Oder jene Träumerei, die sich so gerne vor dem Einschlafen, im Zustande der Schläfrigkeit, bei uns einstellt? Noch nehmen wir vielleicht an der Unterhaltung Theil, aber immer verwirrter und immer bunter werden die Bilder vor unserem geistigen Auge, wir antworten vielleicht noch auf eine an uns gerichtete Frage, aber verkehrt, aus einem ganz anderen Gedankengange heraus, immer schwächer wird unser Bewußtsein, bis endlich auch der letzte Rest desselben uns verläßt und tiefer Schlaf uns umfängt.

Solche Zustände haben mit den Traumerscheinungen im Schlafe nicht nur die größte Aehnlichkeit, sondern sind auch auf's Engste mit denselben verwandt, haben dieselbe Natur und Entstehung mit ihnen gemein, so daß man oft kaum noch zu unterscheiden vermag, wo das Wachen aufhört und das Träumen beginnt. Beides sind eben, wie gesagt, nur graduell, nicht essentiell verschiedene Zustände. Und darum unterliegen sie denn auch denselben Gesetzen. Die Entstehung und Fortbildung der Vorstellungsreihen im träumenden Zustande geht ganz auf dieselbe Weise vor sich, läßt sich vollständig auf dieselben Regeln zurückführen, die für die Ideenbildungen der wachenden Seele gelten, nur daß die letzteren der Controle und Regulative des Selbstbewußtseins unterstellt sind, während dieses in den Zuständen des Traumlebens meist cessirt. Dieser Umstand, der Mangel des Selbstbewußtseins im Traume, ist es nun aber hauptsächlich, der trotz der besprochenen Gleichartigkeit, trotz der nur graduellen Verschiedenheit zwischen Wachen und Träumen, doch einen so gewaltigen Unterschied zwischen beiden begründet. Aus dem Fehlen des Selbstbewußtseins lassen sich überhaupt fast alle die Eigenthümlichkeiten erklären, die uns das Traumleben zu einem so seltsamen und wunderlichen machen, wie dies neuerlich H. Spitta in seinem an feinen Bemerkungen über unsern Gegenstand reichen Buche („Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele", Tübingen 1878) besonders klar und ausführlich dargelegt hat. Wir müssen nämlich durchaus unterscheiden zwischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein. Das Selbstbewußtsein ist, wie Volkmann (Psychol. I. p. 170) sagt, „als das wirkliche Vorstellen des Ich-Selbst nur eine, in der That aber die entwickeltste Form des Bewußtseins". Im Selbstbewußtsein stellt das denkende Subject sich gewissermaßen sich selbst als Object seines Denkens gegenüber, es betrachtet sich als ein Ich und setzt den gesammten übrigen Inhalt seines Bewußtseins mit diesem Ich in Beziehung. Alle ihre Vorstellungen, Gefühle, Willensregungen, kurz die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Zustände faßt die Seele im Selbstbewußtsein zusammen als ihre Zustände, als ihren Besitz, zu dem sie sich eben als einheitlichen, im fortwährenden Wechsel der Zustände sich gleichbleibenden Herrn und Eigenthümer weiß. Nun ist im Traum, wie wir sahen, Bewußtsein allerdings vorhanden, aber doch nur ein sehr herabgesetztes, vermindertes, so daß es zu jener „entwickeltesten Form" desselben, zum Selbstbewußtsein hier sehr häufig nicht kommt; wir haben alsdann wohl Vorstellungen, aber ohne daß diese Vorstellungen zu unserm Ich in lebendige Beziehung treten, ohne daß wir sie wirklich als unsere Vorstellungen wissen. Es sind gewiß einem Jeden, der darüber nachdenkt, aus eigener Erfahrung zahlreiche solcher Träume bekannt, in denen ihm die Vorstellung seiner eigenen Persönlichkeit gar nicht zum Bewußtsein kam; die Begebenheiten im Traume ziehen alsdann wie fremde an uns vorüber, wir sehen ihnen interesselos zu wie einem Schauspiele, das uns selbst nicht im geringsten berührt. Bisweilen geschieht es auch, daß nur ein Theil des Trauminhaltes zu unserm Ich in Beziehung tritt, der andere nicht. So ist z. B. der bekannte Traum zu

erklären, den van Goens von sich erzählt. Er befand sich im Traum in der Schule, wo er sich während des Unterrichtes vergebens abquälte, um auf eine vom Lehrer an ihn gerichtete Frage die richtige Antwort zu finden; zu seiner Beschämung und seinem Aerger gab dann sein Nachbar die Antwort, die er nicht gewußt hatte. Aehnliche Träume sind nicht selten, in denen sich der Träumende gewissermaßen in zwei Persönlichkeiten theilt, deren eine von der andern Mittheilungen oder Belehrungen empfängt. In solchen Fällen kommt eben die Vorstellung des Ich nur zum Theil zur Entwicklung, nur eine Partie des Trauminhaltes tritt zur Persönlichkeit des Träumenden in Beziehung, während die andere ihm als ein Fremdes gegenüber steht. Im Wachen hätte natürlich van Goens die richtige Antwort auf die betr. Frage selbst gewußt, denn es ist ja ein und dieselbe träumende Persönlichkeit, der Frage und Antwort als ihre eigenen Vorstellungen angehören.

Aus dem Fehlen des Selbstbewußtseins nun erklären sich, wie schon angedeutet, fast alle die Eigenthümlichkeiten, die dem Traumleben ein so seltsames Colorit verleihen. Hierher gehört vor Allem das Bunte, Phantastische, Zusammenhangslose, das wohl der Mehrzahl unserer Träume eigen ist. Im wachen Zustande steht unsere Ideenverbindung unter der Controle des Selbstbewußtseins, dasselbe hält als ordnendes, logisches Princip gewissermaßen die Zügel unsrer Vorstellungen in seiner Hand, jede neu in's Bewußtsein tretende Vorstellung erhält von ihm den ihr zugehörigen Platz, indem sie entweder von der Vorstellungsgruppe, der sie ihrem Inhalte nach zugehört, appercipirt oder auch von dem im Bewußtsein gerade dominirenden Vorstellungscomplex einstweilen unterdrückt und zum Vergessen gebracht wird. Im Schlafe nun können ganz ebenso wie im Wachen die heterogensten Vorstellungen in's Bewußtsein treten, sei es in Folge äußerer Reize, sei es auf innere Anlässe hin, wobei denn auch der oben besprochene ungleiche Ermüdungsgrad der verschiedenen Partien des Nervensystems gewiß nicht ohne Einfluß ist. Da aber hier das Selbstbewußtsein und die durch dasselbe bewirkte Regulirung des Vorstellungsverlaufs fehlt, so geht letzterer in ganz automatischer Weise vor sich, jede neu auftauchende Vorstellung verbindet sich mit den schon im Bewußtsein vorhandenen, mag sie denselben auch noch so heterogen sein, zu einer Gesammtvorstellung, und so entstehen denn ganz naturgemäß jene phantastischen und widersinnigen Traumbilder, die uns nach dem Erwachen so märchenhaft erscheinen.

Auf dieselbe Weise erklärt sich eine andere, nicht minder merkwürdige Erscheinung des Traumlebens, nämlich die Thatsache, daß wir im Traum über nichts erstaunen. Wir erleben hier die unsinnigsten Dinge, befinden uns in den unmöglichsten Situationen und Verhältnissen, verkehren z. B. mit Männern, die vor Jahrtausenden gelebt haben, wie mit unseren heutigen Bekannten, und das Alles, als ob es sich von selbst verstünde, ohne daß auch nur ein Gedanke an die Unmöglichkeit des Erlebten in uns aufstiege. Ganz natürlich: wir erstaunen über ein Ereigniß, wenn dasselbe von unseren bis-

herigen Erfahrungen bedeutend abweicht, mit keiner derselben in irgend welche Analogie zu bringen ist. Dazu ist aber nöthig, daß wir eine Begebenheit mit unseren bisherigen Erlebnissen vergleichen. Im Wachen nun thut dies der Mensch; er hat im Selbstbewußtsein gewissermaßen die Summe aller bisherigen Erfahrungen zusammengefaßt und sich ein Gesammturtheil über das Mögliche und Unmögliche gebildet, mit dem dann jedes neu eintretende Ereigniß unwillkürlich verglichen und an dem es gemessen wird. Während des Schlafes aber fehlt mit dem Selbstbewußtsein auch jener Maßstab, und so zieht denn die seltsamste Vorstellung gleich eindruckslos vor unserem Bewußtsein vorüber wie die alltäglichste. Es hängt mit dieser Eigenthümlichkeit des Traumes auf's Engste eine andere zusammen, von der sie eigentlich nur als eine einzelne Erscheinung anzusehen ist, nämlich die Thatsache, daß überhaupt die Urtheilskraft während des Träumens sehr häufig gänzlich fehlt. Wir legen hier mitunter Dingen, die wir im Zustande des Wachens kaum beachten würden, den größten Werth bei, während Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit uns vollständig kalt und gleichgiltig lassen. Im Wachen besitzen wir eben als Resultat unsres ganzen bisherigen Lebens eine Summe von Kenntnissen, von Gedanken und Gefühlen, mit denen die neu eintretenden Vorstellungen in Beziehung treten, wir haben feststehende Ansichten und Grundsätze, nach denen wir eine Sache beurtheilen. Im Zustande des Schlafes aber fehlt mit dem Selbstbewußtsein auch dieser „geistige Hintergrund“ und somit der Maßstab der Beurtheilung, die Vorstellungen folgen hier aufeinander, ohne daß die träumende Seele sie zu anderen in die richtige Beziehung zu setzen vermöchte. Als einen Mangel an Urtheilskraft können wir auch den Umstand ansehen, der ja allen Träumen eigen, daß nämlich der Träumende wirkliche Ereignisse, äußere Objecte vor sich zu haben wähnt, während doch die Traumbilder nichts weiter als seine inneren Zustände, seine subjectiven Vorstellungen sind. Im Wachen, beim vollen Spiel des Bewußtseins, kann diese Verwechselung nicht leicht vorkommen, weil wir hier beständig die Möglichkeit haben, unsere Vorstellungen mit der greifbaren Wirklichkeit vor uns zu vergleichen und sie so auf ihre objective Realität hin zu prüfen; während des Träumens aber steht ihr kein Hinderniß entgegen, denn hier fehlt, wie wir sahen, der Seele die Möglichkeit des Vergleichens.

Werfen wir nun, nachdem wir so das Wesen und die Eigenthümlichkeiten des Traumes kennen gelernt haben, noch einen Blick auf seine Entstehungsweise, so stellt sich uns diese als eine zweifache dar: entweder entstehen die Traumbilder, wie die Vorstellungen überhaupt, in Folge körperlicher Reize, oder sie tauchen ohne solche aus der Tiefe der Seele selbst auf, sind Producte des psychischen Mechanismus. Wir können daher die Träume mit Spitta (a. a. O. p. 177) eintheilen in Nervenreizträume und rein psychische Associationsträume, die freilich in der Wirklichkeit wohl nie so scharf von einander zu trennen sein dürften. Weit mehr Träume, als man gewöhnlich glaubt, gehören der ersteren Art an, indem sie entweder in äußeren Sinneseindrücken,

oder in inneren, aus dem Organismus selbst entspringenden Reizen ihren Anlaß haben. Auch während des Schlafes sind ja unsere Sinne fortwährend den mannigfaltigsten Einwirkungen ausgesetzt, die dann durch die betreffenden Sinnesnerven weiter geleitet werden und in der Seele Empfindungen auslösen. Das Auge freilich ist geschlossen und dürfte wohl nur für intensivere Lichteindrücke empfänglich bleiben, die übrigen Sinne aber bleiben mehr oder weniger in Wirksamkeit; namentlich ist es das Gehör, und in noch viel höherem Maße der Tastsinn, deren Erregungen zur Entstehung zahlloser Traumbilder die Veranlassung geben. Jedes Geräusch, das an unser Ohr dringt, jeder Reiz, der die Hauthülle unseres Körpers trifft, kann die Ursache eines Traumes werden. Da nun aber im Schlafe, wie wir sahen, das Selbstbewußtsein meist cessirt, so hat die Seele nicht die Fähigkeit, richtig zu schließen, und so bezieht sie denn fast niemals die durch jene Reize in ihr erweckten Empfindungen auf ihre wirklichen Ursachen, sondern sie bringt sie willkürlich mit den vom wachen Bewußtsein her in ihr vorhandenen Vorstellungen zusammen. Dazu kommt dann als weiteres Moment die Phantasie, die ja hier, wo das Selbstbewußtsein ruht, den freiesten Spielraum hat. Diese nimmt die durch die Reize hervorgerufenen Empfindungen auf und deutet sie nach ihrer Weise um, indem sie dieselben meist in's Phantastische, Kolossale übertreibt. So wird uns vielleicht der Stich einer Fliege oder sonst ein geringfügiger Schmerz im Traum zum Dolchstich eines Mörders, eine unbequeme Lage ist Veranlassung zur Vorstellung einer mühevollen Arbeit oder einer Gefahr. Ein leises Klopfen an die Thür oder sonst ein unbedeutendes Geräusch gestaltet sich etwa zum Gedanken eines Schusses und macht uns zu Theilnehmern an einem Duell oder versetzt uns mitten in eine Schlacht; eine geringe Körperbewegung, etwa das Ausstrecken eines Fußes, erweitert sich zur Vorstellung des Fliegens durch die Luft oder eines Falles aus schwindelnder Höhe. Hierher gehört auch die oben schon besprochene, häufig vorkommende Erscheinung des Alpdrückens, wobei eine leise Athemnoth zur Vorstellung einer auf uns liegenden Last oder eines Thieres wird, das uns zu erdrücken droht; ferner die nicht minder häufigen „Verlegenheitsträume, bei denen der Träumer in höchst mangelhafter Toilette auf der Straße oder in einer Gesellschaft erscheint, Träume, als deren unschuldige Ursache sich insgemein eine herabgefallene Bettdecke herausstellt“ (Wundt, Psychologie pag. 658). Es sind uns von glaubwürdigen Männern zahlreiche Beispiele der merkwürdigsten Nervenreizträume aufbehalten worden. So berichtet Meier (Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns. Halle 1758 p. 33), ihm habe einmal geträumt, daß er von einigen Personen überfallen worden sei, die ihn auf die Erde legten und ihm zwischen die große und die nächste Zehe einen Pfahl in die Erde schlugen; in der Aufregung darüber erwachte er und fühlte nun, daß ihm ein Strohhalm zwischen den Zehen steckte. Als eben derselbe einmal das Hemd am Halse etwas zu fest zusammengesteckt hatte, gestaltete sich das daraus entstehende unbehagliche Gefühl zu dem Traum,

daß er gehängt würde. Von einem Andern wird erzählt, er habe sich einst beim Zubettgehen eine Flasche mit heißem Wasser an die Füße gelegt und habe in Folge davon im Traum eine Reise auf die Spitze des Aetna gemacht, wo er die Hitze fast unerträglich gefunden; ein Dritter, der ein Pflaster auf dem Kopfe liegen hatte, sah sich im Traum in den Händen von Indianern, die ihn zu skalpiren im Begriffe waren (Jessen, Psychologie pag. 528). Wir enthalten uns, weitere Beispiele von Nervenreizträumen mitzutheilen, da sie gewiß jedem Leser aus eigener Erfahrung in Menge bekannt sein werden; erwähnen wir nur noch, daß in gleicher Weise wie durch äußere Einwirkungen, so auch aus dem Inneren unseres Organismus heraus, dessen verschiedene Organe ja auch während des Schlafes in fortwährender Thätigkeit sind, die mannigfachsten Reize auf das Nervensystem ausgehen und zu Seelenempfindungen umgestaltet werden können, so vermögen wir uns einen Begriff davon zu machen, wie zahllose Träume allein in der leiblichen Seite des Menschen ihre Veranlassung haben mögen.

Aber auch ohne solche directe Reize von der körperlichen Seite her können Träume entstehen, indem aus dem vorhandenen geistigen Schatz der Seele selbst Vorstellungen in's Bewußtsein treten. Am häufigsten sind es erklärlichermaßen jüngstvergangene Ereignisse, die uns im Traume noch einmal beschäftigen. Begebenheiten, die wir am letzten Tage gehört, Dinge, die wir am Abend gelesen, Personen, an die wir vor Kurzem gedacht oder von denen wir gesprochen haben, drängen sich mit Vorliebe in unsere Träume; Gedanken, die uns in der letzten Zeit lebhaft beschäftigten, lassen uns häufig auch im Traume nicht los, sondern setzen sich fort und spinnen sich mitunter in ganz vernünftiger Weise weiter. Aber nicht immer geschieht es, daß das Bewußtsein des Träumenden so nach dem Nächstliegenden greift: bisweilen sind es auch Bilder einer längstvergangenen Zeit, die uns im Traume in die Erinnerung treten, Personen, an die wir seit Jahren nicht gedacht, Ereignisse, die unser waches Bewußtsein längst vergessen zu haben schien. Einigermaßen ist diese Erscheinung begreiflich. Im Zustande des Wachens sind es eben stets bestimmte, je nach Alter, Beruf u. s. w. verschiedene Gedankenkreise, die im Bewußtsein des Menschen dominiren, die sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen, um die all' sein Denken, sein Wünschen und Hoffen sich dreht. Ihnen gegenüber treten ältere Erlebnisse, zumal wenn sie mit den jetzigen Interessen in keiner Beziehung stehen, leicht in den Hintergrund, ihre Erinnerung verblaßt und sie werden allmälig vergessen. Im Schlafe aber, wo mit dem Selbstbewußtsein häufig auch jene Tagesgedanken und Tagesinteressen schlummern, vor denen abseits liegende Erinnerungen nicht aufkommen konnten, da vermögen solche Eindrücke aus früherer Zeit wohl leichter aus der Tiefe der Seele an die Fläche des Bewußtseins emporzutauchen, wenn bei dem wilden Schweifen der Traumphantasie vielleicht ein verwandter Gedanke sie wachruft. Freilich ganz erklärt ist damit jene Vertiefung des Erinnerungsvermögens nicht, sie bleibt immerhin eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Traumlebens,

eine Eigenthümlichkeit, die diesem übrigens nicht ausschließlich eigen ist, sondern die auch in anderen, und zwar krankhaften Zuständen bisweilen wahrgenommen werden kann. Bekannt ist die Erzählung von dem einfachen, ungebildeten Dorfschmied, der während einer Krankheit in der Hitze der Fieberphantasieen zur Verwunderung der Anwesenden plötzlich griechische Worte zu sprechen begann; als man sie später dem Genesenen mittheilte, erinnerte er sich nach langem Besinnen, diese Worte in seiner Jugend einmal vernommen zu haben; er hatte sie aber damals, der Sprache unkundig, in Kurzem wieder vergessen. Es ist diese gesteigerte Erinnerungsfähigkeit nicht die einzige Aehnlichkeit, welche der Traum mit manchen Erscheinungen krankhafter Seelenzustände aufzuweisen hat; die wilde, phantastische Bilderflucht, die wir als charakteristische Eigenschaft so zahlreicher Träume kennen lernten, theilen diese mit den Delirien der Fieberhitze, und wie manche Analogie das Traumleben mit einzelnen Erscheinungen des Wahnsinns hat — wir erinnern nur an das bei Irren so oft vorkommende Fehlen der Urtheilskraft —, brauchen wir im Einzelnen nicht weiter darzulegen. Mag man jene Erweiterung des Erinnerungsvermögens im Traum und im Fieber erklären wie man will, das Eine geht jedenfalls klar aus derselben hervor, daß die Seele nichts von dem gänzlich verliert, was sie einmal als ihren Besitz in sich aufgenommen hatte: mag es noch so lange unbewußt in ihr ruhen, es kann wieder zu einem Bewußten werden, wenn der rechte Anlaß es aus seinem Schlummer wieder weckt.

Was wir hier als die Eigenthümlichkeiten des Traumes schilderten, das sind freilich nur seine allgemeineren Züge, wie sie mehr oder weniger dem Traumleben eines jeden Menschen eigen sind, gewissermaßen nur die Umrisse eines Gemäldes, in dem die belebenden Einzelzüge und das gesammte Colorit noch fehlen. Die Welt des Traumes ist eben eine viel reichhaltigere, als daß sie in einige wenige Gesetze gefaßt, mit wenigen Strichen gezeichnet werden könnte; Vieles in ihr, und zwar gerade das Wesentlichste, entzieht sich einer allgemeinen Darstellung, weil es eben ein durchaus Individuelles, Persönliches ist. Es geht dem Traum in dieser Hinsicht wie dem Menschen selbst: das Aeußere eines Mannes, seine Gestalt, seine Züge vermag der Maler uns zu zeichnen, aber seine Persönlichkeit, sein Wesen suchen wir vergebens auf dem Bilde. So auch der Traum; was wir von ihm darstellen können, sind gleichsam nur seine äußeren Züge, die Formen, in denen er auftritt, die Gesetze, nach denen die Ideen in ihm sich verknüpfen, es bleibt immer noch ein nicht darzustellender Rest, und das ist gerade das Besondere, Individuelle an ihm, dasjenige, wodurch sich die Traumwelt des Einen von der des Anderen unterscheidet. Denn bei allem Gleichmäßigen, das, wie wir sahen, dem Traumleben der Menschen beiwohnt, müssen wir doch sagen: wie Jeder anders fühlt, anders denkt, anders will als die Uebrigen, so träumt er auch anders. „Wenn wir wachen“, sagt ein Weiser des Alterthums, „so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, schlafen wir aber, so hat ein Jeder seine eigene“. Wohl sind die Veranlassungen zur Hervorrufung der Traumbilder bei vielen

Menschen dieselben, gleich sind auch die Gesetze, nach denen ihre Vorstellungen im Traum sich verknüpfen und reproduciren, und doch sind ihre Träume verschieden, wie ihr Charakter, ihre Denkweise, ihr ganzes Wesen es ist. Denn das Innere des Menschen, seine Persönlichkeit ist es, was, wie dem bewußten Reden und Handeln, so auch den Traumbildern ihr Gepräge verleiht, der Phantasie die Richtung vorschreibt, nach welcher hin sie die Traumanlässe deutet, ja was ihr zum großen Theile auch den Stoff leiht, aus dem sie die Vorstellungen des Träumenden bildet. Es kommt nun hier zwar Alles in Betracht, was den Menschen gerade zu diesem Menschen macht, seine ganze Individualität mit allen seinen angebornen und erworbenen Eigenschaften, unter denen keine von der Möglichkeit ausgeschlossen ist, irgendwie bestimmend auch auf seine Träume einzuwirken; aber vor allen anderen Seiten unsres Wesens ist es doch das Gemüthsleben, dem eine solche Einwirkung im weitesten Maße zugeschrieben werden muß. Während, wie wir oben sahen, unsere Verstandesfunctionen im Schlafe häufig ruhen oder doch wenigstens sehr gehemmt sind, scheint das Gemüth der Ruhe wenig zu bedürfen, da seine Thätigkeit auch in den Schlaf hinüberreicht, ja denselben bisweilen sogar ganz verhindert. „Es gibt keinen größeren Feind des Schlafes, als das Gemüth", sagt Jessen, und wer jemals in der Nacht von Kummer gebeugt auf seinem Lager sich schlaflos wälzte, der wird die Wahrheit dieser Worte zu würdigen wissen. Aber nicht blos Schmerz, auch die entgegengesetzten Affecte haben denselben Erfolg; daß z. B. auch Freude oder die Erwartung eines freudigen Ereignisses die Nachtruhe zu rauben im Stande ist, weiß Jeder, der einmal Kinder in der Nacht vor Weihnacht zu beobachten Gelegenheit hatte. Und diese nie ruhende Gemüthsthätigkeit macht sich denn auch im Traumleben in bedeutendem Maße geltend; eine große Zahl von Traumbildern hat in Gemüthsbewegungen ihren Entstehungsgrund, und selbst wenn die Traumvorstellungen von anders woher erregt worden sind, erhalten sie doch gewöhnlich ihr Gepräge aus der Stimmung, aus dem vorherrschenden Gefühle, unter dem das Bewußtsein des Träumenden am Tage gestanden. Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Hoffnung und Besorgniß, Zufriedenheit und Reue, sie alle erzeugen andere Traumbilder, Bilder, deren Colorit in irgend einer Weise jenen Affecten entspricht. Und wie die Traumvorstellungen aus den Gemüthsbewegungen entspringen können, so rufen sie häufig auch wieder solche hervor, eine Wechselwirkung von Gefühlen und Vorstellungen, aus der in der Regel jene zusammenhängenderen Träume entstehen, die auch nach dem Erwachen noch einige Zeit in unsrer Erinnerung haften.

Die eben besprochene Thatsache, daß unsere Traumbilder, mag ihnen noch so viel Fremdartiges beigemischt sein, doch zum großen Theil zugleich auch Producte und Bilder unsres eigenen Innern sind, leitet uns zur Erörterung einer in gewissem Sinne auch praktischen Frage über, nämlich zur Frage nach der Traumdeutung und ihrer Berechtigung. „Träume sind Schäume", ist

ein altes, oft gehörtes Wort, und es hat Recht gegenüber jener auch heute noch blühenden Sucht, die Träume überhaupt zu Orakeln zu machen, aus denen man die Zukunft erforschen zu können wähnt. Aber doch nicht in jedem Sinne sind Träume ohne Weiteres auch Schäume. Denn wenn wirklich, wie wir eben sahen, die Traumbilder irgendwie durch unser Inneres mitbedingt sind, von unseren Stimmungen, Gemüthsbewegungen u. s. w. ihr Gepräge erhalten, so ist es natürlich auch nicht unberechtigt, auf dieses Innere aus den Träumen einen Rückschluß zu machen. Nur muß man dabei stets bedenken, daß die Traumbilder niemals reine, vollständige Bilder unsres Innern sind, daß zu ihrem Zustandekommen auch noch eine Reihe anderer Factoren mitwirkt, und daß namentlich die Phantasie mit ihren Uebertreibungen uns hier mitunter die tollsten Streiche spielt. Durchaus falsch wäre es daher, wollte man uns jeder im Traum von uns begangenen Handlung auch im wachen Zustande fähig halten und uns so für jeden unsrer Träume moralisch verantwortlich machen. Wenn z. B. jener griechische Kaiser einen Menschen zum Tode verurtheilte, weil derselbe, wie er seinen Freunden erzählte, geträumt hatte, daß er den Kaiser ermordet habe, so war dieses Urtheil ein grausames und die ihm zu Grunde liegende Annahme, es müsse dieser Träumende auch im Wachen Mordgedanken gegen den Kaiser gehabt haben, eine vollständig unberechtigte. Hätte man aus dem Traume nur geschlossen, daß jener Mann gegen die Person des Kaisers vielleicht einige Abneigung hege oder eine Handlung desselben ungünstig beurtheile, so ließe sich gegen diese Schlußfolgerung psychologisch wohl kaum etwas einwenden. Denn Etwas an unseren Traumbildern entspricht allerdings irgend einem Zustande unseres Inneren, mag die übertreibende Phantasie diesem Zustande eine noch so seltsame Deutung verleihen. Es können daher unsere Träume, zumal wenn sie längere Zeit hindurch ein constantes Gepräge tragen, recht wohl für uns bedeutungsvolle Fingerzeige werden, insofern sie oft unwillkürliche Anzeichen von solchen inneren Zuständen sind, die wir im Wachen vielleicht ganz unbemerkt gelassen hatten. So kann z. B. eine aufkeimende Neigung oder Abneigung gegen einen Menschen, die wir uns bisher noch gar nicht recht zum Bewußtsein gebracht hatten, sich gerade im Traum einen drastischen Ausdruck geben und dadurch zu einer klarbewußten für uns werden. Mit Recht sagt daher Volkmann vom Traume, er plaudere uns unsere eigenen Geheimnisse vor und könne dadurch geradezu zu unserm Gewissensrathe werden.

Aber freilich, dazu benutzen ihn die Menschen selten; nicht innere Zustände, sondern äußere Begebenheiten, nicht das schon Seiende, sondern das Zukünftige wollen Sie aus ihm erforschen. Man hat bisweilen viel Aufhebens gemacht von sogenannten prophetischen Träumen, worin den Träumenden irgend eine Offenbarung zu Theil geworden, etwas Kommendes voraus verkündet worden sei. Mit Unrecht; denn was wirklich in dieser Hinsicht beglaubigt ist und nicht dem reichen Gebiete der Selbsttäuschung oder gar des Betruges angehört, das kann auf ganz natürliche Weise erklärt werden, dazu bedarf es keiner

höheren Offenbarung. Es gehören hierher vor Allem die s. g. pathologischen Träume, in denen dem Träumenden durch seine Traumbilder sich eine bevorstehende Krankheit ankündigt, Fälle, die häufiger vorkommen und durchaus nichts Wunderbares an sich haben. Wir sahen ja oben schon, daß körperliche Empfindungen, Reize, die aus dem Innern des Organismus kommen, sehr häufig die Veranlassungen zu Träumen werden. Nun pflegen aber Krankheiten selten ganz plötzlich hervorzutreten, die Erkrankung der betreffenden Organe beginnt vielmehr meist schwach und leise und nimmt allmälig an Intensität zu. Diese ersten Anfänge körperlicher Veränderungen werden im Zustande des Wachens gewöhnlich gar nicht von uns wahrgenommen; sie sind eben zu schwach gegenüber den mannigfachen Eindrücken, die von außen auf uns wirken, gegenüber der Tagesbeschäftigung und den Tagesinteressen, die unser Denken und Thun in Anspruch nehmen, und so bleiben sie entweder ganz unbemerkt, oder machen sich höchstens unbewußt geltend in jenen Stimmungsänderungen, für die wir selbst oft keinen Grund anzugeben im Stande sind. Im Schlafe aber, wo jene zerstreuenden Eindrücke ruhen, da machen solche schwache körperliche Empfindungen sich leichter bemerkbar, wie wir, nach Schopenhauer's Bild, bei Nacht die Quelle rieseln hören, die der Lärm des Tages unvernehmbar machte; sie dringen in's Bewußtsein und erzeugen dort entsprechende Traumbilder, deren Bedeutung später leicht erkannt wird, wenn nach einigen Tagen die Krankheit wirklich zum Ausbruch kommt. Es hat nichts Befremdliches, daß bei Leuten, die häufiger von einer und derselben Krankheit heimgesucht werden, die derselben vorhergehenden Körperempfindungen auch öfter dieselben Traumbilder hervorrufen, die dann allerdings für diese Personen eine prophetische Bedeutung haben. So erzählt Carus von Jemandem, der vor seinen häufig wiederkehrenden Brustkrämpfen wilde Katzen im Traume zu sehen pflegte; einem Anderen bedeutete Menschengewimmel bevorstehende Fieberanfälle, während einer Dame die Erscheinung ihres Arztes im Traum stets eine Erkrankung ankündigte, (Volkmann, Psychol. I, p. 415). Aber solche prophetische Beziehungen der Träume sind stets nur individueller Natur; durchaus verkehrt und unzulässig ist es, sie zu verallgemeinern, wie es z. B. in den Traumbüchern geschieht, indem man die Traumbilder überhaupt als feststehende, für alle Menschen in gleicher Weise geltende Vorbedeutungen erklärt.

Wie solchen schwachen Körperempfindungen, so ergeht es bisweilen auch äußeren Eindrücken und Wahrnehmungen: sie bleiben unter den zerstreuenden Tagesgeschäften unbemerkt, oder wir achten doch wenigstens nicht genügend auf sie, um uns die Folgen zum Bewußtsein zu bringen, die sich bei aufmerksamerer Beobachtung für uns daraus ergeben würden. Solche Wahrnehmungen machen sich dann häufig im Traume wieder geltend und treten hier, wo die ablenkenden Tagesinteressen schweigen, in ihre vollen Rechte ein, die durch sie bewirkten Vorstellungen rufen nach dem Gesetz der Ideenassociation andere verwandte aus dem Schatz der Erinnerung wieder wach, mit denen sie sich

zu Gesammtvorstellungen verschmelzen, ja sie setzen sich, wenn störende Einflüsse fernbleiben, auch logisch richtig fort und führen sich zu Ende, und so geschieht es denn wohl mitunter, daß der Traum uns in seiner symbolisirenden Weise die Schlußfolgerungen aus jenen Eindrücken vorführt, die wir im Wachen so unbeachtet gelassen hatten. Einen besonders instructiven Fall dieser Art theilt aus seiner Erfahrung Siebeck mit (a. a. O. p. 33): „Eine Dame, deren Gemahl schon längere Zeit kränklich war, ohne daß man eine schnelle Katastrophe zu befürchten Veranlassung gehabt hätte (er versah unausgesetzt seine Berufsgeschäfte), träumte eines Nachts, man habe ihr sämmtliche Ringe gestohlen, bald darauf seien sie ihr durch die Polizei wieder zugestellt worden, nur der Trauring fehlte. Etwa acht Tage nach diesem Traume starb der Mann ganz plötzlich und unerwartet an einer unvorhergesehenen Entwicklung seines leidenden Zustandes. Daß jene Kränklichkeit so bald und schnell zu einem solchen Ende führen könnte, war seiner Frau im Wachen wohl kaum je in den Sinn gekommen. Der Traum aber summirte die Wirkung der vielen kleinen, Besorgniß erregenden Eindrücke zu e i n e m schweren, beängstigenden Gefühle und gab diesem in dem angeführten Vorgange einen entsprechenden Ausdruck."

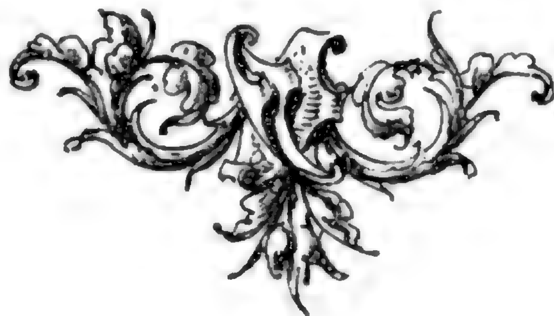
Ein anderer Umstand, der den Träumen bisweilen einen scheinbar prophetischen Charakter verleiht, ist das oben besprochene geschärfte Erinnerungsvermögen, das der träumenden Seele eigen. Dinge, die unser waches Bewußtsein längst vergessen hat, tauchen im Traum aus der Tiefe der Seele wieder empor und können dann uns selbst wie Offenbarungen vorkommen, wenn später wirklich jenen Traumerinnerungen entsprechende Ereignisse uns begegnen. Sollen wir auch hierfür ein Beispiel anführen, so dürfte sich unter den wirklich beglaubigten Fällen wohl nicht leicht ein merkwürdigerer finden lassen, als der von Maury (Le sommeil et les rêves, Paris 1865, p. 122) berichtete, den wir daher hier nach Strümpell's Uebersetzung mittheilen wollen: „Ein Herr F. lebte als Kind in Montbrison und war auch in der Umgegend dieser Stadt gewesen. Zwanzig Jahre später beschließt er, den Schauplatz seiner Kindheit einmal wieder zu besuchen. In der Nacht vor der Abreise träumt ihm: er sei in einer ihm ganz unbekannten Ortschaft und begegne daselbst auf der Straße einem gleichfalls unbekannten Manne, mit dem er sich unterhält und der ihm auch seinen Namen sagt. Einige Tage nach dem Traum und nach der Abreise kommt Herr F. in der Nähe von Montbrison in eine Ortschaft, die er sogleich als die im Traum gesehene erkennt, und begegnet daselbst einem Manne, der derselbe ist, mit dem er sich im Traume unterhalten hatte, mit dem Unterschiede, daß er etwas älter als der letztere erscheint. Ein mit ihm angeknüpftes Gespräch bestätigt vollständig die Wahrheit des Traumes, gibt aber auch einen ganz natürlichen Aufschluß, indem es sich herausstellt, daß der fremde Mann ein Freund des verstorbenen Vaters des Herrn F. gewesen und von dem letztern als Kind gesehen war" (Strümpell a. a. O. p. 41). Ganz auf dieselbe Weise sind diejenigen Träume zu erklären, in denen dem

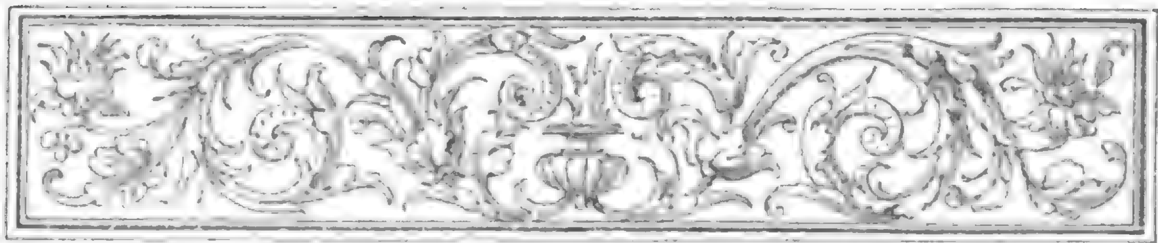
Träumenden sich irgend Etwas darstellt, worüber er im Wachen vergebens lange nachgesonnen hatte. Solche Träume sind um so weniger wunderbar, da hier eben in Folge des vorherigen Nachsinnens, unter dem Einflusse des Willens, die am Tage gebildeten Vorstellungsreihen einfach in den Traum übergehen und sich hier nach dem Gesetze der Ideenassociation fortsetzen können, bis das Gewünschte gefunden ist. Im Wachen begegnet uns ja nicht selten ganz dieselbe Erscheinung: Etwas, worüber wir lange vergebens nachgedacht, fällt uns einige Stunden später, wenn wir längst wieder mit einer anderen Sache beschäftigt sind, ganz plötzlich ein. Auch hier haben die Gedanken, trotz anderweitiger Beschäftigung, nach der einmal eingeschlagenen Richtung hin sich unbewußt fortgesetzt, bis sie zum Ziele gelangten.

So erklärt sich also, wie wir sehen, das Prophetische, das manchen Träumen eigen, auf eine ganz natürliche Weise, ohne daß wir wunderbare Einwirkungen und Offenbarungen von oben zu Hilfe zu rufen nöthig hätten. Freilich ginge es ohne solche wohl nicht ab, wären alle die merkwürdigen Geschichten wirklich wahr, die über die Träume mancher Menschen erzählt und sogar in wissenschaftlich sein sollenden Büchern colportirt worden sind. Aber wenn irgendwo, so ist solchen Berichten gegenüber Vorsicht am Platze. Denn wenn wir auch von absichtlicher Täuschung absehen, so liegt doch die Gefahr der Selbsttäuschung wohl kaum auf irgend einem anderen Gebiete so nahe, als gerade hier. Bedenken wir, wie selten Träume vollständig in unserer Erinnerung haften, wie die meisten schon gleich nach dem Erwachen dem Gedächtnisse wieder entschwunden sind, so können wir begreifen, wie mangelhaft die Reproduction solcher Träume meistens sein wird, wenn wir sie mit später eintretenden Ereignissen in Beziehung setzen wollen. Wir ergänzen dann die geringen Reste, die uns von einem Traume im Gedächtniß geblieben sind, unwillkürlich nach den Ereignissen selbst, machen aus einer entfernten Aehnlichkeit mit denselben eine vollständige Uebereinstimmung, kurz wir corrigiren den Traum nach seiner geglaubten Erfüllung, und täuschen so unabsichtlich uns selbst.

Noch viel wunderbarere Dinge als von den einfachen Träumen erzählt man von den krankhaft erregten, von den Leistungen der Nachtwandler und den Phantasien der Somnambulen. Die im Vergleich zum wachen Zustande größere körperliche Gewandtheit, die man bisweilen an Schlafwandlern wahrgenommen hat, ihre Fähigkeit auf Dächern, schmalen Stegen u. s. w. sicher einherzuschreiten, erklärt sich vollständig daraus, daß dieselben von der Gefahr, in der sie schweben, nicht das geringste Bewußtsein haben und deshalb auch von Furcht und Schwindel befreit bleiben. Das „überschwänglich Wunderbare“ aber, das der in diesem Punkte merkwürdig leichtgläubige Schopenhauer dem somnambulen Hellsehen beilegt, „welchem das Verdeckte, das Abwesende, das weit Entfernte, ja das noch im Schooße der Zukunft Schlummernde offen liegt“ (Parerga und Paralipomena I. p. 280), dürfte sich bei genauerer Prüfung wohl ganz bedeutend reduciren, da die meisten derartigen Erzählungen

der genügenden Beglaubigung ermangeln. Die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der man diese Zustände ihres mystischen Charakters willen häufig betrachtete, ja der förmliche Cultus, den man bisweilen mit ihnen trieb, hat hier die Beobachtenden Mancherlei sehen lassen, was in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Es ist deshalb aller Grund vorhanden, den wunderbaren Geschichten, die über diese und ähnliche Zustände berichtet werden, mit Mißtrauen zu begegnen und bei ihrer etwaigen wissenschaftlichen Verwerthung mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen. Und grade in unseren Tagen ist diese Vorsicht um so nothwendiger und eine Mahnung zu ihr vielleicht um so mehr am Platze, da die Leichtgläubigkeit wieder zu wachsen und die wunderbaren Einwirkungen aus dem Reiche des Jenseits wieder in Credit zu kommen scheinen. Wo auf der einen Seite ganze Provinzen sich von Madonnen- und Teufelserscheinungen in Aufregung versetzen lassen, auf der andern der Aberglaube des Spiritismus in so bedenklichem Maße um sich greift, daß selbst Gelehrte sich davon anstecken lassen und mit Geistererscheinungen statt mit Gründen beweisen, da könnten leicht auch die Träume und verwandte Zustände als Offenbarungsmedien wieder allgemeinere Verwerthung finden. Lassen wir uns darum von dem Dunkel, welches die Traumzustände zum Theil noch an sich haben, nicht beirren und nicht davon abhalten, sie als dasjenige anzusehen, was sie sind, nämlich als Zustände, die vor dem wachen Seelenleben nicht nur keinen Vorzug haben, sondern sogar weit hinter ihm zurückstehen. Niemals ist im Traum oder dem somnambulen Hellsehen und dergl. Zuständen ein wirklich bedeutender, fruchtbringender Gedanke zu Tage gefördert worden; was die Menschen im Laufe der Jahrtausende Großes und Erhabenes geleistet haben, das haben sie durch waches, selbstbewußtes Denken zu Stande gebracht. Und so wird es auch fernerhin bleiben: nicht mühelos im Traum wird das Bedeutende uns zufallen, es will erstrebt und errungen sein, und nur durch energische Geistesarbeit wird die Menschheit vorwärts schreiten und ihrem erhabenen Ziele sich nähern.





Goethes Lilli.

Von

Friedrich von Weech.

— Karlsruhe —

Im December des Jahres 1774 betrat Goethe zum ersten Male, von einem Freunde eingeführt, das gesellige Haus der Wittwe des Banquiers Schönemann. Frau Schönemann, die seit dem frühen Tode ihres Gatten dessen großes Geschäft leitete, versammelte in ihrem schön, wenn auch nicht (wie von vielen Schriftstellern einer dem andern nachschreibt) mit fürstlichem Prunke eingerichteten Hause regelmäßig zahlreiche Gäste, theils Freunde der Familie, theils Fremde, die an das angesehene Geschäftshaus empfohlen waren.

In einem solchen Kreise durfte der junge Mann nicht fehlen, der damals der Löwe des Tages in der Stadt Frankfurt war; der junge Mann, dessen Name von allen Lippen klang, der Dichter des Götz, der Dichter des Werther, der die Einen durch die Kraft seines Genius, die Andern durch die Gewalt seiner Liebenswürdigkeit, Alle durch die Macht seiner Schönheit bezauberte. Man darf annehmen, daß der Freund, der ihn dem Schönemanner Hause zuführte, von den Damen des Hauses dazu besonders aufgefordert war, von der gastfreien Mutter und von der jugendlichen, gefeierten Tochter.

Elisa Schönemann, in der Familie Lilli genannt, war eben erst 16 Jahre alt geworden. Wohl unterrichtet, in manchen Künsten bewandert, früh daran gewöhnt, ihre reichen Anlagen nach Außen hin geltend zu machen, war sie, wie man sich vorstellen darf, fast unvermerkt aus der Kinderstube in den Salon übergegangen. In ihr war eine Mischung von heiterer, naiver Kindlichkeit und von dem selbstbewußten Wesen der Weltdame, die, wie es scheint, auf Alle, welche sie kannten, einen unwiderstehlichen Reiz ausübte.

Als Goethe den Schönemann'schen Salon betrat, setzte sich das liebliche Kind soeben an den Flügel. Während Lilli „mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth" spielte, stand der neu eingeführte Gast am unteren Ende des Claviers und betrachtete „ihre Gestalt und Wesen". Auf zierlich gestalteten Schultern schwebte ein anmuthiger Kopf vom schönsten Oval mit feingeregelten Zügen, blondes Haar, große dunkelblaue Augen mit dem Ausdruck reinster Herzensgüte, ein reizend lächelnder Mund und eine durchsichtige Haut voll Jugendfrische — so haben wir uns nach den Schilderungen, welche die Familientradition aufbewahrt hat, Lilli zu denken. Die anmuthige Gestalt verfehlte nicht, auf den jungen Dichter eine Anziehungskraft von der sanftesten Art auszuüben. Und daß auch er gefiel, konnte er daraus entnehmen, daß die Mutter beim Abschiede zu erkennen gab, sie hoffe ihn bald wieder zu sehen und daß die Tochter „mit einiger Freundlichkeit" einzustimmen schien.

Aus dieser ersten Begegnung wurden bald sehr innige Beziehungen, über die uns Goethe selbst im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung" in der anmuthigsten Weise Bericht erstattet hat. Die Goetheforscher haben die feine Federzeichnung dann vielfach in gröberen Zügen nachgebildet, die Andeutungen des Dichters weiter ausgesponnen, Ursachen und Wirkungen, welche in „Wahrheit und Dichtung" objectiv neben einander gestellt sind, unter dem Einflusse der Beleuchtung, welche sie dem Bilde gaben, in einen durch ihr subjectives Ermessen bestimmten Zusammenhang gebracht und nach und nach aus Lilli ein Zerrbild gemacht, eine geist- und herzlose Coquette, der nicht viel mehr als die paar Künste zuerkannt ward, mit denen ein hübsches Mädchen einen feurigen Jüngling eine Zeit lang an sich zu ketten versteht.

Dieser Auffassung gegenüber hat es jüngst der Gemahl einer Enkelin Lillis, der Graf von Dürckheim zu Fröschweiler, unternommen, dem großen Kreise Derer, die sich um Goethes willen für Lilli interessiren, die Gestalt Lilli's, nach Familienerinnerungen und Briefen wahrheitsgetreu gezeichnet, vor Augen zu stellen. Das kleine Buch, das er dem Andenken der Großmutter seiner Gemahlin widmet, hat den Titel: „Lillis Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim und ist in Nördlingen im C. H. Beck'schen Verlage erschienen. Es handelt zuerst von Lilli als Goethe's Braut, dann von Lilli als Gattin und Mutter. Damit erscheint Lilli plötzlich in ein ganz anderes Licht gestellt als dasjenige ist, in dem wir sie zu sehen gewohnt sind, und wir dürfen wohl versuchen, aus den Zügen der gereiften und vielgeprüften Frau das Bild des Mädchens herauszulesen, das einst unzweifelhaft nicht nur Phantasie und Sinne, sondern die ganze Seele unseres großen Dichters mit dem Zauber der Liebe gefangen hielt.

Es mag ja vielleicht als ein sehr gewagter Versuch erscheinen, der nach und nach zu allgemeiner Annahme gekommenen Auffassung von Lilli's Charakter entgegenzutreten, da einerseits jene Auffassung unterstützt wird durch eine Anzahl von Bemerkungen und Urtheilen, die Goethe seiner Schilderung einflocht,

anderseits nicht etwa eine Aufzeichnung Lillis selbst über ihr Verhältniß zu dem großen Dichter aus den Familienpapieren zu Tage getreten ist, sondern lediglich Familienüberlieferungen und das Bild, das wir uns nach ihren Briefen von Frau von Türckheim construiren, als Gegengewicht gegen die Aeußerungen Goethes und seiner Commentatoren in die Wagschale geworfen werden können.

Die historische Kritik ist ja freilich in der Lage, die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" mehrfach zu bemängeln. Sie entstand lange Jahre nach den Ereignissen, von denen sie handelt, und die Kleinmeisterei, die sich auf dem Gebiete der Goetheliteratur über Gebühr breit macht, hat eine ganze Reihe von Einzelheiten festgestellt, über die sich Goethe bezüglich ihrer chronologischen Reihenfolge in entschiedenem Irrthume befand. Es ist dabei wohl viel zu häufig außer Acht gelassen, daß — wie ja Goethe seine Selbstbiographie ursprünglich: „Dichtung und Wahrheit" nannte und erst später die jetzt übliche Umstellung in dem Titel seiner Aufzeichnungen vornahm — die dichterische Phantasie bei der Schilderung der Erlebnisse seiner Jugendjahre mindestens eben so thätig war, als seine Gedächtnißkraft. Also nicht das, was geschah und wie es geschah, hat uns Goethe mit peinlicher Treue schildern wollen, sondern wie sich die eigene Vergangenheit dem geistigen Auge des in die Jugend zurückblickenden Greises darstellte, so hat er seine Erinnerungen niedergeschrieben.

Stellen wir neben die hier einschlägigen Capitel aus „Wahrheit und Dichtung" noch das andre uns überlieferte Quellenmaterial, namentlich die so sehr charakteristischen Briefe an Gräfin Auguste Stolberg, so dürfte sich für den unbefangenen Beobachter ergeben, daß das Verlöbniß Goethes mit Lilli nicht gelöst wurde, weil Goethe aufhörte, seine Braut zu lieben oder weil diese ihm ihre Zuneigung entzog, sondern daß wesentlich Verhältnisse, die zu ändern außerhalb ihres Machtbereiches lag, an dem Bruche die Schuld trugen.

Goethe war in kleinbürgerlichem Kreise aufgewachsen, auch die Gesellschaft, in der er sich zu Straßburg und Wetzlar bewegt hatte, zeigte ähnliche Typen wie die seines elterlichen Hauses. In dem Schönemann'schen Hause kam er eigentlich zuerst mit einer Gesellschaftssphäre in Berührung, die einen wesentlich anderen Charakter an sich trug, mit einer Familie, die in ihren Salons zahlreiche Gesellschaft sah, deren Umgangsformen durch die freieren Sitten der vornehmen Welt beeinflußt waren.

In diesem Kreise gehörte die Geliebte nicht ausschließlich dem Geliebten, die Braut nicht ausschließlich dem Bräutigam an, auch ihre Beziehungen standen unter der gebieterischen Macht des herrschenden Tones, welcher von der Haustochter Repräsentation, Beachtung der zahlreichen Gäste fordert. Die Eifersucht, welche bei Goethe die herkömmlichen Artigkeiten erregten, die die Freunde des Hauses der schönen Tochter erwiesen, war in diesem Kreise aber übel angebracht, ja wohl lächerlich. Es mag darüber zu Erörterungen zwischen Goethe und Lilli, auch zwischen Goethe und deren Mutter gekommen sein,

welche in der Erinnerung des Dichters einen Stachel zurückließen, der seinen Einfluß noch geltend machte, als er nach so vielen Jahren seine Erinnerungen niederschrieb.

Es kam noch Anderes dazu, die Lösung des Verlöbnisses herbeizuführen, die ja eben so formlos, und wenn man so sagen darf, unofficiell vor sich ging, wie früher die Verlobung. Die Eltern Goethes waren eben so wenig als die Mutter Lillis von der beabsichtigten Verbindung entzückt. Wenn sie eine unliebsame Störung ihrer Lebensgewohnheiten durch die in glänzenden Verhältnissen aufgewachsene Schwiegertochter fürchteten, so erschienen wohl die Aussichten des Bräutigams der Mutter Schönemann etwas unsicher; sie hatte vermuthlich einen reichen und vornehmen Mann für ihre Lilli geträumt und betrachtete von ihrem kaufmännischen Standpunkte aus die dichterischen Erfolge des jungen Doctor juris keineswegs als genügende Bürgschaft für eine Lebensstellung wie sie sie für Lillis Gatten wünschte.

Das klingt ja freilich sehr nüchtern und prosaisch, entspricht aber gewiß der Wahrheit mehr, als wenn sich die Biographen Goethes alle Mühe geben, Lilli der Coquetterie und Unbeständigkeit zu bezüchtigen, eine Anklage, für welche sie keine weitere Grundlage haben, als ein paar beiläufige Bemerkungen Goethes in „Wahrheit und Dichtung", die — man kann es nicht oft genug wiederholen — mehr als ein Menschenalter später, als diese Jugendliebe des Dichters Herz erfüllte, niedergeschrieben sind.

Hören wir nun, wie in Lilli's Familie diese Vorgänge betrachtet und dargestellt werden. Bekanntlich vermählte sich Lilli im Jahre 1778, zwei Jahre, nachdem das Verlöbniß mit Goethe gelöst worden, mit Bernhard Friedrich von Türckheim, dem Haupte eines bedeutenden Straßburger Handelshauses. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne und eine Tochter hervor. Die Tochter des ältesten Sohnes wurde im Todesjahre Goethes die Braut des Grafen Ferdinand von Dürckheim, dessen Familie mit der Familie von Türckheim seit langer Zeit durch die Bande der Freundschaft auf das Engste verbunden war.

Lilli selbst war schon zweiundzwanzig Jahre früher (1817) gestorben, sie hatte die Veröffentlichung jenes Theiles von „Wahrheit und Dichtung", in welcher Goethe seine Beziehungen zu ihr schildert, nicht mehr erlebt. Aber ihre Kinder und Enkel lasen mit dem lebhaftesten Interesse, was in diesem Buche ihre Großmutter betraf, und der glückliche Bräutigam wurde ermahnt, wenn auch weniger berühmt als der große Dichter, doch um so standhafter als dieser in der Liebe zu werden. Denn in der Familie von Türckheim galt entschieden Goethe als der schuldige Theil bei Auflösung jenes Verlöbnisses, und die kindliche Pietät lehnte sich gegen die Vorwürfe der Coquetterie und des Wankelmuthes auf, die man aus Goethes Schilderung der Großmutter herauslas. Das geschah mit solcher Entschiedenheit, daß der junge Graf, der selbst eine poetische Ader in sich schlagen fühlte — er hat uns jüngst mit einem allerliebsten Bändchen seiner Gedichte: „Poetische Versuche in zwei Sprachen" (Emanuel Geibel gewidmet), Nördlingen bei Beck 1879, beschenkt —

die Partei des Dichters ergreifen und ihn gegen die Vorwürfe der Nachkommen Lillis in Schutz nehmen mußte.

Bei einer dieser Erörterungen ward Lillis einzige Tochter, die sich noch zu Lebzeiten der Mutter an den Militair-Intendanten H. Brunk, den Neffen des berühmten Latinisten, verheirathet hatte, in ihren Mittheilungen vertraulicher und sprach sich, wie man wohl wird annehmen dürfen, auf Grund von Gesprächen, die sie mit ihrer Mutter über diesen Gegenstand geführt hatte, eingehend über deren Beziehungen zu Goethe aus. Sie pries es zunächst als eine glückliche Fügung, daß ihre Mutter das Erscheinen dieses Abschnittes der Goethe'schen Memoiren nicht mehr erlebt habe, da die Art, wie ihrer in denselben erwähnt wird, ihr eine schmerzliche Ueberraschung bereitet haben würde. Nichts sei falscher, als der Vorwurf, daß sie mit der Leidenschaft des Dichters gespielt habe, um seine Eifersucht zu wecken und daß ihr Wunsch, vor der Welt zu glänzen, den Sieg über ihre Herzensneigung davongetragen habe. Sie habe Goethe mit aller Kraft ihrer schönen Seele und mit jener enthusiastischen Bewunderung geliebt, die sie für alles Edle und Erhabene empfand, aber gerade weil ihre Liebe blind gewesen, habe sie lange Zeit an dem Geliebten nichts gesehen als sein Genie, seine liebenswerthen Eigenschaften und die Anhänglichkeit, mit der er ihr ergeben war.

Seine Eifersucht, seine durch diese verursachte üble Laune in der Gesellschaft, seine Heftigkeit habe sie mit Engelsgeduld ertragen, ja sie habe, indem sie ihre Zärtlichkeit gegen ihn verdoppelte, stets nur danach gestrebt, ihm den unerträglichen Zwang, den er in einer Welt, die nicht die seinige war, empfand, weniger peinlich erscheinen zu lassen. Dennoch habe sie, ihm zu Gefallen, sich nicht völlig aus der Gesellschaft zurückziehen, noch den Anforderungen versagen können, welche ihre Stellung als einzige Tochter eines Hauses, in dem die Repräsentation als Pflicht gegolten, ihr auferlegte.

Was Goethe als Widerwärtigkeit empfand, wurde aber ebenso in seiner Familie betrachtet, welche von Anfang an diese Verbindung nicht gewünscht hatte; seine ganze Umgebung begann seine Pläne anzufeinden und zu untergraben, und auch die Angehörigen des Schönemann'schen Hauses, müde die Launen des berühmten Mannes zu ertragen, strengten sich an, ein Band zu lösen, welches weder den Interessen noch dem Geschmack der beiderseitigen Familien zu entsprechen und die Bürgschaften dauernden Glückes, die man erhofft, nicht zu gewähren schien.

Alles verschwor sich demnach, zwei Wesen zu trennen, die sich aufrichtig liebten und die für einander geschaffen schienen. Nur diese selbst blieben standhaft und kämpften gegen alle Hindernisse, die sich ihnen auf dem Wege ihres Glückes entgegenstellten. Goethe zuerst wurde in dieser Ausdauer erschüttert, seine eigene Erzählung zeigt die Unruhe, den Verdruß, die Bangigkeit, die ihn überfielen; so süß ihm auch der Gegenstand seiner Liebe schien, so unwiderstehlich er sich von Lilli angezogen fühlte, so begann er doch, kühler zu werden, in der Furcht, sich für immer zu binden.

In dieser für die beiden Liebenden peinlichen Lage, klammerte sich Lilli mit seltener Festigkeit an ihr Ideal, die Verbindung mit Goethe, und als der Bruch schon bei beiden Familien beschlossene Sache war, als Goethe selbst entmuthigt schien, schöpfte er neue Kraft und neue Hoffnung aus dem gleichzeitig so festen und so sanften Blicke der Heißgeliebten.

Um endlich diese zähe Ausdauer zu erschüttern, bereitete man Lilli nach und nach auf die bevorstehende Trennung vor und machte ihr endlich Mittheilungen über das frühere Verhältniß Goethes zu Friederike von Sesenheim.

Das war der Gnadenstoß, nicht für ihre Liebe — denn diese überdauerte ihren Schmerz, wohl aber für ihre Fähigkeit, sich länger dem Willen ihrer Familie zu widersetzen.

Lilli bewies, indem sie entsagte, dieselbe Festigkeit, die sie bisher in der Vertheidigung ihrer Liebe an den Tag gelegt hatte, aber ihre Entsagung war von einem Schmerzgefühle begleitet, dessen Tiefe Gott allein kannte.

Soweit die Erzählung von Lillis Tochter, der man um so mehr volle Glaubwürdigkeit zugestehen wird, als sie ja nicht im Entferntesten darauf berechnet war, jemals veröffentlicht zu werden. Man wird vielleicht entgegenhalten, daß Goethes Verhältniß zu Friederike Brion durchaus nicht so geartet war, daß dessen Enthüllung eine aufrichtig liebende Braut bestimmen konnte, ihre Zustimmung zur Lösung ihres Verlöbnisses zu geben. Indeß läßt sich vermuthen, daß die Nachrichten über jenes Verhältniß, die in Frankfurt verbreitet waren, die sich der geschäftige Stadtklatsch nach Bedarf zurechtmachte, so gelautet haben, daß sie, aus dem Munde einer zärtlichen und besorgten Mutter vernommen, wohl geeignet waren, die Tochter zur Unterwerfung unter den Willen der Familie zu bestimmen.

Nach der Lösung ihres Verlöbnisses hat, so viel wir wissen, Lilli nur noch ein Mal Gelegenheit gehabt, Goethe zu sehen. Er besuchte sie, gerade ein Jahr, nachdem sie sich mit Herrn von Türckheim vermählt hatte, im September 1779 auf der Durchreise in Straßburg.

Ihr Gemahl war verreist, ihre Mutter zum Besuche anwesend. Da hat er bei den Damen gespeist, auf das Freundlichste empfangen, und die angenehmsten Eindrücke von diesem Wiedersehen mit fortnehmend. Er hat darüber an Frau von Stein geschrieben, und wir dürfen aus diesem Briefe entnehmen, daß die heiße Liebe, die er einst für Lilli empfunden, einer sehr prosaischen Freundschaft Platz gemacht. „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind". So kann nur schreiben, wer auch nicht mehr ein Atom jener „beschränkten" Leidenschaft im Herzen bewahrt hat.

Galt dasselbe von Lilli? Wir erhalten auf diese Frage keine unmittelbare Antwort durch das Buch des Grafen Dürckheim, der uns über die ersten Jahre der Ehe Lillis nur erzählt, daß sie in den angenehmsten äußeren Verhältnissen lebend, mit großer Sorgfalt den Hausstand leitete und ihre Kinder erzog, und einen gewählten Kreis ausgezeichneter Männer um ihren

gastlichen Herd versammelte. Aber im Anhange dieses Buches finden wir Briefe abgedruckt, die uns geeignet scheinen, jene Frage zu beantworten. Es sind Briefe Lavaters und Reichards aus den Jahren 1783 und 1784. Mit ihnen war Lilli doch wohl durch Goethe bekannt geworden und ihre Briefe lassen uns annehmen, daß Lilli sich, trotz Glanz und Reichthum, der sie umgab, nicht glücklich fühlte.

Am 22. Februar schreibt Lavater: „Liebe Türckheim, noch selten kamen auf einem Blatt zween so ungleiche Freunde (Dichter und Musiker) zusammen, aber noch seltener so in einem Herzen — bald hätt' ich gesagt wie Deines.

„Reichard und Lavater sind wirklich zwey sehr verschiedene Wesen, aber wenn einer von beyden der Türckheim nicht so herzgut wäre, so könnten sie sich gewiß nicht so herzgut sein als sie sind.

„Das große Geheimniß der innigen Freundschaft ist wechselseitig sich respektirende Freyheit, — ohne die mindeste Anmaßung etwas zu dem Andern hinzu oder davon zu thun. Dies unbefangene Zusammenseyn, dies Freylassen im Eingenuß oder Nichtgenuß, diese Behaglichkeit im Mitgenuß, dieß Nichtnotiznehmen von der freyherrlichen Eigenheit des Andern, auch wenn sie von der Unsrigen himmelweit divergirt, diese rastlose Nonschalance (sic!) in Anschauung der anscheinenden Corrigibilität des Andern, (ich merke mit einmal, daß ich wie ein Barbar schreibe) ist eine so seltene Sache, daß auch blos das Gefühl ihrer Seltenheit uns auf die neu'ste froh'ste Art berührt.

„Liebe Türckheim, wenn ich sehn kann, hab' ich viele Freiheit des Geistes, viele Reinheit des Herzens in dir gesehn.

„(Ganz frey ist kein Menschgeist (sic!), ganz rein kein sterblich Herz). Diese Freyheit und Reinheit wird dich, edle Seele, viel leiden und viel genießen machen, wo kein Anderer leiden und genießen kann.

„Leide und genieße — als Liese Schönemann und als Liese Türckheim, und bleibe, so lang du bist, Reichards und Lavaters Freundin".

Auf demselben Blatte steht von Reichards Hand: „Es wurde mir sehr schwer von Ihnen zu gehen, liebe, edle Frau, und noch schwerer von Straßburg zu gehen ohne Ihre lieben Zeilen zu erwiedern. Zu lebendig war mir's aber in der Seele, es sey besser mit unserm edeln Freund gemeinschaftlich zu schreiben; das geschieht nun, und nun ist mir die Seele so voll des innigsten Antheils an Ihrem edlen Wesen, an Ihrer Lage, an Ihrem Gott! mich so ängstigenden Trübsinn, daß ich nichts zu sagen weiß. Hätten Sie doch einen der glücklichen Tage, die ich bis heute hier lebte, unter uns verleben können, o das würde Ihnen unendlich mehr glückliche Stimmung gegeben haben als alles was wir Ihnen sagen können".

Und wieder schreibt Lavater am 13. Februar 1784: „Die Hand, die diese Zeilen schreibt, trocknete gern, dann und wann, eine Thräne von dem sanften Auge der edeln lieben Türckheim, drückte gern dann und wann ihre

sinkende Linke mit dem Bruderworte: Es ist Ehre Tragen zu können, zu wollen, zu ertragen; das Unveränderliche anbehtend (sic!) leiden, das Erträgliche schweichend (sic!) dulden, in jeder Nacht des nie ausbleibenden Morgens harren, in seinem Kreise sanftest, ernst, froh wirken und durch's Missen zum Genießen sich erheben.

„So, liebste Türckheim, bildet man sich, vor den Augen des niederschauenden Himmels, zu überirdisch Freuen, zu überköniglich Ehren".

Können wir aus dem mystischen Kauderwelsch Lavaters, aus den geheimnißvollen Andeutungen Reichards wohl etwas anderes herauslesen, als daß Lilli den Geliebten der Jugend nicht vergessen hatte, daß sie mit dem Geschicke haderte, durch welches ihre Verbindung mit Goethe vereitelt worden war? Wenn aber diese Annahme richtig ist, sollte dann nicht doch das Bild, das uns Goethe von Lilli entwirft, etwas verzeichnet sein? So lange bewahrt kein weibliches Wesen die edelsten Gefühle, wenn eine hervorstechende Charaktereigenschaft desselben „in einer gewissen Gabe anzuziehen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden ist", besteht.

Nach einigen Jahren sorgte der Lauf der Welt dafür, daß Frau von Türckheim wenig Zeit und Stimmung blieb, vergangener Freuden und Hoffnungen, Schmerzen und Täuschungen zu gedenken.

Herr von Türckheim, der an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt von jeher den regsten Antheil genommen hatte, wurde im Jahre 1792, als die Stürme der Revolution auch das Elsaß zu durchbrausen begannen, zum Maire von Straßburg ernannt. Doch vermochte er es nicht, den Ausbrüchen verbrecherischer Leidenschaft vorzubeugen, welche das Ziel verfolgte, alle Greuel, die in Paris verübt wurden, auch in der Provinz in Scene zu setzen. Der Wohlfahrtsausschuß entsetzte ihn im Januar 1793 seines Amtes und wies ihn aus seiner Vaterstadt aus. Er fand zunächst mit seiner Familie ein Asyl in dem Dorfe Postorf in Lothringen. Aber auch hier war ihm kein bleibender Aufenthalt beschieden. Der Wohlfahrtsausschuß ließ einen Verhaftbefehl gegen ihn ergehen und mit Mühe entfloh er, als Holzhauer verkleidet, aus dem Dorfe, während die Sturmglocke läutete und die Patrioten zusammenrief, den Befehl zu vollstrecken. Nachdem er die Grenze überschritten, ließ er seiner Frau durch einen Boten sagen: der Weg über Saarbrücken sei frei, sie solle kommen. Sofort brach Frau von Türckheim mit ihren fünf Kindern auf, um unter Strapazen und Gefahren aller Art den sicheren Boden Deutschlands zu erreichen.

Der Erzieher ihrer Kinder, Redslob, hat eine ergreifende Schilderung dieser Flucht niedergeschrieben. „Die Mutter", sagt er, „war der Kinder und meine Rettung; wenn wir ermattet niedersinken wollten, wußte sie unsere Kräfte bald durch einen heiteren Scherz, bald durch Versprechungen, bald wieder durch ernste Mahnungen aufzustacheln. Wie wir die Mühen der Reise überstanden und die Kinder vorwärts gebracht haben, weiß ich heut noch nicht.

„Als wir nach Saarbrücken kamen und uns gesagt wurde, daß Niemand die Brücke passiren dürfe, als Landleute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, mußten wir uns trennen. Frau von Türckheim, als Bäuerin verkleidet, mit einem Korb auf dem Kopfe, ihren kleinen Heinrich in ein Tuch gebunden auf dem Rücken tragend und ihr Töchterchen an der Hand, schlug den Weg nach der Brücke ein, während ich mit den drei älteren Knaben einen Fußpfad wählte, der uns an die Saar führen konnte. Zufällig war es gerade ein Pfad, der auf einen seichten Badeplatz am Fluß auslief und so kamen wir, ohne Aufsehen bei den zahlreichen Vorposten zu erregen, glücklich über die Saar.

„Indem Frau von Türckheim auf die Brücke zuging, begegnete ihr ein Trupp zügelloser republikanischer Soldaten, die sich anschickten, die schöne Bäuerin mit Neckereien anzuhalten. Durch ihre Entschlossenheit und Geistesgegenwart rettete sie sich aus der wirklich ernsten Gefahr, erkannt und verhaftet zu werden. Mit den Worten: „Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille!“ schritt sie mitten durch die rohen Menschen und eilte den deutschen Vorposten zu“.

So war die flüchtende Familie in Sicherheit, die zufällige Begegnung mit einem preußischen Offizier, einem Herrn von Schulenburg, der die Verkleidung der schönen Frau rasch als eine die Flucht ermöglichende Maske erkannte, nach ihrem Namen forschte und sich dabei als ein Bekannter der Schönemann'schen Familie entpuppte, ermöglichte die Reise in einem bequemen Wagen.

Ueber Heidelberg und Mannheim, wo sie sich mit ihrem Gemahl wieder vereinigte, reiste Frau von Türckheim zunächst nach Frankfurt, von da nach Erlangen, wo die Flüchtlinge ihren Aufenthalt zu nehmen beschlossen, bis die politischen Verhältnisse ihnen die Rückkehr in die Heimath gestatten würden. Die kleine Universitätsstadt, in welcher man billig lebte, bot gute Gelegenheit, den Unterricht der Kinder in angemessener Weise fortzusetzen, während sie zugleich dem Hauslehrer Redslob ermöglichte, an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Selbst Herr von Türckheim benutzte die unfreiwillige Muße, Vorlesungen zu hören, insbesondere Chemie und Mineralogie zu studiren, „nicht um Gold machen zu lernen“, — wie er an seinen Schwager Schönemann schrieb — „worin ich es nicht weit bringen würde, aber wohl um meinen Geist in Thätigkeit zu erhalten“.

Aus der Zeit dieses Erlanger Aufenthaltes theilt uns Graf Dürckheim in seinem kleinen Buche eine Anzahl Briefe Lillis mit, die sie uns als eine äußerst verständige, ruhige, klar denkende Frau zeigen, welche keinen anderen Wunsch hat, als für das Wohl der Ihrigen zu sorgen und möglichst wenig aus der Zurückgezogenheit herauszutreten, welche ihr die Verhältnisse auferlegen, die aber zugleich ihrer Sinnesart zu entsprechen scheint. „In sehr zuvorkommender Weise“ — schreibt sie am 12. October 1794 an ihren Bruder — „bezeugt man uns Achtung und Freundlichkeit hier, da es aber nicht in meinem Charakter liegt, mich vorzudrängen oder schnell Verbindungen anzu-

knüpfen, so erwiederte ich nur bis daher die uns dargebotenen Höflichkeiten, ohne mir jedoch einen näheren Cirkel zu bilden. Die Frau Markgräfin von Anspach, die wir zu sehen nicht gesonnen waren, weil Aufwand von Zeit und Putz nicht unsere Sache sein kann, ließ meinem Manne sagen, daß sie sich gar wohl erinnere, in seines Vaters Hause höfliche Aufmerksamkeiten empfangen zu haben und daß sie daher hoffe, ihn bei sich zu sehen. Er folgte der Einladung und wurde äußerst artig empfangen; sie sagte ihm, daß sie auch mich zu sehen hoffe und schickte sofort Musik für Lilli (die Tochter) und Obst für mich, allein ich konnte mich lange nicht entschließen, meine Aufwartung zu machen, da dergleichen meinem Lebensplan entgegen zu sein schien. Endlich begegnete ich ihr auf der Promenade, und nun mußte ich sie besuchen. Dies öfters zu wiederholen, hieße jedoch der Höflichkeit ein Opfer bringen, das mich in meiner Lage geniren würde; glücklicherweise aber ist sie abgereist und ich kann still und häuslich für mich fortleben".

Ich führe diese Stelle an, weil sich auf Lillis Aufenthalt in Erlangen ein 36 Jahre später geschriebener Brief bezieht, welcher der Goetheliteratur angehört und seit seiner Veröffentlichung im 28. Jahrgang der „Grenzboten" (1869) vielfach zur Beurtheilung des Verhältnisses Goethes zu Lilli herangezogen worden ist. Der Brief ist am 3. December 1830 von der Frau von Beaulieu-Marconnay, geb. von Egloffstein geschrieben, welche im Jahre 1794, in erster Ehe mit einem Grafen Egloffstein vermählt, zu Erlangen lebte. Er ist geschrieben in Folge einer an sie ergangenen Aufforderung, dasjenige, was sich „in Bezug auf eine der edelsten Frauen" ihrem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat, schriftlich mitzutheilen. Nun erzählt Frau von Beaulieu, sie habe in jener Zeit erfahren, daß sich unter den Ausgewanderten, welche damals die Fürstenthümer Anspach und Baireuth überfüllten, eine Frau von Türckheim befinde, die großes Verlangen trage, sie kennen zu lernen. Sie habe geglaubt, daß jene vielleicht ihrer Unterstützung bedürfe und trotz ihrer eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntschaften, Frau von Türckheim besucht. Diese habe ihr sofort mit rührender Offenheit gestanden, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung sie mit Weimar stünde und bloß deshalb ihre Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethe's Leben und Schicksal zu erfahren, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Frau von Egloffstein war nicht in der Lage, diesem Wunsche zu entsprechen, da sie damals Goethe noch nicht persönlich kannte, „allein die theure Frau" — schreibt sie — „ließ es mich nicht entgelten und von jenem Augenblicke an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältniß zwischen uns Beiden".

„Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen" — fährt Frau von Beaulieu-Egloffstein fort — „erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, aus der ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand sie mir: ihre Leidenschaft für den-

selben sei mächtiger als Pflicht- und Tugendgefühl gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und ihrer bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeblickt haben, welche ihr jetzt im Gegentheil nur beseligende Erinnerungen darbiete. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wiederzusehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde, wenn ich ihn einst von Angesicht zu Angesicht schaute und sich eine schickliche Gelegenheit fände, dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht anvertraut habe.

„Ihre Worte hatte ich treu bewahrt, aber eine solche Gelegenheit fand ich nicht. Ich war damals noch zu jung und dem hochverehrten Meister gegenüber viel zu schüchtern, als daß ich es hätte wagen dürfen, einen so überaus delicaten Gegenstand zu berühren. Späterhin führte mich mein Geschick aus seiner Nähe und während mancher kurzen Anwesenheit in Weimar hielt mich die Furcht, durch meine Taubheit lästig zu werden, davon ab, das ehemalige Verhältniß mit demselben wieder anzuknüpfen. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, mich meines heiligen Auftrages entledigen zu können, als ich mich so freundlich dazu berufen sah und dieß für eine besondere Gunst des Himmels halten muß".

Der Inhalt dieses, wie schon erwähnt, im Jahre 1869 veröffentlichten Briefes berührte die Nachkommen Lillis, die Familie von Türckheim, äußerst peinlich, er erschien ihr wie ein Attentat auf den guten Ruf der längst von dieser Erde geschiedenen Großmutter, und Graf Dürckheim gibt sich denn auch die Mühe, die Angaben der Gräfin Egloffstein ausführlich zu widerlegen. Er stellt zunächst fest, daß die Bekanntschaft Lilli's mit der Gräfin eine ganz vorübergehende, oberflächliche gewesen und knüpft daran die Bemerkung, daß einer solchen nicht näher Bekannten die besonnene, sich selbst stets beherrschende Lilli gewiß nicht ihr ganzes Herz ausgeschüttet habe, wie überhaupt kein Weib auf Erden einem anderen Weibe ein solches Bekenntniß ablege. Er hätte auch darauf hinweisen können, wie auffallend eine solche Vertraulichkeit sei, da einerseits Lilli in dem oben erwähnten Briefe äußert, daß es nicht in ihrem Charakter liege, schnell Verbindungen anzuknüpfen, anderseits auch die Gräfin Egloffstein von ihrer eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntschaften spricht. Er erinnert daran, daß Lilli von Goethe eher der Kälte und Gleichgiltigkeit als der glühenden Leidenschaft beschuldigt werde und zieht die Stelle aus „Lilis Park" an:

„Doch will er sich ein bischen unnütz machen,
Hält sie ihn kurz als wie zuvor".

Mit besonderem Nachdruck aber weist er auf eine Aeußerung Goethes hin, aus welcher hervorgeht, daß die Gräfin Egloffstein lange Jahre, bevor sie diesen Brief geschrieben, mit ihm über Lilli gesprochen habe.

Im Jahre 1801 nämlich empfahl Frau von Türckheim einen jungen Straßburger, der sich um eine Stelle in Weimar bewarb, an Goethe und erhielt eine briefliche Antwort d. d. Weimar den 30. März 1801, in der folgende Sätze vorkommen: „Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthaltes in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.

„Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabei, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

„Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen".

Also Frau von Egloffstein hat Goethen berichtet, daß Frau von Türckheim seiner gedacht habe, sie hat eingehend von Lilli erzählt, denn nur auf diesem Wege konnte Goethe von den Beschwerden, die sie erlitten, von dem Muth, den sie dabei bewiesen, Kenntniß erhalten haben. Und da sollte sie, im Besitze eines solchen für Goethe wichtigen und schmeichelhaften Auftrages denselben unbestellt gelassen, 36 Jahre lang von 1794 bis 1830 in sich verschlossen haben, obwohl sie selbst vielfach mit dem Dichter verkehrte, zu dessen intimstem Kreise ihre drei Töchter gehörten?

Andererseits ist aber auch eine bewußte Fälschung und Täuschung, deren sich die Briefstellerin schuldig gemacht haben sollte, nicht denkbar. Vielleicht lassen sich diese Gegensätze und Widersprüche einigermaßen ausgleichen.

Die Worte, welche Frau von Egloffstein Lilli in den Mund legt, haben unter keinen Umständen Anspruch darauf, in dem Sinne für authentisch zu gelten, daß sie mit minutiöser Genauigkeit den Wortlaut der Aeußerungen Lillis wiedergeben, die ja Frau von Egloffstein, nach eigenem Bekenntniß, nicht etwa gleichzeitig gemachten Aufzeichnungen, sondern lediglich ihrem Gedächtniß entnimmt. Es ist aber doch nur der Wortlaut in jenem Briefe, durch den sich Lillis Nachkommen in ihrem kindlichen Gefühle verletzt glauben konnten. Wenn man von dem Wortlaute absieht und den Brief etwas weniger tragisch nimmt, so bleibt schließlich nicht viel mehr übrig, als das Geständniß Lillis, daß sie wohl fähig gewesen wäre, eine Unbesonnenheit zu begehen, wenn sie nicht durch Goethe davon zurückgehalten worden wäre. Eine solche Unbesonnenheit wäre ja wohl die Ausführung des Gedankens gewesen, mit Goethe nach Amerika zu gehen, von dem uns in „Wahrheit und Dichtung" berichtet wird, daß ihn Lilli (nicht ihm, sondern andern, „Wohlwollenden" gegenüber) geäußert habe. Aehnliches, der Gräfin mitgetheilt, konnte sich immerhin in deren Phantasie im Laufe von 36 Jahren zu der Legende gestaltet haben, welche in deren Brief niedergelegt ist.

Ich kann nicht leugnen, daß mich die Antwort Goethes, des 80jährigen, auf diesen Brief immer unangenehm berührt hat: „Ihr theuerstes Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wußte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine eben so freudige Erquickung werden“.

Die Darstellung des Verhältnisses zu Lilli in „Wahrheit und Dichtung“ ist übrigens durch den Brief der Frau von Beaulieu-Egloffstein, so viel sich erkennen läßt, nicht beeinflußt worden.

Der Aufenthalt der Familie von Türckheim in Erlangen war nicht von langer Dauer. Als in Frankreich wieder geordnete Verhältnisse hergestellt waren, wurde Herr von Türckheim in die Heimath zurückgerufen. Kaum hatte er seine eigenen, durch die Revolution und seine erzwungene Abwesenheit in einige Zerrüttung gerathenen Geschäfte wieder in das richtige Geleise gebracht, als auch schon wieder der Ruf an ihn herantrat, sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Er war eine Zeitlang badischer Finanzminister, kehrte jedoch, da die politische Lage sein Streben, die Finanzlage des Großherzogthums zu verbessern, vereitelte, bald wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er als Mitglied der Handelskammer, als Generalrath des Niederrheinischen Departements und später als Mitglied der Deputirtenkammer in Paris sich die Achtung, Liebe und Dankbarkeit seiner Mitbürger erwarb.

Seinem Hause stand Lilli mit weiser Sparsamkeit vor und trug auch ihrerseits dazu bei, daß der frühere Wohlstand der Familie in wenigen Jahren wieder hergestellt war. Auch jetzt wieder, wie vor der Revolution bildete das Türckheim'sche Haus in der Brandgasse, dessen Terrasse nach dem Broglieplatze schaute, den Mittelpunkt eines großen Kreises befreundeter Personen. Es war natürlich, daß das Frankfurter Kind weniger mit der eingewanderten französischen Colonie, als mit den alten Straßburger Familien Umgang pflog.

Im Jahre 1800 hatte Herr von Türckheim für seine Gemahlin ein kleines Landgut gekauft zu Kraut-Ergersheim zwischen Straßburg und Barr, wo sie von nun an einen großen Theil des Jahres in stiller Zurückgezogenheit verlebte, beschäftigt, Haus und Garten nach ihrem Geschmack zu gestalten. Doch wurde die Ruhe ihres idyllischen Landaufenthaltes durch die großen, weltumgestaltenden Ereignisse, deren Zeitgenossin sie war, vielfach getrübt, da ihr dritter Sohn Wilhelm in die Armee eingetreten war und an den Feldzügen Napoleons Theil nahm, Grund genug, das liebende und besorgte Mutterherz in beständiger Angst und Aufregung zu erhalten.

Und es sollte ihr nicht gegönnt sein, sich des endlich — nach so langen Jahren des den ganzen Erdball erschütternden Kriegszeitalters — wiederhergestellten Friedens, von Kindern und Enkeln umgeben, noch lange zu erfreuen. Im Jahre 1816 erkrankte sie und starb, 59 Jahre alt, am 6. Juni 1817.

„Der ewige Vater“, — mit diesen Worten meldet Herr von Türckheim

einem Schwager Schönemann ihren Tod — „der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lilli abgerufen. Das Band, das mich seit bald vierzig Jahren so innigst mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle jetzt einsam hier mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein, daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete“. —

„Von Lilli sollte kein äußeres Denkmal bleiben“ — so schließt Graf Dürckheim seine biographische Skizze — „ihr Haus hat der Krieg zerstört, ihre stille, ländliche Wohnung, ihr niedlicher Park, nach dem Ableben ihres Sohnes in fremde Hände gerathen, wurden der Erde gleich gemacht; ihre sterbliche Hülle ruhet neben der ihres Gatten in der kleinen Kapelle, die allein noch Familiengut geblieben ist. Ihr Gedächtniß aber wird in allen edlen Herzen fortleben“.

Um ihr Bild in das rechte Licht zu stellen, müssen wir noch einen Blick auf die Briefe werfen, die Graf Dürckheim im Anhange, theilweise auch im Verlaufe seiner biographischen Schilderung mittheilt. Wenn wir sie durchlesen, erhalten wir den Eindruck, daß nichts Lilli richtiger charakterisiren kann als die letzten Verse, die Goethe an sie richtete:

„Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie Du!“

Die Treue und Geradheit des Charakters, die Güte und Natürlichkeit der Empfindung, von der ja auch Goethe singt:

„Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur“,

tritt uns aus jeder Zeile entgegen, die sie an ihre Angehörigen schreibt.

Mit ihren Kindern correspondirt Lilli in französischer Sprache, es war ja die Sprache des Landes, dessen öffentlichem Leben ihr Gemahl und ihre Söhne angehörten, den deutschen Verwandten schreibt sie in der Muttersprache. Sie drückt sich in beiden Sprachen vortrefflich aus und ihr Biograph belehrt uns, daß ihre Schriftzüge die einer festen, fast männlichen Hand waren.

In die Ermahnungen, die sie ihren Söhnen in den Strudel des Weltlebens nachsendet, klingen oft genug Erinnerungen an die Erlebnisse ihrer Jugend herein. „Wir schreiben sehr oft dem Unglück, dem Schicksal, wie man sagt, so manches zu, an dem wir leider meistens selbst schuld sind, wir könnten so vieles vermeiden, was böse Folgen nach sich zieht; das Sprichwort: wie Du's treibst, so geht's, obgleich sehr gewöhnlich, ist doch wahr; denkt immer daran und sucht euch stets selbst zu beherrschen. Ich weiß, wie nothwendig es ist, diese Gewalt über sich zu gewinnen; entsagen zu lernen ist großer Gewinn, dadurch allein stehen wir über den Begebenheiten und werden nicht des Zufalls Spiel, dadurch stählen wir die Seele, ohne ihr die zarte Blüthe des Gefühls zu rauben. Lasset uns zusammen diese Zeit als eine Schule

betrachten; für meinen Theil habe ich stets die Prüfungen, die mir nicht erspart worden, mit warmem Danke gegen die Vorsehung angenommen"...

Sie warnt die Söhne vor Enttäuschungen. An ihren ältesten Sohn schreibt sie: „Mein theurer Fritz, sind es denn die Geschäfte allein, die Dich ganz einnehmen? ist nicht in einem Winkelchen des Herzens der kleine schelmische Gott eingekehrt, der den emsigen prosaischen Merkur auf ein Weilchen vertreiben möchte? Wie steht es um Dein Herz? Sage mir das! mache mich zu Deiner Vertrauten ... Nicht die glücklichen Bande der Ehe fürchte ich für Dich, aber weil ich Dein liebendes, so leicht Zutrauen fassendes Herz kenne, möchte ich es vor jeder Ueberraschung schirmen, die ihm später Schmerz und Enttäuschung bereiten könnte"... Und ein andermal: „Nur eine Bitte gewähre mir: lasse Dich nicht durch Deine Einbildungskraft hinreißen, übereile nichts, ich kann nie die Eindrücke vergessen, die mir solche Erfahrungen hinterlassen". Schlichtheit des Auftretens rühmt sie an ihrer Tochter und empfiehlt sie ihrem Sohne: „Lilli (die Tochter) ist wie ich sie haben will, natürlich, einfach und sanft und für ihr Alter sehr anspruchslos. — Sei verständig mein Sohn, aber rühme Dich dessen nicht, man verzeiht es einem jungen Manne nicht, wenn er den Tugendhaften spielt (de poser pour la vertu) man muß tugendhaft sein, ohne es scheinen zu wollen".

Sie warnt ihn, da er sich im Jahre 1797 in Paris aufhält, vor der kritiklosen Hingabe an Personen seines Umganges, deren aufgeklärte Gesinnung, deren reichen Geist er ihr viel gerühmt hatte. „Sind diese Männer nicht wie eine Sammlung schöner Bücher in der Hand eines unerfahrenen Jünglings? Er wird sie ohne Ordnung und Auswahl lesen und nicht den richtigen Gebrauch von denselben für sein Leben, für seine Entwickelung machen; er wird sich für unterrichtet halten, weil er viel gelesen hat und sein Kopf wird nur erfüllt sein von Ideen ohne rechten inneren Zusammenhang, die vielleicht sogar unter einander in Widerspruch stehen; der Vortheil einer solchen Lectüre ist zum mindesten zweifelhaft".

Diese Proben aus ihrer Correspondenz zeigen Lilli als eine Frau von Geist und Herz, sie beweisen, daß sie jedenfalls eine sehr viel gehaltvollere Persönlichkeit war, als die meisten Goethebiographen zugeben wollen, die sie in der Regel als ein hübsches, liebliches, gewandtes Püppchen schildern, voll glänzender äußerlichen Vorzüge, aber ohne die entsprechenden geistigen und seelischen Eigenschaften.

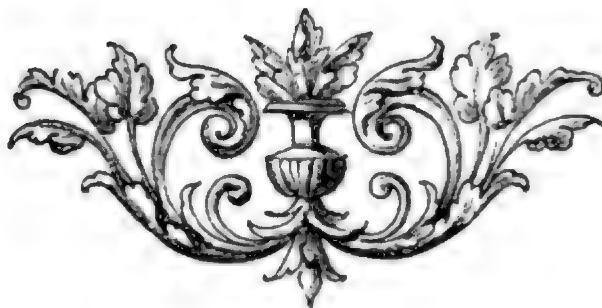
Nein, aus einer oberflächlichen und herzlosen Puppe wird keine Frau und Mutter, wie sie uns aus Lillis Leben und Briefen entgegentritt.

Und dürfen wir, da wir ja doch schon Lavater zu citiren hatten, nicht auch ein wenig die Physiognomik zu Hilfe rufen? Frau von Beaulieu schildert den Eindruck, den ihr die 35jährige Frau von Türckheim bei ihrer ersten Begegnung machte: „Ich glaubte Iphigenie vor mir zu sehen. Die hohe, schlanke Gestalt, der milde schwermüthige Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge und vor Allem die

erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele".

Aus einer jungen, mit der Liebe eines genialen Mannes tändelnden Coquette wird keine Iphigenie. Auch die Züge, wie sie uns aus der photographischen Nachbildung eines Familienbildes entgegenblicken, die Graf Dürckheim seinem Buche voranstellt, sprechen dafür, daß die Seele, die einst aus diesen sanften Augen unserem großen Dichter entgegen leuchtete, der schönen und anmuthigen Hülle würdig war, in welcher sie in die Erscheinung trat. Wer dies reizende Bild betrachtet, dem wird gewiß, wie wenn er die schönen Lieder liest, in welchen Goethe von seiner Liebe zu Lilli sang, „ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden vorüberwehen", von denen der greise Meister in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, und er wird die Empfindung erst recht verstehen, die der Dichter in den Vers kleidete:

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn".



Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe.

Von

Otto von Schorn.

— Nürnberg. —

Jedem ästhetisch Gebildeten wird sich bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, mag dasselbe der Architektur, der Sculptur oder der Malerei angehören, zunächst die Frage aufdrängen, ob an ihm die allgemeinen Gesetze des Schönen, jene Gesetze, welche auf Maßverhältnissen, auf Einheit, auf Symmetrie, auf Harmonie beruhen, erfüllt sind. Der Grad, in welchem diesen in der uns entgegentretenden Darstellung entsprochen ist, erscheint uns maßgebend für die Vollendung des betreffenden Werkes.

In höchster Vollkommenheit ist diesen Gesetzen entsprochen in den Werken des klassischen Alterthums, in den zur höchsten Blüthezeit der Kunst entstandenen griechischen Tempelbauten, sowie in den damaligen Schöpfungen der Plastik, welche durch Veredelung der menschlichen Körperformen die idealen Göttergestalten in vollendeter Schönheit zu bilden vermochten.

Im Allgemeinen kann es indessen die Aufgabe der Kunst nicht sein, in allen ihren Hervorbringungen diesen höchsten Zielen zu entsprechen. Da sie sich mit der Darstellung, mit der bildlichen Verkörperung von Ideen beschäftigt, so ist durch die Mannigfaltigkeit, in welcher die Ideen auftauchen und hervortreten, zugleich auch die Mannigfaltigkeit ihrer Darstellung durch die verschiedenen Arten der Kunst bedingt. Es entsteht dadurch eine nothwendige Abstufung der verschiedenen Schönheitsgrade bis herab zum Häßlichen, welches ebenfalls seine Berechtigung geltend macht. Auch des Häßlichen kann demnach die Kunst, will sie die Idee nicht einseitig zur Anschauung bringen, nicht vollständig entbehren.

Selbst die Griechen, so sehr sie nach dem Idealen strebten und dasselbe in allen ihren Lebensbeziehungen zum Ausdruck zu bringen suchten, haben nicht nur edle Göttergestalten, sondern auch Cyclopen und Satyrn geschaffen, in deren bildlicher Darstellung sie sich dem Häßlichen nicht entzogen. In bei Weitem größerem Umfange wurde mit dem Auftreten der christlichen Religion das Häßliche in das Bereich der Kunst eingeführt, denn in ihr spielt als die Verkörperung des Bösen die Teufelsgestalt eine hervorragende Rolle.

Zwischen dem absolut Schönen aber und dem absolut Häßlichen besteht eine ganze Reihe, eine vollständige Stufenleiter von Begriffen, welche, entweder einzeln oder in Verbindung mit einander, sich als Eigenschaften eines Kunstwerkes in höherem oder geringerem Grade bemerkbar machen können. Es gehört hierher zum Beispiel das Erhabene und dessen Gegensatz, das Niedrige und Kleinliche, das Willkürliche und Komische, das Bizarre, das Groteske u. A., welche Eigenschaften, wenn sie an einem Werke je in vorwiegender Weise hervortreten, demselben einen bestimmt ausgeprägten Charakter verleihen.

Um sowohl im Allgemeinen, als auch an einzelnen Beispielen der verschiedenen Kunstgattungen sowie kunstgewerblicher Erzeugnisse den Nachweis zu liefern, in wie weit die Eigenschaften des Grotesken und des Komischen an ihnen sich geltend machen und in wie weit wir diesen in den verschiedenen Gebieten der Kunst überhaupt eine Berechtigung zugestehen dürfen, müssen wir uns zunächst der mit diesen Eigenschaften verbundenen Begriffe bewußt werden.

Unter „Groteske“ versteht man im Allgemeinen eine aus phantastischen Menschen-, Thier- und Pflanzengestalten zusammengesetzte Verzierung. Schon die Römer brachten in ihren Zimmern derartige Ausschmückungen an, bei welchen die Phantasie des Künstlers in der Darstellung fabelhafter Göttergestalten, Genien, u. s. w. sich freien Lauf ließ. Die Bezeichnung „Grotesken“ erhielten derartige Wandverzierungen erst nach den Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji, wo dieselben in den Zimmern verschütteter römischer Gebäude oder in unterirdischen Räumen (Grotten) aufgefunden wurden. Den Ursprung derartiger phantastischer Compositionen sucht man von den mit allerhand Fabelthieren der orientalischen Märchenwelt verzierten indischen und persischen Teppichen herzuleiten. Auch in andere Künste, wie z. B. die Tanzkunst, ist die Bezeichnung des Grotesken übergegangen, in welcher es eine Art von Zerrbild, das Närrisch-Seltsame, das Widersinnige einer ungezügelten Phantasie bezeichnet. Da hiernach das Groteske seine Wirkung hauptsächlich in dem Ueberraschen durch zufällig entstandene oder phantasiereich erfundene Gegensätze zu erreichen sucht, so wird es sehr häufig in das Komische übergehen, in welchem sich ihm wieder ein besonderes Gebiet eröffnet.

Die Wirkung des Komischen bemißt sich nach dem höheren oder geringeren Grade, also nach den Abstufungen, in welchen es auftritt. Sein Wesen und seine Wirkung beruhen hauptsächlich darin, daß zufällig oder absichtlich ein Mißverhältniß erzeugt wird, welches an sein ideales Gegentheil erinnert.

So erreicht im Wesentlichen die Caricatur ihre komische Wirkung, indem sie durch Uebertreibung einzelner Theile ein Mißverhältniß hervorruft, durch welches wir an die ursprünglichen Formen des Originals erinnert werden.

Unter den verschiedenen Abstufungen, in denen das Komische auftritt, ist als die niedrigste Art das Burleske, von dem italienischen Worte burla = Spott, abgeleitet, zu bezeichnen. Als die höchste aber erscheint der Humor, welcher das Erhabenste mit dem Niedrigsten und mit dem Kleinsten in Berührung zu bringen und dadurch die feinste Wirkung des Komischen hervorzurufen vermag. Ein Beispiel hierfür ist Kaulbachs Arabesken-Fries im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. In ihm sehen wir die wichtigsten Momente der menschlichen Culturentwicklung, die höchsten, im Gange der Weltgeschichte gestaltgewinnenden Ideen im leichten Spiele der lieblichen Kinderwelt zur Darstellung gebracht. Hier erscheint das Höchste im Kleinsten mit geistreicher Satyre und Ironie in feiner, humoristischer Weise vergegenwärtigt.

Bei dem Auftreten des Grotesken und Komischen nach seinen verschiedenen Graden in den einzelnen Künsten spielt das Material, welches jeder Kunst zur Hervorbringung ihrer Werke zu Gebote steht, eine nicht unbedeutende Rolle.

Es erscheint ganz naturgemäß, daß mit der zunehmenden Freiheit, mit der größeren Leichtigkeit und äußeren Mühelosigkeit, welche das Material für die Bearbeitung darbietet, auch die Möglichkeit für die Darstellung des Grotesken und Komischen, hauptsächlich des letzteren, wachsen muß. Es gestattet deshalb den geringsten Grad der Anwendung in der Architektur, deren Material an sich schon eine geringere Freiheit zuläßt und bei der Herstellung ihrer Werke Berechnung und ruhige Ueberlegung verlangt.

Auch in der Sculptur ist durch das Material, den Marmor oder das Erz, in welchem ihre Schöpfungen entstehen, noch ein gewisser Grad von Beschränkung bedingt, während in der Malerei, in der Zeichnung, hauptsächlich für decorative Zwecke, dem schaffenden Künstler die vollste und ungebundenste Freiheit und Beweglichkeit für den bildlichen Ausdruck seiner Ideen und Empfindungen gegeben ist. Eine gleiche Freiheit aber bietet sich in der Herstellung aller möglichen kunstgewerblichen Gegenstände und Erzeugnisse der Kleinkünste, weshalb wir in diesen ebenfalls das Groteske und Komische von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart in reichem Maße vertreten finden.

In Betreff der Baukunst sehen wir das Gesagte bei einem Rückblicke auf die Entwickelung und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen architektonischen Style bestätigt.

In den Baudenkmalen der alten Aegypter zeigt sich uns ein großartiges Bild der Monotonie, die aus der Regelmäßigkeit und Symmetrie sich nicht zu freien Formen zu erheben vermag. Daher diese weiten Mauerflächen, auf denen oft tausende von Figuren nach einer und derselben Seite hin gerichtet

erscheinen, eine auch in der äußeren Decoration hervortretende Gleichmäßigkeit, in welcher nur die an den Thoreingängen sitzenden Colosse eine Unterbrechung bilden. In der Zeit der höchsten Entwickelung des Reiches, vom 16. bis 13. Jahrhundert vor Christus, in welcher das System der ägyptischen Architektur im Bau der Tempel seine Glanzperiode erreichte, gewähren durchweg die mächtigen, pyramidal ansteigenden Umfassungsmauern, bekrönt von einem kräftigen Hohlkehlengesims, einen feierlich ernsten Eindruck und keine Fensteröffnung, keine Säulenstellung unterbricht im Aeußern die einförmige Fläche. In der Säule aber, welche für das Innere des ägyptischen Tempelbaues die Grundlage bildet, sehen wir eine streng gesetzmäßige Entwickelung der Form sich vollziehen, bei welcher alle Willkür ausgeschlossen erscheint. Die ägyptische Architektur bietet demnach für das Element des Grotesken keine Gelegenheit.

Nicht weniger vermissen wir diese in den alten, architektonisch bei Weitem höher entwickelten Bauwerken des mittleren und vorderen Asiens, sowie bei denen der Meder und Perser. In den Palastruinen von Nimrud und Khorsabad giebt sich ebenso die Anwendung strenger stylistischer Gesetze zu erkennen, wie in dem Grabe des Cyrus und den Palästen von Persepolis.

Eine vollkommen entgegengesetzte Erscheinung tritt uns bei den Bauwerken auf ostasiatischem Boden, und zwar in gesteigertem Grade, je weiter wir daselbst nach dem ferneren Osten vordringen, entgegen.

In Indien beginnt die Kunst mit dem Aufkommen und siegreichen Vordringen des Buddhaismus, etwa 250 vor Christus, ihre Entwickelung, die alsbald in großartigen Denkmälern eine ganz bestimmte Form gewinnt. Diese wird sodann vom Brahmaismus aufgenommen und mit üppigerem Reichthum und glänzender Phantastik zu wunderbarer Wirkung gesteigert.

Selbst in seiner späteren politischen Erschlaffung erhielt sich bei dem Hinduvolke mit der Religion auch die heimische Bauweise. Das ausgedehnte Ländergebiet Indiens ist in seinen verschiedenen Theilen mit einer Menge architektonischer Monumente bedeckt, deren gemeinsamer Typus bei dem mannichfachsten Wechsel der Form durch die beiden großen Religionssysteme, zugleich aber auch durch die der Anschauungs- und Lebensweise dieser Völker eigenthümliche phantastische Richtung bedingt ist.

In allen diesen Bauwerken gelangte denn auch, soweit sie nicht der niedersten Entwickelungsstufe angehören, das Groteske zu voller Geltung.

Die dem Cultus der Götter gewidmeten Pagoden, in den wunderbarsten Gestaltungen erbaut, steigen, bald thurmartig, bald terrassenförmig oft zu gewaltiger Höhe empor, in allen Theilen mit den seltsamsten Formen überladen.

Da sich mit den religiösen Vorstellungen auch die Kunstweise der Hindu nach Norden und Süden über das Festland und die großen Inselgruppen verbreitete, begegnen wir demselben grotesken Charakter der Bauweise in Kashmir, in Java und in China, der besonderen Heimat aller Gattungen von Kunsterzeugnissen im Bereiche des Grotesken und des Komischen.

In entgegengesetzter Weise vollzieht sich die abendländische Kunstentwickelung zunächst auf dem classischen Boden des alten Griechenlands, wo sich in der Architektur alles maßvoll und erhaben gestaltet, und in der Gesammtanlage, wie in den kleinsten Details allen reellen und idealen Bildungsbedingungen der Kunst entsprochen ist. Die strenge, nach bestimmten Gesetzen der Schönheit erfolgte Durchbildung der Säulenordnungen als Grundlage verschiedener Stylarten verstattet kein Ausschweifen in phantastische Formen. Dasselbe gilt, wenn auch nicht in so vollendetem Grade, von der Architektur des römischen Alterthums, die uns als ein Nachklang jener hellenischen Vorbilder entgegentritt.

Auch im späteren Verlaufe der Kunstgeschichte begegnen wir überall, wo sich ein bestimmter Baustyl herausbildet, in Italien im altchristlichen Basilikenbau, auf deutschem Boden in der romanischen und gothischen Architektur, der Erfüllung bestimmter formaler Gesetze, und wenn wir in den beiden Letzteren dennoch dem Element des Grotesken begegnen, so tritt dasselbe nur vereinzelt im Ornament, in den zur Verzierung der architektonischen Formen verwendeten Sculpturarbeiten auf. Es gehören hierher die Figuren romanischer Kapitäle und Träger, die gothischen Wasserspeier in Drachengestalt und ähnliche phantastische Bildungen.

Das eigentliche Feld und die Zeit einer grotesken Bauweise beginnt erst, nachdem während des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien und in Deutschland die Renaissance durch Wiederaufnahme der antiken Architekturformen ihre Blüthen getrieben, durch den Mißbrauch der künstlerischen Freiheit, aus welcher jene erwachsen waren, im 17. Jahrhundert.

Hatte das sechszehnte Jahrhundert in seinen Schöpfungen bei aller reichen Entfaltung der Phantasie den Charakter edler Ruhe und maßvoller Schönheit zu bewahren gewußt, so begann das siebenzehnte mit einer Willkür und Uebertreibung der Formen, welche jede strenge Composition vollkommen verschwinden ließ. Solche beschränkte sich aber nicht allein auf die ornamentale Ausstattung, sondern auch auf die architektonischen Formen selbst, bei denen, wo es immer möglich war, die gerade Linie vermieden oder unterbrochen wurde und überhaupt die Willkür als das einzige Gesetz erscheint. In der Architektur jener Periode ist nicht selten die ursprünglich maßgebende Linie von einer verworrenen Masse phantastischer Formen und Gestalten so vollständig überwuchert, daß die constructiven Grundlagen der Composition oft nur schwer zu verfolgen sind. War schon dieser Styl nicht mehr als der der Renaissance zu bezeichnen, so begnügte man sich in seiner völligen Ausartung während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr damit, die antiken Formen willkürlich zu verwenden und umzugestalten, sondern man ersetzte sie theils durch ganz neue fremdartige Gebilde, theils durch die wunderbarsten aus ihnen erzeugten Compositionen. Es war dies der eigentliche Barockstyl, in welchem das Groteske in entschiedenster Weise zur Geltung kommen mußte.

In dem im achtzehnten Jahrhundert auftretenden Rococo bildet das wesentlichste Element die geschwungene Linie, und der üppige Reichthum in der Verzierungsweise der Architektur läßt dem Grotesken einen weiten Spielraum. Da aber jetzt das leichter bewegliche, organischer sich beugende Pflanzenornament sich vorherrschend geltend macht und in den schönsten Verschlingungen seinen Reichthum an Motiven entfaltet, erscheint das Schwerfällige und Massenhafte in das Anmuthige und Graziöse aufgelöst, wie denn auch nunmehr in der Innendecoration das so flexible Material des Stuckes vorherrschend zur Verwendung kommt.

Geht aus dem Gesagten hervor, daß das Groteske in verschiedenen Baustylen in vielfach modificirter Weise auftritt, so fragen wir vergebens nach dem Element des Komischen in der Architektur, wir werden diesem in der Entwickelungsgeschichte der letztern nirgends begegnen. Wohl ist zu allen Zeiten auch komisch gebaut worden und das komische Aussehen kann sich sogar bis zum Lächerlichen steigern. Dann aber ist diese Wirkung eine vom Architekten keineswegs beabsichtigte, sondern sie ist vielmehr aus einem bedauerlichen Mangel an Schönheitssinn oder Verständniß der architektonischen Gesetze hervorgegangen, durch welchen ein Mißverhältniß von Formen entstanden ist, welches die Wirkung des Komischen erzeugt. Mit der Absicht komisch zu wirken, ist wohl kaum jemals ein größeres Bauwerk zur Ausführung gelangt, und wenn Goethe in seinen Briefen aus Sizilien den Palast des Prinzen Pallagonia bei Palermo als ein solches schildert, so wird dieses vom Dichter zugleich als ein Erzeugniß der Tollheit jenes Prinzen bezeichnet. In ganz anderer Weise zeigt sich dieses in der Sculptur, denn die Bildnerkunst läßt, wie schon bemerkt wurde, eine bei Weitem leichtere Behandlung im Schaffen und in der Formgebung zu.

Hier tritt neben dem Grotesken auch das Komische häufig in beabsichtigter Weise auf, es kann also in der Sculptur auch das Komische Zweck der Darstellung sein.

Beispiele des Grotesken und Komischen in plastischer Gestaltung hat die Kunstentwicklung der frühesten Völker aufzuweisen. In der Sculptur der Aegypter, deren Bildwerke, gleich wie die ihrer Architektur, den Charakter des Starren und Monotonen durchweg zur Schau tragen, begegnen wir der Figur einer von ihnen verehrten Gottheit, Namens Bes, welche in Gestalt eines kleinen, wohlbeleibten, bärtigen, heiter lächelnden Mannes, theils tanzend, theils musicirend aus Metall und Stein hergestellt wurde und unter den noch heute erhaltenen Sculpturen einen eigenthümlichen Contrast bildet zu dem Ernste der übrigen Werke jener Zeit. Auch bei den ostasiatischen Völkern sind es die phantastisch gestalteten Götterbilder, in denen das Groteske hervortritt. So in Wischnu, jener vielarmigen und vielköpfigen Gottheit der Indier, in den Darstellungen ihrer vielfachen Verwandlungen als Fisch, als Schildkröte, als Eber und Zwerg. Nicht minder grotesk erscheinen ihre übrigen Gottheiten z. B. ihr Amor, Kamadeiwa genannt, welcher auf einem

Papagei reitend mit einer hohen Mütze auf dem Kopfe und mit blumenumwundenem Pfeil und Bogen bewaffnet dargestellt wird. Derartige Gebilde treten theils einzeln und selbständig auf, theils erscheinen sie in kräftig vorspringendem Relief, entweder am Aeußern der Topen und Pagoden oder im Innern über den Pfeilern und in Wandnischen angebracht. Auch die phantastischen Götzenbilder anderer ostasiatischer Völker wie z. B. der Chinesen und Japanesen sind hierher zu rechnen.

Wo wir bei dem in allen seinen Schöpfungen das Ideal der Schönheit erstrebenden Volke der Hellenen in der Sculptur dem Grotesken begegnen, da macht sich das unverkennbare Streben bemerkbar, dasselbe zu veredeln und womöglich in die Formen des Schönen umzubilden. Beispiele hierfür bieten sich u. A. in der Auffassung, welche der bildlichen Verkörperung des Gorgonenhauptes, der Sirenen, der Sphynx und anderer mit dem Begriffe des Grotesken ursprünglich verbundener Gebilde zu Grunde liegt. Nach den darüber angestellten Untersuchungen wurde das Gorgonenhaupt ursprünglich als Thiergesicht gebildet, dann später in eine Maske mit bläckender Zunge und endlich in ein menschliches Gesicht umgestaltet, bei welchem das Medusenhafte durch die Attribute der Schlangenhaare und der Flügel angedeutet erscheint.

Auch in der Darstellung der Sphynx, jenes räthselhaften, halb als Weib halb als Löwe gebildeten Wesens, dem wir in Aegypten in der starren und einförmigen, dabei aber majestätischen Auffassung der dortigen Kunst begegnen, sehen wir bei den Griechen die Schönheit menschlicher Körperbildung mit den kräftigen Formen des Königs der Thiere vereinigt.

In der antiken römischen Sculptur, welche nach ihrer ganzen Tendenz und Auffassungsweise als ein Nachklang der griechischen erscheint, tritt das Groteske in gemilderter Gestalt und nur in einzelnen Erscheinungen, wie z. B. in der Figur des Satyr, des Faun, als Herme oder Statue und in den Reliefcompositionen von Bacchanalen auf. Für die Darstellung des Komischen finden sich weder dort noch da bemerkenswerthe Beispiele, während dieses in der Malerei und in der Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände bereits reichlich vertreten war.

Daß nach der Einführung des Christenthums mit der Ausbildung des romanischen Styles und später der gothischen Bauformen in Deutschland und Frankreich sich für das Groteske ein reiches Gebiet eröffnete, wurde bereits angedeutet. Zunächst war es die Personificirung des Bösen in der Gestalt des Teufels, des Satans, dessen formelle Bildung im Wesentlichen von der antiken Satyrmaske mit ihren Bockshörnern ausging. So bildete Nicola Pisano in seinem jüngsten Gericht an der Kanzel zu Pisa (1260) den Teufel als Satyr, daneben aber fanden auch der Löwe, der Drache, der Lindwurm u. A. als Symbole des Satanischen in den Kirchensculpturen vielfache Verwendung. Ueberhaupt waren es während des ganzen Mittelalters hauptsächlich die Kirchen, an welchen Reliefsculpturen grotesk-komischen Inhalts mit Vorliebe angebracht wurden.

In der Vorhalle des Magdeburger Domes sieht man einen Affen, der einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zur Seite hat und neben ihm ein dickes, auf einem Bocke reitendes Weib. Ersterer soll den Jupiter, letztere die Venus darstellen, so daß das Ganze als eine mythologische Caricatur, eine Verhöhnung der antiken Gotteserscheinung erscheint. In nicht minder drastischer Weise wurden damals in dem dauerbaren Materiale des Steins die Gebräuche des christlichen Cultus, das zügellose Treiben der Mönche und des Judenthum dem Spott und der öffentlichen Verhöhnung preisgegeben.

Ein sehr bezeichnendes Relief dieser Art befand sich im Straßburger Münster. Ein Schwein und ein Bock tragen einen Fuchs auf der Bahre und vor der Leiche geht ein Bär mit dem Weihwedel; ein Wolf trägt das Kreuz und ein Hase blickt andächtig nach der Kerze in seiner Pfote; ein Hirsch liest Messe und hinter ihm hat eine Katze auf dem Kopfe ein aufgeschlagenes Buch, in welchem ein Esel andächtig liest. Eine in Versen verfaßte Beschreibung dieses Bildwerkes von Johann Fischart aus dem Jahre 1609 deutet es als eine Caricatur auf das Papstthum, während es von einem „Bruder" Johann Naß aus Ingolstadt in einem „Fliegenden Blatte" vom Jahre 1583 ebenfalls in Versen als eine solche auf das Lutherthum bezeichnet wird.

Die schändlichsten Spottbilder zur Verhöhnung des während des ganzen Mittelalters verhaßten Volkes der Juden befinden sich zum Theil noch im Dome zu Magdeburg, in der Stadtkirche zu Wittenberg, in den Domen zu Regensburg und Freising, im Rathhause zu Salzburg und in zahlreichen andern Bauwerken. Eine der gemeinsten Darstellungen dieser Gattung aus jener Zeit befand sich unter dem Frankfurter Brückenthurm nach Sachsenhausen zu, von wo sie erst sehr spät verschwand, denn im Jahre 1677 erboten sich die Frankfurter Juden eine bedeutende Summe zu zahlen, wenn dieses Reliefbild entfernt würde, ohne ihren Zweck zu erreichen. Alle diese Bilder sind in Bezug auf ihren künstlerischen Werth meist von sehr untergeordneter Bedeutung und verdienen nur als Ausdruck des culturgeschichtlichen Charakters ihrer Zeit Beachtung.

In den ernsten Sculpturwerken des Mittelalters, welche vor Allem die Ausschmückung der Kirchen mit Madonnen und Heiligen, mit Altarwerken, überhaupt mit allen dem christlichen Glaubenskreise angehörigen Darstellungen umfassen, erscheint einem bestimmt entwickelten Style Ausdruck verliehen, in welchem sich, trotz einer oft geringeren Formvollendung, ein selbständiges, inniges Empfindungsleben ausspricht.

Mit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts tritt dann in der deutschen Kunst jener realistische Sinn hervor, welcher den Styl des Mittelalters verdrängt und auf dem Studium der Natur beruhend auch in der Plastik die höchsten Triumphe in den Werken des sechszehnten Jahrhunderts feierte.

Mit dem Eintritt und dem Fortschreiten der Renaissance in Italien, welche, wie z. B. das Sebaldusgrab Peter Vischers in Nürnberg deutlich wahrnehmen läßt, auch auf die deutsche Kunstentwicklung bald einen entschiedenen Einfluß ausübte, macht sich auch das mit der freien Entfaltung der Phantasie

verbundene Auftreten grotesker Bildungen bemerkbar. In dieser Zeit der höchsten Kunstblüthe aber treten sie uns als anmuthige und reizende, vom Zauber der Schönheit getragene Phantasiegebilde entgegen, wie solche zuerst von Raphael in den Loggien des Vatican geschaffen wurden und wie wir sie dann im Verlaufe dieser Periode für alle möglichen decorativen Zwecke verwendet finden.

Dieselbe Wandlung aus dem Renaissance- in den Barock-Styl, die wir in den Schöpfungen der Architektur verfolgt haben, vollzieht sich gleichzeitig mit dieser sowohl in Italien als in Deutschland, in der Sculptur.

Eine mißverstandene Nachahmung der Formen-Großartigkeit des Michelangelo führt zunächst zu den unschönen Uebertreibungen in der plastischen Darstellung des menschlichen Körpers, die Ausartung der architektonischen Formen zu einer gleichen Ausartung der ihnen dienstbaren und nur von ihnen abhängigen ornamentalen Bildhauerarbeiten.

Als ein bezeichnendes Beispiel italienischer monumentaler Sculptur jener Zeit kann das Grabmal des Dogen Pesaro, gestorben 1669, im linken Seitenschiff des Frari in Venedig erwähnt werden. Es zeigt vier Mohren, welche als Atlanten das Hauptgesims tragen. Der Künstler gab ihnen zerrissene Hosen aus weißem Marmor, durch dessen Lücken die schwarzmarmornen Kniee hervorschauen. Um ihnen das Tragen zu erleichtern, sind zwischen ihren Nacken und dem Gesims dicke steinerne Kissen eingeschoben. In seiner extremsten Erscheinung tritt das Groteske in den Schöpfungen eines deutschen Künstlers, des Straßburgers Wendelin Dietterlin, des erfindungsreichsten Meisters aus dem Beginn dieser Periode, in seinen zahlreichen Entwürfen für Brunnen, Kamine und dergleichen zu Tage.

Auf den Stylcharakter der Sculptur des achtzehnten Jahrhunderts, soweit sie in Verbindung mit der Architektur auftritt, wurde bereits hingewiesen. Seine Eigenthümlichkeit an den selbständig erscheinenden Werken kennzeichnet sich am entschiedensten an den meist der griechischen und römischen Mythologie angehörigen Statuen und Brunnengruppen aus Sandstein und Marmor, denen man noch so vielfach in den aus jener Zeit herrührenden Parkanlagen begegnet. Die oft in der wunderbarsten Weise mit Seepferden, Delphinen, kolossalen Fröschen, Schildkröten u. A. zusammengestellten Neptune, Tritonen und Nereïden erscheinen nicht weniger grotesk, als die Gruppen wasserspeiender Löwen, Wölfe und anderer Thiergestalten, wie sie z. B. Keller, ein hervorragender Künstler seiner Zeit, für die Gärten von Versailles ausgeführt hat.

Im Park von Schwetzingen sieht man noch heute um das Bassin eines Springbrunnens eine Anzahl kolossaler Sphynxe gelagert, in deren Köpfen die Portraits der verschiedenen bevorzugten Geliebten eines früheren fürstlichen Besitzers vereinigt sind. Welcher Umgestaltung in das Grotesk-Komische damals gerade die Gestalt der Sphynx unterworfen wurde, zeigen zwei im Hofe des Germanischen Museums zu Nürnberg befindliche Sandsteingebilde,

deren weibliche Vorderkörper mit dem ganzen Luxus der lächerlichen und übertriebenen Mode jener Zeit ausgestattet sind. In dem Gebiete der Malerei, der zeichnenden und vervielfältigenden Künste ist es zunächst die Caricatur, welche das Komische nach allen Richtungen hin beherrscht, in alle politischen, religiösen und socialen Verhältnisse sich eindrängt und dadurch gewissermaßen selbst eine eigene Geschichte besitzt.

Das Wort Caricatur, von dem italienischen caricato = überladen, abstammend, bedeutet die Ueberladung, die Uebertreibung eines Gegenstandes oder einer Person und zwar nicht nach der Seite des Schönen, sondern nach der des Charakteristischen hin. Es kann demnach vom Künstler in der Darstellung einer in der Wirklichkeit vorhandenen Physiognomie oder einer Figur ein Druck, ein Strich genügen, um in den charakteristischen Theilen den Grad des Ueberladens, des Uebertreibens hervorzubringen, welcher den Unterschied zwischen der reinen Kunst und der Komik begründet. Die Ueberladung kann demnach das einzige Mittel sein, welches die Caricatur in Anwendung bringt, um komisch zu wirken; sie braucht sich aber nicht damit allein zu begnügen, sondern sie kann auch die Figur in Handlung setzen und läßt diese dann entweder sich selbst oder etwas Anderes bedeuten, womit dem Witz und der Satire ein weiter Spielraum eröffnet ist.

In diesen beiden angedeuteten Richtungen ist die Caricatur so alt, als das erste Auftreten der Kunst in der Geschichte der Menschheit und wir begegnen ihr bereits bei den ältesten Völkern der frühesten Culturentwicklung. Schon die Assyrer haben, wie sich aus den Fragmenten, die sich im Louvre befinden, ergibt, hausliche und ländliche Beschäftigungen in Thierfiguren dargestellt und in's Lächerliche gezogen. Auch bei den Aegyptern wurde, wie erwiesen ist, die Verbindung der Thiergestalt mit der menschlichen nicht nur in ihren Gottheiten und als Bilderschrift, sondern auch zu komischen Zwecken im Sinne der Caricatur verwendet.

Daß im alten Griechenland von einzelnen hervorragenden Künstlern das komische Element in der Malerei gepflegt wurde, ersehen wir aus der „Poetik" des Aristoteles, welche eine Eintheilung der Künste enthält, auch bieten nicht minder die noch vorhandenen Vasenbilder hierfür Belege. Als ein Meister der Caricatur wird Ktesilochus, ein Schüler des Apelles genannt, der mit Vorliebe mythologische Scenen behandelte. Er stellte u. A. die Fabel von der Wiedergeburt des Bacchus aus der Hälfte des Zeus in einem Spottbilde dar, in welchem der bärtige Vater der Menschen und Götter in der Wochenstube, mit einer Weiberhaube auf dem Kopfe, vorgeführt wird.

Auf italienischem Boden begegnen wir zahlreichen komischen Darstellungen in den Wandmalereien von Herculanum und Pompeji, unter denen eine der bekanntesten das Innere eines Malerateliers, in welchem die handelnden Personen als Zwerge vorgeführt werden, darstellt. Die berühmteste aus jener Zeit noch vorhandene Caricatur mit Verspottung bestimmter Persönlichkeiten zeigt den Aeneas, wie er mit seinem Vater Anchises auf den Schultern und den kleinen Askanias an der Hand, das brennende Troja verläßt. Vater und Sohn erscheinen als hundsköpfige Affen, Anchises als ein alter Bär und anstatt der väterlichen Penaten haben sie ein Würfelspiel aus den Flammen

gerettet. Unter den bekannten italienischen Malern wird Buffalmacco, 1262 zu Florenz geboren, als der Vater der Caricatur bezeichnet; im Camposanto zu Pisa hat er in einem Gemälde sämmtliche Frauenköpfe als Zerrbilder dargestellt. Von Michelangelo ist bekannt, daß er einen Cardinal, der ihn häufig während der Arbeit störte und durch Kritisiren ärgerte, unter den Verbannten der Hölle, versehen mit den Attributen der Dummheit, darstellte und diese Figur selbst auf den Befehl des Papstes hin nicht veränderte. Von Leonardo da Vinci befindet sich in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand eine größere Anzahl von Zeichnungen grotesker Köpfe, und ebenso gehören hierher die 1585 von Gianbatista Porta veröffentlichten Köpfe, in denen er aus Thiergesichtern menschliche Physiognomien herauszubilden versucht hat.

In Deutschland rühren die frühesten, meist gegen die Kirche gerichteten Caricaturenblätter von dem bekannten Meister E. S. und von Barthel Schön (um 1470) her. Hauptsächlich sind jene Spottbilder aus der ersten Zeit der Reformation hervorzuheben, welche auf der einen Seite gegen das Mönchswesen und das Papstthum, auf der andern gegen Luther gerichtet sind. Das älteste dieser Blätter ist der von Meister Wenzel von Olmütz aus dem Jahre 1496 herrührende Papstesel, in welchem der Papst als gräuliches Meerwunder dargestellt wird. Nicht allein aber spielte damals die Caricatur auf religiösem Gebiete eine Rolle, sondern sie behandelte auch alle möglichen Gegenstände und Verhältnisse des täglichen Lebens in den zahlreich erschienenen, häufig mit Text versehenen sogenannten „Fliegenden Blättern“. Auch im 17. Jahrhundert fehlt es an derartigen Darstellungen nicht.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges fanden namentlich zahlreiche Caricaturen auf den Winterkönig und andere Personen der damaligen Zeit in sogenannten Einblatt-Drucken vielfache Verbreitung.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts spielte die Caricatur in Deutschland keine hervorragende Rolle. Erst gegen das Ende desselben trat als bedeutend im satirischen Sittenbilde Chodowiecki mit seinen Kupfern zu Lavaters Physiognomik hervor. Auch ist der 1840 verstorbene Kupferstecher Ramberg aus Hannover zu nennen, welcher u. A. die Ilias in streng historischem Style illustrirte und jedem Blatte eine Caricatur desselben beifügte. Auch die zahlreichen auf Napoleon I. erschienenen Caricaturen sind bemerkenswerth.

Während der letztverflossenen dreißig Jahre unsers Jahrhunderts hat sich die Caricatur in zwei besondere Richtungen geschieden.

Nach der politischen Seite hin ist es der Kladderadatsch, welcher, im J. 1848 entstanden, mit seinen Zeichnungen noch immer die erste Stelle einnimmt, so zahlreiche Nachahmer er auch im Laufe der Jahre gefunden hat, während die Münchener „Fliegenden Blätter“ mit Vorliebe bestimmte Typen der Gesellschaft und Vorkommnisse des täglichen Lebens in harmloser Weise behandeln.

Unser bedeutendster jetzt lebender humoristische Zeichner, Wilhelm Busch, der Zeichner und Dichter des „Heiligen Antonius“, der „Frommen Helene“ und Anderer erfolgreicher Werke, hat erst unlängst in diesen Blättern eine eingehende Würdigung gefunden.

In Betreff des Grotesken ist noch der Druckverzierungen und Initialen zu gedenken, in denen es vielfach auftritt. Schon in den von Mönchen geschriebenen Missalen des Mittelalters sind häufig die Anfangsbuchstaben mit den Profilzeichnungen fratzenhafter Gesichter ausgestattet und das Streben, die Initialen, Einfassungen der einzelnen Seiten und die Titel durch Zeichnung zu beleben, gewinnt nach der Erfindung der Buchdruckerkunst eine künstlerische Form, welche im 16. Jahrhundert ihre höchste Ausbildung erreicht. Es sei hier nur an Holbeins derartige zahlreiche Arbeiten und unter ihnen an die an grotesken Darstellungen so reichen Kinder-, Bauern- und Todtentanz-Alphabete erinnert, in welchen er die von ihm mit Vorliebe behandelten Gegenstände für kleine Compositionen verwendet.

Im Bereiche der Malerei ist es vor Allem die Decoration der Wände und Decken, an welcher sich die groteske Verzierungsweise, dem Stylcharakter der Zeit und des Landes, der sie angehört, entsprechend, bemerkbar macht. An die Wandmalereien in Herculanum und Pompeji, an die Loggien des Raphael im Vatican, für deren Compositionen er die erste Anregung in den Ruinen der Bäder des Titus erhielt, wurde bereits erinnert und zugleich auf die Anmuth und das hohe Schönheitsgefühl hingewiesen, von denen der Künstler bei der Gestaltung seiner phantastischen Gebilde geleitet wurde.

Während der ganzen Zeit der Renaissance begegnet man in reich ausgestatteten Innenräumen dieser geistreich spielenden, künstlerisch vollendeten italienischen Decorationsweise. Im höchsten Grade decorativ wirksam und dabei grotesk erscheinen auf deutschem Boden die Wand- und Deckenmalereien des 17. Jahrhunderts, jener Zeit, in welcher die Götter des Olymp, auf Wolken thronend, in oft wunderbaren Gruppirungen und räthselhaften Umgebungen aus den Plafonds und Kuppeln herabschauten.

In Frankreich erreicht dieser Zweig einen außerordentlichen Höhepunkt im 18. Jahrhundert in den Leistungen eines De la Jone, eines Watteau, Leriche und Boucher, welcher letztere z. B. in großen Panneaus die vier Elemente durch chinesische groteskkomische Scenen darstellte.

Was das Auftreten des Grotesken und Komischen in den mannichfaltigen Erzeugnissen kunstgewerblichen Schaffens betrifft, so werden die Letzteren zu allen Zeiten und bei allen Völkern von diesen Elementen nicht nur berührt, sondern während einzelner Perioden vollkommen beherrscht. Unter den Arbeiten aus Metall gehören hierher zunächst aus dem fernen Ostasien die in grotesker Gestaltung gebildeten, mit reichstem Zellenemail geschmückten altchinesischen Räuchergefäße, chinesische Götzenbilder und als komische Figuren gebildete Leuchter, japanische, reich mit Silber tauschirte, mit Drachenhenkeln versehene Bronzevasen und Anderes, Alles Erzeugnisse höchst phantastischer Auffassung, aber mit vollendeter Technik hergestellt.

Aus unserer früheren christlichen Zeit verdienen die als groteske Thiergestalten gebildeten Aquamanile (Ausgußgefäße zum Händewaschen der Priester), sowie die als Köpfe, Arme, u. s. w. hergestellten, mit Edelsteinen auf's reichste besetzten Reliquienbehälter Erwähnung.

Die vollendetsten und herrlichsten Arbeiten der Goldschmiedekunst sowohl in Italien als in Deutschland gehören dem sechszehnten und dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an, und beinahe Alle sind mit grotesken Ornamenten auf's Reichste geschmückt. Welche Fülle der Verzierung zu jener Zeit in gleicher Weise auf Rüstungen und Waffen verwendet wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Welcher Aufwand aber des kostbarsten Materials an Edelsteinen, Perlen und edlen Metallen in späterer Zeit bei der Anfertigung grotesker Luxusgegenstände und Spielereien Verwendung fand, zeigen u. A. Dinglingers Arbeiten im Dresdener grünen Gewölbe und zahlreiche andere dort aufbewahrte Kostbarkeiten.

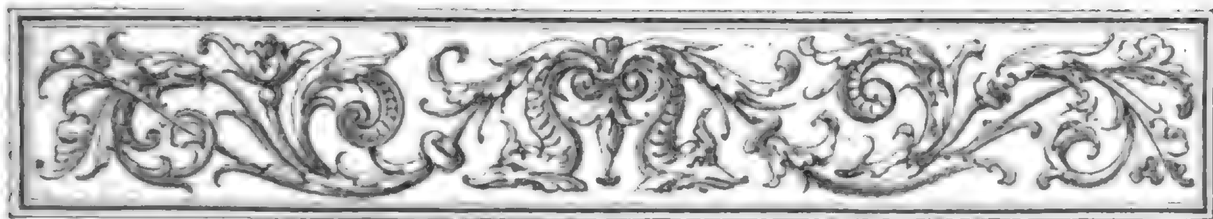
Nicht minder vielseitig zeigt sich die groteske Auffassung in den Arbeiten aus Thon, zunächst wieder an den aus Porzellan verfertigten Vasen, Platten und Figuren Chinas und Japans. Aber auch aus der Zeit des hellenischen Alterthums sind uns Thongefäße in Gestalt von Köpfen, deren übermäßig große Ohren zu Henkeln gebildet sind, und komische Darstellungen auf den in den edelsten Verhältnissen gebildeten griechischen Vasen erhalten. Erwähnt seien ferner die mit reizenden phantastischen Malereien geschmückten italienischen Majoliken der Renaissance, denen in Frankreich Palissy's Arbeiten und die kostbaren, nur noch in geringer Zahl vorhandenen Henri-deux-Gefäße folgten.

Welches Uebermaß des Grotesken an den im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Deutschland erzeugten Fayencegeschirren, Oefen und Steinzeugkrügen, sowie an den im achtzehnten Jahrhundert in höchster Vollkommenheit hergestellten Porzellanarbeiten sich bietet, bedarf nur einer Andeutung. Noch könnte endlich der venetianischen und deutschen Glasarbeiten mit Berücksichtigung der phantastisch geformten Flügel- und Vexirgläser, der mit reichem Schliff ausgestatteten Krystallgefäße, der Schnitzarbeiten in Elfenbein und Holz und der verschiedenartigsten Meisterwerke der Kleinkunst aus früherer Zeit gedacht werden, um an Allem die gleiche Tendenz zu beweisen.

Aber auch in unserer gegenwärtigen Zeit bedarf es nur eines Blickes in die verschiedenen Gebiete kunstgewerblicher Arbeiten, um dem Grotesken bald in edler, künstlerischer Gestaltung, bald in geschmackloser Verwendung zu begegnen.

Das Resultat und die Nutzanwendung des bisher Gesagten läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Wir haben gesehen, daß in den Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes aller Völker und Zeiten die Erscheinung des Grotesken in selbständiger Form oder in der Verwendung als Verzierung dem jedesmaligen Stylcharakter der Zeit, in welcher das Werk entstanden ist, entspricht und sich demselben nach seiner Erfindungs- und Gestaltungsweise unterordnet.

Sind demnach die jetzigen vielfachen Bemühungen, durch Lehre und Vorbild den Sinn für edle Formen, vor Allem das Stylgefühl in Denjenigen, welche für das Kunstgewerbe thätig sind, wieder zu wecken und auszubilden von Erfolg, dann wird man auch bald in den Erzeugnissen unserer Kunstindustrie, wie weit auch die Phantasie dabei in das Groteske hinüberschweifen mag, immer seltener Dem begegnen, was unser Schönheitsgefühl verletzt und unser Auge beleidigt.



Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten.

Von

Hermann von Ihering.

— Leipzig. —

Wie im Leben des Einzelnen sowohl, als in jenem der Völker Perioden ruhiger, gleichmäßiger Entwicklung und lebhafter bewegte Zeiten mit einander abwechseln, und wie solche unversehens eingreifende Ereignisse dann meist zu erhöhter Thätigkeit anspornen, so fördern auch die Wissenschaft neue, unerwartete, wichtige Entdeckungen nicht nur durch den Zuwachs an Kenntnissen und Erfahrungen, sondern oft noch mehr durch die weit über ihr eigentliches Gebiet hinausgreifende Anregung zu neuen Forschungen, durch den mächtigen Impuls, welchen sie dem gesammten wissenschaftlichen Leben verleihen. Als ein solches segensreiches Ereigniß ist in den Annalen der Zoologie die Erforschung der physikalischen und biologischen Verhältnisse der Tiefsee zu verzeichnen, wie sie im Laufe des letzten Decennium in verschiedenen Meeren durch zahlreiche, zum Theil sehr großartig angelegte Expeditionen ausgeführt wurde.

Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Forschungen ergab sich nach den verschiedensten Richtungen hin als werthvoll. Ueberaus groß ist die Menge neuer Formen, welche mit dem Schleppnetze vom Boden des Meeres heraufgeholt wurden. Fische sowohl, wie all die zahlreichen Gruppen von wirbellosen Seethieren lieferten ein reiches Contingent neuer Arten, Gattungen und selbst Ordnungen. Freilich wird man diesen Umstand an und für sich nicht zu hoch anschlagen können, da jedes Jahr uns ohnehin zahlreiche neue Arten zubringt und selbst die vielbesuchten Gestade des Mittelmeeres dem daran weilenden Naturforscher immer neue, unbeschriebene Formen spenden. So würden denn auch die neuen, vom Meeresboden emporgezogenen Thiere das Interesse der Zoologen weit weniger gefesselt haben, wenn sie nicht einerseits manche mit den Be-

sonderheiten ihrer Lebensweise in Einklang stehende Eigenthümlichkeiten dargeboten, und andererseits durch ihre Beziehungen zu anderen länger bekannten Geschöpfen das Interesse in besonderem Grade in Anspruch genommen hätten. Viele derselben fesseln uns vor allem dadurch, daß sie Vertreter von Formen sind, die bisher nur fossil bekannt waren und für längst ausgestorben erachtet wurden. Die Tiefseeforschungen bestätigen und erweitern damit nur die schon seit mehreren Decennien gewonnenen Erfahrungen, noch welchen eine scharfe Trennung der Thierwelt in den verschiedenen geologischen Epochen nicht existirt und nur im Großen und Ganzen die Veränderungen in der Thierwelt mit dem Wechsel der geologischen Zeitepochen zusammenfallen.

Es haben deshalb auch nach dieser Richtung hin die Tiefseeforschungen nur dazu gedient, die schon früher erlangten Kenntnisse zu befestigen und zu vervollständigen und es würden dieselben daher kaum jene Bedeutung gewonnen haben, wie sie jetzt ihnen nicht mehr zu bestreiten ist, wenn nicht der Schwerpunkt derselben in einer andern Richtung zu suchen wäre, nämlich in der Umwandlung unserer Vorstellungen von der Ausdehnung des organischen Lebens bis in sehr beträchtliche Tiefen und von den physikalischen Verhältnissen, unter denen daselbst das thierische Leben sich abspielt. Und auf diese Erscheinungen etwas näher einzugehen, sind wir an dieser Stelle schon deshalb gezwungen, weil die Untersuchung der Tiefe des Meeres nicht nur die Anregung geboten hat zur Ausführung entsprechender Forschungen in den größeren Binnenseen, sondern auch wegen der Uebereinstimmung, welche hinsichtlich der physikalischen Beschaffenheit der tieferen Wasserschichten besteht, und welche großentheils eine so weitgehende ist, daß die von den Meeren her gewonnenen Erfahrungen direct auf die größeren Alpenseen sich übertragen lassen. Die Unterschiede betreffen eigentlich nur die chemische Zusammensetzung, die im Meere ja durch den meist 3—4 Procent betragenden Salzgehalt eine wesentlich andere ist. Der Salzgehalt ist übrigens in manchen Meeren ein bedeutend geringerer und er nimmt z. B. in der Ostsee von Westen nach Osten hin immer mehr ab, in dem Maße, daß bei Petersburg das Wasser kaum noch Spuren von Salz enthält. An diese Veränderung im Salzgehalte knüpft sich auch eine Umwandlung der Thierwelt, die z. B. bei Kiel noch aus echten Seethieren besteht, während man in der Nähe von Petersburg am Strande Paludinen und Limnaeen sammeln kann, Thiere, die nur das süße Wasser bewohnen und in unseren stehenden Gewässern gemein sind. Manche Thiere können einen bedeutenden Wechsel in dem Procentgehalte des Seewassers an Salz wohl vertragen. Man pflegt sie mit Moebius als euryhalin zu bezeichnen, im Gegensatze zu den in dieser Beziehung sehr empfindlichen stenohalinen. Prägnante Beispiele für die Bedeutung, welche der Salzgehalt des Seewassers für das Gedeihen der Thierwelt hat, bieten solche Fälle, in denen an ein und derselben Stelle in der Tiefe der Salzgehalt ein anderer ist, als höher oben. So wurden von der Pommerania im Kattegatt und im großen Belt am Boden des Meeres Thiere gefangen, welche, in das

Wasser der Oberfläche versetzt, rasch abstarben, und zwar nur in Folge des geringeren Salzgehaltes der oberflächlich gelegenen Wasserschichten. An beiden Oertlichkeiten erstreckt sich in der Tiefe das stärker salzhaltige Wasser der Nordsee in die Ostsee weit hinein und dem entsprechend werden in der Tiefe noch die Thiere der Nordseefauna angetroffen an Stellen, an welchen die Strandfauna schon die Zugehörigkeit zur Ostsee erkennen läßt. Aehnliches zeigt sich auch an anderen Stellen, z. B. an der vom Polarmeere gegen die Nordsee sich erstreckenden Eismeertiefe oder an Flußmündungen, wie z. B. an der Elbe, in welcher das Seewasser und mit ihm seine Bewohner, sich weit in den Fluß hinein erstreckt; aber nur in der Tiefe, wogegen oberflächlich die auch sonst in Flüssen, zumal in der Elbe, lebende Thierwelt angetroffen wird.

Von dieser Beschaffenheit des Seewassers in chemischer Beziehung abgesehen, sind die mit zunehmender Tiefe auftretenden Veränderungen rein physikalischer Natur und leicht aus den bekannten Thatsachen abzuleiten. So ist es z. B. selbstverständlich, daß mit der zunehmenden Tiefe der Druck, den die Wassermassen ausüben, wachsen muß. Derselbe ist in großen Tiefen so enorm, daß beispielsweise in einer Tiefe von 4000 M. derselbe für eine Fläche von 1 Quadratcentimeter nicht weniger als 410 Kilogr. oder über 8 Centner beträgt. Es war dies mit eines der bestimmenden Momente für die bisher giltige Annahme, nach welcher tiefer als 500 M. das thierische Leben in die See nicht hinabrage. Gegründet war diese Vorstellung namentlich auf die von Forbes im ägäischen Meere gewonnenen Erfahrungen, über welche ältere entgegenstehende Beobachtungen in Vergessenheit gerathen waren. Jetzt dagegen weiß man, daß das Thierleben zwar nicht bis in die größten, bisher zu 8500 M. gemessenen Tiefen, wohl aber in solche von 5000 M. hinabreicht. Wenn man nun früher glaubte, daß in so bedeutender Tiefe Thiere schon des enormen Druckes wegen nicht leben könnten, so bedachte man nicht, daß das Wasser, welches die gesammten Gewebe des Körpers durchtränkt, die gleiche Dichtigkeit besitzt, wie das umgebende Wasser und daher dem von oben her wirkenden Drucke das Gleichgewicht hält.

Eine weitere charakteristische Eigenthümlichkeit der Tiefsee ist der Mangel an Licht. In allen Tiefen, die einige hundert Meter übersteigen, herrscht ewige absolute Finsterniß. Das gilt denn natürlich ebenso gut für das Meer als auch für die größeren Binnenseen. Die Versuche, welche Forel im Bodensee anstellte, zeigten, daß in einer Tiefe von 50 M. keine Einwirkung von Lichtstrahlen auf salpetersaures Silber mehr nachweisbar ist. Dem entsprechend kann es denn auch nichts Befremdendes haben, daß diejenigen Organe, welchen die Wahrnehmung der Lichtstrahlen zufällt, die Einwirkung dieser besonderen Verhältnisse erkennen lassen. Die Augen der Tiefseethiere erscheinen in einigen Fällen, wie bei den Krebsen der Gattung Cystosoma enorm vergrößert, offenbar in Anpassung an die überaus schwachen Lichtmengen ihres Wohnortes, in anderen Fällen aber sind sie ganz verkümmert, wie es

namentlich von zahlreichen Krebsen bekannt ist. Es ist interessant, daß bei solchen Formen die Stiele, welche zum Tragen der Augen dienen, noch erhalten sind, und sie liefern uns den sicheren Beweis dafür, daß die betreffenden Tiefseethiere von solchen abstammen, bei welchen Augen vorhanden und benutzt waren. Es zeigt sich somit dieselbe Erscheinung, welche wir auch an den Binnenseen kennen lernen werden, daß nämlich die Tiefseeformen aus den Thieren der Strandfauna sich entwickelt haben, indem sie, aus seichterem Wasser in größere Tiefe eingewandert oder verschlagen, sich den daselbst bestehenden Verhältnissen angepaßt haben. Dieser Anpassungsproceß wird um so weiter gediehen sein, je mehr Zeit schon seit seinem Beginn verstrichen ist und das läßt sich in einem durch den Krebs Ethusa granulata repräsentirten Falle auch direct nachweisen. Diese Art hat an der irischen Südwestküste in einer Tiefe von 200—600 M. noch bewegliche aber blinde Augenstiele, dagegen nördlich davon in einer Tiefe von 800—1300 M. unbewegliche, einander genäherte Augenstiele. Man wird hier wohl kaum irre gehen, wenn man die tiefer lebende von den Stammformen mehr entfernte Form auch als die ältere, d. h. als die am längsten unter diesen Verhältnissen lebende betrachtet.

Ein weiterer wesentlicher Punkt endlich, in Betreff dessen mit zunehmender Tiefe die physikalischen Verhältnisse des Wassers sich abändern, ist die Temperatur. Während die Oberflächentemperatur von + 32° C. in den tropischen Meeren bis zu — 3° C. im Polarwasser schwankt, vermindern sich die Grenzen, innerhalb deren die Temperatur wechselt, in dem Maße, als die Tiefe eine bedeutendere wird. Bis vor kurzem glaubte man, gestützt auf die von Capitain Roß angestellten Beobachtungen, daß in den größeren Tiefen eine gleichmäßige Temperatur von + 4° C. sich finde, also jene Temperatur, bei welcher das süße Wasser seine größte Dichtigkeit besitzt. Eine Uebertragung der physikalischen Verhältnisse des Süßwassers auf jene des Seewassers ist aber überhaupt unzulässig. Wissen wir doch, daß das Seewasser nicht bei 0° seinen Gefrierpunkt hat, sondern bei niedrigerer Temperatur, nämlich im bewegten Wasser bei — 2,5° C., in der Ruhe bei — 3,7° C. Im Allgemeinen nimmt die Temperatur von der Oberfläche gegen die Tiefe hin zuerst rasch, dann langsamer ab. In 700—1100 M. Tiefe trifft man dann eine Temperatur von + 4° C. an und diese sinkt in bedeutenderer Tiefe noch der Art, daß sie zwischen 2° über 0° bis 2° unter dem Nullpunkte schwankt. Während im Polarmeere die Temperatur der Tiefe bis auf 2,5° unter 0 sinkt, wird sie in den tropischen Oceanen zu 0° bis + 2° C. gemessen. Die zum Theil sehr wesentlichen Ausnahmen, welche diese Regel erleidet, finden ihre Erklärung zumal in den zwischen den verschiedenen Meeren existirenden Strömungen. Der Einfluß der Sonnenstrahlen auf die Meeres-Temperatur ist nur ein geringer und bleibt auf die oberflächlichen Schichten beschränkt. Das Wasser besitzt eben für die von der Sonne ausstrahlende Wärme nur ein geringes Durchlassungsvermögen, so daß selbst unter den

Tropen auf weiter hinab als bis 180 M. eine directe Einwirkung der Sonnenwärme nicht bemerkbar ist. Das Wasser, als schlechter Wärmeleiter, bringt weder in verticaler noch in horizontaler Richtung einen Ausgleich der obwaltenden Temperaturdifferenzen auf dem Wege der Leitung zu Stande. Soweit derselbe sich dennoch vollzieht, erfolgt er mehr durch Strömungen und durch das Sinken und Emporsteigen der durch Temperaturveränderung und Vermehrung oder Verminderung des Salzgehaltes schwerer oder leichter gewordenen Wassermassen. Gegenüber dieser auf- und absteigenden Bewegung der Wassermassen und der gleich zu berührenden allgemeinen oceanischen Circulation, kommen die in der Oberflächentemperatur bestehenden Differenzen und die Einwirkung größerer Strömungen, wie namentlich diejenige des Golfstromes, nur wenig in Betracht. Denn der Golfstrom ist nur ein scharfbegrenzter Fluß von stark erwärmtem Wasser im Ocean und seine Tiefe übersteigt nirgends 183 M., sodaß er den nicht von ihm beeinflußten 3—4000 M. mächtigen unterliegenden Schichten gegenüber nicht zu sehr in Betracht fällt. Die wichtigste für den Ausgleich der Temperaturen am Grunde der Oceane maßgebende Erscheinung ist die schon erwähnte allgemeine, oceanische Circulation, welche verursacht wird durch eine langsame aber mächtige Bewegung der gesammten unteren Meeresschichten von den Polen gegen den Aequator. Die Mächtigkeit der hierbei in Betracht kommenden Wassermassen beträgt vom Meeresgrunde an aufwärts gegen 3600 M. und es dringt dadurch das kalte Bodenwasser in den niedrigen Breiten und am Aequator bis nahe an die Oberfläche empor.

Die Richtigkeit dieser Erklärung wird namentlich auch bewiesen durch das Verhalten großer tiefer, mehr oder minder isolirter Seebecken. Das überzeugendste Beispiel bildet das Mittelmeer. Dasselbe steht zwar durch die Straße von Gibraltar mit dem atlantischen Ocean in offener Communication, allein diese hat für die Vermischung der Wassermassen deshalb nur geringen Werth, weil nahe der genannten Meerenge in der Tiefe eine Bodenerhebung existirt, welche nur 200—360 M. unter der Oberfläche des Meeres gelegen, für alle in größerer Tiefe folgenden Wasserschichten als Sperre dient und den unter einer Tiefe von 400 M. noch befindlichen Wassermassen den Eintritt in's Mittelmeer wehrt. In der erwähnten Tiefe bei jener unterseeischen Wasserscheide hat das Wasser des atlantischen Ocean eine Temperatur von etwas über 12° C. Die Temperatur sinkt im atlantischen Ocean mit zunehmender Tiefe bis gegen 0° C. oder wenig darüber. Das Mittelmeer dagegen bewahrt bis in seine größten Tiefen von 2—3000 M. und darüber die Temperatur von 12°—13° C., was der mittleren niedrigsten Wintertemperatur des Oberflächenwassers gleichkommt. Es ergiebt sich daraus für die Temperaturvertheilung in solchen Binnenmeeren, welche wie das Mittelmeer durch unterseeische Bodenerhebungen von der Communication mit dem Ocean abgeschnitten sind, die Regel, daß die Abnahme der Temperatur von der Oberfläche an bis zur Tiefe der Wasserscheide fortschreitet, von da an

aber bis zum Boden sich gleichförmig erhält. In einer Tiefe von 2—3000 M. leben an der Westküste von Spanien die Seethiere in einer Temperatur von 1 bis 2° C., wogegen an der östlichen Küste Spaniens in gleicher Tiefe die Temperatur um 11° höher ist. Daß solche Temperaturdifferenzen für die betreffende Thierwelt nicht bedeutungslos sein werden, ist nicht zu bezweifeln, aber in welcher Weise dieselben sich geltend machen, ist bis jetzt nicht bekannt. Nur eine auffallende Erscheinung dürfte wohl hierdurch ihre Erklärung finden, die nämlich, daß gerade im Mittelmeer in den größeren Tiefen keine Thiere mehr leben. Es mag das vorzugsweise zusammenhängen mit dem geringen Sauerstoffgehalt, welchen in jenen Tiefen das Mittelmeerwasser aufweist und dieser würde wohl auch abgesehen von jenen Besonderheiten der Circulation ein höherer sein, wenn die Temperatur niedriger wäre.

Die überraschenden Ergebnisse der Tiefseeforschungen haben den Anlaß dazu gegeben, auch unsere größeren Binnenseen, zumal die in und vor den Alpen gelegenen schweizerischen und bayerischen Seen einer eingehenden vergleichenden Prüfung zu unterziehen. An jedem solcher Seen sind naturgemäß drei verschiedene Regionen zu unterscheiden: Die Uferregion, die den Grund des Sees einnehmende Tiefenregion und endlich die große von den genannten beiden Regionen eingeschlossene Wassermasse des Sees, oder die pelagische Region.

An diese Verschiedenheiten der einzelnen an jedem Seebecken zu unterscheidenden Regionen hat sich nun die Thierwelt mehr oder minder vollständig angepaßt, und daß, und in welcher Weise dies der Fall ist, wird aus den folgenden Angaben wohl zur Genüge hervorgehen. Am Besten untersucht rücksichtlich der Uferregion und am günstigsten für die richtige Würdigung der einzelnen hierbei in Betracht kommenden Factoren sind, Dank den wichtigen Forschungen Clessins, bis jetzt ohne Zweifel die bayrischen Seen, zumal die größeren vor den Alpen gelegenen, wie der Starnbergersee, der Ammersee, Chiemsee und viele andere, denen sich auch noch der Bodensee anreiht. Bei ihnen allen sind im Gegensatze zu den höher gelegenen Gebirgsseen steil in den See abfallende Uferwände selten, es finden sich vielmehr auf weite Strecken hin flache Ufer mit oft weit in den See hineinreichendem seichten Wasser, und es sind mithin hier Bedingungen gegeben, welche diese Orte für die am Ufer lebenden Thiere, zumal die Weichthiere als besonders geeignete Wohnplätze erscheinen lassen. Aber es sind auch hier wieder verschiedenerlei Verhältnisse bezüglich der Beschaffenheit des Ufers zu unterscheiden, welche auch der jeweiligen Fauna eine ganz andere Physiognomie verleihen. Orte, an denen sich lockeres Gestein und Kies in größerer Menge findet, eignen sich für Schalthiere nicht als Wohnorte, weil die Brandung die Gehäuse derselben an den Ufersteinen zertrümmert. Vollkommen geschützt sind die Wasserschnecken nur an jenen Stellen, wo Schilf weit in den See hineinwächst oder überhaupt durch Wasserpflanzen die brandende Bewegung des Wassers gemildert und den Thieren die Möglichkeit geboten wird, sich festzusetzen. Ganz anderen

Verhältnissen sind aber jene Thiere ausgesetzt, welche flache, nicht mit Rollkies belegte Uferstrecken bewohnen, an welchen nur wenige Pflanzen wachsen und die Thiere mithin nur wenig Schutz gegen die Wogen finden. Die freie Lage dieser Seebecken überantwortet die große leicht bewegliche Wasserfläche dem Spiel der Winde, welche den Seespiegel fast beständig in Unruhe erhalten und am Ufer eine Brandung erzeugen, welche allen freischwimmenden oder fest sitzenden Thieren gefährlich wird, sei es nun, daß die Gehäuse derselben an Steinen zertrümmert werden, was in der Regel den Tod des Thieres zur Folge hat, sei es, daß das ganze Thier an's Ufer geschleudert wird und da vertrocknet. Wie sehr diese Momente für das Gedeihen der Thierwelt von Einfluß sind, beweist schon die örtliche Verbreitung derselben in den einzelnen Seen. In allen vor den Alpen gelegenen oberbayrischen Seen leben die Mollusken vorzugsweise an der Westseite derselben, während die Ostseite nur spärlich oder gar nicht von ihnen bewohnt ist. Es hängt dies zusammen mit der in Oberbayern vorherrschenden westlichen Windrichtung, wodurch dann die Wellen weit heftiger wider das Ostufer geworfen werden als gegen das gegenüberliegende. Am westlichen Ufer findet sich zwar auch eine fortwährende brandende Wellenbewegung, allein dieselbe erreicht nie die große Heftigkeit wie am Ostufer, wo Kies und Steine von beträchtlicher Größe an das Land geschleudert werden. Gleichwohl aber ist auch am westlichen Ufer die Bewegung des Wassers lebhaft genug, um den Thieren gefährlich zu werden und können daher z. B. an den flachen Ufern des Chiemsees jederzeit lebende Muscheln der Gattungen Unio und Anodonta gesammelt werden.

Aus dem Vorausgehenden leuchtet ein, daß in der That an den verschiedenen Partieen des Ufers eines solchen größeren Sees Unterschiede in der Beschaffenheit des Wohnortes unserer Thiere sich ergeben, welche es leicht begreiflich machen, daß ihnen auch ähnliche Differenzen in der Zusammensetzung der Thierwelt entsprechen, daß die Anpassung an so verschiedenartige Lebensbedingungen zur Bildung von Varietäten und Arten hat führen können, wie es wirklich der Fall ist. Allerdings ergiebt sich diese Folgerung nur unter der Voraussetzung, daß wirklich durch den Wechsel der äußeren Lebensverhältnisse auch die Verrichtungen und Gewohnheiten der betreffenden Geschöpfe wesentlich beeinflußt werden, indessen fällt es nicht schwer, von der Zulässigkeit und Berechtigung dieser Voraussetzung sich zu überzeugen. Zum Theil ergiebt dieselbe sich schon ohne Weiteres aus dem oben besprochenen Umstande, daß locker sitzende oder schwimmende Thiere leicht von der Brandung erfaßt und an's Land geschleudert werden. Nun ist aber eine jener Gattungen, welche nach Arten- wie nach Individuen-Anzahl einen besonders hervorragenden Antheil an der Zusammensetzung der Uferfauna nimmt, die Gattung Limnaea nämlich, zu welcher unsere gemeinen Schlammschnecken gehören, unter normalen Verhältnissen in der Lage, häufig den Weg vom Boden an die Oberfläche des Wassers zurücklegen zu müssen, um

dort Athem zu schöpfen, denn diese Schnecken sind, obwohl ausschließlich Wasserbewohner, doch mit einer Lunge ausgestattete Luftathmer. An den von Schilf und anderen Wasserpflanzen besetzten Uferstrecken liegen genau die gleichen Bedingungen vor, wie in jedem beliebigen kleinen Teiche und steht nichts dem öfteren Emporsteigen durch das Wasser bis an die Oberfläche im Wege. Anders an jenen freieren Stellen, wo sie auf diesem Wege leicht von der Brandung erfaßt werden können und daher gezwungen sind, nur selten oder gar nicht an die Oberfläche des Wassers emporzusteigen. Für sie liegen dann hinsichtlich der Athmung ähnliche Verhältnisse vor, wie wir sie späterhin bei den dauernd in der Tiefe lebenden Lungenschnecken werden kennen lernen, bei welchen der durch die gesammte Körperoberfläche vermittelte Gasaustausch die Lungenathmung ersetzen muß. Indessen ist bei solchen Limnaeen der Uferfauna, welche sich nicht des Athmens wegen an die Oberfläche begeben, auch der Fall beobachtet, daß sie die vereinzelten größeren auf dem Grunde an Wasserpflanzen und Steinen anhaftenden Luftblasen mechanisch in ihre Lunge aufnehmen durch schluckende Bewegungen des Athemloches.

Die gleichen Schwierigkeiten wie für die Limnaeen erheben sich hinsichtlich der Athmung auch für die großen Muscheln, die Vertreter der Gattungen Unio und Anodonta. Diese kopflosen mit zwei Schalenklappen umgebenen Weichthiere stecken meist nicht weit vom Ufer entfernt mit ihrem Vorderende im Boden drin, in welchen sich der Fuß eingräbt. Das Hinterende des Thieres ragt frei in's Wasser, dem es durch eine der beiden großen daselbst befindlichen Mantelöffnungen die zur Athmung und Ernährung erforderliche Wassermenge entnimmt, indeß der anderen Oeffnung die Ausfuhr der verbrauchten Stoffe obliegt. Gräbt sich nun das Thier nicht weit genug in den Boden ein, so befindet es sich in beständiger Gefahr, von der Brandung erfaßt und an's Land geschwemmt zu werden, eine Gefahr, der, wie wir schon sahen, viele Thiere zum Opfer fallen. Wühlt hingegen die Muschel sich zu tief in den Boden, so daß die Mantelöffnungen nicht mehr frei in's Wasser hineinragen, so gelangt in dieselben Sand und Schlamm hinein. Da wo das Thier als Untergrund kiesigen oder sonst wie festen Boden hat, ist es noch am leichtesten beiden Gefahren sich zu entziehen. In schlammigem Boden dagegen ist das Thier gezwungen, um doch einen festen Stützpunkt zu finden, den Fuß außerordentlich zu strecken und das Hinterende möglichst auszudehnen. Diese besonderen Verhältnisse der Lebensweise prägen dem Thiere eine Form auf, welche es sofort ermöglicht, auch abgesehen von dem durch den Schlamm bewirkten Aussehen der Schale, den einstigen Wohnplatz der betreffenden Muschel zu erkennen. Es ist namentlich das Vorderende der Schale, welches durch Abwärtskrümmung des Oberrandes und hakenförmige Krümmung des Schnabels eine charakteristische Umbildung erleidet. Man findet auf diese Weise in demselben See beide Formen nebeneinander, die auf festem Boden lebende normale und die dem Aufenthalte in einer Schlammschichte angepaßte Varietät. Beide Formen unterscheiden sich um so deutlicher,

je älter die Thiere sind, wogegen sie in der Jugend sich nicht auseinander halten lassen, ein Umstand, welcher den sicheren Beweis dafür enthält, daß beide nicht von Haus aus verschiedenen Arten angehören, sondern nur Modificationen einer einzigen Art darstellen, deren Entstehung durch die Anpassung an ungleiche äußere Existenzbedingungen erklärt wird. Schon Roßmäßler machte am Wörthersee bei Klagenfurt die Erfahrung, daß dem Unio longirostris in den Schlammschichten der Unio platyrhynchus, dem Unio batavus der Unio decurvatus entspricht und im Chiemsee traf Clessin zwischen Unio decollatus und Unio arca das gleiche Verhältniß an, wobei er übrigens bemerkte, daß er beide nur als Varietäten von Unio pictorum ansehen könne. Ein ähnliches Verhältniß kennen wir durch Held vom Schliersee, in welchem die Anodonta lacustris gemein ist, wogegen im Abflusse des Sees, der Schlierach eine andere Art, die Anodonta rostrata lebt. In diesem Abflusse nun stellen sich durch den Mangel der im See selbst lebhaften Wellenbewegung, sowie durch das Vorhandensein einer tieferen Schlammschichte als sie im See vorkommt, die Verhältnisse wesentlich anders und es hatte daher auch schon Held die Ansicht ausgesprochen, daß die Art der Schlierach ursprünglich aus jener des Sees entsprungen sein würde. Zu dieser Vermuthung wird man um so mehr gedrängt, als von den jungen im See geborenen Muscheln offenbar durch die starke gegen den Abfluß gerichtete Strömung viele in jenen entführt werden, in welchem sich gleichwohl nur die eine Art, diese aber in äußerst beträchtlicher Menge, vorfindet.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die im Vorausgehenden gewonnenen Resultate, so ergiebt sich uns folgendes: einmal, daß je nach der Bodenbeschaffenheit innerhalb der größeren Seebecken an den verschiedenen Uferstrecken ganz ungleiche Bedingungen für die Existenz der Weichthiere obwalten und sodann, daß diesen verschiedenartigen äußeren Verhältnissen die Thierwelt sich angepaßt hat. Es hat daher auch die nunmehr näher in's Auge zu fassende Thatsache nichts überraschendes, daß in den größeren Seen von einander getrennt verschiedene Faunen angetroffen werden, die, wenn auch genetisch unter einander in Verbindung stehend, doch scharf auseinander gehalten werden können und müssen. Da, wo an den größeren Seen kleinere stille Buchten oder wo kleinere reich mit Pflanzen durchwachsene Seen direct die gleichen Verhältnisse darbieten wie die Teiche und kleinen Seen der Ebene, da findet sich auch hinsichtlich der Thierwelt volle Uebereinstimmung. Dies gilt z. B. von den Anodonten des über 3000 Fuß hoch gelegenen völlig ruhigen Spitzingsee. Im Gegensatze dazu zeichnen sich diejenigen Mollusken, welche an der Brandung stark ausgesetzten Uferstrecken leben, durch Merkmale aus, welche sie als sog. Seeformen charakterisiren, und welche in Verringerung der Größe, in massiger Entwicklung des festen Gehäuses in einer auffallend hellen gelblichen Farbe und bei den Limnaeen in Verkürzung und Zusammenschiebung des Gewindes bestehen. Solche charakteristischen dickschaligen Seeformen sind z. B. die Anodonta latirostrata des Ammersee und die Anodonta

callosa des Chiemsee. Von den Limnaeen ist als eine charakteristische Seeform die Limnaea rosea des Ammersee zu nennen, welche als eine ganz typische wohlcharakterisirte Art erscheint. Andere ihr nahestehende und wohl gleichfalls auf die Limnaea mucronata der Alpenwässer zurückzuführende Arten, wie die Limnaea rubella des Chiemsee, erscheinen nicht so typisch ausgebildet, lassen vielmehr eine weit größere Variabilität, ein Schwanken in den Formverhältnissen des Gehäuses erkennen, was darauf hinweist, daß in diesen Arten jener zur Anpassung an die besonderen Lebensbedingungen des Sees führende Umwandlungsproceß noch nicht zum Abschlusse gelangt ist, wie das doch bei der Limnaea rosea der Fall ist.

In jedem der größeren Seen hat also die mehr oder minder weitgehende Anpassung an die besonderen Verhältnisse desselben zur Entstehung einer eigenen mehr oder minder scharf gekennzeichneten Thierwelt geführt und die Vergleichung lehrt, daß das endliche Ergebniß in den verschiedenen Seen kein übereinstimmendes ist. Clessin bemerkt hierüber am Schlusse seiner ausgedehnten, sorgfältigen Untersuchungen: „Jedes Wasserbecken hat seine Individualität ausgeprägt und selbst die Faunen ganz nahe gelegener Seen, wie jene des Ammer- und Starnbergersee, deren einstiger directer Zusammenhang sehr wahrscheinlich ist, sind verschieden und beweisen uns, daß jedes Becken ein für sich abgeschlossenes Centrum bildet, an das sich die Geschichte seiner Formen anreiht. Wir finden überall eine Umwandlung der Formen und eine Anbequemung derselben an bestimmte Verhältnisse, die nirgends besser und schlagender illustrirt wird als durch die vorgeführten Seemollusken". In einigen Fällen läßt sich die Umwandlung der Thierwelt eines oder des anderen dieser Seen direct erweisen. So namentlich am Alpsee. An diesem hat die ziemlich nahe dem nördlichen Ufer entlang laufende Eisenbahn an einer Stelle ein Stück am See abgeschnitten, welches einigermaßen versumpft und sehr reich von Mollusken bewohnt ist. In diesem mit Wasserpflanzen dicht besetzten Abschnitt finden sich keine Mollusken von Seecharakter und die in beiden Theilen gemeine Gattung Valvata piscinalis erscheint hier in ihrer normalen Form, während sie im See selbst in der Varietät der Valvata contorta auftritt, einer auch in anderen Seen angetroffenen charakteristischen Seeform. Da nun hier die Bildung des Abschnittes durch den Eisenbahndamm erst in die jüngste Zeit fällt, so ist die im Abschnitt lebende Valvata offenbar aus der Seeform entstanden und es lehrt daher dieser Fall recht klar, wie die Seeformen nicht schlechthin als gute, fixirte Arten und Varietäten angesehen werden können, sondern nur als an die Verhältnisse des Sees angepaßte Formen, welche sofort wieder in die ursprüngliche Gestalt zurückschlagen, sobald die Bedingungen, denen sie ihre Entstehung verdankten, hinweggefallen sind.

Wichtiger noch sind die für den Ammersee nachweisbaren Umwandlungen seiner Fauna. Bei diesem See nämlich findet sich an seiner Süd- und Westseite ein mächtiges Tufflager, welches von dem in früheren Zeiten

beträchtlich größeren See abgelagert wurde, dessen Spiegel damals um 90 Fuß höher gelegen und mit jenem des Starnberger Sees in Verbindung war. Die in diesem Tuff eingeschlossenen Mollusken entrollen uns das Bild der Fauna des Sees in seiner früheren Zeit und es zeigt sich, daß die damals vorhandenen Weichthiere nicht durchweg mit den jetzt darin lebenden übereinstimmen. So steht die charakteristische Limnaea rosea aus dem Tuff der Stammform noch weit näher als die lebende. Von Valvaten findet sich im Tuff die Valvata alpestris, welche jetzt im See nicht mehr lebt, dagegen noch in den innerhalb der Alpen gelegenen Seen angetroffen wird. Gegenwärtig findet sich im Ammersee die obengenannte Valvata durch eine andere ersetzt: durch die Valvata contorta, welche also seit jener Zeit sich aus der alpinen Form entwickelt hat. Es sind das mithin Verhältnisse, welche unwillkürlich an die bekannte Entwicklungsweise des Planorbis multiformis erinnern, wie sie in den geschichteten Ablagerungen des kleinen tertiären Süßwasserbecken zu Steinheim niedergelegt ist. In allen diesen Fällen handelt es sich um eine an ein und derselben Stelle sich vollziehende Umwandlung von Arten und es ist daher nicht zu verstehen, wie M. Wagner gerade den Steinheimer Befund im Sinne seiner Migrationstheorie verwerthen zu können glaubt. Mögen immerhin Thermalquellen da gewesen sein und auch sonst an den verschiedenen Uferstrecken einigermaßen abweichende äußere Lebensbedingungen bestanden haben, so ließe sich damit doch nur eine etwaige in Wirklichkeit nicht einmal vorhandene örtliche Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Fauna erklären, nicht aber alle die zahlreichen an ein und derselben Stelle nach einander auftretenden Umbildungen. Wenn dieser einfachen von Weismann in seiner Widerlegung der Migrationstheorie geltend gemachten Logik gegenüber Wagner seine Meinung noch aufrecht zu halten versucht, so bleibt der Wissenschaft nur übrig, darüber zur Tagesordnung überzugehen.

Diese zumal an den bayrischen Alpenseen angetroffenen Verhältnisse, lehren uns die Abhängigkeit der Thierwelt von ihrer Umgebung und den umgestaltenden Einfluß, welchen die äußeren Verhältnisse auf die Arten auszuüben vermögen, kennen. Auffälliger noch und völlig gesichert gegen Irrungen irgend welcher Art tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen bei der Durchmusterung der in der Tiefe der größeren Seen hausenden Thierwelt. Freilich sind die Untersuchungen, welche uns über dieses Gebiet Aufschluß gegeben haben, neuesten Datums und erst auf wenige Seen beschränkt, indessen haben schon die hierbei gewonnenen Resultate viel Wichtiges ergeben und erlaubt, einige weittragende allgemeine Gesichtspunkte daraus abzuleiten. Am gründlichsten untersucht ist bis jetzt, Dank dem Eifer von Prof. Forel in Morges bei Lausanne, der Genfer See; und mit diesem werden wir uns daher auch eingehender beschäftigen. Forel unterscheidet mit Bezug auf das organische Leben des Sees die schon erwähnten drei Regionen; diejenige des Ufers, sodann die pelagische, die Hauptmasse bildende und endlich jene der Tiefe.

Von diesen drei Regionen, von denen eine jede ihre bestimmten charakteristischen physikalischen Verhältnisse aufweist, haben wir bereits eine näher kennen gelernt, die Uferregion nämlich. Sie reicht bis zu 10 oder 15 M. Tiefe. Das Wasser ist der Einwirkung von Licht und Wärme in vollem Umfange ausgesetzt, schwankt in seiner Temperatur zwischen 5° und 25° C., übt einen geringen Druck aus, ist aber durch Wellen und Strömungen häufig in heftige Bewegung versetzt. Reiche Wiesen von Wasserpflanzen überziehen den Boden und feste Körper aller Art bieten den Bewohnern Anheftungspunkte. Die Thierwelt dieser Region besteht aus kräftigen, lebhaft gefärbten Thieren, die oft mit Haftorganen ausgerüstet sind.

Die Hauptmasse des Sees wird gebildet von der pelagischen Region, die bis gegen den Grund hin reicht. Feste Körper, an welchen die Thiere sich anheften oder an denen sie zerschellen könnten, fehlen natürlich. Die Flora ist auf zwei Arten fast mikroskopisch kleiner Algen beschränkt. Je mehr man sich von der Oberfläche entfernt, um so mehr nimmt der Druck zu, der mit je 10 M. eine Steigerung um eine Atmosphäre erleidet, wogegen umgekehrt die Temperatur und die Lichtstärke abnimmt. Die Thierwelt, die fast nur aus kleinen Krebsen besteht, zeigt ebensolche Verhältnisse, wie wir sie auch im Meere die schwimmende, nicht seßhafte oder pelagische Thierwelt darbieten sehen. Die zum Schwimmen gut eingerichteten Thiere entbehren besonderer Haftorgane und sind vor Allem ausgezeichnet durch ihre geringe Färbung und ihre vollkommene Durchsichtigkeit. Dieser letztere Umstand, der in gleicher Weise auch bei den unter übereinstimmenden Bedingungen lebenden Meeresbewohnern wiederkehrt, sichert den Thieren Schutz vor ihren Verfolgern zu, namentlich also vor den Fischen. Einige dieser kleinen Kruster sind so vollkommen durchsichtig, daß sie niemals im Magen der ausschließlich von Krebsen lebenden Fische gefunden werden. So namentlich die schöne große Leptodora hyalina. Mit dieser Gefahr beständiger Verfolgung durch Fische, mag, zum Theil wenigstens, auch die Gewohnheit dieser Krebse zusammenhängen, nur bei Nacht in den oberflächlichen Wasserschichten zu leben, bei Tage dagegen in Tiefen von 10—25 M. sich aufzuhalten. In einer Tiefe von 25 M. ist aber die Lichtintensität schon eine sehr geringe. Forel fand, daß im Sommer in einer Tiefe von 40 M. so wenig Licht vorhanden ist, daß ein mit salpetersaurem Silber getränktes Stück Papier 3 Tage lang unter Wasser bleiben mußte, bis eine leichte Trübung auftrat, wogegen in einer Tiefe von 50 M. eine chemische Wirkung des Lichtes überhaupt nicht mehr nachweisbar war. Die Krebse der pelagischen Region vermeiden also ebensowohl die absolute Finsterniß, als das helle Licht und sie haben durch das beständige Auf- und Niedersteigen bei Tag und Nacht den Vortheil, eine viel mächtigere, dickere Wasserschicht auf ihre Nahrung durchsuchen zu können. Auf diese Wanderungen der pelagischen Thierwelt, die ebenso wie im Süßwasser auch im Meere beobachtet wurden, ist man erst in den letzten Jahren aufmerksam geworden. Es waren namentlich die von

Weismann im Bodensee ausgeführten Untersuchungen, welche zur Erkenntniß dieser Thatsache führten. Nachdem Weismann bei Tage vergeblich gefischt, versuchte er es in einer ruhigen Nacht. Hören wir über das Resultat seine eigenen Worte. „Statt einiger Thierchen, die ich erwartet hatte, fand ich das Wasser mit Tausenden von Thierchen gefüllt; es sah milchig trüb aus nur von der Masse kleiner Organismen, die es enthielt. Das hüpfte, stieß und flog durcheinander, daß man schwindlig wurde beim Hineinsehen in die wirbelnden Schaaren".

In schroffem Contraste zu diesem munteren, rastlosen Treiben steht die ewige Ruhe der Tiefe, in der die kümmerlichen Vertreter der Thierwelt im feinen Schlamme leben, unberührt vom Wechsel der Jahre und der Tageszeiten. Für sie herrscht ewige Nacht und die Ruhe des Grabes und Leichen allein bilden ihre Nahrung. Die reichen, üppigen Waldungen und Rasen von Wasserpflanzen sind auf die Uferregion beschränkt, nur ihre vermoderten Reste gelangen sammt den zerfallenen Leibern abgestorbener Thiere langsam im Wasser sich senkend in die Tiefe, um dort den Todtengräbern zur Nahrung dienend, einen Schritt weiter zu thun im Kreislaufe des Stoffes und des Lebens. Die physikalischen Bedingungen, unter denen die Thiere der Tiefenregion leben, gleichen denen, welche wir für die Meere schon kennen lernten. Starker Druck des Wassers, Mangel des Lichtes und gleichmäßige Temperatur, die hier 5° bis 6° C. beträgt, sind die hauptsächlichen hierbei in Betracht kommenden Züge, zusammen mit dem weichen, jeden Pflanzenwuchses baaren Schlammboden, auf und in welchem die Thiere leben. Diese selbst sind klein und schwach, schwimmen langsam und sind an den Boden gebunden, in welchem manche ganz begraben sind. Sie sind wegen Mangels von festen Körpern nicht befestigt und brauchen es auch der vollkommenen Ruhe des Wassers wegen nicht zu sein.

An der Zusammensetzung dieser Tiefseegesellschaft betheiligen sich im Wesentlichen alle größeren in der Uferfauna vertretenen Gruppen des Thierreiches. So finden wir Infusorien, einen Süßwasserpolypen, Räderthierchen, eine Bryozoe und viele Würmer, von denen namentlich einer der vorläufig unter dem Namen Vortex Lemani beschrieben wurde, durch seine Mittelstellung zwischen Dendrocoelen und Rhabdocoelen Interesse erregte. Endlich kommen noch eine größere Anzahl von Krebsen, einige Insectenlarven und einige Schnecken und kleine Muscheln hinzu. Die großen Teichmuscheln fehlen, ebenso die Mehrzahl der am Ufer lebenden Schneckengattungen, da nur Limnaeen und Valvaten aus der Tiefe gebracht wurden. Auch kehrt das schon früher für die Thiere des Meeresgrundes hervorgehobene Verhältniß und zwar in verstärktem Grade wieder, daß nämlich diese Tiefseethiere uns nicht sowohl ihrer Stellung im zoologischen Systeme wegen von Interesse sind, als vielmehr wegen ihrer besonderen in Anpassung an ihre eigenartigen Existenzbedingungen erworbenen Züge und hier vor allem wegen ihrer Beziehungen zur Uferfauna. Die in der Tiefe lebenden Arten stimmen

nämlich mit jenen, die am Ufer angetroffen werden, nur im Allgemeinen überein, aber nie vollkommen. Am besten untersucht sind bis jetzt die Mollusken. Diese zeichnen sich in den Tiefseeformen durchweg aus durch geringe Größe, auffallende Gestalt und außergewöhnliche Dünne ihrer Schalen. Keine einzige Tiefseeart wurde mit einer Art der Uferfauna übereinstimmend gefunden, dagegen ließ sich für jede Tiefseeform in der Uferfauna eine ihr nahestehende nachweisen, aus welcher sie sich entwickelt haben muß. So entspricht die Limnaea profunda der L. stagnalis der Uferfauna, die Limnaea abyssicola der L. palustris, und in dieser Weise ließ sich für die drei Arten von Limnaeen, eine Art von Valvata und die zahlreichen Vertreter der kleinen Muschelgattung Pisidium in jedem Fall mehr oder minder evident der Ursprung von einer am Ufer lebenden Art nachweisen. Dieses Verhältniß in Verbindung mit anderen weiterhin zu besprechenden Argumenten liefert uns den Beweis dafür, daß die in der Tiefe der Seen lebenden Arten sich aus den am Ufer wohnenden entwickelt haben, indem sie sich den besonderen in der Tiefe bestehenden Verhältnissen anpaßten.

Beispiele solcher Anpassungen, Belege für die Abhängigkeit der Thierwelt von der Beschaffenheit des Wohnorts und der umgebenden äußeren Verhältnisse überhaupt haben wir schon bei der Betrachtung der Uferfauna kennen gelernt und wir treffen sie auch hier wieder an. Wie in der Tiefe des Meeres, so sind auch von den am Grunde des Genfersees lebenden Geschöpfen mehrere blind, wie namentlich eine Assel und ein Gammarus, die beide in der Uferfauna nahe verwandte Vertreter besitzen, welche mit hoch entwickelten Augen ausgerüstet sind. Eine Anpassung anderer Art zeigen die Limnaeen. Diese sind obwohl Wasserthiere, doch Luftathmer und mit Lungen ausgestattet. Im seichten Wasser sieht man sie häufig an die Oberfläche des Wassers steigen und Athem schöpfen. Natürlich ist dies von der Tiefe aus unmöglich und daher besteht bei ihnen ein anderer Athmungsvorgang. Ihre Lunge ist mit Wasser erfüllt, dem nun hier ebenso wie an den übrigen Körperstellen durch die Haut der nöthige Sauerstoff entnommen wird. Nach den durch die vergleichende Anatomie wie durch die Paläontologie uns dargebotenen Anhaltspunkten unterliegt es keinem Zweifel, daß die Limnaeen von kiementragenden Schnecken, den Tectibranchien, abstammen, wobei unter Verlust der Kieme die Athemhöhle in eine Lunge sich umbildete. Die Tiefseeformen sind nun wieder zur Athmungsweise ihrer Vorfahren zurückgekehrt, allein die Kieme ist dauernd verloren, ein Wink für uns, daß wir den thierischen Organismus nicht schlechthin als die unter den gegebenen Verhältnissen einzig zweckmäßige und einzig mögliche Form anzusehen haben, sondern daß für die Vollziehung bestimmter Leistungen der Natur eine Fülle von verschiedenen Mitteln und Wegen zu Gebote steht.

Der besondere Werth, welchen für uns die Beziehungen der Tiefseefauna zur Uferfauna unserer großen Binnenseen besitzen, beruht namentlich

in der Sicherheit, in der wir uns bezüglich des Ursprunges der Tiefseethiere befinden. Denn alle die zahlreichen über die Verbreitung der Thiere uns zu Gebote stehenden Erfahrungen zeigen uns, daß die Thierwelt der Tiefenregion nur von der Uferregion aus durch successive Einwanderung sich gebildet haben kann. Denn wenn auch für zahllose Fälle die Einwanderung oder Verschleppung bestimmter Thiere von einem Orte zum anderen und aus einem See in einen mehr oder minder entfernten nachgewiesen ist, so sind doch der Natur der Sache nach für die Tiefsee solche Eventualitäten ausgeschlossen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Erdausstiche, wie sie etwa beim Bau von Eisenbahnen oder sonst wie hergestellt werden, in dem in ihnen sich sammelnden Regenwasser früher oder später ein reich entwickeltes Pflanzen- und Thierleben aufweisen. Zur Entstehung desselben tragen theils durch die Winde fortgetragene Samen und Keime bei, in noch höherem Maße aber directe Uebertragungen durch Vögel und Fische. Sobald nämlich das Wasserbecken durch irgend einen Abfluß mit anderen Gewässern in Verbindung steht, ist ja sowohl den Fischen als auch den wirbellosen Thieren selbst die Möglichkeit einer Einwanderung dargeboten. In vielen Fällen freilich schließt die Beschaffenheit dieser Wasserstraße die Einwanderung kleiner Schnecken, Krebse u. s. w. aus, namentlich dann, wenn es sich um reißende Ströme wie z. B. den Rhein handelt. Von den Fischen aber ist es bekannt, daß sie lange Zeit hindurch den Larven der großen Süßwassermuscheln zum Aufenthalte dienen, wodurch dann Ortswechsel in großem Maßstabe ermöglicht werden.

In noch größerem Umfange findet diese zufällige Verschleppung kleinerer Wasserthiere statt durch Wasservögel. So findet man in den meisten größeren Seen nicht nur Deutschlands, sondern auch des ganzen übrigen nördlichen Europa die pelagische Thiergesellschaft in ziemlich übereinstimmender Weise aus einer nicht sehr großen Anzahl von Arten kleiner Krebse zusammengesetzt, die sich in Norwegen genau in der gleichen Form wieder finden wie in den Alpenseen oder im südlichen Rußland. Es ist nun durchaus unmöglich, daß diese weite Verbreitung in einer activen Wanderung der betreffenden zarten Thierchen ihre Erklärung finden könne, da sie weder zu den Flußbewohnern gehören, noch auch im Stande sind, gegen die Strömung mächtiger Flüsse zu schwimmen. Es ist daher beispielsweise undenkbar, daß diese kleinen Krebse dem Bodensee durch den Rhein zugewandert seien, selbst wenn wir dabei absehen von dem Falle bei Schaffhausen, da dessen Bildung ja erst in sehr späte Zeit fällt. Und doch müssen die fraglichen Thierchen von außen dem See zugeführt sein, weil dieser am Ende der Tertiärperiode, als der Rheingletscher weit über seine jetzigen Grenzen hinreichte, überhaupt nicht als See existirte. Die Einfuhr haben unzweifelhaft Wasservögel besorgt, die zwischen ihren Federn beim Schwimmen allerhand an der Oberfläche des Wassers befindliche Thiere aufbewahrt und von einem See zum andern verschleppt haben. Gerade bei jenen kleinen Krebsen ist dies um so leichter

möglich, als ihre sog. Wintereier sehr hartschalige Gebilde sind, welche monate- und jahrelang außerhalb des Wassers verweilen können, ohne ihre Entwicklungsfähigkeit einzubüßen. Auf diese Weise erklärt sich die weite Verbreitung mancher Arten der pelagischen kleinen Krebse. Auch für Schnecken und deren Eier ist der Transport durch Vögel nachgewiesen, allein für diese spielt er keine so wichtige Rolle wie für die anderen genannten Thiere. Es sind mithin nicht ausschließlich die im Inneren des Seebeckens lebenden, sondern, wiewohl in geringerem Umfange, auch die das Ufer bewohnenden Thiere, für welche unfreiwillige Einwanderung durch Verschleppung von Vögeln oder Fischen in Betracht kommt.

Für die Beurtheilung der Frage nach der geographischen Verbreitung und der Herkunft der am Ufer lebenden Thiere ist daher die Möglichkeit activer wie passiver Wanderungen stets im Auge zu behalten und ein Umstand, welcher zu Irrungen leicht Anlaß geben kann. Bei den Thieren der Tiefenregion fällt der Verdacht derartiger Täuschungen hinweg, denn Vögel kommen ja nicht bis in die Tiefe, und daß auch Fische hier nicht zu Verschleppungen Anlaß geben, beweist schon der Umstand, daß gerade die großen Süßwassermuscheln, für welche allein der Transport durch Fische feststeht, unter der Thierwelt der Tiefe keine Vertreter aufzuweisen haben. Die Thiere der Tiefe sind mithin auf ihren Wohnort festgebannt, sie könnten in die Tiefe irgend eines anderen Sees nur durch unterirdische Communicationen gelangen, von denen aber geologische und physikalische Verhältnisse nichts zu melden wissen. Wir dürfen daher es als feststehend betrachten, daß die in der Tiefenregion eines Sees lebenden Thiere nicht aus der Tiefe eines anderen Sees stammen können, vielmehr nothwendigerweise in jedem einzelnen See sich aus in die Tiefe eingewanderten Strandbewohnern müssen entwickelt haben. Wenn wir nun zwischen den Tiefseearten und bestimmten anderen am Ufer lebenden Arten gewisse übereinstimmende Züge beobachten, so werden wir auch in den Stand gesetzt zu sagen: aus welcher Uferform sich jede einzelne Tiefseeform entwickelt hat.

In jedem einzelnen See ist also die in der Tiefe lebende Thierwelt von jener des Ufers so verschieden, daß keine einzige Art beiden gemeinsam zukommt, und andererseits hat wieder in jedem See selbständig der Proceß der Umwandlung von Uferformen in Tiefseeformen sich vollzogen. Die allgemeinen physikalischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit sind aber in jedem einzelnen See ungefähr die gleichen und so wird man denn erwarten dürfen, daß auch die Umbildung der Arten in wesentlich gleicher Weise sich überall vollzogen hat, daß mithin der allgemeine Charakter der Tiefseethierwelt sich in den verschiedenen Seen gleich bleiben werde. Da indessen in jedem See der Umwandlungsproceß sich selbständig vollzogen hat, so wird auch die Thierwelt ihre kleinen Eigenarten und specifischen Merkmale aufweisen. Und das ist es nun, was thatsächlich die Beobachtung lehrt. Außer dem Genfersee sind, wenn auch noch minder sorgfältig, bis jetzt auf ihre

Tiefseefauna noch untersucht der Bodensee, Züricher-, Neuchateler-, Wallensee, Starnbergersee und einige andere. In allen fand sich im Wesentlichen die gleiche Bodenbeschaffenheit und der gleiche allgemeine Charakter der Thierwelt vor, dabei aber zeigte die Thierwelt eines jeden Sees ihr besonderes charakteristisches Gepräge, welches dazu nöthigte, die betreffenden Tiefseeformen als neue Arten und Varietäten zu beschreiben. Nur eine einzige Art, Pisidium Foreli, wurde in ganz charakteristischer Form in zwei Seen, im Bodensee und im Genfersee, angetroffen, und das Gleiche gilt auch von dem schon erwähnten Vortex Lemani, der außer im Genfer- auch im Starnberger-See gefunden wurde. Im übrigen sind alle aus verschiedenen Seen stammenden Formen Vertreter neuer Arten, was namentlich von den Pisidien gilt, von denen jetzt schon acht Tiefseearten bekannt sind.

Wir haben somit in den Alpenseen die Bildungsstätten zahlreicher neuer Arten vor uns, was ihnen aber in dieser Richtung noch ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß hier auch die Zeitbestimmung sehr wohl gelingt. Es kann nämlich für diese Seen leicht nachgewiesen werden, daß ihre Bildung und Bevölkerung in sehr späte Zeit fällt; in eine Zeit, zu welcher längst der Mensch das mittlere Europa bewohnte. Allerdings steht gerade für den Bodensee fest, daß an seiner Stelle auch in der Mitte der Tertiärepoche ein großer Süßwassersee existirte, dessen Bewohner uns aus den bei Oeningen befindlichen Ablagerungen der Süßwassermolasse bekannt sind. Allein dieser See mitsammt seiner ganzen Thier- und Pflanzenwelt verschwand, als gegen das Ende der Tertiärperiode das im Beginne derselben tropische Klima dermaßen sich abkühlte, daß jene großartige Vergletscherung der Alpen und der niedrigeren Gebirge eintrat, welche unter dem Namen der Eiszeit bekannt ist. Zu jener Zeit überzogen die Gletscher nicht nur die höheren, mächtigeren Erhebungen, sondern sie erstreckten sich so weit auch in's flache Land hinein, daß tausende von Fuß hohe Eismassen die ebene Schweiz bedeckten. Erst, als mit zunehmender Temperatur die Gletscher zurückgingen, bildete sich der Bodensee, in welchem die, seine Vergangenheit bezeugenden Moränen alsbald durch niedersinkende, erdige Massen mit jener Schlammschicht überzogen wurden, welche jetzt die Wohnstätte für die Thiere der Tiefe bildet. Die Thierwelt des Bodensees ist mithin nicht die Nachkommenschaft der zur Tertiärzeit dort lebenden, sondern sie ist erst später eingewandert, theils activ, durch die mit dem See zusammenhängenden fließenden Wasser theils auf dem Wege der Verschleppung durch Vögel und Fische. Erst aus der neu angesiedelten Uferfauna hat sich dann durch Einwanderung in die Tiefe die Thierwelt der Tiefenregion bilden können.

Von Gegnern der Descendenzlehre hört man nicht selten den Einwurf, warum denn Umwandlungen von Arten nur in älteren geologischen Epochen, nicht auch in der Gegenwart und seit Erscheinen des Menschen auf der Erde, zu beobachten seien. Fälle, wie die eben von den Alpenseen vorgelegten, entkräften derartige Entgegnungen besser, als die meisten anderen Beispiele

von Umwandlungen der Arten. Denn in fast allen jenen zahlreichen Fällen, in denen wir durch Uebergangsformen den Zusammenhang zwischen getrennten Arten nachweisen können, vermögen wir nicht den Beweis für den Zusammenhang der Generationen zu erbringen, und nicht den Einfluß zu beurtheilen, welchen Kreuzungen gehabt haben können. In unseren Süßwasserseen liegen dagegen so klare, einfache Verhältnisse vor, wie sie das Experiment nicht reiner verlangen kann. Am Ufer nur die eine, in der Tiefe nur die modificirte Form, das sind die Factoren, welche uns beweisen, daß Kreuzungen hier nicht im Spiele sein können und, daß die Nachkommen der Tiefseethiere wieder zu eben solchen werden.

Aber noch nach einer anderen Seite hin sind diese wichtigen Forschungen im Stande, Einfluß auf die herrschenden allgemeinen Anschauungen auszuüben. Unter jenen, welche durch die zahlreichen vorgelegten Thatsachen von dem Vorhandensein der Descendenz überzeugt sind, gehen die Ansichten weit auseinander über die Art und Weise des Ursprunges der Formen. Haeckel, dessen Ansichten hierin maßgebend geworden sind, läugnet jeden directen Zusammenhang zwischen den Protozoen oder Urthierchen und den höheren Thieren, deren ursprünglichste älteste Vertreter nach ihm Colonien von Urthierchen waren. Von diesen ältesten, zur Gastraea hinführenden Formen, leitet er dann die sämmtlichen höheren Thiere ab, wobei er wieder für jede einzelne größere Gruppe des Systems eine einzige Art als Ausgangspunkt voraussetzt. Und wie hier für die Typen, Classen u. s. w. je ein einheitlicher Ursprung angenommen wird, so lassen auch Darwin, Weismann u. A. jede einzelne Art nur ein einziges Mal und an einem einzigen Orte entstanden sein. Diese Auffassung nun, soweit sie wenigstens sich auf den Ursprung der Arten bezieht, ist durch die oben besprochenen Forschungen beseitigt. Pisidium Foreli z. B., welches sowohl im Bodensee als im Genfer-See in der Tiefenregion lebt, hat sich in jedem See selbständig von Pisidium nitidum abgezweigt. Ja, noch mehr! Es liegt nicht der mindeste Grund vor, anzunehmen, daß in jedem einzelnen See die Bildung der gesammten Tiefsee-Thierwelt sich mit einem Male und gleichzeitig vollzogen habe; es wird sich vielmehr jedes Mal, sobald ein befruchtetes oder trächtiges Pisidium in die Tiefe verschlagen wird, mit ihm derselbe Umbildungsproceß wiederholen können und gewiß auch oft wirklich wiederholen. Haben wir doch in dem früher schon erwähnten Beispiele von Ethusa einen Fall kennen gelernt, in welchem die schon weiter in bedeutendere Tiefe eingewanderten Individuen auch in dem Anpassungsprocesse weiter vorgerückt waren. Wie in jenem Falle, so werden gewiß auch in den Binnenseen zuweilen neue Nachschübe vom Ufer aus, zur Tiefe erfolgen.

Allerdings wird hierbei die Frage leicht sich aufdrängen, ob denn die Tiefseeformen wirklich als Arten gelten können und müssen. Wohl mag in den ersten Generationen der Tiefseeformen die Umbildung noch nicht so weit gediehen sein und die Berechtigung zur Art-Unterscheidung fraglich erscheinen

bei den länger schon ihrem neuen Wohnorte angepaßten Individuen jedoch werden solche Zweifel nicht aufkommen können. Sind doch manche der Tiefseeformen so sehr den veränderten äußeren Lebensverhältnissen angepaßt, daß eine Rückkehr in die Uferregion oder überhaupt in die oberflächlichen Wasserschichten ihren sofortigen Tod zur Folge hat. So bei dem in der Tiefe des Bodensees lebenden Kilch und so auch bei anderen im Meere lebenden Fischen. Bei ihnen ist der Inhalt der Schwimmblase dem in der Tiefe herrschenden enormen Drucke des Wassers in der Weise angemessen, daß ein zu beträchtliches Emporsteigen dem Fische den Tod bringt, indem die in der Schwimmblase eingeschlossenen Gase durch ihre allzu starke Ausdehnung zu tödtlichen Quetschungen der Eingeweide und selbst zum Platzen der Schwimmblase führen. Aus diesen Gründen sind die Tiefseethiere so durchaus als ihrem Wohnorte angepaßte Geschöpfe anzusehen, daß man sie als gute Arten auch da anerkennen muß, wo ihre Abstammung von Uferbewohnern noch mit Sicherheit erkenntlich ist.

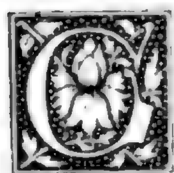
Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Rückblick auf die allgemeineren Ergebnisse, zu welchen die Tiefseeforschungen zumal in den Binnenseen uns geführt haben, so finden wir, daß unser Interesse auf sie namentlich dadurch gelenkt wird, daß sie uns einen Einblick gewähren in den Mechanismus der Artenbildung. Es stellen die Alpenseen uns die Bildungsstätten zahlreicher neuer Arten dar und es bieten uns dieselben zugleich die Möglichkeit, den ganzen Umbildungsproceß zu verfolgen und in der Würdigung der treibenden Factoren ihn als nothwendig zu begreifen. Noch interessanter gestaltet sich der ganze Vorgang, wenn durch vergleichende Betrachtung die Wiederholung desselben Processes in verschiedenen Seen constatirt wird. Wir gelangen damit dann zu der Erkenntniß, daß die Anpassung an übereinstimmende äußere Lebensbedingungen auch zur Entstehung ähnlicher ja selbst gleicher Formen führen kann, so daß eine und dieselbe Art mehrmals und an verschiedenen Orten entstehen kann. Wenn aber erst einmal für die Arten diese Bildungsweise anerkannt ist, dann wird man auch den größeren Gruppen des Systems consequenter Weise die Möglichkeit mehrstämmigen Ursprunges nicht absprechen können und man wird z. B. den aus der vergleichenden Anatomie für den polyphyletischen Ursprung der Mollusken sich ergebenden Anhaltspunkten keine principiellen Bedenken entgegenhalten können. Und angesichts solcher allgemeiner Resultate wird es denn wohl auch nicht zu viel gesagt gewesen sein, wenn ich im Beginn unserer Betrachtungen die Tiefseeforschungen jenen wissenschaftlichen Ereignissen zurechnete, welche weit über die Grenzen ihres ursprünglichen Rahmens hinaus fördernd und befruchtend auf den Entwicklungsgang der Wissenschaft einwirken.

Gustav Freytag.

Von

A. Dove.

— Breslau. —



Gustav Freytag, dessen Bildniß dies Heft den Lesern von „Nord und Süd“ vor Augen führt, ist am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien geboren. Kreuzburg, eine kleine deutsche Stadt, rings von oberschlesischen Slaven umgeben, wenige Stunden von der Grenze des Königreichs Polen entfernt, erst neuerdings durch die Rechte-Oderufer-Eisenbahn mit der stammverwandten Welt in stete Verbindung gebracht, lag damals recht einsam draußen, abgestreut in die Fremde, vorgeschoben gegen den Feind. Ward dem deutschen Ansiedler dort schon im Verkehr mit dem andersredenden Staatsgenossen das Gefühl der eigenen Nationalität nothwendig verdichtet, so verband ihn mit jenem ein altüberlieferter Haß gegen den echten Polen drüben jenseits der Prosna, ein lebhafter Abscheu vor dessen übelbeleumdeter Wirthschaft. Daher darf man wohl die merkwürdigen Schilderungen des polnischen Wesens in Soll und Haben, in Marcus König und im Freikorporal, ja selbst den Geist der Kampflust und der Colonisationsfreude, der uns aus ihnen anweht, gerade auf die frühesten Eindrücke zurückleiten, die der kindlichen Seele des Dichters zutheil geworden. Allein auch über dies bestimmte Verhältniß hinaus ist so in Freytag offenbar der Trieb zu nationaler Unterscheidung überhaupt verstärkt, der Blick für die Besonderheiten des eigenen Volksthums sowohl wie die der anderen Rassen geschärft worden. Auch römischen und romanischen Charakter hat er deshalb oft glücklicher als andere Historiker und Poeten im Gegensatze zu germanischem und deutschem zu fassen verstanden; und selbst die meisterhafte Kunst, mit der er das Semitenthum der Juden in seiner Beharrlichkeit und doch zugleich seinen zahlreichen Nüancen vom Ost- zum Westeuropäischen in Soll und Haben zu malen weiß, deutet auf die nämliche früh entwickelte Gabe, wie-

wohl es ihm natürlich für dies specielle Thema auch späterhin, vornehmlich während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der schlesischen Hauptstadt, an Gelegenheit zu mannichfacher Uebung nicht fehlen konnte. Ein Mann von unserer Ostgrenze also, wo der Deutsche seit fast tausend Jahren, ehedem mit Schwert und Kreuz, nunmehr mit Pflugsterz und Schulbuch in der Hand auf dem Sprunge steht, ein stolzer und eifriger Wächter seiner Volksehre und Stammeshabe, ein Markomanne im technischen Sinne des Worts, um einmal mit Held Ingo alterthümlich zu reden, — das wäre das erste Element, das wir zur Bestimmung von Freytags Eigenart aus seinem Schicksal auszuscheiden vermögen. Kein Wunder, daß ihm die Bilder und Begriffe des Grenzlebens auch in seine wissenschaftlichen Forschungen gefolgt sind; in einer glänzend geschriebenen Abhandlung hat er noch vor acht Jahren ganz Schlesien mit einem mächtigen Grenzwald urgermanischer Anlage umzogen, dem ähnlich, den wir im Eingange der Ahnen schon betreten; doch darf nicht verschwiegen werden, daß die Lokalhistoriker der Provinz der Realität dieser defensiven Vandalenschöpfung den Glauben versagt haben. Jedenfalls aber unanfechtbar versetzt in solchen, sei es historischen, sei es poetischen Grenzwald, Freytag als deutsche Ansiedler gegen Polen seine eigenen leibhaftigen Ahnen, ein altes Bauerngeschlecht, dessen Stammbaum bis in's 16. Jahrhundert rückwärts verfolgbar durchaus deutsche Frauen aufweist; so daß der leise slavisch anmuthende Zug im Knochenbau der Wangen an dem sonst echt germanischen Kopf eben nur die Gebrechlichkeit unserer physikalischen Ethnologie darthut, während das scharfe „r“ wie manche sonstige Verhärtung des gewöhnlichen schlesischen Dialekts sich bei Freytag natürlich genug aus der sprachinsularen Lage seines Geburtsortes erklärt.

Weit mehr, als der Heimath verdankt unser Dichter dem Elternhause. Der Vater hatte in den neunziger Jahren zu Halle Medicin studirt und von dort aus häufig das von Goethe dirigirte Lauchstädter Theater besucht; die Erinnerung daran, namentlich an die Aufführung Iffland'scher Stücke, begleitete ihn als schimmerndes Andenken in die stille Kleinstadt, wo er sich als Arzt niederließ; und noch in späteren Jahren war es ihm hoher Genuß, dem froh aufhorchenden Knaben wieder und wieder von der geschauten Herrlichkeit zu erzählen. Als endlich 1824 eine wandernde Schauspielergesellschaft Bonnot bis nach Kreuzburg vordrang, war denn auch der achtjährige Gustav neben dem Vater der fleißigste Gast ihrer Vorstellungen; und von da an aus eigener Bewegung hat er an der Bühne für alle Zeit warmen Antheil genommen. Indessen gab ihm der Vater mehr und besseres mit auf den Weg, als den in Lauchstädt angeknüpften Faden. Er war, nachdem er zwölf Jahre lang in Kreuzburg practicirt, eben dort bei Einführung der neuen Städteordnung 1809 zum Bürgermeister gewählt worden, durchlebte als solcher vielbeschäftigt die Jahre der Freiheitskriege und blieb im Amt bis in sein Greisenalter als ein Mann von altpreußischer Zucht und Haltung, redlich und pflichtgetreu, im Fühlen und Handeln dem Beruf und dem Hause

angehörig. Mit einem Worte: die ehrliche Bürgertugend, die der gereifte Sohn oft eindringlich in seinen Schriften gepredigt und die ihm soviel herzlichen Beifall erworben, weil ihre lebendige Erscheinung auch unter den Vätern des lieben deutschen Publicums in und außer Preußen Gott sei Dank keine Seltenheit war. Auch die Mutter, Pastorstochter vom Lande, war, wie sie sein sollte, eine tüchtige Hausfrau, unter deren glücklicher Hand Kinder, Mägde und Blumen gleich wohl gediehen; aber wie sie den winzigen Hofraum mit prächtigen Hortensien von wunderbarer Fülle auszuschmücken wußte, so war sie auch geistig mit Phantasie und freilich ungeschulter Erfindungskraft gesegnet; sie besaß eine poetische Ader, wie sie in Schlesien so häufig rinnt und versiegt, hier aber hinüberrann in das Herz eines Sohnes, der sie sorgsam zu speisen und künstlich zu fassen und auszubilden verstand. Neben Gustav wuchs noch ein um viertehalb Jahr jüngerer Bruder auf, der früh als Staatsanwalt starb, worauf an seinen Waisen der Oheim geraume Zeit hindurch mit Hingebung Vaterstelle vertreten hat.

Der mäßige Wohlstand des Elternhauses erlaubte den Söhnen die höhere bürgerliche Laufbahn, das gelehrte Studium. Gustav bezog 1829 das Gymnasium zu Oels, wo ein unverheiratheter Bruder des Vaters dem Stadtgericht vorstand. Im Hause des originellen Herrn, der eine große Bibliothek und ungewöhnlich vielseitige Sprachkenntniß besaß, gewöhnte sich der Neffe bei stillem Leben an ernste Lectüre, die von selbst eine philologische Richtung annahm. In dieser bestärkte ihn noch der Einfluß des Gymnasialdirectors Körner, der ihn 1835 als Primus omnium hoffnungsvoll auf die Universität Breslau entließ. Hier gewann Freytag der überwiegend grammatischen Interpretation Schneider's wenig Geschmack ab; mehr zogen ihn die römisch-antiquarischen Vorlesungen von Ambrosch an; am meisten jedoch sah er sich gefördert durch ein Privatissimum über deutsche Handschriftenkunde bei Hoffmann von Fallersleben wie durch den persönlichen Umgang mit dem populär poetischen, humoristisch lebhaften Germanisten. Allein sehr ernst nahm er als Mitglied des Corps der Borussen vorderhand das Studium überhaupt nicht; und so trieb ihn eigentlich zu seinem Heile nach drei Semestern eine große Jagd auf die akademischen Verbindungen nach Berlin, wo er als Zuhörer Lachmanns an der festen Handhabe kritischer Methode tiefer in die damals frisch abgeteuften Schächte der deutschen Philologie einfahren lernte. Zugleich fand er hier anregenden Verkehr in einem Kreise von Studienfreunden, von denen einige ihm durch's ganze Leben geistig nah blieben; so Adalbert Kuhn, der Indogermane, und die Söhne der Familie Koppe, auf deren stattlichem Gute Wollup er regelmäßig die Ferien zubrachte und von der Landwirthschaft im großen Stil Anschauungen und Kenntnisse davontrug, die hernachmals zwar den Freiherrn von Rothsattel nicht vorm verdienten ökonomischen Ruin bewahren konnten, wohl aber auf die innere und äußere Mitgift der Frau Ilse Werner gleich erfreulich eingewirkt haben. In Berlin erst ging übrigens unter den begeisterten Genossen unserem Freunde das

rechte Verständniß für Shakespeare auf; er sah dort mit Nutzen Lemm, die Crelinger, Weiß und andere namhafte Mimen und schrieb bereits selbst einige Tischkastendramen, als: die Sühne der Falkensteiner, der Hussit, von denen man indeß nur vernimmt, daß sie noch formlos waren und sich, wie bei der Beschäftigung mit Shakespeare natürlich, in häufigem Scenenwechsel umhertrieben. Wie sehr schon damals die dramatische Poesie ihm die Gedanken erfüllte, lehrt die Wahrnehmung, daß er ihre Geschichte auch zum Gegenstand seiner ersten gelehrten Arbeiten erkor. 1838 erwarb er den Berliner Doctorhut durch die Dissertation de initiis scenicae poësis apud Germanos, in der er die Ansichten Hoffmanns und Jacob Grimms über den Ursprung unserer mittelalterlichen, neuerdings durch die Oberammergauer Spiele so berühmt gewordenen Ostermysterien einsichtig verschmolz, und ein Jahr später habilitirte er sich mit einer Abhandlung de Hrosuitha poetria als Docent für deutsche Sprache und Literatur an der Breslauer Hochschule.

Die nun folgende Breslauer Periode von 1839—47, die ersten Jahre selbständigen Treibens und Wirkens in Freytags Leben gewähren uns wegen der inneren Zwiespältigkeit ihres Charakters keinen recht erquicklichen Anblick. Von Pegasus im Joche freilich, wie bei so manchem anderen Poeten mit vollem Recht, dürfte man hier keineswegs reden; denn während unser Freund die vor ihm aufgethane akademische Zukunft vorerst mit entschiedenem Ernst ins Auge faßte, ward er der productiven dichterischen Kraft, die in ihm lag, selber nur allmählich, ja gegen die Mehrzahl unserer Talente gehalten, ziemlich spät gewiß. Aber eben dieser langsame Proceß der Diffusion sozusagen seiner geistigen Qualitäten, aus dem endlich die richtige eigenthümliche Mischung seiner Natur hervorging, macht es schwierig, den Werth jener Jahre für ihn und uns rein abzuschätzen und kurz zu verzeichnen. Er begann sein Docentengeschäft wie die meisten Seinesgleichen mit noch wenig selbsterworbenem Wissen. Dazu störte seine Leistung der bisher aufgeschobene einjährige Militärdienst; eine Unterbrechung, die allerdings ihr Ende selbst herbeiführte, da dem rasch aufgeschossenen, damals nicht eben kräftigen Jüngling der Dienst eine längere Krankheit zuzog, in Folge deren er noch vor Ablauf des Jahres dem Civilstande zurückgegeben ward. Wie er sich aber körperlich bald erholte, sodaß er hernach bis in höhere Jahre hinauf zu den gesündesten und stärksten Männergestalten zählen konnte, so gelang's ihm auch nach und nach mit seiner Berufsthätigkeit ganz wohl. Eine beträchtliche Lehrgabe bewährt er noch heut in jeder längeren mündlichen Auseinandersetzung; weitere eigene Studien machten ihn schnell mit seinem Fache gründlicher vertraut, wie er denn damals für Grimms Wörterbuch zwei ältere Dramatiker, Ayrer und Rebhuhn durchsuchte. Was ihn trotzdem im Stillen vom akademischen Lebenswege mehr und mehr ablenkte, waren innere Gründe. Daß er nicht zum eigentlichen Sprachforscher geboren sei, der an der Naturform des Wortes um ihrer selbst willen seine Lust hat, konnte ihm nicht verborgen bleiben; aber auch die bloße Literaturgeschichte befriedigte ihn nicht auf die Dauer,

unzweifelhaft gerade weil er selbst zu poetischer Production angelegt war. Den echten Dichter kann an jener, wie den Maler an der Kunsthistorie, kaum etwas anderes reizen, als die Entwicklung der Technik im weitesten Verstande. Historisch darzustellen aber wird er diese doch erst nach eigener Reife vermögen: der junge Freytag war noch weit entfernt davon. Dagegen trieben ihn Imagination und Realismus zugleich, die beide neben einander in ihm rege waren, zur Conception einer anderen Art von Geschichte. Wenn er sie Culturgeschichte nannte, so konnte dabei ein Mann wie er selbstverständlich nicht an ein Lager von historischen Galanteriewaaren denken, wie es uns gewöhnlich unter solchem Namen vorgeführt wird; ebenso wenig aber hatte er eine streng philosophische Idee im Sinne, dergleichen ihm wohl immer fremd geblieben ist. Nein, es war ein poetischer Entwurf, wenn er von einer Geschichte der deutschen Volksseele träumte, ein poetischer Entwurf und doch unleugbar von wissenschaftlicher Berechtigung: die Ausführung, die er später in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit erhalten, thut das schlagend dar. Allein in jenen Breslauer Jahren war Freytag selber wohl der Weg zu seiner möglichen Realisirung noch nicht deutlich; da begreift sich, daß Stenzel, der ausgezeichnete Repräsentant der herkömmlichen politischen Historie an der Universität, von einer Verschiebung der Fächer überhaupt nichts wissen wollte; zugleich wohl etwas akademischer Hierarch, vermochte er 1846 die Facultät, Freytag die Erlaubniß zu Vorlesungen über deutsche Culturgeschichte zu versagen. Der junge Dichter hat darauf gekränkt die Hochschule ohne Abschied verlassen.

Der junge Dichter, sagen wir; denn mittlerweile hatte er angefangen dafür zu gelten, ja anderen vielleicht entschiedener als sich selbst. Was ihn zumeist zur Poesie herausforderte, war die Breslauer Gesellschaft. Mit den Collegen hatte Freytag, von Ambrosch und einigen jüngeren abgesehen, keine Verbindung; auch die Beziehung zu Hoffmann, der nach und nach prononcirter Politiker und dann seines Amts enthoben ward, war gelockert. Desto fröhlicher erging er sich in den lebenslustigen Kreisen der Stadt. Damals ward er der Gastfreund des Hauses Molinari, das unter der Romanfirma T. O. Schröter seither jedem Deutschen so wohlbekannt geworden. Dort ward ihm nun auch Handel und Wandel von der ernsten wie der heiteren Seite merkwürdig und zwar, da er jetzt überhaupt klarer sah, noch durchsichtiger, als einst die Landwirthschaft. Aber es galt nicht bloß für die Zukunft zu sammeln, man gab sich harmlos und empfänglich dem Genusse der Gegenwart hin. In Breslau, das in jenen Tagen noch mehr als heute die selbständige Bedeutung der socialen Hauptstadt einer großen Provinz besaß, war und ist man geübt, nach sanguinischer Schlesierweise dem Augenblick sein vergnügtestes Lächeln abzugewinnen. Da fließen Trunk und Trinkspruch um die Wette; und wenn nach alter guter Handwerkstradition von so und so viel Dichterschulen jedermann schlechte Verse machen und ertragen kann, so ist man doch auch aufgelegt, gute zu hören und im

Stande, wirklich poetische Einfälle zu würdigen. Da war nun Dr. Freytag an der rechten Stelle; ein hochgewachsener junger Mann mit langem blonden Haar, fest beim Glase Wein wie im Tanze, ritterlich artig und sinnvoll scherzhaft, unternehmend und sogar, was der rührenden Schlichtheit seines späteren äußeren Bezeigens gegenüber betont werden muß, elegant; wenigstens behauptet die geschwätzige Breslauer Fama, daß er selbst auf's Katheder, das er im Anfang mitunter in der Dienstjacke des Einjährigen betreten mußte, nachher gern in Glacéhandschuhen von herausfordernder Helligkeit und Farbe gestiegen sei. Vor allem aber: er stand seinen Mann im Gelegenheitsgedicht bei Polterabenden, Geburtstagen von höherer Bedeutung, Maskenbällen, lebenden Bildern, Zweckessen u. dgl. m. Proben davon sind neben „Bildern aus dem Volke" und einer Anzahl von Trinkpoemen in einer Gedichtsammlung zu lesen, die Theodor Molinari gewidmet, 1845 unter dem Titel „In Breslau" erschienen ist. Das ganze Büchlein zeigt recht deutlich, daß Freytag kein Lyriker ist. Sein Empfinden rein subjectiv auszusprechen war ihm niemals Bedürfniß; solch' lyrisches Bestreben, so hoch er es, nicht etwa bloß bei Goethe oder Heine, sondern selbst bei Geibel zu schätzen wußte, stellte sich ihm, wo er es an Geringeren beobachtete, leicht in einem fast komischen Lichte dar, wovon sein Bellmaus ergötzlich Zeugniß ablegt. Daher erscheint, was in seinen eigenen Gedichten an Lyrik anstreift, ziemlich nüchtern und matt. Auch den halblyrischen Apparat der älteren Romantiker von der zarten Linie, unter denen er für Tieck lange individuelle Vorliebe hatte, die beseelte und personificirte Natur, das Elfenwesen und Blumenspiel, braucht er nur äußerlich als Requisit der Mode; in seine Romane hat er später diese phantastische Halbwelt ebenfalls nur komisch hereinspuken lassen. Näher ist er mit Herz und Mund in jenen „Bildern aus dem Volke" von 1838—41 dem Tone der jungdeutschen Romantiker gekommen; besonders an Freiligrath, auch wohl an Grün erinnern einige dieser aufgeregten Romanzen und Balladen, in denen mancher Zug charakteristisch gelungen, mancher aber auch häßlich ausgefallen ist. Als Metrum verwendet er mit Vorliebe einen freier beweglichen, augenscheinlich schon durch Uhland geschmeidigten Nibelungenvers. Kurz und gut, es sind das doch nur poetische Schularbeiten im höchsten Sinne, Beweise, daß er mit der Entwickelung der deutschen Dichtung seit Goethe, worüber er auch einmal eine Reihe öffentlicher Vorträge hielt, nicht unbekannt geblieben; interessant daran aber ist vornehmlich das auch hier vielfach durchblickende wahre Talent, das stets zu dramatischer Gestaltung, Gegensatz der Charaktere, dialogischer Führung hindrängt. Solcher Begabung aber war doch selbst der enge Bezirk der Ballade eher hinderlich; wie gut daher, daß Freytag sie inzwischen auch auf ihrem eigentlichen Felde öffentlich zu üben begonnen.

Schon 1841 trat er mit dem ersten Stück an's Licht, einem fünfactigen Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen", das, in Berlin preisgekrönt, auf einigen Theatern gegeben ward; in Breslau half der Dichter

selbst beim Einstudiren. Dauernden Erfolg konnte das Stück erklärlicherweise nirgend erringen; denn trotz seiner doppelten Handlung — Max von Habsburg und sein Hofnarr erwerben sich beide die Braut — ist es doch nur eine hübsch dramatisirte Geschichte, hierdurch wie im gesunden nationalen Sinn und knappen Ausdruck etwas an Götz von Berlichingen anklingend, während Kunzens mehr lustiger als witziger Humor natürlich bisweilen an seine Berufsgenossen bei Shakespeare gemahnt. Die Hauptsache war, daß Freytag durch das Schicksal seines Stückes zum Nachsinnen darüber bewogen ward, was ihm zum Dramatiker noch fehlen möchte. Nun hatten fast zur selben Zeit — es war bis 1848 die hoffnungsvollste des neueren deutschen Theaters — Gutzkow und Laube ihr Talent der Bühne zugewandt, beide durch Scribe und Genossen geleitet. In richtiger Erkenntniß, welch ein Vortheil von dieser Seite zu erwarten sei, begann darauf auch unser Freund ernsthaft französische Werke zu studiren, aus ihnen Scenenbau, Arrangement und dramatische Sprache zu lernen. Verkehr mit Schauspielern that das übrige; vorzüglich August Wohlbrück, Komiker und Charakterdarsteller, wußte praktisch klar zu machen, was in den Kreis des mimisch Wirksamen falle oder nicht. Auch Holteis Anwesenheit, den Freytag als guten Gesellschafter und liebenswürdigen Gentleman schätzen lernte, bot Gewinn an theatralischer Erfahrung. Dennoch kam zunächst nur ein Fragment zu stande, „der Gelehrte“, als Trauerspiel in einem Act 1844 in Jamben geschrieben. Es wird jedermann unbefriedigt lassen, der nicht weiß, daß diesem ersten Acte noch zwei andere folgen sollten, und daß der vorläufig theils aus Grundsatz theils aus Mißmuth „in's Volk gegangene“ Gelehrte zu guterletzt als Steinmetzmeister mit der Baronin, die ihn vor der Hand zu gunsten eines adligen Vetters stehen läßt, nachdem auch sie nun ihrerseits durch den Vetter depossedirt worden, sich glücklich wieder vereinigen sollte. Was vorliegt, ist somit nur eine Studie, formell von Interesse wegen der darin zuerst erprobten scenischen Oekonomie, materiell insofern, als man aus dem Inhalt ersieht, wie doch auch die socialen Probleme, mit denen sich die jungdeutsche, auch in der Weltanschauung bekanntlich recht französische Schule herumschlug, nicht ohne Einfluß auf Freytags Denken blieben. Zwei Jahre später, 1846, erblickte die Valentine das Licht der Welt und zwar sofort auch das der Bretter; denn sie war nun wirklich nach damaligem Theaterbrauche völlig bühnengerecht, so wie sie aus der Feder kam. Und so wandelt sie denn auch noch heute nicht selten durch unsere Häuser dank ihren technischen Anlagen, gern gespielt und nicht ungern gesehen; denn bei unserem noch immer vorwiegend an französisch zubereitete Bühnenkost gewöhnten Publikum kann auch die pointirte Art, in der hier eine pikante Frage der höheren Socialmoral behandelt wird, schwerlich Anstoß erregen.

Der Erfolg des Stückes erleichterte Freytag von positiver Seite her den Entschluß, der Universität den Rücken zu kehren; er gedachte nun ganz dem Dienste des Theaters zu leben. Um sich in der Kenntniß der Scenirung zu

befestigen, brachte er schon im Winter 1846 ein paar Monate heiteren und anregenden Künstlerlebens in Leipzig zu, wo gerade unter Schmidt und Marr ein gutes Ensemble geschaffen war; der letztere nebst seinen Kunstgenossen Bertha Unzelmann und Wagner sowie Laube bildeten seinen täglichen Umgang. Dann brach er sein Zelt in der schlesischen Heimath für immer ab und siedelte 1847 nach Dresden über, wo er im Spätherbst eine liebe Landsmännin freite, die in erster Ehe mit einem Grafen Dyhrn vermählt gewesen. Recht im Zusammenhang mit dieser Consolidirung seines eigenen häuslichen Daseins steht der Geist des eben damals geschriebenen Schauspiels Graf Waldemar, das in seiner Fabel den Uebergang aus dem genialen und dissoluten Wesen im jungdeutschen Geschmacke zur einfach sittlichen Grundlage wahrhaft deutschbürgerlichen Lebens darstellt. Obwohl der Schluß, wie der Dichter selbst urtheilt, nicht völlig zufriedenstellt, wenigstens der Novelle besser anstünde als dem Drama, behauptete sich das wiederum durchaus spielgerechte Stück, das bei den Aufführungen kaum einen Strich erforderte, siegreich auf der Bühne, und der Autor gewann die frohe Ueberzeugung, daß er auf dem Theater festen Fuß gefaßt habe. Im frischesten Alter, angehender Dreißiger, in bescheidener aber unabhängiger Lage, an einem schönen Wohnsitz, der dem Auge soviel ästhetische Nahrung zuführt und damals auch den Geist nicht leer ausgehen ließ, in Berührung mit Tieck, im Gedankenaustausch mit Eduard Devrient, Ruge, Fröbel, schien sich Freytag in die gerade Bahn seiner Bestimmung eingetreten. Jahr für Jahr traute er sich jetzt zu ein gleich gutes, ja besseres Stück zu schreiben; und niemand, der erwägt, wie gewissenhaft er seine Kunst erlernt, eine wie sichere Hand er zuletzt bewiesen hatte, darf diese Zuversicht eitel oder leichtsinnig schelten. Denkt man sich unser Theater so fortblühen, wie es damals wirklich anhob, unseren Dichter ungestört in seinem stillen und edlen Beruf, so hätten wir also in der That vielleicht schon heut in unseren Handbüchern einen echten und rechten modernen Dramatiker von Fach zu verzeichnen, einen deutschen Scribe, wahrscheinlich aber von erheblich höherem geistigen Gehalt, denn irgend wie und wann wären die Anschauungen und Ideen, die er früher in Leben und Wissenschaft geerntet, wohl auch dann auf den Markt gekommen. Man mag bedauern, daß es so nicht hat werden sollen, und doch müssen wir zugeben, daß es am Ende weit besser hinausgeführt worden. Statt eines tüchtigen Dramatikers hat Deutschland einen großen Schriftsteller, für eine stattliche Figur in der Geschichte seiner Dichtung eine denkwürdige Gestalt in seiner allgemeinen Literarhistorie eingetauscht.

Früher sprach man alle Augenblicke von vor- oder nachmärzlich; uns, die wir neue Epochen haben hereinbrechen sehen, fällt es schwer, uns den ungeheuren Umsturz klar vorzustellen, den das Jahr 1848 weit minder in den deutschen Dingen selbst, als vielmehr in Gemüth und Gedanken der damaligen Generation vollbrachte. Freytag ist erst dadurch Freytag geworden. Um Politik hatte er sich schon zuvor gekümmert, einiges wenige darüber in

Zeitungen geschrieben; liberal dachte er selbstverständlich als deutscher Jüngling nach 1830, junger Mann nach 1840, zumal durchaus im Bürgerthum wurzelnd, das nun plötzlich froh zu Worte, ja allzuplötzlich, durch sich selber überrascht, zur That kam. Hierin, in Doctrin und Sympathie brauchte er nichts hinzu zu lernen, und doch ging ihm, mit einem Schlage fast, im Innern eine neue Welt auf. Mit den Realitäten des arbeitsamen Privatlebens in Stadt und Land war er liebevoll vertraut geworden; die größte Realität, die wir besitzen, die des öffentlichen Daseins, den Staat, hatte er bisher nur so hingenommen, nicht eigentlich gekannt, nicht durchempfunden. Als Kind Schlesiens, wo man allein Friedrich den Großen wirklich liebt, in der Wiege noch angestrahlt vom Abendroth der Freiheitskriege, war er natürlich naiv Preuße gewesen; jetzt aber ward er es sentimental: die Sorge, ja die Angst um seinen Heimathstaat ließ ihn sofort in diesem den unentbehrlichen Halt des künftigen Deutschlands erkennen; über Nacht gleichsam war er zum bewußten Nationalpolitiker geworden. Zur berufsmäßigen politischen Action freilich fühlte er keinen Trieb; das erwiderte er Laube, der ihn im Gasthof zu Leipzig aufforderte, sich für Frankfurt wählen zu lassen; aber er fügte sogleich hinzu, daß nicht am Main, sondern in Berlin die Entscheidung liege. Kurz darauf saß er mit Julian Schmidt zusammen, den er durch Ruge kennen gelernt, in traurigem Gespräch über das Schicksal des armen alten Preußens. Sie standen auf mit dem Beschlusse, den Antheil Kurandas an den Grenzboten zu kaufen, und diese in eine Wochenschrift umzuschaffen für Preußens Recht und Politik und zugleich für ein neues Wesen in Poesie und Kunst, für Abkehr von der Romantik, die auch als jungdeutsche trotz allem Spiel mit socialen und politischen Ideen nur im Leeren und Gegenstandslosen sich ergangen und so in Wahrheit nur von sich und für sich gesungen hatte.

Seit dem 1. Juli 1848 zeichneten die neuen Redakteure. Ihr Unternehmen war mißlich, weil die vielgelesene Wochenschrift fast ganz auf den österreichischen Abonnenten ruhte, welche bei der veränderten Tendenz schwerlich zu behaupten waren. Freytags erster Aufsatz beschäftigte sich deshalb noch speciell mit Oesterreichs Zukunft; er ertheilte diesem den freundlichen Rath Italien fahren zu lassen, das unentbehrliche Bosnien in Besitz zu nehmen und sich eine Verfassung zu geben, die es ermögliche, die ungeschlachten Völker des unteren Donauthals schließlich in einen großen Bundesstaat zu sammeln. Man sieht, mit welchem Takt er sich im Nu auf einem ihm bisher ganz fremden Terrain zu orientiren wußte. Der zweite Artikel richtete seine Spitze gegen die polnische Wirthschaft in Posen; hier schrieb er aus alter und befestigter Erfahrung. Im Herbst des stürmischen Jahres schlug er dann seinen Wohnsitz in Leipzig auf und ist dort im ganzen etwa ein Vierteljahrhundert lang journalistisch thätig gewesen. Zuerst gab es schwierige, arbeitsvolle Zeit; die alten Abonnenten verloren sich, wie vorausgesehen war, langsam kamen die neuen. Aber das Blatt erwarb sich alsbald Achtung, weil es nach beiden Seiten, der politischen wie der literarischen,

Charakter zeigte, dem es in trüben und hellen Tagen des Vaterlandes und des Schriftthums treu blieb. Und worin bestand seine Individualität? Nicht im politischen Bekenntniß an sich, das ja so vieler Männer Gemeingut war, noch in der ästhetischen Theorie, auf die wenigstens unklar allenthalben der Zeitgeschmack zusteuerte; sondern hier wie da in sittlicher Disciplin, im unermüdlichen Hinweis auf's Ehrbare, Echte, Solide, das nur der verschrobene Kopf oder das verwahrloste Herz in Widerspruch wähnt mit Freiheit Kühnheit, Genialität im Staatsleben und geistigem Schaffen. Als Journalist ist so Freytag insbesondere seinen lieben Deutschen ein wackerer Prediger der bürgerlichen politischen Moral geworden, wie nach ihm Heinrich von Treitschke ebenso der ritterlichen, jener demgemäß auch im äußeren Auftreten schlichter, bescheidener, unpersönlicher, und doch vollkommen so tapfer, wo es galt; die berühmte Bitte von 1871 an unser Heer wider das „Retten und Rollen" hätte kein anderer so auszusprechen gewagt; von keinem anderen aber hätte sie auch unser Volk in Waffen so ruhig aufgenommen und beherzigt, als von seinem altgewohnten journalistischen Seelsorger.

Tritt in solchem Inhalt seiner Zeitschriftstellerei der reine und tiefe sittliche Gehalt von Freytags eigenem männlichen Wesen zu Tage, angestammt vom deutschen Bauern-, Bürger- und Beamtenblut der Ahnen und des Vaters, in ihm selber früher verdeckt, hervorgerufen jetzt und gezüchtet vom Ernst der Zeit, bald erfolgreich wirksam, weil typisch national, so kamen unserem Freunde für Form und Methode, für den ganzen Betrieb seines Geschäfts noch andere Momente seines Wesens und seiner Entwicklung trefflich zustatten: munteres schlesisches Temperament, gesellige Gewandtheit und Anmuth des Betragens, rühriges Denken und gebildetes Wissen, endlich List und Kunst des Dramatikers im Einleiten und Durchführen, im Uebertragen von Rollen und Einrichten von Scenen. Daß er selbst in dieser Hinsicht, soweit das im einförmigen Mühlgeräusch der wirklichen Tage, Wochen und Jahre möglich ist, ein Konrad Bolz gewesen als Redakteur und Mensch, an Gemüth und guter Laune, das hat niemand besser erfahren als die neben oder unter ihm arbeitenden Genossen, vor allen Julian Schmidt, der seit 1851, wo Freytag seinen Landsitz erstand, das Redaktionsjahr mit ihm noch Sommer und Winter theilte; darauf, besonders nachdem Schmidt nach Berlin berufen worden, der kürzlich als geheimer Indiscretär des Reichskanzlers vielberufene Moritz Busch; seit 1866 als Miteigenthümer der Grenzboten Max Jordan, heut Director der Berliner Nationalgallerie; der livländische Publicist und Hamburger Redakteur Julius Eckardt und der Schreiber dieser Zeilen. Von anderen Helfern stand Freytag persönlich am nächsten der wunderlich liebenswürdige Jakob Kaufmann, der indeß von 1850—66 an Max Schlesingers Seite in London wirkte, und dann brustkrank zurückgekehrt als Gast und Pflegling unseres Dichters 1871 ein stilles Ende fand. Mittlerweile hatte dieser sich von den grünen Blättern scheiden müssen. Der Verleger, durch einen kirchlich freisinnigen Artikel aus seiner sonstigen Gleichgiltigkeit aufgeschreckt, erstand Ende 1870 vertragsmäßig den

Eigenthumsantheil Freytags und Jordans meistbietend für sich und übertrug die Redaction der Grenzboten an Hans Blum. Doch ward unserem Freunde ein gewisser Ersatz geboten, indem ihn Salomon Hirzel bei seiner eben gegründeten Wochenschrift „im neuen Reich“ zum Pathen lud, für deren Gedeihen er eine Weile mit Rath und That lebendig bemüht war. Wenn er sich indessen von 1872 an allmählich von journalistischer Thätigkeit gänzlich zurückzog, so sind dafür verschiedene Gründe bestimmend gewesen: häusliche Sorge, zunehmende Jahre, die große Arbeit an den Ahnen, im tiefsten Kern wohl aber auch die Empfindung, daß in unserem öffentlichen Leben jetzt Kräfte den Ausschlag geben, die durch eine unabhängige Presse von altfränkischer politischer Moral vielleicht gekreuzt und gereizt, jedoch nicht gefördert oder gar gelenkt werden können.

So hoch man indeß auch den Werth von Freytags journalistischer Thätigkeit anschlagen mag, ihre beste und angenehmste Frucht bleibt immer das Lustspiel von 1853, dem sie Dasein und Namen verliehen hat. Warum die Journalisten sogar schlechthin die vollkommenste Leistung seiner Feder sind, ist nicht schwer zu erkennen. Noch war er dabei, nach kurzer Pause, der sauer erworbenen Lieblingskunst durchaus Meister; allein wenn so in der Form das neue den älteren Dramen nicht im geringsten nachsteht, wiegt es an Inhalt Dutzende von Waldemars und Valentinen reichlich auf. Denn es ruht in allem Speciellen und Aeußeren auf selbsterlebter und daher nicht bloß angeschauter, sondern durchschauter Wirklichkeit; es stellt endlich in seiner allgemeinen Bedeutung ein Mittelstück nationalen Lebens der Gegenwart und Zukunft dar: deutsches politisches Parteiwesen in seinen reinmenschlichen, ethischen und poetischen Grundzügen, ernsthaft und komisch genommen. So trifft hier eben eine Summe von Bedingungen günstig zusammen; technische Fertigkeit, individuelle Erfahrung, Scharfblick für das zeitgemäß Interessante und Fähigkeit, dies in eine gemeingiltige Sphäre zu erheben, die ihm Dauer verheißt, haben sich verbunden, um dies Lustspiel an die Spitze der Werke seines Autors und damit wohl auch in die vorderste Reihe aller literarischen Schöpfungen unserer nachklassischen Periode zu stellen. Wir sind weit entfernt, zu Vergleichen aufzufordern; wir begnügen uns vielmehr, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die Journalisten, die an ihrer Person wie an ihrem Kostüm scharf ausgeprägt den Stempel von 1853 tragen, weder dem Leser noch dem Hörer, noch dem Schauspieler von 1879 irgendwelchen Eindruck der Unzulänglichkeit zu hinterlassen pflegen. Das bürgt leider noch keineswegs für Unsterblichkeit, aber es zeugt von einem recht ungewöhnlichen Maß von Gediegenheit und Vollendung.

Leipzig herabzusetzen könnte man sich nur versucht fühlen, weil es selber als ein Centrum unserer Unterhaltungspresse, namentlich der illustrirten, seine hohen Vorzüge noch über Gebühr oder wenigstens unverhältnißmäßig oft in Wort und Bild dem auswärtigen Deutschen zu Gemüthe führt. In Wahrheit vereinigt die wackere Stadt Kopf, Herz und Hand in seltener Weise; Handel und Gewerbe stehen mit Forschung und Gelahrtheit durch

die breite Brücke wissenschaftlich gesinnter Verleger und erwerbsbeflissener Literaten in bequemster, beiden Theilen ersprießlicher Verbindung; tüchtiger städtischer Gemeingeist umfaßt, lebhaftes Nationalgefühl überwölbt das Ganze. Von den Künsten hat sich freilich einzig die Musik festes Bürgerrecht erworben, die anderen erscheinen nur ab und zu, gleichsam als Meßfremde an der Pleiße. Da Gustav Freytag zur Tonkunst kein inneres Verhältniß hat, vom Theater, dessen Haltung und Bedeutung vielerlei localen Schwankungen unterworfen war, als fleißiger politischer Journalist mehr und mehr sich entfernte, dagegen des Umgangs gleichdenkender Männer von geistiger Bedeutung dringend bedurfte, so gerieth er in Leipzig von selbst in wissenschaftliche Kreise, in denen sich jener glücklichen Sitte des Ortes entsprechend zugleich die engeren politischen Freunde vom Geschäft und der Verwaltung ebenbürtig bewegten. Voran standen die drei großen, leider bald verbannten Philologen, Haupt, Jahn und Mommsen, von denen der erste durch die Wucht seiner männlich edlen Persönlichkeit wie durch die Fülle und Schärfe seines Wissens, vorzüglich auf dem germanistischen Gebiet, unserem Dichter am werthesten ward. Von ihm ging die erste Ermunterung zu Soll und Haben aus, von ihm eine, freilich nur zufällige Anregung zur Fabel von der verlorenen Handschrift, deren Held, wie Freytag selbst einräumt, wenigstens entfernte Aehnlichkeit mit den Charakterzügen des Freundes verräth; Haupts stiller Kennerbeifall galt dem Autor der Ahnen bei den ersten Bänden stets für die liebste Kritik. An die Philologen reihen sich nicht unwürdig die Buchhändler: Freytags eigener Verleger, Salomon Hirzel, dessen großartiger literarhistorischer Bildung jeder Nahestehende Förderung verdankte, wenn er auch in seinem Goethedurst dem modernen Dichter bisweilen übers Maß zu gehen schien; neben ihm der kunstsinnige Dr. Härtel. Bürgermeister Stephani, Bankdirektor Wachsmuth, die Fabrikanten Schunk und Cichorius, Generalconsul Crowe, der Historiker der Malerei, eine Zeitlang der noch jugendliche Treitschke und seit 1865 der von Wien eintretende Physiolog Karl Ludwig vollendeten den Ring der nicht journalistischen Vertrauten. In ihm ist Freytag so innig wohl ums Herz geworden, wie dem Poeten selten vergönnt wird unter Mitmenschen, die ohne Rücksicht auf ihn die Erde ideell und materiell getheilt haben. Aber dieser Dichter war auch kein olympischer Fremdling in solcher Umgebung; im Gegentheil, wie er Geist und Lebenslust ausgab, so nahm er auch Entgelt in gleicher Münze. In dieser Leipziger Luft gewann er erneute Fühlung, engere als einst in Breslau, mit den beiden Seiten bürgerlicher Arbeit, der gütererzeugenden und der anderen, der es verliehen ward, unvergängliche Werthe zu schaffen. Und wenn so die Gegenstände seiner modernen Romane seiner Seele greifbar nahe gebracht wurden, so ward auch der subjective Drang zu eigener wissenschaftlicher Forschung mächtig in ihm aufgeweckt. Auch der Historiker Freytag, der Autor der Bilder aus der deutschen Vergangenheit und damit indirect wieder der Dichter der Ahnen ist erst in der gastlichen Kursachsenstadt auf

seine Höhe gekommen. Doch war es für die stille Sammlung der also erregten Geister, für das entscheidende Gespräch mit den umworbenen Musen gut, daß er sie alljährlich ungestört auf freiem Landsitz empfangen und hegen durfte.

Schon 1851 hatte Freytag Landhaus und Garten zu Siebleben dicht bei Gotha gekauft. Auch die Dörfer haben in Deutschland bisweilen literaturhistorische Erinnerungen. Auf dem Kirchhof zu Siebleben ruht Friedrich Melchior Grimm, der deutschgeborene Freund der Pariser Encyklopädisten, der seine Lebensaufgabe darin sah, als französischer Journalist über französische Literatur zu berichten; die Revolution warf ihn in's Vaterland zurück, wo er verkümmert starb, ein entfremdeter Schiffbrüchiger auf heimischer Düne; der wirklich deutsche Journalist hat ihm den verwitterten Grabstein wieder hergestellt. Das Häuschen selbst aber, in dem jetzt Freytag übersommert, gehörte in jenen Tagen dem Minister von Frankenberg und hieß bei dessen Weimarer Freunden, die gern dort einsprachen, bei Goethe, Voigt und Karl August, „die gute Schmiede". Da sind nun durchglüht, zurechtgezwickt und hart gehämmert die Journalisten und die Fabier, Soll und Haben, die verlorene Handschrift und die lange Kette der Ahnen, zu der das Schlußglied noch im Feuer steckt. Das Haus ist einfach, aber ländlich behaglich, gegen die Dorfstraße zu — den alten Frachtweg nach Erfurt — von geborstenen Linden flankirt; auf der Rückseite steigen Rasen und Blumen an, von stattlichen Bäumen umrahmt, die, wo sie droben zusammentreten, doch noch einen Eckblick freilassen beim Seeberg vorüber auf die dunkle Höhe des fernen Inselsberges. Dazwischen mag man den Dichter an hellen Tagen umherwandeln sehen, scheinbar mit Gärtnersorgen beschwert, in der That aber langsam über dem poetischen Plane brütend, der dann schnell zur Ausführung kommt. Was zuerst in der Erfindung fertig ist, diese oder jene Partie, nicht nach der inneren Reihenfolge, wird diktirt; ehedem der Gemahlin, hernach einem Schriftgelehrten des Dorfes, dem freilich Montags häufig die zitternde Hand den Dienst versagt. Freies Diktat, das jedoch natürlich stets sorgsam überarbeitet wird, sind ursprünglich selbst von den Jamben der Fabier ganze Seiten. Die Ahnen haben Freytag öfters bis in den Winter in Siebleben festgehalten; doch griff ihn dann das rauhe Klima an und er mußte mehrmals in Wiesbaden Erholung suchen, einmal selbst in Italien, wo ihn nach seiner Weise das Volksleben gemüthlicher ansprach als die Kunst.

Auch Gotha bot übrigens neben den Naturfreuden menschlichen Gewinn. Die Journalisten gaben Anlaß zur persönlichen Bekanntschaft mit Herzog Ernst, woraus ein festes Verhältniß erwuchs, in welchem Herzog und Herzogin sich unwandelbar gütig und freundlich bezeigten. Der freisinnige Fürst fand sogar rasch Gelegenheit, dem neuen Sommergaste seines Landes heilsamen Schutz zu gewähren. 1854 war Freytag eine die würdelose Russenfreundschaft der Berliner Politik enthüllende Notiz zugesandt worden, die er dem Redakteur der liberalen autographirten Correspondenz in Leipzig überließ. Die Notiz erschien und regte dermaßen auf, daß in Berlin eine Untersuchung eingeleitet, und während diese noch lahm und mit bösem Gewissen sich fortschleppte, gegen Freytag ein geheimer Verhaftsbefehl in sonderbar ungeschickter Gestalt

erlassen ward. Unser Freund, davor gewarnt, sah auch in Gotha, so lange er noch preußischer Unterthan war, unvermeidlicher Auslieferung entgegen. Eben da aber half der Herzog bereitwilligst aus und bewahrte den Dichter, den er in seinen Dienst nahm, vor der Hausvogtei um den Preis eines niemals drückend gewordenen Vorleseramtes und des unumgänglichen Hofrathstitels. Durch Herzog Ernst ist Freytag seiner Zeit in Koburg dem preußischen Kronprinzenpaare vorgestellt worden. In Gotha selbst jedoch gewann er noch Sammer und die Familie von Holtzendorff zu Freunden; vor allen aber Karl Mathy, dessen vielgeprüfte starke Seele ihm den wärmsten Antheil der Bewunderung und Liebe abzwang. Wir danken dieser späten, aber festen Männerverbindung eine der schönsten in deutscher Sprache verfaßten Biographien, die er 1870 „der Freund dem Freunde, ein Journalist dem andern, der Preuße dankbar dem Badenser" übers Grab widmete. Das Buch hat, insofern es die Entwickelung eines groß angelegten Süddeutschen in der Periode unseres nationalpolitischen Werdens schildert, typischen Werth und ist, wenn uns die Wahl auferlegt würde, rein stilistisch betrachtet, unseres Dafürhaltens die am meisten ausgezeichnete der Prosaschriften unseres Dichters, ohne Frage wohl die, in der sich Natur und Kunst, Simplicität und Bedeutung am innigsten durchdringen.

Soll man die glücklichsten Jahre nennen, die Freytag beschieden worden, so waren es ohne Zweifel die von 1851—67, wo er das Doppelleben in Stadt und Land, in Außen- und Binnenwelt in vollen Zügen aufnehmend und schaffend genoß und noch kein herbes Weh sein Herz in Haus und Freundschaft heimgesucht hatte. Da sind denn auch in stattlicher Reihe seine centralen Werke hervorgegangen, Soll und Haben und die verlorene Handschrift 1855 und 64, die Fabier und die Technik des Dramas 1859 und 63, endlich die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, nach und nach 1859 bis 66 entstanden. Zur Romanschriftstellerei gab, wie gesagt, ein Wunsch Haupt's dem Dichter den äußeren Anstoß, innerlich jedoch ist sie, wie sie nun ward, nicht denkbar ohne den mächtigen Einfluß von Charles Dickens, insbesondere seines Copperfield. Daß Soll und Haben an diesen in mancher Linie des Grundrisses erinnert, ist dabei nicht die Hauptsache; ganz generell vielmehr läßt sich sagen, daß der moderne deutsche realistisch-humoristische Roman, selbst in seinem größten, dem Engländer congenialen Vertreter Fritz Reuter auf jenen zurückdeutet und durch ihn genealogisch mit den britischen Humoristen des 18. Jahrhunderts zusammenhängt. Daß Freytag eine starke humoristische Ader besaß, hat er zuvor in den Journalisten auch literarisch bewiesen, ein prächtiges Erzählertalent sodann gewiß schon längst vorher im täglichen Leben absichtslos geübt; nicht minder trug er von Jugend auf Hochachtung vor dem realen Leben sogar in seiner Durchschnittserscheinung, lebhaftes Verlangen es in seiner Mannichfaltigkeit zu begreifen, in sich. Zur Combination dieser Kräfte jedoch, zur bewußten Leitung und Durchführung ihres Spiels vermochte nun nichts dringender aufzufordern, als der Anblick eines so hinreißenden praktischen Vorgangs, zumal der urverwandte echt germanische Zug in Dickens' Weltanschauung gerade den Deutschen mit geheimniß-

voller Gewalt ergreifen mußte. Es gelang Freytag, in Soll und Haben mit wunderbarem Tact ein Lieblingsbuch der Zeitgenossen zu schreiben, die breite Grundlage seiner andauernden Popularität, das meist gelesene seiner Werke, das noch jetzt Jahr für Jahr in gleicher, wir wollen hier nicht prahlen, wie hoher Anzahl von Exemplaren regelmäßig nach Deutsch-Amerika wandert und wohl auch anderswohin über Meer, wo irgend der deutsche Kaufmann selber mit der heimischen Sprache noch heimisches Gefühl für sittliches Soll und Haben bewahrt hat. Daß es an psychologischer Macht an Boz und Reuter nicht hinanreicht, daß namentlich an tragischen Tönen unser Dichter ärmer ist als jene beiden nordischeren Gestalten, thut der mittleren Sicherheit, wenn man so statistisch reden darf, seiner Wirkung keinen Eintrag; während dieselbe umgekehrt durch die Abglättung aller Ecken und Zacken englischer Empfindung und Schilderung, durch die schöne Harmonie in Composition und Vortrag — und hierin hat gewiß der geschulte Dramatiker dem Epiker hilfreichen Beistand geleistet — bei Freytag noch um ein beträchtliches erhöht wird. In letzterer Hinsicht steht die verlorene Handschrift ihrem Vorgänger entschieden nach, sie ist überhaupt etwas ungleich ausgefallen in der Vollendung ihrer Elemente: idyllische Partien von reinster Schönheit wechseln mit anderen — wir denken an den cäsarenwahnsinnigen Duodezfürsten, den Tiberius in der Westentasche — deren Ueberzeugungskraft nur auf höchst complicirten Voraussetzungen ruht; der feinste Humor läuft zuweilen in künstliche Spitzen aus, während sich nach dem dicken Ende zu das Trollige dann und wann zum Lächerlichen vergröbert. Trotz alledem bleibt es ein herrliches Buch, interessant auch, weil es — erklärlich aus der Natur des Hauptthemas — die subjective Originalität des Dichters deutlicher bloßlegt, und wird, so lange die deutsche Nation zugleich die der deutschen Professoren bleibt, welche sich mit der Poesie ihres Berufs über die Prosa ihrer Person trösten müssen, als vielbeliebte Lectüre sich aufrecht erhalten.

Steht das tragische Moment, wie erwähnt, in diesen älteren Romanen unseres Freundes zurück, so war er auch bei seinen theatralischen Bemühungen lange dem Trauerspiel selbst aus dem Wege gegangen. Nichts destoweniger trug ihm dann der erste Wurf nach diesem Ziele den akademischen Schillerpreis ein. Die Fabier verdienten diesen Lohn durch klassische Strenge in Anlage und Ausführung, wie durch vornehmen Geist von geschichtlicher und poetischer Würde. Vielleicht aus diesen Gründen gerade haben sie jedoch ungeachtet ihres Reichthums an Handlung und trotz entschiedener Bühnenfähigkeit sich keinen festen Halt auf den Brettern zu erringen vermocht. Der Verfall unserer stilvollen Schauspielkunst Hand in Hand mit der theils opern- theils possenhaften Wendung im Geschmack unseres Publikums haben ja der deutschen Tragödie überhaupt seit drei Jahrzehnten das Leben schwer gemacht; die Fabier mögen deshalb mit manchen wackeren Genossen, vornehmlich des gleichen römischen Zeichens, in der Zurückgezogenheit stiller Lectüre der Wiederkehr besserer Tage für unsere tragische Bühne harren. Vorläufig erfreuen wir uns desto mehr des Nebenproductes, das die Arbeit an

ihnen dem Autor wie der Lesewelt abgeworfen, wir meinen die Technik des Dramas, das kleine, dem greisen Freunde Wolf Grafen Baudissin gewidmete Lehrbuch, in welchem Freytag eine Theorie der tragischen Dichtung entwickelt, die er nicht etwa speculativ aus ästhetischen Grundsätzen herausgesponnen, sondern rein inductiv von scharfsinnigen literaturhistorischen Beobachtungen abgezogen hat. Es ist ein hochverdienstliches Werk, nicht sowohl als eine Art Baedeker für die dramatischen Gipfel des Parnasses, die dem geborenen Ersteiger wohl auch ohne Handbuch zugänglich sind, während der dilettantische Kletterer sie auch mit ihm selten erklimmen wird, wie Freytag überdies als liebenswürdiger Rathgeber in langjähriger Correspondenz mit strebsamen Dichtern beiderlei Geschlechts bedauernd erfahren hat. Nein, es bietet diese Schrift zugleich einen echt wissenschaftlichen Beitrag zu jener künftigen Geschichte der Poesie, die sich ebenso gewiß auch mit der technischen Seite dieser Kunst befassen wird, wie die Historien der Musik und der Malerei — man denke nur an Freytag's Freunde Jahn und Crowe — in unseren Tagen zu größtem Gewinn den gleichen Weg eingeschlagen haben. Im tiefsten Grunde wird freilich die Technik aller Dichtung, als der mit dem Gedanken schaffenden Kunst, lediglich eine Species der Logik sein; doch eben deren Gesetze möchten wir denkend Genießenden gar zu gern anschaulich vor uns haben.

Reicht dies Büchlein des Mannes gewissermaßen den literarhistorischen Studien des Jünglings rückwärts die Hand, so war inzwischen auch die Stunde für die Verwirklichung der frühen culturgeschichtlichen Entwürfe glücklich gekommen. Seit Ende der funfziger Jahre erschienen in den Grenzboten einzelne Artikel, in denen Freytag kritisch erwogene und geschmackvoll zugerichtete Mittheilungen aus älteren biographischen Aufzeichnungen, Proben der naiven Memoirenliteratur unseres Volkes, zum besten gab. Bald schoß ihm der Gedanke auf, sie unter jenem höheren Gesichtspunkt einer Geschichte der deutschen Volksseele, die Lücken ausfüllend, an einander zu reihen; aus mehreren gedruckten Sammlungen erwuchsen so allmählich die fünf Bände Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Der bescheidene Titel, die anspruchslose Popularität der Behandlung dürfen nicht dazu verführen, das Werk mit den zahlreichen Nachahmungen auf eine Stufe zu stellen, die uns seitdem, bald ebenfalls in größeren Bildercyklen, noch häufiger jedoch in Gestalt einzelner Journalaufsätze bis zum Ueberdruß begegnet sind. Zuvörderst: Freytag versäumt niemals, seine Culturbilder für sich und den Leser geistig durchzuarbeiten, das persönlich Eigenthümliche an seinen Figuren von dem Gemeingiltigen des Zeitgeistes säuberlich zu trennen. Er vermag das, weil er ein wirklich begabter Historiker ist, dem Kritik, Präcision und eindringender Blick gleichermaßen zu Gebote stehen. Ferner aber: er weiß das im Detail so umsichtig behandelte Material alsbald im Dienste jener höheren Idee zum Aufbau einer zusammenhängenden Geschichte nationaler Individual-Entwicklung zu verwenden. Das Ergebniß, das hier zunächst rein empirisch gewonnen wird, ist ein zwiefaches: das Steigen und Sinken der Volkskraft in erhebenden und niederdrückenden Perioden der Gesammthistorie läßt sich

an den Seelen der Individuen in behutsamer Prüfung direct ermessen, und doch findet im Ganzen ein unaufhaltsamer Fortgang von gemeinschaftlicher Gebundenheit allerart zur Befreiung der Besonderheit des Einzelnen im Fühlen, Denken und Wollen statt. Es liegt auf der Hand, wie über ihre geschichtliche Bedeutung hinaus an jeden dieser Sätze und noch mehr an ihre Verbindung sich ein theils philosophisches, theils poetisches Interesse knüpft; doch war Freytag in jenen Jahren noch nicht entschlossen, praktisch solche Consequenzen zu ziehen.

Die nächste Zeit brachte manche Verdüsterung über seine Tage. Das entscheidende Jahr 1866 hat er natürlich als Erfüllung seiner Wünsche für Preußen und Deutschland dankbar begrüßt. Er ließ sich von den Erfurter Liberalen bewegen, ein Mandat für den constituirenden Reichstag anzunehmen, obwohl er sich und ihnen nicht verbarg, daß parlamentarische Volksvertretung sein Beruf nicht sei. Er ward ein treues Mitglied der neugebildeten nationalen Partei, gab jedoch bald, noch 1867, seinen Auftrag heim; hauptsächlich weil eben damals seine Gattin erkrankte, zu achtjährigem schweren Leiden, das unserem Freund in immer stillerem Hause die gern getragene, hinterdrein fast schmerzlich entbehrte Pflicht einer täglich zunehmenden opferreichen Pflege auferlegte. Wenige Monate darauf starb auch Mathy, und Freytag zog sich ernst in Betrachtung und Erinnerung zurück, bis ihn der Krieg von 1870 in Zeit und Welt hinausrief. Der deutsche Kronprinz lud ihn ein, im Hauptquartier der dritten Armee den Feldzug zu begleiten. Er blieb beim Heere bis nach dem Einzug in Rheims, in begünstigter Stellung; erbat und erhielt jedoch dann Urlaub, weil seinem Wesen die rastlose Unthätigkeit des Schlachtenbummlers widerstrebte. Und schon trug er mit sich in die Heimath den Keim zu neuer schöpferischer Arbeit. Der Gedanke, die Bilder als Vorstudien zu einem historischen Roman zu benutzen, schon vor Jahren wiederum zuerst von Haupt hingeworfen, seit 1867 dann und wann am trüben Horizont kummervoller Tage aufgeblitzt, ward auf dem weltgeschichtlichen Zug über die Wahlstätten von Wörth und Sedan zum Entschluß. Die Ahnen sind Freytags Kriegserlebnisse; das Heldengeschlecht Ingos trägt sein streitbares Antlitz nicht von ungefähr.

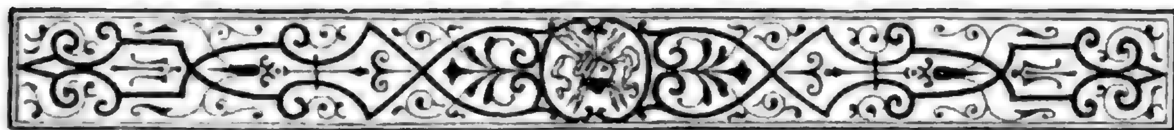
Ueber die Ahnen treffend zu reden ist schwierig, weil ihr Abschluß noch aussteht. Was vorhanden, ist eine Reihe historischer Novellen von fast gleich hohem Werth, die, insgesammt beurtheilt, durch die stetige Sicherheit klarer Composition in knappem Format, den soliden Reichthum an eigenthümlicher und doch ansprechender Erfindung, den Adel der Gesinnung und die Stärke des Gefühls bewundernden Beifall erwecken. In allen Hauptpunkten also seines Gewerbes hat der Dichter auch mit diesem umfangreichen Meisterstück Ehre eingelegt. Daß der eine Leser diese, der andere jene einzelne Geschichte vorzieht, wird nicht befremden; auch wir sehen von Ingo und Ingraban durch die Zaunkönige zu den Brüdern eine Abnahme, dafür aber auch von da durch Marcus König zu den Geschwistern ein Wiederanwachsen der Kraft. Hat man sich nun mit der inneren Poetenarbeit fast allenthalben höchlich zufrieden erklärt, so sind wider die Weise der äußeren, den Stil, allerhand Bedenken laut geworden. Je jünger der Band, desto weniger; denn in den

modernsten Theilen stößt man wirklich nur auf schwache Spuren etlicher Manieren der Einbildungs- oder Ausdrucksweise, die man jedem in sich fertigen Schriftsteller nachsehen sollte. Anders steht es mit den ersten Erzählungen, die in unsere germanischen, alt- und mitteldeutschen Jahrhunderte hineinführen. Da hat der Germanist dem Stilisten die Hand geführt und, wir können es nicht läugnen, deren Schriftzüge bisweilen ins Steife und Sonderbare verzerrt. Daß auch der Dichter vielfach mit dem Historiker gerungen und zwar desto härter, je fester dieser auf den Beinen steht, hat Freytag selbst wiederholt offen eingestanden; allein uns dünkt, jener habe doch beinahe allemal obgesiegt. Nirgend stolpern wir über das Gerümpel antiquarischer Schildereien; und wenn der Kreis der Empfindungen und Leidenschaften der Helden und ihrer Umgebung durch Zeitalter und Kulturgrad nothwendig eingeschränkt worden, so hat doch die hier sogar oft tragisch großartige Intensität der Affecte darunter nicht gelitten; im Streben und Handeln bricht sie ungehemmt hervor. Nicht aber allerdings in der Rede; ihr hat Freytag vielmehr absichtlich den Zügel der Alterthumskunde angelegt; Er läßt seine Ahnen häufig, wie es ja auch die unseren wirklich thaten, statt der Sprache Sprüche sprechen; und der Dramatiker, der in diesen gedrungenen Dichtungen ohnehin bequemer haust als der Erzähler, thut mit dem Federballspiel von Satz und Gegensatz das Seine dazu, um die Lectüre manchem Leser zur Anstrengung zu machen. Da sie jedoch solcher Anstrengung im höchsten Maße würdig ist, so hegen wir die Zuversicht, daß die Helden Ingo, Ingraban, Immo und Ivo mit der Zeit auch ihre heftigsten stilistischen Widersacher niederkämpfen werden. Und wollte jemand daran gemahnen, daß Scheffel's Ekkehard keines solchen Kampfes bedurft habe, so müßte ihm bedeutet werden, daß Ekkehard ein Mann der Feder gewesen statt des Schwertes und weder namhafte Vorfahren hatte noch irgend welche Nachkommen, weshalb er dringend auf eigene Liebenswürdigkeit angewiesen war.

Soviel und natürlich weit mehr und besseres ließe sich über die Summe der bisher erschienenen Theile der Ahnen sagen; von der Summe ist jedoch das Ganze als solches noch durchaus verschieden, nur daß wir leider über dies erst richtig urtheilen können, wenn es vollendet vor uns liegt. Von der Art der Verbindung nämlich der Einzelgeschichten zu einem Ganzen, die der Verfasser im Anfange gern verschweigen wollte, ist doch auch im bisherigen Fortlauf der Erzählung nur wenig zum Vorschein gekommen; und es liegt uns ferne, dies wenige hier vorwitzig zu vielleicht täppischen Vermuthungen über die schließliche Lösung zu benutzen. Nur warnen möchten wir im Interesse des Dichters selbst vor zu hoch gespannten Erwartungen, die nothwendig zu Enttäuschungen führen würden. Freytag ist ein Poet, kein Philosoph, wir wiederholen es. Wie er sich dagegen verwahrt hat, in den Ahnen Culturgeschichte neben der Poesie bieten zu wollen, so lag ihm auch ein geschichtsphilosophischer Grundgedanke dieses Romanes niemals im Sinn. Jene beiden Hauptlehren seiner Bilder, von der jeweiligen nationalen Bedingtheit der Individualität einerseits und daneben ihrer stets freieren Entfaltung, haben

allerdings geschichtsphilosophischen Charakter und konnten ganz wohl zur poetisch darzulegenden Idee eines nach Epochen, und warum nicht auch genealogisch, fortschreitenden nationalen Epos oder Romans bestimmt werden. Daß aber Freytag das vermieden hat, liegt auf der Hand. Er wollte gar nicht die für einen solchen Zweck schicklichsten Hauptepochen auslesen, wollte gar nicht eine geradlinig stetige Entwicklung im Charakter seiner Helden zeichnen. Eher beinahe das Gegentheil. Zeit, Ort und Gelegenheit erkor er als vorsichtiger Poet jedesmal nur aus dem Gesichtspunkte, daß ihm die Historie bei seiner Fabel im allgemeinen möglichst viel nützen und im besonderen möglichst wenig schaden könne: von Band zu Band erst hat er sich darüber schlüssig gemacht. Die inneren Züge aber jeder einzelnen Novelle war er lediglich stets poetisch wirksam anzulegen beflissen, wozu denn natürlich Contrast mit den Nachbargeschichten, kurz und gut Abwechselung auch gehörte. Deshalb ist selbst in der Reihe der Helden der Schwerpunkt einmal — im Marcus König — vom Sohn in den Vater verschoben, ein andermal — in den Geschwistern — in zwei Punkte zerlegt worden; man möchte sagen: die thematische Melodie ward dort vom Tenor in den Baß versetzt, hier als Duett durchgeführt. Wie nun der Musiker um der nothwendigen Mannichfaltigkeit seiner Kunst willen so handeln würde, so bezeichnet das gleiche Verfahren bei Freytag unwiderleglich, daß ihm seine Kunst am Herzen liegt und nichts anderes. Er will einfach nach dem uralten Grundsatze gute Geschichten gut erzählen. Sie sitzen bisher wie Perlen aufgereiht auf einer offenen, nur spärlich sichtbaren Schnur; das Schloß, das nun daran soll, wird die Perlen sammt der Schnur zusammenbiegen und vielleicht eigene Zier tragen, mehr kann es unmöglich leisten. Mit anderen Worten: der in die Gegenwart reichende Schlußband der Ahnen mag einen leicht zu motivirenden Rückblick auf die Gesammtheit der früheren eröffnen; er mag zeigen, daß jene geschichtsphilosophischen Wahrheiten sich auch aus poetischen Bildern aus der deutschen Vergangenheit ungezwungen ergeben, so gut wie aus historischen; er kann dagegen die fertigen poetischen Bilder nicht nachträglich speculativ untermalen, seiner ganzen noblen Ahnengalerie das Licht einer höheren Idee, die der Wunsch manches minder realistischen Freundes bisher umsonst darin gesucht hat, nun am Ende höchstens noch von außen zuführen.

Doch genug! Was es auch sei, das Freytag uns fürder zugedacht, wir sehen ihm hoffend entgegen; nicht der Krönung allein dieses letzten, imposantesten seiner Werke, sondern jeder Gabe, die ihm zum Weiterspenden noch irgend eine seiner emsigen Musen darreicht. Wenn er jüngst erst in sein vereinsamtes Haus mit zweiter Ehe neue Pflichten, ja ungewohnte Sorgen eingeführt hat, so wird ihm auch als Dreiundsechziger und darüber hinaus der Muth oder, wie er beschaulich sagt, der Uebermuth nicht ausgehen, von den alten Büschen noch manches Frühjahr frische Kränze zu holen.



Bibliographie.

H. Allmers, Römische Schlendertage. 4. durchgesehene und vermehrte Auflage, mit einem Titelbild von Otto Knille. 8. 2 Bl. u. 468 S. Oldenburg 1879. Schulze.

Gerh. v. Amyntor, eine räthselhafte Katastrophe. Novelle. gr. 8. IX, 275 S. Gotha, F. A. Perthes. M. 4.—

Maxim. Bern, auf schwankem Grunde. Novelle. 2. Aufl. 16. (211 S.) Stuttgart, Göschen. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Carl Friedr Beyer, Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft, vornämlich in wirthschaftlicher Beziehung. gr. 8. (IV, 67 S.) Nördlingen, Beck. M. 1.—

C. Frdr. Beyer. Aus den Vereinigten Staaten, Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft vornehmlich in wirthschaftlicher Beziehung. 8. IV u. 67 S. Nördlingen, 1879, Beck.

Dr. **Alf. Bilharz,** der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Grundlegungen zu e. wirkl. Naturphilosophie. Mit 13 Holzschn. gr. 8. (XVI, 326 S.) Stuttgart, Cotta. M. 6.—

Pedro Calderon de la Barca, Cefalo und Pocris, Burleske, übersetzt von C. A. Dohrn. gr. 8. (IV, 465 S.) Stettin, Herrcke & Lebeling. M. 3.—

Cancionero. Spanische Gedichte. Uebersetzt v. Edm. Dorer. 8. (VIII, 192 S.) Leipzig, T. O. Weigel. M. 1.50 geb. mit Goldschn. M. 2.50

Otto v. Corvin u. L. F. Tieffenbach, illustrirte Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte auf Grund des größeren Werkes neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt. Illustrirt durch 2000 Abbildungen (in eingedr. Holzschn.), 40—50 Tontaf. (Porträts-Gruppen, kulturgeschichtliche Tableaux), lith. und cromolith. Karten u. s. w. 14.—16. Lfg. (1. Bd. S. 521—640.) Leipzig, Spamer. à M. —50

J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Etymologisch bearb. 8. Heft gr. 8. (1. Bd. XX und S. 673—710.) Norden, Braams. M. 2.—

Ernst Eckstein, Schach der Königin! Humoristisches Epos. 3., völlig umgearb. Aufl. gr. 16. VIII, 274 S. Stuttgart, Kröner. M. 3.—

Dr. **Leonh. Ennen,** Stadt-Archivar, Geschichte der Stadt Köln, meist aus den Quellen des Stadt-Archivs. 5. Bd. 5. u. 6. Lfg. gr. 8. (S. 257—384.) Düsseldorf, Schwann. M. 1.— (I—V, 6 : 45.—)

Jak. v. Falke, Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte d. classischen Alterthums. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. 5—7 Hft. Fol. (S. 49—76 m. eingedr. Holzschn. u. Holzschnitttaf.) Stuttgart, Spemann. M. 1.50

O. Bernh. Friedmann, zehn Jahre österreichischer Politik 1859 bis 1869. Tagebuch zur Zeitgeschichte. 1. Bd. gr. 8. (XVI, 406 S.) Wien, Rosner. M. 7.20

Sarah Grant Franz, Wild Flowers. Poems. With a preface by Th. B. Macaulay. 8. XII u. 108 S. Berlin 1870, Stuhr. Gebunden.

Rud. Genée, gesammelte Komödien. 1. Bdchn. 8. Berlin, Guttentag. M. 2.50

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn rc. herausg. von Wilh. Oncken. 4. Abth. gr. 8. Berlin, Grote M. 3.—

Inhalt: Geschichte von Hellas u. Rom. Von Professor Dr. G. F. Hertzberg. (1. Bd. S. 161—320 mit eingedr. Holzschnitten u. 4 Holzschnitttaf.)

Dr. Ernst Gnad, populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung. (Goethe's Briefe an Lotte, und Werther's Leiden. — Ueber Franz Grillparzer. — Ueber Giacomo Leopardi.) gr. 8. (VII, 146 S.) Triest, Schimpff. M. 2.—

Lazar B. Hellenbach, die Vorurtheile der Menschheit. 1. Bd. gr. 8. (VII, 364 S.) Wien, Rosner. M. 6.—

Gust. Frdr. Hertzberg, Geschichte Griechenlands. 3. u. 4. Bd. 8. XII u. 473 S. u. XVIII u. 726 S. (A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 39. Lieferung, 2. Abtheilung und 40. Lieferung, 2. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. M. 14—

J. J. Honegger, Katechismus der Culturgeschichte. 8. (VIII, 218 S.) Leipzig, Weber. geb. M. 2.—

Wilh. Jordan, die Erfüllung d. Christenthums. gr. 8. (VI, 331 S.) Frankfurt a/M., Jordans Selbstverlag. M. 5.—

Ed. Just, „der gute Kaiser Max!“ Historische Erzählung. gr. 16. (253 S.) Landau, Jost. M. 2.— geb. M. 2.80

Gfr. Keller, der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausg. in 4 Bdn. 2. Bd. 8. (IV, 287 S.) Stuttgart, Göschen. M. 5.—

Ludw. Laistner, Golias. Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lat. 8. (XXIII, 117 S.) Stuttgart, Spemann. M. 3.—

Otto v. Leixner, illustrirte Literatur-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustr., zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln, 3—7. Lfg. Lex.-8. (1. Bd. S. 81—256.) Leipzig, Spamer. à M. —50

Memoiren d. Particularisten Bliemchen aus Dresden. Mit (eingedr.) Federzeichnungen von O. Cavelli. 8. (IV, 84 S.) Leipzig, Glaser & Garte. M. 1.—

Johann Meyer, Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte. 2. Aufl. kl. 8. XII u. 290 S. Hamburg, 1879, J. F. Richter. Geb. M. 5.—

Von dieser plattdeutschen Nachdichtung der alemannischen Gedichte Johann Peter Hebel's liegt eine zweite, gut ausgestatete Auflage vor. Der auf dem Gebiete niederdeutscher Sprache und Literatur bewährte Name des Uebersetzers, das verhältnißmäßig schnell erfolgte Erscheinen einer zweiten Auflage sprechen zu Gunsten des Buches. In wie weit es Meyer gelungen ist, aus seiner Uebersetzung den Zauber der köstlichen Originale ertönen zu lassen, soll hier nicht erörtert werden. Gediegene Kenner des Plattdeutschen sind der Meinung, daß die Nachdichtung von feinem Verständniß beider Volkssprachen getragen sei.

Prof. **Wilhelm Müller**, politische Geschichte der Gegenwart. XII. Das Jahr 1878. Nebst einer Chronik der Ereignisse d. J. 1878 und einem alphabet. Verzeichnisse der hervorrag. Personen. gr. 8. (XIII, 319 S.) Berlin, Springer. M. 4.20; geb. M. 5.20

H. B. Oppenheim, die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag. 12. 135 S. Breslau 1879, Köbner. M. —50.

Ernst Rethwisch, Geisterkranz. Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit. gr. 16. (VII, 48 S.) Bremen, Kühtmann & Co. M. 1.—

— Jugendlieder. gr. 16. (VIII, 208 S.) Ebd. M. 4.—

Carl Reuleaux, Dichtungen. 3. Bd. A. u. d. T.: Raketen und Veilchen. Gedichte. 1. Theil. Mit Illustration: Der Nixenwald v. B. Wegmann, Santa Julia nach Gabr. Max v. H. Knöchl, Porträts v. F. Trübner 16. (XX, 211 S.) Stuttgart, Metzler's Verlag. M. 2.— geb. M. 3—

Sigm. Riezler, Geschichte Baierns. 8. XXXII u. 880 S. (A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 40. Lieferung, 1. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. M. 15.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Band 10. — Heft 30.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

September 1879.

Inhalt.

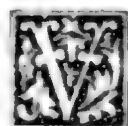
Hierzu das Portrait Reinhold Begas' Radirung von D. Raab in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage in (Radirung) Lex.-8.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Breslau, im September 1879.

P. P.



Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, sind zu den Bänden von „Nord und Süd" geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Leinwand hergestellt worden.

Die Einbanddecken zu Band X. (Juli—September 1879), wie auch die zu den früheren Bänden I.—IX. können jederzeit bezogen werden.

Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Bei der Buchhandlung von

in

bestellt hierdurch

Einbanddecke zu Band X. (Juli—September 1879)

von **„Nord und Süd".**

Einbanddecke zu Band

= Preis 1 Mark 50 Pf. pro Decke. =

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Wohnung: Name:

Um gefl. recht deutliche Namens-Unterschrift wird höflichst gebeten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

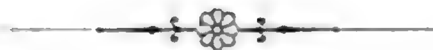
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

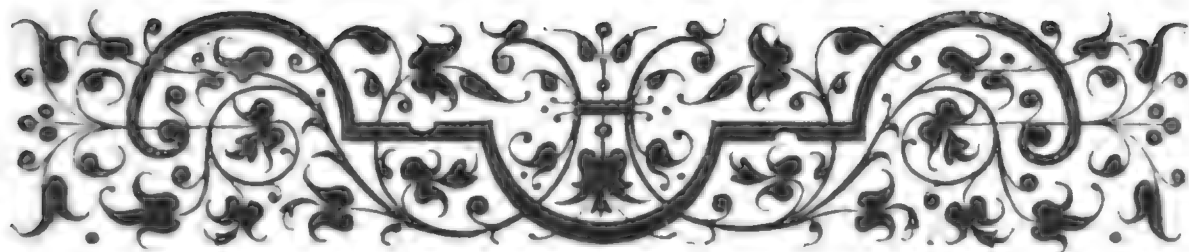
X. Band. — September 1879. — 30. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Reinhold Begas.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Die Renegatin.

Eine Erzählung aus dem Orient.

Von

D. Ernst.

Elftes Kapitel.

Der Konak von Mehmet Bey befand sich in freudiger Erregung. Ziplag Hanum hatte von ihrem Sohne aus Creta einen wohlstylisirten, Phrase auf Phrase häufenden Brief erhalten, der, nach echt türkischer Art, unter einem Wortschwall eine sehr einfache Mittheilung barg: Mehmet Bey wollte in wenig Tagen nach Konstantinopel zurückkehren, da er vom Kriegsminister zum Präfecten der Türkenstadt ernannt worden war. Nun galt es, Alles für die Ankunft des Monate lang Entbehrten vorzubereiten. Das ganze Haus wurde um und um gekehrt, mit neuen Matten gedeckt, mit Koransprüchen geziert; im Harem badete, salbte und schmückte man sich, machte Einkäufe und Bestellungen. Ziplag Hanum öffnete ihren Geldkasten und zahlte freigebig große Summen für Geschenke an Minireh, aber auch an die geringste Sclavin. Zuletzt wählte sie unter den fertigen Kleidern ein nach alttürkischer Art gearbeitetes, weites blaues Seidenkleid, mit farbigen Spitzenblättern garnirt, und legte den Anzug bei Seite. Minireh warf einen schnellen Blick darauf.

„Für wen ist das?“ fragte sie.

„Für Leila“, erwiderte die alte Türkin.

Die schönen Züge des Mädchens verzerrten sich.

„Sie wird ihr Zimmer hüten müssen, wenn Mehmet kommt. Was willst Du sie schmücken?“

„Er hat sie gewürdigt, ihm anzugehören. Ob sie auch noch eine Sclavin ist; in wenigen Tagen wird ihr Kind ihr die Freiheit bringen“.

„Du solltest sie mit Füßen treten, daß sie sich krümmte wie ein Wurm; statt dessen machst Du sie stolzer und stolzer“.

„Inschallah, Minireh, sie kriecht vor uns“.

„Sie wartet nur auf Mehmets Rückkehr, um die Hanum Effendi zu spielen. Was konntest Du sie nicht bei Seite schaffen, ehe er kam?“

„Ich habe meinem Sohne bei Allah geschworen, ihr kein Leid zu thun“.

„Aber ich habe nichts geschworen“.

„Was kann Dir die Sclavin schaden, Cusum; wenn Mehmet Dich sieht in den funkelnden Gewändern, wird er Leila vergessen“.

Sie gab einen Befehl.

„Du läßt Leila rufen?“

„Ich will ihr selbst das Gewand geben“.

„Und sie soll es anlegen vor uns, daß ich sie verhöhnen kann in dem Putze“.

Leila trat demüthig in's Zimmer und nahte langsam der Hanum Effendi, ihr die Hand zu küssen.

„Dies sei Dein“, sagte Ziplag ruhig, „Mehmets Ankunft zu ehren“.

Erneuter Handkuß. Leila raffte das Gewand auf und wollte sich entfernen. Da hielt Minireh sie zurück.

„Kleide Dich an vor uns!“ rief sie rauh.

„Wie darf ich das wagen?“

„Du sollst! Die Mutter befiehlt es Dir“.

Leila gehorchte. Sie warf ihr weites, baumwollenes Oberkleid ab und zeigte die weißen Schultern und Arme.

Minireh verschlang sie mit den Augen, um ihre Reize zu taxiren. Plötzlich rief sie:

„Was trägst Du um den Hals?“

Leila erröthete und bedeckte mit der Hand eine durchlöcherte, große Goldmünze, die ihr auf der Brust hing.

„Was ist's? Zeig' her!“

„Herrin“, sprach Leila zu Ziplag, „mein Gebieter hat mir den Talisman gegeben und mir gesagt, ihn zu tragen“.

„Du lügst! Du hast ihn Mehmet gestohlen! Er trug ihn selbst als Kind“, rief Ziplag Hanum.

„Allah weiß, daß ich die Wahrheit rede. Mein Herr hat mir den Talisman gegeben, daß er sein Kind schütze, daß Leila ihm einen Sohn schenke. Dieser wird ihn dann tragen“.

Ziplag Hanum erschrak. Ein solches Geschenk konnte nur eine Bedeutung haben, die, daß Leila nach der Geburt eines Sohnes Mehmets Frau würde. Das aber durfte nicht sein, denn er war Minireh bestimmt.

Das heftige Mädchen sprang auf Leila zu: „Den Talisman her, den Du gestohlen! Schnell, bedenke Dich nicht!“

Leila richtete angstvoll den Blick auf Ziplag Hanum und streckte die Arme abwehrend gegen die zornige Minireh aus.

„Hanum“, sagte sie, „der Talisman ist mein, bei Allah und dem Propheten! Ich kann ihn' Dir nicht geben“.

„Du mußt!“ Und Minireh stürzte sich auf Leila.

Sie rangen mit einander. Aber Leila vertheidigte ihr Kleinod gut; es gelang Minireh nicht, es ihr zu entreißen. Ziplag Hanum gebot Einhalt und schickte Leila hinaus. Minireh stand finster, in sich gekehrt, da.

„Tröste Dich, Djanum“, sagte die Alte, vielleicht ist es eine Tochter“.

„Spottest Du mein, Mutter, mir so schlechten Trost zu geben? Leila muß sterben“.

„Minireh! Allah erbarme sich Deiner“.

„Sie oder ich! Laß mich handeln, mich bindet kein Schwur. Schließe die Augen und Ohren zu Allem, was ich thue. Willst Du, Mutter? Wo nicht, so ess' ich die Giftbeeren im Garten und sterbe selbst“.

Die Alte schien unschlüssig. Aber was konnte sie Minireh abschlagen? Das rachsüchtige Geschöpf triumphirte.

Bald hatte sie gefunden, was ihr geeignet schien, die Rivalin zu verderben. Sie ließ Osman rufen.

„Leila hat sich schwer gegen mich vergangen, Osman“, sagte sie zu dem Schwarzen, „Du wirst sie peitschen!“

Osman horchte hoch auf. Er blickte nach Ziplag Hanum, die gelassen ihre Cigarette rauchte.

„Herrin, wie darf ich das wagen?“ entgegnete er. „Wenn der Effendi zurückkehrt, wird er die Striemen auf Leilas Rücken sehen“.

„Nicht, wenn Du gut zuschlägst. Hier, Cusum, sieh die schöne Brillantnadel! Stecke sie in Dein Halstuch! Wie gut sie Dich kleidet! Sie ist Dein, wenn Du schweigend gehorchst.

Das schwarze Scheusal blickte verlangend nach dem Kleinod.

„Wird mich die Hanum Effendi schützen, wenn ihr Sohn zürnt?“ Ziplag rührte sich nicht.

„Ich werde Dich schützen“, rief Minireh. „Sei ruhig, Baba (Vater), Niemand wird erfahren, woran Leila gestorben“.

Der Schwarze verließ das Zimmer. Lauschend saßen Ziplag und Minireh beisammen, fast das Rauchen vergessend. Unter dem Zimmer, in welchem sie sich aufhielten, lag, in's Fundament des Hauses eingemauert, der Kerker, für widerspänstige Sclavinnen bestimmt. Drangen Klagelaute hinauf zu den entmenschten Weibern, die ein armes, demüthiges Geschöpf, das Nichts verbrochen, zu Tode martern ließen? Wol schwerlich! Lag doch auch Osman daran, daß seine That sich unter erstickten Lauten vollzog!

Die Nacht hatte sich finster hinabgesenkt. Im feuchten kellerartigen Gemach, auf einem Strohlager, lag todesmatt Leila und in ihrem Schoße, der Knabe, dem sie das Leben gegeben. Er athmete, er lebte. Sie hatte noch die Kraft, den Talisman von ihrem Halse zu lösen, den sie krampfhaft festgehalten, als sich ihr Rücken unter den Peitschenhieben Osmans wand,

bis er vor Ermüdung einhielt, und die Schnur, an der er hing, dem Sohne Mehmets um den Hals zu schlingen.

„Nun wird Allah ihn schützen, ob ich auch sterbe“, hauchte sie und eine Ohnmacht umfing ihre Sinne.

Da öffnete sich die Thür des Kerkers. Ein altes, häßliches Weib mit pergamentartig vertrockneten Zügen steckte seinen Kopf herein, Osman folgte mit Licht. Sie kam zu spät, um ihre Kunst zu üben, aber sie untersuchte den Zustand der Ohnmächtigen.

„Vielleicht bleibt sie leben, sie ist jung und stark“.

„Néné (Mutter), dann war Alles umsonst! Sieh nach, ob das Kind lebt?“

Die Alte tastete danach. „Soll es leben?“

„Nein“.

„So geh' hinaus“.

Er entfernte sich einen Augenblick. Bald folgte ihm die Alte.

„Da ist die Leiche, was willst Du damit thun?“

„In's Wasser werfen“, sprach schaudernd Osman. „Der Fluß ist ja hinter der Mauer. Oeffne die Pforte mit diesem Schlüssel und wirf es in die Strömung, die am Ufer am stärksten“.

„Thue es selbst“, sprach die vorsichtige Hexe und begab sich zu Leila zurück, die indessen zu sich gekommen und jammernd ihr Kind suchte.

Minireh's Werk war vollbracht. Am Nachmittage des folgenden Tages schleppten vier Todtengräber so schnell als möglich den Bretterverschlag aus dem Hause, in dem Leilas verstümmelte Leiche lag, in ein Tuch gehüllt, schmucklos nach Türkenart. Osman und die Alte verkündeten im Harem, Leila sei gestorben, noch ehe sie einem Kinde das Leben gegeben, und Niemand fragte nach den näheren Umständen des Todesfalles; es war eben Leilas Kismet gewesen, zu sterben.

Zwölftes Kapitel.

Es war am Abend nach der Ankunft des Erwarteten. Er saß einsam auf dem Divan seines Schlafzimmers und dachte an den Tod Leilas, den man ihm mitgetheilt hatte, aber noch mehr an den Verlust des Kindes, dem sie das Leben hatte geben sollen. Sie selbst war ihm ja nichts gewesen, als ein Liebes-Surrogat, das er genoß, weil er die köstliche Frucht, der es ähnelte, nicht pflücken konnte. Mit raffinirter Rohheit hatte er in Leila nur jene Andere geliebt, mit der sie einige Züge gemein hatte, aber die Augentäuschung war nicht genügend, die gesuchte Illusion dauernd aufrecht zu erhalten; Angela, das fühlte Mehmet doch, besaß mehr als weiße Haut und braune Locken, sie war kein sclavisches Thierweib — sie war eine Intelligenz.

Seine Mutter trat in das dämmerige Gemach.

„Mehmet", sagte sie, „Djanum, Stolz meines Herzens! Sei fröhlichen Gemüths! Es war Leilas Kismet, daß sie sterben mußte, ehe Du kamst. Du hattest einen hohen Preis für sie gezahlt und sie nur kurze Zeit besessen; doch, Inschallas, es gibt der Sclavinnen noch mehr und schönere als sie. Heute soll mein Harem Deine Ankunft feiern. Die Blumen schmücken sich, die Sonne zu begrüßen. Tanz und Musik sind zur Feier bestellt. Komm, folge mir in den großen Saal!"

Widerwillig folgte Mehmet der schmeichelnden Mutter in den Harem, wo für ihn und sie ein niedriger Tisch gedeckt war. Als das Mahl beendet, fragte Ziplag Hanum ihren Sohn, ob er bereits sein neues Amt angetreten habe.

„Morgen werde ich auf dem Polizeiministerium die Verlesung des Firmans veranstalten, der mich zum Präfecten ernennt. Es wird harte Arbeit geben; denn Ostern naht heran und wieder erhebt sich zwischen Giaurs und Juden der alte Streit um verschwundene Griechenkinder, welche die Juden schlachten, wie es heißt. Die Gesandtschaften haben von der Pforte verlangt, man solle Acht geben auf die Widersacher, und Zapthies sind überall vertheilt worden". —

„Allah il Allah! Die unreinen Thiere fressen sich unter einander!"

Die Tafel war aufgehoben worden, und Ziplag Hanum begab sich mit ihrem Sohne in das große Gemach, welches auf den Garten ging; die Gartenthür stand offen und zeigte bunte Lampions in den Büschen und den aus Flämmchen gebildeten Namenszug Mehmets auf einem Holzgerüst. Kaum nahmen Mehmet und seine Mutter Platz auf einem Divan, so eilten bunt und phantastisch gekleidete, blumengeschmückte Sclavinnen aus dem Garten in's Zimmer und setzten sich auf Stühle in weitem Halbkreise den Gebietern gegenüber, jede ein Instrument zur Hand nehmend, Mandoline, Ut (eine Art Guitarre), Violine, Trommel, Tamtam, Triangel, Flöte, verschmolzen ihre Töne zu einem geschickt gespielten, wilden Marsch mit eigenthümlichem Rhythmus. Kaum hatte das Spiel einige Minuten gedauert, so traten reich in violette, goldgestickte Sammetkostüms gekleidete Tänzerinnen in den Saal und umkreisten einander in graziösen Schlangenwindungen. Die aufgelösten Haare, die Bänder darin flatterten in raschem Tanze, die Körper aber bewahrten im taumelnden Reigen eine ruhige Anmuth, die etwas unendlich Reizendes hatte. Mehmet schaute träumerisch zu; unter all' den Mädchen, die begehrliche Blicke nach dem schönen, jungen Gebieter richteten, war keines, das ihn zur Leidenschaft hätte entflammen können.

Nun schwieg die Musik einen Augenblick und ging dann in eine langsame Weise über. Die Tänzerinnen stellten sich zu beiden Seiten der Gartenthür auf, als erwarteten sie eine neue Erscheinung.

Da nahte durch das nächtliche Dunkel eine weiße Gestalt, strahlend in weißem Atlas und Goldstickerei; das üppige schwarze Haar unter einem durchsichtigen Schleier halb verborgen, die Augen niedergeschlagen

die Hand mit einer rothen Rose an die Brust gedrückt. Langsam betrat sie in rhythmischem Schritt den Saal und wandelte auf und ab, sich in den Hüften hin und her wiegend, die Füße in goldglänzenden Stiefelchen bald auf die Spitze, bald auf die Ferse stützend. Da plötzlich sprang ihr nach durch die noch offene Thür ein Jüngling, so schien es wenigstens, denn männliche, kleidsame Tracht und ein weißer, anmuthig gewundener Turban kennzeichneten die Rolle. Das lang herabhängende Haar aber und die zierlichen Glieder zeigten ein verkleidetes Mädchen. Zwischen Beiden begann nun die Pantomime, ein liebliches Spiel von Bitten und Versagen, Schmeicheln, Drohen, Begehren und Schwanken, bei welchem es sich um den Besitz der Rose handelte.

Die weiße Mädchengestalt, ihr Kleinod dem stürmischen Jüngling weigernd, entfloh vor seinem Drängen, entriß sich seinen Armen, sank nieder, um sich wieder aufzuschnellen; der Schleier löste sich; das liebliche erröthende Gesicht nahm im raschesten Wechsel den Ausdruck der Angst, des Flehens, des Zornes, der Sehnsucht an; die dunklen Augen sprühten Gluthströme, wenn sie sich nicht hinter den Lidern verbargen; der schlanke zierliche Körper wand sich, schmiegte sich wie ein Blumenstengel, in Wellenlinien hin und her. Alles wogte, pulsirte und athmete Leben in der bezaubernden Erscheinung Minirehs, die alle ihre Kunst, ihre Schönheit daran setzte, Mehmet zu blenden, zu bestricken.

Und sie fühlte, daß es ihr gelang. Seine apathische Stimmung war einer scharf aufmerksamen gewichen; jeder ihrer Bewegungen folgte sein, von Augenblick zu Augenblick feuriger auflodernder Blick; er athmete schwer und auf seinem Gesicht spiegelten sich alle Phasen der Pantomime. Je lässiger Minireh ihre Rose vertheidigte, je mehr sie schmachtend sich dem Werber neigte, desto finsterer wurde der Blick Mehmets, und wie sie endlich, mit unnachahmlicher Anmuth die Blüthe an ihre Lippen drückend, diese selbst dem vor ihr Knieenden an die Brust steckte, ihre Arme um seinen Hals schlang und widerstandslos, ohnmächtig sich hinwegtragen ließ von dem sie heiß umfangenden Liebhaber, da sprang Mehmet auf wie ein Tiger und warf sich mit einem Satze auf die Gruppe, die dem Ausgange des Saales zustrebte. Er entriß Minireh den Armen des sie forttragenden verkleideten Mädchens und trug sie in wilden, taumelnden Sprüngen zum Divan, auf dem seine Mutter saß, neben der er sie niedersetzte. Minireh hatte die Augen geschlossen, als wisse sie nicht, was mit ihr vorginge; wie sie aber neben Ziplag Hanum ruhte und Mehmets brennende Blicke auf sich gerichtet fühlte, empfand sie den vollen Triumph, ihn bezwungen zu haben. Am Ziele ihrer Wünsche angelangt, gefiel es dem seltsamen Mädchen, die Spröde zu spielen. Sie wandte sich zu Ziplag und sagte matt:

„Dir zu Gefallen, Mutter, hab' ich mit Fatmah gespielt. Nun bin ich müde und will zu Bette“.

„Und sagst mir kein Wort der Begrüßung?“ rief Mehmet.

„Ich mag Deinen Gram um die Sclavin nicht stören“, entgegnete sie bitter.

In einem Augenblick war Mehmet verwandelt.

Das Wort hatte ihn getroffen, ihm Minireh in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Er wandte sich ab von der verführerischen Erscheinung und seufzte.

Ziplag Hanum benutzte die unbehagliche Pause, um Minireh fortzugeleiten. Ihr Sohn zog sich ebenfalls in's Selamlik zurück und bald war der ganze Harem in Schweigen gehüllt.

Mehmet hatte in seinem Arbeitszimmer Achmet getroffen, dessen Anblick gab seinen Gedanken eine andere Wendung.

„Was bringst Du für Neuigkeiten?“ fragte er ihn.

„Schlechte, Effendi. Das Haus des Musteschar auf der rothen Insel ist leer, und die Leute sagen, er sei mit seinem Harem fort. Ob die Franghi mit ihm gegangen, konnte ich nicht erfahren!“

„Du mußt es erfahren, Achmet! Hier nimm Geld, frage, kaufe die Antwort! Ich will wissen, wo die Schöne, die Gute ist“.

Dreizehntes Kapitel.

Ganz Balata war in der heftigsten Aufregung. Mehrere dort wohnende Juden, welche als Hausirer durch die Dörfer am Bosporus zogen, waren halb todt geängstigt und zum Theil die Spuren von Mißhandlungen tragend, in ihren Ghetto zurückgekehrt. Die griechische Bevölkerung zeigte sich ihnen überall feindlich, denn deren abergläubische und fanatische Priester hatten seit wenigen Tagen Gerüchte über Mordgelüste und Mordversuche der Juden an Christenkindern verbreitet, und kein Israelit konnte sich in einem, von Griechen bewohnten Quartier zeigen, ohne von Schimpfreden, Drohungen, selbst thätlichen Angriffen verfolgt zu werden. Vor dem Hause des Rabbi Diaz stand eine belfernde, kreischende und gesticulirende Menge; von ihrem geistlichen Hirten verlangte sie Rath und Schutz.

Sein Sohn, der eben von seiner Praxis in Pera nach dem Elternhause zurückkehrte, bahnte sich durch die Menge, inmitten welcher der Rabbi ernstlich redend und mahnend stand, nach der Thür des Hauses seinen Weg.

Kaum hatte er den Flur betreten, als ihm Angela entgegen kam. Sie hatte auf der Wassertreppe gesessen und bemerkt, daß in der Nähe des Rabbihauses mehrere Kaiks auf- und abgefahren waren, von denen aus man mit langen Stangen das Wasser sondirt hatte, welches bis unter die, theilweise auf Pfählen am Ufer gebauten Häuser des Judendorfes drang. Lebhafte Rufe in griechischer Sprache waren dabei gewechselt worden. Im letzten Augenblick hatte man einen Gegenstand aus dem Wasser gezogen, der zwischen den Pfählen des Rabbihauses von der Strömung herum-

geschwemmt wurde, und Angela, die denselben von ihrem Platze aus für eine der zahllosen Thierleichen gehalten hatte, welche im Goldenen Horn verwesen, hatte mit Erstaunen gehört, wie die Insassen der Boote den Schrei: „Ein Kind, ein Kind!“ mehrmals wiederholten.

Sie trat in's Haus und theilte Isai den Vorfall mit. Er eilte sofort zur Hinterthür hinaus und fand das Meer nahe am Ufer von zahlreichen Kaiks besetzt, deren Inhaber sich in den heftigsten Reden ergingen und drohend die Fäuste gegen ihn schüttelten, sowie er sich zeigte. Nun tönten auch von dem Platze vor dem Rabbihause Schreie: „Die Griechen kommen!“ Im Augenblick stäubten die versammelten Juden auseinander. Da kamen mehrere Herren, gefolgt von Leuten aus dem Volke, über den Platz und verlangten Einlaß in das Rabbihaus.

„Was wollen Sie?“ fragte Isai.

„Man hat unter den Wasserpfählen dieses Hauses soeben die Leiche eines Kindes herausgefischt. Zwei von uns sind Aerzte; sie werden untersuchen, welchen Tod das Kind gestorben ist“.

„Dann erlauben Sie mir“, rief Isai, „mich an der Autopsie zu betheiligen, ich bin auch Arzt“.

Inzwischen hatten schon einige Kaikdjis die Kindesleiche auf einen Tisch im Hausflur gelegt, und zwar mit tausend Worten des Jammers und der Klage; denn diesen Leuten stand es schon fest, daß die kleine Leiche ein Schlachtopfer der Juden sei.

Die griechischen Aerzte verständigten sich während der Untersuchung der Leiche mit einander und kamen darin überein, daß das Kind in der Herzgrube fünf Wundmale in Form eines Kreuzes habe und durch den Blutverlust daraus zu Tode geschwächt sei, ehe man es in's Wasser geworfen.

„Sie halten Verblutung für die Todesursache?“ erwiderte Isai. „Ich bin der Meinung, daß das Kind gleich nach der Geburt durch einen Druck auf den Hinterkopf getödtet worden. Was die Herren Wundmale nennen, halte ich für Abschürfungen der Haut, im Wasser erfolgt“.

Ein lebhafter Streit erhob sich. Inzwischen hatte sich immer mehr Volk vor dem Hause angesammelt, und Geschrei und Gebrüll tönten bis zu den untersuchenden Aerzten. Lea war mit Angela und Rebecca auf die Wassertreppe geflohen, doch an der Hinterseite des Hauses, in Kaiks und Barken, auf Treppen und Flößen standen aufgeregte Neugierige. Die griechischen Doctoren wollten eben ihre Meinung zu Protokoll geben und verlangten Schreibzeug, als Isai sich an sie wandte.

„Sie glauben, ein gemartertes Christenkind als Leiche vor sich zu sehen. Aber Sie irren sich. Das Kind gehörte nicht christlichen Eltern“.

„Wie wollen Sie das beweisen?“

„Betrachten Sie den Hals des Kindes! Sehen Sie nicht, in's gedunsene Fleisch gedrückt, eine Schnur? Und in die Achselhöhe eingeklemmt, zeigt

sich eine durchlöcherte Münze. Sehen Sie sie genauer an! Was steht darauf?"

„Türkische Schriftzüge, wie mir scheint!" sagte der eine Arzt. „In der That, ein Koranspruch".

„Das Kind trug nichts um den Hals, als wir es besichtigten!" rief der andere auch. „Man mag ihm jetzt aber eine Medaille umgebunden haben".

Diaz wurde bleich, doch bewahrte er seine Ruhe.

„Dieser Vermuthung widerspricht der Zustand der Schnur, die völlig durchweicht ist und sich in das Fleisch eingedrückt hat".

Ungeduldig drangen jetzt die Draußenstehenden in's Haus, Drohungen gegen die Kindesmörder ausstoßend, und wenig fehlte, daß die aufgeregte Menge augenblicklichen Impulsen gefolgt wäre und sich an den Bewohnern der Mörderhöhle vergriffen hätte. Die wüthende Menge, den Rabbi und Isai vor sich drängend, quoll jetzt durch die Hinterthür auf das Brettergerüst, das krachend sich bog und schwankte. Vor den entmenschten Gesichtern, den blutgierigen Augen und dem wilden Geheul ihrer Verfolger flüchteten die unglücklichen Juden und Angela bis zum äußersten Rande der Treppe, wo die Wassertiefe vor ihnen gähnte und ein Wall von menschengefüllten Booten im Halbkreise das Haus umgaben. Der Rabbi und sein Weib umschlangen die bebende Rebecca und riefen die Hilfe der Engel an, Isai hatte Angelas Hand gefaßt und drückte das halb ohnmächtige Mädchen an sich.

„Mit Dir sterben, wenn nicht leben" flüsterte er. „Hinab in die Tiefe, uns gemeinsam aufzulösen in's All!"

Und er zog sie näher und näher an den Rand. Alles schob, stieß und drängte dem Wasser zu, in einem Augenblick mußten die Fluthen über den Opfern zusammenschlagen.

Da plötzlich tönte aus einiger Entfernung ein schriller Pfiff. Die Reihe der in einander verfahrenen Boote wurde krachend durchbrochen und an's Ufer schoß ein großer Kaik, von 12 Ruderern in fliegendem Tactschlage bewegt. Uniformen und Waffen starrten darin, Commandoworte ertönten. Unwillkürlich fuhr die Menge auf dem halb einbrechenden Holzgerüst zurück. Die Verfolgten standen frei, weithin sichtbar, am Rande des Holzbaues. Ein Schrei ertönte. Mit gewaltigem Sprunge schwang sich der Führer der Bewaffneten hinauf auf die Treppe, daß Alle vor ihm auseinanderstoben. Vor Angela, die Isai noch hielt, blieb er stehen. Ein Ausruf des Jubels, des Entsetzens wollte sich seiner Brust entringen; aber er bezwang sich, schlug die Augen nieder und sagte nur leise: „Melek!"

„Retten Sie uns, Mehemet!" rief Angela, halb wahnsinnig, und ohne zu wissen, was sie that, klammerte sie sich an seinen Arm. Da hob er sie leicht empor und nahte sich dem Kaik, den die Soldaten Mann für Mann verließen, um, ohne Widerstand zu finden, durch die Hinterthür, in's Haus

zu treten. „Achmet!" rief er. Der Diener, einen Mantel auf dem Arm, trat von seinem Platze am Steuer weiter vor in's Boot. Mehmet sagte ihm leise ein paar türkische Worte und legte die bewußtlose Angela sanft in seine Arme. Bewegungslos blieb er stehen, bis Achmet Angela in den Mantel gehüllt und auf den Boden des Kaiks gelegt, bis die Ruderer mit scharfen Schlägen einsetzten und der Kaik vom Ufer fortflog; dann wandte er sich zu den Juden zurück. Auf Isai flog ein rascher Blick des Zornes, des Argwohns; dann richtete Mehmet sich zu seiner vollen Höhe auf und ertheilte als Präfect von Stambul einige rasche Befehle. Die Familie des Rabbi wurde zu ihrer großen Genugthuung verhaftet und dadurch ihren Bedrängern entzogen; das Haus besetzten Soldaten, die Kindesleiche sollte nach der nächsten Wache transportirt werden. Die Aerzte näherten sich Mehmet unterwürfig und machten ihn darauf aufmerksam, daß ihre Nation Genugthuung für den Mord eines Christenkindes beanspruchen dürfe. Gleichmüthig näherte sich der Präfect der grauenvoll anzuschauenden Leiche, auf deren blauschwarzer Brust sich glänzend die türkische Münze abhob. Einen Blick warf er darauf, und diesmal genügte alle seine Selbstbeherrschung nicht, den Schrei zurückzuhalten, der sich seiner Brust entrang. Erstaunt blickten ihn die Umstehenden an. Da sagte er mühsam: „Das ist kein Christenkind. Ich kenne die Münze. Ein Mord liegt vor, doch keiner durch Juden. — Hinaus aus dem Hause!" — herrschte er dann die verblüfften Griechen an, „und wehe dem, welcher einem Juden ein Haar krümmt. Meine Zapthies haben Befehl, jedem Ruhestörer vor dem Verhör im Wachtlocal die Bastonnade zu geben".

Die Furcht vor der Härte und Strenge des neuen Präfecten war es, welche in den nächsten Tagen die erregten Griechen in den Schranken des Wortgefechtes hielt. Balata blieb eine Zeit lang von Truppen besetzt, welche die Familie des Rabbi nach einigen Tagen wieder in ihr Haus installirten. Isai vermochte, zu seinem tiefen Kummer, leider nicht zu erfahren, wo Angela geblieben, obwol er nicht angestanden hatte, selbst den Präfecten darum zu befragen, als er ihn im Polizeiministerium aufsuchte. Mehmet hatte keine andere Antwort für ihn, als die Frage: „War die Franghi Ihre Frau?" Und auf Isais Verneinung sagte er halblaut: „Inschallah". Isai hielt sich damit noch nicht geschlagen, sondern versuchte, durch Angelas heimatliches Consulat etwas über ihr Verbleiben zu erforschen, die Nachforschungen desselben aber verliefen sich im Labyrinthe der türkischen Polizei.

Vierzehntes Kapitel.

Wochen waren seit dem Aufruhr in Balata vergangen; Angela hatte sie in Fieberphantasien verbracht. Schaudernd und zitternd lag sie besinnungslos Tage und Nächte auf ihrem Lager; unzusammenhängende Worte entsprudelten ihren Lippen, heftige Bewegungen mußten gebändigt werden durch

die Hand der Wärterinnen. Endlich beruhigte sich die entfesselte Natur, und der alte armenische Arzt, welcher dem Verlaufe der Krankheit mehr beobachtend gefolgt war, als daß er in ihn eingegriffen hätte, durfte die Gewißheit aussprechen, daß die Kranke aus langem Schlafe neubelebt erwachen werde. Als Angela die Augen aufschlug, waren ihre Gedanken noch zu verworren, als daß sie sich hätte fragen können, wie sie in eine Umgebung gekommen sei, die ihr so fremd und doch so reizend erschien. Sie lag auf einem breiten, niedrigen, mit weichen Polstern und Kissen, seidenen Decken und Leinentüchern bedeckten Lager in einem einfach eingerichteten, aber großen, freundlichen Zimmer, dessen weiße, durchsichtige Vorhänge ein leiser Zugwind zuweilen von den Fenstern zurückwehte, durch die Kletterrosen, Glycinien und Passionsblumen in üppiger Pracht in's Zimmer hineinnickten. Als die Kranke sich aufzurichten versuchte, erhob sich von einem Polster zu Füßen ihres Lagers eine Negerin, grinste sie freundlich an und verließ mit Geberden der Aufregung und Freude das Zimmer. Bald darauf betrat sie es wieder, gefolgt von einer alten, mageren, in türkische Tracht gekleideten Dame, welche mit leisem Schritt sich Angelas Lager näherte.

„Ich grüße Dich in meinem Hause“, sagte sie feierlich. „Gebiete darüber! Du bist mein Gast, Allah möge Dir Genesung geben!“

Bald ging die Alte wieder; mit der Schwarzen konnte Angela sich nicht verständigen, da sie nur arabisch sprach. Die Ruhe, die Langeweile, zu der sie verurtheilt war, trugen zu Angelas Genesung bei. Vielleicht auch noch etwas Anderes. Die alte Türkin hatte der Genesenden bei einem späteren Besuche auf ihr Befragen mitgetheilt, daß sie sich in Mehmet Beys Konak, bei ihr Ziplag Hanum, im Harem befände. Und diese Nachricht hatte auf Angela nicht den niederschlagenden Eindruck gemacht, den sie vor einem Jahre vielleicht noch davor empfunden haben würde; sondern im Gegentheil einen unendlich beseligenden. Sie war in den letzten, unruhigen Monaten so umhergetrieben worden aus einem Hause in's andere, immer abwärts auf der gesellschaftlichen Stufenleiter, daß ihr der Harem mit seiner vornehmen Stille und Abgeschlossenheit jetzt wie ein begehrenswerthes Asyl erschien. Und daß es gerade Mehmets Gastfreundschaft war, die sie genoß, erhöhte noch ihr freudiges Gefühl. Er lebte in ihrer Erinnerung als ihr Freund, ihr Retter. Angela war noch zu schwach an Geist und Körper während der ersten Tage ihrer Genesung, um an die Consequenzen ihres Aufenthaltes bei Mehmet denken zu können; sie fühlte sich ruhig unter seiner Obhut, obwol sie ihn niemals sah, so lange sie ihr Krankenlager hütete. Ziplag Hanum brachte ihr täglich Grüße von ihrem Sohne; die alte Dame schien gebeugt durch einen schweren Kummer und zeigte Angela nie ein freundliches Gesicht. Eines Tages, als ihr Gast sich so weit erholt, um aufstehen und herumgehen zu können, fragte Ziplag, ob Angela Nachmittags Mehmet im Haremgarten empfangen wolle. Sie bejahte erröthend und erwartete ungeduldig die Stunde des Wiedersehens. Gegen Abend trugen

Sclavinnen Matten und Polster in den kleinen, in herrlicher Blüthenpracht schimmernden Garten; bei der Fontaine wurde Angela ein weicher Sitz errichtet, und sie dann dorthin geführt. Kaum hatte sie sich in die Kissen gelehnt, so erschien Mehmet in der Eingangsthür, ein Wink von ihm entfernte die Sclavinnen, und im nächsten Augenblick saß er zu Angelas Füßen, hafteten seine Blicke auf ihrem, vom Leiden noch mehr durchgeistigten, zarten Gesicht. Er selbst erschien ihr schöner, männlicher als je, und ein Zug tiefen Kummers um den sonst so ruhig lächelnden Mund gab seiner Physiognomie einen schwermüthigen Reiz.

„Melek“, sagte Mehmet, „Allah hat mir den Wunsch erfüllt, Ihnen die Gastfreundschaft meines Hauses gewähren zu dürfen; möchte nun Ihr Kismet Sie daran verhindern, es je wieder zu verlassen, um neuen Kämpfen mit der Welt entgegen zu gehen. Was haben Sie Arme gelitten! Und ich war nicht da, Sie zu schützen!“

„Es ist Alles vergessen“, sagte Angela. „Ich fühle in diesem Augenblick nur eine vollkommene Harmonie des Daseins, wie ich sie nie gekannt“.

„Und Sie sind nicht beengt durch diese Mauern, nicht gelangweilt durch die Stille Ihres Lebens?“

„Nein, nein! Ich bin glücklicher, als je zuvor!“

„Und ich! O Melek, seit ich Sie mit dem ersten Blick erschaute, fühlte ich, daß Sie mein werden müßten. Und Sie sehen, daß das Geschick es so will. Ohne Ihr, ohne mein Zuthun sind Sie in meine Arme geführt worden. Jetzt sind Sie mein“.

„O sprechen Sie nicht so“, bat Angela. „Wie froh wir auch sein mögen, uns gefunden zu haben; es liegt ja doch ein Abgrund zwischen uns“.

„Sie meinen, weil Sie keine Moslem sind“.

„Ich meine, weil Sie kein Christ sind“.

„Und können Sie nicht meine Frau werden trotzdem? Wir bedürfen nicht des Glaubens, nur der Liebe“.

„Ihre Liebe ist keine solche, die mich beglücken könnte. Sie sehen in mir nur die Blume, die Sie pflücken wollen zu flüchtiger Lust“.

„So dachte ich ehemals; aber ich habe bittere Erfahrungen gemacht unter den Haremblüthen. Ein armes Geschöpf, das mich liebte, ist zertreten worden von einer Teufelin. Minireh, eine Zauberin an Schönheit und Liebreiz, ist mir enthüllt worden als eine Verbrecherin. Ich habe sie verstoßen müssen aus meinem Hause; sie lebt einsam auf einem meiner Güter. Mehr noch! Auch meine Mutter muß ich beargwöhnen, mir den herbsten Kummer angethan zu haben. — — So bleibt auch mir nichts in der Welt als Sie, die ich liebe, nicht sowol um Ihrer Schönheit, als um Ihrer Güte willen. Sie werden mir nie weh thun, Sie sind ohne Falsch“.

„Ich würde mein Herzblut hingeben“, sagte Angela, „um Ihr Glück zu gründen. Aber ich vermag nicht, mich um Ihretwillen zu entehren, und ich würde es, willigte ich ein, eine der Frauen eines Polygamen zu werden,

für die Hingebung meines ganzen, vollen Selbst nichts zu erlangen, als einen Bruchtheil Ihrer Liebe".

„Ich begreife diesen Einwurf", entgegnete Mehmet. „Sie denken wie eine Sultana, die ihren Gatten auch mit keiner andern Frau theilen will. Seien Sie ruhig über diesen Punkt! Ihr Besitz wird mir genügen. Ich schwöre Ihnen bei Allah, daß, so lange Sie mein Weib sind, keine Andere es neben Ihnen sein soll. Sind Sie nun zufrieden?"

Angela schwieg.

„Was verlangen Sie noch? Was wird Ihnen fehlen? Sie sollen auf Rosen gebettet sein. Mein Reichthum ermöglicht Ihnen Erfüllung Ihrer leisesten Wünsche. Ich will Ihnen geben, was Sie begehren. Keine Sorge soll Sie beschleichen, Ihre Tage und Nächte werden ein blendender Traum sein. Bin ich nicht jung, nicht schön, nicht kraftvoll, nicht hochgestellt? Welche Frau kann mehr verlangen, als ich Ihnen biete?"

„Sie sprechen von allen Gütern der Welt, von dem Höchsten, der Harmonie der Geister und Herzen im Leben und Sterben sagen Sie nichts". — — —

„Wenn Sie darunter verstehen, daß Ihnen ein anderer Antheil an meinem Leben zukommen soll, als ein vor aller Welt verborgener, so liegt hier der Zwiespalt. Ich will Sie nie überreden, eine Moslem zu werden, aber die Freiheit einer christlichen Frau im Verkehr mit der Welt dürfen Sie nicht beanspruchen. Es macht mich rasend, anderer Männer Blicke auf Sie gerichtet zu sehen, ihre vertraulichen Worte an Sie zu hören. Ausschließlich müssen Sie mir gehören. Kein anderer Mann darf je Ihre Hand berühren, selbst nicht der Krüppel Isai, der Sie in seinen Armen hielt, als die Gefahr drohte. Wie konnten Sie es dulden, sich so preiszugeben?" Er war während der letzten Worte aufgesprungen und stand drohend vor Angela.

„Mehmet", sagte sie leise, „vergessen Sie, daß ich in jenem Augenblicke halb besinnungslos war? Wie konnte ich den Schutz eines Freundes wie Isai zurückweisen?"

„Was bewog Sie, Ihre Freundschaft dem Niedrigen zu schenken?"

„Sein hoher Geist. Mir war der Verkehr mit ihm eine Erhebung".

„Und Sie würden darauf bestehen, ihn fortzusetzen; ich würde Ihnen nicht genügen, der Unwissende, der Barbar?"

„Ich würde auf nichts bestehen", sagte Angela sanft. „Ich würde Alles entbehren können, was mir sonst lieb war, wenn Sie es verlangten. Die Welt mit ihrem Verkehr reizt mich nicht; der eine Mann, dessen Worte, Blicke und Gedanken ich ersehne, sind Sie".

Mehmet sah Angela mit strahlenden Augen an.

„Und wann die Hochzeit, Melek?" fragte er mit leise vibrirender Stimme.

„Wann Sie wollen".

Er unterdrückte einen Jubelruf, dann hob er Angela vom Boden auf und trug sie in ihr Zimmer, das er zum ersten Male betrat. Ihre Angegriffenheit machte jedes längere Gespräch unmöglich, er brach daher auf. Stehenden Fußes begab er sich zu Ziplag Hanum, der er in kurzen Worten mittheilte, er sei gesonnen, am nächsten Donnerstag die Franghi zu heirathen und dulde keinen Widerspruch. Die Alte, eingeschüchtert durch die Auftritte, welche sie mit ihrem Sohne nach der Entdeckung von Minirehs Verbrechen gehabt, wagte nichts zu entgegnen und versprach, sich allem Beschlossenen zu fügen. Die selige Stimmung ihres Sohnes schien ihr aber günstig für eine Mittheilung, die sie ihm zu machen wünschte.

„Großmuth verlangt der Prophet von seinen Jüngern", sagte sie salbungsvoll. „Der Redliche vergibt auch dem Feinde, so steht es im Koran. Mein Sohn hat Minireh genug gestraft. Er wird nicht wollen, daß die Schönheit seiner jungen Schwester ungenossen welke. Meschibé Hanum, die Schwester Deines Freundes, des großen Ulema Hairullah Effendi, hat mich besucht, um für ihren Bruder um Minireh zu werben".

„Sie ist sein nicht werth", erwiderte Mehmet nachdenklich.

„Was sprichst Du da, Benim Mehmet! Ist sie nicht jung und schön?"

„Sie ist eine Mörderin".

„So sagst Du, weil sie Leila, die sie beleidigt, strafen ließ. Daß Osman grausamer war als nöthig, daß die weise Frau das Kind nicht gut verpflegte, war das Minirehs Schuld?"

„Ich kann", entgegnete der Sohn, „der Sache nicht auf den Grund kommen. Du, die Einzige, die mich aufklären könnte, seit Osman geflohen, verwirrst mich. Doch an meinem Hochzeitstage darf Dein Gesicht nicht traurig sein. Laß Deinen Liebling zurückkehren und gib Meschibé günstige Antwort! Hairullah soll bei meiner Hochzeit der Vertreter der Braut sein. Und nun Mutter, richte in der kurzen Zeit Alles her, wie es für Melek paßt! Sie erhält die ganze Reihe Zimmer im ersten Stockwerk, die mit meinen Zimmern im Selamlik in Verbindung stehen; der Weg zu mir führt fortan nur durch ihre Gemächer".

Fünfzehntes Kapitel.

Mehemet begab sich daran, die Wohnung seiner künftigen Frau mit dem üppigsten Luxus einzurichten; das Geld strömte aus seinen Händen, und, ungesehen von Angela, verwandelten sich sechs große Gemächer im Harem in eine fürstliche Wohnung. Mehemet hatte sogar die Aufmerksamkeit, einen theuern, wenn auch schlechten Flügel zu kaufen und Stöße reich gebundener Noten und Bücher auf eleganten Etagèren aufhäufen zu lassen, wobei freilich die Form vor dem Inhalt den Ausschlag gab, denn der Bräutigam war kein Musik- und Literaturkenner. Dies war Angela nicht

verborgen geblieben; sie hoffte aber mit der ganzen Traumseligkeit ihrer Liebe darauf, daß ihr Einfluß Mehmet in ideale Regionen einführen werde.

Die hochzeitlichen Ceremonien unterlagen mannigfacher Berathung. Mehmet wünschte, daß Angela sich soviel als möglich dem herrschenden Rituell der Osmanen fügen möchte, damit ihre Ehe vor dem türkischen Recht nicht angefochten werden könne. Hairullah Effendi, dessen Werbung um Minireh inzwischen angenommen worden, räumte durch seinen Einfluß alle Hindernisse schnell aus dem Wege. Wenige Tage nach Mehmets Gartengespräch mit Angela fand schon die Verlobung durch den Iman statt, der dreimal an die Haremthür pochte und von der Braut erfragte, ob sie geneigt sei, Mehmet, Assafs Sohn, zum Manne zu nehmen. Nach Angela's halb erstickter bejahender Antwort fanden im Selamlik die weiteren Ceremonien statt, in welchen der Vertreter des Bräutigams und der der Braut sich in lebhaftem Wortwechsel über die Morgengabe einigten, die auf eine große Summe festgesetzt wurde und dann, niederknieend und nach langem Gebet, den Segen des Imams empfingen. Dieser schickte nun der Braut symbolische Süßigkeiten in den Harem, und das Fest endigte mit einem Mahl im Selamlik und einem im Harem, an dem die noch leidende Braut sich nicht betheiligte.

Am nächsten Morgen nahm Angela das vorschriftsmäßige türkische Bad und verhielt sich im Uebrigen ruhig in ihrem Zimmer, wohin Ziplag Hanum, welche die eben eingetroffene Minireh begrüßt, ihrer Schwiegertochter den bräutlichen Schmuck der Türkinnen schickte, einen hohen Sammtkamm, von dem goldene Fäden herabhingen, Edelsteine und Perlen, dazu einen fränkischen Brautanzug mit Orangenblüthen verziert. Der Donnerstag, der gesetzliche Tag türkischer Hochzeiten, setzte Angela mancherlei Beschwernissen und Unannehmlichkeiten aus. Sie wurde vom frühen Morgen an von Sclavinnen geputzt und geschmückt; wenig fehlte, so hätte man ihr mit Diamanten auf Stirn und Wangen das übliche Maschallah türkischer Bräute geklebt; doch dem widersetzte sie sich energisch. Am Morgen schon stellten sich die zahlreichen Besucherinnen ein, welche das Fest im Harem mitzufeiern gedachten.

Es war etwa 10 Uhr, als Angela von einer ganzen Schaar phantastisch gekleideter Türkinnen in das Gemach geleitet wurde, in welchem ihre sogenannte erste Begegnung mit Mehmet stattfinden sollte. Es war dies eines der für sie eingerichteten Zimmer, in dessen Mitte eine Art von Thronhimmel errichtet worden, dessen Brokatwogen zwei kostbare Lehnstühle umflossen, während Blumen- und Flitterguirlanden bunt und grell über die Stoffe herabhingen. Auf einem dieser Stühle nahm Angela Platz; man gab ihr einen weiten Schleier um und stellte sich dann in Reihen bis an die Thür von Mehmets Zimmer im Harem auf, durch welche er eintreten sollte. Angela war bleich und matt; Minireh, im rothen, goldgestickten Sammtgewande, überstrahlte sie weit. Die Frauen hatten nur kleine weiße Tücher um den Kopf geknüpft, die sie

vor dem Gesicht zusammenfalteten, als Mehmet durch die Thür trat. Von Hairullah geführt, der den Vater der Braut vorstellte, ging er langsam auf den Thronhimmel zu und setzte sich neben Angela. Nach üblicher Sitte reichte er ihr dann stumm einen Schmuckgegenstand, um sich damit das Recht zu erkaufen, den Schleier zu lüften. Nachdem er es gethan und seinen Blick tief in die bleichen Züge Angelas gebohrt, fragte er sie dreimal um ihren Namen, worauf ihr einstudirt war, nicht zu antworten. Nun trat er den Rückweg an, vorbei an Minireh, vorbei an seiner Mutter, zur Thür hinaus. Jetzt stoben die Frauen aus dem Zimmer und machten sich über die reichbesetzten Tafeln her, welche in den Sälen und dem Garten aufgestellt waren. Zu Angela aber drängten sich alle Nachbarinnen, die das Recht hatten, sich die Braut anzusehen und sie laut zu kritisiren. Da ging es denn nicht schonend her.

„Der schöne Mehmet", hieß es, „hat nicht gut gewählt. Wie bleich sie ist! — Wie hell ihr Haar, ihre Augen! — Sie ist nicht mehr jung! — Sie ist eine Giaur! — Bei Allah, sie wird ihn unglücklich machen! — Warum verschmähte er die Rose Minireh? Sein Geist ist umnachtet". —

Angela saß auf Kohlen. Sie verstand genug Türkisch, um die Bemerkungen der Weiber wie Nadelstiche empfinden zu können. Nach stundenlanger Pein erst erlöste man sie und führte sie in ein Nebengemach, in welchem sie, der Sitte gemäß einsam ihr Hochzeitsmahl einnahm.

Mehmet machte währenddeß den Wirth im Selamlik; er sah seine junge Frau erst am späten Abend unter dem nämlichen Thronhimmel wieder, unter welchem er Vormittags ihren Schleier gelüftet; der Sitte gemäß hätte er zuerst auf einen Gebetsteppich, vor einem mit Kerzen besetzten Tische, niederknieen und seinen Taman (Gebet) verrichten sollen, ehe er sie nochmals, in Gegenwart der Ehestifterin, um ihren Namen befragte, den sie ihm abermals hätte weigern sollen; doch schenkte er sich und Angela alle diese Ceremonien und rief den türkischen Namen seiner Frau selbst im Tone innigster Liebe aus.

Kein flüchtiger Nebel trübte in der ersten Zeit nach Angelas Verheirathung den Morgenglanz ihres jungen Glückes. Ihr feiner Sinn wußte Mehmets Leidenschaftlichkeit Grenzen zu setzen; ihr Streben war, halb unbewußt, ihmer darauf gerichtet, das geistige Element in ihrer Ehe zur Geltung zu bringen. Sie studirte die Sprache ihres Gemahls während der Stunden, die ihn in Stambul fernhielten, und kehrte er Abends zu ihr zurück, so suchte sie stets einen intellectuellen Rapport mit ihm zu finden, sei's daß sie ihm auf dem Pianino ihre Lieblingsweisen vorspielte, immer hoffend, er werde an Beethoven und Wagner Geschmack gewinnen; sei's, daß sie ihm Mirza Schaffy, den westöstlichen Divan, Rückert zu übersetzen versuchte; sei's, daß sie ihn plaudernd in die reiche Welt ihrer Gedanken über das Höchste und Tiefste hineinzog. Es war dann allerdings ein Mißklang in der Harmonie dieser Stunden, wenn Mehmet nach der „Mondscheinsonate" oder dem „Holden

Abendstern" sie um einen türkischen Marsch ersuchte, oder wenn er über Zuleika lachte, oder Rückert nicht verstand, oder gar seine Lebensphilosophie der Angelas entgegenstellte, wobei das Ziel, das ihm vorschwebte, sich in dem einen Wort „Genuß" verkörperte; aber der Dissonanz folgte immer wieder die liebevollste Auflösung, denn Mehmet und sein Weib waren einig in der ausschließlichsten und zärtlichsten Hingebung an einander. Fast immer waren Beide allein in den reichen Gemächern, welche die Hand der jungen Frau mit zierlichen Anordnungen noch verschönert hatte; selbst die Mahlzeit nach Sonnenuntergang nahm Mehmet gewöhnlich im Speisesalon seiner Frau, ganz in europäischer Weise, ein. Ziplag Hanum hielt sich voll Groll und Eifersucht von ihrer Schwiegertochter fern und war, seit Minirehs Heirath mit Hairullah Effendi, oft bei ihrem Liebling in deren Hause, in welchem Minireh schon die Zügel führte.

Sechzehntes Kapitel.

Eine kleine Schwierigkeit boten Angelas Ausgänge dar. Sie wollte nicht den Jaschmack tragen und im dunkeln Wagen, von einem Schwarzen begleitet, dahinrollen ohne Luft, ohne Licht. Mehmet duldete nicht, daß sie sich im offenen Wagen oder zu Fuße unter Menschen zeigte So mußte denn der Ausweg ergriffen werden, daß Frau Mehmet Bey in europäischer Kleidung, aber dicht verschleiert, wie sie zuweilen eine menschenleere Kapelle besuchte, in einem Coupé mit herabgelassenen Vorhängen auf einsamen Wege spazieren fuhr, wobei ein fünfzehnjähriger Groom ihre Pferde lenkte, und der treue Achmet, neben ihm auf dem Bock sitzend, die Straße nach etwaigen gefährlichen Begegnenden überblickte. Angela fühlte sich lächelnd in alle diese Vorsichtsmaßregeln und fand es sehr schmeichelhaft, daß Mehmet ihren Anblick Niemand gönnte: das Glück hatte sie etwas übermüthig gemacht und zuweilen scherzte sie mit ihrem Othello über seine Eifersucht. Eines Tages schmeichelte sie ihm das Versprechen ab, ihr hinter Eyoub, auf dem menschenleeren Wege Abends zu Pferde begegnen zu wollen und ihr in den Wagen hinein einige Worte zu sagen. Mehmet fand den Plan gewagt, da kein türkischer Ehemann seine Frau auf der Straße kennen darf. Indessen in jener einsamen Gegend war wol keine Gefahr des Erkanntwerdens, und so versprach er seiner Gattin, gegen Sonnenuntergang pünktlich zum Rendezvous bei Eyoub zu erscheinen. Froh trat Angela ihre einsame Fahrt an, im Stillen leise lachend über das ganze Unternehmen, das im Abendlande so abgeschmackt erschienen wäre, hier aber den Reiz des Verbotenen trug. Mehmet ließ lange auf sich warten, endlich meldete ihn Achmet in den Wagen hinein, beifügend, des Herrn Pferd scheine zu hinken. Ohne weiter zu überlegen, befahl Angela, voranzufahren; doch Mehmet winkte von Weitem ab, stieg vom Pferde und führte es langsam der einsamen Stelle zu, wo, unter einigen Cypressen, der Wagen seiner Gattin stand.

„Ich komme spät“, sagte er, „doch mein Pferd stolperte am Thor und hat sich den Fuß verletzt. Ich muß es nun nach Hause führen“.

„Laß Achmet dies thun“, rief Angela, „Du fährst mit mir zurück“.

„Unmöglich“, entgegnete Mehmet ernst, „das darf ich nicht. Wenn uns Jemand sähe!“

„Niemand wird uns sehen. Wir lassen die Rouleaux herab und Du drückst Dich in die Ecke. Wir fahren langsam, langsam nach Hause, wo wir im Dunkeln ankommen. O mache mir das Vergnügen, Dich in meinem Wagen entführen zu lassen! Ich würde mich so ängstigen, wüßte ich Dich mit dem lahmen Pferde Nachts allein auf dem schlechten, abgelegenen Wege!“

„Sei's denn, auf Deine Verantwortung!“

„Gewiß! Die schwarze That falle auf mein Gewissen. Hier, ich öffne Dir die Thür!“

Achmet entfernte sich langsam mit dem hinkenden Pferde; der Wagen der jungen Leute aber rollte gemächlich an der Stadtmauer hin. Der Groom erging sich in schläfrigen Gedanken, während Angela und Mehmet in heiterem Gespräch des Weges und der Zeit nicht achteten. Da plötzlich, als sie um die Ecke bogen, kam in rasender Eile ein langer Zug eleganter Wagen, von zahlreichen Berittenen umsprengt, ihnen entgegen. Der Groom, aufgestört, erschrocken, nicht wissend, wohin er lenken solle, blieb in der Mitte der Straße. Nun ritten die Vorreiter mit verhängten Zügeln an's Coupé, fluchend und schreiend: Der Padischah! Drohende Hände rissen die Rouleaux von den Wagenfenstern und brachten die Pferde zum Stehen. Inzwischen fuhr, gehemmt im raschen Fluge, die sechsspännige Galakutsche Abdul Aziz' dicht vor dem Coupé vorbei und der dicke, grämliche Herrscher glotzte mit blöden Augen hinein, um die Missethäter zu entdecken, die seinem Wagen nicht ausgewichen. Ein Blick auf Mehmet und auf Angela — und des Sultans Züge verfinsterten sich; dahin flog die Kutsche wieder in größter Schnelle; höhnische Gesichter der Berittenen grinsten Mehmet an; er hatte manchen Feind bei Hofe; er sah, daß sie triumphirten.

So peinlich ihm die Begegnung gewesen, so schnell fand er sich mit türkischem Gleichmuth in dieselbe und tröstete und beruhigte sogar die erschrockene Angela, die sich nun Vorwürfe darüber zu machen anfing, ihren Gemahl zu dem so unangenehm beendeten Abenteuer beredet zu haben.

Am folgenden Nachmittag hörte man das Rollen eines Karrens vor Mehmets Konak und darauf im Selamlik Bewegung. Angela eilte in ihres Gatten Arbeitscabinet, in welches sie von ihren Räumen aus gelangen konnte und klingelte dort nach Achmet. Er erschien sofort.

„Was geht im Hause vor?“ fragte die junge Frau.

„Ich habe die Möbel des Effendi aus seinem Büreau im Polizeiministerium hergebracht und in eine leere Kammer gestellt“.

„Warum das? braucht er sie dort nicht mehr?“

„Der Effendi hat aufgehört, Präfect zu sein. Der erste Secretär des Padischah hat ihm heute Morgen seine Absetzung bekannt gemacht“.

Angela hielt sich kaum auf ihren Füßen; sie fürchtete, Mehmet nach dessen Fall wiederzusehen. Als Mehmet aber zurückkehrte, hätte man aus seinem heiteren, gleichmüthigen Wesen nimmermehr schließen können, daß er eine gefallene Größe sei. Er grüßte freundlich seine verweinte und erregte Frau und erklärte ihr lächelnd, es sei ihm ganz lieb, jetzt ihr ausschließlich leben zu können und nichts mehr von Geschäften zu hören.

Siebzehntes Kapitel.

Es folgten nun für Angela lange Monate einer Existenz, in welcher sie förmlich von Wohlleben und Genuß übersättigt wurde. Die täglichen Trennungen von ihrem Gemahl hatten aufgehört; Mehmet hatte nichts zu thun und verbrachte den größten Theil seiner Zeit bei seiner Frau. Die Gesprächsstoffe zwischen Beiden verloren an Frische und Wechsel; manchmal ertappte sich Angela über einem leisen Gähnen, wenn sie mit ihrem Gemahl, der jetzt zur Corpulenz neigte und im behaglichen Rauchen und Kaffeeschlürfen viel leistete, auf seinen Wunsch Tricktrack oder Domino spielte. Zum Schach fehlte ihr der calculirende Verstand; dazu mußte Mehmet sich einen Freund einladen, gewöhnlich Hairullah, der manchmal Abends mit ihm im Selamlik speiste, während Angela allein in ihren Räumen blieb. Solche stille Abende verbrachte sie dann mit Musik und Lectüre; aber sie konnte es sich kaum mehr verhehlen, daß ihre geistige Kraft nach und nach gelähmt wurde, daß kein recht lebendiger Drang zum Weiterstreben in ihr mehr lebte, daß sie den Verkehr mit begabten, ringenden Naturen oft schmerzlich vermißte. Sie liebte gewiß ihren Gatten noch immer, aber sie sehnte sich vergebens bei ihm nach Verständniß und Führung. Peinlich fand sich Angela durch die Art berührt, mit der Mehmet sie fortwährend von seinem dringenden Wunsche, Kinder zu haben, unterhielt; sie glaubte oft herauszufühlen, daß ihre Kinderlosigkeit ihr sein Herz entfremde, und bitter empfand sie Mehmets neidvolle Berichte über Hairullahs Glück, als Minireh diesem einen Sohn geschenkt. Die Mutterwürde der jungen Türkin schien bei Mehmet das Andenken an ihre Schuld ganz in den Hintergrund gedrängt zu haben; er sprach mit Zärtlichkeit von „seiner Schwester“ und ging oft in die Zimmer seiner Mutter, wenn Minireh bei dieser war. Es fiel Angela auf, daß ihr Gatte sie dann niemals zum Mitgehen aufforderte, obwohl er sich durch ihre Zimmer in den Harem begeben mußte; ja, daß er ihr Anerbieten, ihn zu Ziplag Hanum zu begleiten, einmal ablehnte. Wie erstaunte sie aber, als Achmet, eines Tages von ihr über ein auffallendes Geräusch im Hause befragt, ihr sagte, man bräche eine Thür durch aus dem Speisezimmer des Effendi im Selamlik nach den Zimmern Ziplag Hanums im Erdgeschoß des Harems. Hairullah besuchte als Adoptivschwiegersohn Ziplags den Harem derselben

auch ungehindert, und gar oft speisten die vier in der Alten Gemächern, während Angela allein und verlassen an ihrem Tische saß. Mehmets Zärtlichkeit gegen sie blieb sich zwar immer gleich, doch nach und nach überschlich sie das Gefühl, daß er ihr nicht Alles offen sage, was seine Gedanken beschäftigte. Er fing jetzt an, oft des Abends auszugehen und kehrte erst spät in der Nacht von Besuchen bei Freunden zurück, dann gewöhnlich nachdenklich und wenig mittheilsam.

Der ganze Winter verging Angela in unbehaglicher Stimmung. Sie hatte kaum ihre Zimmer verlassen in den langen, trüben Monaten, denn seit jener verhängnißvollen Spazierfahrt war sie häuslicher als je geworden. Das Gefängniß des Harems fing an, auf ihr zu lasten, und die Monotonie ihres Lebens erstickte jede heitere Gemüthsstimmung. Dazu erschien ihr Mehmets Benehmen immer räthselhafter. Er beobachtete ihr gegenüber in Bezug auf die zahlreichen Besuche, welche er erhielt, wie auf seine oftmaligen Ausgänge ein fast beleidigendes Schweigen, und Angela grämte sich nicht wenig über den unverdienten Verlust seines Vertrauens. Minireh zeigte ihr jetzt offen ihren Haß, ihre Geringschätzung und legte sich in ihrem Benehmen zu Mehmet, mit dem sie oft allein in den Zimmern der Mutter blieb, zu denen er sich den directen Zutritt eröffnet, keinen Zwang auf.

Der Frühling war gekommen und eine trübe Atmosphäre hing über dem politischen Horizont Konstantinopels, wie über dem häuslichen Angelas. Das Jahr 1876, das die Aufstände in der Herzegowina zu bedrohlicher Ausdehnung hatte erwachsen sehen, brachte Ministerwechsel über Ministerwechsel. Abdul Aziz war unberechenbar in seinen Capricen geworden, und so war es denn kaum verwunderlich, daß der gestürzte Mehmet sich eines Tages wieder in Gunst fand und als deren eclatanten Beweis die Ernennung zum Befehlshaber eines der großen Panzerschiffe erhielt, welche vor dem kaiserlichen Palais im Bosporus lagen. Zu Angelas Erstaunen war Mehmet, der nicht die geringsten nautischen Kenntnisse besaß, gar nicht verwundert über seine Beförderung zu einem Marineposten, sondern bereitete sich mit vielem Phlegma vor, von seinem Konak aus das Commando des gepanzerten Ungeheuers zu führen.

Achtzehntes Kapitel.

Es war an einem schwülen Juniabend. Angela hatte lange am offenen Fenster gesessen und hinausgeschaut in die Dämmerung, die mit ihrem Gefühl harmonirte. Sie war mit sich darüber einig geworden, daß ihr Verhältniß zu Mehmet nicht so gespannt, so bedrückt bleiben dürfe, daß es zu einer offenen Aussprache zwischen ihnen kommen müsse. Der heutige Abend, den Mehmet ihr versprochen, war von ihr dazu bestimmt worden, ihn um Aufklärung über sein sonderbares Wesen zu bitten. Sie wartete auf ihn, aber sie hörte seinen wohlbekannten Schritt nicht. Drunten im Haremgarten saßen Ziplag Hanum und Minireh auf Matten und verzehrten ihre Abendmahlzeit

beim Scheine bunter Lampen. Plötzlich hörte Angela Mehmets Stimme unten im Garten; sie beugte sich durch's Fenster hinab und vernahm, wie er sagte:

„Komm' in's Zimmer, Minireh, ich muß Dich sprechen".

Angela fühlte ein zweischneidiges Schwert durch ihr Herz gehen und weinte bitterlich. Stunden vergingen ihr in trostlosem Jammer. Endlich hörte sie Mehmets wuchtigen Schritt in seinem Arbeitscabinet; sie lauschte, ob er wol kommen werde, doch seine Schritte näherten sich nicht der Thür, und jetzt hörte sie ihn mit Achmet sprechen. Der Herr gab ihm den Befehl, den Wagen zu bestellen, das hörte sie deutlich. Da war es um den Rest ihrer Fassung geschehen. Mehmet wollte fort, in später Nacht, ohne sie nur einmal gesehen, ohne sich entschuldigt zu haben, daß er nicht gekommen. Das war zu viel! Sie flog auf die Thür des Selamliks zu, öffnete sie und stand plötzlich hochathmend, in schmerzlicher Erregung vor ihrem Gemahl, der eben ein paar Pistolen in seine Brusttasche steckte und seinen Degen umgeschnallt hatte.

„Du hier, Melek?" fragte Mehmet etwas verlegen, „ich glaubte Dich längst in tiefem Schlafe".

„Meinst Du, daß ich schlafen kann, wenn ich Dich vergebens erwartet habe, wenn ich erleben muß, daß Du die Stunden, die Du mir versprochen, mit Minireh verbringst, daß Du in später Nacht heimlich davonschleichen willst aus Deinen Zimmern! Was habe ich Dir gethan, daß Du mich so behandelst?"

„Melek?" sagte Mehmet ruhig, „Du nimmst als eine persönliche Beleidigung auf, was ganz andere Gründe hat. Fern sei es von mir, Dich kränken zu wollen".

„Du hast Geheimnisse vor mir, entehrst mich durch Deine Heimlichkeiten mit jener Frau!"

„Meine Seele", sagte Mehmet, „warte in Geduld! Die Zeit wird Lösung Deiner Zweifel bringen. Jetzt darf ich Dir mein Geheimniß nicht sagen".

„Also Du hast eines? Und Du vertraust es mir nicht. Warum nicht?" schrie sie leidenschaftlich und ergriff seine Hände, „Bin ich eine Vertrauensunwürdige, eine Verrätherin?"

„Du bist eine Christin", entgegnete Mehmet. „Ein Schwur macht es mir unmöglich, Dich in mein Vertrauen zu ziehen. Laß mich jetzt, ich muß fort".

„Wohin willst Du?"

„Ich darf es nicht sagen. Leb' wohl, armes, süßes Weib! Wenn Du mich wiedersehen solltest" — —

„Wenn? — — Gerechter Gott, was geht vor? Ich soll nichts wissen? — — Nur deshalb, weil ich eine Christin bin?"

„Nur deshalb", sagte Mehmet dumpf und schritt der Ausgangsthür

zu. Angela warf sich zwischen ihn und dieselbe. Ihre Augen blitzten in unheimlichem Feuer, ihre Glieder bebten. Mit zitternden Lippen rief sie: „Und wenn ich aufhörte, Christin zu sein?“

„Dann dürfte ich sprechen“.

„Nun denn“, rief sie mit halb erstickter Stimme, „so sei es! Allah la Illah, Mahomet“ — —

Er ließ sie nicht vollenden. Mit einem Jubelruf riß er sie an sein Herz. „Nun erst bist Du ganz mein“, rief er, „und kein Geheimniß gibt es mehr zwischen den beiden Moslem. Wisse denn: Ich muß auf mein Schiff und dazu helfen, noch diese Nacht den wahnsinnigen Padischah zu entthronen und Prinz Murad an seine Stelle zu setzen. Die Verschwörung ist schon lange im Werke. Ihr galt mein geheimnißvolles Treiben. Hairullah weihte mich ein“.

„Und Minireh?“

„Ist Murads Tochter, von einer Geliebten seiner Knabenjahre, die meiner Mutter Freundin war. Nach ihrem Tode adoptirte Ziplag das Kind. Minireh hält durch ihre Besuche im Harem des Prinzen viele Fäden unseres Planes in Händen; ihr Gatte wird in seiner neuen Würde als Sheik-ul-Islam unsere Entscheidung heiligen. Doch nun muß ich fort, Geliebte! Sterbe ich, so bete zu Allah für meine Seele und bleibe im Harem“.

„Du darfst nicht sterben, Einziger!“

„Kismet“, sagte Mehmet gleichmüthig. „Ich werde den Tod nicht suchen; doch sucht er mich, so gibt es kein Entrinnen. Leb' wohl, Melek!“

Ein Abschiedskuß, indem die getrennten Herzen sich wieder fanden vor neuer Trennung — und Angela war allein. Sie schleppte sich in ihr Schlafgemach zurück und lebte dort von Neuem die letzte Scene durch. Ein Schauer überlief sie bei dem Gedanken an ihren Abfall von der Religion ihrer Kindheit. Wie theuer hatte sie das Geheimniß des Verschwörers bezahlt! Nur wenige Stunden Geduld, und es wäre ihr durch die Thatsachen gelöst worden! Aber nein, sie hatte ihn doch beglückt in dem verhängnißvollen Augenblicke. Ihrer Liebe gewiß, begab er sich in die Todesgefahr! Wenn er nicht zurückkehrte? Gewiß, sie wollte seinen letzten Wunsch erfüllen, sich im Harem begraben!

Doch konnte sie es, war ihr Bekenntniß zum Islam nicht eine Lüge? Ja, ja! Sie war sich nie so klar darüber gewesen, wie tief ihr Herz von dem ethischen Gehalte des Christenthums durchdrungen war, als in dieser furchtbaren Stunde. So ehrwürdig ihr viele Lehren des Korans bei näherer Kenntniß derselben erschienen, so widerlich hatte sie doch immer die dort ausgesprochene Herabwürdigung der Frauen zu bloßen Quellen des Sinnesgenusses für den Mann berührt. Wie so viel herrlicher war der Christin Wirken durch Schrift und Tradition vorgezeichnet! Angela hatte bisher immer danach gestrebt, sich dem Ideal liebreicher, durchgeistigter Weiblichkeit nahe zu bringen; sollte sie nun darauf verzichten, sich hinein-

zwängen in die enge, rohe Form, nach welcher der Islam seine Frauen bildet? Es schien ihr unmöglich. — Wenn Mehmet kam, vielleicht gab er ihr großmüthig das Wort zurück, das sie im Wahnsinn gesprochen. Ja, wenn er zurückkam! Er hatte keine Zeit gehabt, ihr zu sagen, wie sich das geheimnißvolle Drama der Nacht abspielen sollte, sie konnte es nur ahnen. Jetzt wogte vielleicht schon um das kaiserliche Palais der wildeste Kampf — und in Angelas stille, abgelegene Wohnung drang keine Spur von dem Sturme draußen. Der frühe Tag fand sie nach langen, martervoll durchwachten Stunden so gänzlich erschöpft und kraftlos, daß sie auf dem Teppich ihres Zimmers in tiefen, ohnmachtgleichen Schlaf sank.

Neunzehntes Kapitel.

Es mochte um die zehnte Morgenstunde sein, als an Angelas Thür gepocht wurde. Da sie nicht antwortete, wurde dieselbe geöffnet und Ziplag Hanum und Minireh traten in's Zimmer. Sie weckten die Schläferin, und die alte Hanum rief ihr zu:

„Minireh bringt gute Botschaft. Sultan Murad, den Allah segnen möge, hat den Thron bestiegen. Seine Freunde haben ohne Blutvergießen gesiegt".

„Und Mehmet lebt, ist unverletzt?"

„Woher wußtest Du, daß er Gefahr lief?"

Angela schwieg. Sie wollte nicht sagen, um welchen Preis sie Mehmets Vertrauen erkauft. Die Alte aber verlangte Antwort.

„Unmöglich kann er Dir verrathen haben, wohin er ging. Hatte doch auch er geschworen, das Geheimniß keinem Giaur zu verrathen".

„Mutter", sagte jetzt Minireh, die bisher geschwiegen und Angela nur scharf beobachtet hatte. „Ich weiß von meinem Gatten, der am frühen Morgen vom Seraskierat in seinen Konak zurückgekehrt, nachdem er meines Vaters Verherrlichung vor allem Volke beigewohnt, daß Mehmet keinen Verrath begangen. Dein Sohn hat Hairullah erzählt, daß die Franghi keine Giaur mehr ist. Sie bekannte sich in dieser Nacht zum Propheten, und Mehmet durfte ihr Alles sagen".

„Spricht Minireh die Wahrheit?" fragte die Alte.

„Ja!" hauchte Angela.

„So sei gesegnet! Heil ist Dir widerfahren, daß Du eine der Unsern geworden. Ich will gut mit Dir sein, nun da ich Dir zu gebieten habe. Du sollst diesen Nachmittag mit mir durch die Straßen Stambuls fahren, die Freude des Volks zu sehen. Sorge nicht um Jaschmack und Feridjeh; meine Schränke enthalten die schönsten in reichem Vorrath. Für einen schwarzen Wächter zu Deinem Dienst soll gesorgt werden. Auch will ich nach dem Imam senden, daß er Dir das Leben des Propheten lese".

Angela entschuldigte sich mit Unwohlsein und erlangte so das Recht, allein in ihren Zimmern zu bleiben. Ihr schwindelte; denn sie sah, Mehmet

hatte ihre Worte im strengsten Ernst genommen und werde sie schwerlich in Vergessenheit begraben wollen. Zugleich wurden ihr jetzt erst alle äußeren Consequenzen ihres Uebertritts klar, Ziplag hatte sie ihr ja deutlich genug vorgehalten.

Als Mehmet gegen Abend einige Augenblicke in seiner Wohnung vorsprach, empfing ihn sein Weib nicht mit ungetrübtem Jubel über seine Rettung; die Gefahr war ja gering gewesen und Angela dachte noch an Anderes, als an sie.

Thränen zitterten in ihrer Stimme, als sie ihn leise frug, ob er ihren Uebertritt als unwiderruflich betrachte.

„Ohne Zweifel," entgegnete Mehmet fest und fast rauh. „Keine Macht der Erde kann Dein Bekenntniß zu Allah und dem Propheten ungesprochen machen. Wolltest Du es widerrufen, so würde ich selbst gegen Dich zeugen vor dem Rathe der Ulemas, und möchte ich Dich eher, als Abtrünnige vom Islam, der Todesstrafe verfallen sehen, als Dir gestatten, zu den Giaurs zurückzukehren".

Er hatte mit schonungsloser Härte seine Ansicht ausgesprochen; Angela war wie vernichtet, denn sie begriff, daß sein Fanatismus größer sei, als seine Liebe zu ihr. Sie hatte sich in einer Falle gefangen, und er hielt sie darin fest, ließ sie nicht mehr entschlüpfen, das konnte sie ihm nicht vergeben, wie er ihr die Reue über ihre That nicht vergab.

Mehmet deutete Angela in kurzen Worten an, daß er von ihr vollständige Fügsamkeit in die Gebräuche des Islam verlange und bestätigte Alles, was Ziplag Hanum ihr von Präventivmaßregeln in Aussicht gestellt. Er erlaubte ihr indessen, in ihren eigenen Zimmern zu speisen und den früheren Beschäftigungen nachzugehen; sonst war er froh, sie von seiner Mutter bewacht zu wissen, da er selbst wenig zu Hause sein konnte, denn er stand bei Murad in hoher Gunst und war persönlicher Adjutant des Großherrn und Pascha geworden.

Ja, Ziplag Hanum berichtete Angela sogar, der Sultan habe Mehmets Heirath mit seiner Schwester wieder in Vorschlag gebracht, da Adileh inzwischen Wittwe geworden und bedaure, daß sein Freund sich gebunden habe. Die Sultana könne aber unmöglich eine Frau neben sich dulden.

„Und ich dulde auch keine neben mir", rief Angela stolz, „wäre sie selbst eine Sultana. Mehmet gehört durch einen Schwur mir allein".

Ziplag erschrak. Sie hatte gehofft, ihren Sohn nach und nach von Angela zu lösen, deren Ursprung und Wesen ihr immer noch ein Greuel waren. Sie berieth mit Minireh.

„Néné", rief diese, „wo sind Deine Gedanken? Wenn Mehmet sich von der Franghi scheidet, ist er frei. Sein Eid verbietet ihm doch nicht, die Koranscheidungsformel zu sprechen?"

„Du hast, wie immer, Recht, Cusum", entgegnete die entzückte Alte. „Laß uns Mittel finden, Mehmet gegen das Weib aufzubringen, daß er im Zorn sich von ihr scheide".

Wäre Mehmets Neigung zu Angela nicht fest gegründet gewesen, die Verleumdungen und Hetzereien, verbunden mit dem Groll, den er gegen sie wegen ihrer Trauer und schmerzlichen Resignation empfand, hätten vielleicht ihr Ziel nicht verfehlt. Doch selbst als Angela sich beharrlich weigerte, auf Verlangen seiner Mutter sich gleich andern türkischen Weibern nach Serai Bournou in den Kiosk zu begeben, wo der Mantel des Propheten einige Tage zur Anbetung ausgestellt war und dort das Aufhören ihrer Kinderlosigkeit zu erbeten, bezwang Mehmet seine innere Wuth über diesen Widerstand, der, wie er sich einbildete, seinen höchsten Wunsch vereitelte, wenigstens so weit, daß er nicht versuchte, Angelas Nachgiebigkeit zu erzwingen. Aber er trug ihr die Weigerung nach, und seine einstige Zärtlichkeit gegen sie verwandelte sich mehr und mehr in die launenhafte Rücksichtslosigkeit eines Despoten.

Wenige Wochen nur dauerte die Herrlichkeit Murads, die einflußreiche Stellung Minirehs und Mehmets am Hofe. Als Hairullah, von zwingenden politischen Rücksichten bewogen, die Absetzung des Sultans decretirte, den er selbst auf dem Throne befestigt, da riß sich sein stolzes Weib von ihm los und floh mit ihrem Kinde zum Bruder, der, gleich ihr, sich feindlich von Hairullah abwandte. In Mehmets Hause suchte Minireh Angela zu demüthigen, ihr das Leben zu verleiden, sie aus des Paschas Herzen ganz zu verdrängen. Angela setzte ihr kaum Widerstand entgegen. Eine dumpfe Gleichgiltigkeit war über sie gekommen, ein Verzweifeln am Leben und an sich selbst. Wie Mehmet sich von ihr wandte, so wandte sie sich von ihm, oft erschreckend über die Gleichgiltigkeit, die sie jetzt für den Mann empfand, der ihr einst Alles gewesen.

Selbst als Mehmet zu seiner Freude den ihn immer enger umziehenden Fäden häuslicher Intriguen durch eine militärische Sendung nach Serbien entrissen wurde, machte dies auf Angela wenig Eindruck. Wol brachte seine Entfernung sie in traurigere Abhängigkeit von Ziplag Hanum und Minireh, doch deren Quälereien prallten an ihrer kühlen Verachtung ab; der herrische Druck Mehmets, sein roher Anspruch an ihre Liebe, sein Argwohn aber hatten schwer auf ihr gelastet.

Zwanzigstes Kapitel.

Die kurze, schwüle Pause, welche zwischen der Beendigung des serbischen und dem Anfange des russischen Krieges lag, mußte Mehmet, sehr gegen seinen Wunsch und Willen, dazu anwenden, seine finanziellen Verhältnisse zu regeln. Der Bankerott der Türkei hatte auf sein Vermögen, wie auf das unzähliger seiner Landsleute, verhängnißvoll eingewirkt; bei der fortdauernden Krise wurden Veränderungen im Budget seines Hauses nothwendig, und die üppige Verschwendung, welche noch vor wenigen Jahren seinen Haushalt gekennzeichnet hatte, machte nach und nach fühlbarer Einschränkung Platz. Für Mehmet selbst war dieser Glückswechsel am wenigsten empfindlich; denn

gleich beim Beginn des Kampfes um das Dasein der Türkei wurde er dem Generalstabe Suleiman Paschas attachirt und lebte im Felde so einfach und bedürfnißlos, wie der geringste Soldat. Sein Harem aber litt schwer unter der Geldklemme, und Ziplag und Minireh glaubten fast verzweifeln zu müssen, als ihr gewohnter Luxus von ihnen abfiel wie Spreu und sie mit der Sorge des Lebens den Kampf aufnehmen mußten.

Angela dagegen empfand das Schwinden der sie umgebenden Ueppigkeit als Entlastung von einem Druck. Was lag ihr an dem Plunder, der ihr Schränke und Kasten füllte? Ein kostbarer Schmuckgegenstand nach dem andern wanderte in den Juwelenbazar in Stambul, und sein Erlös half den Haushalt weiterzuführen. Längst waren Wagen und Pferde abgeschafft, der schwarze Haremwächter verkauft, die Zahl der Sclavinnen vermindert. Mehmet war nicht da, Angelas Fuß an Ketten zu legen, seine Mutter und Schwester kümmerten sich scheinbar nicht mehr um sie. Da war es ihr denn leicht, wenn sie den gemeinsamen, dürftigen Mahlzeiten im Harem mit Selbstüberwindung beigewohnt, sich in ihren dunkeln Feridjeh zu hüllen und, das Gesicht in den Falten des dichten Jaschmack verborgen, den Konak zu Fuße zu verlassen, um sich in das Gedränge auf den Straßen Stambuls zu mischen, die Vorgänge des in dieser Zeit so unendlich reichen öffentlichen Lebens zu beobachten und helfend mit einzugreifen, wo es Noth that.

Ein neuer Geist war über Angela gekommen; die ungeheuere Noth des Volkes, die Schrecken der mangelhaften Hospitalpflege der Verwundeten machten auf ihr mitleidiges Gemüth den tiefsten Eindruck. So weit es ihre Stellung, ihre Mittel erlaubten, half sie, das allgemeine Elend zu lindern; im türkischen Frauencomité war sie die eifrigste Sammlerin und Arbeiterin, in den Hütten der Armen und Kranken ein Engel des Trostes. Es kam der furchtbare Winter 1877—78, in welchem Hunderttausende halbnackter, verhungernder Flüchtlinge aus den Provinzen nach Konstantinopel zogen, in dem der Jammerschrei aus der Türkenhauptstadt gellend durch die ganze Welt schallte, überall an erbarmende Herzen pochend.

Da gab Angela ein Haus in Stambul, das letzte, was ihr von ihrer reichen Morgengabe geblieben, zum Hospital her für die elenden, erstarrten Weiber und Kinder, die man in strenger Winterkälte aus den Eisenbahnwagen auflas und, meist nur zum Sterben, in dies Asyl schleppte. Dort fand sie, bei ihren täglichen Besuchen, die Nonnen aus dem Galata-Kloster wieder, bei denen sie vor Jahren gelebt, und so groß war die Macht von Angelas barmherzigem Wirken selbst auf diese fanatischen Gemüther, daß keine der Renegatin ein Wort des Vorwurfs zu sagen wagte. Ja, Eulalie, die als Vorsteherin des Hospitals sich in rastloser Thätigkeit erschöpfte, schloß sich innig an Angela an.

Nur selten empfing Angela Briefe von Mehmet, der, immer von seinem treuen Diener Achmet begleitet, mit Suleiman Pascha alle Kriegsabenteuer theilte, obwohl er sich fast immer in Opposition mit seinem Feldherrn

befand. Jetzt gerade war die Nachricht von der Zersprengung der Armee Suleimans bei Philippopel gekommen und Angela mußte sich Mehmet vorstellen auf der Flucht über das Rhodopegebirge, durch Schnee und Eis. Da mochten auch ihm, den sonst seine Stellung im Generalstabe dem Getümmel der Schlacht nicht direct aussetzte, Gefahren drohen. Zum ersten Male empfand sie um Mehmet Sorge und Leid, aber beides war in ihrer Seele wie gedämpft durch den Gedanken an das Kismet, an das Mehmet so fest glaubte, daß der Begriff sich mit seinem Wesen fast indentificirte.

Eines Tages hatte Angela ihren Besuch im Frauenhospital beendet, wo sie durch die Nachricht von schwerer Erkrankung Eulalia's betrübt worden war. Sie hatte die Freundin in ihrem Krankenstübchen besucht und mit Schrecken alle Symptome des Typhus an ihr wahrgenommen. Jetzt trat sie aus dem Hospital, als eben eine elegante Equipage vor demselben hielt, aus der eine junge Dame heraussah. Angela hob unwillkürlich den Kopf und mit Eins tönten von den Lippen beider die Namen: Kalliope! Angela!

„Wie kommst Du her? Wir hatten Deine Spur verloren. Steig' in meinen Wagen, ich bitte Dich! Der Diener soll nur dies Paket im Hospital abgeben; ich gehe selbst nicht hinein, der Ansteckung wegen. Der Himmel erbarme sich! So bist Du doch Türkin geworden!“ Sie zog Angela an ihre Seite und setzte ihr mit Fragen zu, daß diese sich kaum zu retten wußte.

„Und bist Du glücklich?“ fragte Kalliope. „Du antwortest nicht. Du bist es nicht. Ach, Arme, mit Deinen idealen Ansprüchen, wie mußte Dich das Leben enttäuschen! Sieh mich an, die Pessimistin! Mir geht es nicht übel. Leonidas versagt mir keinen Wunsch und braucht es auch nicht, denn er macht glänzende Geschäfte. Bisher lieferte er den Türken Lebensmittel, jetzt will er mit den Russen in Verbindung treten. Morgen, mit dem Frühesten geht nach langer Unterbrechung der erste Bahnzug wieder nach Adrianopel; nur Bahnbeamte, einige Geschäftsleute und Aerzte des Croissant Rouge benutzen ihn. Leonidas reist mit. Ich sorge recht um ihn, denn dort soll es noch schrecklich aussehen. Während seiner Abwesenheit gehe ich mit den Kindern zu meinen Eltern, denen es gut geht. Und weißt Du, Antoniades hat meines Mannes Schwester geheirathet“.

So plauderte Kalliope heiter, während ihr Wagen Aïva Serai zurollte, denn sie wollte Angela nach Hause bringen. Am Thore des Konaks schieden sie.

Angela trat in ihre Zimmer, die kahl und dämmerig ihr entgegenstarrten. Verblichene Herrlichkeit umgab sie; spärliche Beleuchtung und Erwärmung machten es ungemüthlich in ihrem Zu Hause. Sie mußte neidvoll an Kalliopes glückliches Loos denken. Spät noch wachte sie; die fleißigen Finger zupften Charpie und rollten Binden, die Gedanken durchmaßen die lange Kette alter Erinnerung.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Angela an der Thür ihres

Schlafzimmers, die zum Selamlik führte, ein leises Klopfen hörte. Aufgeschreckt aus ihrem Sinnen erhob sie sich und näherte sich bange der Thür. Da vernahm sie gedämpfte Worte:

„Herrin, öffne! Ich bin es, Achmet!“

Ein Zittern überfiel sie, daß sie kaum vermochte, den Riegel zurückzuschieben. Da stand Achmet vor ihr, beinahe unkenntlich. Seine zerrissenen, schmutzigen Kleider umhingen in Fetzen die abgemagerte Gestalt; der struppige Bart entstellte sein Gesicht.

„Der Effendi sendet mich zu Dir“, sprach er leise, „er liegt verwundet in Philippopel. Acht Tage bin ich unterwegs gewesen, Dir die Nachricht zu bringen. Jetzt ist meine Kraft dahin“.

Er sank zu Boden und schien nicht mehr sprechen zu können, kam aber nach einiger Zeit wieder zu sich.

„Was wirst Du thun, Herrin?“

„Ich gehe zum Effendi“.

„So nimm mich mit, ich bin wieder stark!“

„Angela stand nachdenklich. „Geh zur Ruhe, Achmet“, sagte sie dann, „ich bedarf Deiner jetzt nicht. Wenn Deine Kräfte wiederhergestellt sind, so kehre zu Mehmet zurück“.

„Du darfst aber nicht allein fort, Hanum! Wie könntest Du den Weg finden durch das wüste, verheerte Land, wo die Moskows hausen?“

„Sorge nicht um mich, Achmet, ich bin geborgen“.

Als sich der Diener entfernt, nachdem er Angela noch Mehmets Aufenthalt so genau als möglich beschrieben, begann für diese eine stille, geräuschlose Thätigkeit. Sie suchte die letzten Kostbarkeiten zusammen, die sie besaß, steckte etwas Geld zu sich und wählte unter Mehmets Waffen einen geladenen Revolver, den sie vorsichtig in ihren breiten Gürtel senkte. Kaum graute der trübe Wintermorgen, so schlüpfte sie durch's Selamlik, an dem verschlafenen Thorhüter vorbei, in's Freie und eilte nach dem Hospital, dessen Thüren Tag und Nacht geöffnet waren, dort ungesehen zur Kammer der schwerkranken Freundin. Eulalie hatte ihre Besinnung wieder gefunden; doch fühlte sie, daß es mit ihr vorbei sei. „Ich erwarte Pater Jérôme“, sagte sie selig lächelnd, „der mir die Sterbesacramente reichen wird. O welches Glück, von ihm hinübergeleitet zu werden auf den Weg in's Paradies! Und dort ihm wieder zu begegnen, und allen Theuren! Nur Dir nicht, Angela, Unselige, Verlorene!“

„Hör' auf!“ rief diese. „Ich kam, Dich um eine letzte Liebe zu bitten. Du kannst, Du mußt sie mir erweisen!“

Sie beugte sich über die Sterbende und flüsterte ihr angstvolle Worte in's Ohr.

„Es sei“, entgegnete ihr matt die Nonne. „Ist's eine Sünde, so wird Er sie mir noch vergeben, wenn ich ihm beichte. Er läßt mich ja nicht von hinnen gehen ohne Absolution“.

Angela schloß die Thür und begann ihre Kleider mit denen der Nonne zu vertauschen, die in einer Ecke lagen. Als sie geendet, drückte sie einen Kuß auf die erkaltenden Lippen der Freundin. „Bekehre Dich“, flüsterten diese leise.

Die Eilige hörte nichts mehr. Sie flog mehr als sie ging durch die Corridore, vorbei am Pater Jérôme, der in vollem Ornat, von kerzentragenden Chorknaben begleitet, durch die Hausthüre trat und der enteilenden Nonne einen halb erkennenden Blick nachsandte, hinüber über den weiten, wüsten Platz, der zwischen dem Hospital und dem Bahnhofe lag, wo schon der Zug bereit stand, der nach Adrianopel abgehen sollte. Vor der Eingangshalle mäßigte Angela ihren Schritt und suchte sich Haltung zu geben; mußte sie ja ihre Rolle als barmherzige Schwester untadelhaft spielen, um sich die Fahrt nach Adrianopel in dem Separatzuge, dem vielleicht für lange Zeit kein zweiter folgte, zu sichern. Auf dem Perron wanderten verschiedene Herren, in Pelze gehüllt, auf und ab; Leonidas und Antoniades Arm in Arm. Nun trat aus dem Wartesaal ein kleiner Mann von unförmlicher Gestalt, den Arm von der Binde des Croissant Rouge umschlungen. Ihm näherte sich Angela, um ihn wegen der Mitfahrt anzusprechen.

Aber kaum hatte sie das erste Wort gesagt, als er froh und doch erschrocken ausrief: „Sie sind es, Angela? Als barmherzige Schwester sehe ich Sie wieder?“

Sie erkannte Isai Diaz, der, als Arzt beim Croissant Rouge angestellt die Reise nach Adrianopel mitmachte.

Schnell ermuthigt rief Angela: „Nehmen Sie mich unter Ihren Schutz! Ich muß nach Adrianopel“.

„Das ist mir schon im Interesse der Krankenpflege nicht unerwünscht. Sendet Sie das Kloster?“

„Ich bin keine Nonne, Freund, ich bin Mehmet Paschas Weib und will zu ihm, dem Schwerverwundeten, nach Philippopel. Die Verkleidung soll mir dies ermöglichen“.

Der Arzt war zusammengezuckt, als Angela ihres Gatten erwähnte. „Also doch!“ flüsterte er traurig. Dann aber raffte er sich auf und rief: „Folgen Sie mir! Ich werde Sie dem Eisenbahndirector als eine Krankenpflegerin vorstellen, die mich in die Hospitäler begleitet“.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verhältnißmäßig sicher und unangefochten, wenn auch unter mancherlei Entbehrungen und Drangsalen, hatte Angela, unter dem Schutze ihres Freundes Diaz, die Reise nach Adrianopel und weiter nach Philippopel zurückgelegt und Mehmet gefunden. In einer elenden bulgarischen Hüte lag er auf faulendem Stroh; russische Aerzte hatten bisher sein Leben erhalten, ohne doch den Tod verscheuchen zu können. Sein Rang sicherte ihm höhere Rücksichten, hatte ihn aber nicht vor der grausamen Behandlung

zu schützen vermocht, die ihm marodirende Bulgaren auf dem Schlachtfelde angethan, dem schwer in der Brust Verwundeten hatten sie die linke Hand abgehauen und waren im Begriff gewesen, ihm auch die rechte zu rauben, als russische Krankenträger den Unglücklichen von seinen Peinigern befreiten und in eine Ambulanz trugen, in der ihn später Achmet aufspürte. Sein diesem gegebener Auftrag mochte das letzte Wort gewesen sein, welches er mit Bewußtsein gesprochen hatte, seitdem lag er im Delirium oder in dumpfer Betäubung, und als Angela an sein Bett trat, kannte er sie nicht. Diaz erreichte durch Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Hilfsquellen, daß Mehmets äußere Lage verbessert wurde; Angela wich nicht von dem Schmerzenslager ihres Gatten.

Trotz aller ärztlichen Sorge und Pflege verschlechterte sich Mehmets Zustand mehr und mehr; seit vierundzwanzig Stunden hatte er besinnungslos dagelegen, mechanisch die ihm eingeflößte Nahrung geschluckt, bewegungslos die Verbände erneueren lassen.

Da trat, zu Angelas Erstaunen, Achmet ins Zimmer. Er hatte den weiten Weg von Stambul nach Philippopel unter mancherlei Fährlichkeiten gemacht, um wieder bei seinem Herrn zu sein; war sogar schon am Morgen von Angelas Abreise fortgewandert, ohne Ziplag und Minireh, die er haßte, nur zu sehen. Jetzt übergab er Angela einen Brief an ihren Gatten, den eben vor der Thür ein türkischer Briefträger ihm eingehändigt.

„Lies ihn“, sagte der treue Mensch, „da der Effendi es nicht kann“.

Angela öffnete das Blatt. Es war ein Schreiben Ziplags an ihren Sohn, worin sie ihm sagte, daß seine Frau, nachdem sie in der letzten Zeit schon Tag für Tag das Haus verlassen, um in der Stadt herumzustreifen; endlich in einer Nacht entwichen sei auf Nimmerwiederkehr.

„Jetzt bist Du frei“, fügte sie bei, „man sagt, Du seist verwundet; doch wenn Allah Dich beschützt, wirst Du bald Minireh, die von ihrem Gatten geschieden ist, heimführen können. Inschallah!“

Bald darauf war Diaz gekommen, hatte den Kopf geschüttelt und zu Angela gesagt:

„Wir wollen sein Haupt höher betten. Halten Sie es gegen Ihre Brust gedrückt, während Achmet und ich den Körper anders legen“.

„Gleich“, antwortete Angela. „Ich will nur erst die Schußwaffe, die ich bei mir trage, fortlegen, damit sein Kopf nicht daran stößt“. Und sie zog den kleinen Revolver aus den Falten ihres Nonnengewandes und legte ihn auf den Tisch am Kopfende des Bettes, unter Flaschen und Verbandstücke. Dann half sie Isai.

Als der Verwundete neu verbunden und in bequemer Lage ausgestreckt worden war, sagte Isai zu Angela, die sich auf einen Schemel zu Füßen des Bettes gesetzt hatte:

„Wie gern möchte ich Ihrer aufopfernden Liebe, oder Ihrer Pflichttreue — — — was es nun auch sei — die schönste Belohnung gewährt

sehen, seine Genesung! Aber ich fürchte, Sie dürfen sich über des Paschas Zustand nicht allzuviele Hoffnungen machen".

„Ich mache mir keine", erwiderte Angela mit bebender Stimme. „Aber ehe das Ende kommt, wollte ich, er könnte mich erkennen, sehen, daß ich gekommen bin".

„Er wird vielleicht noch für einige Minuten zum Bewußtsein erwachen ehe es mit ihm vorbei ist. Haben Sie schon bedacht, was aus Ihnen werden soll, nachher?"

„Ich will versuchen, aus dem Schein Wahrheit zu machen", sagte Angela, auf ihre dunkle Tracht schauend, „und dazu beitragen, die Leiden der Menschheit zu lindern. Vielleicht gelingt es mir in solchem Wirken, mich ganz von mir selbst zu lösen, eignes Leid zu vernichten durch Mitleid für Andere".

„Gewiß", sagte Isai, „ist solch eine indirecte Steuer an's Geschick, das nun einmal Schmerzenstribut verlangt, weniger schwer zu zahlen, als eine directe. Aber Sie haben wol genug gelitten. Kann denn Ihr Loos nicht noch ein glückliches werden? Haben Sie Niemand auf der Welt, der Sie in's Leben zurückführen könnte mit sanfter Hand, der Ihren Geist, wenn nicht Ihr Herz, zu neuem Aufschwung zu entflammen vermöchte? Denken Sie an die erhabene Gedankenwelt, die wir einst gemeinsam durchschritten. Das höchste Glück liegt im reinen Denken. — Sie werden es wieder genießen!"

„Das ist vorbei. Mein Geist ist gelähmt. Ich bin müde, mein Freund, wie ein Kind, das zur Ruhe möchte. Nach dem Gräßlichen, was ich durchlebt, bleibt mir keine Fähigkeit zum Glück. Ich suche Gott und kann ihn nicht mehr sehen vor Schlachtengraus, nicht mehr hören vor dem Jammergeheul der elenden Menschheit. Wo ist er?"

„In unserer Brust", sagte Isai. „Das ewige Mitleid unseres Herzens ist göttliche Offenbarung. Sie mehr als Andere sind damit begnadet. Im Leben ist Gott, glauben Sie es mir".

Er beugte sich leise über ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Da tönte vom Lager des Sterbenden ein jäher, gurgelnder Aufschrei. Entsetzt wendeten Angela und Isai die Blicke auf Mehmet, der sich auf seinem Lager aufgerichtet und mit starren, blutunterlaufenen Augen auf sein Weib schaute, während die ganze Schwere seines Körpers auf dem verbundenen Armstumpf ruhte. Die Rechte irrte krampfhaft auf dem Tisch vor seinem Bette umher, jetzt ergriff sie die Waffe, jetzt richtete sie deren Mündung auf Angela, und ehe der erschreckte Isai seine Freundin von ihrem Platze aufgerissen, entlud sich der Schuß in ihre Brust.

„Treulose," röchelte Mehmet, als er zurücksank auf sein Bett — eine Leiche. —

Angela lag, von Blut überströmt, in Isais Armen. Er suchte ihren brechenden Blick. Sie flüsterte leise:

„Es ist gut so. O, ich fühle es: Gott ist auch im Tode".

Charles Sealsfield*).

Von

Fr. Hemmann.

— Herrliberg. —

Unzweifelhaft mundet eine Flasche Rheinwein dem Kenner selbst dann, wenn sie ihm mit unrichtiger Etikette vorgesetzt worden ist. Da aber noch lange nicht alle Leute, welche einen Korkzieher besitzen, schon aus diesem Grunde Weinkenner sind, so ist es keineswegs ausgemacht, daß der Name Nichts zur Sache thut. „Ich kenne Personen", sagte Sealsfield eines Tages zu mir, indem er höhnisch seinen Mund verzog, „Personen, welche den gemeinsten Wein nicht kosten könnten, ohne entzückt die Augen zu verdrehen, sobald die Flasche als Johannisberger etikettirt ist, Andere, welche beim Anhören einer Symphonie vor Langeweile den Kiefer ausrenken möchten, erfinden ganz neue Interjectionen der Bewunderung und des Hingerissenseins bloß deshalb, weil sie auf dem Concertzettel gelesen haben, daß das Tonstück von Beethoven componirt ist". Ob der scharfkantige Mann mit solchen Bemerkungen nur die untrügliche Ueberlegenheit seiner Weinzunge geltend machen wollte, welche in der That von jeder Namengebung unabhängig war, oder ob es ihm Vergnügen machte, seine grenzenlose Verachtung aller Musik, für die ihm der Sinn absolut fehlte, auch in dieser Form auszusprechen, kann man auf sich beruhen lassen. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß wenigstens bei ihm der Name, den er selber trug, von wesentlichem Einfluß auf sein Leben war und so ganz gleichgiltig, wie er über Titel und Aufschriften urtheilte, ist die Bezeichnung

*) Die folgenden Mittheilungen über Sealsfield aus der Feder des Vertrauten seiner letzten Lebensjahre, des Herrn Pfarrers Hemmann in Herrliberg am Zürichsee, waren längst in unserem Besitz, als die materialreiche Schrift: „Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Victor Hamburger. Wien, 1879. L. Rosner" erschien.

seines Reisepasses „Charles Sealsfield, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika" in seinen Augen und in denjenigen seiner nähern Bekannten niemals gewesen.

Nach dem übereinstimmenden Urtheil Aller, die Etwas von der Sache verstehen, ist es, abgesehen vom Theater, wo solche Dinge häufig vorkommen, äußerst schwierig, die Rolle eines Doppelgängers so zu spielen, daß eine einzige Person als zwei erscheint und von Jedermann anerkannt werden muß. Ist aber dieser seltene Fall einmal eingetreten, so möchte es fast noch schwieriger sein, ohne allerlei Verdrießlichkeiten aus der Zweiheit wieder in die Einheit zurückzuschlüpfen. Das erste Kunststück ist vollkommen dem Manne gelungen, der in Oesterreich bloß ein unglücklicher Klostermusikant und Stiftsherr von untrüglicher Weinzunge war, in Amerika aber ein weltumfassender Republikaner von durchgreifendstem Charakter, der die Musik gründlich verachtete. An der zweiten Aufgabe, die beiden entgegengesetzten Bilder seines Lebens zur versöhnenden Einheit zusammenzubringen, hat er sich mit dem ganzen Aufwand seiner Geisteskraft innerlich abgearbeitet, ohne jedoch zum Ziel zu gelangen, und die Nichtbefriedigung der erfolglosen Mühe, in deren innerste Noth er freilich auch seinen besten Freunden keinen Einblick gestatten wollte, ist als der eigentliche Grund seiner Schärfe und Bitterkeit im Umgange anzusehen. Hat er die Lösung dieser Aufgabe selbst nicht zu Stande gebracht, so bleibt sie denen überlassen, die ihn beobachtet und gekannt haben,

Es war ein eigenthümlicher Leichenzug, welcher sich am 29. Mai des Jahres 1864, Nachmittags 2 Uhr, vom Hause „unter den Tannen" in Solothurn nach dem idyllisch gelegenen Friedhof der Kirche von St. Niklaus bewegte. In den meisten kleinern Schweizerstädten besteht bei Leichenbegängnissen die hergebrachte Sitte, daß sich die Verwandten des Verstorbenen als die „Leidtragenden" vor dem Trauerhause aufstellen, während die Träger oder, wo ein Todtenwagen in Gebrauch ist, die bestellten Leute den Sarg auf die Straße hinaustragen. Dann zieht die Menge, welche die Leiche begleiten will, an der Reihe der Leidtragenden vorbei, einem Jeden als Zeichen der Theilnahme die Hand bietend. Erst wenn diese etwas umständliche „Leidabnahme" stattgefunden hat, setzt sich der Zug in Bewegung. Als Sealsfield, der am Donnerstag den 26. Mai, Morgens 7½ Uhr, gestorben war, am darauffolgenden Sonntag begraben wurde, fand sich Niemand, der zur Entgegennahme der herkömmlichen Theilnahmsbezeugungen in das Leid stehen wollte, bis endlich der Verfasser dieser Zeilen nebst einigen Freunden in die Lücke traten Seit Chamisso seinen Peter Schlemihl gedichtet hat, ist ein Mensch, der keinen Schatten mehr hat, immer etwas Unheimliches gewesen, und der unerschöpfliche Geldbeutel, über den er verfügt, vermehrt nur noch das Grauen, welches seine Person Jedem einflößt, der mit ihm an die Sonne tritt. Am unerträglichsten wird dem Schweizer, der sich nicht einmal sein eigenes Schweizerbürgerrecht ohne Ursprungsschein eines bestimmten Ortes denken kann, eine Person ohne Heimath und Verwandte

sein, ein Mann, der freilich den Allgemeinbegriff eines Vaterlandes für sich in Anspruch nimmt, ja mit einer gewissen Ostentation vor sich herträgt, dagegen aber nicht nur keinen bestimmten Punkt darbietet, wo das persönliche Interesse auf seine hundert Fragen Auskunft erhält, sondern noch mit leicht zu erkennender Absichtlichkeit die feinsten Spürnasen auf falsche Fährten zu locken versteht. An einem solchen Mann ist Alles bedenklich, die Geldmittel, die ihm in Kanälen zufließen, über welche sogar der Briefträger keine vollständige Auskunft zu geben weiß, der halb verklungene Schriftstellerruhm, mit welchem überhaupt die große Mehrheit der wackersten Staatsbürger so wenig vertraut ist, daß die bedeutendsten einheimischen Autoren erst auf dem Umweg über Berlin und Leipzig zu Hause einigermaßen bekannt werden, und nicht ganz ungebildete Leute, unter deren Dache Sealsfield in der Zeit seiner größten Berühmtheit Jahre lang gewohnt, an deren Tisch er gespeist hat, sich heute noch darüber ärgern, daß sie damals von seiner schriftstellerischen Bedeutung nichts gewußt haben, der große Blick des Unbekannten, der seinerseits, jeder Neugierde abhold, von der Würdigung kleinlicher Verhältnisse vollständig absieht und zuweilen, wie mit Siebenmeilenstiefeln, über Krähwinkel und Dingsda nach der andern Halbkugel der Erde ausgreift. Im Grunde ist dieses warme Interesse für das Persönliche und Heimatliche ein sehr ehrenwerther Zug, mit dessen Erhaltung die Möglichkeit zusammenhängt, aus tausend lebenskräftigen Wurzeln Saft und Trieb zu saugen. In unserm Fall aber war er die Hauptursache, daß die wohlmeinendsten Personen, die sich dem räthselhaften Fremdlinge näherten, sich nach kurzem Verkehre wieder von ihm zurückzogen und ihn nur noch von ferne mit unheimlicher Empfindung beobachteten. In dieser Schweite entstand eine Menge von Gerüchten, die der eine dem andern zutrug. Einer seiner besten Freunde, den Sealsfield noch in den letzten Jahren seines Lebens durch mich ersuchen ließ, ihm in Brugg ein Haus zu kaufen, um den ihm nicht mehr zusagenden Aufenthalt in Solothurn mit einem angenehmern vertauschen zu können, versicherte mir vor Kurzem, Sealsfield sei an einem Freitag nie ausgegangen. Da er die Gewohnheit hatte, mitten in der Nacht aufzustehen und Stunden lang in raschem Schritte auf und abzugehen, so zerbrachen sich die übrigen Hausbewohner den Kopf über den Grund dieser nächtlichen Spaziergänge und gelangten bald zu den erfreulichsten Andeutungen. Wer nicht schlafen kann, muß von irgend einem Quälgeist geweckt worden sein. Vielleicht waren es die klirrenden Ketten oder die Seufzer auf einander geschichteter Neger, welche er als Sclavenhändler durch die englischen Wachtschiffe geschmuggelt hatte, vielleicht die Verwünschungen einer geknebelten Schiffsmannschaft, welche er als Pirat überfallen.

Auf der andern Seite weckt eine solche Erscheinung in den schärfer Blickenden ein inniges Gefühl des Mitleidens, welches jene scheue, an leeren Vermuthungen fruchtbare Neugierde entschieden überwiegt, weil es von der Wahrnehmung hervorgebracht wird, wie tief die Seelenleiden sind, die der

Unbegriffene dem Blick der geschwätzigen Welt zu entziehen sucht. Der Verfasser dieser Darstellung darf wohl sagen, daß dieses Mitgefühl, womit er als Knabe das unglückliche Schicksal des guten Schlemihl verfolgte, ihn schon im Umgang mit dem lebenden Sealsfield stärker bewegt hat, als der Reiz des Geheimnisses; daß es ihn trieb, in den letzten Tagen des Erkrankten, wo es galt, abwechselnd mit einem Gefährten ganze Nächte einzig an der Seite des Sterbenden zuzubringen, dem dringenden Rufe um Beistand Folge zu leisten, obwohl ihn ängstliche Verwandte mit Hindeutung auf die geladene Doppelflinte, die stets am Kopfende von Sealsfields Lager an der Wand lehnte, und nach der er mitunter griff, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei, davon abzuhalten suchten. Am stärksten aber regte sich das Mitleid in ihm, als er an seinem Sarge stand und die Hand bieten mußte für einen Todten, den im Leben Niemand in der weiten Weltsein eigen nennen wollte.

Das Leichengeleite bewegte sich vom Wohnhause, ohne die eigentliche Stadt zu durchschreiten, nach dem nicht fernen Kirchlein von St. Niklaus, unterwegs begrüßt von den Glockentönen mehrerer Klöster, welche auf dieser Seite der Stadt in kleinen Zwischenräumen auf einander folgen. Ihr schwächliches Gebimmel, vor Kurzem noch die Ursache manches Mißbehagens des in sein Haus gebannten Dichters, sollte nun dem Todten ‚als einem vermeintlichen Reformirten‘ ein freundliches Zeichen und Ehrenbezeugung sein. Wer den engen Gesichtskreis der Leute kennt, welche den Glockenstrang in der Hand haben, muß ihnen in der That diesen Beweis von Anstand hoch anrechnen, und Mancher, der über Sealsfield selbst Nichts zu sagen wußte, hob doch unterwegs diese weitgehende Toleranz hervor. Auch hatte Niemand Etwas dagegen einzuwenden, als der Verfasser dieser Mittheilungen, obwohl reformirter Pfarrer, sofort nach der Bestattung das Innere der katholischen Kirche betrat und auf die Kanzel stieg, um vor dem nachfolgenden Leichengeleite die übliche Gedächtniß- und Dankrede zu halten. Da sich sonst Niemand dazu gemeldet hatte, alle Welt vielmehr annahm, der Verstorbene sei schon wegen der Abendmahlsfeier, die er von mir verlangt und in seinem Zimmer mit mir begangen hatte, ein Glied der reformirten Kirche, so mußte ich auch diese Verrichtung übernehmen, obwohl schon damals fest überzeugt, daß Sealsfield im gewöhnlichen Sinne des Wortes dieser Kirche niemals angehört hat. Ich betrachtete diesen letzten Dienst als eine selbstverständliche Freundespflicht, welche ich ohne jedes Beiwerk in Tracht und Function übernahm, wie ja auch des Lebenden Umgang mit mir und sein hartnäckiges Drängen zur Privatcommunion viel eher auf persönlichen als auf amtlichen Beweggründen beruhen mochte. Sealsfield hat mich darüber nicht im Zweifel gelassen, als ich ihm bei Gelegenheit seiner Gabe für den Bau der reformirten Kirche, die er bei der Abfassung seines Testamentes verdoppelte, ohne Umschweife den alten Stephy in die Erinnerung rief, der in dem Roman „die große Tour“ den collectirenden Apotheker-Bischof so grausam anrennen läßt. „Sie wissen nicht einmal“, sagte er zu mir, etwas betroffen von meiner Kühnheit, über

die ich selbst erschrak, „wie ein solcher oxfordfarbiger Rock aussieht, von den silbernen Schnallen nicht einmal zu reden. Wäre Ihr Kragen“, hier faßte er mich mit Daumen und Zeigefinger an meinem nicht ganz kanonischen Röcklein, „nur halb so steif wie der von Mister Wainscott, so hätten wir uns gar nie gesehen“.

Bei dieser Gelegenheit sei mir die Bemerkung erlaubt, daß die Bestattung auf dem genannten Kirchhofe nicht direct von Sealsfield gewünscht worden war, sich dagegen aus seinen Anordnungen, welche den Grabstein betrafen, mittelbar ergab. Einen solchen hatte er allerdings mit genauer Angabe der Form, des Preises und des Steinhauermeisters, der ihn verfertigen sollte, mir gegenüber verlangt. Nun aber bestand seit einer Zeit, in welcher aus irgend einer politischen Fortschrittsbewegung demokratische Blasen aufgestiegen waren, ein Verbot, in den Friedhöfen der Stadt die Gräber mit Denksteinen zu schmücken, weil, wie man damals noch immer dieses demokratische Recept mit bemerkenswerthem Eifer erörterte, eine solche Sitte gegen die Gleichheit aller Menschen im Tode verstoße. Wollte man den Willen des Verstorbenen ehren, so mußte ein Friedhof in der Nähe der Stadt gewählt werden, wo kein solches Verbot bestand. Dies war der einzige Grund der Bestattung in St. Niklaus.

Ich kann hier einige unrichtige Angaben nicht übergehen, welche sich in dem von Alfred Meißner veröffentlichten, der nachgelassenen Erzählung „Die Grabesschuld“ vorangeschickten Lebensbilde Sealsfields finden. Dort wird behauptet, Sealsfield habe verordnet, über seinem Namen sollten ein C und S in lateinischer Cursivschrift so auf den Grabstein gestellt werden, daß das Ganze ein P ergäbe; es sollte nämlich das C, mit seiner Wölbung auf dem S liegend, dieses umschlingen. Meißner bemerkt, dies sei nicht ganz treu ausgeführt worden, weil C und P nebeneinander stehen. Alle diese Berichte sind erfunden. Die Sache verhält sich vielmehr so, wie ich sie in Nummer 36 der „Gegenwart“ von 1878 Nr. 36 mitgetheilt habe, und dieser letztern Darstellung kann schon deshalb keine andere entgegengesetzt werden, weil die ganze für die Erben nicht unerhebliche Andeutung seines wahren Namens überhaupt nur durch mich zu ihrer Kenntniß gelangt ist. Weitere von Meißner auf seinem Gang durch Solothurn und Umgegend zusammengeraffte Nachrichten sind ebenfalls nicht frei von Angaben, welche die befragten Personen aus der Luft gegriffen haben. Ein Herr Zeltner, Kaufmann aus Amerika, mit dem Sealsfield in Solothurn ausschließlich verkehrt und der nach dem Tode seines Freundes sofort die Reise über das Meer angetreten haben soll, hat niemals existirt. Auch brachte Sealsfield nicht zehn, sondern nur sechs Jahre „unter den Tannen“ in Solothurn zu, nämlich vom Winter 1858—59 bis zu seinem Tode 1864. Unrichtig ist deßhalb das angegebene Datum von 1853 für seine Uebersiedlung nach Solothurn, sowie die Behauptung, daß er 1859 zum dritten Mal nach Amerika gereist sei. In diesem Jahre traf er gerade seine ersten Einrichtungen im neu erworbenen Besitzthum zu

Solothurn, das übrigens durchaus kein Bauergut war. Von da an hat er seinen Wohnort nur ein einziges Mal auf wenige Wochen verlassen, um in Schwalbach eine Kur zu gebrauchen. Zahllos sind die Unrichtigkeiten einer früheren Broschüre, auf welcher das im Uebrigen gut geschriebene Meißnersche Werklein theilweise beruht. Es würde mich jedoch zu weit führen, auf diese Fabeln von großen Papierrollen, Manuscripten neuer Werke „Ost und West“ u. a., vom Suchen eines Sekretärs, an welchen er im Ernste nie gedacht hat, näher einzutreten. Wenn er der Buchhandlung, die seine Werke in Gesammtausgabe übernommen hatte, einen dreibändigen Roman angekündigt hat, der bereits fertig gewesen sei, so müßte auch die andere Annahme wahrhaft sein, daß er das Manuscript verbrannt habe. In meinem in der „Gegenwart“ erschienenen Aufsatze habe ich mich darüber ausgesprochen, warum ich Beides nicht glauben kann. Seit dem Abschluß seines Vertrages mit der Metzlerschen Buchhandlung, dessen mitunterzeichneter Zeuge noch lebt, war Sealsfields Schaffensdrang zugleich mit seiner poetischen Gestaltungskraft in das Stadium des Erlöschens getreten. Der Nichterfolg seiner Gesammtausgabe, verursacht durch die revolutionären Bewegungen in Deutschland und die beginnende Schürzung des Knotens in Nordamerika, hatte ihn außerdem noch entmuthigt; seine im Gespräch hingeworfenen Andeutungen über neue vollendete oder noch unvollendete Schöpfungen sind unsicher, schwankend und widerspruchsvoll. Sie trugen stets das Gepräge der Verlegenheit, wie es einer macht, der sein körperliches und geistiges Unvermögen fühlt und sich zum eigenen Trotz wie zur Einschüchterung der Welt, die ihm über den Kopf wachsen möchte, die Miene giebt, er habe noch eine Karte in den Händen, mit welcher alle andern übertrumpft werden. Dies schließt nicht aus, daß er als Correspondent großer Journale, für welche Mitarbeit er bis in die letzten Jahre eine fixe Besoldung bezog, noch immer thätig war. Erst in den Sechziger Jahren hörte auch diese Thätigkeit auf; in den zwei letzten Jahren hat er überhaupt Nichts mehr als ganz kurze Briefe geschrieben und so selten, daß von einem bis zum andern die Tinte im Gefäß auftrocknen konnte. Auch gelesen hat er nichts mehr, die spärlichen Bücher, die man ihm zusandte, ließ er unberührt und unaufgeschnitten: was die Zeitungen brachten, erfuhr er nur durch mündliche Mittheilung. Sein Zimmer und sein tägliches Dasein machten den Eindruck, daß Schreiben und Lesen gar nicht mehr vorkommen solle. Er lebte in vergangenen Zeiten, von dem, was er mit der eigenen Auffassung einer stark entwickelten Sinnlichkeit und mit der schneidenden Schärfe eines selbständigen Nachdenkens gleichsam zum einstigen Wiederkäuen in sich aufgenommen hatte. Daher kam es, daß er ungeachtet der Unterbrechung fast aller Verbindungslinien, auf denen der Mensch seine geistige Nahrung bezieht, immer noch anregend im Gespräch, fruchtbar an frappanten einzelnen Gedanken und schlagfertig in seinen Urtheilen über neue Zeiterscheinungen sein konnte, von denen er nur hörend Kenntniß bekam.

Doch ich kehre von diesen Bemerkungen, zu denen mich unrichtige Mit-

theilungen ferner Stehender veranlaßt haben, zu dem Faden zurück, welchen ich bei Sealsfields Leichenbegängniß verlassen habe. Indem ich die damals gehaltene Gedächtnißrede durchgehe, muß ich heute noch darüber lächeln, daß sich darin neben dem Versuch, den Unbegriffenen seinen näheren oder ferneren Bekannten menschlich nahe zu bringen, auch eine ziemlich eingehende Charakterisirung seiner Werke vorfindet. Allein Beides hängt im Grunde zusammen. Die durchaus originelle Schreibweise, welche auf keiner Nachahmung beruht, die Tendenz seiner Romane und die Zeichnung ihrer markantesten Charaktere spiegeln sich unverkennbar in seiner Lebensweise wieder und die seltsame Mischung von demokratischer und aristokratischer Gesinnung, dieser Widerspruch zwischen seiner politischen Ueberzeugung und seinen persönlichen Neigungen, der ihn während des amerikanischen Secessionskrieges auf die Folter spannte, zieht sich durch alle seine Werke. Auch die eigenthümliche, fast dämonische Gluth seiner Phantasie in Natur- und Menschenschilderung, welche in dem, der sie hegt, von der Empfindung begleitet sein muß, daß sein Geist farbigere Bilder zurückwirft, als der aller übrigen Menschen, weßhalb ihn diese nicht einmal verstehen könnten, macht es erklärlich, daß er sich mit dem Umgang Weniger begnügte. Ohne die spätere Enthüllung seiner persönlichen Verhältnisse zu Hilfe zu ziehen, die ihn allerdings in erster Linie bewogen, sich vor seiner eigenen Berühmtheit zu verbergen, können wir also begreifen, warum er seinen Aufenthalt immer wieder an Orte hin verlegte, wo er zugleich schroff gegen seine Umgebung und jede Störung abwehrend sich in seine Klause zurückziehen, dann aber wieder bis zu einem gewissen Grade einen Anschluß suchen konnte bei denen, die ihm ja doch nur bis zur Schulter reichten. Eine von argwöhnischer Wachsamkeit gehütete Unabhängigkeitsschwärmerei, die auch in seinen Schriften hervortritt, hielt ihn ab, lockende Anträge, wie z. B. von Seite der Augsb. Allg. Zeitung anzunehmen, und bewog ihn, andere, von bonapartistischer Seite mit ihm eingegangene Verbindungen, nach kurzem Bestehen wieder aufzulösen. Oft erklärte er, in Deutschland zu wohnen wäre ihm unmöglich, da er weder gesellschaftliche noch polizeiliche Rücksichten erweisen könnte, nur in der formlosen und polizeiarmen Schweiz fühlte er sich wohl. Hier gelang es ihm, die Gegensätze der Cordialität und der Zugeknöpftheit so merkwürdig mit einander zu verschmelzen, daß Alle, die mit ihm zu thun hatten, davon betroffen und verwirrt wurden. Denn in der Schweiz ist das gesellschaftliche Bedürfniß, hinter die intime Beziehung eines großen Schriftstellers zu kommen, bei weitem nicht so stechend wie in Deutschland. Ist es nun nach allem dem etwa ein unvermittelter Sprung Sealsfields, wenn er, der von keinem Menschen begriffen sein wollte und dessen fortschreitende Vereinsamung durch eigene Schuld nicht mehr aufgehalten werden konnte, sich noch weiter zurückzog in jene Einsamkeit des Gedankens, in welcher die gewohnten Begriffe und alle vom täglichen Verstand begangenen Pfade ausgehen, weil sie von einer großen, Alles andere überstrahlenden Intuition in den Schatten gestellt werden? Als

eine solche von unübersteiglichen Mauern umgürtete Burg ist ihm die Religion erschienen, in der sich der unabhängige Geist gegen Alles, was ihm Zeitgeist, Mode, Neugierde und eigene Erinnerung aufdrängen möchten, verschanzen kann. Es ist eine durchaus müßige Frage, welche sich in verschiedenen über ihn geschriebenen Broschüren damit beschäftigt, ob Sealsfield zur reformirten Kirche übergetreten sei. In seinen Unterredungen mit mir, die sich über einen mehrjährigen Zeitraum erstreckten, ist keinem von beiden diese Frage jemals eingefallen. Nur jene Grundfragen des Menschengeistes, die unabhängig von traurigen Krücken auftreten und von registrirenden Händen allerdings am bequemsten in fertige Fächer geschoben werden, zogen in jener Zeit seine gesammte Aufmerksamkeit und einen gewissen leidenschaftlichen Eifer auf sich. Eben so unstatthaft ist es, ihm irgend welchen Widerspruch oder Abfall von sich selbst vorzuwerfen, wenn er in diesem Eifer schärfere Worte gebraucht hat, um seinen Gottesglauben zu behaupten, als der landläufige Flachkopf zu ertragen vermag. Die Religion war ihm überhaupt nicht jener schwächliche Nothbehelf, den man bei derartigen Wendungen des geistigen Lebens voraussetzt, keine Uebergabe der Feigheit unter klingendem Spiel von Phrasen, sondern ein neuer Ausfall eines hart bedrängten Mannes und eine Waffe, die er ebenso schneidig und trefflich zu handhaben verstand wie das übrige Rüstzeug seines Geistes, obwohl er sie erst zu einer Zeit aus dem wohlverwahrten Arsenal hervorgesucht hat, als die früher gebrauchten schartig und rostig geworden waren. Dagegen müssen wir hier den Punkt berühren, auf welchem der Verdacht entstanden ist, dieses religiöse Austönen seines Lebens möchte der Nachhall schwerer Vergehungen sein, deren er sich besonders in seiner Grabschrift anklage. Ich bemerke hier, daß nur die erste Psalmstelle: „Gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knecht, denn kein Lebendiger ist vor Dir gerecht" von ihm gewünscht worden ist. Die andere (Psalm 31) hat er sich nur notirt, weil er jene, die ihm vorschwebte, lange Zeit nicht finden konnte und er ließ sie fallen, als er nach langem Suchen den Vers endlich aufschlug. Im 31. Psalm, namentlich Vers 12 u. 13 finden sich Anklänge an seine Lebensgeschichte, die mir erst nachher aufgefallen sind und ich begriff, weßhalb er einst so lange dabei verweilte und dann wieder davon abging.

Wer diese Lebensgeschichte kennt, dem genügt sie vollkommen, um es nachzuempfinden, daß ein Mensch von so starken Gefühlen den gewaltsamen bis zum Aeußersten getriebenen Bruch mit Namen, Familie, Heimath, Vaterland und Beruf — diese klaffende Wunde, an welcher schwächliche Naturen entweder verbluten oder entarten, und die er zweiundvierzig Jahre lang mit unerhörter Anstrengung, ohne jeden fremden Beistand zusammenpreßte, in dem Augenblick als seine Schuld bekennt, in welchem er sterbend die Hand davon sinken lassen muß. Weitere Deutungen sind durchaus ferne zu halten und wären in andern Fällen, wo solche Bibelstellen ganz unverfänglich zu Grabschriften gewählt werden, nicht einmal aufgetaucht. Indem wir seinen

Lebensgang überblicken, setzen wir voraus, daß Karl Postl und Charles Sealsfield die gleiche Person gewesen sind. Ein Beweis, wie er vor Gericht geführt werden müßte, ist allerdings nicht vorhanden; gleichwohl betrachte ich die durch Combination hergestellte Identität als eine ganz unzweifelhafte. Ich will die wichtigsten Indicien in Kürze anführen.

Sealsfield hat ein Hochdeutsch gesprochen, welches allerdings grammatikalisch richtig war, aber unverkennbar schwäbelte. Wo diejenigen, welche sagen, es sei von jedem Anklang an einen Provinzialdialekt frei gewesen, ihre Ohren gehabt haben, kann ich nicht begreifen. Seine Wirthin in Baden, Frau Küpfer, redete er an: Frau Kipfer; statt „vorstellen“ sagte er „auffihren“, das a der ersten Silbe auffallend stark und mit breitem Munde ausdehnend: „Ich wurde in London dem Marquis von Lansdowne aufgefihrt“. Das Englische sprach er viel zu hart und mühsam aus: bei dem Worte New-Orleans verzerrte er seinen Mund fast mit Anstrengung, um langsam und scharf articulirt den Klang Niu-Orlöins herauszubringen, wie es ein Amerikaner und vollends ein Engländer niemals thut. Sealsfield nannte als sein Geburtsdatum das Jahr 1793 und Karl Postl ist am 3. März desselben Jahres geboren. Die Handschrift des einen wurde von den Verwandten als die des anderen erkannt. Joseph Postl, der wegen Uebernahme der Erbschaft nach Solothurn kam und mich behufs schriftlicher Bestätigung der auf den Grabstein zu setzenden Buchstaben besuchte, sah dem Verstorbenen ähnlich. Es war das gleiche Profil, nur darin verschieden, daß Sealsfields Züge etwas schärfer geschnitten und sein Auge dunkler und glanzvoller war. Als der entscheidendste Punkt muß die Erbeinsetzung der Familie Postl selbst betrachtet werden, welche auf keine Weise erklärt werden kann, wenn nicht Sealsfield der im April 1822 von Prag auf Nimmerwiedersehen verschwundene Bruder Karl gewesen ist. Bei dieser Annahme erklärt sich auch am leichtesten seine Ehelosigkeit. Denn eine Verheirathung hätte ihm die Bewahrung seines Geheimnisses erschwert oder geradezu unmöglich gemacht. Seine eigene Angabe, daß er in Amerika zweimal verlobt gewesen sei, aber nach reiflicher Ueberlegung das Verhältniß wieder aufgelöst habe, mag eben deshalb auf Wahrheit beruhen, weniger die andern, die er in Baden mehrmals preisgab, daß er wirklich verheirathet gewesen sei, aber nur ein Jahr lang. Der Annahme der Identität steht nur seine in der Vorrede zum ersten Theil der Lebensbilder aus beiden Hemisphären enthaltene Bemerkung entgegen, daß er 1816 und 1817 in England gewesen sei. In diesen Jahren lebte Karl Postl als geweihter Priester und angehender Ordensbruder in Prag und studirte die englische Sprache.

Wenn irgend etwas am menschlichen Leben merkwürdig und unerklärlich ist, so ist es der unwillkürliche Spürsinn einer richtig organisirten Frau. Alle Frauen, denen Sealsfield nahe trat und deren Urtheile mir bekannt wurden, stimmen darin zusammen, daß er ein unheimlicher Mensch gewesen sei. Selbst wenn die Männer von seinem Umgang entzückt waren und an keinem

seiner Worte und Schritte etwas Auffallendes fanden, nahmen sie, ohne selbst zu wissen warum, eine ablehnende Haltung gegen ihn ein.

Es wird von Meißner erzählt und von Dr. Leo Smolle widersprochen, daß er als Ordenssekretär in sein Heimathsdorf Poppitz gekommen sei, um die dort befindlichen Weinkeller, das Eigenthum des Klosters, das sein Vater zu verwalten hatte, und die Rechnungen desselben zu untersuchen. Da er diese Vollmacht seinen Vater allzuschroff fühlen ließ, sei es zu einem äußerst heftigen Auftritt gekommen, der damit endigte, daß der wüthende Alte seinen Sohn mit einem Sparren niederschlagen wollte. Mag nun auch diese Erzählung noch so entschieden in Abrede gestellt werden, so wird doch einstimmig zugegeben, daß Anton Postl ein harter Mann gewesen ist und seinem Sohne mit rauher Strenge begegnete. Dieser war aber ebenso wenig aus Süßholz geschnitzt. Selbst noch in spätern Jahren konnte er in eine Grobheit gerathen, die jede Rücksicht vergaß. Wäre der angeführte Auftritt des Vaters und Sohnes erfunden — er stimmt aber zum Charakter Beider — so müßte dennoch die harte Natur früher oder später zu einem Bruch geführt und den im Sohne schlummernden Entschluß zur Flucht aus dem Kloster zur Reise gebracht haben. Als eine jener Naturen, die jeden einmal gefaßten Vorsatz bis zur äußersten Consequenz durchführen, konnte er nach seiner Entweichung nicht mehr zurückgehen. Von Wien an, wo man ihn noch zur Rückkehr bewegen wollte, mußten sich alle seine Gedanken darauf richten, jede Spur seines Daseins zu verwischen und dies ist ihm auch in einem Grade gelungen, wie es kaum ein zweites Mal vorkommt. Er begab sich durch Tyrol in die Schweiz. Hier verliert sich seine Spur gänzlich und die Biographen machen nicht einmal den Versuch, den zerrissenen Faden seines Schicksals an dieser Stelle zusammenzuknüpfen. Meines Erachtens wäre es nicht ganz so schwer, die Lücke auszufüllen, wenn die genaue Kenntniß des Weges, den er eingeschlagen, wirklich der Mühe werth wäre, Nachforschungen anzustellen. Jedenfalls übertreibt Dr. Smolle die Schwierigkeit, wenn er hinzufügt, selbst der Spürsinn eines Rothhautindianers hätte die Fährte seines Lebens nicht mehr zu entdecken vermocht. In Zürich, wohin ihn seine Flucht führte, lebten mehrere bedeutende Männer, welche unter dem auch auf der Schweiz lastenden Druck der Restaurationsepoche den freiheitsdurstigen Idealismus in sich nährten, der in den dreißiger Jahren zur Herrschaft gelangte und 1839 bei Gelegenheit der Berufung von David Strauß wieder einer kurzen Reaktion weichen mußte. Später haben sich Leute dazu gesellt, deren Lebensanschauung und Sittlichkeit bei großen geistigen Gaben dem Kerne des Volkes unerträglich wurden und als der gähnende Unwille desselben am Namen „Strauß" bequeme Handhabe und wirksames Schlagwort fand, mußte auch der edlere Theil darunter leiden. In den zwanziger Jahren traten diese verwerflichen Elemente, welche dem vorwärts dringenden Idealismus meistens als Beiwagen folgen, schon deshalb nicht auf, weil die äußere Herrschaft noch in der Ferne lag, und Männer wie Bürgermeister

Hirzel, damals noch Oberamtmann, in der Strauß'schen Zeit Vorsitzender des Erziehungsrathes, mit dessen Stichentscheid die Berufung beschlossen wurde, hegten in sich ein reines Feuer der Begeisterung und einen heiligen Zorn über die traurigen politischen Verhältnisse. Bürgermeister Heß, der ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte, war ein einflußreiches Mitglied des Freimaurerordens. Solchen Leuten mußte es ein wahrer Hochgenuß sein, einem der Metternich'schen Tyrannei Entronnenen auf jede Weise behilflich zu werden, und die Erinnerungen von Zeitgenossen, welche andeuten, daß Sealsfield in diesen Kreisen Aufnahme fand und Anweisungen zur Weiterreise nach Amerika erhielt, sind durchaus glaubhaft. Nimmt man noch dazu, daß die zürcher Handelswelt mit Nordamerika in lebhafter Verbindung stand und freimaurerische Fäden in jener Zeit nach allen Seiten gespannt waren, so haben wir genug Anhaltspunkte, Sealsfields Verschwinden zu erklären. Es braucht zu einer solchen Handreichung einen gewissen Grad von Fanatismus, eine Schwärmerei, die in der That damals vorhanden war. Sie macht ein derartiges Rettungswerk zu einer That des Glaubens und erklärt auch, daß nie ein Ton über die Art und Weise des Verschwindens verlautete. Sealsfield wäre nicht das einzige Beispiel, daß, wie in Amerika eine sogenannte unterirdische Eisenbahn bestand, auf welcher flüchtige Neger aus den Südstaaten sicher nach dem Norden geleitet wurden, so auch von der reformirten Schweiz aus den Sclaven des römisch-katholischen Absolutismus angrenzender Staaten, namentlich Oestreichs, unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Hand geboten wurde. In den Dreißiger und Vierziger Jahren empfing Sealsfield noch in Baden die Besuche dieser zürcher Herren und jedesmal, wenn die Kutschen vor dem Gasthof zum Engel in den kleinen Bädern anlangten, verwunderte man sich über den eigenthümlich vertrauten Verkehr der Angekommenen mit dem schweigsamen Gaste. Auf's Gerathewohl ist Sealsfield gewiß nicht nach Amerika gereist, dazu war er ein zu umsichtiger und weitsichtiger Mann, der auch in Geldsachen sich nie vom sichern Boden der Berechnung und eines für alle Fälle in Bereitschaft gehaltenen Nothpfennigs entfernte. Mit einer verhältnißmäßig geringen Summe konnte er Jahre lang auskommen, bis er schwebend mit dem einen Arm an einem Aste, mit dem andern wieder den erreichbaren nächsten fassen konnte.

Ich übergehe Sealsfields Aufenthalt in Amerika und bemerke hier nur, daß er seine Plantage in Louisiana, fünfzehnhundert Acres, die am Red River liegen und zur Hälfte Baumwollpflanzung, zur Hälfte Urwald waren, bald nach seiner Ankunft um den Preis von einem Dollar per Acre auf einer Auction in New-Orleans gekauft hat. Er selbst hat die Ausrodung der einen Hälfte ausführen lassen und hätte auch den andern Theil dazu geschlagen, wenn nicht der bekannte Bankerott seines Geschäftsfreundes ihn der Mittel dazu beraubt hätte. Die Besitztitel waren vollkommen in Ordnung; einem Freunde in Brugg hatte er sie 1844 mehrmals vorgewiesen

und sogar schenken wollte er sie ihm, wenn er sich hätte entschließen können, selbst nach Amerika zu gehen.

Ich nehme den Faden da wieder auf, wo Sealsfield zum zweiten Mal nach der Schweiz kam und seine schriftstellerische Thätigkeit begann. Man hat es höchst auffallend gefunden, daß ein Mensch, der bis in sein 29. Altersjahr in einfachen bäuerischen Verhältnissen und dann in einem geistlichen Orden gelebt hat, wo er von der Welt kaum mehr sah, als man durch ein Klosterfenster sehen kann, schon nach siebenjährigem Aufenthalt in Amerika die staunenswerthe Kenntniß des fremden Lebens erworben haben soll, aus welcher die Sealsfield'schen Schriften herausgewachsen sind, und die man sonst nur bei Schriftstellern anzutreffen gewohnt ist, die von Jugend auf in der geistigen Atmosphäre des Landes geathmet haben, dessen Pulsschlag sie wiedergeben. Es begegnen uns in diesen Natur-, Gesellschafts- und Menschenbildern so brennende Farben, wir sehen eine solche Fülle von Figuren, die stets mit plastischer, manchmal erschreckender Anschaulichkeit dargestellt sind, es schweift darüber hin ein so freier weltbeherrschender Blick, der über seinem hohen Flug doch nicht die Treue im Kleinen verliert, daß es nicht wenige Leute gegeben hat, welche zuversichtlich behaupteten, Sealsfield könne nicht der Verfasser, sondern nur der Herausgeber, vielleicht der Uebersetzer dieser Werke sein, gleichviel auf welchem Wege er in den Besitz derselben gelangt sei. Dem gegenüber ist jedoch hervorzuheben, daß gerade auf einen Neuling, wenn er mit jener starken Sinnlichkeit veranlagt ist, aus welcher die Phantasie wächst, die fremde Welt, in die er plötzlich versetzt wird, den mächtigsten Eindruck hervorbringt, einen viel mächtigern als auf die Einheimischen, die daran gewöhnt und sehr oft davon abgestumpft sind. Eben das starke, manchmal übertriebene Colorit, das den Genuß der Sealsfield'schen Gestaltung nicht selten stört, entspricht eher einem Schriftsteller, der aus dem Dunkel eines eingeengten Jugendlebens auf einmal diesem blendenden Lichte ausgesetzt wird. Der zum Heißhunger gesteigerte geistige Ernährungstrieb muß im Verschlingen solcher Stoffe einer ganz neuen und freien Welt geradezu schwelgen, und leicht möglich ist es, daß der starke Reiz auch die Uebertreibung herausfordert. Nun war Sealsfield eine gewisse Sinnlichkeit in hohem Grade eigen. Sie hat ihn oft mit Menschen zusammengeführt, die den Genuß übertrieben; doch behauptete er stets die Ueberlegenheit seines Geistes über die Sinnesgenüsse und konnte ohne die mindeste Unbequemlichkeit innehalten und abbrechen. Der Madeira, der zweimal die Linie passirt hat, Champagner und Chambertin kommen nicht bloß in seinen Werken vor. Den Geschmack und die Wirkung einer exotischen Frucht, das Bouquet eines Weines, die Zubereitung einer Speise und die Zeit, in der man sie essen muß, konnte er so raffinirt besprechen, wie ich es nie gehört habe. Die gleiche diabolische Auffassungsfähigkeit, die nur dem feinsten Nervenspiel eigen ist, begleitete ihn auch in seiner Begegnung mit Menschen. Ueber ganz gleichgiltige Personen, mit denen er nie ein Wort gewechselt, die er höchstens über den Rand einer

Zeitung, in welche er scheinbar vertieft war, von der Seite beobachtet hatte, konnte er Urtheile von überraschender Schärfe äußern. „Es lohnte sich der Mühe zu sein, was dieser sich einbildet. Obwohl schlank gewachsen ist jener doch aufgeblasen. Ich begegnete heute einer Dame, welche katholische Augen hatte. Seine Pommade versetzt mich nach Mexiko. Hüten Sie sich vor Allen, welche Gott gezeichnet hat". Solche Aussprüche bewiesen mir, daß er keineswegs der theilnahmlose Mensch war, der er schien. Außerdem brauchte er im Gespräche viele Ausdrücke und Wendungen, die sich auch in seinen Schriften wiederholen. Dagegen muß zugegeben werden, daß er auf den Inhalt seiner Werke nur ungerne einging, und wenn ihn Jemand absichtlich darauf führen wollte, entweder geschickt das Gespräch davon ablenkte oder ihn so unsanft anrennen ließ, daß er gewiß für immer genug bekam. Wenn einem seiner Verehrer, der ihm 1860 nachfragte, von berufener Seite die Antwort zu Theil ward: „Die Wenigen, die wirklich mit ihm zusammenkamen, sind von dieser Bekanntschaft nicht erbaut; es ist ein höchst gewöhnlicher Mensch, von dem man fast nicht glauben kann, er selbst habe jene merkwürdigen Werke geschrieben; daher sucht man auch nicht mehr so eifrig, an den Geheimnißvollen heranzukommen", so ist mir dabei Alles, nur die Naivetät nicht recht begreiflich, welche in jeder bedeutenden Person eine jener Schwarzwälderuhren erblickt, aus der beim Druck auf die betreffende Feder sofort der Kukuk erscheinen muß. Für einen berühmten Mann liegt gewiß eine äußerst unbehagliche Empfindung in dem Gedanken, alle Leute, die sich ihm nähern, machen auf seine Worte Jagd und wollen um jeden Preis etwas Bedeutendes darin finden. Sealsfield hat sich oft darüber ausgesprochen, wie peinlich ihm der Verdacht sei, daß er den Mund nie öffnen könne, ohne ein Orakel und inhaltsschweres Dictum von sich zu geben. An vielen Orten sind die Knaben gewohnt, Käfer zu fangen und in Schächtelchen einzusperren. Wollen sie dann wissen, wie der Käfer surrt, so klopfen sie mit dem Finger auf den Deckel und freuen sich unendlich, wenn es brummt und trommelt. Am Ende aber wird der Käfer auch müde und giebt gar keine Antwort mehr, vielleicht gerade dann, wenn es am meisten gewünscht wird.

Am Ende! — Denn es ist nicht ganz richtig, daß Sealsfield schon in der Zeit seines Aufenthalts in Tägerweilen, Feuerthalen, Zürich, Baden und Brugg einsiedlerische Gewohnheiten hatte, daß er öffentliche Locale nicht besuchte, wie Alfred Meißner versichert. Als er nach dem Umschwung der Dinge 1839 von Zürich nach Baden übersiedelte, wo er früher schon vorübergehend gewesen war, und von da weiter nach Brugg, bewegte er sich ganz frei und war so gesellschaftlich, wie überhaupt ein Hagestolz und Feinschmecker sein kann. Früher hatte er sich eine Zeit lang am Rhein in der Gegend von Mainz aufgehalten; jedoch kann ich hierüber keine nähere Auskunft geben. In diesen aargauischen Städtchen aber, welche schon als kleine Gemeinwesen von alten Namen und achtungswerthem Schulsack noch mehr als jetzt ein nach außen stark ausgeprägtes Selbstgefühl und einen abge-

schlossenen Kreislauf communalen Lebens besaßen, befand er sich in einem wohlgehegten Revier und mit vollem Behagen ließ er sich gehen. Auch an dem damals aufgeregten politischen Leben nahm er einigen Antheil. Nicht ganz scheint er mit den Bestrebungen der radicalen Partei einverstanden gewesen zu sein, welche in jenem so zu sagen heroischen Zeitalter des Cantons Aargau sämmtliche Klöster (1841) aufhob und die Conventualen zur Auswanderung zwang. An dem Tage, an welchem sie das benachbarte Kloster Wettingen verlassen mußten, befand er sich in Baden und äußerte sich ungehalten über die Mönche, weil sie dem Befehle Folge leisteten. „Sie hätten bleiben sollen", sagte er mehrmals, „es würde sich dann gezeigt haben, ob die Regierung Muth genug hätte, Gewalt zu brauchen. Die verstehen ihren Vortheil nicht". Möglich ist es freilich, daß diese Aeußerungen keineswegs ein Ausdruck grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit waren, sondern dem diabolischen Bedürfniß entsprangen, den Conflict noch schärfer zugespitzt zu sehen. Die Unzufriedenheit konnte aus dem Bedauern entstanden sein, daß das freiwillige Weichen der Mönche Gewaltmaßregeln unnöthig machte.

In Brugg correspondirte er fleißig in amerikanische Zeitungen und bezog dafür ein bedeutendes Honorar. Jedoch schilderte er häufig die Klippen, durch die ein amerikanischer Redacteur seinen Weg suchen muß und an denen seine Ehrlichkeit scheitert. „Spitzbüble", sagte er, „ist jeder, wenn er nur kein Spitzbube wird!" Angenehmer und unverfänglicher für ihn war freilich die weniger ausgesetzte Stellung eines Correspondenten und über diese sprach er sich ganz bestimmt dahin aus, daß er im Dienst des großen Geldmannes Stephy stehe, für dessen Blätter er seine Nachrichten sammle und seine Arbeiten liefere. Es kann somit durchaus nicht auffallen, daß er, auch abgesehen vom Ertrag seiner Schriften, ein so bedeutendes Vermögen erwarb. Diese Stellung als Correspondent ist jedenfalls auch der Grund seines häufigen Wohnungswechsels und man braucht gar nicht auf den Einfall zu gerathen, daß er vom bösen Gewissen umher gehetzt worden sei. Bedenkt man, daß er der einzige festländische Correspondent dieser amerikanischen Zeitungen war und alle Nachrichten zu liefern hatte, die einer Geldmacht wichtig sind, so begreift man leicht, warum er bald da, bald dort erschien, wo die gewünschten Zeitungen auflagen. Diese las er selten ohne umfangreiche Notizen zu machen und an bestimmten Tagen arbeitete er unausgesetzt an seinen Depeschen. Während seines Aufenthaltes in Brugg wurde auch der Vertrag mit der Metzlerschen Buchhandlung abgeschlossen, welche den Gesammtverlag seiner Werke übernahm. Wenn sich der noch lebende Zeuge, der den Vertrag mit unterzeichnete, nicht im Namen irrt, so erschien als persönlicher Vertreter der Stuttgarter Buchhandlung ein Herr Erhard in Brugg, wo in Sealsfields Wohnung das Instrument aufgesetzt, geschrieben und copirt wurde. Wenn es nicht zwecklos wäre, könnte ich die wichtigsten Vertragsbestimmungen, den Preis per Bogen und die Bedingungen für eine zweite Auflage angeben. Sealsfield benahm sich dabei als ein äußerst umsichtiger Geschäftsmann.

Sealsfield hatte seinen Wohnsitz unter anderem auch seiner Augen wegen nach Brugg verlegt, wo er sich von einem geschickten Arzte behandeln ließ. Derselbe bezeichnet sein damaliges Uebel als das sog. Mückensehen; doch gab es Leute, die nicht daran glaubten. Sein Weinlager, welches Sealsfield kurz zuvor durch eine Stückfaß Rheinwein vervollständigt hatte — es kostete 6000 Gulden — ließ er im Gasthofe zum Engel in Baden, wohin er hie und da seine Freunde zu glänzenden Mahlzeiten einlud. Später hat er einen Theil dieses Weines verkauft. Daneben verschmähte er es nicht, einen einfachen Bauer aus einem Dorfe der Umgegend, dessen natürlicher Verstand und vortreffliche Schinken ihm ungeachtet des sauren Weines mundeten, regelmäßig zu besuchen und ganze Nachmittage bei ihm zuzubringen. Er hatte sich im Hause eines angesehenen Bezirksbeamten, des zweiten Vertragszeugen, einquartirt, welcher von seinem Gaste stets mit dem tiefsten Respecte gesprochen hat. Seine Kinder erzählen noch heute, daß Sealsfield einmal, als die Mutter in Hausgeschäften das Zimmer verlassen hatte und das kleinste Kind zu schreien anfing, aus seiner Wohnung heruntergekommen sei und mit den Worten: Du armer, kleiner Frosch, den Säugling auf den Arm gehoben und im Zimmer umhergetragen habe, bis er ihn der Mutter wieder übergeben konnte.

Schon damals ist übrigens allen seinen Bekannten der melancholische Schatten aufgefallen, der auf dem ernsten, gemessenen Schrittes wandelnden, immer mit peinlicher Sauberkeit gekleideten Manne ruhte, und die große blaue Brille verschärfte noch diesen düstern Zug. Es fehlte auch nicht an kühlen Beobachtern, welche sich durch seine offenbar von der Wahrheit abweichenden Erzählungen, durch seine freigebigen Versicherungen intimer Beziehung zu Guizot, Louis Philipp, Palmerston, dem weißen Hause u. s. w., und durch eine zur Schau getragene cynische Urtheilsweise auf's unangenehmste berührt fühlten. Ganz unausstehlich konnte er werden, wenn die Rede auf Deutschland, die deutsche Schule und Humanität kam. Da jene Erzählungen ohnehin nur mit Mißtrauen aufgenommen worden waren, so vermochten auch diese im Tone apodiktischer Ueberlegenheit hingeworfenen Verdammungsurtheile nicht immer den gewünschten Eindruck hervorzubringen und es kam deshalb zu Auftritten, bei denen aller Vorrath an Höflichkeit aufgebraucht wurde, um förmlichen Streit zu verhüten. Ein solcher Vorfall mag hier seine Stelle finden, weil er zeigt, wie rücksichtslos Sealsfield eine günstige Gelegenheit ergreifen konnte, sein vermeintliches Amerikanerthum hervorzukehren und die Geringschätzung deutscher Einrichtungen in herausfordernder Weise geltend zu machen.

Eine Familie, deren Haupt ihn während einer Kur in Baden kennen gelernt und zu sich eingeladen hatte, hatte zwei Söhne, welche das Gymnasium besuchten. Der an dieser Schule wirkende, durch seine bedeutenden Leistungen als Germanist rühmlichst bekannte Professor R., ein Deutscher, war mit dem Hause ebenfalls befreundet und traf in einer Abendgesellschaft mit Sealsfield

zusammen. Die Gegenwart dieses Gelehrten stachelte, wie es scheint, Sealsfield auf, sich mit seinen Angaben über hohe und höchste Bekanntschaften so stark in die Brust zu werfen, daß der Deutsche argwöhnisch wurde. Kurz vorher (1838) war der Professor von der in Südcarolina herrschenden Familie King eingeladen worden, das Schulrectorat ihres Staates zu übernehmen, hatte aber das ihm überschickte Patent mit dem Bemerken abgelehnt: Das dortige Staatsgesetz dictire demjenigen Todesstrafe, der einen Sclaven lesen oder schreiben lehre. Um nun seinerseits Sealsfield auf die Probe zu stellen, befragte er ihn unter Angabe dieser vorangegangenen Unterhandlungen um die Lage jener südcarolinischen Familie, deren zwei Söhne von ihm in Hofwyl unterrichtet worden waren, konnte aber nichts weiteres erfahren, als was er schon wußte. Sealsfield benutzte jedoch die Gelegenheit, sofort zum Angriff überzugehen und er richtete denselben gegen die Bedenken des Professors, die angebotene Stelle anzunehmen. Er nannte den Grund der Ablehnung eine unpraktische, dem europäischen Dogmatismus nachgestammelte Humanität, welche, auf den Neger angewendet, denselben unglücklich machen, ja zu Grunde richten würde. „Ich selbst", fuhr er dann fort, ohne auf die Einwendungen zu hören, „besitze in den Südstaaten Güter, die ich mit Sclaven bewirthschafte. Leider sind sie gegenwärtig unverkäuflich, bieten aber gleichwohl reichliche Mittel, meine zwei Söhne auf der Offiziersschule in West-Point ausbilden zu lassen". Nachdem er diesen Trumpf ausgespielt hatte, ging er noch schärfer in's Zeug und sagte mit Beziehung auf die beiden Söhne des Hauses, die begeisterten Schüler des Professors: „Ich habe Gelegenheit gehabt, von den vielerlei Arbeitsheften Einsicht zu nehmen, welche die hiesigen Gymnasiasten zu schreiben gehalten gewesen sind. Diesen ganzen Unterricht halte ich für Mittelalter und Mönchsthum". Diese directe Herausforderung mußte dem Hause zu lieb, in welchem sie stattfand, unerwidert bleiben, indem der Angegriffene sich beschränkte, die geschichtlichen Erfolge der deutschen Schulung hervorzuheben und die Ausfälle unbeachtet ließ. Daß Sealsfield um Honorar schriftstellere, warf er bei der gleichen Gelegenheit weit von sich; seine Rolle, sagte er, liege überhaupt nicht in der Literatur, sondern im weißen Hause. Man sieht leicht, daß er sich von der Anwesenheit des deutschen Professors verleiten ließ, diese brüske und flunkernde Sprache zu führen.

Ich eile zu dem letzten Abschnitt seines Lebens, während dessen ich ihn mit eigenen Augen beobachten konnte. Seit meinem Knabenalter hatte ich ihn nicht mehr gesehen; er lebte in meiner Erinnerung als ein kräftiger, breitschulteriger, sechs Fuß hoher Mann von wohl proportionirtem Wuchs und guter Haltung. Im Winter 1858/59 ließ er durch Vermittlung des Herrn Nationalrath Gutzwiler das Haus in den Steinbrüchen bei Solothurn ankaufen und theilweise möbliren. Bald erschien er selbst, noch immer aufrecht, obwohl bedeutend ergraut und wegen der zahllosen Furchen seines Angesichts von erhöhtem Ingrimm des Ausdrucks. Sein kurz geschorenes

Haupthaar war noch viel borstiger geworden und um den Mund herum, dessen Oberlippe von einem mit dem Backenbart zusammenlaufenden struppigen Schnurrbart bedeckt war, hatte sich der Zug einer unfreundlich abweisenden Verbissenheit förmlich eingegraben. Nur der viereckige über den buschigen Augenbrauen gewaltig aufgebaute Schädel und die in einem wunderbar schönen aber düstern Glanze strahlenden Augen waren sich gleich geblieben. Ganz seltsam kamen mir die unverhältnißmäßig großen, abstehenden und faunhaft zugespitzten Ohren vor, deren Form ich noch an keinem andern menschlichen Kopfe als an den von griechischen Künstlern gemeißelten gesehen hatte. Er war, jedoch nur wenn er ausging, immer noch mit Sorgfalt gekleidet; seine Sorgfalt hatte etwas Steifes, wie man sie bei Beamten antrifft, die ihre Garderobe von einem Büreaudiener besorgen lassen. Stets trug er tuchene Kleider von feinstem Stoffe und nie durften sie mit einer Bürste, sondern mußten mit einem seidenen Tuche gereinigt werden.

Mit den Familien, bei denen er Zutritt fand, hatte er sich bald überworfen und jeder Verkehr wurde von ihm abgebrochen. Es würde mir jedoch nicht anstehen, die Gründe, die ich aus seinem Munde erfahren habe, alle anzuführen. Nur so viel sei gesagt, daß in diesen Städten, wo ein seit Jahrhunderten angesessenes Patriziat von seinen Erinnerungen zehrt und auf den zunächst anstoßenden Schichten der Bürgerschaft merkbar abfärbt, ein selbstgemachter Mann wie Sealsfield weder im Geflügel noch im Wildpret, das er verzehren helfen darf, hinlänglich Anhaltspunkte findet, die Ansprüche anzuerkennen, mit denen diese Leckerbissen aufgetragen werden. Es kam schon im Sommer 1859 so weit, daß Sealsfield nur ungern Besuche aus der Stadt empfing und jedesmal, wenn ihm ein solcher zu Theil geworden war, sich äußerst unwirsch darüber aussprach. Bald hatte er sich auf den regelmäßigen Umgang mit einem gewesenen Lehrer zurückgezogen, der seine kleinern Geldgeschäfte und Haushaltungsbedürfnisse besorgte. Mit ihm und seiner Familie stand er stets auf vertrautem Fuße.

Im darauf folgenden Winter 1859/60 ersuchte er mich schriftlich, mich zu ihm zu begeben. Da einem Pfarrer der reformirten Kirche in katholischer Umgebung solche Gesuche häufiger vorkommen als da, wo die Heimath seiner Confession ist, so sah ich nichts Auffallendes in dieser Bitte. Er begrüßte mich zunächst als einen Mann von Brugg, erkundigte sich über seine dortigen Bekannten und sprach die Vermuthung aus, ich werde als ein Fremder — die Bürger dieser Städtchen betrachten nicht eingeborene Schweizer, selbst die nächsten Nachbaren, als Fremde — auch nicht immer erfreuliche Beobachtungen machen, weßhalb er annehme, ich werde ihn verstehen, wenn er meinen Umgang wünsche. Auf meinen Einwurf, daß ihm gewiß andere Leute in Menge zu Gebote ständen, antwortete er: „Freilich, nur zu viele! Aber ich habe Ursache anzunehmen, daß sie bloß deßhalb kämen, um mich im eigenen Interesse oder in demjenigen Anderer auszuschnüffeln. Es giebt literarische Menschenfresser von äußerst gesegnetem Appetit, Rothhaarige, Bucklige,

Hinkende. Hüten Sie sich vor Allen, welche Gott gezeichnet hat". Das Mißtrauen des Mannes setzte mich in Erstaunen und Verlegenheit, aus der ich mich mit einer scherzhaften Bemerkung zu ziehen suchte. Als ich bald nachher meine Wohnung ebenfalls in die Steinbrüche verlegte, wurde der Verkehr immer lebhafter, bis er für mich wegen der Regelmäßigkeit, die Sealsfield beanspruchte, manchmal auch lästig wurde. Er erwartete wöchentlich dreimaligen Besuch, der eine bis zwei Stunden dauerte, und wenn ich an den gewohnten Nachmittagen ein einziges Mal ausblieb, sandte er seine Haushälterin zu mir, welche sich nach dem Grund meines Nichterscheinens zu erkundigen hatte.

In dieser Zeit schürzte sich in Nordamerika der verhängnißvolle Knoten und Sealsfield fing an zu fürchten, daß seine „Rimessen" — so nannte er seine Einkünfte — ausbleiben könnten. Er schränkte sich in seinen Ausgaben ein. Als er hörte, daß Jefferson Davis an der Spitze des Südbundes stehe, sagte er: Machen Sie sich eine Vorstellung von diesem Mann. Als der Congreß dem General Scott als Anerkennung seiner Verdienste einen Ehrendegen votirte, welchen Jefferson Davis ihm zu überreichen hatte, nahm dieser das kostbare Geschenk in Empfang; aber weil er ein politischer Todfeind des Generals war, übergab er ihm den Degen nicht, sondern hängte ihn in seinem Vorzimmer auf und spuckte jedesmal, wenn er daran vorbei ging, an das Ehrengeschenk, bis es ganz verdorben war. Wir haben uns auf einen Krieg bis auf's Messer gefaßt zu machen".

Ich übergehe die Klagen, welche ihm jeder neue Act des gewaltigen Dramas jenseits des Oceans auspreßte und wende mich zu den Gesprächen von anderm Inhalt, in denen er Vergessen seiner persönlichen Angelegenheit suchte. Der großartige und bestechende Zug der Hegel'schen Philosophie, welcher in jener Zeit noch seinen frischen Reiz auf mich ausübte, bewog mich, meine Weisheit auch vor ihm auszukramen. Als ich ihm aber den Begriff des Seins definirt hatte und mitten in der Wissenschaft der Natur war, brach er plötzlich ab und sagte: „So etwas kann nur ein deutscher Stubenhocker ausgesponnen haben. Sie kennen doch die Erzählung von dem gelehrten Maulwurf, der zur Begriffsbestimmung eines Dinges viele scharfsinnige und erschöpfende Sätze an einander reihte, als auf einmal einem zuhörenden Maulwurf ein Licht aufging und er ausrief: „Das ist ja ein Baum!" Es stellte sich mir als unmöglich heraus, ihm ein Verständniß dieser Gedankengänge abzugewinnen. Er bekannte offen, daß ihm Hegel unbekannt gewesen sei, nannte ihn aber dennoch einen Spiegelfechter und Tausendkünstler. Desto unbedingter sprach er seine Zustimmung zu den Kant'schen Sätzen aus.

„Sehen Sie", sagte er, „das ist einmal eine ehrliche, eines Menschen würdige Philosophie".

„Worin sehen Sie die Ehrlichkeit?" fragte ich.

S. Sie zerstört die landläufigen Beweise für das Dasein Gottes und

deckt den Betrug auf, welcher das, was bewiesen werden soll, schon als bewiesen voraussetzt.

Ich. Also ein ehrlicher Schiffbruch!

S. Keineswegs. Kant ist so ehrlich, auch der Vernunft, welche soeben schonungslos mit mittelalterlichem Wust aufgeräumt hat, ihre unüberschreitbaren Schranken zu ziehen.

Ich. Sie meinen, daß die reine Vernunft Kants ebenfalls außer Stande ist, die objective Realität eines höchsten Wesens zu beweisen.

S. Aber auch nicht zu widerlegen, darauf ist das Hauptgewicht zu legen. Ein Schwachkopf, wer dies vergessen kann! Aber die Gelehrteneitelkeit ist stärker, als die reine Vernunft.

Ich. Damit stehen wir aber doch wieder vor einem „Ich weiß es nicht“.

S. Als ob das nicht das schönste Bekenntniß wäre! Wer gründlich weiß, daß er Nichts weiß, der weiß am meisten. Uebrigens ist das Wissen allein ein ganz unbedeutender Factor des menschlichen Lebens. Mit ihm wären die Republiken Nordamerikas nie gegründet worden. Es giebt eine unmittelbare Gewißheit und nur diese ist fruchtbar, beglückend und thatkräftig.

Ich. Da hätten wir Kants praktische Vernunft.

S. Lassen wir uns an der genügen, sie leistet Jedem das, was er braucht und macht ihn von allen Künsten der Andern unabhängig.

Ich. Wenn man die Gefahr außer Acht lassen könnte, die immer drohender sowohl gegen die reine als gegen die praktische Vernunft heranzieht.

S. Und das wäre?

Ich. Der Materialismus, der beiden den Hals bricht. Es giebt sogenannte Naturforscher, welche sagen, das Denken sei überhaupt nur eine Ausscheidung von Stoffen, könne also durchaus nicht auf selbständigen Werth Anspruch machen. So gut sich unter gewissen Dingen Bewegung in Wärme, Licht, Electricität u. s. w. verwandle, könne sie sich auch unter anderen Bedingungen in Denken verwandeln.

S. Dann lösen Sie mir gefälligst die Rechnung auf: Wenn eine Kuh 600 Fr. kostet, was kostet dann eine amerikanische Nähmaschine?

Ich. Was wollen Sie damit sagen?

S. Zwischen dem geistigen Vorgang des Denkens und den räumlichen Bewegungen der Körper, auf welche Chemie und Physik Alles zurückführen, herrscht gar keine Vergleichbarkeit. Man kann die erstere nicht als Combinationen oder Modificationen der letztern betrachten. Der specifische Unterschied besteht darin, daß das Denken ein einheitliches Subject voraussetzt, während der Körper, sogar das Atom, wenn es noch körperlich sein soll, aus einer Vielheit von Theilen besteht. Durch Veränderung dieser Theile, selbst wenn jeder mit Bewußtsein begabt wäre, könnte nie ein einheitliches Subject, sondern nur eine Menge von Subjecten entstehen. Das Denken kann daher nur aus einem Wesen erklärt werden, das aus keinen räumlich

aus einander liegenden Theilen zusammengesetzt ist. Es ist vom Stoff specifisch verschieden.

Ich. Die genannten Naturforscher scheinen aber anzunehmen, die Einheit des selbstbewußten Denkens sei ein bloßer Schein, hervorgebracht etwa durch die Gleichzeitigkeit gewisser Gehirnprocesse.

S. Also ein Humbug in bester Form! Um einen solchen Schein hervorzubringen, muß ja vorher schon ein einheitliches Wesen da sein, welches ihn vollzieht und sich dazu hergiebt. Da haben wir den gleichen Kreis, wie bei den Beweisen Gottes. Das zu Widerlegende kann nur so widerlegt werden, daß man es stillschweigend voraussetzt. Diese Aufschneider gleichen Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Moraste zog. Aber diese Professoren können Alles; ich glaube, weil es in politischen Dingen bei ihnen so erbärmlich aussieht, wollen sie sich auf diesem Gebiete gütlich thun.

Diese Urtheilsweise Sealsfields wiederholte sich, wenn er vom Studium der Geschichte sprach.

„Die Deutschen haben keinen einzigen Geschichtsschreiber hervorgebracht“ sagte er. „Sie können nämlich keinen Gegenstand direct in's Auge fassen, sondern nur auf dem Umwege eines Buches“.

Ich. Sie müssen doch zugeben, daß man zur Geschichtsschreibung die Quellen kennen muß und darin steht die deutsche Forschung unerreicht da.

S. Freilich, freilich! Aber während man die Quellen untersucht, muß man das wirkliche politische Leben im Auge behalten. Man hat ja zwei Augen, aber die deutsche Geschichtschreibung ist einäugig, weil sie kein politisches Leben vor sich hat. Erst wenn beide Augen fortwährend zusammenwirken, werden die Dinge in der Darstellung stereoskopisch.

Diese ausgesprochene, im Alter krankhaft gewordene Abneigung gegen deutsche Leistungen gab sich am ermüdendsten in seinen Urtheilen über die deutsche Literatur kund. Sie riß ihn zu Urtheilen über Goethe hin, die mit andern in seinen Werken enthaltenen theilweise in Widerspruch geriethen. Dort hat er Goethes glänzende Schöpfungen nach der ästhetisch-künstlerischen Seite vollkommen anerkannt und nur in sittlich-patriotischer Beziehung einen Tadel durchblicken lassen. Jetzt ging er weiter und suchte ihm auch die poetische Superiorität streitig zu machen. Er schleppte seine Vergleichungen mit Shakespeare herbei und konnte es gar nicht leiden, als ich ihm bemerkte, auf diesem Wege könnte man jeden Autor, den britischen nicht ausgenommen, heruntersetzen, sobald man diejenigen Stellen, wo der gute Homer eingeschlafen ist, sich merkt und die andern des Rivalen dagegenhält, wo dieser mit voller Kraft einsetzt. Ich halte es für überflüssig, noch andere Proben dieser Abwägungen anzuführen als die im mehrfach erwähnten Aufsatz der „Gegenwart“ enthaltenen. Sehr oft ließ er meine Gegenbemerkungen ohne Antwort, so daß ich nicht entscheiden konnte, ob er sein Unrecht einsehe. Auch sprang er gerne von dem speciellen Fall, in welchen er sich verrannt hatte, ohne Vermittelung ab und warf sich auf das allgemeine Gebiet, das bei ihm

stets in den Satz ausmündete, das Unglück der deutschen Literatur bestehe darin, daß sie der Zufluchtsort sei, wo das unbefriedigte politische Leben der Nation sich austobe, ausweine, ausspotte. „Es können keine natürlichen Zustände entstehen“, sagte er, „wenn nach derjenigen Seite, wo der Staatsbürger seine Glieder recken will, der Ausweg verrammelt und die Bewegung abgeschnitten ist, so daß sich alle Lebensgeister auf die Literatur werfen müssen. Diese Leistungen bleiben ohne Gewinn für den Volksgeist“. Betrachtet man aber das geistige Leben eines Volkes von solchen Gesichtspunkten aus, so ist klar, daß auch diese Urtheilsweise an einer gewissen Unfruchtbarkeit leiden muß, von der in der That Sealsfields Aeußerungen über die deutsche Literatur niemals frei waren. Es schien ihm weniger um ein Eingehen in die Untersuchung dieser Fragen zu thun, als eine Gelegenheit ausfindig zu machen, sich daran zu reiben. Nur einmal sah ich ihn in dem Kitzel gestört, den ihm dieses Vergnügen verursachte, als ich ihm in Julian Schmidts „Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“ die Stelle zeigte, in der über Sealsfield gesagt wird, „daß vorzugsweise deutsch an ihm sein beständiger Spott über das deutsche Wesen sei“. Ich vergesse nicht den komischen Gesichtsausdruck, mit welchem er mich ansah, das Buch zuklappte und in Schweigen versank.

Unübertrefflich war er in der Charakterisirung der übrigen Völker. Die Franzosen nannte er kleine Kinder, die sich mit einem Zuckerbrödchen trösten lassen. Der Amerikaner, sagte er, ist ein Bengel, der es noch zu etwas bringen wird, der Engländer ein Mann, aber ein unangenehmer Nachbar. Der Amerikaner verdient sein Geld wie ein Pferd und verthut es wie ein Esel. Der Engländer ist tapfer, wenn er genug gegessen und getrunken hat, der Irländer, wenn er getrunken hat, der Schotte, wenn er weder gegessen noch getrunken hat. Der Russe und Pole ist ein rasirter Barbar. Die Franzosen sind nicht umzubringen; sie fallen wie die Katzen stets auf die Beine und setzen sich sofort wieder an den Sonnenschein und machen Toilette. Louis Napoleon rühmte er und tadelte nur seine gänzliche Unzurechnungsfähigkeit in Geldsachen. Ueber seine mexikanische Expedition und den Gedanken eines Kaiserreichs lateinischer Race, welches seine Spitze gegen die Union richten sollte, brach er öfters in Lachen aus. Auf der Landkarte bewies er die Unmöglichkeit selbstständiger Staaten im Süden der Union und die Unvernunft eines mexikanischen Kaiserthums, welches den Conföderirten die Hand reichen und die Mündung des Mississippi verschließen sollte.

Im Winter 1862—1863 fing Sealsfield an zu kränkeln, ohne die Natur des furchtbaren Leidens zu erkennen. Im Juni 1863 begab er sich zu einer Kur nach Rippoldsau und dann nach Schwalbach, kam aber mit der Ueberzeugung zurück, daß seine gänzliche Wiederherstellung unmöglich sei. Von da an verzichtete er auf ärztliche Behandlung; nur einmal ließ er den Arzt, den er früher für seine Augen berathen hatte, um Mittheilung von Verhaltungsmaßregeln bitten. Seinen Zustand ertrug er ohne Klage und

sprach auch ganz bestimmt von seinem nahenden Ende. Wenn er aber schon in seinen gesunden Tagen das Gespräch gerne auf religiös-moralische Gegenstände gelenkt hatte, so geschah dies jetzt noch mehr, zunächst in einem ungemein scharf ausgesprochenen polemischen Interesse, welches gegen den römischen Katholicismus gerichtet war. Hiebei legte er das Hauptgewicht nicht etwa auf wissenschaftliche Erörterungen — theologische Fachgelehrsamkeit lag ihm ferne und er behauptete sogar, daß man damit nicht weit reiche — sondern er holte seine Waffen aus einem unerschöpflichen Vorrath anschaulicher Erzählungen, welche er mit behaglicher Bedächtigkeit vorzutragen verstand. Die grellen Schlaglichter, die von dieser Seite her auf die persönlichen Geschäftsträger des angegriffenen Princips fielen, hielt er für ausreichend, auch die innere Hohlheit desselben zu beleuchten. „Denn wenn eine Religion“, sagte er einmal, „nicht wahr ist in den Personen, die sie vertreten, wenn ihre wissenschaftlichen und moralischen Schildträger hinter diesem Schilde ganz andere Musik machen, wo soll dann die Religion noch wahr sein?“

Ich. Eben darin erblicke ich die Wahrheit des Christenthums, daß es in einer Person verkörpert ist.

S. Sagen Sie frischweg: seinen göttlichen Ursprung; denn die Person Jesu ist etwas Schöpferisches, von wunderbarer geheimnißvoller Art, wie überhaupt jede machtvolle persönliche Begabung.

Ich. Dann fahre ich fort und verstehe dies im Gegensatz zu der Annahme, daß der persönliche Geist bloß ein Product seiner Umgebung und der natürlichen Verhältnisse sei, die er vorfindet und denen er sich anbequemen müßte. Der echte Geist reagirt gegen diese Verhältnisse und folgt seinem eigenen Gesetze, manchmal unter dem Druck der feindseligsten Umstände. Der Glaube an diese merkwürdige souveräne Kraft wird wohl allen Legenden von übernatürlicher Geburt zu Grunde liegen. Fatal ist nur die Plumpheit, welche an diesen Erzählungen hängt, ohne zu wissen, warum die Wiege weltbewegender Personen mit Blumen umwunden ist.

S. Lassen Sie das gut sein! So lange kein Machtbedürfniß dahintersteckt, ist dies nur ein unschuldiges Vergnügen.

Ich. Das aber manchmal recht unbequem werden kann.

S. Mit dem man sich jedoch nicht mehr streiten sollte. Denn im Grunde sind Alle einig und Jeder kann sich da holen, was er zu einem bessern Kampfe braucht. Da muß der Mensch wehrhaft sein. Freiheit und Wehrkraft des Mannes haben aber ihre stärksten Wurzeln in der Religion, welche das Recht der Persönlichkeit von Gott ableitet. Darin sind alle einig.

Ich. Nur nicht die Atheisten.

S. Aber diese arbeiten an der Entmannung der Menschen. Jedes Volk, das sich zu dieser Operation hergibt, ist verloren. Servilismus und Käuflichkeit sind die Folgen, so daß am Ende nur noch die Despotie übrig bleibt. Republik und Gottesglaube gehören zusammen; lassen Sie diesen austrocknen, so fängt jene an zu qualmen und erlischt unter einem Geruch,

der nichts weniger als angenehm ist. Denn es steht hier das unendlich wichtige Gefühl der Verantwortlichkeit auf dem Spiele, dem der Atheismus den Nerv durchschneidet. Ich glaube kaum, daß sich diese Leute solche Fragen auch nur gestellt haben.

Ich. Vielleicht thun Sie doch einem Theil dieser Gotteslängner Unrecht. Ich kenne sogar edle Schwärmer unter ihnen.

S. Unzurechnungsfähige, ja wohl! Man sollte sie einsperren und an die Pforte ihres Arrestlokals einen Todtenschädel und als Gegenstück des christlichen Kreuzes, des Symbols des freien Glaubens und der Demuth zwei kreuzweise übereinander gelegte Knochen darunter malen. So verwahrt man in den Apotheken das Gift, das in kleinen Dosen genossen freilich ein Heilmittel sein kann, vom großen Haufen aber nicht richtig behandelt wird. Uebrigens, wie kann man von einer Schwärmerei reden? Zu dieser gehört immer ein hoher Muth. Heutzutage aber stellt jeder Knabe solche freche Sätze auf und nimmt bei der ersten Gefahr mit seinem ganzen Büchersacke Reißaus.

Neben solchen Aeußerungen kam mir Sealsfield öfters wiederholter Spruch auffallend vor: Daß die Naturerkenntniß in ihrer Anwendung auf den Menschen das richtige Moralprincip sei. Ich fragte ihn, wie er diesen Satz verstehe.

S. Gerade wie er lautet: Die Gesetze der Natur, auf den Menschen selbst angewandt, geben ihm als Resultate die wahren Moralgesetze.

Ich. Aber die Natur ist blind; der Mensch hingegen hat Bewußtsein und Willen.

S. Ich sagte: In ihrer Anwendung auf den Menschen, d. h. wie in der Natur das höher Organisirte das Niedrige bändigt, so muß auch am Menschen der Geist über das Sinnliche herrschen. Eine Sittlichkeit kann es nur bei dieser Naturordnung geben; die blinde Natur, als Sittlichkeit ausgegeben, wäre ein hölzernes Eisen. Denn die Sittlichkeit ist immer ein Kampf, der auf der Ueberwindung des Naturtriebs, oder ein Streben, das auf Veredlung desselben abzielt. Wie dieses Streben überhaupt entstehen kann, zeigt uns die Mechanik. Archimedes sagte, er wolle die Erde aus den Angeln heben, wenn ihm ein Punkt gegeben wäre, wo er den Hebel einsetzen könnte, ein Punkt außerhalb der Erde, denn ohne einen solchen ist sein kühnes Wort sinnlos. Ebenso wenig kann es ein sittliches Streben geben, wenn die Kraft dazu nicht von einem Punkte außerhalb des Naturtriebs ihren Absprung nimmt. Wer keinen solchen gelten läßt und nichtsdesto weniger von Sittlichkeit redet, gleicht dem Schiffspassagier, welcher in einem Boot auf den Dampfer übersetzen wollte, als dieser schon das Zeichen zur Abfahrt gab. Da er fürchtete zu spät zu kommen, war sein Eifer so groß, daß er in dem Augenblick, als die Bootsmannschaft die Ruder in's Wasser setzte, aus Leibeskräften sein spanisches Rohr auf den Boden der Barke stemmte, um den Ruderstößen nachzuhelfen.

Ich. Aber diese sittliche Hebelkraft, von der Sie reden, kann gelähmt sein, woher soll sie ihre Spannung erhalten? Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß man sie wiederherstellen kann wie z. B. lahme Glieder, die man mit elektrischen Schlägen anregt? Diese Anregung kann nur von gottbegabten Personen ausgehen.

S. Das lasse ich gelten.

Das Recht der Persönlichkeit war überhaupt der Mittelpunkt, von dem Sealsfield immer wieder ausging. Darum nahm er auch als ein sittliches Postulat die persönliche Unsterblichkeit in Anspruch und wiederholte die heftigen Beschuldigungen gegen die Gegner dieser Lehre ungefähr gleichlautend wie gegen den Atheismus. Er veranlaßte mich, Platos Phädon zu lesen und ihm ganze Abschnitte daraus vorzutragen, wobei er sich meistens schweigend verhielt, nur manchmal zustimmend mit dem Kopfe nickte und mich am Schlusse ersuchte, das nächste Mal mit der Lectüre fortzufahren. In der christlich religiösen Literatur sprach ihn der Apostel Paulus an, von dem er sagte: „Das ist ein großer Charakter und ein bedeutender Kopf; nur schade, daß ihn das Volk nicht verstehen kann. Sein Messer ist für den täglichen Handgebrauch zu fein geschliffen. Wie merkwürdig, daß dieser stürmische Geist wieder so weich dahinschmelzen kann! Das bringt nicht Jeder zu Stande". Einmal kamen wir, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde, auf die tiefsinnige Legende vom Wandeln Jesu auf dem Meere zu sprechen und ich bemühte mich, ausgehend von dem durch Paulus gemachten Schritt des Christenthums über das Meer in die griechische Welt auch die Auswanderung der Pilgerväter aus England über den atlantischen Ocean in das gleiche Licht zu stellen. Diese Auffassung ergriff ihn sichtlich, namentlich der bezeichnende Zug, daß der Meerwandler den Freunden als ein Gespenst vorkam. Denn noch mehrmals brachte er das Gespräch auf diese sinnvolle Erzählung zurück. Den tiefsten Eindruck machten aber auf ihn jene kurzen Worte Jesu, welche in ihrer schlichten Form so gewaltige Gedanken und dem Innersten abgelauschte Empfindungen abspiegeln, wie das Unservater, die Worte in Gethsemane, die am Kreuze und andere Perlen unmittelbarer religiöser Anschauung und Erfahrung.

Im October 1863 unterbrach Sealsfield unsere Gespräche bei jedem Besuche mit einer Frage über die Sitte unserer Abendmahlsfeier. Bis jetzt hatte sich unser Verkehr von jeder Berührung kirchlicher Einrichtungen ferngehalten und ich mußte sogar annehmen, daß er an diesen Dingen wenig Interesse habe. In reformationsgeschichtlichen Kenntnissen war er ganz unwissend und trug diese Unwissenheit noch absichtlich zur Schau. Deshalb fiel es mir auf, daß er auf einmal so wißbegierig wurde. Nach seiner vorsichtig tastenden Art rückte er auch lange nicht mit dem rechten Worte heraus; er wollte mich offenbar ausholen. Endlich eröffnete er mir, daß er als Mann des Todes das Abendmahl in seiner Wohnung zu empfangen wünsche und bat mich dringend, ihm zu willfahren.

Ich bekenne, daß mich diese Bitte einigermaßen in Verlegenheit setzte, weil aus Gründen, deren Erörterung kaum hierher gehört, die Sitte der Krankencommunion in der reformirten Kirche, wenn auch nicht ganz unbekannt, so doch äußerst selten und mir noch gar nie vorgekommen war. Dazu kam, daß kurz vorher eine Bewegung zur Einführung derselben von einer Seite ausgegangen war, der ich überhaupt ablehnend gegenüberstand. Ich machte Sealsfield auf diese Bedenken aufmerksam, allein er entgegnete: „Mein Fall ist ein ganz anderer, ich gehöre Ihrer Kirche gar nicht an, kenne ihre Einrichtungen nicht und kümmere mich um sie nicht im mindesten. Was ich von Ihnen verlange, ist ein persönlicher Freundesdienst. Das Abendmahl, ein durch das reinste Vorbild geweihtes Symbol der Gemeinschaft, ist nach meinem Bedünken wie dazu gemacht, einem einzelnstehenden Manne in meiner Lage, Gelegenheit zu bieten, daß er, losgerissen von jedem andern Band, dieses große ergreifen kann, welches in einer Noth, von der Niemand etwas verstanden hat, zuerst geschlungen worden ist". Der seltsame Mann fügte zu dieser Bitte so sonderbare Drohungen und fiel aus einer mir unerklärlichen Angst plötzlich in eine so unfreundliche Härte, daß ich längerer Zeit bedurfte, um das Alles zusammenzureimen. Es wollte mir durchaus nicht in den Kopf, daß ein so harter Mann, der die meisten Menschen entweder verachtete oder ihnen mißtraute, ein so großes Bedürfniß nach dem Abendmahl haben sollte. Auch seine Drohungen machten auf mich einen Eindruck, der dem beabsichtigten entgegengesetzt war und nicht ohne Selbstüberwindung konnte ich es unterlassen, ihn im Hinblick auf die Bitte selbst und seine Schwachheit auf das Unpassende derselben aufmerksam zu machen. Aber das Mitleid überwog diese Bedenken. Mit der größten Sorgfalt rüstete ich eine Anrede, in der so kurz als möglich die Tiefe und der vielseitige Reichthum der verlangten Feier hervortrat. Nachdem ich ihn auf seine Erkundigungen vom äußern Verlauf derselben unterrichtet, und es ihm ganz frei gestellt hatte, eine andere, ihm vielleicht mehr zusagende Form zu wählen, fand ich mich am 25. December mit dem Sigrist, welcher die Gefäße trug, zur festgesetzten Stunde in seinem Hause ein. Er hatte mehrere Teppiche auf den Fußboden seines Zimmers legen lassen und empfing mich in schwarzem Anzug, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte; seit langer Zeit war seine Kleidung im Hause sehr vernachlässigt gewesen. Da er wegen seiner Schwäche nicht lange stehen konnte, so wollte ich ihn zum Sitzen nöthigen; allein er ließ sich nicht dazu bereden und stützte sich während meiner Ansprache mit der rechten Hand auf den Tisch. Ich hatte den Sigrist angewiesen, ihm für den Fall, daß ihn die Schwäche übermannen sollte, beizustehen. Allein, obwohl ich deutlich sein Zittern sah, hielt er sich aufrecht, bis zuletzt und dankte mir, indem er mich bat, meine Rede für ihn niederzuschreiben. Es fanden sich allerdings Stellen darin, die ich unter anderen Umständen kaum zu sagen gewagt hätte. Allein er hatte es selbst gewollt und ich fand keinen Grund, es zu bereuen, nachdem ich jedes Wort sorgfältig

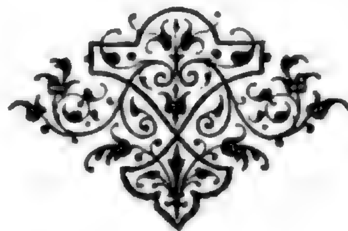
überlegt hatte, bevor es ausgesprochen wurde. Die beiden liturgischen Formeln, welche ich selbst verfaßt hatte, weil die Berner Liturgie, die in der Gemeinde eingeführt ist, für solche Fälle nichts bietet, sammt den Gebeten und der Rede hat er mir einige Wochen nachher mit Dankesworten, jedoch ohne weitere Bemerkungen wieder zurückgegeben.

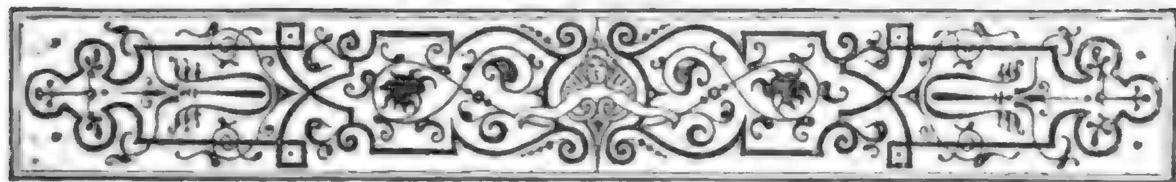
Blickt man mit dem heutigen Wissen auf seine damalige Haltung zurück, so hat sie das Auffallende und Widerspruchsvolle längst verloren. Nach meiner Ansicht ist sein aus Bitte und Drohung gemischtes Begehren als die nothgedrungene Zuckung eines der geistigen Erstickung hilflos preisgegebenen Menschen zu betrachten, der doch nicht wagen durfte oder wollte, sich an derjenigen Stelle Luft zu machen, wo ihm der Athem der vollen Theilnahme und die Kühlung des freundschaftlichen Verständnisses begegnet wäre. Mit dem nämlichen Hammerschlag, von dem sein eigentliches Leben zertrümmert worden war, hatte er sich Panzer und Helm geschmiedet, hinter dessen geschlossenem Visir er als unerkannter Ritter vom Geiste seine fernere Straße ziehen wollte. Das ließ sich machen, so lange Schulter und Rückgrat stark und der Sinn spannkräftig genug war, die ungeheuere Last zu tragen: aber Wenige machen sich eine richtige Vorstellung von der Aufgabe, die ein Mensch täglich und stündlich zu lösen hat, wenn er diesen beispiellosen Selbstmord durchführen will. Wir verstehen erst jetzt seine stundenlangen, nächtlichen Spaziergänge im Schlafzimmer und nehmen an, daß der Champagner, den er auf- und abwandelnd schlürfte, nicht nur dazu diente, seine schriftstellerische Phantasie zu beflügeln. Als aber Alter und Krankheit diese harte Natur gebeugt hatte und die vier Wände seiner Isolirzelle immer beengender auf ihn zusammenrückten, vermochte er die grausame Noth nicht mehr zu ertragen und mit einer letzten gewaltsamen Anstrengung schnitt er sich in seinem Gehäuse, wo ihm der Athem verging von innen eine Ritze, durch die er in eine Welt der Liebe hinausblicken konnte, aber Niemand hinein, weil es draußen hell und drinnen finster war.

Nach der geschilderten Feier setzte Sealsfield sichtlich erleichtert und etwas herzlicher als früher, seine einförmige Lebensweise fort. Er saß Tage lang an seinem Tischchen und sah auf seine Uhr und Brille nieder, ohne je ein Buch oder eine Zeitung vor sich zu haben, wie er es vorher schon gethan hatte, aber wenn ich mich melden ließ, wollte er mir entgegenkommen und trat ich zu rasch ein, streckte er mir die Hand entgegen. Einmal hatte er sogar eine Mahlzeit gerüstet. Im Januar ersuchte er mich, ihm eine englische Bibel zu verschaffen, in der er seine Grabschrift suchen wollte, lehnte aber, ungeachtet seiner häufigen Klagen, daß er die ihm vorschwebende Stelle nicht finden könne, mein Anerbieten, ihm dazu behilflich zu sein, länger als ein Vierteljahr hartnäckig ab. Erst, als er sich überzeugen mußte, daß all' sein Suchen umsonst sei, deutete er zögernd den Sinn der Stelle an, die ich ihm dann sofort aufschlagen konnte. In der Freude dieses Fundes entschlüpfte ihm die Anordnung der beiden Buchstaben C. P., die

über seinen Namen gesetzt werden sollten und daß sie ihm wirklich nur entschlüpft war, merkte ich aus der heftigen Antwort, mit der er die Frage zurückwies, ob ich ihn recht verstanden habe. Wieder hatte er von innen eine Ritze geöffnet, die er hastig mit beiden Händen verhielt. Im Anfang des Februar theilte er mir mit, daß er sein Testament machen wolle. Mit aller Bestimmtheit sagte er, daß es ein eigenhändiges sein müßte, verhehlte aber nicht sein Bedenken, ob er dazu noch kräftig genug sei. Dann machte er den Vorschlag, das Testament nach seinen Angaben und unter dem Dictat eines beigezogenen Rechtskundigen von mir schreiben zu lassen, womit er der Arbeit der rechtsgiltigen Redaction enthoben und nur mit der leichteren des allmählichen Abschreibens beschäftigt wäre. Offenbar hatte der vorsichtige Mann mit dieser Anordnung auch noch den Zweck im Auge, Zeugen seines Thuns zu hinterlassen, welche ein allfälliges Uebersehen des Documentes verhütet hätten. Es fand Alles in der vorgeschlagenen Weise statt. Als wir zu der Stelle kamen, wo der Name des Haupterben hätte genannt werden sollen, mußte ich eine Lücke offen lassen, die er bei der Abschrift selbst ausfüllen wollte. Doch schon damals sagte er wenigstens so viel, daß es ein einfacher Landmann in Oestreich sei. Weder damals, noch vorher bin ich ihm jemals durch Neugierde zu nahe getreten. So oft er, gereizt, wie ich wohl merkte, durch meine Gleichgiltigkeit für diese Geheimnißkrämerei, an dem Schleier herumnestelte, der seine Vergangenheit bedeckte, lehnte ich mich behaglich in den Sessel zurück und ließ ihn reden. Es war ein wahres Vergnügen, diesen Erzählungen zuzuhören, die von den handgreiflichsten Widersprüchen wimmelten und durch häufige Berichtigungen nur noch verwirrter wurden.

Ungeachtet seiner tödtlichen Schwachheit hat Sealsfield nie das Krankenbett gehütet, sondern stand jeden Tag auf bis zuletzt. Aufrechtstehend bekam er am Dienstag, den 24. Mai, eine Ohnmacht, worauf der andere Vertraute und ich ihn zu Bette brachten. Er erholte sich ein wenig und verordnete daß wir seine Vermögenstitel in eine Kiste packen und mit einem Brief begleitet, an seinen Testamentsexecutor versenden sollten. Wir thaten es vor seinen Augen, dann fiel er von Neuem in Ohnmacht. Sein Todeskampf, während dessen wir ihm keinen Augenblick von der Seite wichen, dauerte die Nacht, den folgenden Tag und die zweite Nacht, bis Donnerstag früh, ohne daß ihm ein weiteres Wort über sein ängstlich gehütetes Geheimniß entschlüpft wäre.





Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim.

Von

Hermann Welcker.

— Halle. —

I.

Ziemlich allgemein werden die persische Vierzeile und ihre Erweiterung, das Ghasel, als gekünstelt, dem Genius der deutschen Poesie fremdartig, bezeichnet; nach folgender Betrachtung stellen dieselben eine der einfachsten, naturgemäßesten Formen dar, die, ohne daß die Kunstkritiker dies bemerkt zu haben scheinen, in ihrer ursprünglichsten Gestalt auch in der deutschen Volkspoesie sich wiederfindet.

Von den Ghaselen heißt es (in einem seiner Lustspiele) bei Platen:

— „in diesen Liedern weht
Ein eigner Geist, als ob die Liebe selbst,
Um mit sich selbst zu spielen, sie geschaffen" —

und auf das Ghasel beziehen sich die Worte:

„Kein Verständ'ger kann zergliedern, was den Menschen wohlgefällt:
Etwas ist in diesen Liedern, was den Menschen wohlgefällt" —

— versuchen wir es, dem Wesen des Ghasels und der persischen Vierzeile etwas näher zu treten; suchen wir nach der Quelle jenes „Etwas".

In der Architectur, in der durch Form wie durch Farbe sich gebenden ornamentalen Kunst, in der Musik und, soweit es sich um die äußere Form der Darstellung handelt, in der Poesie, sind es, so meine ich, zwei Mittel, durch welche das Kunstwerk vornehmlich wirkt: einmal die Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Glieder, die eben vermöge ihrer Wiederkehr den Eindruck eines Gesetzlichen erzeugen und wohlgefällig wirken; sodann aber der Eintritt eines abweichenden Gliedes, sodaß durch den entstehenden Contrast die Harmonie der Ersteren

eine um so größere Hervorhebung findet. Ohne Zweifel beruht der eigenthümliche Reiz der persischen Vierzeile und des Ghasels wesentlich auf diesem Princip.

„Wie die Lilie sei Dein Busen offen, ohne Groll,
Aber wie die keusche Rose sei er tief und voll!
Laß den Schmerz in Deiner Seele wogen auf und ab,
Da so oft dem Quell des Leidens Dein Gesang entquoll!“

— die erste Zeile bringt den Reim: „Groll“, der freilich erst durch den gleichen Auslaut der zweiten Zeile zum Reime wird; die dritte Zeile endet ablautend: „ab“; die vierte bringt den Reim zurück: „quoll“. Erweitert sich die Vierzeile zum Ghasel, so bedarf es, da der Reim bereits hinlängliche Hervorhebung gefunden, gepaarter Reimzeilen nicht weiter, und es wechselt nun einfach Ablaut und Wiederkehr:

— „Fürchte nicht zu sterben, Guter, denn das Leben trügt:
Gieb der Erde gern den letzten, schauderhaften Zoll!
Laß das welke Blatt vom Baume stürzen in den Teich,
Weil es noch im Todestaumel sich berauschen soll!“

Mit dieser Auffassung stimmt es trefflich überein, daß die Verse des Ghasels durchaus zu Distichen gepaart sind, ja es dürfte diese Thatsache nur bei dieser Auffassung des Ghasels eine innere Begründung finden. Schon der arabische Namen dieser Disticha „beit,“ d. i. Haus, deutet eine durchgreifende Paarung der Verse an, und es verliert das Ghasel sofort den besten Theil seiner Wirkung, wenn die Interpunction durch tiefere Einschnitte die beits zerspaltet. Wie in dem Sonette, so müssen in dem Ghasel der metrische Bau und die logische Darlegung des Inhaltes einander vollständig decken, eine Forderung, die nicht Alle, die in Ghaselform dichteten, erkannt haben[1]).

Alles, was das Ghasel — ob der Zierlichkeit seines Baues nach der Gazelle benannt — sonst noch schmückt, seine Form im einzelnen Falle gekünstelt erscheinen läßt: das oft complicirte Versmaß, der mehrsylbige, ja mehrwörterige Reim, alles dies sind nur äußere Zuthaten, begleitende Dinge; das Wesentliche bleibt immer der Reimwechsel, nach dem Schema:

a
a
b
a

Je greller dieser Wechsel hervortritt, je verschiedenartiger insbesondere

---

[1]) Ganz ähnlich bei den Terzinen. „Lassen Sie mich Ihnen“ (schreibt Chamisso an Freiligrath) „das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.“ (Chamisso, Werke, V, 334.) Ganz das Entgegengesetzte gilt bei der Ode.

der Vocal des Reimes — bei mehrwörterigen Reimen der Vocal der ersten reimenden Sylbe — ist, gegenüber dem an seiner Stelle stehenden Vocale der ablautenden Zeile, desto vollkommener die Wirkung. Weniger gut, wenn der Vocal beibehalten wird, wie in folgendem Ghasel Platens:

„Und süng' ich noch so mild von Deiner Schönheit,
Es giebt kein Ton ein Bild von Deiner Schönheit;
Im eignen Blute schwimmt die ganze Jugend,
Getödtetes Gewild, von Deiner Schönheit."

Fehlt hier im Gegensatze zu dem Anfangsvocale des mehrwörterigen Reimes (dem i in Bild) der gewünschte Wechsel, so fehlt derselbe in folgendem Falle am Schlusse des Reimes:

„Ganz in Unschuld, Lieb' und Güte glühte die Wange Dir:
Gleich der Purpurnelke Blüthe glühte die Wange Dir.
Als Du mir den Wein kredenzet, welcher im Glase mir
Funkelnd, wie Dein Auge sprühte, glühte die Wange Dir."

— und das zweite Distichon würde, phonetisch mindestens, folgendermaßen besser lauten:

— „Als Du mir den Wein kredenzet, der in des Bechers Gold
Funkelnd, wie Dein Auge sprühte, glühte die Wange Dir."

Noch ungünstiger, und auf völliger Verkennung der Ghaselform beruht es, wenn die 3., 5., 7. Zeile, statt abzulauten, den Reim des Königsbeits beibehält, wie bei Dingelstedt:

„Du weißt, was das bedeuten will, Du wirst sie mir nicht streichen?
Es sind ja nur unschuldige — vier kleine Fragezeichen.
Die wurzeln tief, die ragen hoch: wie die berühmten Eichen
Des freien deutschen Volkes steh'n vier kleine Fragezeichen.
Du wolltest sie zwar nimmer seh'n in Deinen weiten Reichen,
Doch drängen sie sich immer auf, vier kleine Fragezeichen." u. s. f.

Der hier vermißte Klangwechsel ist angestrebt in folgendem Ghasel:

„Die schwarzen Augen, die gluthenhellten, o Schöne,
Sind meines Sehnens ersehnte Welten, o Schöne!
O diese Rosen in Lilienreine, sie locken,
Die schwarzen Flechten mir Netze stellten, o Schöne!
Dir ruft mein Auge, Dir rufen Lieder: Erscheine!
Doch Du erscheinest mir ach so selten, o Schöne!
Zu Dir sich schwinget, bei Dir verweilet mein Streben:
Du kannst mit Kälte nicht Gluth vergelten, o Schöne!
Gilt Dir so wenig das Bitten, Klagen, die Grüße,
Die meine Blicke Dir flehend melden, o Schöne?
Daß mir Dein Auge, das Liebereiche, sich neigte,
Dein Herz und meines sich treu gesellten, o Schöne!
Mir floh die Hoffnung: der Krieger muthig, er fliehet
Muthlos aus feuererfaßten Zelten, o Schöne!"

Das Schlußwort: „Erscheine!" der fünften Zeile klingt wie eine Umbeugung des Reimschlusses: „o Schöne!", jenen Wohllaut erzeugend, der das Ritornell

so lieblich macht. Besonders anmuthig tritt die Contrastwirkung der dritten Zeile in jenem Ghasel Rückerts hervor:

„Die Liebste steht mir vor den Gedanken, wie schön, o wie schön!
Daß mir betäubt die Sinne wanken, wie schön, o wie schön!
Sie hat mit Mienen mich angelächelt, wie hold, o wie hold!
Daß durch das Herz mir die Strahlen schwanken, wie schön, o wie schön!"

Oder in diesem:

„Komm, in den Spiegel blick' einmal!
Wie schön Du bist, erschrick einmal!
Komm, blick' einmal in's Auge mir,
Drin Deinem Bildchen nick' einmal —"

wo das Reim-Ende: „blick' einmal" in der dritten, ablautenden Zeile sich in deren Anfang schiebt, um dann in der vierten mit verdoppelter Wirkung als Reimschluß zurückzukehren[1]).

---

[1]) Wenn wir nach Obigem in dem Ghasel: „Die Liebste steht mir vor den Gedanken —" die ganze Reihe der auf „Gedanken" folgenden Worte: „wie schön, o wie sammt dem Worte „(Ge-)danken" als „mehrwörterigen Reim" bezeichneten, so ist allerdings zuzugeben, daß bei vielen Ghaselen die dem ersten Worte solchen Reimes angehängten Worte sehr wohl auch als ein refrainartig eingeschobener, selbstständiger Vers aufgefaßt werden können. Man wird hierzu namentlich dann sich versucht fühlen, wenn, wie in dem angeführten Beispiele, jene Worte durch Interpunction und durch einen cäsurartigen Einschnitt von dem Vorausgehenden abgetrennt sind und einen Sinn für sich bilden, so daß unser „Reim-Ende" als ein selbstständiger Halbvers dem Vorausgehenden sich gegenüberstellt:

„Die Liebste steht mir vor den Gedanken,
Wie schön, o wie schön!
Daß mir betäubt die Sinne wanken,
Wie schön, o wie schön!" —

Bei dieser Auffassung würde dann jedes einzelne beit zu einem Doppeldistichon erweitert. Da jedoch die von uns als Reime aufgefaßten Stellen von allen den Dichtern, welche sich strenger an das persische Vorbild halten, stets als ächte Reime behandelt werden (von einem bestimmten, betonten Vocale, dem Reimanfange ab, ist Buchstabe für Buchstabe gleich, also:

— „Pfaden hält,
Gestaden hält"

und nicht etwa:

„Frei ist die Kunst, allein, fürwahr! nicht frei wie ein Nomadenzelt,
Das man vom Isarstrande flugs hin an der Spree Gestaden stellt" u. s. w.)

und da ferner zwischen solchen Zusammenstellungen, die wie

— „Rose mir,
lose mir",

oder:

— „entsprungen ist,
mißlungen ist",

unzweifelhaft als Reime gelten müssen, und jenen zusammengesetzteren Formen, die als Reime mit angehängtem Refrain aufgefaßt werden könnten, alle Uebergangsstufen sich vorfinden, so erscheint es richtiger, auch jene letzteren Formen als Reime zu nehmen. Man vergleiche folgende Ghaselanfänge Platens:

Interessant sind uns einige dem Ghasel nahe verwandte Dichtungen Goethes. Im westöstlichen Divan findet sich eine Reihe anmuthigster Lieder, die in Folge durchgreifender Wiederholung desselben Reimes oder durch mehrwörterigen Reim an die Ghaselform erinnern: —

„In Deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen soll mir auch gefallen —"

heißt es im „Buche Hafis". Aber da überall das Königsbeit fehlt und auch sonst Abweichungen vorkommen, so macht das bloße „Wiederholen" diese Gedichte keineswegs zu Ghaselen. Ein einzigesmal findet sich, vermöge eines Binnenreimes, ein Anklang zu streng persischer Reimfolge:

„Mich verwirren | will das Irren,
Doch Du weißt mich | zu entwirren."

(Buch des Sängers, Talisman.)

Einen dem Ghasel sehr verwandten Ton hat:

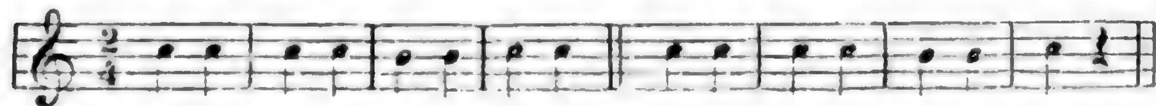
„In tausend Formen magst Du Dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich Dich;
Du magst mit Zauberschleiern Dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich Dich.
An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachs'ne, gleich erkenn' ich Dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich Dich" u. s. f.

(Buch Suleika.)

oder, aus dem Schenkenbuche:

„Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt", u. s. f.

Es scheint, daß hier noch eine Betrachtung eingeführt werden dürfe, welche für die Beurtheilung der Ghaselform von tieferer Bedeutung ist. Dieselbe Anordnung der Glieder, wie bei dem Ghasel, derselbe Einsatz des mit dem Grundton contrastirenden Gliedes, findet sich sehr gewöhnlich in der Musik, ganz besonders in der allereinfachsten Musik, im Volksliede, in den Motiven nationaler Tänze, und es darf dies wohl als ein Zeichen der Naturwüchsigkeit auch der Ghaselform bezeichnet werden:



— dies ist der allergewöhnlichste Accordwechsel, in welchem wir bei einer

---

„O wäre Dich zu lieben | mein einziger Beruf,
Da mich Natur zum Beter | und Dich zum Götzen schuf!"

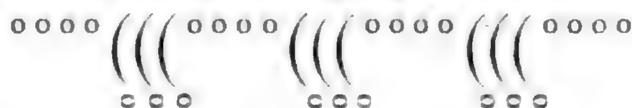
„Er, dessen Sinn durch Schönes | nicht anzufachen ist,
Er ist's, für den die Erde | der Hölle Rachen ist."

„Wer immer Gott ergeben, | er opfert sich der Welt;
Es fließt der Saft der Reben, | er opfert sich der Welt."

— bei Gleichheit des Metrums dort ein-, hier achtsylbiger Reim.

Tanzmusik den Brummbaß erklingen hören; er entspricht genau dem Reimwechsel der persischen Vierzeile, und der in der deutschen Musik vorwiegend herrschende vier-, resp. achttactige Periodenbau ist durch die erwähnte phonetische Gliederung von selbst gegeben. Allerdings begegnet uns nicht weniger häufig der Wechsel: aa, bb, bb, aa, oder: aa, aa, bb, bb, sowie ja auch in der Poesie die entsprechende Reimfolge außerordentlich häufig ist; aber es läßt sich nicht verkennen, daß der das Wesen der persischen Vierzeile ausmachende Reimwechsel, was die Musik anlangt, in der Anordnung des Accordwechsels ein sehr häufiges Gegenbild besitzt und daß es gerade die allereinfachste Musik ist, wo dieses Statt findet. Und in einem anderen Gebiete: Ein Ornament primitivster Form, welches, ganz entsprechend dem Baue des Ghasels, aus Gruppen gleichmäßiger Glieder mit abwechselnder Dazwischenschiebung eines contrastirenden Gliedes besteht:

habe ich auf einer einem altheidnischen Grabhügel entnommenen Urne gefunden; ein zweites, einer ebensolchen Urne eingeritztes Ornament ist dieses:



Es erinnert endlich, wenn wir Kleines mit Großem vergleichen dürfen, der dritte, nicht reimende Versausgang der persischen Vierzeile in gewisser Weise an den vorletzten Act des Dramas, wo es scheint, als wolle das Ganze aus den Fugen gehen, bis dann der Schlußact die Harmonie bringt.

II.

Unter den Schnaderhüpfeln, dieser primitivsten Form der Volkspoesie, von welcher Heine einmal sagt, daß bei seinen Liedern ihm „der Ton der kurzen österreichischen Tanzreime mit ihrem epigrammatischen Schlusse oftmals vorgeschwebt" habe [1], — einfachen, meist nach dem Schema: „a a b b" oder „a b a b" reimenden Strophen — finde ich einige, die in ihrer Reimfolge eine überraschende Aehnlichkeit mit der persischen Vierzeile zur Schau tragen:

„Koan Haus und koan Geld
Und koan Wies' und koan Feld,
Und koan solchana Bue
Soll nöt sein af da Welt."

(Salzburgisch.)

„Dirndl, geh her zan Zaun
Und loß Di recht onschaun,
Wie Deini Aeugerln san:
Schwarz oda braun?"

(Hallstädtisch.)

---

[1] A. Strodtmann, H. Heine's Leben, I, S. 234 und 235.

„Sieb'n Berg und sieb'n Thol,
Sieb'n Buam af amohl;
  An' liab i, an' fopp i,
An' heurat i bol."

(Unteröſterreichiſch.)

„Diandl, wia is denn Dir,
Is Dir ah ſo wia mir?
  I miacht glai in ganzen Tog
Plaudarn mit Dir."

(Kärnthneriſch.)

Bei Firmenich [1]), deſſen Zuſammenſtellung öſterreichiſcher Dialektproben obige Schnaderhüpfel entnommen ſind, finden ſich noch zahlreiche Beiſpiele dieſer Form, u. a. S. 715, 718, 722, 780, 782; auf Seite 803 allein nicht weniger als ſechs: Nr. 1, 2, 5, 7, 10 und 14. Ganze Lieder, deren Strophen durchgehend den genannten Reimwechſel beſitzen, ſind ein ſchwäbiſches mit fünf Strophen, beginnend:

„Zum Sterben bin ich
Verliebet in Dich,
  Dein ſchwarzbraune Aeugelein
Verführen ja mich."

und ein fränkiſches mit drei Strophen:

„Ner Auer is hier,
Un der g'fällt mir,
  Hot ſchwarzbraune Aeugelein
Und hübſche Manier." [2])

Man hat dieſe Gattung des Schnaderhüpfels bis hierher offenbar nicht beachtet, vielleicht eine unregelmäßige, verunglückte, nur zufällig ſo geſtaltete Form darin geſehen. Unbeabſichtigt iſt ſie ſicherlich, aber ſchon die verhältnißmäßig häufige Wiederkehr bezeugt eine ganz beſtimmte Neigung der Volksdichtung zu dieſer Form. Aus allen Landſtrichen Deutſchlands kenne ich ſolche Reime:

„Noch einen Kuß | zum Beſchluß,
Weil ich von Dir | ſcheiden muß",

lautet ein Thüringer Volksreim;

„Herr Schmidt, | Herr Schmidt,
Was bringt das Mäd- | chen mit",

ein in früherer Zeit viel geſungenes Scherzlied;

„Papa, | Mama,
Der Klapperſtorch | iſt da!"

ein weitverbreitetes Kinderlied.

---

1) „Germaniens Völkerſtimmen", II, S. 715—803.

2) Vergl. „Die deutſchen Mundarten im Liede." Leipzig, Brockhaus, S. 133 und 186.

Ganz ähnlichen Baues ist:

„Morgenroth! | Morgenroth!
Leuchtest mir | zum frühen Tod.“

„Liebst Du mich, | wie ich Dich,
Bleibt die Lieb | beständiglich.“

Und aus älterer Zeit:

„Du bist min, | ich bin din:
Des sollt du | gewis sin.“
(Aufzeichnung Wernher's von Tegernsee, 12. Jahrh.)

„Willegis, | Willegis!
Denk' woher Du | kommen sis!“
(11. Jahrh.)

„Allen Denen, | so mich kennen,
Gebe Gott | was sie mir gönnen.“
(Hausinschrift zu Gießen, 1604.)

In diesen Fällen versteckt sich der erste Reim als Binnenreim, und wir erhalten unsere Vierzeile durch Zerlegung eines Distichon; umgekehrt lassen sich gewisse achtzeilige Strophen zu einer persischen Vierzeile zusammenziehen, so das bekannte:

„Ach wenn Du wärst mein eigen, wie lieb sollt'st Du mir sein,
Wie wollt' ich tief im Herzen nur hegen Dich allein!
Und alle Wonn' und alles Glück mir schöpfen nur aus Deinem Blick:
Ach wenn Du wärst mein eigen, wie lieb sollt'st Du mir sein!“

Von vorzüglicher Wirkung erweist sich unsere Reimfolge als Strophenschluß:

„Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem
Töchterlein.“

„Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem
Gefährdeten Schloß.“ u. s. f.;

oder bei Felix Dahn:

„Den Nacken gesenkt,
Die Zügel verhängt,
Durch die Nacht kommt der rasende
Reiter gesprengt.“

Eine interessante Anwendung des in Rede stehenden Princips findet sich endlich bei jenem im Volkstone gedichteten Jägerliedchen:

„Hasen, Füchse, | Dachse, Lüchse | schieß' ich oft mit | meiner Büchse,
Das vertreibt | manches Leid, | manche Trau | -rigkeit.
Löwen, Bären, Pantherthier', wilde Schwein' und Tiegerthier'
Sind nicht frei | vor dem Blei | der edlen Jä | -gerei.“

Hier zerfällt jede Zeile, mit Ausnahme der dritten, in vier Glieder, deren Reimwechsel nach Art der persischen Vierzeile geordnet ist, während wiederum die dritte Zeile den drei übrigen sich mit ähnlicher Wirkung, wie der Blankvers einer Vierzeile, gegenüberstellt.

Nach allem diesem zeigt die Reimfolge: „a a b a" eine überraschende Verbreitung in der deutschen Poesie; niemals aber ist mir ein Volksreim begegnet, der folgenden Reimwechsel besäße:

„Die Hörner erschallen,
    Es jubeln die Jäger,
Die Büchsen, sie knallen,
Die Hirsche, sie fallen",

und es darf mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, daß der Dichter gesetzt haben würde:

„Die Hörner erschallen,
Die Büchsen, sie knallen,
    Es jubeln die Jäger,
Die Hirsche, sie fallen".

Eine Sammlung vogtländischer Schnaderhüpfel ist jüngst von Dr. Hermann Dunger veröffentlicht worden.[1]) „Alle Rundas" (wie Dunger diese Schnaderhüpfel nennt) „sind", so heißt es dort, „gereimt, und zwar findet sich der Reim meist in der 2. und 4. Zeile; zuweilen reimt auch die 1. mit der 2. und die 3. mit der 4. Zeile. Eine Ausnahme ist es, wenn alle vier Zeilen nur einen Reim haben". Unserer Form, die ich unter den 1393 Rundas dreiundsechzigmal vorfinde, sodaß durchschnittlich jede zweiundzwanzigste Vierzeile eine ghaseloide ist, wird bei dieser Aufzählung nicht gedacht, ja es ist auffällig, daß das für den viermaligen Reim aufgeführte Beispiel:

„Ich und mei Hans,
Mir gehne ze Tanz,
Und wenn Kaner net tanzt,
Tanz ich und mei Hans."

— wenn auch der ablautende Ausgang der dritten Zeile nur schwach markirt ist, doch eher als ein ghaseloides Schnaderhüpfel bezeichnet werden dürfte. Hören wir einige dieser vogtländischen Rundas:

(111.) „Der mit dem runden Hut,
Der so schö tanzen thut,
    Dös is mei schönster Schatz,
Dem bin ich gut."

(335.) „Geh über Berg und Thol,
's is m'r ka Weg ze schmol,
    Wenn's Wetter halbweg is
Alle Woch sieb'n mol."

[1]) Rundâs und Reimsprüche aus dem Voglande. Plauen, 1876.

(92.) „Schneeweiß und eiskalt
Und mei Bett steht im Wald,
In a rothbäckets Bürschla
Verliebt m'r sich bald."

(628.) „Wenn's schneit, do schneit's weiß
Und wenn's freußt, do freußt's Eis,
Und do lieb ich man' alt'n Schatz
Wieder von neus." [1])

Man sieht, es handelt sich hier um eine ganz bestimmte und höchst anmuthige Spielart des Schnaderhüpfels.

Hören wir noch die beiden folgenden Strophen:

„Da drüben in der Reuten
Giebt's grü und gele Weiden,
Und wenn mei Schatzel schöner wär,
Da könnt ich 'n besser leiden."

„Wer Gelder eingetrieben,
Durchbebt die Nacht vor Dieben;
Mir, der ich nichts besitze,
Vergeht sie nach Belieben."

— die erste derselben ist ein Vogtländer Schnaderhüpfel (Nr. 501), die zweite der Anfang eines Platen'schen Ghasels. Die Uebereinstimmung ist überraschend.

Was endlich die mehrwörterigen Reime des Ghasels anlangt, so sind dieselben, wenn auch in weit beschränkterem Maße, auch der Volksdichtung nicht fremd. Ich schreibe aus den von Firmenich zusammengestellten Schnaderhüpfeln die folgenden aus:

„Im Winta, wenn's kolt is
Da warmst di an Eicht,
Un a Lieb, dö schon olt is,
Wird rodög nöt leicht."

(Salzburgisch.)

„Kafft's mei Stier o,
Kafft's mer alli vier o!"

(Steyerisch.)

„Geh, Du Schworzaugeti,
Gel, für Di tauget i?"

(Hallstädtisch.)

— da fehlte nur ein Schluß etwa wie:

„Denkst scho, i sprech zu Dir:
Diandl, Di brauchet i!"

— und die Uebereinstimmung mit der persischen Vierzeile wäre auch nach

[1]) Zu dieser Form rechne ich unter den Dunger'schen Rundas die Nummern: 4, 25, 63, 65, 71, 92, 101, 105, 106, 111, 142, 190, 191, 205, 262, 263, 274, 322, 335, 346, 395, 465, 470, 501, 504, 507, 574, 575, 591, 599, 600 u. s. f. bis 1348.

dieser Richtung hin vollkommen. Und wirklich finden sich Anläufe hierzu im deutschen Volksliede. Im Ofleider Grunde (Hessen) singt man:

„Ei Du wackres Mädchen, halt' Dich frisch!
Als ich über'n Teich ging, knallt der Fisch.
Wenn Du Dich nicht frisch willst halten, soll Dir's Herz im Leib erkalten;
Ei Du wackres Mädchen, halt' Dich frisch!"[1])

— ein mehrwörteriger Reim, bei einer dem Ghasel sich annähernden Form der Strophe. Die originelle Melodie dieses Liedchens, welches den ablautenden Theil dem Uebrigen wie eine Antistrophe gegenüberstellt, läßt die Wirkung noch schlagender hervortreten.

Ganz ähnlich in dem bekannten Englischen:

„Welcome on shore again, Robin Adair!
Welcome once more again, Robin Adair!
I feel thy trembling hand, tears in thy eyelids stand,
To greet thy native land, Robin Adair!"

— und fast vollkommene Ghaselform in dem Liede von Burns, der von Ghaselen sicherlich nichts wußte:

„Green grow the rashes, O!
Green grow the rashes, O!
The sweetest hours that e'er I spend,
Are spent among the lasses, O!
There 's nought but care on ev'ry han',
In ev'ry hour that passes, O!
What signifies the lif o' man,
An' 'twere na for the lasses, O?"

Die Neigung der deutschen Volkspoesie zu ähnlichen Wiederholungen, wie der mehrwörterige Reim des Ghasels sie bringt, offenbart sich in zahlreichen durch Refrains geschmückten Liedern. Sie klingen wie Musik:

„Jung Hänschen saß am hohen Thor,
Schön Lindenzweig!
Der Regen fiel, jung Hänschen fror;
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruh'n.

---

[1]) Einfacher im Vogtlande:

„Geh ich über'n Weiher,
Schnalzt der Fisch;
Madel, willst mich heiern,
Sog mer'sch g'wiß",

oder (Thüringen):

„Unten in dem Teich, da schnalzt ein Fisch,
Lustig ist, wer ledig ist."

Die Hand, sie fror, daß Gott erbarm!
Schön Lindenzweig!
Das Herzchen das schlug innen warm.
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruh'n."

oder:

„Verstohlen geht der Mond auf!
Blau, blau Blümelein!
Durch Silberwolken führt sein Lauf!
Rosen im Thal, Mädel im Saal,
O schönste Rose!

Er steigt die blaue Luft hindurch,
Blau, blau Blümelein!
Bis daß er schaut auf Löwenburg.
Rosen im Thal, Mädel im Saal,
O schönste Rose!"

Von fremder Poesie sei erinnert an das Altschottische: „Edward, Edward!", an die Kehrreime der altisländischen Poesie, z. B. im Liede „Olafur Liljuros"; an den Yankee Doodle u. v. a.

Nehmen wir alles zusammen, so bleiben die Verschiedenheiten der persischen Vierzeile und der ihr nächstverwandten deutschen Strophe immerhin groß genug. Während dort und in dem Ghasel alle Zeilen metrisch von demselben Baue sind (dies bis auf die tonlosen Sylben strenge bei Platen, während Rückert oftmals Trochäen mit Daktylen vertauscht), hat das ghaseloide Schnaderhüpfel, wie mehrere der mitgetheilten Beispiele zeigen, große Neigung zu einer auch metrischen Hervorhebung der nicht reimenden Zeile, oder zu einer Verkürzung der Schlußzeile, die bei daktylischem Ausgang der drei ersten Verse nicht selten im Auftacte endet. So stehen in dem Gesangerl:

„Diandl, geh her zan Zaun
Und loß Di recht onschaun,
Wie Deine Aeugerln san,
Schwarz oda braun?"

dessen metrisches Schema folgendes ist:

— ◡ ◡ — ◡ ◡
— ◡ ◡ — ◡ ◡
— ◡ ◡ — ◡ ◡
— ◡ ◡ —

die Reime „Zaun" und „schaun" an tonloser, der Schlußreim „braun" aber an betonter Stelle, was eine frappante Wirkung hervorbringt, ein Hervortreten des Schlußreimes, wie es lebhafter nicht gedacht werden kann. Ein fernerer Unterschied liegt in Folgendem. Wir nannten oben das Ghasel eine Erweiterung der Vierzeile, was, sofern wir das Ghasel objectiv, seiner Form nach, betrachten, wohl berechtigt sein mag. Bemerkenswerth aber ist es,

daß die Kasside und das Ghasel älter sind als die Vierzeile[1]), während bei uns die ghaseloide Liedform mit der Vierzeile beginnt, von einer Erweiterung zum Ghasel aber sich nur vereinzelte Spuren zeigen. Der Hauptunterschied aber zwischen den hier verglichenen Dichtungsformen bleibt immer der, daß das Schnaderhüpfel und die übrigen an das Ghasel erinnernden deutschen Reime völlig primitive Dichtungsformen, die persische Vierzeile eine hochentwickelte Kunstform ist, deren Neigung zu complicirten Versmaßen, langen cäsurirten Zeilen und mehrwörterigen Reimen dieser Strophe ein ganz eigenthümliches Gepräge verleiht. Das eigentlich Wesentliche der persischen Vierzeile aber, die Anordnung ihres Reimwechsels, kann weder gekünstelt, noch uns fremdartig genannt werden, da unsere Volkspoesie, wie ich zeigte, unbewußt auf ebendasselbe gekommen ist.

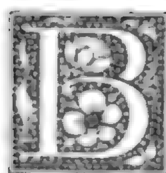
[1]) Jene reichen bis auf 500 und 700 nach Chr. zurück, während Vierzeilen so hohen Alters nicht bekannt sind.

Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.

Von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —

ekannt ist jene herrliche Schilderung, welche Dante seinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt, und die das alte Florenz in seiner Sittenreinheit und Sitteneinfachheit gegenüber der Entartung und Ueppigkeit der Gegenwart vorführt. (Paradies 15, 96 ff.)

Florenz in seiner alten Mauern Kreise,
Von dem man jetzt noch Terze zählt und None,
Es lebt' in friedlich mäßig keuscher Weise.

Da gab's noch keine Kettlein, keine Krone,
Sandalen nicht noch Gürtel, deren Schimmer
Mehr als die Trägrin zu betrachten lohne.

Die ungeborene Tochter machte nimmer
Dem Vater Sorge, denn man hielt in Jahren
Und Mitgift damals rechtes Maß noch immer.

Nicht Häuser gab's, d'rin keine Menschen waren,
Noch war gekommen kein Sardanapal,
Um möglichst Zimmerprunk zu offenbaren.

Noch überbot da nicht den Montemal
Uccellatojo; doch im Niedergehen
Wie Steigen thut er's ihm noch vor einmal.

Im Gurt von Bein und Leder ließ sich sehen
Bellincion' Berti; vor dem Spiegelglas
Sah ungeschminkt man seine Gattin stehen.

Da hielten Nerli und del Vecchio Maß,
Zufrieden mit dem ledernen Kollette,
Indeß die Frau bei Spill' und Kunkel saß.

Die Glücklichen! Und ihrer Grabesstätte
War Jegliche gewiß, und es lag keine
Um Frankreichs willen einsam noch im Bette.

Bei ihrer Wiege sorglich saß die Eine
Und lullt' in Schlummer ein in jener Sprache,
Die Eltern so beglückt, das liebe Kleine;

Die Andr', am Rocken spinnend im Gemache,
Erzählt den Ihren viel vom Lauf der Welten,
Von Rom, von Fesulae, von Troja's Sache.

Wenn schon in dieser Schilderung es an Seitenblicken auf die Zustände in der Zeit des Dichters nicht fehlt, so hat er noch directer seinen Landsmänninnen den Spiegel vorgehalten in einer Stelle des Fegefeuers (23, 78 ff.) wo namentlich die allzufreie Tracht der florentinischen Frauen eine herbe Rüge erfährt.

Schon seh' ich jene Zeit, die von dem Heut
Nicht allzufern liegt, in der Zukunft tagen,

Wo in Florenz den Frauen man verbeut
Von Kanzeln her ihr schamentblößt Gebahren,
Die Brust und Warze zeigen ungescheut.

Hat es wohl Frau'n von Türken und Barbaren
Gegeben je, die, unbedeckt zu gehen,
Von Staat und Kirche mußten Rüg' erfahren?

Gewiß trägt jene Schilderung Cacciaguida's einen idealen Charakter, denn es soll in ihr ja das Ideal eines „schönen Bürgerlebens“ dargestellt werden. Und wie hier nur die Lichtseiten hervorgehoben sind, so umgekehrt in den Strafreden auf die Gegenwart nur die Schattenseiten; die Wirklichkeit wird in beiden Fällen der Mitte entsprochen haben.

Ein treueres und mehr die realen Verhältnisse schilderndes Bild, das durch Eingehen auf eine Menge von Details einen besonders anschaulichen Charakter erhält, liefert uns ein Zeitgenosse Dantes, Messer Francesco Barberino in seinem Werke „Reggimento e costumi di donna“, welches, aus Versen und Prosa gemischt, die Sitten der Frauen nach der Verschiedenheit der Stände und der Lebensalter schildert, wobei zahlreiche novellenartige Geschichten zur Illustrirung eingeflochten werden.

Die Anregung zu seinem Werke hat Francesco unzweifelhaft vom Auslande empfangen; in der provencalischen und altfranzösischen Literatur begegnen wir schon lange vorher Lehrgedichten von ganz ähnlicher Anlage und Tendenz, nämlich der: den Frauen einzuschärfen, wie sie in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens sich zu benehmen haben. Bereits um das Jahr 1170 verfaßte Garin der Braune, ein provencalischer Troubadour, eine derartige Anweisung, und am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb Amanieu des Escas eine ähnliche Belehrung, die für eine Kammerjungfer bestimmt war. In Nordfrankreich sehen wir Robert de Blois in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein solches Lehrgedicht für eine Dame ritterlichen Standes verfassen.

Da nun Francesco in seinem Werke eine genaue Bekanntschaft, namentlich mit der Poesie der Troubadours verräth, so wird er gewiß auch die Idee zu seinem Reggimento aus älteren Vorbildern in derselben geschöpft haben. Freilich ist sein Werk von viel größerem Umfange und unterscheidet sich auch in der Einkleidung von ähnlichen Erzeugnissen der provencalischen und französischen Literatur, wie er denn in Bezug auf dichterischen Werth sich an vielen Stellen über seine Vorbilder stellt.

Er beginnt mit demjenigen Lebensalter, in welchem ein junges Mädchen, wenn auch noch Kind, doch schon den Unterschied zwischen Böse und Gut, zwischen Recht und Unrecht kennt, und zwar führt er uns zunächst ein Kind aus den höchsten Kreisen des Lebens vor: die Tochter eines Königs oder Kaisers. Eine solche junge Dame verweilt in der Regel nur in der Umgebung ihrer Mutter und geht nicht in die Gesellschaft von Rittern und Junkern, außer wenn sie von ihren Eltern oder Brüdern ausdrücklich dazu entboten wird. Befindet sie sich nun in Gesellschaft Anderer, so wird ihr empfohlen, für gewöhnlich ihre Augen gesenkt zu halten; wenn sie reden hört, so lausche sie und präge schöne Redeweisen ihrem Gedächtniß ein. Wenn sie gefragt oder zum Reden aufgefordert wird, so antworte sie mit leiser Stimme; dabei halte sie die Hände, sowie überhaupt alle Gliedmaßen ruhig, denn viel zu gesticuliren galt nicht für wohlerzogen. Beim Essen sei sie mäßig und trinke wenig und zwar nur Wein, der mit Wasser gemischt ist; denn wenn schon einem Manne die Trunkenheit übel ansteht, wie viel mehr einer Frau! Sie lege die Arme nicht auf den Tisch, denn das ist grobe Manier; ebensowenig stütze sie den Kopf mit den Händen oder liege ihrer Erzieherin am Halse. Wenn wir erwägen, daß diese Lehren für eine Königstochter bestimmt sind, so können wir uns von dem Durchschnitt guten Benehmens in damaliger Zeit eine ungefähre Vorstellung machen.

Wenn die junge Dame von Eltern oder Gefährtinnen zum Singen veranlaßt wird, so singe sie sanft und leise; dabei stehe sie ruhig, halte die Augen gesenkt und wende den Respectspersonen das Gesicht zu. Wenn sie auf eine ähnliche Aufforderung hin tanzen muß, so geschehe es ehrbar und ohne Ueppigkeit, nicht so wie die Gauklerinnen zu tanzen pflegen. Wenn sie einen Kranz auf dem Haupte trägt, (einen solchen entweder aus Blumen oder künstlich gemacht zu tragen, war allgemeine Sitte junger Mädchen), so sei derselbe niedlich und klein; und je schöner sie selbst ist, um so kleiner, denn nicht der Schmuck macht das Frauenzimmer, sondern das Frauenzimmer den Schmuck. Muß sie über etwas lachen, so geschehe es nicht so, daß sie ihre Zähne dabei zeige, was nicht artig wäre; muß sie weinen, so thue sie es, ohne einen Laut von sich zu geben. Kein Fluch, kein niedriges und gemeines Wort komme aus ihrem Munde.

Geht sie mit der Mutter zur Kirche, so achte sie darauf, anständig dazustehen und zu beten und das Paternoster zu sagen, wie sie es von der Mutter und anderen Frauen sieht.

Wenn ein Ritter beauftragt wird, sie an den Platz zurück zu führen oder sie auf's Pferd zu heben, so sei sie züchtig und schamhaft an seinem Arme, in ihre Kleider geschlossen und halte die Augen demüthig gesenkt.

Sie lerne lesen und schreiben, damit, wenn sie einmal Landesherrin wird, sie besser das Regiment führen könne.

Die Tochter eines Marchese oder Herzogs, eines Grafen oder Barons hat ein ähnliches Benehmen zu beobachten, nur ist sie von der Sitte nicht ganz so eingeschränkt als die Königstochter. Die Tochter eines Ritters, Richters, Arztes oder Edelmannes darf schon mehr lachen und scherzen, auch beim Tanzen und Singen etwas mehr Ausgelassenheit zeigen. Ihr wird empfohlen, spinnen, nähen und kochen zu lernen, damit, wenn sie einmal verheirathet ist, sie Langeweile und Müssigkeit dadurch vertreiben könne. Auch kann sie ja, fügt unser Verfasser hinzu, nicht wissen, ob ihr das nicht später zum Lebensunterhalt dienen muß. Kochen zu lernen, empfiehlt sich schon deshalb, weil das Essen, das die Frau in Sauberkeit selbst bereitet, dem Manne besser schmeckt, und manchmal tritt auch die Nothwendigkeit ein, daß die Frau kochen muß.

Lesen und Schreiben wird einem Mädchen dieser Stände noch mehr empfohlen als einem höhergeborenen.

Dagegen braucht die Tochter eines Kaufmanns, eines Künstlers oder Handwerkers nicht lesen und schreiben zu können; ja unser Verfasser tadelt das geradezu als etwas Unnützes. Aber die Wirthschaft und das Hauswesen muß sie gründlich verstehen. In noch höherem Grade ist dies bei der Tochter eines Landmannes der Fall. Diese darf auf ihr Aeußeres und ihre Toilette nicht viel Zeit verwenden; in Bezug auf das Benehmen in Lachen und Weinen, Singen und Scherzen wird ihr eine ungleich größere Freiheit und Ungebundenheit zugestanden.

Ist ein Mädchen aus dem Kinde zur Jungfrau geworden, so muß ihr Benehmen ein um somehr zurückhaltendes sein, je höher sie im Leben steht. Sie verweile nie am Fenster oder auf dem Balcon oder an einem öffentlichen Orte, sondern habe immer den Anschein, daß es ihr unangenehm ist, gesehen zu werden: denn das ist das Zeichen ehrbaren Wesens. Vor jedem Männerblicke zeige sie Furcht. Wenn sie einen Mann angesehen hat, so sei der Blick ernst, und die Augen dürfen nicht im Blicke weilen, denn die Blicke sind Pfeile der Liebe und ein kleiner Blick enthüllt oftmals eine große Neigung.

Kommt sie auf Wunsch ihrer Eltern unter Leute, so hebe sie die Augen nicht mehr als beim Gehen oder Sichsetzen unbedingt nothwendig ist, sie entferne sich nicht von der Seite der Mutter oder der Erzieherin, spreche nur, wenn es nothwendig ist und alsdann sanft und züchtig.

Geht sie mit der Mutter aus, so schreite sie, ohne Jemand zu grüßen und ohne sich umzusehen, mit kleinen und gleichmäßigen Schritten vor der Mutter her. In die Kirche zu gehen, schickt sich nicht für sie; sie verrichte

daher ihre Andacht auf ihrem Zimmer, verwende indeß auch nicht zu viel Zeit auf's Beten.

Im eigenen Hause, in Gesellschaft von Frauen, an einem von Männern entfernten Orte darf sie in Reden und Heiterkeit sich mehr gehen lassen, auch ist ihr gestattet, einmal am Tage ein Liedchen zu singen. Wenn sie im Garten Blumen pflückt, so mache sie aus den frischesten und kleinsten Blüthen ein kleines Kränzlein und lasse es sich, da sie keinen Spiegel zur Hand hat, von ihrer Erzieherin aufsetzen. Dieser gebe sie es auch zum Aufheben, damit es nicht etwa in die Hände eines Liebhabers falle. Findet sie im Garten einen Kranz, so nehme sie ihn nicht auf, außer, wenn sie gesehen, daß eine ihrer Begleiterinnen ihn gemacht hat.

Ein Instrument spielen zu lernen ist ihr erlaubt, etwa die Harfe oder Geige, aber wenn möglich nehme sie den Unterricht bei einer Frau, nicht bei einem Manne.

Für die Tochter eines Marchese und weiter abwärts sind auch hier die Grenzen etwas weniger eng gezogen. Indeß auch solche haben sich zu hüten, mit einem Manne allein zu sein, Vater und Brüder ausgenommen. Sagt ihr ein Mann etwas Unehrbares, so gehe sie fort, und thue, als wenn sie es nicht verstanden. Wenn sie dennoch etwas zu ihm sagt, so erwidere sie etwa mit bestürzter Miene, er sei ein Thor und könne leicht seine Thorheit theuer büßen; dann gehe sie hin und sage es ihrer Mutter, die schon Abhilfe wissen wird. Indeß es gibt, bemerkt Francesco hierbei, manche Mädchen, die sich um so größer dünken, je mehr Anbeter sie umringen: mit dem einen scherzt sie, mit dem andern lacht sie, wieder mit anderen treibt sie andere Possen und geht so lange um's Feuer herum, bis aus dem Spaße Ernst wird.

Als nächste Lebensstufe käme nun die verheirathete Frau, vorher aber gibt der Dichter Belehrungen denjenigen Mädchen, welche das heirathsfähige Alter, das allerdings in Italien damals wie heute früher begann als bei uns, schon beträchtlich überschritten hat. Dies ist, sagt unser Verfasser, ein sehr gefährliches Alter. Denn es hat wenig eigene Macht, dagegen viele starke und in Trug gehüllte Feinde, ist bereit, in das Böse zu willigen, dem Vergnügen nachzulaufen und voll von Versuchungen im Innern. Einem solchen Mädchen nun, welches die zwölf Jahre nach der Zeit des Vermählens hinter sich hat, werden folgende Verhaltungsmaßregeln empfohlen. Sie sei nicht müssig, sondern mit einer ihrem Stande entsprechenden Arbeit beschäftigt; nicht allein, sondern in ehrbarer Gesellschaft. Sie verweile so wenig wie möglich an Fenstern und Thüren; vermeide Bücher, Novellen und Lieder zu lesen, die von Liebe handeln; sie esse nichts Warmes und trinke keinen Wein, auch trage sie wo möglich einen Topas bei sich, denn dieser hilft böse Gelüste überwinden. Sie betrachte es als eine Gnade Gottes, daß sie keinen Mann bekommen, denn es wird ihr einst ein besserer und würdigerer zu Theil werden.

Vor der Vermählten ist aber noch eine andere Kategorie eingeschoben,

nämlich dasjenige Mädchen, welches die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, bereits aufgegeben hat und doch noch wider alles Erwarten heirathet. Eine solche halte sich in allem maßvoll, in Schmack, in Kleidung und in ihrem Benehmen. Sie sage nicht in ihrem Herzen: mein Gatte wird mich nicht so lieben wie eine Andere, denn ich bin aus dem Alter eines jungen Mädchens heraus, sondern sie denke: einem Manne ist ein gereiftes Mädchen lieber als ein halbes Kind; mit jener kann er vernünftig reden und sich berathen, die andere versteht nur zu scherzen; jene wird ihm das Haus in Ordnung halten, diese bringt alles in Verwirrung.

Nun erst folgt die Verheirathete, also diejenige, die in dem damals üblichen Alter der Eheschließung sich vermählt. Beginnen wir mit dem Moment des Ringewechselns. Die Braut strecke die Hand nicht nach ihrem Verlobten aus, sondern lasse sie wie gezwungen nehmen. Wenn sie gefragt wird, ob sie einwillige, so antworte sie erst beim dritten Male und dann sanft und leise. Je jünger sie ist, desto größerer Widerstand ziemt ihr. Es kann uns auffallen, daß hier gar nicht die Rede ist von der vorhergehenden Verständigung der Brautleute unter einander, der Liebeserklärung u. s. w. Denn dieser hier geschilderte Act vollzieht sich in Gegenwart der beiderseitigen Familien. Wir haben uns jedoch zu erinnern, daß die Eheschließungen damals durchaus ein zwischen zwei Familien sich vollziehender Act waren, daß zwischen den Familien Alles vereinbart wurde, und eine Verständigung der Brautleute vorher überhaupt nicht stattfand.

Wenn dann die Braut, ehe sie in's Haus ihres Gatten geht, bei den Frauen verweilt, dann scheine sie wie von Zweifeln und Furcht erfüllt; will man sie mit Worten trösten, so antworte sie wenig. Sie esse vorher etwas auf ihrem Zimmer, dann wird sie beim Hochzeitsmahle um so mäßiger erscheinen. Wenn sie nun ihr Haus verläßt, so fragt es sich, wie sie sich auf der Straße zu benehmen habe, ob sie z. B. die Begegnenden grüßen darf oder nicht. Hierin ist, sagt Francesco, Meinung und Gebrauch verschieden; sie erkunde daher den Gebrauch des Landes, in welches sie sich verheirathet.

Es folgt nun eine sehr ausführliche Schilderung eines königlichen Hochzeitsfestes, welche von hoher dichterischer Schönheit ist. Namentlich steht das Gespräch der Neuvermählten im Brautgemach in nichts hinter der vielgerühmten Brautscene in Richard Wagners Lohengrin zurück.

Ich will nur Einiges zur Veranschaulichung der Hochzeitsgebräuche jener Zeit anführen. Beim Essen sitzt der Bräutigam von seinen Genossen, ebenso die Braut von ihren Gefährtinnen umgeben, aber nicht Beide nebeneinander, vielleicht einander gegenüber. Vor Beginn des Essens wird, wie allgemein üblich, Wasser gereicht, die Braut darf aber Mund und Zähne nicht mit demselben berühren. Sie esse und spreche wenig und habe durchaus den Anschein, mehr Furcht als Freude zu empfinden. Nun bricht man von Tisch auf; Addio, Addio! rufen ihr weinend die Begleiterinnen zu und

führen sie in das Brautgemach, das uns ebenfalls in größter Pracht ausführlich geschildert wird.

Das alles ist Euer, sagt eine der Gefährtinnen; in diesem Zimmer werdet Ihr allein schlafen. Sie zeigen ihr die Garderobe, waschen Gesicht und Hände der Braut mit Rosenwasser, lösen ihr die Flechten des Haares und helfen sie entkleiden. Dann lassen sie sie allein. Aber sie haben ihr Falsches berichtet, haben sie verrathen, denn nun gehen sie zum Bräutigam, der draußen wartet. Dieser ist umringt von Rittern und Knappen, die ihn ähnlich behandeln wie die Frauen die Braut.

Mit Gesang der Frauen, der aus dem benachbarten Gemache ertönt, wird am andern Morgen das Paar geweckt. Wie die junge Frau in den ersten Wochen ihrer Ehe sich zu verhalten habe, wird uns von Francesco einen Tag nach dem andern bis zum zwölften berichtet. Am dritten Tage geht sie, von ihren Frauen begleitet, in den Garten und macht zwei Kränze, den einen für sich, den andern sendet sie ihrem Gatten mit den Worten: „Die Dame, die ihr verrathen habt, schickt Euch diesen Kranz". Darauf läßt er ihr antworten: „Ich weiß nicht, wer sie ist, aber ich denke, es ist die, die mir das gestohlen, was mir am theuersten war; ich habe mithin keinen Verrath geübt, sondern nur verdiente Rache genommen". Haben wir es hier mit einer dichterischen Fiction, oder mit einem bestehenden Gebrauche zu thun? Ich denke letzteres und nur etwa in der Motivirung mag etwas auf Rechnung des Dichters kommen.

Zwölf gute Rathschläge werden der jungen Frau ertheilt, aus denen ich wenigstens einige als charakteristisch hervorhebe. Sie gebe sich den Anschein, als wenn sie etwaige Mängel im Hause nicht sehe, doch nur solche, die die Wirthschaft und das Hauswesen betreffen, keineswegs ernstere. Ihr Blick halte sich von allen anderen Männern fern. Wenn sie bemerkt, daß ihr Gatte einer andern Frau seine Augen zuwendet, so thue sie, als wenn sie es nicht sehe, aber beachte es wohl. Sie erbitte in den ersten zwölf Tagen kein Geschenk und keine Gnade von ihrem Gatten, sondern verspare das auf gelegene Zeit. Sieht sie ihn verstimmt, so bemühe sie sich, schweigend oder sprechend, ihn seiner Mißstimmung zu entreißen. Auch das Benehmen und Verhalten in der dann folgenden Zeit wird der jungen Frau vorgezeichnet und nicht weniger als 57 Dinge ihr eingeschärft, die sie beobachten muß. Auch hieraus nur Einiges als Probe. Sie nehme keine Dienerin oder Kammerfrau an, die schöner ist als sie selbst, trifft sie aber eine solche bereits im Hause, so suche sie sie auf gute Art zu entfernen; ebenso, wenn sie jünger, ob auch weniger schön ist als sie selbst. Sie suche zu erfahren, was man von ihr spricht, damit sie wisse, auf welche Mängel an sich sie etwa zu achten hat. Zu ihrem Beichtvater wähle sie einen Mann von gutem Rufe, lieber einen alten als einen jungen.

Wenn ihr Gatte sich plötzlich waffnen muß, so helfe sie ihm dabei, ebenso beim Entwaffnen. Wenn er sich Kleider machen läßt, so stehe sie dabei und mache den Schneider aufmerksam, damit ihm alles gut passe.

Ist er krank, so pflege sie ihn; wird sie selbst krank und ihr Gatte besucht sie, so stelle sie ihm ihren Zustand besser dar, nur dem Arzt und ihren nächsten Verwandten sage sie den wahren Sachverhalt.

Findet sie schon Kinder im Hause vor, so halte sie sie wie ihre eigenen, sorge für sie auf's beste und entschuldige ihre Fehler, außer wo eine Strafe Noth thut, um sie zu bessern.

Ist von der verstorbenen Frau die Rede, so spreche sie von ihr wie von einer Schwester.

Das nächste Lebensstadium ist das der Wittwe. Ist sie jung und ohne Kinder, so bringe sie das Trauerjahr im Hause ihres Gatten oder in dem ihrer Familie zu; wollen dann ihre Verwandten sie wieder vermählen, so thut sie gut, darein zu willigen. Ist sie alt, so halte sie ihr Wittwenthum in Ehrbarkeit im Hause ihres verstorbenen Mannes oder in ihrem eigenen. Hat sie aber Kinder, so bleibe sie mit denselben zusammen, gebe ihrer Tochter eine gute Erzieherin, den Söhnen suche sie verständige und gereifte Ritter aus; für ihr Haus suche sie einen Principale (Hausverwalter), der von allen ihren Untergebenen gefürchtet ist. Wachsen die Söhne heran, so lasse sie sie in Waffen und Wissenschaften unterrichten, die Töchter erziehe sie nach den früher angegebenen Grundsätzen.

Ist sie Herrin ihres Vermögens, so sei sie dafür dankbar, hat sie Söhne, so erhalte sie es diesen; hat sie keine, ihren Verwandten. Sie bereichere nicht ihre eigene Familie auf Kosten derjenigen ihres Mannes, insbesondere, wenn aus erster Ehe Kinder da sind.

Eine Wittwe aus den mittleren oder unteren Lebenskreisen nehme in ihre Dienste keine Männer oder jungen Leute, und wenn sie solche zur Erziehung ihrer Söhne braucht, so sei ihre Wohnung von der Wohnung der Söhne abgesondert. Geistliche lasse sie nicht zu oft in ihr Haus kommen. In Bezug auf Kleidung halte sie Maß und mache sich nicht zu hübsch; sie meide Tänze und andere Eitelkeiten, spreche gern von ihrem verstorbenen Gatten und suche, selbst wenn er Fehler hatte, dieselben zu verhüllen. Die Thüren ihres Hauses lasse sie zeitig schließen und spät öffnen.

Wie wenig das Bild der Wirklichkeit den hier gestellten Forderungen entsprach, deutet uns Dante an, der seinen Freund Foresi im Fegefeuer trifft und seine Verwunderung ausspricht, ihn schon im Kreise der sich läuternden Seelen zu finden. (Fegef. 23, 85 ff).

Drauf er: So schnell gefördert ward mein Sehnen
Nach dieses bittersüßen Trankes Leid
Durch meiner Nella maßlos heiße Thränen.

Andächt'gem Flehen und Seufzern nur geweiht,
Hat sie dem Strand mich, wo man harrt, entzogen
Und von den andern Kreisen mich befreit.

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittwe, die so lieb mir war und werth,
Je seltener guten Wandels wird gepflogen.

Das letzte Lebensstadium ist das der Wiederverheiratheten. Bekommt die Wittwe einen bessern Mann, so danke sie Gott und mache es nicht wie viele, die immer zeigen wollen, daß der erste besser war und bei jeder Gelegenheit sagen: So machte es mein Seliger. Und selbst wenn der zweite Gatte schlechter ist, so thue sie, als sei er so, wie sie ihn verlangt. Den ersten halte sie im Herzen und bete zu Gott für ihn, spreche aber wenig von ihm in Gegenwart des zweiten, und wenn es ja geschieht, so sei es so, daß der zweite nicht vermuthe, sie denke an den Verstorbenen lieber. Kleider und Schmuck, die sie vom ersten erhalten, wolle sie nicht in Gegenwart des zweiten anthun. Die Sitten des Hauses in ihrer ersten Ehe trachte sie nicht in die zweite einzuführen, damit es nicht scheine, als verachte sie das Neue.

Wir übergehen die Belehrungen, welche der Dichter einem Frauenzimmer geistlichen Standes ertheilt und wollen nur noch kurz das erwähnen, was er als beachtenswerth für ein Mädchen oder eine Frau in dienender Stellung bezeichnet. Eine Cameriera hat den Schmuck und die Geräthe ihrer Herrin rein und sauber zu halten; wenn sie sie bedient, müssen ihre Hände wie ihre Kleidung sauber sein. Wenn sie bemerkt, daß ihre Herrin oder deren Gemahl etwas Unrechtes thut, so berichte sie dem einen wie dem andern nichts davon, es müßte denn eine schwere Schuld sein; in diesem Falle ermahne sie die Frau an ihre Pflicht, und wenn alles nicht hilft, sage sie es dem Manne.

Ein junges Mädchen trete nicht bei einem unverheiratheten Herrn in Dienst. Im Kochen und in allen andern Dingen sei sie reinlich; vor jungen Männern nehme sie sich in Acht, sie vermeide es, sich zu sehr zu putzen, wenn sie einen Liebhaber oder Verwandte hat, so trage sie ihnen nicht die Kleider aus dem Hause ihrer Herrschaft zu. Endlich sei sie bestrebt, etwas für ihre alten Tage zurückzulegen.

Ein umfänglicher Abschnitt ist den Kinderfrauen zugewiesen, in welchem die Behandlung kleiner Kinder bis in die größten Einzelheiten dargelegt wird. Da es nicht blos für Mütter, sondern auch für Aerzte von Interesse ist, zu erfahren, wie man damals dieses wichtige Capitel des menschlichen Lebens ansah, so werde ich mir gestatten, auch hieraus dasjenige hervorzuheben, was von allgemeiner Bedeutung ist. Zunächst wird es uns auffallen, den Gegenstand da abgehandelt zu sehen, wo von den Dienerinnen die Rede ist, während wir eher erwarten sollten, daß unter den Pflichten der verheiratheten Frau auch ihre Pflichten als Mutter eingehende Erwähnung fänden. Allein wir haben nicht zu vergessen, daß in erster Linie diese Lebensregeln für Frauen der höheren Stände, ja der höchsten Kreise geschrieben sind und in diesen war allerdings in den ersten Jahren die Pflege der Kinder ausschließlich den Ammen und Wärterinnen zugewiesen. Zur Abhärtung der Haut der Neugeborenen wird der Gebrauch des Salzes und ähnlicher Substanzen empfohlen, nur Nase und Mund dürfe man nicht einsalzen. Beim Wickeln des Kindes hat die Kinderfrau dasselbe sanft zu berühren, sie wickle

es nicht zu fest, damit es nicht Schmerz empfinde und schreie, aber auch nicht zu lose, damit es nicht die Händchen herausziehen und sich in die Augen kratzen könne. Besonders Bedacht zu nehmen ist auf die Formung der Gliedmaßen des Kindes und wo die Natur einen Mangel oder einen Fehler zeigt, ihr auf künstlichem Wege nachzuhelfen. Ist die Nase zu flach, so muß man sie zu erhöhen, ist sie zu hoch, sie zu senken suchen; die niedrigen Augenbrauen sind zu erheben, das zu breite Gesicht zurecht zu rücken, das zu kurze zu verlängern, das lange zu verkürzen, die kurzen Lippen müssen gezogen werden. Man sieht, das Kind wird wie eine Kautschukfigur behandelt, der man jede beliebige Form geben kann.

Wenn ein Kind auf beiden Augen schielend geboren ist, so lasse man es an einem Orte schlafen, an welchem das Licht von einer Seite kommt, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher das Kind schielt; indem dasselbe dann beim Einschlafen nach der Lichtseite sich wendet, wird es allmählich geradesehend. Schielt es nur auf einem Auge, so umwickle man ihm das geradesehende und lasse ihm das andere frei, indem man bezüglich der Beleuchtung des Schlafzimmers dieselbe Methode wie in dem früheren Falle beobachtet.

Die Schultern des Kindes mache man glatt, die Hände lang und schön, die Fingernägel entblöße man von der Haut und erhöhe sie von der Seite, daß sie eine Rundung bekommen; die Füße drücke man in rechte Form, namentlich die zu großen Fersen, der Rücken des Fußes ist möglichst zu erhöhen. Es galt im ganzen Mittelalter, auch bei Deutschen und Franzosen für schön, einen geschweiften Fuß zu haben, während der Plattfuß mit Recht als unschön betrachtet wurde. Hätte man damals schon die hohen Absätze der Damenstiefeln gekannt, so würde man sich die Mühe, der Natur durch Drücken nachzuhelfen, erspart haben. So, fügt Francesco naiv hinzu, kannst du das Kind wie Wachs bilden, aber vermeide es, Gewalt dabei anzuwenden.

Im Hause darf man das Kind nicht zu warm halten, auch darf es nicht zu hell im Zimmer sein, eher etwas dunkel. Beim Schlafen muß es mit dem Kopfe höher liegen, der Hals oder irgend ein anderer Körpertheil darf beim Liegen nicht gekrümmt sein. Nach dem Hauptschlafe wird das Kind gewaschen, bald mit kaltem, bald mit warmem, bald mit lauem Wasser, aber niemals mit kochendem, zuweilen zweimal, sogar dreimal am Tage. Man nehme sich aber in Acht, daß beim Waschen ihm das Wasser nicht in die Ohren hineindringe. Wenn es im Bade mit den Beinchen zappelt, so lasse man es ruhig gewähren, denn das stärkt. Zur Winterszeit wasche man es am Fuße des Herdes.

Nach dem Bade werden die Gelenke mit Oel gesalbt, dann wird es mit weichen Tüchern abgetrocknet, die man bei kalter Witterung vorher gewärmt hat.

Man trage ein Kind nicht zu Kranken oder zu Leuten mit krankem Gesicht, damit es nicht in böse Augen sehe. Auch hüte man es vor den Frauen, die es gern aus Liebe zu kleinen Kindern sehen möchten, denn

manche unter ihnen kann den bösen Blick haben und dem Kinde dadurch schaden. Auch entziehe man es den Frauen, die es gern küssen wollen.

Die Wärterin oder Amme singe dem Kindlein Lieder vor, das Singen dient dazu, die Seele des Kindes zu erfreuen und es einzuschläfern.

Beim Entwöhnen des Kindes werden bittere Sachen angewendet, nur müssen dieselben unschädlich sein. Als erstes Nahrungsmittel nach der Milch wird empfohlen Brod, das in Honigwasser oder in Milch oder in Wasser mit etwas Wein gemischt, eingetaucht ist. Dann gehe man zu festen Dingen über, und gebe ihm Nüsse, die man aus Brod und Zucker geformt hat.

Fängt das Kind an zu laufen, so hüte man es vor großen Schritten und vor harten Wegen; auch beim Sitzen wähle man einen weichen Platz. Man gehe nicht mit ihm an hochgelegene Orte, denn es könnte einen fliegenden Vogel haschen wollen und fallen, auch nicht an Quellen und Brunnen, denn wenn es sein Bild im Wasser sieht, läuft es hinein. Auch lasse man es nicht hingehen, wo Leute schwimmen, denn in seinem Nachahmungstriebe möchte es ebenso thun wollen. Man flöße ihm Furcht vor allem Dunkeln ein, ebenso vor dem Feuer, vor Pferden, Hunden und anderen Thieren, damit es sich nicht an dieselben heranwage. Auch lasse man es keinem Hunde oder keiner Katze Brod geben, denn die Thiere schnappen manchmal nach der Hand des Kindes. Man lasse ihm kein Eisen oder Messer, Glas oder Stock in den Händen, insbesondere wenn es Zähne bekommt. Die Zähne muß man mit den Händen sanft in die richtige Lage und Stellung bringen.

Wenn das Kind anfängt zu sprechen, so nimmt man einen großen Spiegel und läßt hinter denselben ein Kind treten, das bereits sprechen kann und läßt dieses Worte vorsprechen; wenn dann das kleinere Kind sich im Spiegel sieht und sprechen hört, wird es glauben, es spreche ein Kind, das wie es selber sei und wird sich bemühen, es ihm nachzumachen.

Ist die Wärterin mit dem Kinde im Freien, so nehme sie es vor Bettlern und Landstreichern in Acht, die oftmals Kinder stehlen, ihnen die Glieder brechen und dann mit ihnen bettelnd umherziehen. Ist es das Kind eines vornehmen Mannes, der Feinde hat, so hüte man es, daß es nicht entführt werde.

Man halte es fern von Orten, wo schädliche Pflanzen und giftige Früchte sind und schlage es, wenn es diese oder Steine, Asche oder Kohlen in den Mund steckt. In der Nähe von Feuer lasse man es nicht allein. Da Kinder leicht fallen, so machen ihnen manche eine Kapuze, die vorn und hinter der Stirn mit gutem festem Leder besetzt ist, damit es beim Fallen sich nicht Schaden thue.

Die Wärterin hüte sich, wenn das Kind bei ihr im Bett liegt, es so zu halten, daß sie das Kind etwa im Schlafe erdrücken könne. Man gewöhne das Kind, mit geschlossenen Augen zu schlafen, namentlich im Freien, denn manchmal hacken die Raben den schlafenden Kleinen die Augen aus; auch mit geschlossenem Munde zu schlafen, muß es sich gewöhnen, damit nicht eine Spinne oder Grille ihm in den Mund hineinkrieche.

Für die Frauen aus den untersten Ständen werden ebenfalls manche Verhaltungsmaßregeln gegeben, die uns einen hübschen Einblick in das Leben und Treiben der Zeit gewähren. Einer Barbiererin wird eingeschärft, auf das Bad und das Scheermesser zu achten, und wenn sie an der Kehle rasirt, nicht an eitle Dinge zu denken. Die Hökersfrau soll nicht grüne Blätter zu alten Früchten legen, damit sie wie frisch erscheinen; nicht die besten Früchte obenauf legen, nicht die Feigen salben, um sie reifer zu machen und sie nicht in's Wasser halten, endlich nichts von den Mägden kaufen, die es ihrer Herrschaft gestohlen haben. Die Müllersfrau halte das Mehl nicht an feuchtem Orte, um das Gewicht zu vermehren. Die Hühner- und Wildprethändlerin wasche nicht Eier und Wildpret, damit es frischer erscheine und drücke nicht die Kapaunen oder Rebhühner, um die Adern dicker zu machen, fülle auch nicht den Kropf, um dem Geflügel eine größere Schwere zu geben.

Ein weiterer Abschnitt gibt allgemeine Belehrungen für Frauen aller Stände. In ihnen ist viel Wahres und Richtiges ausgesprochen; ich will auch hier nur einige wenige Proben geben. Viele Frauen gehen auf der Straße, das Paternoster in der Hand, und eitle Gedanken im Herzen. Viele Frauen gehen nur in die Predigt, um sich zu zeigen und bewundern zu lassen. Einer Frau niedrigen Standes ziemt nicht, ebensolche Kleider zu tragen wie eine Vornehme. Jede kluge Frau ist schön, aber nicht jede schöne auch klug. Hüte dich vor dem Arzte, der weniger auf deine Krankheit, als auf deine schönen Züge achtet.

Auch auf die Schönheitsmittel hat unser Verfasser sein Augenmerk gerichtet. Nach ihm ist die Anwendung von substanziellen und groben Salben zu meiden, denn sie machen die Zähne schwarz, die Lippen grün und die Haut alt; wenigstens soll man sich hüten, sie bei kalter Witterung zu brauchen. Mäßiges Essen und Trinken verbunden mit Fröhlichkeit erhält frisch; Schmerz und Trauer machen alt. Zur Pflege der Haut werden Bäder von süßem, lauem Wasser empfohlen, die im Zimmer, aber nicht zu häufig, genommen werden müssen; Bäder, in denen warme Kräuter gekocht sind, machen die Haut roth und dann schwarz. Zu viel Wachen und zuviel Schlafen macht die Haut alt und gelb, sie bedeckt halten, erhält sie dagegen zart und weiß.

Wie man einen Liebestrank in Speise und Getränk einzugeben habe, wird gleichfalls gelehrt, nur müsse man sich hüten, daß davon Leute bekommen, unter denen Liebe nicht gestattet ist. Mehr werth aber als der Liebestrank, der zur Liebe *zwingt*, ist die *freie* Macht des menschlichen Gemüthes und hier findet sich eine sehr richtige Bemerkung, mit welcher ich diese Mittheilungen schließen will.

Manche Mütter rathen ihren Töchtern, wenn sie sich verheirathen, es so zu machen, daß sie das erste Mal bei einer Meinungsverschiedenheit ihren Willen durchsetzen, dann würden sie es immer und überall. Diese wissen nicht, sagt Francesco, daß es besser ist, mit Demuth zu siegen, die stärker ist als jede andre Macht.

Ueberblicken wir, am Schlusse angelangt, noch einmal die hier gegebenen Lehren, so kann uns nicht entgehen, daß der individuellen Freiheit des Weibes außerordentlich wenig Spielraum gelassen ist. Für die geringsten Dinge besteht eine Vorschrift, jeder Schritt und Tritt wird durch eine Anweisung geregelt. Und alle diese Regeln sind im Wesentlichen berechnet auf den Schein. Wiederholt wird geradezu ausgesprochen, das Mädchen, die Frau solle sich bemühen, so und so zu scheinen und dies sogar in Situationen, die von entscheidender Bedeutung für das ganze Leben sind. Am Tage der Vermählung soll sie sich den Anschein geben, als empfinde sie Furcht vor der bevorstehenden Ehe, als sei sie traurig und betrübt; beim ersten Betreten des Hauses ihres Gatten soll sie thun, als wenn sie denselben gar nicht sähe. Ist damit nicht eine bedenkliche Anleitung zur Verstellung, zur Heuchelei gegeben? Wir sind weit davon entfernt, gegen den guten Francesco Barberino einen Vorwurf zu erheben, daß er etwa die Frauen seiner Zeit habe zu Heuchlerinnen machen wollen. Nicht er hat ja diese Regeln erfunden, nicht seine persönlichen Ansichten spricht er aus, er zeichnet nur auf, was der allgemeine Gebrauch war und fügt höchstens zuweilen eine ethische Motivirung hinzu. Diese Motivirungen enthalten zum Theil viel wahre und treffende Bemerkungen; die Regeln selbst aber sind durchaus auf eine äußerliche Uniformirung des Benehmens wie des Denkens berechnet.

Und vielleicht eben deswegen ist das praktische Resultat, das mit ihnen erreicht wurde, ein wenig erfreuliches gewesen. Schon aus den Andeutungen Dantes ersehen wir, wie wenig die Wirklichkeit dem hier Geforderten entsprach; viel tiefer aber in die Wirklichkeit blicken wir durch die reich entfaltete italienische Novellenliteratur, die vor allem für das bürgerliche Leben eine Fundgrube culturgeschichtlicher Erkenntniß ist. Ich erinnere nur an die bekannteste und berühmteste, an Boccaccios Decamerone. Wie steht es da mit den Frauen! Der Kreis, in welchem jene Novellen erzählt werden gehört den besten Ständen an; mit welcher Ungenirtheit oder verständlich genug andeutender Lüsternheit werden hier in gemischter Gesellschaft und zum Theil von Frauen selbst, Geschichten vorgetragen, die eine höchst bedenkliche Freiheit der Sitten bekunden.

Im Fortschritt der Jahrhunderte lag es, daß die Schranken, die die freie Bewegung des Weibes einengten, weiter gezogen wurden und wahrlich nicht zum Nachtheil der Sittlichkeit.

Zwar das Ceremoniell ist niemals ganz aus dem Leben geschwunden. Namentlich in den höchsten Ständen, in den höfischen Kreisen hat es immer bestanden und besteht noch, ja es darf wohl behauptet werden, daß jene Kreise ohne ein gewisses Ceremoniell überhaupt nicht bestehen können. Indeß auch in ihnen hat, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Steifheit und Aeußerlichkeit sehr wesentlich abgenommen. Ein Empfang bei Hofe mit seinen vorgeschriebenen Verbeugungen und Reverenzen ist heutzutage nicht entfernt mehr so complicirt, wie noch im vorigen Jahrhundert. Leutselige

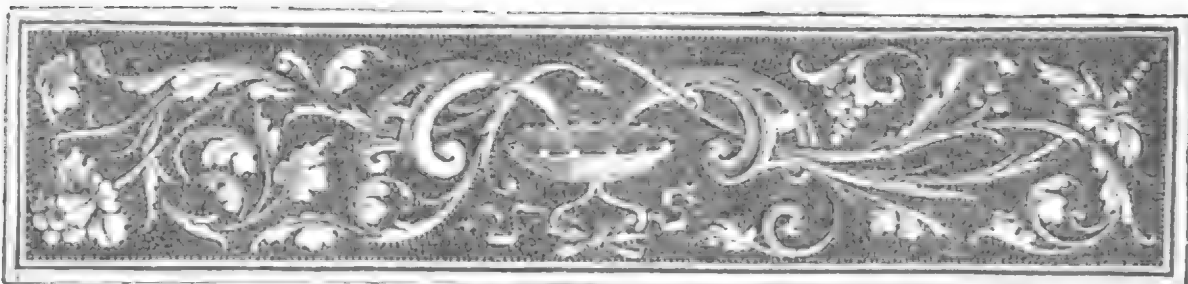
Fürsten unserer Zeit trachten vielmehr geflissentlich danach, das sie umgebende Hofceremoniell möglichst einzuschränken und freiere, natürlichere Formen des Verkehrs auch bei Hofe einzuführen. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz des deutschen Reiches dürfen in dieser Beziehung wohl als leuchtende Vorbilder echt menschlicher Gesinnung hingestellt werden, während das zweimal aus der Revolution hervorgegangene französische Empire sich gerade in der Wiederbelebung eines höfischen Ceremoniells gefiel und großen Werth auf die Beobachtung der höfischen Formen legte.

In den bürgerlichen Kreisen hat sich eine zwanglosere Form des geselligen Lebens mehr und mehr Bahn gebrochen. Im Bauernstande dagegen wurzelt ein festes Ceremoniell viel tiefer, und wenn es auch im gewöhnlichen Leben wenig oder gar nicht hervortritt, so dafür um so stärker und bestimmter bei allen feierlichen Ereignissen. Diese bewegen sich durchaus in einer festen Form, in festen Gebräuchen; und mancher derselben reicht seinem Ursprunge nach in schon frühe Jahrhunderte zurück. Wer wird das tadeln wollen? In der Feststimmung nimmt jeder Mensch unwillkürlich feierlichere Formen an und es ist daher vollkommen begreiflich und berechtigt, daß bei solchen Anlässen sich ein bestimmter Ritus festsetzt und erhält.

Im ruhigen Gleichmaß der Tage aber strebt der Mensch heutzutage nach möglichster Freiheit und Ungebundenheit der geselligen Formen. Bücher wie Knigges Umgang mit Menschen werden heut kaum mehr geschrieben, kaum mehr in anderem als rein literarischen Interesse gelesen. Doch soll, wie mir berichtet wird, die Nachfrage nach Albertis Complimentirbuch und ähnlichen Werken in gewissen Kreisen des Lebens noch immer stark genug sein. Aber wer sich daran schult und bildet, hat doch heut wenigstens so viel Schicklichkeitsgefühl, daß er es im Geheimen thut, weil er sonst im Kreise seiner Bekannten unweigerlich dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen würde. Darin liegt schon die Anerkennung des herrschenden Princips, daß man gutes Benehmen und feine Sitte aus gedruckten Anweisungen und Compendien sich schwerlich zu eigen machen wird.

Die Erziehung der Gegenwart lenkt ihr Augenmerk mit vollem Rechte weit weniger auf das Einprägen äußerer Lehren und Regeln für das Benehmen des Weibes, als auf die Erweckung und Hebung des sittlichen Gefühles und Tactes, der, einmal entwickelt, dem Weibe in allen Lebenslagen den richtigen Weg zeigen wird.

Nur auf diesem Boden kann überhaupt erreicht werden, was, wenn es nicht mißverstanden wird, als ein gesellschaftliches Ideal bezeichnet werden kann: Freiheit der Sitte auf der Grundlage sittlicher Freiheit.



Sein Spielzeug.

Von

L. Anzengruber.

— Wien. —

I.

Es war ein stilles Gemach, es war immer ein solches gewesen. Tages über war es Arbeitsstube, Nachts schlief der Inwohner daselbst und, als der noch bessere Zeiten hatte, da war es lustig und licht im Raume. Jetzt aber waren die Fenster matt geworden, der Regen hatte an die Scheiben geschlagen, der Staub hatte sich daran gelegt, die Luft war lange eingeschlossen gewesen und ein fader, widerlicher Geruch von Medicamenten durchzog sie. Auf dem Bette in der Ecke lag ein bleicher, abgezehrter Mann; bald durchschauerte ihn der Gedanke an das nahe Ende, bald half er sich über alle Schauer des Todes und alles körperliche Unbehagen mit keckem Humor hinüber.

Eine kleine, sorgfältig gekleidete Frau sitzt zuweilen an dem Krankenlager. Das zierliche Figürchen trägt auf weißem, rundem Nacken einen Kopf, wie aus Wachs bossirt, die Wangen voll und stark gefärbt, das Näschen gerade und die Nüstern schön geschwungen, der Mund eine Kirsche und die Augen groß, mit weiten, fast unbeweglichen Sternen. Hübsch, nicht schön. Hübsch und das ist auch Alles.

„Arthur“, sagt sie und ihre weiche Hand, an jedem Finger mit einem Grübchen, legt sich auf die knöcherne Faust des Mannes. „Arthur, Du mußt doch sagen, daß ich Dich recht pflege“.

„Gewiß, mein Kind, so gut Du es eben verstehst“.

„O, was Du garstig bist, so gut ich es eben verstehe, das kann ebenso gut heißen, daß ich es nicht verstehe. Du bist recht undankbar“. Die großen Augen wurden feucht und an den mit goldblonden Haaren reich befranzten Lidern zitterte ein schwerer Tropfen.

„Hermine, Goldhuhn", sagte der Kranke, weine nicht, „Du weißt, das macht mich immer lachen".

„O, ich weiß, das sieht Dir gleich, Unartiger, Du!" Ihre Lippen kräuselten sich und ließen die kleinen, blanken Zähne sehen. „Warte nur, dafür beiße Dich ich in den kleinen Finger. Soll ich".

„Wenn Dir's Vergnügen macht, an einem Knochen zu knabbern".

Sie hielt den Finger zwischen den ihren und betrachtete ihn nachdenklich. „Du magerst aber auch schrecklich ab, Arthur, von Tag zu Tag".

„Ja, ich bin gerade nicht stolz auf diese Leistung, aber weil ich eben dabei bin, so lieber ordentlich, als gar nicht".

„Ach, Du kannst leicht scherzen, wenn Du wüßtest, wie ich mich manchmal ängstige".

„Warum, mein Huhn, um was?"

„Am Ende stirbst Du mir gar!"

„Liebes Kind, am Ende effectuiren wir das Alle. Du wirst Dich dann ein halbes Jahr ganz schwarz kleiden müssen, dann das andere Halbjahr in Grau, schwarz geputzt. Meinst Du nicht, daß Dir das ganz gut lassen wird?"

„O ja".

„Nun also. Hahaha!"

„Wie abscheulich, daß Du dazu lachen magst. Wenn mir die Trauer noch so gut läßt, siehst Du es denn?"

„Du hast recht, ich glaube kaum, daß sich dazu eine Gelegenheit findet".

„O, ich weiß wohl, daß ich recht habe und Du gingest von mir, Dir ist gar nicht darum, um mich zu sein, Arthur" — wieder feuchteten sich ihre Augen — „hast Du mich denn nicht gern?"

„Ich schwur es Dir. Ich schwur es Dir so oft und bei allem Erdenklichen, bei dem zu schwören hergebracht ist, daß Du endlich doch darauf bauen könntest. Wozu wären sonst Schwüre überhaupt gut?"

„O, Du Schelm!" und mit etwas rücksichtsloser Liebkosung legte sie die Hand über seine Stirne und drückte ihm den Kopf tiefer in das Kissen.

„Eh, Frau Gemahlin, Sie sind etwas grob".

„Hab' ich Dir weh gethan?"

„Nicht der Rede werth, mein Herz. Ich bin nur gegenwärtig etwas zu schwach für derbe Zartheiten".

„Sei nicht böse. Ich wollte Dich nur strafen, weil Du mir von Deinen Schwüren geredet. Was die auch hübsch waren! Einmal hast Du bei dem Angedenken an Deine Großeltern geschworen und hinterher versichert, Du hättest die so wenig gekannt, wie die Leute im Monde. Ein anderes Mal beim Sonnenlichte, als rabenschwarze Nacht war, oder bei den ewigen Sternen über uns, nachdem Du mir kurz vorher auseinandergesetzt, daß auch die Milchstraße unfehlbar einmal gerinnen müsse zu All-Quark. Geh' mir! — Aber ernstlich gesprochen, Arthur, ich möchte wissen, ob und wie Du mich

geliebt und — wenn Du das nicht gethan hast — warum Du gerade mich genommen und keine Andere? Ein Mann muß doch Gründe haben, die seine Entschlüsse bestimmen und gar einen solchen, von dem sein eigenes Lebensglück und dazu noch das einer anderen Person abhängt! Du sollst es mir sagen, wie Du gerade auf mich verfallen bist, hörst Du? Und offen und ehrlich. Ich würde ganz untröstlich sein, wenn Du mir das nicht mehr zu sagen vermöchtest, darum sollst Du nicht leichtsinnig scherzen oder Dich auf's Lügen verlegen, denn Du bist krank, armer Arthur, Du bist sehr krank!"

„So feierlich? Ja, dann muß ich freilich. Habe nur vorher die Güte, mir die Polster ein wenig zurecht zu rücken. Ach! Wie hübsch unbeholfen Du das machst! Man kann Dir nicht zürnen. Danke. — Du hast ganz recht Kind, ich bin eben daran, wie jener Märchenheld ‚Hans im Glück', die Früchte meines letzten Tauschgeschäftes in den Brunnen fallen zu lassen und mit Nichts für Alles zur Mutter Erde zurückzukehren. Zur Mutter Erde, das klingt ganz ausnehmend tröstlich, ich habe aber keine erbauliche Vorstellung davon, die Alte läßt sich ihre Kinder im Futteral zurückstellen und schiebt sie in die schmutzige Tasche. Brr! —

Ach ja, ich weiß, das gehört nicht zur Sache. Lass' nur die Bettdecke, sie kann nicht glatter liegen, als sie liegt. Wir kommen auf Alles zu sprechen. Nur Geduld, mein Kind. Als ich selbst noch ein solches war, da gab es kein ruhigeres Geschöpf unter der Sonne; ich war im Stande, in einem Winkel der Stube mich stundenlange allein zu spielen. Sobald man dieses schätzenswerthe Talent erkannte, wurde es sofort aufgemuntert und unterstützt Eltern, Verwandte und Bekannte ließen es mir nie an Spielzeug fehlen.

Anfangs war allerdings mein näherer Umgang den Spielwaaren nicht zuträglich, aber später, als ich heraus hatte, was in den Quietschpuppen quietschte, in den Drehkästchen klang und die Figürchen auf denselben bewegte, was die Mühlen trieb und die Hasen trommeln machte, kurz, als ich mit dem Mechanismus meiner Spielzeugwelt hinlänglich vertraut war, da respektirte ich auch jede ihrer Erscheinungen und es konnte jedes Stück bei mir so alt werden, als dies eben bei fürsorglicher Abnützung anging.

Da ich so viel Schonung gegen lebloses Spielzeug an den Tag legte, gestattete man mir auch lebendes. Ich hatte ein Kaninchen und eine Taube. So oft noch eine unserer Köchinnen hereingestürzt kam, um bei Dir Klage über den ewig qualmenden Herd zu führen — und es kam noch jede gestürzt — erinnert mich das unglückliche Geschöpf mit den triefenden, rothen Augen an das Kaninchen und wenn Du dann rathlos den Kopf hin und her wendtest und einen Schritt nach rechts und einen nach links trippelst, denke ich an meine Taube.

Von meinem Spielzeugwinkel zur Schulbank hatte ich nur einen Schritt. Bei dem Frage- und Antwortspiel des Katechismus war ich mit Vergnügen darauf aus, auf jede Frage die richtige Antwort zur Hand zu haben. Der Lehrer der Naturgeschichte stellte mir sämmtliche Thiere zur Verfügung, um,

sie zu benennen, daß es eine Art hatte, — nur sollte ich auch auf die Gattung nicht vergessen. Er legte mir die Pflanzenwelt in die Hände, um sie zu classificiren nach einem neueren System, früher geschah das nach einem andern, im Grunde ist jedes dazu gut und mir hätte es das gleiche Vergnügen gewährt. Er lieferte mir auch das Mineralreich aus und ich wußte bald von Salzen, Erden und Erzen zu schwatzen wie ein — anderer Schuljunge. Zu hohem Danke aber fühlte ich mich dem Professor der Naturlehre verpflichtet, der das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen wußte, indem er seinen Vortrag durch physikalische und chemische Versuche illustrirte, wodurch er es auch mir ermöglichte, in häuslichem Kreise, an der Hand des untrüglichen Experimentes, für wissenschaftliche Wahrheit einzustehen! Ich befaßte mich mit der Herstellung von Elektrophoren, schmolz zu diesem Behufe Harz in einer alten Sardinenbüchse zu Kuchen und ruinirte dabei die Herdplatte so gründlich, daß sich die Magd noch nach acht Tagen darüber beklagte; oder ich erzeugte Wasserstoffgas, was ungleich einfacher und amüsanter ist, dazu braucht's nur eine mäßige Flasche Wasser, eine Handvoll Eisenfeilspähne und eine geringe Quantität Vitriolöl, unrichtig angewendet erzeugt das Letztere allerdings auf Röcken und Beinkleidern tiefrothe Flecken, diese verschwinden aber schon nach einigen Tagen sammt der Stelle worauf sie saßen. Es gab aber Niemand, den diese Naturerscheinung mit größerer Genugthuung erfüllte, als den Schneider, der für das Haus meiner Eltern arbeitete. Nachdem ich also in der Schule Alles zur Zufriedenheit meiner Eltern wohl und Manches zu ihrem lebhaften Mißvergnügen nur zu gut begriffen hatte, traten sie mit der Frage an mich heran: welche Rolle in der Welt ich spielen wolle?

Nun, dachte ich, ist's vorbei mit deiner Spielzeugwelt, du sollst den Ernst des Lebens kennen lernen, aber früher möchtest du doch wissen, was dieses selber ist. Ich bat studiren zu dürfen und kam von der niederen auf die hohe Schule; es war dieselbe Wendeltreppe, nur führte sie ein Stück weiter hinan und mündete auf der hübschen Plattform aus, die wir allgemeine Bildung nennen. Ich hatte einen guten Kopf und mich machte das Hinansteigen nicht schwindeln. Die Maturitätsprüfung bestand ich glänzend, ich wußte den Professoren all' das wieder zu sagen, was sie mir selbst zeitüber gesagt hatten, wußte Alles, was man zu wissen glaubte und zu glauben wußte. Aber ich empfand darüber durchaus nicht jene freudige Genugthuung wie Andere, ich fühlte mich, „so klug, als wie zuvor!“ Ich sah im Leben dieselbe Willkür, die ein Spielzeug hätschelt oder zerbricht, ich sah die Menschen das Leben unter allen Voraussetzungen des Spieles leben. Es war Alles zuvor hübsch abgemacht, wer Hauptmann sein sollte, was die Steine im Verkehr zu gelten hatten und wie man sich den Puppen gegenüber zu verhalten habe; nur war alles Spielwerk selbständig geworden und spielte mit, das nannte man Wirklichkeit, es war aber weiter nichts als eine Degradation der Phantasie, die einst unumschränkt alle Dinge beherrschte und nun in deren Knechtschaft gerathen

war. Mit dieser Erkenntniß verlor ich meine Kindlichkeit. Einst trieb ich mein Spiel mit den fragwürdigsten Gegenständen in gebührendem Ernste, aber das fragwürdige Spiel mit den sogenannten ernsten Dingen stimmte mich heiter.

Unterdessen trat aber doch die Frage knapper an mich heran: willst du den Andern für Rechensteine, für Heiligenbilder, für Pillen und Pulver ihre Butterbrode abtauschen? Willst du ihnen neue Märchen erzählen statt der alten? Die Welt soll nicht in sechs Tagen entstanden sein, sondern rechtschaffen Zeit dazu gebraucht haben. Eine Seehundsfamilie soll ganze Zeitalter hindurch von einer bequemen Promenade am Strande geträumt haben, so daß ihr die Sehnsucht Beine machte und das immer längere, von Generation zu Generation, bis der Urenkel des Urgroßvaters als der erste Mensch an das Ufer stieg. Es verschlägt nichts, denn im Grunde wissen wir mit den Myriaden Schöpfungsjahren und dem Urahnen aus der See gerade so viel anzufangen als mit den sechs biblischen Werkeltagen und dem Adam. — Ich entschloß mich in ein Rechnungs-Departement zu treten.

Da ich nun wie die Andern mein Butterbrod hatte und sah, daß die Meisten sich ein Püppchen zugesellten, das sie, seinem rosenrothen Mäulchen und elfenbeinernen Zähnen zu Liebe, davon naschen ließen, so verleitete mich der Nachahmungstrieb es ihnen gleich zu thun, das heißt, nur der Sache, nicht der Form nach. Sie nahmen das Leben und alles darum und daran für ernst und schwer, glaubten, zu Zweien trüge es sich leichter, hofften auf eine Ergänzung ihres eigenen Wesens durch ein Zweites, wünschten, zu verstehen und verstanden zu werden. Ach, was glaubten, hofften und wünschten sie nicht alles! Sie nannten das Suchen: Sehnen, das Finden: Liebe, den Besitz: Seligkeit! Ich aber, der ich mir vom Leben nichts vormachen ließ, ich verlangte nach Zerstreuung, ich durfte also Niemanden suchen, der an das Leben besondere Anforderungen stellte, der sich vom Leben eine besondere, ja überhaupt eine Vorstellung machte und mir mehr sein wollte als ein Spielzeug. Mich begünstigte das Glück, ich fand Dich!"

„O, Du Abscheulicher", sagte die kleine Dame.

„Und das glaube mir", fuhr der Kranke fort, „so war es gut für uns Beide. Du entsprachst vollkommen meinen Wünschen und Du vermöchtest auch bei dem besten Willen, Keinem mehr zu sein, als mir. Wenn Dich einer von den Andern sagt, Du könntest es, dem traue nicht; ich kenne das Gelichter, entweder er betrügt sich, dann läßt er es aber nachträglich Dir entgelten, oder er will Dich betrügen! Du hast Dich ja nicht zu beklagen gehabt, mein Herz, denn, wie erwähnt, ich ging immer sehr sorgfältig mit meinem Spielzeuge um, mit dem leblosen, wie mit dem lebenden, mit Kaninchen und Tauben, am sorgfältigsten mit Dir, denn Du machtest mir auch das meiste Vergnügen, Mine!" Er versuchte mit seiner abgezehrten Hand ihre Rechte zu fassen und zu drücken.

Das kleine Frauchen aber erhob sich rasch und trat einen Schritt von seinem

Lager zurück. „Das klingt ja immer garstiger. Dein Spielzeug! Weiter nichts?“

Sie verließ schmollend das Zimmer.

Zwei Tage später stürzte sie zu tiefst erschreckt aus der Thür desselben, der Mann da drinnen lag im Sterben und das war doch gar zu entsetzlich, um es mit anzusehen.

Die Trauer aber kleidete sie sehr gut.

II.

„Herminchen“, sagte eine corpulente, ältere Dame, nachdem sie sich im Besuchzimmer auf das Sopha hatte niederfallen lassen, „Herminchen, das muß ich wohl sagen, so traurig auch der Anlaß ist, solche Kleider tragen zu müssen, aber Du siehst darin so interessant aus, — so reizend, — rein zum Anbeten!“

Jede dieser Betheuerungen wurde mit einer Umarmung bekräftigt, welche die junge Wittwe etwas ängstlich, aber vergebens abzuwehren versuchte; jetzt musterte sie sich im Spiegel gegenüber und glättete das Kleid.

Mit einem breiten Lächeln auf dem fleischigen Gesichte faßte die Corpulente die kleine Dame an der Rechten, welche mit ausgespreiteten Fingern über dem Knie lag und drückte auf dasselbe. „Und es hat sich schon Einer gefunden der anbetet“. Sie schrie das mehr, als sie es sagte, denn das war so ihre Art, wenn sie den Leuten zeigen wollte, sie sei besonders guter Laune. „Nun ja, wo schon unser Eines ganz entzückt ist, da müßten doch die Männer geradezu blind sein und das kann man ihnen just nicht nachsagen. Neulich, als Du mir meinen Besuch zurückgabst, hat Dich unser Nachbar kommen sehen und hat sich's nicht verdrießen lassen auch Dein Gehen abzupassen; während wir uns verabschiedeten, ist er unter seine Thür getreten, ich weiß nicht, ob Du darauf Acht gegeben hast, aber kaum warst Du fort, so ist das Fragen angegangen: Verehrte Frau Nachbarin, wer ist die Dame? — Ach, denk' ich, frage du! Eine Freundin von mir, sage ich. — Sie geht in Trauer? — Ja freilich, weil ihr Mann gestorben ist. Da hättest Du ihn sehen sollen, was er dazu für ein Gesicht gemacht hat, wir haben noch viel hin und her geredet von Dir, hast Du nicht das Schlucken gehabt? Nun, es wäre zu weitläufig, Alles nachzuerzählen. Er fragte auch, ob Du Vermögen hättest. Gott sei Dank, sagte ich bei mir, das hat sie, aber ich hielt es ganz für überflüssig, ihm das auf die Nase zu binden. Ich stellte Dich so arm hin, Herminchen, wie eine Kirchenmaus und denke Dir, was sagte der Mensch? — So eine Frau könne man schon um ihrer selbstwillen nehmen, die brächte auch einen Taugenichts zurecht, denn sie ließe gar keine Gedanken neben ihr aufkommen“.

Die junge Wittwe schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ja, das sagte er“, fuhr die Besucherin fort. „Und nachdem wir so

nahezu ein Stündchen verplaudert hatten, denn wir sprachen ja von Dir, Goldherzchen, und Du weißt, da komme ich in Zug, — nachdem wir also nach unsern Thürklinken faßten, meinte er, ob es nicht möglich wäre, Dich zu sprechen. Da sagte ich, Besuche empfingest Du nicht, könntest auch nicht gut welche empfangen. Die Leute im Hause dächten gleich so böswillig. Aber wenn Du ein nächstes Mal mich wieder besuchen würdest, so könne er in meine Wohnung herüber kommen und da würde ich ihn mit Dir bekannt machen. Das kannst Du Dir ja gefallen lassen, Herzchen?"

Die kleine Dame nickte gedankenvoll.

„Er ist von Ansehen gar nicht übel, hat ein feines, artiges Benehmen und nach dem, wie er sich trägt und was er sich gönnt, muß er auch sein gutes Auskommen haben. Nun, ich bin Keine, die dazu räth, auf den ersten Blick hin einem Manne zu vertrauen, — davor bewahre mich der Himmel! — es gibt in dieser Beziehung gar zu viele warnende Beispiele, aber, wenn man gerade nicht abgeneigt ist, so kann man ja, wie der Dichter Schiller in seinen Werken sagt, prüfen, ob die Seelen zusammen passen, und dazu rathe ich".

„Aber Emilie", die Trauernde erröthete und erschien, wie sie so verlegen dasaß, noch kleiner als sie war.

„Nun, nun, ich meine nur, Närrchen. Darüber brauchst Du weder böse, noch verlegen zu werden. Du hast ja, so jung Du bist, Deine Schule hinter Dir und uns verheiratheten Frauen darf man es nicht übel nehmen, wenn wir ein Bischen aus derselben schwatzen. Deinen Anblick und ein paar Worte kannst Du ihm ja gönnen. Führt es auch zu nichts weiter, so zerstreut es Einen doch und ein wenig Zerstreuung muß Dir gut thun in einer solchen Gemüthsverfassung, wie ich mir vorstelle, daß Du bist, wo Dich das Kleid schon immerwährend an Deinen Seligen erinnern muß".

Herminens große Augen füllten sich mit Thränen.

Die Freundin umschlang sie mit den massiven Armen und drückte sie an sich, daß Beiden darüber der Athem verging. „Herminchen, Goldkind", rief sie, „laß' gut sein, laß' nur gut sein, — aber da siehst Du selbst, wie Dir Zerstreuung noth thut und nur die wollte ich Dir geboten haben und die solltest Du auch nicht zurückweisen. Im Uebrigen bist Du ja ganz Freifrau, kannst thun und lassen was Dir beliebt und im Ernste wollte ich alles Andere auch nicht gesprochen haben, denn der Nachbar ist, abgesehen von allen guten Eigenschaften, unter uns gesagt, doch ein kleiner Taugenichts und so mag er denn bleiben, wo er will, außer" — hier kreischte sie wieder in der höchsten Stimmlage auf, — „außer, Du thust ein christliches Werk, rechtfertigst seine gute Meinung von Dir und bringst ihn wieder zurecht".

Sie drückte einen Schmatz auf die Wange ihrer jungen Freundin.

Nach etlichen Tagen machte Hermine ihren Gegenbesuch und wenige Minuten nach ihrem Eintritte fand sich auch der Herr Nachbar ein.

„Meine Freundin Hermine, von der wir neulich so viel gesprochen

haben", sagte die Frau des Hauses. „Unser Nachbar, der Dich kennen zu lernen wünscht, Herr Fröhlich".

„Ja", sagte der Genannte, sich einen Stuhl herbeiziehend. „Ja, fröhlich bin ich und fröhlich bleib' ich und wär' ich's nicht, so müßte ich es werden in so anziehender Gesellschaft".

Der umfangreiche Ellbogen der Freundin Hermines unterzog sich hier und auch in weiteren Fällen der undankbaren Mühe, auf derlei Galanterien aufmerksam zu machen.

„Capital schönes Wetter heute, meine Damen", sagte nach einer kleinen Pause Herr Fröhlich.

Die Damen beeilten sich, wie aus einem Munde, zu versichern, es wäre das schönste von der Welt.

„Erinnert mich gerade an einen der denkwürdigsten Tage meines Lebens. Wir, ich und einige Freunde, machten einen Ausflug in's Gebirge. — Lieben Sie Gebirgspartien, meine Damen?"

Hermine versicherte nie eine solche gemacht zu haben und Emilie beklagte lebhaft, daß sie nicht „hoch gehen" könne, um so mehr, da ja der Dichter Schiller in seinen Werken sagt, daß auf den Bergen die reinste Luft sei.

„Jene Gebirgspartie", fuhr der Sprecher fort, „mir ewig unvergeßlich, fand gerade an einem so paradiesisch schönem Tage statt, wie der heutige; aber bald nachdem wir den Gipfel des Berges erstiegen hatten, merkten wir, daß das Wetter umschlage, —"

„Begreiflich", sagte Emilie, „von einem solchen Berge muß man ja erschrecklich weit sehen".

„Gewiß, verehrte Frau Nachbarin. Wir sahen also ringsum dräuende Wolken aufsteigen, mit Mühe gelang uns der Abstieg, denn ein rasender Föhn durchbrauste die Luft und als wir endlich auf ebenem Boden anlangten schäumte der kleine See am Fuße des Berges, als ob das Wasser kochte und inmitten der Wellen bemerkten wir einen hilflos dahintreibenden Gegenstand. Alle ergehen sich in Vermuthungen, was das sein könne, da plötzlich fällt mein Auge auf eine kaum hundert Schritte entfernte Gruppe zweier Menschen Mann und Weib, die verzweifelnd die Hände rangen. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke: das Kind dieser braven Leute liegt im See! Ich als guter Schwimmer, — schwimmen Sie, meine Damen?"

Sie thaten es nicht.

„Ich als guter Schwimmer besinne mich nicht lange. Wie ich gehe und stehe, hinein. Komme mit einigen Tempis hart an meinen Gegenstand heran, aber wie ihn jetzt fassen und an's Ufer bringen? Ich trete Wasser, ich schwimme Rückenlage, schon verlassen mich meine Kräfte, da werfe ich mich auf eine Woge, die mich und das Kind an das Ufer schleudert. Die Freude der geängstigten Eltern können Sie sich vorstellen, — das läßt sich nicht beschreiben".

„Das muß man fühlen“, sagte Frau Emilie und ein Ellbogenstoß bedeutete die Freundin: Was für ein Mann! That aber der Rührung derselben einigen Eintrag.

„Ja, das muß man fühlen —“ sagte Fröhlich und schlug sich mit der Hand vor die Brust, daß der beinerne Manschettenknopf auf dem Binocle aufklatschte, welches in der Westentasche ober dem Uhrtäschchen verwahrt war, — „fühlen, beschreiben läßt sich so was nicht, auch meine Verfassung, wie ich patschnaß mit vollgesogenen Kleidern vor den beglückten Leuten stand, war einigermaßen unbeschreiblich und als das schluchzende Weib mit Freudenthränen meine Hand netzen wollte, sagte ich: Um Gotteswillen, lassen Sie das, meine Gute, naß wär' ich zur Genüge!“

Frau Emilie lächelte gerührt und Hermine rückte ein klein wenig von der Freundin hinweg.

— — Es soll elende Spötter gegeben haben, welche behaupteten, allen romantischen Aufputzes entkleidet, reducire sich das Abenteuer Fröhlichs einfach dahin, daß derselbe einmal in angeheitertem Zustande einen halbwüchsigen Bauernbengel in einen Dorfweiher gestoßen habe. Die Rettung sei bewerkstelligt worden, ohne daß er sich dabei einen Faden am Leibe naß machte, indem er an der Krücke seines Spazierstockes den Jungen an das Ufer lootste. Hätte er sich auf seine Beine verlassen können, sicher würde er sich durch die eiligste Flucht dem Danke der Eltern entzogen haben, aber so mußte er sich mit seiner ganzen Baarschaft von demselben loskaufen. — —

„Das muß sie mit einem erhebenden Bewußtsein erfüllen, mein Herr“, sagte Hermine.

„O, gewiß, gewiß, meine Gnädige. Allerdings darf man sich einer solchen That nicht rühmen, denn der Zufall wirft sie Einem in den Schoß“.

„Ach, wie viele würden sich an Ihrer Stelle besonnen haben!“

„Zu gütig, gnädige Frau. Aber das ist wahr, für einen Menschen, wie ich einer bin, — ich gebe mich ganz offen, — den manche Thorheit und Unbesonnenheit an sich zweifeln macht, ist eine solche Erinnerung eine wahre Wohlthat; ohne sie wär' er verloren, sie hält ihn aufrecht, sie ist der Leitstern, der ihn an sein besseres Selbst mahnt. Ach ja, aber nur ein Stern, dem Piloten auf der stürmischen Meeresbahn leuchtend, aber nicht eine Sonne, vor deren Glanz alle Sterne erbleichen und welche in der Brust die im Verborgenen schlummernden Keime des Edlen und Guten weckt und reift. Wie beneidenswerth ist derjenige, der ein solches Glück gefunden“.

„Die Herrschaften entschuldigen“, sagte Emilie, „aber meine Pflicht als Frau des Hauses ruft mich. Ich muß in die Küche. Herr Fröhlich, nehmen doch auch eine Schale Kaffee mit uns?“

Herr Fröhlich verneigte sich stumm zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit, aber er sah der Abgehenden mit einem leichten Kopfschütteln nach, wahrscheinlich hätte er es lieber gesehen, sie wäre früher gegangen, oder sie ginge später. Wo war er denn auch nur stehen geblieben?

„Ja, beneidenswerth, wer ein solches Glück gefunden, selbst derjenige, der nur träumen darf, ein solches Glück gefunden zu haben! Ich träume davon".

„Was Sie sagen!" Die junge Wittwe zupfte an dem Streifen der plissirten Aermelkrause.

„Ja, ich träume davon, seit ich eine gewisse Dame das erste Mal sah."

„So?!"

„Ach, gnädige Frau! Wozu Wortspiele und Andeutungen? Leider kann ich meinen Traum nicht in seliges Wachen verwandeln, das kann nur die, von der ich zu träumen gezwungen bin und wenn es mich gleich wie mit einem Wetterstrahl hinschmettern würde, wenn ich mich gleich darüber selbst als einen Verlorenen aufgeben müßte, falls sie mich ablehnte, ich würde das doch der Marter der Ungewißheit vorziehen! Und darum, offen heraus, Sie sind es, gnädige Frau, welche das Loos meines Lebens in der Hand hat!" Er versuchte auch eine von Herminens Händen zu haschen, es schlug aber fehl, denn die Dame legte beide an die erglühenden Wangen.

„Sie sehen mich ja heute erst zum zweiten Male, mein Herr", stammelte sie.

„Es bedurfte nur des einen, des ersten Males, um einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz zu machen".

Die großen Augen Herminens sahen erstaunt und fragend auf. „So mit einem Male?" sagte sie.

„Diese Frage! O, gnädige Frau", — er machte wieder einen Versuch, sich einer der beiden kleinen Hände zu bemächtigen, doch der linke Arm hing lässig an der Stuhllehne herab und diese Hand griff hinter sich und zupfte an einem Rohrendchen, das sich aus dem Geflechte gelöst, die andere aber flüchtete in die Tasche des Kleides und man hörte es, wie sie dort mit dem Gummibande eines Geldtäschchens spielte. Er mußte es auf halbem Wege aufgeben und fügte jetzt die Hände, die er vorgestreckt hatte, mit unbeholfener Geste aneinander, wie ein Bär, der um ein Stück Zucker bettelt. — „Diese Frage beweist nur, daß Sie bisher die wahre Liebe eben so wenig kannten, wie ich sie kannte, dieses Gefühl, das beim ersten Anblicke in uns auflodert und uns zuruft: dieser Huldgöttin bist du mit deinem ganzen Selbst, mit all' deiner Zukunft und deinem Sein anheimgegeben!"

Der kleinen linken Hand war das Rohrendchen entschlüpft und sie war so unvorsichtig ihr Versteck zu verlassen und sich auf den Schoß zu wagen, wo sie jetzt von zwei Händen eingefangen und trotz ihres Widerstrebens festgehalten wurde, in der Verwirrung kaufte sie sich mit einem Gegendrucke los, um aber das Unheil, so weit an ihr lag, wieder gut zu machen, legte sie sich als kleiner Schirm vor die Augen der Herrin, damit in denen nichts zu lesen wäre.

Die Dame seufzte tief auf. „Könnte mein seliger Arthur es mit anhören, wie da zu mir gesprochen wird, wie würde er lachen!"

„Lachen?!"

„Ganz gewiß. Denken Sie nur —", da es eine vertrauliche Mittheilung galt, neigte sie sich lächelnd ihrem Gegenüber zu und legte beide Hände auf die seinen, — „denken Sie nur, er nahm mich für weiter nichts, als für ein Spielzeug".

„Oh! Oh!"

„Wahrhaftig und er warnte mich vor Jedem, der mir sagen würde, er nähme mich für etwas Besseres!"

„Bei allem Respect vor Ihrem seligen Herrn Gemahl, aber das ist — das ist denn doch unqualificirbar! Indessen, ich merke die Absicht. Der Mann war schlimmer als ein Indier".

„Als ein Indier?"

„Schlimmer als ein Indier. Ein solcher Wilder verlangt in barbarischer Selbstsucht, daß ihm seine Wittwe durch den Feuertod in das Grab nachfolge, während es Ihr Herr Gemahl auf nassem Wege versuchte; er wollte Sie gegen jeden Trost ablehnend, gegen jede wahre Neigung mißtrauisch machen, damit Sie sich um sein Angedenken zu Tode weinen. Doch jeden Scherz bei Seite gelassen, gnädige Frau, der Mann hat Sie nie geliebt, darum konnte er Sie auch nicht verstehen, darum wußte er Sie auch nicht zu schätzen, darum vermochte er es, Ihnen auch zu sagen, daß Sie ihm nichts oder nur sehr wenig galten, Sie, der man beim ersten Anblicke zurufen möchte: Mein Alles!"

Die junge Wittwe schüttelte ein wenig den Kopf. „Man", sagte sie leise, sah zur Zimmerdecke empor und zog die Achseln an sich, bemühte sich überhaupt auszusehen wie der engbrüstigste Zweifel in Person.

Da wurden Schritte vor der Thüre laut, Tassen und Kannen klapperten.

„Wir sprechen noch darüber, gnädige Frau", flüsterte Fröhlich.

Von nun ab besuchte Hermine ihre Freundin oft und öfter und eines Tages, als die gute Frau Emilie wieder mit dem klappernden Kaffeegeschirre auf dem großen Blechtablett eintrat, glaubte sie alle Ursache zu der Frage zu haben: „Darf man den Herrschaften gratuliren?"

Es wurde ihr gestattet und nachdem Hermine auch „Grau mit Schwarz geputzt" abgelegt hatte, unterfertigte sie einen Heirathscontract mit Herrn Fröhlich, in welchem sie demselben ihr gesammtes Vermögen zur Verfügung stellte; ein Freund erlaubte sich, sie aufmerksam zu machen, daß diesem Punkte jede Gegenleistung, etwa auch die eines Witthums fehle, indem der Herr Bräutigam gar kein Vermögen auf- oder ausweise.

Hermine blickte erstaunt, aber keineswegs beunruhigt, auf, es befremdete sie nur, daß sie da mit einem Male etwas anders hörte, als ihr bis nun gesagt worden war.

Fröhlich zog sie in eine Fensternische. „Süßes Herz", sagte er und strich ihr über das wellige Haar, „zürne mir nicht! Es ist wahr, ich habe mir bisher nichts zurückzulegen vermocht und ich brachte es nicht über

mich, Dir das einzugestehen, weil ich fürchtete, die Ungleichheit des Vermögens könnte uns trennen. Wenn das ein Betrug ist, so mag ihn meine heiße Liebe zu Dir entschuldigen. Geld hat uns nicht zusammengeführt, Geld soll uns auch nicht scheiden. Oder meinst Du anders? Noch ist es Zeit".

Sie antwortete mit einem Kusse. —

Es war am Abende des Hochzeitstages. Die Trinksprüche und Gläserklänge waren verhallt. Der letzte Gast hatte sich mit dem, bei diesem Anlasse üblichen, vieldeutigen Lächeln entfernt. Die jungen Eheleute waren allein.

Der Mann hatte seinen Arm um den Nacken der Frau gelegt, er fühlte ein Schnürchen unter seinen Fingern und zog spielend daran, bis ein Medaillon zum Vorschein kam, das unter Glas das Bild des ersten Gatten zeigte.

„Darinnen wirst Du künftig mein Bild tragen," sagte er. „Nimm das jetzt heraus und gib es mir".

Sie löste es heraus und es fiel zur Erde.

Der Mann bückte sich darnach, hob es auf und schob es in die Westentasche.

Die kleine Frau würde sich selbst alle Empfindung abgesprochen haben, wenn sie da nicht einige Rührung angewandelt hätte. An den langen Wimpern zeigten sich Thränen.

„Was hast Du?" sagte der Mann. „Sollte ich mit diesem Seligen noch eifern müssen? Das glaube ich nicht um Dich verdient zu haben".

„Armer Arthur!" seufzte leise die Wiedervermählte. „Aber freilich, Du hast immer so wenig von mir gehalten, daß Du wohl gegen den zurück mußt, der mir unzählige Male betheuerte, daß ich sein Alles sei!"

Beide Hände hatte sie auf die Schultern des Gatten gelegt und ihn an sich gezogen, er aber sagte nun emphatisch: „Und ich werde mein Versprechen auch halten!"

Ob und woran er dachte, als er das sagte? Gut, wenn es dabei nur mit der Logik schlecht bestellt war.

III.

Es mochten etwa achtzehn Monate vergangen sein, um einige Tage mehr oder weniger soll nicht gestritten werden; ein Tag ist oft ein gar zu unbedeutendes Ding und wenn es anginge, so striche wohl Mancher gerne einen oder den anderen mit wohlgezählten vierundzwanzig Stunden aus seinem Leben, nicht weil er ihn wenig Gutes oder viel Uebles, sondern weil er ihn gar nichts erleben ließ.

Es war ein solcher Tag, der schon in früher Morgenstunde sich merken ließ, er wolle die Begüterten zu tödtlicher Langeweile und die Armen und Hilflosen zu dumpfem Hinbrüten verurtheilen.

Aschfarben hing der Himmel über der Stadt. In unabsehbarer Weite wirbelten mit trostloser Einförmigkeit Schneeflocken hernieder und ein eisiger

Wind fegte sie in wirrem Durcheinander vor sich her und dieses Spiel wird er treiben von der Zeit, wo die Menschen das Bett verlassen, bis zu der, wo sie es wieder aufsuchen. Wie klug thun daher Diejenigen, die sich nicht auf den kommenden Tag verlassen und all' das, woran er etwa ihrer Lebensfreudigkeit Abbruch thun könnte, in den Stunden der Nacht vorweg nehmen, wenn sie auch von der Welt dieser Klugheit wegen wenig gerühmt werden.

Zu diesen klugen und bescheidenen Leuten zählt wohl eine Schaar Männer, welche soeben ein Kaffeehaus verlassen. Ein Gemengsel von Tabaksrauch, Kaffeedämpfen und Gerüchen von Spirituosen qualmt ihnen aus der offenen Thüre nach, vom eisigen Winterfroste geschüttelt, fühlt es plötzlich Jeder, daß er stundenlang in diesem Qualme geathmet, das Auge brennt, er schmeckt ihn bitter auf der Zunge und wird den Geruch nicht los, der sich selbst in den Kleidern festgesetzt hat, das alles contrastirt in unsäglicher Widerlichkeit mit der prickelnden, aber reinen Luft, dazu das fahle Zwielicht und das trostlose Wetter, es ist zum Nüchternwerden!

Es behaupteten auch Alle es zu sein, nur Einer, der es am lärmendsten betheuerte, fand keinen Glauben, da er gerade dem übertriebenen Luxus fröhnte, sich von zwei Freunden führen zu lassen.

Von einem nahen Kirchthurme schlug es Drei. Der Trunkene stieß plötzlich seinen Führer linker Hand von sich und griff nach der Westentasche. „Wo ist meine Uhr?“ lärmte er. „Wo ist meine Uhr?“

Der Zurückgestoßene bemächtigte sich wieder des Armes seines Schützlings. „Aber, Fröhlich“, sagte er, „die hat ja der Marqueur als Pfand zurückbehalten“.

„Ach ja, weiß schon. Geld hab' ich auch keines mehr. Ihr siedet mich immer ab beim Spielen. Alles beim Teufel!“

„Vergiß nicht“, sagte sein Führer rechter Hand, „Deine Spielschuld“.

„Spielschuld? Was für eine Spielschuld?“

„Besinn' Dich doch, daß Du noch weiter gespielt hast, wie Du schon blank warst. Fünfundzwanzig Gulden bist Du dem Kernreiter schuldig. Wenn Du sie morgen nicht niederlegst, so geht er zu Deiner Frau“.

„Zu der —“ folgte ein Kraftwort. „Soll er hingehen. Ihm hilft das nichts und stiftet nur Unfrieden. Wenn er hingeht, das sag' ich, bekommt er gar nichts“.

„Oho, Spielschulden!“ lachten die Begleiter.

Sie waren vor einem Hause stehen geblieben, Einer hatte die Glocke gezogen und als jetzt das Thor geöffnet wurde, schob man den Nachtschwärmer hinein.

„Ich küß' die Hand, gnä' Herr“, sagte der Hausbesorger, indem er den Sperrgroschen in Empfang nahm, dann sah er dem Manne nach, der mit wankenden Tritten über den Flur taumelte und unter leisen Flüchen „über die ungleichen Stufen“ die Treppe hinanstieg.

Erst hielt der unterwürfige Zuschauer an sich, es schütterte ihn nur ein wenig, dann aber lachte er laut auf.

„Wird wieder eine Freud' haben, die Gnädige!"

Oben stand die Wohnungsthüre offen, der Mann trat hinein, er suchte und fragte nach Niemand, es war das seine Art, er sank auf das Lager und schlief ein.

Bei seinem Eintritte schreckte eine kleine, abgehärmte Frau zusammen, die unweit des Bettes, in einen Schlafsessel zurückgelehnt, saß; dann starrte sie regungslos auf den Schläfer, zwei volle Stunden, bis er erwachte.

Als er sich regte, mit den blöden, halbgeöffneten Augen um sich sah und noch schlaftrunken, versuchte, sich das wirre Haar aus dem Gesichte zu streichen, — wie häßlich! — Das Weib beugte den Kopf und drückte die Hand vor die Stirne.

„Eduard!"

„Was willst Du?"

„Ich möchte Dich um Geld bitten, auf ein Frühstück. Ich habe seit gestern Mittags nichts gegessen".

„Geld willst Du?" die Sache ging ihm nahe, er richtete sich empor und kam auf den Bettrand zu sitzen. „Wie kommst Du dazu? Ich entsinne mich nicht mehr, wie lange es her ist, seit Du mich das letzte Mal um Geld angesprochen".

„Du warst bei solchen Anlässen immer so roh gegen mich, daß ich mir zu helfen suchte, wie es anging. Ich habe meinen Schmuck verkauft".

„Was für einen Schmuck? Du hattest doch keinen mehr".

„Ich hatte noch den, den einst meine Mutter trug, er war mir ein theueres Vermächtniß und ich versuchte ihn zu retten. Gott weiß es, wie hart es mir geworden ist, mich davon zu trennen, aber um Dir nicht kommen zu müssen, verkaufte ich ihn und von dem Erlös lebte ich bisher".

„Du hattest ein Geheimniß vor mir?" Er erhob sich und ging auf die Frau zu. „Ein Geheimniß hattest Du vor mir?" Plötzlich besann er sich und blieb überlegend stehen.

„Es hätte Dir kein Geheimniß bleiben können, wenn Du nachgefragt hättest, wovon ich eigentlich lebe, denn Du wußtest am Besten, Du gabst mir nichts dazu.

„Hermine", sagte er, sich ihr nähernd. „Wir wollen nicht zanken. Ich sehe mein Unrecht ein. Es war nicht schön, daß Du ein Geheimniß vor mir haben konntest, aber Du warst ein kluges Weibchen, daß Du für schlechte Zeiten etwas zur Seite gehamstert, wir können es jetzt mehr als je brauchen".

„Jetzt, — sie lächelte bitter, — was willst Du damit sagen?"

„Du rächst Dich eben wie eine Frau, — edel! Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt. Es ist eine ganz unverdiente Ueberraschung, durch welche Du mich da beschämst".

„Ich verstehe Dich nicht“.

„Herzchen“. Er faßte sie am Kinne und hob ihr den Kopf empor, „Laß' die Larve fallen. Gestehe es nur, Du warst nicht so unklug, Dich ganz auszugeben“.

Sie fuhr vom Sitze empor. „Eduard, es ist ganz unwürdig, wie Du mit mir verfährst. Wüßte ich, wovon heute leben, so hätte ich Dir kein Wort vor morgen gesagt, aber ich habe nichts, wahrhaftigen Gottes, gar nichts.“

„Du hast nichts?“ er wendete sich achselzuckend von ihr ab. „Das ein Anderes. Ich habe auch nichts mehr. Schlimme Geschichte das! Du mußt eben zusehen, ist es bis heute ohne mich gegangen, wird es auch für weiter möglich sein.

„Du kannst mich doch nicht hungern lassen?“

„Schatz, wozu das Gerede? Wenn Du mich auf den Kopf stellst, so fällt kein Kreuzer aus der Tasche“.

„Pfui, schämst Du Dich nicht als Mann so zu Deinem Weibe zu sprechen? Ich habe Dir gegenüber mehr gethan als meine Pflicht war, ich habe Dir Alles geopfert, aber freilich, an jene Zeiten willst Du nicht erinnert sein, wo Du mir oft genug betheuert, daß uns nicht das Geld zusammenführt und ich Dein Alles sei!“

„Phrasen, die man am Ende zu einer Jeden sagt und Klügere wissen auch, was sie davon zu halten haben“.

„Wenn Du denkst, mich jetzt durch Gemeinheiten abzufinden, nachdem Du mir Alles, Alles durchgebracht und ich nun auf Dich angewiesen bin, da irrst Du. O, ich kenne auch meine Rechte! Der Mann ist verpflichtet für das Weib zu sorgen –- und das wollen wir doch sehen . . .“

„Oho, in der Tonart? Nun, das muß ich Dir doch sagen, daß mir die gar nicht gefällt, denn sie stimmt durchaus nicht zu meiner Laune. Also kein Wort weiter, das bitte ich mir aus“.

Eingeschüchtert stand die kleine Frau eine Weile über schweigend da, sie blickte hilf- und rathlos um sich, dann richtete sie ihre feuchten Augen auf den Mann, faltete die Hände und sagte: „Eduard, was hast Du gegen mich?“

„Nichts. Aber was mich einmal für Dich eingenommen hat, das kann ich Dir sagen. Du warst eine vermögliche Wittwe — weiter nichts“

„Das heißt: jetzt, wo ich eine Bettlerin bin, willst Du mich los sein? O, das kannst Du auch noch erleben!“

„Ich würde mir darüber den Kopf nicht abreißen“.

„Also kann ich nun gehen? — Ich bin Dir im Wege? — So sage es mir doch, damit ich weiß, woran ich bin. — Eduard! — Hörst Du? — Ich will es wissen. — Sage mir nur, ob ich gehen soll? — Ich will Antwort haben“, sagte sie heftig.

Da sagte der Mann: „Ei so geh' denn —“

Und das Weib schlug die Hände vor das Gesicht, ging aus der Woh-

nung und kauerte sich an der Thürschwelle nieder und weinte still vor sich hin und — wartete. Er mußte ja kommen. Und er kam mit schwerfälligen Schritten, machte die Thüre hinter ihr ein paar Spannen weit auf und sagte rauh: „Närrin, willst Du uns bei der ganzen Nachbarschaft in's Gerede bringen? — Komme herein. — Nun, willst Du wohl herein kommen?“

„Ich wüßte nicht, was ich bei Dir sollte“.

„Ei, so bleibe wo Du willst“. Er schlug die Thüre hart zu.

Das Weib schrie laut auf vor Schluchzen. Dann kroch sie ein paar Schritte weit, bis dahin, wo die Treppe begann und stieg gebeugt und gebrochen hinab bis zu den letzten Stufen derselben. Das vergitterte Fenster einer Küche im unteren Stockwerke ging dort hinaus. Sie lehnte den Kopf an die kalten Eisenstäbe.

Die Leute da unten waren früh auf, eine Lampe brannte und das hellloderndc Herdfeuer erleuchtete den Raum und knapp an den Scheiben stand das Gitterbettlein eines Kindes und das lag und schlief; eine große Puppe, mit der es offenbar den Abend zuvor schlafen gegangen, hielt es mit den kleinen, runden Aermchen an sich gepreßt.

Auf die Frau, die außen auf den Stufen saß, drückte ein ungeheueres Weh und wie unter einer wirklichen Last taumelte sie auf, verließ das Haus und ging mit unsicheren Schritten die Straße entlang; sie wußte es wohl, wohin, wenn sie auch nicht viel auf den Weg vor ihr Acht hatte.

Sie ging an den Häusern dahin, stundenlang, und als diese ein Ende hatten, hinaus auf die offene Straße. Dort auf freiem Felde trieb der Wind sein Spiel, die Pappeln zu beiden Seiten schüttelten sich, wie vom Fieber befallen, ein Steig war rein und glatt gefegt und der gegenüber lag unter einer mannshohen Schneewehe.

Eine Mauer tauchte plötzlich rechter Hand auf, Kreuze und Urnen ragten darüber. Da lag auf weiter Halde das Leichenfeld der Stadt, unabsehbar ausgebreitet, trostlos, trübe; nicht traulich still, wie ein Dorfkirchhof, wo die Pflanzen, deren getreue Seinsgenossenschaft der Mensch so wenig achtet, alle Greuel des Todes und der Verwesung überwuchernd verdecken, nicht feierlich, nein, flach, übersäet von Zahlen, in alltäglicher Nüchternheit und darum so unendlich wehthuend.

Wie auf der Straße, so sah es auch auf dem Friedhofe aus. Die eine Hälfte lag fast unter Schnee begraben, während die andere bloß lag und die vertrockneten Halme auf den Grabhügeln unter den Stößen des Windes erzitterten.

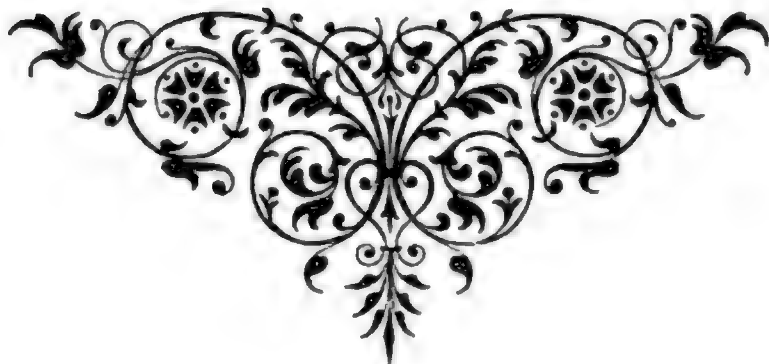
Erst als das Weib durch das Gitterthor trat, blickte es auf. So weit das Auge reichte, war kein Mensch zu sehen. Sie drang durch den tiefen Schnee und ging dann auf glattem Boden weiter, immer näher und näher trachtete sie an ein verfallenes Grab heran und als sie endlich knapp vor dem eingesunkenen Hügel stand, da weinte sie bitterlich auf und warf sich darüber hin.

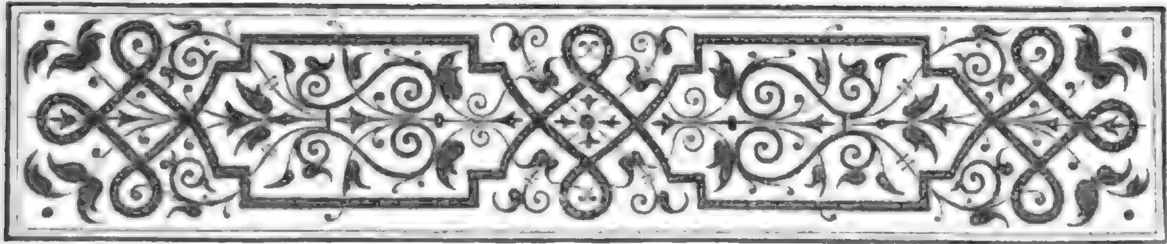
Arthur, Dein Spielzeug!

Sie hatte die Lippen nur krampfhaft bewegt, kein Wort war über dieselben gekommen.

Der Wind hatte sich gelegt, der Schneefall dauerte an und die Flocken lagerten sich in gleichmäßiger Schichte über der Erde. Es war hoch am Mittage, als ein Mann das Kanzleigebäude des Friedhofes verließ; er stand einen Augenblick kopfschüttelnd stille, als er, neben dem ausgeschaufelten Wege, in tiefem Schnee die undeutliche Spur von Tritten bemerkte, verfolgte mit den Augen die Richtung, welche sie nahmen, wandte sich dann ab und ging.

Es lag auch nahezu am anderen Ende des Friedhofes jenes Grab mit dem etwas vorgeneigten Gedenksteine und dem eingesunkenen Hügel, auf dem nun unter dichter, weißer Hülle eine unförmliche Masse lag, welche sich fast ansah wie eine große Puppe.





Die neuen Reichsjustizgesetze.

Zum 1. October 1879.

Von

J. Baron.

— Berlin. —

In der Thronrede vom 22. December 1876, mit welcher der deutsche Kaiser den Reichstag schloß, gedachte derselbe des glücklichen Zustandekommens der Justizgesetze, und er knüpfte daran die Bemerkung: „die gemeinsame Rechtsentwicklung wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist". In diesen Worten ist die Bedeutung der neuen Justizgesetze auf das treffendste gezeichnet; wir nehmen sie deshalb zu unserem Ausgangspunkt.

Ein durchgearbeitetes, in sich geschlossenes Rechtssystem, und eine dazu gefügte stete Rechtspflege sind die Säulen eines Staates; sie geben dem Bürger das Bewußtsein, daß er Freiheit und Güter sicher besitzt, daß er dem Erwerbe in einem weiten Kreise nachgehen kann. Für dieses Bewußtsein dankt der Bürger dem Staate, und er fühlt sich zu ihm nicht bloß aus Vaterlandsliebe, sondern aus Rücksicht auf sein geistiges und materielles Wohlergehen hingezogen. Deshalb pflegen die Nationalökonomen das in einem Staate geltende Recht und dessen Pflege als immaterielle Güter der Nation zu bezeichnen; es sind Güter, welche sich nicht in Gelde schätzen lassen, welche aber auf den sittlichen Stand wie auf die Erwerbsverhältnisse von unberechenbarem Werthe sind.

Dieser Werth erhöht sich noch in einem Bundesstaat.

Man hat längst die Beobachtung gemacht, daß Staaten entweder auf einer nationalen Grundlage erwachsen oder aus staatlichen Institutionen hervorgehen. Wo eine bestimmte nationale Einheit vorhanden ist, da giebt dieselbe sich leicht eine staatliche Form; sie findet leicht die staatlichen Ein-

richtungen, welche dem Volkscharakter angemessen sind. Allein nur wer die Gegenwart nicht sehen und in der Geschichte nicht lesen will, wird behaupten, daß ein Staat nur auf nationaler Grundlage bestehen könne; die Schweiz mit ihren drei Sprachidiomen, welche die Theile dreier Nationen darstellen, bildet das sprechendste Beispiel vom Gegentheil; aber verhält es sich denn mit unserem Preußen viel anders? Sein Staatsgefüge ist das festeste auf der Welt trotz der nichtdeutschen Bevölkerung in den Ostprovinzen; die Festigkeit dieses Staates beruht auf seinen Institutionen; aus diesen ist er hervorgegangen, sie halten ihn; die Kurfürsten von Brandenburg faßten die Völkertheile, die ihnen in der Reihe der Jahrhunderte zufielen, durch Einrichtungen zu einer Einheit zusammen; auf die Idee, daß das religiöse Bekenntniß frei sein solle, daß der König der erste Beamte im Staate sei, daß das Beamtenthum das öffentliche Interesse allein im Auge haben müsse, auf die Idee der Rechtsgleichheit, der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht ist der Preußische Staat gegründet; diese Ideen haben den Westpreußischen und Posenschen Bauern zu eben so guten Preußen gemacht wie den Märkischen.

Unter den staatsbildenden Institutionen habe ich die Rechtsgleichheit schon genannt. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wird durch die Thatsache des gemeinsamen gleichen Rechts entweder hervorgerufen oder, wo es schon besteht, gekräftigt; die eigenen Erlebnisse machen es den Bürgern zu einem Erfahrungssatz, daß der Staat die schützende Decke des Rechts über sie Alle in gleicher Weise ausgebreitet hat. Große Staatengründer haben deshalb ihr Recht mitgeführt; es war die Gewohnheit des ersten Napoleon, wo er ein Gebiet dem Französischen Reiche hinzufügte, ihm seinen Code zu octroyiren; aus dem Alterthum ist der berühmteste Beleg hiefür der Römische Kaiser Hadrian; als nämlich unter dem Kaiserthum die Provinzen aufhörten, die Dependenzen Italiens zu sein, als sich die Idee des Römischen Reichs bildete, da erkannte der Kaiser Hadrian, daß ein gemeinsames Recht den Kitt für die bisherigen Länder und nunmehrigen Staatstheile abgeben müsse, und er ließ das „immerwährende Gesetz“ (edictum perpetuum) für das gesammte Reich fertigstellen.

Ich sagte oben, daß das gemeinsame Recht für den Bundesstaat eine noch erhöhte Bedeutung habe; dies gilt selbst von demjenigen Bundesstaat, der, wie der Deutsche, eine nationale Grundlage hat. Denn in jedem Bundesstaat sind gewisse centrifugale Kräfte vorhanden; fehlten sie, so würde ein Einheitsstaat sich gebildet haben; sie haben gerade dadurch, daß es nur zum Bundesstaat gekommen ist, ihre Stärke bewiesen; nunmehr zerren sie an dem letzteren fortdauernd herum, um ihn an der Fortentwicklung zu hindern, vielleicht sogar um ihn in dem Bestande zu schwächen. Ihnen gegenüber kann sich der Bundesstaat nur durch Herstellung gemeinsamer Institutionen erhalten; in ihnen bewährt er seine Lebenskraft; in ihnen beweist er seine schöpferische Begabung. Was aber könnte hier über die Herstellung eines gemeinsamen Rechts und seiner Pflege gesetzt werden? Denn wenn es zu

der vornehmlichsten Thätigkeit der Behörden gehört, den Frieden unter den Bürgern zu stiften sowie die Freiheit und den Erwerb zu schützen, so greift der Bundesstaat hierbei zu den höchsten Aufgaben, welche dem Staat gesetzt sind, indem er die Grundsätze normirt, nach denen jene Thätigkeit in Vollzug gesetzt werden soll.

Demnach hat ein jedes Gesetz im Bundesstaat nicht bloß eine durch seinen Inhalt gegebene stoffliche Bedeutung; zu ihm gesellt sich der politische Hintergrund; der Werth des Gesetzes aber muß nach beiden Momenten bemessen werden. Bei den Justizgesetzen tritt nun die eigenthümliche Erscheinung ein, daß selbst ihre stoffliche Bedeutung von ihrer bundesstaatlichen nicht zu trennen ist; erstere besteht zu einem nicht unwichtigen Theil gerade darin, daß sie Gesetze für das ganze Reich sind. Das hängt damit zusammen, daß das deutsche Reich nicht bloß eine politische, sondern zugleich eine wirthschaftliche Einheit darstellt; aus dem Zollverein hervorgegangen bildet es wie dieser ein einheitliches Verkehrsgebiet. Nun verlangt aber die Verkehrseinheit die Rechtseinheit; das ist ein so offensichtlicher Satz, daß selbst zu Zeiten des alten deutschen Bundes der Bundestag sich zu einer gewissen Thätigkeit aufraffte und einerseits die deutsche Wechselordnung, andererseits das deutsche Handelsgesetzbuch schuf; das ist derselbe Satz, der jetzt sogar zu einem Weltrecht (und vielleicht mit Erfolg) treibt; denn man kann sich nicht der Erkenntniß verschließen, daß jeden Tag die civilisirten Nationen einander wirthschaftlich immer näher rücken, daß die wirthschaftlichen Fortschritte und Verwickelungen sich nicht auf denjenigen Staat beschränken, innerhalb dessen Grenzen sie auftreten; so spöttisch wir uns heute über den sog. Weltstaat äußern, so ernsthaft betrachten wir die Idee des Weltrechts, weil im Gefolge der Civilisation die Nationen immer mehr zu einem einheitlichen Wirthschaftsgebiet thatsächlich zusammentreten. Sonach ist der Gewinn, welchen das deutsche Reich aus den neuen Justizgesetzen zieht, ein doppelter; sie befriedigen ein politisches und ein Verkehrsbedürfniß.

Mit Stolz weist die Thronrede darauf hin, daß die Justizgesetze eine Errungenschaft sind, wie sie keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist. Das neue deutsche Reich ist kein bloßes Wiederaufleben, keine Fortsetzung des Deutschlands von 1806; mit neuen Zielen ist es in die Welt getreten, und die Justizgesetze beweisen sein Vermögen, die gesteckten Ziele zu erreichen.

Unter den centrifugalen Kräften im heutigen Deutschland ist der Particularismus der deutschen Stämme unstreitig der bedeutendste. Wollen wir ihn in seiner Intensivität erkennen, so müssen wir uns auf das Gebiet des Rechts begeben; denn hier ist es, wo das mittelalterliche Deutschland in keiner Periode, auch nicht unter seinen thatkräftigsten Herrschern, auf irgend einem Gebiete zur Einheit gelangt ist. Zwar durchziehen gemeinsame Rechtsideen das ganze Volk; die Ausgangspunkte sind überall dieselben; aber jeder Stamm hat sein besonderes Mündigkeitsalter, sein besonderes Erbrecht, sein besonderes eheliches Güterrecht, sein besonderes Strafrecht, seinen besonderen

Proceß; jeder Stamm gestaltet die gemeinsame Rechtsidee in seiner Weise; noch mehr: überall, wo ein energisch selbständiges Gemeinwesen entsteht, bildet sich auch sofort eine particularistische Rechtsgemeinschaft; namentlich zeichnen sich hierdurch die blühenden Städte des Mittelalters aus; was wir ihnen auch an Cultur verdanken und wie sehr wir sie auch durch die Ohnmacht und Unthätigkeit der Reichsgewalt entschuldigen mögen: auf sie vorzüglich ist der Particularismus des Rechts in Deutschland zurückzuführen.

Da kam die Zeit der sog. Reception der fremden Rechte, und sie brachte allerdings dem ganzen Deutschland ein gemeinsames Privatrecht und einen gemeinsamen Proceß. Es verlohnt sich, bei dieser in der Rechtsgeschichte einzig dastehenden Erscheinung einige Augenblicke zu verweilen.

Der Einfluß, welchen die antike Welt auf die moderne gegen Ende des Mittelalters ausübte, war in Kunst und Philosophie ein anderer, als im Recht; dort war sie ein Lehrmeister, hier ein Herr; dort ging man bei ihr in die Schule, es bildete sich an ihr eine neue Kunst (die Renaissance) und Philosophie; hier unterwarf sie sich die moderne Welt, sie gab derselben ihre Rechtssätze als Gesetze (d. h. als unmittelbar geltendes und auf die modernen Verhältnisse anzuwendendes Recht) und von der Bildung eines mit modernem Geiste erfüllten Rechtssystems war nicht die Rede; im Gegentheil, die bestehenden nationalen Rechtsinstitute wurden unterdrückt und das Volk gezwungen, sich den fremden Rechtssätzen anzupassen und nach ihnen zu leben.

Das ist die berühmte Reception des Römischen Rechts in Deutschland, mit welcher zugleich die Reception des kirchlichen Rechts verbunden war. Sie ist nicht in allen Theilen des Rechts gleichmäßig geschehen; sie ist nicht überall durchgedrungen; soweit dies aber geschah, hat unser nationales Rechtsleben einen bedeutenden Abbruch erfahren. Denn so wahr es ist, daß das Leben der Völker dem der Individuen vergleichbar ist, und daß bei beiden das Leben in Annehmen und Ausscheiden besteht, so wurde dieses Gesetz des Lebens nur gegenüber der antiken Kunst und Philosophie, nicht gegenüber dem antiken und kirchlichen Recht befolgt; dort wählte man, was annehmbar schien und that von eignem Geiste hinzu; hier nahm man ohne Prüfung und ohne Wahl an, und es fand keine Fortbildung im nationalen Geist statt. Dieses Resultat wiegt um so schwerer, als in Kunst und Wissenschaft der kosmopolitische Zug in viel höherem Maß als im Recht wahrzunehmen ist; denn jene werden von wenigen Auserwählten getragen, dieses ruht auf der breiten Basis des Verkehrs im Volke.

Dem Particularismus in der deutschen Rechtsentwicklung ward freilich durch die Reception der fremden Rechte ein Halt geboten; die fremden Rechte galten fortan in ganz Deutschland. Aber für welchen Kaufpreis war dies geschehen! Das, was man seitdem „Gemeines deutsches Recht“, „Gemeinen deutschen Proceß“ nennt, ist römisch und kirchlich; ihre Vorschriften sind an tausend Stellen vortrefflich, an tausend anderen Stellen sind sie es nicht, und

selbst, wo sie es sind, wird ihr Werth durch ihren antinationalen Charakter geschmälert.

Aber selbst die Gemeinsamkeit des Rechts ging unter dem immer mehr zunehmenden Verfall des Reichs verloren. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts werden die Particulargesetzgebungen in einem früher nie erhörten Umfange begonnen und im 19. Jahrhundert fortgesetzt; in den beiden deutschen Großstaaten wird das ganze Recht codificirt: das öffentliche wie das private, das bürgerliche wie das criminelle, das materielle wie das Proceßrecht; in den mittleren und in den Kleinstaaten fehlen die Kräfte und der Muth zu einer so großen Aufgabe; aber in einzelnen Rechtsmaterien (namentlich im Strafrecht und im bürgerlichen Proceß) schlagen auch sie eigene Wege ein. Und so ist denn das Resultat gerade zu der Zeit, wo das Nationalbewußtsein im deutschen Volk den höchsten Aufschwung genommen hatte, das denkbar traurigste: es fehlte durchaus an der Gemeinsamkeit des Rechts, und ein großer Theil der nationalen Rechtsideen war verloren. Am schwersten wurde dies im Gebiete des Handels empfunden; hier gesellte sich zu den nationalen Bestrebungen die Macht der materiellen Interessen und ihrem Doppelstoß gelang es, selbst den Bundestag in Bewegung zu setzen: die deutsche Wechselordnung und das deutsche Handelsgesetzbuch wurden ebensosehr als Fortschritte auf dem Gebiete der Gesetzgebung wie als nationale Errungenschaften gepriesen. Mit Recht; denn von ihnen datirt der Beginn einer neuen Epoche: die Bewältigung des Particularismus im Recht und die Herstellung eines neuen Verhältnisses zu den recipirten fremden Rechten. Namentlich das letztere muß betont werden; mit diesen Codificationen war für das ganze deutsche Volk die Herrschaft des fremden Rechts gebrochen, durch sie traten wir auf dem Gebiete des Rechts in dasselbe Verhältniß zur Antike wie auf dem der Kunst und der Philosophie; wir prüften wieder und wählten; auch die Gestaltung und Fortbildung des Einzelnen geschah in unserem Geiste, nach deutschen oder doch wenigstens nach modernen Rechtsideen. Zwar war das Gleiche in größerem oder geringerem Umfang bereits in den früher erwähnten Particulargesetzgebungen erfolgt; aber der Gewinn, welchen sie erzielten, war particularistisch begrenzt; er kam nicht der ganzen Nation zu gute; ja, der Gegensatz unter den beiden Großstaaten wie derjenige zwischen ihnen und den Kleinstaaten bewirkte es, daß man nicht gern davon redete.

So groß nun aber auch die in der Wechselordnung und im Handelsgesetzbuch niedergelegten Leistungen sein mögen: sie enthalten doch nur einen Anfang dessen, was geschaffen werden mußte. Der größte Theil der Aufgabe blieb dem neuen Reich überlassen. Alle Factoren der Gesetzgebung wetteiferten in dem Bestreben, sie zu lösen; schon 1870 kam das Reichsstrafgesetzbuch zu Stande; im Winter 1876 und 77 die Proceßordnungen für bürgerliche Streitigkeiten und für Strafsachen; mit ihnen zugleich erging ein Gesetz, welches für ganz Deutschland eine gleiche Gerichtsverfassung anordnete; mit

dem 1. October 1879 treten die drei neuen Gesetze in Wirksamkeit. Was gewinnen wir mit ihnen? Diese Frage interessirt den Juristen in höchstem, das ganze Volk in hohem Maße.

Ich spreche nicht mehr von der politischen noch von der wirthschaftlichen Bedeutung der Gesetze; die Vortheile der Rechtsgemeinschaft werden sich auch an diesen Gesetzen bewähren; sie werden in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken, und die Liebe zum Reiche erhöhen, denn ihnen werden wir den Schutz unserer Freiheit und unserer Rechte zu einem nicht geringen Theile verdanken; das beste materielle Gesetz zerschellt an einem schlechten Proceßverfahren; wo es an einem guten Verfahren fehlt, bleibt das Gesetz auf dem Papier stehen; es ist sogar einmal die Bemerkung gemacht worden, daß man unter einem schlechten Gesetz bei guten Richtern und gutem Verfahren besser lebe, als unter einem guten Gesetz aber mit schlechten Richtern oder mit schlechtem Verfahren.

Welches sind denn diejenigen Ideen, welche als die grundlegenden in jenen Gesetzen bezeichnet werden müssen? Wir können selbstverständlich nur diejenigen herausheben, welchen der Nichtjurist ein volles Verständniß entgegenbringt.

Die Reception der fremden Rechte führte zu der Rechtsprechung durch sog. gelehrte Richter (Berufsjuristen). Vorher wurde das Urtheil durch Männer aus dem Volke gesprochen; die Stellung des Richters war bloß eine proceßleitende; er berief das Gericht, er ordnete die Verhandlung der Streitsachen an, aber so oft ein materieller Beschluß zu fassen war, so mußte er Männer aus dem Volke nach ihrer Meinung fragen; diese „schufen" das Urtheil und trugen davon ihren Namen: Schöffen. Die Bedeutung der Volksgerichte ist nun eine doppelte: eine juristische und eine politische. Juristisch liegt es auf der Hand, daß die Volksgerichte der Rechtspflege einen volksthümlichen Charakter aufprägen; es wird sich in den Urtheilen tausendfältig das im Volke lebende Rechtsbewußtsein zur Geltung bringen; man wird solchen Urtheilen nicht den Vorwurf machen können, daß sie „vom grünen Tisch" aus gesprochen seien, ohne Kenntniß der Verkehrsverhältnisse, ohne Rücksicht auf die Rechtsauffassung, wie sie das Volk hegt. Aber auch das ist ein juristischer Vortheil der Volksgerichte, daß durch die Uebung des Rechts sein Verständniß und das lebendige Bewußtsein desselben in die Kreise des Volkes hineingetragen wird; es gewinnt hierdurch die Rechtssicherheit; es wird die Zahl der Fälle, in denen die Rechtsvorschriften aus Unkenntniß übertreten oder nicht beobachtet werden, augenscheinlich gemindert. Politisch liegt in den Volksgerichten eine Heranziehung der Bürger zu den Staatsgeschäften; die Rechtspflege ist eine der ernstesten und umfassendsten Aufgaben des Staats; von ihrer Unparteilichkeit, Gründlichkeit und Stetigkeit hängt unser Wohl und Wehe ab; selbst in den Staaten des sog. erleuchteten Absolutismus legt man deshalb auf die Unabhängigkeit des Richterstandes den höchsten Werth; in wahrhaft freien Staaten aber gewährt man den

Bürgern die unmittelbare Theilnahme am Rechtsprechen; ihr Streben, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, erfährt hierdurch eine gewisse Befriedigung und nicht selten erleben wir es, daß sie die Schwierigkeiten erkennend, mit denen jede öffentliche Thätigkeit verbunden ist, in ihren Anforderungen an den Staat bescheidener werden.

Auf alle diese Vortheile mußte man bei der Reception der fremden Rechte nothgedrungen verzichten. Die Anwendung eines fremden Rechts kann keinem Manne aus dem Volke übertragen werden; das gelehrte Richterthum war eine unmittelbare Folge der Reception.

Die Wiederherstellung der Volksgerichte setzt offenbar zweierlei voraus: eine freie Staatsverfassung und ein volksthümliches Gesetzbuch. Die erste Forderung ist fast durchgängig in Deutschland erfüllt; wenn wir von dem kleinen, von der Ostsee bespülten Ländchen absehen, in welchem (soweit nicht das neue Reich das Gegentheil erzwang) mittelalterliche Zustände politisch wie social in Blüthe stehen, besitzen alle deutschen Länder eine constitutionelle Verfassung. Dahingegen ist der zweiten Voraussetzung noch zum geringen Theile Genüge geschehen; nur die particularen Strafgesetzbücher, jetzt das deutsche Reichsstrafgesetzbuch, sowie ferner die Wechselordnung und das Handelsgesetzbuch verdienen es, als volksthümlich bezeichnet zu werden.

Hierdurch ist die Bewegung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, soweit sie sich auf die Rechtspflege bezog, in ihrer Richtung und in ihrem Umfange erklärt. Man verlangte die Theilnahme des Volkes an der Rechtssprechung; man mußte aber diese Forderung auf die Straffälle beschränken; hiebei schloß man sich dem französischen Vorbilde an, das ja in jenen Zeiten überall als mustergiltig galt und so kam es zur Herstellung der Geschwornengerichte für die schwersten Straffälle, für die sog. Verbrechen, während bei den mittleren und geringen Fällen nach wie vor gelehrte Richter, Berufsjuristen, ohne Mitwirkung des Laienelements das Urtheil sprachen; erst in den letzten Jahrzehnten wurde in einigen Staaten das Laienelement auch bei der Beurtheilung anderer Straffälle herangezogen; soweit auf dem linken Rheinufer der „code de procédure“ galt, wurden kaufmännische Gerichte für Handelssachen eingeführt.

Mit den neuen Justizgesetzen werden nun in ganz Deutschland die Volksgerichte in einem großen Umfange wiederhergestellt: für die schweren, sowie für die geringen (nicht aber für die mittleren) Straffälle, ferner für die Handelssachen. Wäre die Ausnahme der mittleren Straffälle nicht vorhanden, so würden wir mit Sicherheit aussprechen können, daß alles für die Jetztzeit Ausführbare erreicht worden ist. Jene Ausnahme zu motiviren, fällt uns schwer; daß sie eine Inconsequenz enthält, liegt auf der Hand; wie man aber dazu gelangte, die Inconsequenz zu begehen: das müssen wir umsomehr hier mittheilen, als es uns in die Art der Volksgerichte genauer einführt. Unsere Justizgesetze nennen nämlich das Volksgericht bei den schwersten Straffällen (den Verbrechen) ein Geschwornengericht, bei den geringsten Straffällen

ein Schöffengericht. Bei dem Geschwornengericht fungiren zwölf Geschworene unter einem Collegium von drei Richtern; die Functionen sind unter Beide derartig getheilt, daß die Geschwornen die Frage: ob schuldig oder nicht, die Richter das Strafmaß entscheiden. Bei dem Schöffengericht fungirt ein Amtsrichter zusammen mit zwei Bürgern (Schöffen); ihre Functionen sind nicht getheilt, sondern sie entscheiden alle Drei zusammen sämmtliche Fragen, namentlich auch die Höhe des Strafmaßes. Die Absicht der preußischen Regierung ging nun ursprünglich dahin, das Geschwornengericht abzuschaffen und für alle Straffälle Schöffengerichte (große, mittlere und kleine) einzurichten. Da erhob sich in der Tagespresse ein heftiger Kampf zu Gunsten der Geschwornengerichte und gegen die großen Schöffengerichte; namentlich in Süddeutschland war die öffentliche Meinung fast ausnahmslos der vorgeschlagenen Neuerung entgegen; man gab den Geschwornen den Vorzug, weil sie völlig unabhängig von den mitwirkenden Richtern ihren Spruch fällen und weil sie sich bisher überall bewährt hatten. Die Reichsregierung gab nach, erklärte aber zugleich, daß es in vielen Theilen des Reiches an einer ausreichenden Anzahl von Personen fehle, um bei allen Straffällen Volksgerichte zu bilden. So kam es zu der heutigen Gestaltung; sicherlich ist sie keine definitive; die nächsten Jahrzehnte werden die Entscheidung bringen ob das Schöffeninstitut die Geschwornen zu verdrängen die Kraft hat; fällt sie bejahend aus, so werden unzweifelhaft auch die mittleren Straffälle dem Volksgericht unterstellt werden. — Analog dem Schöffengericht sind die Kammern für Handelssachen organisirt; den Vorsitz führt ein gelehrter Richter (ein Mitglied des Landgerichts); seine beiden Beisitzer werden aus den Kaufleuten oder Industriellen genommen, aber sie haben das gleiche Stimmrecht wie ihr Vorsitzender.

Ist es das Bestreben der Justizgesetze, den Einfluß des öffentlichen Rechtsbewußtseins auf die Rechtspflege zu erhöhen, so verfolgen sie andererseits das Ziel, jeden Einfluß der Regierung auf die Rechtsprechung unmöglich zu machen. Keine Regierung besitzt fortan die Mittel, durch willkürliche Zusammensetzung der Gerichte, durch eigenmächtige Vertheilung der Geschäfte, durch tendenziöse Ernennung von Vertretern auf den Spruch einzuwirken; dies Alles wird jetzt von den Gerichten selbst besorgt, man hat zu diesem Zweck ein eigenes Institut geschaffen: das Gerichtspräsidium, welches aus dem Präsidenten, den Directoren und einem oder mehreren Mitgliedern des Gerichts besteht und welches vor Beginn des Geschäftsjahres die Geschäfte unter die einzelnen Abtheilungen des Gerichts vertheilt, die Mitglieder dieser Abtheilungen bestimmt, ja sogar schon im Voraus die Vertreter für die etwa verhinderten Mitglieder festsetzt. Die Ernennung von Hilfsrichtern, die in früheren Jahren gar manchen Widerspruch hervorrief, ist beim Reichsgericht völlig verboten, bei den andern Gerichten dermaßen verclausulirt worden, daß an eine Schädigung der richterlichen Unabhängigkeit nicht mehr gedacht werden kann. Die besprochenen Vorschriften zeugen

von ängstlichem Mißtrauen gegenüber den obersten Justizbehörden in den deutschen Staaten; aber gegenüber dem Argwohn, welcher bald hier, bald dort den Regierungen eine Beeinflussung des Richterstandes vorwarf, und welcher das Vertrauen in die Rechtspflege in nicht geringem Maße untergrub, war eine selbst ungewöhnliche Vorsicht geboten. Wie die Sache jetzt steht, haben sowohl die Staatsbürger wie die Regierungen gewonnen: jene durch den sicheren Besitz einer unbeeinflußten und demnach unparteiischen Justiz, diese durch die nunmehrige Unmöglichkeit irgend eines Verdachtes hinsichtlich ihres guten Willens oder Könnens.

Aus der neuen Strafproceßordnung sind vornehmlich zwei Neuerungen hervorzuheben: die Beseitigung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft und die verbesserte Stellung des Angeklagten.

„Die Staatsanwaltschaft hat ein Anklagemonopol", das bedeutet, daß allein der Staatsanwalt die Befugniß zur Erhebung einer Anklage hat; der Verletzte muß sich an den Staatsanwalt wenden, und bei ihm die Erhebung der Anklage beantragen; von dem Ermessen des Staatsanwalts hängt es ab, ob er dem Antrage stattgeben will; lehnt er ihn ab, so kann der Verletzte sich blos bei dem Vorgesetzten des Staatsanwalts (dem Oberstaatsanwalt) beschweren, aber kein Gericht kann den Staatsanwalt zur Erhebung der Anklage zwingen, noch auch ist der Verletzte berechtigt, seine Sache selbst vor dem Gericht zu führen; noch weniger kann ein nichtverletzter Privatmann als freiwilliger Vertreter des öffentlichen Interesses handeln, m. a. W. eine Privatanklage ist unzulässig. Man weiß, wie sehr dieses Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft in Frankreich mißbraucht wird; die jeweilig herrschende Partei garantirt ihren Anhängern die Straflosigkeit hinsichtlich aller Angriffe auf ihre Gegner: vergelten diese Gleiches mit Gleichem, so werden sie, wie es das Gesetz vorschreibt, verfolgt und verurtheilt, — wenn sie nicht vor das Gericht von zwölf „souveränen" Geschworenen kommen, welche durch das freisprechende Urtheil nicht sowohl dem Angeklagten ein Wohlverhaltungsattest ausstellen, als vielmehr den Staatsanwalt an den Satz „gleiches Recht für Alle" erinnern wollen. So ruft ein Mißbrauch den andern hervor; ein Cassagnac vertheidigt sich durch den Nachweis, daß seine Gegner es nicht besser getrieben haben als er selbst. In der That, hätten wir in Deutschland französisches Parteiwesen, würde auch bei uns die Vaterlandsliebe durch die Parteianhänglichkeit unterdrückt, das Gerechtigkeitsgefühl von den Parteiinteressen überwogen: das Monopol der Staatsanwaltschaft, das bisher auch in Deutschland mit geringen Ausnahmen in Geltung war, würde mit einer ernsten Rechtspflege unverträglich sein. Eine Beseitigung des Monopols hat aber bei uns nicht diejenige Bedeutung, welche ihr von gewisser Seite zugeschrieben wird; unsere Staatsanwälte werden aus den Richtern genommen und kehren vielfach später wieder in das richterliche Amt zurück; ihre Denk- und Handlungsweise ist dieselbe wie die der Richter; von schamlosen Mißbräuchen, wie man sie in Frankreich jedes Jahr erlebt, wird sich in Deutsch-

land auch nicht ein einziger Fall nachweisen lassen. Blos das müssen wir zugeben, daß, während sonst die richterlichen Beschlüsse von einem aus mehreren Richtern (Geschworenen, Schöffen) zusammengesetzten Collegium gefaßt werden, bei der Ablehnung einer Klage nicht füglich ein einziger Beamte die entscheidende Anordnung erlassen kann; die Wichtigkeit der Sache erheischt auch hier eine gründliche Prüfung und eine allseitige Beleuchtung, wie sie sich nur aus der Debatte ergiebt. Eine Besserung bedurfte also der bisherige Rechtszustand; sie ist in der Weise erfolgt, daß der Verletzte, dessen Antrag auf Anklageerhebung vom Staatsanwalt zurückgewiesen ist, eine gerichtliche Entscheidung nachsuchen kann; findet das Gericht den Antrag begründet, so beschließt es die Erhebung der Anklage und der Staatsanwalt ist verpflichtet, dem Beschluß Folge zu geben. Im Wesentlichen ist hiemit die bedenkliche Seite des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft beseitigt: nicht der Staatsanwalt, sondern das Gericht entscheidet. Beleidigungen und Körperverletzungen können übrigens von dem Verletzten durchaus selbständig und ohne Mitwirkung des Staatsanwalts vor den Gerichten geltend gemacht werden.

Die verbesserte Stellung des Angeklagten ist in einer Reihe von Rechtssätzen zum Ausdruck gekommen. Man hat unserer Strafgesetzgebung eine übertriebene Humanität zum Vorwurf gemacht, und man behauptet, daß sie „die Bestie im Menschen“ nicht sehen wolle, wo sie selbst greifbar ist; der Streit wird erst durch die Erfahrungen langer Jahre entschieden werden. Aber mit der milden Behandlung des Verurtheilten darf die des Angeschuldigten nicht zusammengeworfen werden; wenn jene discutirbar ist, so wird diese, je weiter die Civilisation schreitet, immer mehr zur Anerkennung gelangen, dem Verurtheilten gegenüber haben wir einen festen, sicheren Standpunkt: das Urtheil verbürgt uns seine Schuld; wer aber garantirt uns, daß wir dem Angeschuldigten die Schuld nachweisen werden? Es ist eine Gewissensforderung, daß wir ihm die Vertheidigung nicht blos nicht beschränken, sondern daß wir sie ihm ermöglichen; daß wir ihm die Freiheit vorläufig nur soweit nehmen, als der Fortgang des Strafprocesses es verlangt; daß wir ihn nur dann für schuldig erklären, wenn die Zweifel gegen seine Schuld von verschwindend geringem Umfange sind. Demgemäß kann sich der Beschuldigte nach der neuen Strafproceßordnung in jeder Lage des Verfahrens eines Vertheidigers bedienen; er kann geradezu jede Antwort verweigern, bis er mit seinem Vertheidiger gesprochen; das ist kein gefährlicher Rechtssatz, denn nur Rechtsanwälte und Rechtslehrer, also Personen, die in Eid und Pflicht stehen, können zu Vertheidigern gewählt werden, andere Personen nur mit Genehmigung des Gerichts. Ferner darf die Verhaftung nur dann vorgenommen werden, wenn der Angeschuldigte der Flucht verdächtig oder wenn eine Verdunkelung des Processes zu befürchten ist; auch bei einer Beschlagnahme und Durchsuchung sind Hausrecht und Briefgeheimniß möglichst gewahrt. Endlich aber ist die Verurtheilung von einer Mehrheit von zwei Dritteln der Urtheilfinder abhängig gemacht; bei Schöffengerichten, bei denen einfache und Zweidrittel-

Majorität zusammenfällt, versteht sich das von selbst; bei den mittleren Straffällen aber, welche vor fünf Berufsjuristen zur Aburtheilung kommen, gehört zur Verurtheilung ein Stimmenverhältniß von 4 zu 1, bei Geschwornengerichten von 8 zu 4; letzteren Falls kann der Gerichtshof, wenn er einstimmig den Geschwornenspruch für irrthümlich ansieht, denselben aufheben und die Sache zu einer neuen Verhandlung vor das nächste Schwurgericht verweisen. Gewiß werden auch künftig Fälle der Verurtheilung eines Unschuldigen sich ereignen, die leider im letzten Jahr zahlreicher als sonst zu Tage getreten sind, aber wir dürfen hoffen, daß sie seltener vorkommen werden, und wie schwer wir auch an ihnen erfahren, daß all unser Thun Stückwerk ist, so haben wir doch die Rechtfertigung, daß wir bei der neuen Ordnung des Strafverfahrens Alles gethan haben, um die Stellung des Angeklagten zu verbessern.

Noch ein Punkt mag erörtert werden, der in den letzten Jahren mehr Aergerniß brachte, als es bei größerer Einsicht in die Aufgaben des Staats der Fall gewesen wäre; wir meinen den Zeugnißzwang. Ein Zwang zum Zeugniß muß in jedem Staate, auch in dem freiesten, existiren; denn ohne ihn kann der Staat nicht die Rechtspflege durchführen, die doch als seine älteste und oberste Function gilt. Fraglich kann nur die Strafe sein, welche den treffen soll, der den Staat hiebei nicht unterstützen, der die Wohlthaten des Staats genießen, aber sein Theil nicht dazu beitragen will, um Andere sie genießen zu lassen. Die frühere Gesetzgebung hatte übersehen, daß die Verweigerung des Zeugnisses bei den sogenannten gemeinen Verbrechen nicht vorzukommen pflegt, und schrieb (in Preußen wie in England) vor, daß der sich Weigernde vom Gericht so lange in Haft behalten werden könne, bis er sich füge. Nach der Reichsstrafproceßordnung darf die Haft höchstens sechs Monate betragen; dieses Zwangsmittel dürfte selbst jenen, die sich ihrer Bürgerpflicht späterhin entziehen, nicht unmäßig erscheinen.

Ein ganz neues Gepräge wird in dem größten Theile Deutschlands, namentlich in den alten Preußischen Provinzen, der Civilproceß erlangen; er wird in wahrhaft mündlicher Verhandlung vor sich gehn, er wird von den Handelnden selbst große Energie verlangen, bei den Hörern großes Interesse erregen, und als Resultat gründlichere und mehr sachentsprechende Urtheile erzielen als bisher. Das Alles ist nur durch zwei Einrichtungen möglich geworden: die Freigebung der Anwaltschaft und den Anwaltzwang.

Die Freigebung der Advocatur ist eine Forderung, die früher von den liberalen Parteien erhoben wurde, über welche jetzt alle juristischen Kreise einig sind. Bisher war die Advocatur ein Privilegium für die wenigen Auserlesenen unter den vielen Berufenen, und die wirthschaftlichen Schattenseiten der Privilegien fehlten auch diesem nicht; sie waren um so auffallender, als das Privilegium unserer ganzen übrigen Gesetzgebung widersprach. Mit der Freiheit des Erwerbes in Grundbesitz, Handel und Gewerbe, mit der Freiheit der Berufswahl und der Freizügigkeit war es gewiß nicht verträglich,

daß die advocatorische Thätigkeit nicht blos von einer Prüfung, sondern von einer Concession der Regierung abhängig war. In den Männern von ausgesprochen selbständiger Denkweise entstand aber geradezu eine Sehnsucht nach der freien Advocatur; hier zeigte sich eine öffentliche Thätigkeit, eine Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten ohne die geringste Einbuße an der persönlichen Unabhängigkeit, eine Freiheit der Bewegung und doch zugleich eine Beschäftigung mit idealen Dingen. Ob diese Erwägungen den Ausschlag gegeben haben? Jedenfalls trat ein neues Moment bei der neuen Ordnung des Proceßverfahrens hinzu, nämlich die absolute Nothwendigkeit des Anwaltszwanges.

Man muß einmal eine gerichtliche Verhandlung mit Laien mit angesehen haben, um die Unbeholfenheit, die Ungeschicklichkeit zu ermessen, mit welcher sie ihre Sache vertreten, wenn ihnen nicht der Richter die Worte geradezu in den Mund legt; sie wissen nicht das Was und Wie und, wenn sie es wissen, so ist es das Ungewohnte der Beschäftigung, das ihre Zunge lähmt, oder umgekehrt die Macht der Interessen, die sie weit über die Grenzen des Zulässigen hinaustreibt. Anwälte der Parteien sind in Zeiten mit den allereinfachsten Rechtsverhältnissen nöthig (unsere Vorfahren nannten sie in treffendster Weise „Fürsprecher" und noch heute findet sich dieselbe Bezeichnung in der Schweiz); um wie viel mehr in unserer Zeit, wo der Rechtszustand durch die Reception der fremden Rechte den volksthümlichen Charakter verloren, wo durch die Socialgesetzgebung des 19. Jahrhunderts die bürgerliche Gesellschaft auf neue Rechtsgrundlagen gestellt worden ist. In solcher Zeit ist es leichter, einen Streit zu entscheiden, als die Entscheidung vorzubereiten; leichter zu richten, als zu plaidiren. Man kann Ausnahmen als begründet zugeben und den Richter zwingen, gleichsam den Anwalt der Parteien zu spielen (die Reichscivilproceßordnung verordnet das für alle Bagatellsachen bis zu 300 Mark, überhaupt für alle Processe, welche vor dem Amtsrichter geführt werden), aber als Regel muß man den Anwaltszwang aufstellen; die Rechtsunkunde, die Unfertigkeit der Rede, die Leidenschaftlichkeit, die Schüchternheit der Parteien macht sie völlig unfähig, ihre Sachen selbst zu vertreten.

Unsere Anwälte und Richter in Altpreußen, die mit den Civilprocessen beschäftigt sind, hatten bisher sich vielleicht über eine aufreibende, keineswegs aber über eine aufregende Thätigkeit zu beklagen; ja, man darf sagen, daß, wenn das Arbeitsquantum innerhalb mäßiger Grenzen blieb, sie geradezu ein beschauliches Leben führten. Unser Proceß hieß zwar ein mündlicher, aber er war es nicht; eindringliche Plaidoyers waren zwar gesetzlich zulässig, aber keineswegs in Uebung. Thatsächlich war der Gang der Dinge folgender: der Anwalt vernahm in seinem Bureau seinen Clienten, den er vor Gericht vertreten sollte, oder, wenn er allzubeschäftigt war (in den Großstädten war er es fast immer) so überließ er dies seinem Bureauvorsteher, einem durch die jahrelange Beschäftigung mit juristischen Dingen vorzüglich routinirten Arbeiter; dann machte er seinen „Schriftsatz", den er dem Gericht überreichte,

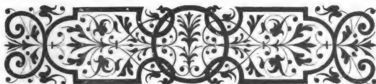
oder, wenn er allzu beschäftigt war (in den Großstädten war er es fast immer), so überließ er dies seinem Hilfsarbeiter, einem aus irgend einem Grunde vor der Zeit aus dem Justizdienste geschiedenen Richter oder Anwalt. Die Schriftsätze der beiden Parteien wurden von den Richtern zu Hause fleißig durchgelesen, indeß keineswegs von allen, sondern bloß von dem Vorsitzenden und dem sog. Referenten, dem die Sache vom Vorsitzenden zugeschrieben war. Der Referent machte dann einen Auszug aus den Schriftsätzen, das Referat. Kam dann die Audienz, in welcher die Sache mündlich verhandelt werden sollte, so las der Referent das Referat vor (natürlich hörte kein Anwalt zu, denn er hatte ja die Schriftsätze schon früher gelesen oder selbst verfaßt); die Anwälte griffen aus ihren Schriftsätzen eine Argumentation, welche sie für die wichtigste hielten, heraus (jetzt hörte kein Richter zu, denn in den Schriftsätzen „stand ja Alles viel besser"); kurz, die ganze mündliche Verhandlung war eine Farce, das Verfahren war ein schriftliches das Urtheil erging rein auf Grund der Schriftsätze.

Das schriftliche Verfahren ist völlig undeutsch; wir verdanken es wiederum der Reception der fremden Rechte, hier aber nicht der des Römischen, sondern der des kirchlichen Rechts. Von diesem wurde es nicht allein für die Civilprocesse sondern auch für die Criminalprocesse aufgestellt. Die Reform, richtiger die Rückkehr zum Alten begann auf dem Gebiet des Strafprocesses: hier wurde zuerst die Unmittelbarkeit der Verhandlungen betont und die Forderung aufgestellt, daß der urtheilfällende Richter dem Angeklagten und den Zeugen ins Angesicht sehen müsse; was kann ein Urtheil werth sein, welches der Richter auf Grund der todten Acten, auf Grund des Berichts eines Dritten spricht, bei welchem er nichts mit eigenem Auge prüft? Das schlug im Strafverfahren sofort durch; das geängstigte Gewissen griff zu der mündlichen Verhandlung als der Schutzwehr gegen ungerechte Verurtheilungen, und so kam es, daß wir in einigen Theilen Deutschlands schon vor 1848, in Preußen seit 1849 ein wahrhaft mündliches Strafverfahren besitzen. Zähere Lebenskraft bewies das schriftliche Verfahren im Civilproceß, vielleicht weil die Behaglichkeit der betheiligten Personen gar zu eng damit verknüpft war, vielleicht weil mit dem Verlust eines Civilprocesses nicht zugleich Ehre und Freiheit verloren geht. In einzelnen Theilen Deutschlands hat man damit freilich schon seit Jahrzehnten gebrochen; aber überwiegend ist noch immer das schriftliche Verfahren.

Das halten wir für das größte Verdienst der Reichscivilproceßordnung, daß sie im ganzen Reiche das schriftliche Verfahren zu Falle bringt. Wir zweifeln nicht daran, daß die Parteien dabei gewinnen werden; die Urtheile werden sachentsprechender sein, und falls die Anwälte nicht allzubeschäftigt sind, so werden die Processe schneller beendigt werden; kurz, eine sichere und rasche Rechtspflege wird aus dem neuen Verfahren hervorgehen. Das Bild des Civilprocesses wird fortan mit dem des Criminalprocesses eine sprechende Aehnlichkeit haben; das Gericht wird fortdauernd die Anwälte hören, oder,

wenn diese ihm nicht genügend unterrichtet zu sein scheinen, so wird es die Parteien selbst laden und befragen; es wird dann die Zeugen, die Sachverständigen hören, kurz den ganzen Beweis aufnehmen, und das Alles nicht etwa bruchstückweise, sondern so, daß jeder Theil des Verfahrens in einem Zuge zu Ende kommt und mit Nothwendigkeit zu einem bestimmten Resultate führt. Das wird freilich eine fortdauernd gesteigerte Aufmerksamkeit der Richter und Anwälte erheischen, denn der Stoff wächst unter der Hand und muß doch in jedem Augenblick beherrscht werden. Aber sollte nicht gerade hierin ein gewisser Vorzug liegen? Denn das ist sicherlich eine männerwürdige Aufgabe, welche in einem jeden Moment eine geistige Operation, bald ein Leiten, bald eine Ueberlegung, bald ein Aufmerken und Beobachten verlangt; mehr als je ist durch die Civilproceßordnung die Schablone in dem Walten des richterlichen Amtes beseitigt worden; sie stellt ungleich höhere Anforderungen, ich sage nicht an die Vorbildung des Richters, wohl aber an seine Schlagfertigkeit, an seine Geistesgegenwart; die Gerichtssäle werden von lebendigen Debatten wiederhallen, es wird ein wahres Streiten stattfinden, bei welcher Jeder im Augenblick seinen Vortheil wird wahrnehmen müssen, und ich zweifle nicht, daß daraus die Energie der Männer mit einem großen Zuwachs hervorgehen wird. Dagegen wird das richterliche Heim einen gewissen Frieden genießen; mit der „Kunst des Referirens“ ist es zu Ende, und der „Ballast des Decretirens“ ist über Bord geworfen; die Arbeit des Richters wird zum bei weitem größten Theil auf dem Gericht gethan werden, der Anwalt wird auf dem Gericht wenigstens ebensoviel als in seinem Bureau zu leisten haben.

Wir sehen in den neuen Justizgesetzen Fortschritte von der weitgreifendsten Bedeutung. Die Ideen, welchen sie huldigen, sind nur zum kleinsten Theile neu; sie sind entweder dem Rechtsleben unserer Vorfahren oder den Gesetzen der deutschen Particularstaaten entnommen. Aber gerade hier wie an so vielen anderen Orten hat sich wieder einmal die Unfruchtbarkeit aller kleinstaatlichen Arbeiten gezeigt. Was nützte es, daß Hannover schon seit 1850 eine Proceßordnung besaß, welche das System des veralteten gemeinen Processes abgeworfen hatte? Hat sich ihm irgend ein anderer Kleinstaat angeschlossen? Nicht doch! Die anderen versuchten es ein jeder in seiner Weise, und ohne die Jahre 1866 und 1870 drohte der ärgste Particularismus im Proceßverfahren hereinzubrechen; kopfschüttelnd stand der einfache Mann vor der Thatsache, daß in derselben Nation, in einer Gemeinschaft, in welcher dieselben Anschauungen über Recht und Sitte verbreitet sind, der Rechtsschutz in durchaus verschiedenen Formen, nach geradezu conträren Grundsätzen verwirklicht wurde. Die Gemeinschaft des Rechtsschutzes wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken; wenn wir aber nach einer Reihe von Jahren erkannt haben werden, in wie hohem Maße der durch die Justizgesetze uns zu Theil werdende Rechtsschutz unsere Freiheit und unsere Güter fördert, dann wird sich zu jenem Bewußtsein noch ein anderes gesellen: daß solche Wohlthaten dem Vaterlande zu verdanken sind.



Reinhold Begas.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Für diejenigen unter den deutschen „Kunstgelehrten" der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, die im Gegensatz zu manchen älteren, von der strengeren Observanz, es nicht verschmähten, ihre Studien und ihre kritisch-literarische Thätigkeit auch dem lebendigen, zeitgemäßen Kunstschaffen zuzuwenden, statt ausschließlich die bereits fertige Kunst der großen Vergangenheit als würdigen Gegenstand ihrer historischen Forschungen und ästhetischen Betrachtungen anzusehen, pflegte die Berliner Bildhauerschule ein besonders willkommenes Thema einer solchen Bearbeitung zu bilden. Auf dem Gebiet der Malerei hatte sich damals der ehedem so feste Zusammenhang so einheitlicher Schulen, wie der Alt-Düsseldorfer und Alt-Münchner, zu zersetzen und zu lösen begonnen. Sie gewährten ein Bild gährender Einzelkräfte, einander widerstrebender Richtungen und sich auflehnender eigenwilliger Individualitäten. Von einer „Berliner Malerschule" aber hatte nicht im Ernst gesprochen werden können. Aber die Bildhauerschaft der preußischen Hauptstadt trug noch immer mit Stolz ein ähnliches Gesammtgepräge, wie ein wohl disciplinirtes Regiment Soldaten unter einem berühmten, verehrten und gefürchteten Obersten. Wie die einzelnen Männer eines solchen durch Uniform, Haltung und Gang für den allgemein darüber hinschweifenden Blick sich wenig von einander unterscheiden — erst bei genauerem Hinsehen erkennt man die Differenzen in den Gesichtszügen und der individuellen Körperbildung der Einzelnen, — so schien auch das bildhauerische Schaffen Berlins aus einem gewissen Abstande wie aus einem Guß, mit einem Stempel geprägt. Die leiseren Unterschiede des persönlichen Talents und Temperaments der einzelnen Künstler verriethen sich nur dem genau prüfenden und geübten Blick. Das Meiste, was modellirt, gemeißelt, in Bronce

oder Zink gegossen, hier ans Licht trat, trug so etwas wie Uniform, und deren Schnitt und Art war mit den beiden Worten bezeichnet: Rauchsche Schule. — Zwei Irreguläre zwar nahmen sich damals die Freiheit in Berlin zu existiren und Bildhauerei zu treiben, die sich nie recht in das Regiment einordnen lassen und auf die Artikel schwören mochten: Fischer und Theodor Kalide. Dafür brachten sie es bei Lebzeiten auch nie zu was Rechtem. Die große Menge der Gebildeten und Ungebildeten kannte sie kaum, der Letztere ging mehr und mehr an unglücklichen Verhältnissen zu Grunde und seine Kunst artete in Wüstheit aus. Der andre gelangte nie zur ungehinderten Ausführung seiner Projecte und selbst mit den ihm bereits fest übertragenen Arbeiten begegnete er tausend Hindernissen, Verschleppungen, widerstrebenden Einflüssen.

Die allbeherschende Stellung Christian Rauchs beruhte eben so sehr in seinem künstlerischen Vermögen, als in seiner imponirenden Persönlichkeit, deren eine Haupteigenschaft die unbeugsame Willenskraft war, eine Energie übrigens, die sich bei ihm sehr gut mit kluger Schweigsamkeit, da wo diese am Platz war, vertrug. Aus seiner Werkstatt waren fast sämmtliche Bildhauer der jüngeren Generation in Berlin hervorgegangen. Jene Mitarbeiter an der Ausführung der massenhaft an ihn gelangenden Aufträge, besonders zu monumentalen Werken, hatten hier ihre eigne Kraft entwickelt. Aber wenn sie dort in jahrelanger Thätigkeit unter dem strenge wachenden, scharfen Auge des Meisters und unter seiner unnachsichtigen künstlerischen Zucht so weit geschult und gereift waren, daß ihnen selbstständige Arbeiten entweder anvertraut wurden, oder daß sie aus freiem Antriebe solche unternahmen, so sahen sie die Natur und Kunst bereits mehr mit Rauchschen als mit eignen Augen an; um ihr unbefangenes, naives Empfinden war es geschehen. Nur wenigen Talenten von zäherer Originalität, die mit nur mäßig gestutzten Flügeln aus dieser Schule in die eigene Werkstatt kamen, ist es später gelungen, sich ihre natürlichen Schwungfedern wieder wachsen zu lassen. Was die Mehrzahl „selbstständig“ schuf, war und blieb — Rauchsche Schule. Die Altersgenossen des Großmeisters und Herrschers derselben, die Wichmann und Friedrich Tieck, haben neben ihm durch irgend hervorragendere Werke kaum je dazu gewirkt, der Berliner Plastik ein reicheres, mannichfaltigeres Leben zu geben.

Dieser einheitliche Charakter hatte für die Außenstehenden etwas Imponirendes, und den zur Schule Gehörigen gab er ein gewisses Sicherheitsgefühl, Glauben und Vertrauen in die Kraft und in die unfehlbare ausschließliche Richtigkeit des Weges, wie alles das ja auch der in Reih und Glied marschirende, seinem Commandeur blindlings folgende Soldat aus diesem Zusammenhange mit dem Ganzen gewinnt. Für den kunstkritischen Betrachter aber, welchem die Erscheinung dieser geschlossenen Einheit nicht weniger imponirte, lag zugleich auch wieder ein Reiz in der Aufgabe, den Individualitäten innerhalb dieser Gesammtheit nachzuspüren oder Nüancen klar zu legen, die Mannichfaltigkeit

in der Einheit und in allen Einzelbildungen wieder das beherrschende Princip der „Schule" erkennen zu lassen.

Auf der akademischen Kunstausstellung zu Berlin im Herbst des Jahres 1858 erschien in der Abtheilung der plastischen Werke, welche in den traurigen, kellerartigen Räumen des Erdgeschosses jenes Gebäudes ihren Platz hatten, zwischen den andern Gipsmodellen und vereinzelten Marmorwerken das Modell einer Gruppe, welche den „Pan, die verlassene Psyche tröstend" darstellte. Der alte ziegenfüßige Waldgott sitzt, bequem zurückgelehnt, auf einem Felsblock, den bärtigen, bocksnasigen Kopf leicht auf die breite Brust geneigt und das Gesicht der lieblichsten Mädchengestalt zugewendet, zu der er, sein Reden mit lebhafter charakteristischer Hand- und Fingerbewegung begleitend, dringend und väterlich-freundlich zu sprechen scheint. Diese Mädchengestalt aber, bis zur Hüfte nackt, sitzt, unbefangen wie auf einem weichbemoosten Stein, auf dem zottigen Ziegenfell seiner Schenkel, die Füße zurückgezogen und übereinander geschlagen, den zartblühenden Oberkörper in einer Haltung voll halb kindlicher Scheu grad aufgerichtet, die linke Hand auf dem Schooß, die Rechte zu ihrem Auge erhoben, als wollte sie eine Thräne entfernen, das holde Haupt betrübt gesenkt. — Es fehlte ja wie in jeder Sculpturenausstellung auch in dieser nicht an Götter-, Faun-, Pan-, Nymphen- und Mädchenstatuen von ziemlich tadelloser Formengebung. Doch neben diesem Werk erschienen die meisten von ihnen eben als Gips und Stein; seine Gestalten aber athmeten warmes Leben. Ein anderes, neues, fremdes Element trat in den geschlossenen Kreis der gewohnten, nicht nur Berliner, Bildungen ein. Ein Ausruf, wie ihn David der Maler that, als er das Bild Eugène Delacroix's, „die Barke des Dante", die erste mächtige epochemachende Lebensäußerung der revolutionären Romantiker in der französischen Malerei, erblickte: „d'où vient — il? je ne connais pas cette touche là!" mochte damals, dieser Gruppe gegenüber, manchem Bildhauer der „Berliner Schule" auf die Lippen treten.

Hier erschien die Natur einmal ohne die gewohnte Schulbrille angeschaut; und eine ganz exceptionelle plastische Kraft hatte den anmuthigen Traum einer glücklichen Phantasie, den Thon beseelend und gestaltend, in wahrhaft lebenschwellenden Gebilden verkörpert. Charakteristisch für die Art und Richtung dieser Künstlerphantasie war die frische Unschuld und Reinheit der Conception, die sich da mit so vieler natürlicher Wärme der Empfindung verband.

Ein bockfüßiger alter Pan, dem ein halbnacktes schönes Kind dicht an dem zottigen Schooß sitzt, — und doch welche Keuschheit in dieser Gruppe, wie rein von jedem, man sollte meinen unvermeidlichen, Anhauch von Lüsternheit!

Doch *dieser* Vorzug ist immer nur als ein „Nebenverdienst" zu schätzen. Das darin bewiesene *Können* macht erst das Kunstwerk und entscheidet über Werth oder Unwerth desselben. Und die hier bewiesene Art und der Grad desselben, wie es sich in der Gestaltung und Durchführung der beiden unter-

einander so scharf contrastirenden Körper, — dieses knorrigen, muskelfesten, sehnigen, walddursprünglichen Urweltwesens und dieses jugendzarten, frisch erblühten anmuthvollen Mädchenleibes, — bekundete, erschienen jedem Kundigen außerordentlich, und verfehlten auch auf die Laien nicht den überraschenden Eindruck.

Der Name des durch dieses Werk schnell zu einem großen Ruf gelangten siebenundzwanzigjährigen Künstlers war Reinhold Begas. Der Name Begas war damals ein seit länger als dreißig Jahren in Berlin und Deutschland bekannter und geschätzter Künstlername. Der Vater des jungen Bildhauers, der aus einer ursprünglich spanisch-niederländischen, in die deutschen Rheinlande eingewanderten Familie stammte (Bega soll sie ursprünglich geheißen haben), galt während jener drei Jahrzehnte als der erste Maler Berlins. In der Heiligen- und Profanhistorie, im idealen und naiv realistischen Genre, wie in der Bildnißmalerei hatte sein reiches, ursprünglich in Paris unter Gerard geschultes Talent sich mit gleich ehrendem Erfolg bethätigt. Er war zu sehr geborner Colorist und Techniker, kannte die Natur zu genau, war ein zu beschäftigter Bildnißmaler, als daß er sich je ganz hätte, fortreißen lassen von den damals in den Dreißiger Jahren herrschenden Strömungen der Düsseldorfer Romantiker oder der Münchner Stilisten. Nur wie „zum Besuch, Versuch“ machte er von Zeit zu Zeit deren Sprünge mit. Aber er kehrte immer wieder zu seinem ihm eigenthümlichen Boden zurück, und blieb einer von jenen Berliner Meistern, deren Kunst aus sehr gesunden Wurzeln erwachsen, von denen der beiden neuen Schulen, sehr unberechtigt, ziemlich „über die Achsel“ angesehen wurde. Sie mußte sich während der, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. eröffneten, neuen romantischen Aera des Berliner Kunst- und Geisteslebens sogar durch die, in die preußische Hauptstadt gelenkte, dem innersten Wesen desselben tief widerstrebende feindliche Invasion der Münchner Kunst völlig zur Seite gedrängt und in der officiellen Schätzung, Gunst und Förderung übermacht sehn. —

Während der Vierziger Jahre, und noch tief in die Fünfziger hinein, war jene Seitenstraße der Potsdamer, die heut noch den Namen „auf dem Karlsbade“ führt, ihren Charakter aber längst sehr wesentlich gewandelt hat, ein echt poetischer, fast weltverborgener, stiller heimlicher Winkel der Stadt, ohne Wagengeräusch, ohne jeden Lärm des Alltagslebens und Verkehrs. Statt einer gepflasterten Straße ein wechselnd tief sandiger und wieder tief sumpfiger, in Herbst und Winter oft kaum zu passirender Weg, an seinem einen Ende durch einen Bretterzaun geschlossen, zu beiden Seiten einzelne meist niedrige Landhäuser zwischen weiten parkartigen Vorder-, Hinter- und Seitengärten, zwischen dichtem Gebüsch und alten Linden, Rüstern Akazien und Rothdornbäumen traulich reizend versteckt. Nur zwei nahe benachbarte Gebäude ragten hoch über die auf den andern Grundstücken hinaus, die Häuser Nr. 10 und 11 an der nordöstlichen Seite gelegen. Zwei Künstler

hatten sich dieselben in der Mitte der Zwanziger Jahre in jener prächtigen, von Nachtigall- und Pirolgesang durchtönten reizenden grünen Wildniß vor dem Potsdamer Thor als ihr Heim erbaut. Und beide Häuser trugen unverkennbar den Stempel dieses Ursprunges, der Lebenszwecke und der Sinnesart ihrer Besitzer und Begründer. Diese waren der Baumeister Stier und der Maler Begas. Stier, der phantasievollste Romantiker unter den Berliner Architekten, hatte sich mitten in den baumreichen malerisch verwilderten Park, der sich, wie damals alle diese Karlsbad-Gärten, bis an den alten stillen Landwehrgraben erstreckte — bis 1848 noch schlängelte der seinen stillen schmalen Wasserlauf an der Stelle des jetzigen Schifffahrtkanals zwischen schilfigen von alten Weiden beschatteten Ufern dahin, — sein Haus ganz nach seinen eigenen Ideen und Geschmacksrichtungen in Grundriß, Gestalt und Stil gebaut. In einer von allem Gewohnten und Bekannten abweichenden Erscheinung blickte der phantastische Bau, die „Stierburg", aus dem Dickicht der ihn rings umgebenden Bäumen hervor. Begas verfuhr praktischer, schuf sich einen hübschen noch immer baumreichen, aber wohlgeordneten Garten, und führte mitten in demselben jenes Haus mit flachen Dächern und höherem Mitteltheil mit mächtigem Atelierfenster an der Rückseite auf, wie es, durch einige Anbauten erweitert und vergrößert, in der Hauptsache dort heut noch erhalten geblieben ist, wie es Begas ältestem Sohn, dem bekannten Maler Oskar B., zu Wohnung und Werkstatt dient.

Dies Haus und dieser Garten, aber nicht minder auch die ganze Straße Karlsbad, bildeten die ganz wie dazu geschaffenen Tummelplätze, auf denen sich eine kräftige, temperamentvolle Jugend, die mit freiem, offenen freudigen Blick in die umgebende Welt sah, an Körper und Seele gesund und ihrer Natur und Art gemäß entwickeln konnte. Und es war in diesem Hause dafür gesorgt, daß es darin nie an solcher Jugend fehlte! Was oft halb im Scherz, halb mit sehr wohl berechtigtem Ernst zum Lobe und zur Empfehlung einer, nach vernünftigen physiologischen Principien durchgeführten menschlichen Racenkreuzung gesagt ist, in dieser Familie fand es seine praktische glänzende Bestätigung.

Das bekannte, von seinem Sohn Adalbert in Kupfer gestochene Selbstportrait des Malers Carl Begas, im Kölner Stadtmuseum, zeigt uns den Kopf des Künstlers noch in seinen späteren Jahren in seiner ganzen südlichen charakteristischen Schönheit: mit den mächtigen, strahlenden tiefbraunen Augen im opalfarbigen Weiß unter den breiten Lidern; mit dem dunklen welligen Bart und Haar, dem bräunlich-blassen Hautton.

Seine Gattin aber erscheint in ihrer Jugend als Braut oder eben verheirathete Frau von dem Meister mit allem Aufgebot der Kunst des liebevollsten Fleißes und mit aller zärtlichen Innigkeit eines für seinen Gegenstand gleich künstlerisch und menschlich erglühten Herzens, in einer fast holbeinähnlichen Durchführung gemalt, wie die Verkörperung jenes holdseligen, echt germanischen, lichtblonden, blauäugigen „Magdthums", dem „Treue hell

vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt", und der klarer Verstand, wie die Hoheit der reinen, von keinem Schatten des Gemeinen und Kleinlichen getrübten Seele, von der glatten, weißen, edlen Stirn leuchtet. Ihr Antlitz und ihre Erscheinung trug noch den unverwischten Stempel aller dieser durch ihr ganzes Leben bewährten Eigenschaften, als sie sich schon der, dem Menschenleben „wenn es hoch kommt" gesetzten Grenze näherte.

Es war ein Paar, wie es die Gunst und gute Laune der Götter nur ausnahmsweise einmal sich finden und sich für's Leben verbinden läßt. Und damit auch eines der besten Güter diesem Hause nicht fehle, brachte die junge Herrin desselben die reiche musikalische Begabung und Fertigkeit mit hinein.

Die Kinder folgten rasch aufeinander — und jenes physiologische Gesetz strafen sie durch ihre Erscheinung und durch ihre Begabung wahrlich nicht Lügen. Mit wahren Falken- und Jägeraugen ausgerüstet, welche aller Schönheit der Welt weit offen standen, Alles genau sahen, beobachteten, führten die Sinne das präcise, getreue Bild der Erscheinungen der Wirklichkeit ihrer durch keinen Hang zu nebelhafter Träumerei, Phantastik und Knaben-Sentimentalität absorbirten und verschleierten Seele zu. Das Zeichnen nach der Natur und die Musik lernten und übten sie, wie die Kinder das Gehen und Sprechen lernen. Mit 10 Jahren war der Aelteste, Oscar, ein, ein menschliches Gesicht sehr richtig treffender Portraitmaler. Am 15. Juli 1831 wurde der dritte Sohn geboren. Als er bei dem Tauffest dieses Jahres (in jedem pflegte in diesem gesegneten Hause ein solches gefeiert zu werden) den Namen Reinhold empfing, standen als Zeugen um das Taufbecken die drei Meister der Skulptur: Gottfried Schadow, Christian Rauch und Wichmann. — „Nun sag' mir Eins, man soll kein Wunder glauben!"

Kaum daß seine kleinen Hände den Stift halten konnten, zeichnete er auch. Aber diese Hände suchten und fanden, von einem unbewußten Drange getrieben, bald noch ein anderes Material und eine andere Weise, dem Gestaltungsbedürfniß der jungen Seele Genüge zu leisten. Er begann zu modelliren; die eingeborene plastische Bildnerkraft verlangte, sich thätig zu befriedigen. Halbe und falsche Talente, welche dazu bestimmt fand, zeitlebens Dilettanten zu bleiben, erstaunen ihre, für diese Dinge urtheilsunfähige Umgebung und liebe Verwandtschaft gewöhnlich durch frühzeitige „Compositionen", durch Zeichnungen aus der Phantasie. In Wahrheit sind solche Entwürfe meist nichts anders als „ein Ragout von anderer Schweiß", Reminiscenzen von irgendwo gesehenen Arbeiten wirklicher Künstler, Bildern oder Reproductionen von solchen. Der wahrhaft zum Künstler Berufene, gesund und ausgiebig Veranlagte kennzeichnet sich, wenn sein Talent sich schon in zartem Alter regt, durch die Wiedergabe von bewußt in der Natur gesehenen Erscheinungen oder von unbewußt von ihr empfangener Eindrücke. In seinen ersten kindlichen Modellirversuchen im siebenten Lebensjahr bewies Begas bereits diese entscheidende Eigenschaft des Talents; er bildete in Thon und

Wachs, was ihm draußen aufgefallen war und frappirte die, welche diese Kinderspiele sahen, durch die Genauigkeit des Sehens und die Mühelosigkeit des Gestaltens, die sich gleich sehr darin offenbarten.

Wichmann, ein Verwandter seiner Mutter, wurde des Knaben erster Lehrer in der Kunst, deren Wahl als Lebensberuf für ihn keinen Augenblick in Zweifel gestellt wurde und werden konnte. Im vierzehnten oder fünfzehnten Jahr hatte er das, was in der bildhauerischen Technik gelehrt werden kann, vollständig in seiner Gewalt. In Rauchs Werkstatt ist er, wenn ich mich recht entsinne, einmal, aber nur ganz vorübergehend, für kurze Zeit eingetreten gewesen.

Die öffentliche Aufmerksamkeit auf den jungen Bildhauer wurde, nachdem sein Militairdienst in der Garde-Infanterie seine Arbeiten in der Werkstatt für eine Zeitlang unterbrochen gehabt hatte, zuerst zu Beginn der fünfziger Jahre durch eine von ihm ausgestellte Marmorgruppe: Hagar und Ismael, gelenkt. Man sieht in dieser Arbeit den heutigen Begas wie in der Knospe. Der Vorgang, der geschildert werden soll, ist darin in schlichter Wahrheit und überzeugender Kraft dargestellt. Aber eine gewisse Gebundenheit in Ausdruck und noch mehr in der Formengebung, eine Zartheit und Scheu, die ihm später sehr fremd werden sollte, lassen auf das jugendliche Alter des Bildhauers schließen. Das Naturstudium aber ist mit gewissenhaftem Ernst betrieben. Die Durchführung der nackten Partien, besonders der hagern Gestalt des dem Verschmachten nahen Knaben, ist äußerst weit gebracht, Hände und Füße sind mit feinem Verständniß und ehrlicher Liebe in allen Details der lebendigen, individuellen, natürlichen Erscheinung herausgearbeitet; weit mehr als es an den ersten Arbeiten unserer Werkstattschulen, ja auch an denen der Mehrzahl mancher Meister zu geschehen pflegte.

Dieser Gruppe folgte eine andere: Amor, schlafend von Psyche mit der Lampe in der Hand belauscht. Er führte in Berlin nur ein Modell für dieselbe aus. Banquier Oppenheim bestellte sie in Marmor und Begas begab sich zur Ausführung derselben 1855 nach Rom.

Der Studienaufenthalt in der ewigen Stadt ist für sein Leben und seine fernere Entwickelung entscheidend geworden. Der Anblick des von der antiken Kunst, aber besonders auch des von den großen Meistern der Renaissance Geschaffenen, und das ihm hier vergönnte Studium der menschlichen Gestalt an einer bevorzugten Menschenrace, an lebendigen Modellen von ausgeprägter Charakteristik und Entschiedenheit und allseitig harmonischer Ausbildung der Formen einerseits, und von urwüchsiger normaler, frei entwickelter gesunder Schönheit, edlem Rhythmus der Bewegungen, natürlicher Anmuth, Hoheit, unverzierter Grazie und plastisch statuarischem Aplomb der Stellungen andrerseits, — das war es, was Rom und Italien ihm gewährte, wie es kein anderes Land und Volk zu bieten vermag. Das war es, was, wie schon bei so Manchem vor ihm, während dieses Aufenthalts seine Kraft reifen und jene knospenhafte Gebundenheit sprengen ließ, welche sich an seiner Hagar-Gruppe noch zeigte.

Für eine Natur und ein Talent, wie das seine, war es als ein Glück zu betrachten, daß die deutschen Künstler in Rom nicht wie die französischen eine zweite Akademie, eine sorgende aber strenge, die Regeln des Lebens und Studiums vorschreibende und über ihrer Befolgung wachende Pflegerin und Erzieherin, wie das oft bei uns befürwortete und als Muster hingestellte Institut in der Villa Medici am Monte Pincio in seinen Schutz und Aufsicht nimmt. — Unter Eindrücken wie die geschilderten, in glücklicher Freiheit, einzig aus sich und seinem eigensten Wesen heraus die Richtschnur und das Gesetz seiner Entwicklung empfangend, modellirte er, neben der Ausführung anderer, kleinerer Arbeiten, wie jene Marmorstatue eines weinlaub= und traubenbekränzten Bacchusknaben mit üppig prangender Gliederfülle, nach der Vollendung der Amor= und Psyche=, jene Pan= und Psyche=Gruppe, von welcher meine Erzählung ausging. — Es ist bezeichnend und folgenreich für Begas, daß er sich während seiner römischen Studienzeit keinem Bildhauer, keinem Studiengenossen der gleichen Kunst anschloß, dagegen eine auf inniger Verwandtschaft des künstlerischen Glaubens und der Naturen beruhende Freundschaft für's Leben mit drei ziemlich gleichaltrigen hochbegabten Malern schloß, die, jeder in ihrer Art, bald danach und bis diesen Tag fast mit jeder neuen Schöpfung, ähnlich wie Begas selbst, eben so leidenschaftlichen Enthusiasmus als heftigen Widerspruch erregen: Böcklin, Lenbach und Feuerbach.

Im Spätsommer 1858, nicht eben freudigen Herzens, oder etwa von der unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Heimath getrieben, kehrte er, sein Werk, die schöne reife Frucht seiner glücklichen, römischen Jahre mit sich führend, nach Berlin zurück.

Der Erfolg seiner Gruppe auf der Kunstausstellung jenes Jahres konnte seinem Ehrgeiz wohl eine schmeichelhafte Befriedigung gewähren. Aber es war zunächst nur ein sehr platonischer, theoretischer Erfolg. Niemand bestellte seine Gruppe in Bronce oder Marmor. Niemand gab ihm einen Auftrag. Das deutsche Publikum und die Großen in Preußen zumal beweisen besonders der plastischen Kunst gegenüber, sobald sie nicht ihre wahre Aufgabe in der Denkmalherstellung für officielle Berühmtheiten, vaterländische Helden, Feldherren, Fürsten und Staatsminister erkennt, nur zu gern diese platonische, uneigennützige, auf den Besitz der Gegenstände derselben gern verzichtende Liebe. Für den Künstler ist das wenig ermuthigend.

Der einzige Auftrag, welchen Reinhold Begas in Folge seiner Pan=Gruppe wurde, war der zu einer größeren decorativen Arbeit: für das damals von Hitzig eben vollendete Gebäude der neuen Börse zu Berlin die, den Mitteltheil der Façade krönende, symbolische Gruppe Borussia, Handel, Ackerbau und Industrie beschützend. Nach dem kleinen Hilfsmodell ist sie zum Theil dort oben an Ort und Stelle in kolossalem Maßstabe in Sandstein ausgeführt worden. Sie hat ihrer Zeit viel ästhetisches Entsetzen und Entrüstung bei den Kritikern, wie den strengen Rauch= und Schinkel=Bekennern

Berlins erregt. In der Composition und Formengebung zeigte sich eine so unverhohlene Hinneigung zur Skulptur des Barockzeitalters, wie man sie innerhalb dieser so wohl disciplinirten Bildhauerschule kaum für möglich gehalten hätte. Eine solche Ketzerei verdiente die Brandmarkung, die ihr denn auch reichlich geworden ist. Seitdem hat man auch in Berlin einsehn gelernt, daß für die decorative Plastik der Weg, welchen Begas hier eingeschlagen hat, ein sehr richtiger ist, und gerade die Barock-Kunst, wie man sich dort an den schönsten Beispielen derselben am königlichen Schloß und am Zeughause überzeugen kann, solchen Aufgaben ganz anders gerecht zu werden vermag, als die zahme, immer ängstlich um das sogenannte „edle Maßhalten" (was ihr aus gutem Grund durchaus nicht schwierig wurde!) besorgte Plastik der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine andre, frei aus eigenem Antriebe und schöpferischem Drange ausgeführte Arbeit der Jahre 59 und 60 war die Gruppe: Faunenfamilie, deren Modell auf der akademischen Ausstellung jenes Herbstes erschien. In der Kühnheit und Freiheit der Gestaltung ging Begas in ihr bereits merklich über die Pans-Gruppe hinaus. Ein schönes junges Weib läßt ihren kleinen nackten Buben, den sie über ihr Haupt erhoben hat, auf ihren Schultern tanzen zum Klange der Pansflöte, welche der auf etwas niedrigerem Felsblock sitzende Vater Faun gespielt, und eben nur abgesetzt hat, um mit herzlicher Lust zu seinem derben Sprößling da über ihm hinaufzublicken. Das ursprünglichste Menschenglück hat in diesen eng verbundnen, frei und freudig bewegten Gestalten einen etwas stürmischen Ausdruck erhalten, zu welchem besonders diejenigen der plastischen Kunst das Recht am entschiedensten abzusprechen pflegen, welche nie in die Gefahr kommen, selbst die Probe zu machen, ob diese Kunst nicht die Fähigkeit dazu besitzt. — Unter den Büsten, welche Begas in jener Zeit nach der Natur modellirte und in denen sich seine Begabung für die geistige Erfassung der Individualität des Menschenantlitzes und für die plastische Portraitbildnerei zuerst in ihrer seltenen Kraft erwies, ist besonders die des ehemaligen Reichskriegsministers, Generals v. Peucker, und die Ferdinand Lassalles hervorzuheben. Den Bronceguß der ersten mochte er nicht der Raspel eines Ciseleurs dahingeben, sondern bearbeitete ihn selbst mit eigner Hand. Er erreichte damit ein Leben der Oberfläche, das durch die bei uns gebräuchliche mechanische Behandlung der Broncen aus den Güssen auch lebendig gearbeiteter Modelle nur zu oft herausgetrieben worden ist.

In Weimar hatte Großherzog Karl Alexander damals seit Kurzem jene „Kunstschule" in's Leben gerufen, welche seitdem, besonders für die deutsche Malerei, so manche gute und reiche Früchte getragen hat. Man spähte in Deutschland wie im Auslande nach neuen frischen Kräften, nach Talenten aus, welche in ihren Werken die Beweise einer aus den so lange gewahrten Geleisen herausgehenden Auffassung der Natur und einer originalen schöpferischen Potenz gegeben hätten. Eine feste Anstellung, wenn auch mit bescheidener Besoldung, ein gutes Atelier in der Kunstschule, eine ehrenvolle

gesellschaftliche Stellung, eine in den Großstädten nicht gewährte, der künstlerischen Production so vortheilhafte Ruhe zu ungestörter Arbeit und der Professortitel, mit welchem die Hoffähigkeit verbunden war, solche Vortheile, welche Weimar, nächst seiner Lage, der poetischen geistigen Atmosphäre der Stadt, den an die neue Kunstschule berufenen Meistern zu bieten hatte, blieben nicht ohne verlockende Wirkung auf manches Künstlerherz. Pauwels in Brüssel, der damals eben glänzend aufgestiegene neue Stern der belgischen Geschichtsmalerei, Böcklin, Feuerbach, Lenbach hatten die an sie ergangenen Einladungen angenommen, waren Weimarische Professoren geworden. Nun sollte mit der Kunstschule auch eine Bildhauerklasse verbunden werden. Auf Reinhold Begas war die Aufmerksamkeit gewendet. Als auch an ihn die betreffende Anfrage gerichtet wurde, acceptirte er. Im Frühling 1861 ging er nach Weimar.

Wer die dortigen Verhältnisse und bestimmenden Persönlichkeiten, und wer die Natur dieses Künstlers kannte, vermochte sich mit ziemlicher Gewißheit zu sagen, daß seine Stellung dort sehr bald unmöglich und sein Aushalten in ihr unmöglich von langer Dauer sein könne. Nach weniger als zwei Jahren löste er die Verbindung und kehrte nach Berlin zurück. Der Versuch, eine Weimarische Bildhauerschule zu begründen, ist seitdem nie wieder aufgenommen worden. —

In Ermangelung directer Aufträge, nach denen ein Talent dieses Schlages in jedem andern Lande als dem damaligen Deutschland schwerlich so lange vergebens auszuspähen gehabt hätte, benutzte Begas seine Muße in Weimar, um sich an zwei wichtigen Concurrenzen zu betheiligen, die gerade damals für deutsche Bildhauer ausgeschrieben wurden. Bei der einen handelte es sich um das in Köln zu errichtende Denkmal für König Friedrich Wilhelm III., dem Vereiniger der Rheinlande mit Preußen, bei der andern um ein Monument für Schiller in Berlin.

Für beide lieferte er Skizzen. Und mit beiden erntete er so viele begeisterte Anerkennung von der einen Seite wie heftigen Tadel und Verdammung von der andern. Jedenfalls ein besseres wünschenswertheres Schicksal für jeden Künstler, als wenn die Gleichgiltigkeit oder das kühle respectvolle „Bestehen lassen" die Wirkungen sind, welche er mit dem von ihm Geschaffenen hervorbringt.

Die große Modellskizze des Königsdenkmals für Köln ist wenig in Deutschland bekannt geworden. Mir ist sie jeder Zeit, nach ihrer ganzen Erfindung, ihrem Aufbau und der sich schon in dieser nur eben skizzenhaften Gestalt zeigenden, plastischen Anlage, als die großartigste auf dem Gebiet der Monumentalbildnerei erschienen, die seit Schlüters großem Kurfürsten der Phantasie eines deutschen Bildhauers entsprang. Des Königs Gestalt in schwerfaltigem, hermelinbesetztem Herrschermantel, das Haupt vom Lorbeerkranz gekrönt, auf ruhig schreitendem, mächtigen Schlachthengst reitend, wurde zwar in Bezug auf die genauere Portrait-Aehnlichkeit des Wesens und der Haltung

mit der Friedrich Wilhelms III. manches zu wünschen übrig lassen; und weniger noch dürfte dies Roß den von ihm seiner Zeit gerittenen „Engländern“ geglichen haben. Aber bei einem derartigen Gedächtnißmonument sollten andre Rücksichten im Vordergrunde stehen, als die auf die genaue realistische Darstellung der endlichen Persönlichkeit des zu feiernden Helden. Diese Reiterstatue zeigt Begas' Entwurf nicht thronend auf himmelhohem Postament, sondern auf einem Sockel von wohlberechneten mäßigen Höhendimensionen. Und an dessen Ecken postirte er nicht die gebräuchlichen Portraitstatuen von Ministern und Feldherren in den langweiligen, unkünstlerischen Kostümen ihrer an Geschmack so bankerotten Epoche; die Seitenflächen überzog er nicht mit den Relief-Darstellungen bestimmter historischer Vorgänge und Thaten aus des Königs Leben und Regierung, sondern paarweis gruppirte, grandiose nackte Männergestalten, die Verkörperungen der damaligen acht Provinzen des Staates, durch charakteristische Attribute in ihrer Bedeutung gekennzeichnet, stützen an den vier Ecken des Sockels die Fußplatte des Reiterstandbildes, in wechselnden prächtig bewegten Stellungen, die Häupter zu dem Herrscher hinauf gewendet, Einer und der Andere die Hand aufgereckt zu Gruß und Schwur, zu Dem, den sie, wie einen erkürten Herrn und Führer auf einem Heerschilde, auf ihren mächtigen Schultern zu tragen scheinen. Die Reliefs waren durchaus in dem gleichen idealen Monumentalstyl gehalten. Hier bildet eine Bellona, welche das Volk zum Kampf aufruft, hier die Repräsentantin der Gesetzgebung des Friedens den Mittelpunkt, der nur in den großen Zügen angedeuteten Composition. Dies Ganze, reich und gewaltig, und doch ruhevoll und einfach im Ausbau und im Totaleindruck, erhebt sich über drei breiter und immer breiter ausladenden Stufen. An den vier Ecken der untersten derselben aber lagern vier Löwen mit wachsam und dräuend aufgerichteten Häuptern, Mörser, Kugeln und andere zum „Pomp des grausen Kriegs“ gehörige Attribute zwischen den Pranken haltend.

Die besten Bücher bleiben bekanntlich ungeschrieben, die besten Ideen werden in Papierkörben und Actenstößen als nie benutztes schätzbares Material begraben; und wie viele der besten Skizzen gelangen nie zur Ausführung! Das Wunderliche in diesem speciellen Fall (wir haben Aehnliches seitdem und vordem freilich nicht selten erlebt) war nur, daß die in dieser Concurrenz entscheidende Jury zwar nicht umhin konnte, dieser Skizze alle anderen überragend' „groß Verdienst unwillig anzuerkennen“, ihr sogar, durch ihre Macht bezwungen, den ersten Preis — einen ganz anständigen: 3000 Thaler — zuzusprechen, daß sie dennoch gleichzeitig ihre Ausführung behufs der Aufstellung in Köln für unmöglich oder nicht empfehlenswerth erklärte. Man weiß, daß eines Kölnischen Kindes, des hochbegabten Gustav Bläser, Skizze dazu gewählt wurde, deren Conception und Stil besser dem entsprach, was man, seit dem Dasein des Rauch'schen Friedrichs-Denkmals, sich in Deutschland unter eines Königs Reitermonument vorzustellen pflegt, besser den Wünschen und dem Verständniß des Publikums, dem Geschmack und den

Anschauungen der Commission und höchster entscheidender Behörden von der Monumentalbildnerei entsprach.

Während in Köln die Concurrenz für Begas einen solchen, immerhin sehr ehrenvollen Ausgang nahm, gelang es in der um das Schiller-Denkmal für Berlin der von ihm eingesendeten Skizze einen Erfolg anderer Art zu erzwingen. Jene Skizze war, was die Composition des Postamentes betrifft, der, welche das heut den Platz vor dem Schauspielhause schmückende Marmordenkmal des Dichters zeigt, in der Hauptsache genau entsprechend. Nur die Statue des Dichters wich auf der Skizze völlig von der sich jetzt erhebenden ab. Schreibend, eine Tafel mit der Linken haltend, das Haupt aufgerichtet wie im Moment der poetischen Ekstase, der Conception, war er dargestellt, der Mantel entglitt seiner Schulter. Der Eindruck dieser so weit von dem nun einmal Hergebrachten abweichenden, gänzlich unberlinischen Denkmalscomposition, dieser eigenartig grandiosen und dieser eben so eigenartig lieblichen Musengestalten, die einmal nicht von den Rauch'schen Victorien abstammten, selbst in der Skizze, war ein außerordentlicher. Man ergriff in den Berliner Bildungskreisen lebhaft Partei dafür und ebenso dagegen. Die ansprechende, bereits ziemlich sorglich durchgeführte, correct und regelrecht gedachte und componirte Concurrenzskizze des Bildhauers Siemering gewann fast eben so viele Stimmen für sich. Zu einer zweiten engeren Concurrenz wurden beide Bewerber eingeladen und ihnen die sonderbare Bedingung gestellt, bei den neuen Skizzen die „von der Kritik gerügten" Mißgriffe zu repariren. Die Composition des Postamentes, seine Behandlung als Brunnen, worin eben nach Idee und Erscheinung einer der Hauptvorzüge und glücklichsten Eigenthümlichkeiten seines Denkmalentwurfs lag, müsse von Begas aufgegeben und das Ganze im Stil dem der Architektur des dahinter liegenden Schinkel'schen Schauspielhauses angepaßt werden. Was man sich dabei zu denken hat, ein Werk der monumentalen Plastik auf einem Platze im Stil dem eines Gebäudes in der Nähe gleich zu machen, dürfte auch für die, welche diese Bedingung stellten, eine schwer zu beantwortende Frage sein.

Wie immer in solchen Fällen blieben die zweiten Skizzen, welche nur nach vorhergegangenem Sacrifizio del'intelletto in der verlangten gänzlich abweichenden Composition von den Autoren der ersten entworfen werden konnten, weit hinter den ursprünglichen zurück. Aber die Jury erklärte sich nun durch die von Begas entworfene ziemlich befriedigt. Er erhielt den Auftrag zur Ausführung. Aber es wurde eine Art Ueberwachungscommission eingesetzt, welche dafür zu sorgen beauftragt wurde, daß er nicht etwa bei der Ausführung im Großen wieder in die verurtheilten Sünden seines ursprünglichen Entwurfes zurückfiele. Die Mitglieder glaubten gewiß ernstlich ihrer Pflicht zu walten. Dennoch geschah das Seltsame: schon im halblebensgroßen Hilfsmodelle war Begas wieder zu der Composition der ersten Skizze zurückgekehrt. Dieselben halbrund vortretenden Brunnenbecken, die

wasserspeienden Löwenköpfe, dieselben Gestalten des Dramas, der Lyrik, der Geschichte und Philosophie in den gleichen Charakteren und Stellungen, wie dort. Und Niemand von den Wächtern protestirte und klagte an! Nur die Gestalt Schillers wurde eine völlig abweichende von der auf beiden Skizzen: die mit dem groß drapirten Mantel auf der linken Schulter bekleidete, ruhig — mit etwas lahm nachschleppendem rechten Bein — dastehende, mit der Manuscriptrolle in der Hand, als Bildnißstatue den herrlichen symbolischen Weibern an seines Sockels Fuß doch nicht völlig gleichwerthig.

Die weitere Geschichte des Schillerdenkmals ist noch in ziemlich unverwischtem Gedächtniß der Zeitgenossen. Ich brauche die Verschleppungen, welche die Aufstellung und Enthüllung zu erfahren hatte, hier nicht erst noch einmal zu erzählen, nicht diese unerquickliche, erst zwei Jahre nach der Vollendung und nach dem bestimmt gewesenen Termine, am 10. November 1871 zum glücklichen Ende gebrachte, für Vieles in unseren damaligen öffentlichen Zuständen so charakteristische Episode aus dem Kunstleben Berlins zu recapituliren. Ich wende mich lieber zu der Geschichte des Künstlers und seiner folgenden Arbeiten zurück.

Als sein Sieg in der engern Concurrenz in der gedachten Weise entschieden war, im Frühling 1863, ging Begas über Paris zu einem zweiten kurzen Aufenthalt nach Italien, dem im darauf folgenden Jahr ein desto längerer folgte. Der Künstler hatte sich im Jahre 1864 verheirathet, und genoß die erste Zeit seines jungen Glücks in Rom. Was in den Gedanken der Dichter verhältnißmäßig leicht nachzuweisen ist, und in denen der Musiker, der schöpferischen wenigstens, wenn meist auch sehr irrthümlich, vorausgesetzt wird: die Spiegelung ihres eignen menschlichen Gemüthslebens, der Ereignisse und Erfahrungen in ihren künstlerischen Producten, das dürfte auch dem feinsten Blick in denen des Bildhauers eben so unerkennbar bleiben, wie in denen des Architekten. Wer anders darüber dächte, könnte möglicherweise das vielberedete Kunstwerk, welches Begas während jenes ehelichen Liebesfrühlings in Rom bildete, die Venus- und Amorgruppe als eine Schöpfung auszudeuten versuchen, die deutlich den Einfluß dieses Herzensglückes auf die Phantasie des Künstlers bewiese. Das lebensgroße Modell derselben erschien auf der Berliner Kunstausstellung im Herbst 1864. Ihm gegenüber wiederholte sich dieselbe Erscheinung, wie bei dem Schillerdenkmal, nur noch in verstärkterem Maße. Die Gruppe ist später in einer, durch die Collas'sche Maschine hergestellten, mathematisch ähnlich verkleinerten Copie viel verbreitet worden und allbekannt. Das Motiv giebt das Anakreontische Gedicht von der Verletzung Amors durch einen Bienenstich. Der Liebesgott der Begas'schen Gruppe ist ein kräftig entwickelter, derber, kleiner Bube, welcher in der auf's glücklichste getroffenen naiv drolligen Haltung seines nackten Körpers und der vollen rundlich schwellenden Kinderglieder dasteht, mit betrübtem wehleidigem Ausdruck in dem herzigen Gesichtchen, den linken, nahe dem Handgelenk vom Stich verletzten Arm und das Händchen mit gespreizten Fingern gerade ausstreckend,

während er mit der Daumenseite der kleinen Rechten in einer Bewegung von vollendeter Naturwahrheit über die schmerzende Stelle hinstreift, als wollte er Wunde und Weh damit fortwischen. Neben ihm auf einem Felsblock sitzt seine holde göttliche Mutter. Zu dem Knaben niedergebeugt, dessen Nacken sie innig mit dem linken Arm umschlingt, ihre Wange nahe an der seinigen, sucht sie mit den Fingern ihrer Rechten das gesenkte Kinn des Kleinen sanft in die Höhe zu heben und scheint ihm mit ermunternd lächelnden Augen und Lippen Trost zuzusprechen. Daß diese Gruppe in der Composition, im Linienzuge vorzüglich zusammenschloß, daß dieser kindliche und dieser weibliche Körper eine nicht zu übertreffende Wahrheit des Lebens in den Formen und der Bewegung zeigten, daß die Situation in ihrer naiven Poesie, und die Empfindung des Knaben wie der Mutter in den Stellungen wie in den Köpfen den treulich entsprechenden und anmuthigsten Ausdruck gefunden hatte, vermochten auch die heftigsten Gegner dem Werk kaum abzusprechen. Aber freilich: eine Olympierin, deren „Götterjugend Rosen blühen wandellos im ewigen Ruin“, eine Venus, wie die Bildhauer nach dem Vorbilde verschiedener antiker Venusstatuen die Göttin der Liebe und Schönheit und mit Ersparung der Mühe eines weitgetriebenen Naturstudiums zu gestalten pflegen, ist das hier dargestellte in süßer reifer Fülle prangende Weib nicht; und jener prächtige, echt menschlich kindliche Bube kein nur mit Ambrosia gespeister, mit Nektar getränkter Götterknabe. Aber ist denn das über die Bedeutung einer solchen Schöpfung der plastischen Kunst entscheidend?! Gegen diesen Punkt gerade richteten sich indeß alle Angriffe der Gegner. Mit welchen kritischen Artikeln und welchen trefflichen Lectionen ist damals Begas und ist gleichzeitig der Unterzeichnete von den Alles wissenden, Alles gelernt, „schrecklich viel gelesen“, aber nie etwas in der lebendigen Natur gesehen und beobachtet habenden und noch weniger könnenden hochweisen Kunstrichtern in der Presse überschüttet worden! Begas für sein Werk; — ich, weil ich öffentlich sehr warm dafür in's Zeug ging.

Aber wie bald und wie spurlos gehen derartige „kritische Vernichtungen“ vorüber, während das Kunstwerk bleibt und immer neue Geschlechter der Menschen erfreut und ergreift.

Endlich hatte diese Gruppe für ihren Bildner auch den Erfolg, daß ihm (von einem kunstsinnigen Berliner Großhändler) die Ausführung derselben in dem gleichen lebensgroßen Maßstabe in Marmor bestellt wurde; eine Arbeit, in deren persönlicher Durchführung Begas eine eben so seltene Meisterschaft der Marmortechnik bewährte, als er sie in der Behandlung des Thons und der Ueberarbeitung des Broncegusses bewiesen hatte.

Während des Weiterarbeitens an der Ausführung des großen Modells der Gestalten des Schillerdenkmals, entstanden in seiner Werkstatt unausgesetzt Thonentwürfe und Skizzen zu neuen Statuen und Gruppen, durchweg seine Phantasieschöpfungen, den Stoffen nach der rechten Heimathwelt der plastischen

Kunst angehörig, d. h. der holden Fabelwelt der antiken Mythe und eines ursprünglichen, unverfälschten und unverkleideten schönen Menschenthums. Eine tiefe künstlerische Abneigung hat Begas jederzeit gegen die Darstellung des historischen Menschen, gegen die Bildnerei der Herren und Damen in den Zeitkostümen, gegen die plastische Wiedergabe von militärischen oder bürgerlichen Röcken und Hosen, Hüten, Orden, Cravatten, Degen, Stiefeln Tressen, Fangschnüren, Roben, Spitzen und Broderien in den Materialien der Bildhauerei erfüllt — somit gegen jene Aufgaben, die wenigstens in Deutschland noch immer die hauptsächlichsten, zahl- und umfangreichsten, ehrenvollsten und gewinnbringendsten sind, welche der Sculptur in Marmor und Bronce überhaupt gestellt werden. Diese Art der realistischen Kunst mußte ihm der ganzen Anlage seiner geistigen Persönlichkeit nach ein Gräuel sein; einer Persönlichkeit, welche unter allen hervorragenden modernen, die ich kenne, mit dem charakteristischen Wesen der Menschen, der italienischen Renaissance, zumal ihrer Künstler, die meisten verwandten Grundzüge zeigt. In dem Sinne, wie sie es waren, mag er als Bildhauer, auch als „Realist“ gelten. Wie gut er auch das kennt und zu schätzen weiß, was uns an Resten von der wirklich hohen Kunst der antiken Welt gerettet blieb — er mag als Quelle des Formenstudiums, als Meister, Lehrer und Berather doch nur die ewige Natur, das lebendige Werk Gottes gelten lassen. Die antike Sculptur hat, was wir immer zu vergessen scheinen, eben auch kein anderes Lehrbuch und keine andere hohe Schule gehabt, als dieses. Daß Begas durch die leidenschaftliche Begeisterung für jenes Lebendige oft dazu hingerissen wird, der genauen Wahrheit der menschlichen Körperform und der Erscheinung ihrer Oberfläche die Ruhe, die schlichte Größe und jenes kaum Definirbare wofür man nur die Bezeichnung „Geschmack“ hat, zu opfern, muß zugegeben werden. Auch an jener Venusgruppe ist ihm das leicht nachzuweisen, und an manchen anderen seiner Werke nicht minder. Jedenfalls lassen wir uns lieber diese Sünden in einem Kunstwerk gefallen, als jene trostlose Leere und nüchterne Langeweile, welche so vielen modernen Sculpturwerken anhaftet, denen einzig die Schulabgüsse antiker Plastik, nach welchen ihre Autoren modelliren lernten, stets die Lebensregel waren, d. h. als Maßstab, Muster und Zuchtmeister vor dem Auge gestanden zu haben scheinen.

Auf die Venusgruppe folgte 1865 die lebensgroße Statue einer dem Bade entstiegenen Frauengestalt. In einer Bewegung voll ganz eigenartiger Grazie und ungesuchtem plastischen Aplomb, wie sie mit rasch auffassendem Blick in glücklichem Moment an einer schön organisirten Statur beobachtet worden sein muß, neigt sie den Oberkörper und Kopf leicht nach der linken Seite hinab, um mit dem Tuch in der rechten Hand, dessen einen Zipfel die Linke unter der Brust hält, das rechte Bein noch unterhalb des Knices an seiner äußeren Seite zu trocknen. Auch hier, wie bei der Venusstatue zeigt der dargestellte weibliche Körper nicht die Schlankheit und Feinheit der nur eben erblühten mädchenhaften Jugend, sondern Leib und Glieder prangen in jener

Reife und Fülle, welche Begas' plastischem Schönheitsideal eben zumeist entspricht. Allgemein geltensollende Ideale mögen die Aesthetiker aufstellen. Aber noch nie hat sich ein schaffenskräftiger Künstler dadurch das Recht verkümmern lassen, sich sein ihm eigenes, gemäßes, individuelles auszubilden, auf dessen Verwirklichung er sein Streben richtet: „auf seine eigene Façon selig zu werden“.

Mit dieser weiblichen Statue ziemlich gleichzeitig entstand ein besonders gefälliges, liebenswürdiges Werk: die Gruppe eines Pan, der einen kleinen nackten Buben im Flötenspiel unterrichtet. In der Stellung des bocksfüßigen Waldgottes und seiner charakteristischen Formengebung ist viel Aehnliches mit der des mehr als doppelt so großen Pan der Psychegruppe. Auch er lehnt mit dem untern Rücken behaglich gegen einen Felsblock hinter seinem Steinsitz, auf den rechten Arm gestützt. Und, wie bequem eingebettet in das weiche, zottige Ziegenfell der Schenkel sitzt der etwa zweijährige Bube mit den runden, vollen Beinchen und ausgestreckten Füßchen, mit ernstem Eifer in das Flötenrohr blasend, auf dessen Löchern die unbehilflichen, kleinen Finger umhertappen. Der Alte aber, mit väterlich-freundlichem Lächeln in dem gefurchten bärtigen Pansgesicht, legt seine breite, große, knochige, aderreiche Hand auf das kindliche Händchen seines Schützlings, um dessen Finger auf die rechten Löcher zu führen.

Diese Gruppe, von Begas nach seinem Modell in Marmor ausgeführt, sandte er 1867 zur Weltausstellung nach Paris, wo sie, wie vordem schon die Psychegruppe, auch in der ungeheuern Menge der dort zusammengehäuften Kunstwerke dennoch durch ihre originelle Kunst und Anmuth die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und ihre verdiente Anerkennung fand.

Die künstlerische Thätigkeit des Meisters breitete sich indeß weiter und immer weiter aus. Die Werkstatt, auf dem Terrain des ehemaligen Albrechtshof gelegen, wurde vergrößert und füllte sich mehr und mehr mit Marmorblöcken, in der Bearbeitung befindlichen Marmorausführungen früherer Modelle, Skizzen, Gipsformen, Thonmodellen neuer Statuen und Zeug-Reliefs, decorativen plastischen Arbeiten. Er war allmälig zu einer Höhe in der Kunst, zu einer Stellung innerhalb der Berliner Bildhauerschaft und einer Schätzung in der Meinung des Publikums herangewachsen, die weder geleugnet und ignorirt, noch durch kritische Beweise des Mangels der Berechtigung dazu und der Verwerflichkeit seiner ganzen Richtung verringert, geschweige denn „vernichtet“ werden konnte. In jenen Jahren entstand das Modell der Brunnenfigur des Knaben, der aus der umgelegten Urne auf seinem Haupt den Wasserstrahl herablaufen läßt; die Statue der jungen Mutter, welche sitzend ihren nackten Buben über ihrem zurückgeworfenen zu ihm aufblickenden Haupt in ihren Händen schwingt, in Bezug reiner Schönheit der weiblichen Formen und Reiz in der Bewegung wohl eine seiner glücklichsten Schöpfungen; die beiden Medaillonreliefs, die für Herrn A. Mendelssohn in Marmor ausgeführt wurden: Venus mit ihren Tauben und dem Amorknaben, und Ganymed mit einem Amoretten. Bei so vieler Kunst und solchem Schönheitsgefühl, wie sie sich in diesen Gestalten bekunden, wirkt hier in dem sonst so anmuths-

und lebensvollen Venusrelief eine kaum verständliche Absonderlichkeit für mich immer störend! Die wunderlich steife, eckige geradlinige Form des Taubenwagens mit seiner kleinlichen, weder plastischen noch malerischen Decoration durch eine zopfige Röschenguirlande und seinen an einer ganz unmöglichen Stelle angesetzten Rädchen.

Das Jahr 1869 verlebte Begas wiederum in Italien. Die schöne künstlerische Frucht dieses Aufenthaltes war das Modell einer bewundernswürdigen, lebensgroßen weiblichen Gestalt, die dem Bade entstiegen, auf niedrigem Sitz ruhend, wie durch irgend ein Geräusch, durch die Sorge, überrascht zu werden, erschreckt, mit dem Tuch, das sie, um ihren schönen Leib zu trocknen, über ihren Rücken geworfen und nach vorn hin straff angespannt gehalten hat, nun die blühende Gestalt dem frechen Blick eines Zudringlichen zu verbergen sucht. Weiter noch, als er es je zuvor gethan, war Begas hier auf die letzten Feinheiten der lebendigen weiblichen Form eingegangen, und hatte einen Körper in Thon gebildet, der in der „frohen Pracht" der gesunden jungen Frauenglieder, in der Lebendigkeit und in der Delicatesse liebevollster Durchbildung wohl noch das Beste übertraf, was ihm in dieser Richtung vordem zu erreichen gelungen war. In noch gesteigerter Vollendung von ihrem Autor in Marmor ausgeführt, schmückte diese Statue die Berliner akademische Ausstellung des Jahres 1872 und die Wiener Welt-Ausstellung von 1873. Ein Berliner Banquier ist der glückliche Besitzer des Werks geworden.

Eine Schöpfung der decorativen Plastik von überschäumender sprudelnder Lust und üppiger Lebensfülle ist der von Begas in den ersten siebziger Jahren modellirte große Candelaber in Gestalt eines Palmbaums, von nackten Putten umgeben, umklettert und umkränzt, welchen er für das Treppenhaus des ganz im reichen Hochrococostyl ausgeführten und eingerichteten Hauses eines Berliner Kunstfreundes modellirte. Eine andere von naivster Lieblichkeit sind die beiden Kindergruppen: Musik und bildende Kunst darstellend, die auf dem Sims des flachen Daches der Huber'schen Villa in der Thiergartenstraße zu Berlin aufgestellt stehen.

Seine volle Lust und Befähigung für die Darstellung der Kindernatur, die er in allen Lebensäußerungen studirt, beobachtet, in sich aufgenommen hat und plastisch zu gestalten weiß, wie Wenige neben ihm, befriedigte und bewies er um dieselbe Zeit besonders in der Modellirung eines ganz in flachem Relief gehaltenen Frieses, mit welchem er sein, auf dem vordern Theil des Grundstücks, auf dessen zurückgelegenem bereits seine Werkstatt stand, erbautes Wohnhaus in so eigenthümlich reizender Weise decorirte. In einem völlig malerischen Stil sich mit behaglicher Freiheit ergehend, versinnlichte er Freuden und Arbeiten des eigenen Hauses und die, welche die Natur in allen Jahreszeiten gewährt, durch das spielende und doch mit der Miene vollen Ernstes geübte Thun nackter Putten auf's Anmuthigste und Ergötzlichste. Es sind nicht Genienbuben von der conventionellen Art und Schön-

heit, wie sie besonders, seit dem Erscheinen von Kaulbachs „weltgeschichtlicher" Kinder-Friescomposition im Berliner Neuen Museum in Malerei und Plastik die Welt unsicher machen und bereits an Wänden und Mauern in Farbe und Stuck, in Büchern und Adressen so viel Unheil angerichtet haben, sondern echte und rechte Kinder, von menschlichem Fleisch und Bein, die es hier musicirend, malend, meißelnd, lesend, fischend, jagend, den Großen nachthun.

Ein Paar solcher nackter Kindergestalten, groß und in voller runder Körperlichkeit modellirt, bilden einen, und nicht den am wenigsten kunstvollendeten Theil einer der edelsten Schöpfungen von Begas: das Grabdenkmal für den nach kurzer Ehe als Vater zweier Kinder verstorbenen jüngeren Sohn des Dr. Strousberg. Am Fußende des Lagers, auf welchem der Todte wie in ruhigem Schlaf ausgestreckt liegt, sind diese beiden Kindergestalten beeifert, Blumengewinde herbeizutragen und die Ruhestätte des Entschlafenen damit zu schmücken. Sein Haupt aber ruht im Schooß einer ihm zu Häupten auf seinem Lager sitzenden Frauengestalt von großartiger, ernster Schönheit, der rechten Verkörperung der Trauer, des gebändigten aber unheilbaren Schmerzes: Das Haupt sanft geneigt, den trüben Blick auf das geschlossene Aug' des Entschlafenen gerichtet, dessen zurückgesunkener Kopf die Hand mit zarter Berührung unterstützt. In der Behandlung der breiten Massen des Gewandes dieser Gestalt und der Decke, die über des Todten Gestalt gebreitet liegt, herrscht hier ein Stil, in dem sich Größe des Wurfs mit Naturwahrheit der Motive innig verbinden. Leider ist die Ausführung dieses Modells in Marmor durch das bekannte Schicksal ihres Bestellers unterbrochen worden, nachdem der kolossale Block bereits punktirt und aus dem Rohen herausgehauen war. In Begas' Werkstatt stehend, harrt die so weit geförderte Gruppe eines neuen Umschwunges des Glücksrades für den Auftraggeber. Und wer, der die Größe und den Reichthum der geistigen Hilfsmittel dieses Mannes, seine Klugheit und Energie kennt, wollte eine solche Drehung heut für ganz unmöglich und dies Werk des Künstlers für immer zum Unvollendetbleiben verurtheilt erklären?!

Unter den, in der ersten Hälfte der Siebziger Jahre von Begas ausgeführten Einzelstatuen ist vor Allem noch die eines Merkur für das Gebäude der Berliner Börse zu nennen, eine nackte ganz naturalistisch kraftvoll gebildete Jünglingsgestalt, die auf dem rechten Bein ruhenden Geldstücke aus einem Beutelchen mit der einen Hand in die andre zählend. — Den kühnsten Aufschwung aber zeigt seine Phantasie und seine Bildnerkraft besonders in zwei großen Gruppen, welche er 1874 und 1876 in Berlin zur Ausstellung brachte. Die erste derselben war die des Merkur, der sich, die zarte Gestalt Psyches als leichte Last auf seine Schultern nehmend, eben anschickt, in stürmischem Fluge von dem Felsen, an dem die befittigten Sohlen noch haften, hinweg und vorwärts in die Lüfte zu schwingen. In dieser mächtigen, nackten Gestalt widerspricht die Muskelfülle, das fast Herkulische des Wuchses allerdings der Vorstellung von dem leichtbeschwingten Götterboten. Aber Begas hat es verstanden, trotz

dieses mächtigen Gliederbaues, der ganzen Gestalt eine solche Bewegtheit, einen freien Schwung zu geben, daß man den Eindruck der Schwere völlig verliert, und die Empfindung hat, als müßte es diesem elastischen, stahlkräftigen Körper etwas ganz Natürliches sein, die Luft mühelos zu durchschneiden. Von desto feinerem Bau, wenn auch nichts weniger als körperlos vergeistigt und verflüchtigt, sondern mit dem vollen Reiz jugendlicher Weiblichkeit geschmückt, ist Psyches von leichten Gewändern umflatterte Gestalt, die mit einer Bewegung und einem Gesichtsausdruck voll lieblicher mädchenhafter Scheu, die zarte Brust an die mächtige Schulter des Gottes anschmiegt, in dessen zu ihr erhobenen Hände sie die ihren legt.

Dieser Gruppe wurde die wohlverdiente Ehre, zur Ausführung in Marmor für die Berliner Nationalgallerie bestimmt zu werden. Im vergangenen Jahr ist das vollendete Werk dahin abgeliefert, um sehr bald danach in die deutsche Ausstellung auf dem Marsfeldpalast der Pariser Weltausstellung entsendet zu werden, wo es zugleich mit zwei andern neueren Schöpfungen von Begas in erster Reihe die Ehre der deutschen Bildhauerkunst vertrat und mehrte.

Das zweite Sculpturwerk war die überlebensgroße Broncegruppe, der „Raub der Sabinerin", als Gypsmodell in Berlin 1876 ausgestellt. Hier erscheint die heroische männliche Gestalt und die in Jugendschönheit prangende weibliche in leidenschaftlich feindlichen Gegensatz zu einander gebracht in dem heißen Kampf von wilder Begierde und verzweifeltem Widerstreben. So reich an Kunst des Aufbaues, an Kraft und Liebreiz die berühmte Darstellung der gleichen Scene durch Giovanni de Bologna in der Loggia dei Lanzi auch sei, so fehlt derselben eins: der Ernst des Ringens. Es kommt der schönen Geraubten, die sich dort in den, sie hoch erhebenden, starken Armen des Römers mit ausgereckten hilfeflehenden Armen schwingt, ersichtlich viel mehr darauf an, eine graziöse und effectvolle Stellung zu machen, als sich los zu ringen, sich nicht fortschleppen zu lassen. In Begas' Gruppe ist das Gegentheil bezweckt und dessen Eindruck auch völlig erreicht. Der behende Räuber hat, mit blitzesartiger Schnelligkeit seine Beute ergreifend, dieselbe mit dem sehnigten rechten Arm quer über den Leib umschlungen und oberhalb der linken Hüfte gepackt, sie über seinen rechten Schenkel geworfen und scheint mit ihr zu einem seiner wartenden Kriegswagen oder Roß zu eilen. Die Geraubte aber stößt mit aller Kraft, welche ihr der Abscheu giebt, mit der Rechten seinen Hals packend, den Gewaltthätigen, Verhaßten von sich ab und sucht vergebens mit den Fingern der Linken die der seinigen von ihrer Seite loszureißen, wo diese ihren Körper gefaßt hatten. Der Kopf ist zurückgeworfen. Das Antlitz drückt Angst, Zorn, Scham, Schmerz in höchster Steigerung aus. Der Mund ist im Schreien weit geöffnet. Darin aber ist Begas nicht ganz consequent verfahren. Ohne Verlust und auffällige Versündigung gegen die Wahrheit könnte dieser Mund halb geschlossen sein. Oeffnet er ihn aber in solchem Maß, so mußte er, wie es Giovanni in seiner Gladiatorengruppe bei dem um Gnade schreienden Besiegten gethan hat, auch die inneren, dadurch

bloßgelegten Theile der Mundhöhle genau und ausführlich durchbilden. Das hat er unterlassen. Der Kühnheit des Aufbaues dieser Gruppe, der wild leidenschaftlichen Bewegtheit der Gestalten und der ganzen Action hält die weise Abwägung der Massen und die Durchbildung der Einzelformen zur vollen Wahrheit des Lebens darin das Gleichgewicht. — Der von Gladenbeck in Berlin ausgeführte Bronceguß des Werkes ist neuerdings Eigenthum eines rheinischen Fabrikherrn geworden.

Das außerordentliche künstlerische Vermögen, welches sich in diesen großen Arbeiten offenbart, verleugnet seine Eigenart und Kraft eben so wenig in der Ausführung von so anscheinend einfachen Aufgaben, wie Portraitbüsten nach der Natur. Solche, wie die in den letzten vier Jahren von Begas modellirten und in Marmor gemeißelten: Adolf Menzels, die der 1877 vielbeklagt in Rom verstorbenen Frau Hopfen, stehen als plastische Widerspiegelung der athmenden, blutdurchpulsten sinnlichen Erscheinung, wie des intimsten geistigen Wesens und Seelenlebens der Dargestellten und in der Kunst der Marmorbearbeitung, die Begas mit eigner Hand noch zuletzt direct vor der Natur zu vollenden pflegt, durchaus hors ligne. Wie sehr und mit wie gutem Grund man die Sculptur der Franzosen hochschätzen möge, so war es uns dennoch z. B. unmöglich, und jeder unbefangen Prüfende mußte mir darin beistimmen, unter den zahllosen Büsten selbst dieser Meister der plastischen Kunst eine zu finden, welche sich diesen beiden hätte vergleichen lassen. Nur Begas selbst hat ein, ihnen wohl nicht nachstehendes Werk ähnlicher Gattung, den Portrait-Kopf (mit dem Halse, aber ohne Schultern daran) des Grafen Moltke ganz neuerdings nach dem Leben ausgeführt. Drei Büsten von Frauen der Berliner Gesellschaft, die er neuerdings in Marmor meißelte, kommen jenen wenigstens ziemlich nahe. —

Die in Begas so mächtig und entschieden ausgesprochene Begabung für die monumentale Plastik hat seit dem Schillerdenkmal bisher noch keine Gelegenheit erhalten, sich in der Durchführung einer großen Aufgabe dieser Art zu bethätigen. An verschiedenen Concurrenzen um Denkmals-Aufträge betheiligte er sich wohl inzwischen. Aber immer haben gerade die Eigenschaften der Composition seiner Entwürfe, welche deren wichtigsten Vorzug vor andern ausmachten, den Grund für die entscheidende Ablehnung der letzteren geboten. Dennoch war es unmöglich, sie nicht wenigstens durch Preise auszuzeichnen, und damit ihren überragenden künstlerischen Werth thatsächlich anzuerkennen.

Ein Denkmal für einen großen Mann in Deutschland wollen diejenigen, bei welchen nicht die letzte Bestimmung darüber liegt, seien es Comités oder Behörden, nun einmal nicht in einer von den bei uns gewohnten hergebrachten Grundformen solcher Monumente so abweichenden Gestalt errichtet sehen, wie R. Begas sie in seinen Concurrenzskizzen dafür zu entwerfen pflegte. Bei der Preisbewerbung um die Denkmale der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt für Berlin und bei der des Liebig-Monument für München empfing man den Beweis dafür. In seinen Skizzen zu den beiden ersteren ist jene Abweichung die entschiedenste.

Statt der Portraitstatuen auf bedeutsam dekorirten Sockeln, zeigen diese Entwürfe nur die Kolossalbüsten der zu ehrenden Männer auf höheren, schlanken Postamenten; aber an deren Plinth lehnend, hier eine herrliche nackte Idealgestalt eines Jünglings-Genies, dort die eines weiblichen, von gleich idealer Anmuth, auf den Stufen des Denkmals, den Sockel mit Blumenfestons bekränzend. Empfiehlt sich eine solche Lösung der Aufgabe, bei welcher die wirkliche Kunst doch ganz anders zu Worte kommen kann, in der Darstellung der Schönheit reiner Menschengestalt in Fällen wo es sich darum handelt, einen Helden des Geistes, einen Denker oder Forscher zu ehren, nicht unvergleichlich mehr, als die conventionelle Art ihrer Behandlung, bei welcher dem Bildhauer die unerquickliche Pflicht zugemuthet wird, eine oft nichts weniger als zur plastischen Darstellung geeignete und reizende körperliche Erscheinung mit den unvermeidlichen Röcken resp. Talaren, Westen, Beinkleidern und Schuhen zu modelliren, wenn er sie nicht — auch ein trauriger Nothbehelf! — in den gebräuchlichen Faltensack des Mantels hüllen will?

Die, welche in dieser Denkmalsangelegenheit das letzte Wort zu sprechen haben, dachten anders als die große Majorität der Urtheilsfähigen im Publicum und beantworteten jene Frage mit Nein. Der Entwurf eines jüngeren Berliner Bildhauers in Rom, Otto, welcher Alexander von Humboldt sitzend auf reliefgeschmücktem Postament zeigte, wurde zur Ausführung bestimmt und Begas zur Modellirung einer in der allgemeinen Disposition dieser entsprechenden Denkmalsskizze für Alexander aufgefordert. Er hat diese Composition gemacht und zwei der originalsten schönheitsvollsten Schöpfungen der modernen Plastik bleiben unausgeführt.

Nicht unmöglich scheint es, und auf's innigste zu wünschen wäre es jedenfalls, wenn ein besseres Schicksal der grandios gedachten, disponirten und und entworfenen Skizze zu einem monumentalen Brunnen für den Schloßplatz zu Berlin beschieden wäre, an der wir ihn jüngst abwechselnd mit der Arbeit an dem großen Modell einer symbolischen Frauengestalt voll idealer Hoheit und sinnlich-lebenschwellender Schönheit, den Reichthum repräsentirend, für einen Raum im Gebäude der Reichsbank zu Berlin, thätig sahen. —

In der alten Berliner Bildhauerschule ist Reinhold Begas die Rolle des Hechts im Karpfenteich zugefallen. Wie ist ihre einstige Einheit im Glauben, ihr gemeinsames Gepräge dahingeschwunden in den zwei Jahrzehnten nach seinem ersten Auftreten! Ohne bis vor wenigen Jahren, wo er zur Leitung der Meisterklasse für Bildhauer an der Berliner Akademie berufen wurde, persönlich Schüler ausgebildet zu haben, hat er zumal die jugendlichen Geister auf's stärkste beeinflußt. Das Neue und Ueberraschende, das Kühne gegen hergebrachte Ordnungen, Regelzwang und Dogmen sich Auflehnende und durch die eigenen Schöpfungen Protestirende wird immer am schnellsten und stärksten zur Nachahmung verführen und mit fortreißen. Daß auf diesem Wege für Talente von geringerer Kraft, geringerem Ernst, Schönheitsgefühl und plastischem Blick die Gefahr der schnellen Verwilderung, der

gänzlichen Ausartung ihrer Plastik in's formlos Malerische oder in's noch Naturalistische sehr nahe liegt, ist unbestreitbar und hat sich bereits mehrfach bei unsern jüngern Bildhauern bewiesen.

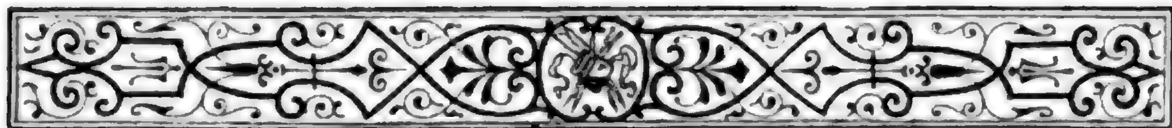
Und damit stehen wir erst am Anfange. Jedenfalls hat Begas ein neues Element und einen neuen frischen Zug in die moderne deutsche Bildhauerei gebracht und den unheilvollen Folgen seines Beispiels sind immer noch mehr segensreiche Früchte desselben gegenüberzustellen. An der erfreulichsten Entwicklung des schönen reichen Talents Hundtriesers, Ottos, des jüngern Bruders Karl Begas und Ohmanns, hat sein Schaffen sicher einen sehr wesentlichen Antheil gehabt und sie zeugt am besten für die Wohlthätigkeit der von ihm direct und indirect geübten Einwirkung.

Bei Schauspielern und ausübenden Musikvirtuosen fällt die Persönlichkeit des Menschen weiter mit der künstlerischen Leistung zusammen. Der bildende Künstler, am meisten der Architekt, nächst ihm der Bildhauer (der Concert-Bildhauer ist noch nicht erfunden oder noch eine unentdeckte Spezies), bleibt als Person hinter seinem Werk verborgen. Es ist losgelöst von ihm, und der Schöpfer wird von der Menge über seiner Schöpfung vergessen. Aber sinnigere Beschauer construiren sich doch gern auch das Wesen des Autors aus dem Kunstwerk. Sie kommen bei diesem Bestreben oft zu sehr wunderlichen Resultaten; Ueberraschungen und Enttäuschungen bleiben ihnen nicht erspart, wenn sie die wirkliche Persönlichkeit kennen lernen. Der Mensch, den sie suchen, hat scheinbar keinen Zug von alledem, was sie in dem Gemälde, dem Sculptur- oder Bauwerk entzückte oder abstieß und beleidigte.

Eine solche Enttäuschung bereitet Reinhold Begas keinem, der plastische Kunst zu sehen, zu beurtheilen, sich an ihren Gebilden zu begeistern vermag. Der Mensch ist in diesem Fall genau und ganz wie seine Werke. Unsre Portraitradirung mag das den Physiognomikern bestätigen.

Sie läßt es den mit Begas nicht Bekannten zwar schwerlich errathen, daß er die Jagdflinte mit nicht geringerer Sicherheit, Fertigkeit und leidenschaftlicher Liebhaberei handhabt, wie Modellirholz und Meißel; daß er sein Cello mit Liebe und tief musikalischem Verständniß gespielt, und sein L'Hombre und Billard mit noch ausgebildeterer Virtuosität; daß sich sein Leben hauptsächlich zwischen der Arbeit in der Werkstatt und der kargen Erfrischung durch die geregelte Befriedigung dieser einfachen Neigungen theilt.

Aber desto unverkennbarer, ein treuer Spiegel, zeigt dies Bildniß das Gesicht eines echten und ganzen Künstlers, geprägt mit dem Stempel des Geistes, der aus seinen Werken leuchtet, und den ich in diesen Blättern zu charakterisiren versucht habe; eines Künstlers, der, unberührt von den Schwächen, Krankheiten, Sentimentalitäten, Misèren, kleinen Passionen und Eitelkeiten, modischen Thorheiten und Nichtigkeiten, in welchen der moderne Gesellschaftsmensch seine besten Kräfte und Stunden unfruchtbar verzettelt, hingegeben der Verkörperung seiner Ideale lebt, zu welcher ihm die Götter die Kraft ihrer Auserwählten verliehen haben.



Bibliographie.

Goldene Bibel. Die heilige Schrift, illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen. Herausg. von Alfred v. Wurzbach. 1. Theil: Das alte Testament. Erläuternder Bibeltext nach Dr. Mart. Luther. 2. Lfg. gr. Fol. (2 Bl. in Lichtdruck u. 2 Bl. Text). Stuttgart, Neff. M. 1.50
— kathol. Ausgabe mit erläut. Text nach Dr. Jos. Frz. v. Allioli. M. 1.50

Cefalo und Pocris, Burleske von Pedro Calderon de la Barca, übersetzt von C. A. Dohrn. 8. (IV und 165 S.) Stettin, 1879, Herrcke & Lebeling. M. 3.—

Nur wenige Deutsche haben wohl eine Ahnung, daß der hochpathetische Dichter der „Andacht zum Kreuz", des „wunderthätigen Magus", des „Lebens ein Traum", der scharfsinnige Schachspieler mit den Conflict-Problemen der Liebe, Eifersucht, des Ehrenpunkts, auch ein übermüthiger Caricaturist war. Dieser Behauptung des Uebersetzers von „Cefalo y Pocris" kann wohl ohne weiteres zugestimmt werden; selbst ihm, dem ausgezeichneten Kenner der spanischen Literatur, war Calderon von dieser Seite unbekannt geblieben, bis er durch Schack darauf hingewiesen wurde. „Wie reimten sich in demselben Kopfe" fährt der Uebersetzer fort, „jene vornehmen, idealen, ritterlichen Gebilde mit dieser verwegenen Ausgeburt einer aristophanischen Rücksichtslosigkeit, der nichts heilig ist, die das Vitriol ihres Galgenhumors über König und Infantinnen, Prinzen und Hofmarschälle ausgießt?" Auf Grund dieser Voraussetzungen ist die vorliegende, bis auf wenige Stellen (an denen eine freie Behandlung geboten war) wörtliche Uebertragung entstanden, der sich eine Reihe sorgfältiger, für die Beherrschung des Stoffes den Uebersetzer zeugender Anerkennungen und Erläuterungen anschließt. Die Uebersetzung selbst weist alle Vorzüge auf, welche Dohrns früher erschienenen Uebertragungen Calderon'scher Dramen den Beifall solch eminenter Kenner wie Tieck, Schack und A. von Humboldt erworben hat.

M. G. Conrad, Die Musik im heutigen Italien. 8. (IV u. 75 S.) Breslau, 1879, S. Schottlaender.

Scharfe und prägnante Meinungen und Ansichten eines vielerfahrenen Mannes und gewandten Schriftstellers über die heutigen Musikzustände in Italien, durchweg sich auf die besseren Quellen stützend, zumeist aus eigener Erfahrung schöpfend. Ueberdies zeichnet sich die kleine Schrift durch ihren reichen, sachlichen Inhalt aus, wodurch sie auch für solche Leser von Werth wird, die den künstlerischen Standpunkt des Verfassers nicht theilen.

Ernst Gnad, Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung. (Goethes Briefe an Lotte, und Werthers Leiden. — Ueber Franz Grillparzer — Ueber Giacomo Leopardi.) 8. (IV u. 146 S.) Triest 1879, Schimpff.

F. W. Hackländer, Der alte Lehnstuhl. — Gemeinschaftliche Arbeit. — Madame Lohengrin. Erzählungen. 8. (272 S.) Mit dem Portrait Hackländers. Stuttgart, 1879, Karl Krabbe.
— Letzte Novellen. (Angelika — La Gitana — das Märchen von der Eisfee — in den Katakomben — die versprochene Arbeit). Mit Hackländers Portrait und seinem ersten literarischen

Versuch. 8. 299 S. Stuttgart, 1879, Carl Krabbe.

Eine Sammlung kleinerer Arbeiten aus den letzten Lebensjahren des leider allzufrüh heimgegangenen Dichters, von keder, nie verlegener Erfindung, aus einer poetischen, hoffnungsvollen Auffassung des Lebens hervorgegangen, die einen, leicht-geschürzt, Kinder des Augenblicks, die anderen, aber sämmtlich von einem frischen Hauche jenes liebenswürdigen Humors durchweht, der Hackländer die Herzen so Vieler gewonnen und ihn zu einem der erfolgreichsten Erzähler unserer Zeit gemacht hat.

Geographisches Jahrbuch. 7. Bd. 1878. Unter Mitwirkung von A. Auwers, G. v. Boguslawski, C. Bruhns, O. Drude u. A. herausgegeben von E. Behm. 8. VI u. 665 S. Gotha, 1879. J. Perthes.

Der vorliegende Jahrgang dieses bewährten georaphischen Hilfsmittels steht seinen Vorgängern an Reichhaltigkeit seines Inhaltes nicht nach. Er erfüllt seine Aufgabe, nicht etwa eine chronologische Aufstellung der auf dem Gesammtgebiete der Geographie im Verlaufe des letzten Jahres gewonnenen Resultate zu liefern, sondern Fachmänner über den jeweiligen Stand der geographischen Specialwissenschaften berichten zu lassen, mit gewohnter Gründlichkeit. Die von dem Jahrbuch gebotenen Monographien über die letztjährigen Ergebnisse der Meteorologie, Thier- und Pflanzengeographie, europäische Gradmessung, Bevölkerungsstatistik, Ethnologie, über Welthandel und Verkehrsmittel, über die Methodik der Erdkunde sind einzig in ihrer Art und nirgends in solcher Vollständigkeit zu finden. Vielleicht der dankenswertheste Beitrag des Bandes, weil er sich um die Lösung einer Frage von wissenschaftlicher Tragweite bemüht, ist Hermann Wagners Abhandlung über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik der Erdkunde: eine scharfsinnige, anregende und gut geschriebene Untersuchung.

Oberlehrer Dr. **Carl Krause**, Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrtengeschichte d. 16. Jahrhunderts. 1. Bd. Mit Porträt (in Holzschnitt) gr. 8. (XII, 416 S.) Gotha, F. A. Perthes. ℳ 7.—

Inhalt: Durch! Stephy Girard. Ehestands-Exercitien. Truffaldino (nach Goldoni.) Das heiße Eisen (nach Hans Sachs.) (144 S.)

Paul Lindau. Nüchterne Briefe aus Bayreuth. 9. Aufl. 8. (XI u. 89 S.) Breslau, 1879, S. Schottlaender. ℳ —.75

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst an's Licht gestellt. (XII u. 128 S.) Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. Leipzig, 1879, Breitkopf & Härtel. ℳ 3.—

Es fehlt nicht an Schilderungen Leipzigs aus dem vorigen Jahrhundert, wenn auch keine nennenswerthe so hoch hinaufreicht, wie die vorliegende. Diese ist das Werk eines jungen Mannes, eines Studenten und Fremden, der, als er seine Beobachtungen vor gerade hundert Jahren begann, erst im 20. Lebensjahre stand. Aber er besaß einen klaren, hellen Verstand und eine nicht geringe Uebung im Beobachten. Aus angesehener Familie stammend, hatte er, in vielen der besten Häuser der Stadt eingeführt, Gelegenheit, Manches zu sehen und zu hören und über Manches ein Urtheil sich zu bilden, was der Mehrzahl seiner Commilitonen unzugänglich blieb. Ernster, wahrheitsliebender Sinn war ihm eigen, schriftstellerische Gewandtheit in seiner Familie angeerbt. So schrieb er frisch und ungenirt, ein junger, rückhaltlos mittheilender Mann, seine Eindrücke wieder. Er hat sein Werk nicht für bedeutend genug gehalten, um es zum Druck zu bringen und manche kleine Nachlässigkeiten in der Form und im Ausdruck erklären sich hierdurch. Aber durch seine frische Anschaulichkeit und Offenheit wird es immer ein höchst beachtenswerthes Document für Leipzigs Vergangenheit bleiben. Für das Leipzig zur Zeit Goethes gibt es keine Schilderung, die so nahe an seine Zeit hinanrückt, wie diese. — Diesen, den einleitenden Worten des ungenannten Herausgebers entnommenen Andeutungen über die Person des gleichfalls nicht genannten Autors sei noch die Bemerkung hinzugefügt, daß die typographische Ausstattung, in dem Stile der in dem Buche geschilderten Zeit, der classischen Officin, aus der es hervorgegangen, zu neuer Ehre gereicht.

Francis Parkman. Die Jesuiten in Nordamerika im 17. Jahrhundert. 8. (XI u. 452 S.) Stuttgart, 1878 Abenheim.

Der Verfasser, dem wir bereits einige sorgfältige Arbeiten zur Geschichte der Colonisation des britischen Nordamerikas verdanken, gehört zu den genauesten Kennern dieses besonderen Gebietes. Seine historische Darstellung des Einflusses, der Herrschaft und der Niederlage der Franzosen in Canada hat sich auch in Deutschland durch mannigfache innere Vorzüge und nicht zum wenigsten durch ihr lebhaftes Colorit zahlreiche Freunde erworben. Die vorliegende Arbeit ist gewissermaßen eine Ergänzung der auf die Franzosenherrschaft bezüglichen, und gleich dieser oft von spannendem Interesse, wie es Arbeiten zu sein pflegen, welche sich die vorurtheilslose Darstellung der geheimnißvollen Thätigkeit der Gesellschaft Jesu zur Aufgabe gemacht haben. Die Uebersetzung ist eine gelungene.

Hedwig Prohl, In Leid und Freud. Novellen. 8. (169 S.) Breslau, 1876. Schottlaender. ℳ 3. —

Der Band enthält drei Novellen, deren Titel lauten: Vom Adel — Eine alte Kommode — Bin ich glücklich? Die Verfasserin verfügt über ein anmuthiges Talent zum Erzählen und wenn sie in der Form und im stylistischen Ausdruck auf dieselbe Höhe sich schwingt, worin ihr Gedankenkreis und ihre Herzensbildung sich bewegen, so läßt sich von ihr in Zukunft Ansehnliches erwarten. Der weiche Ausdruck, das Vorwalten des Gefühls, machen die Autorin zu einer Freundin empfindungsreicher Frauennaturen.

Sigm. Riezler, Geschichte Baierns. 1. Bd. gr. 8. (XXXII u. 880 S.) Gotha, 1879, F. A. Perthes. ℳ 15. — (Auch unter dem Titel: Heeren, Ukert und Giesebrecht, Geschichte der europäischen Staaten. 40. Lieferung, 1. Abtheilung.)

Heeren und Ukerts berühmtes, aber zum größten Theil veraltet gewesenes Geschichtswerk ist durch W. von Giesebrecht, ihrem Nachfolger in der Herausgeberschaft des großen Unternehmens, zu neuem, verheißungsvollem Leben erwacht. Unter Giesebrechts Redaction sind bereits die werthvollen Arbeiten von Reumont, Hillebrand, Hertzberg und Wenzelburger erschienen, die Geschichte Toskanas, Frankreichs, Griechenlands und Hollands umfassend, in der Hauptsache an die Arbeiten aus der älteren Sammlung sich anschließend. Zu ihnen gesellt sich jetzt in Riezlers Geschichte Baierns eine um so werthvollere Arbeit, als das Bedürfniß nach einer solchen längst erkannt und empfunden war. Buchners Werk ist nicht nur veraltet, sondern auch an und für sich von sehr geringem Werth. Bis zum Jahre 1180 reicht der vorliegende erste Band von Riezlers Geschichte und läßt klar und deutlich erkennen, in welchem Sinne der Verfasser seine Aufgabe versteht. Es handelt sich für ihn nicht lediglich um eine Erzählung der politischen Geschichte Baierns, auch die Culturgeschichte im ausgedehnten Sinne des Worts, die Geschichte von Recht und Verfassung, Religion, Wissenschaft und Kunst wird in eingehendster Weise erzählt, auf Grund der sorgfältigsten Quellenstudien und in bemerkenswerth unparteiischer Weise. Zu diesen Vorzügen gesellt sich der weitere, nicht hoch genug zu schätzende, einer zwar einfachen, aber sorgfältigen und durchsichtigen Darstellung und Sprache: das Buch gewährt dadurch eine angenehme, nicht ermüdende Lectüre und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von so manchen anderen Specialgeschichtswerken. Hervorgehoben sei noch, daß der Verfasser die Frage bezüglich der Abstammung der Baiern zu Gunsten der deutschen, der marcomannischen entscheidet.

Ludw. Salomon, Geschichte d. deutschen Nationalliteratur. (In 8 Lfg.) 1. Lfg. gr. 8. (64 S. m. 4 Portr. in Holzschn.) Stuttgart, Levy & Müller. ℳ 1.—

Eberhard Gustav Schack. Nach berühmten Schablonen. Feuilletonistische Caricaturen. 2. Aufl. 8. (VIII u. 104 S.) München, 1879, A. Ackermann.

Inhalt: Paul Heyse, Das verlorene Paradies. Eine Künstlernovelle. — Johannes Scherr. Der Aberglaube im Culturkampf mit der Weltgeschichte. — Friedrich Bodenstedt. Der Hosenschneider von Kaschmir. — Die Gartenlaube. Instinkt oder Ueberlegung. — E. Marlitt. Im Hause des Dompfaffen. — Friedrich Gerstäcker. Ein Kampf mit Beutelthieren. — F. Lassalle. Aus dem Musterbriefsteller für Liebende. — W. von Hillern. Alpenröschen. — Fritz Reuter. Krischan Piependeckel un Oll-Bräsig sien Katt.

Eine wenig gelungene Nachahmung des Buches „Nach berühmten Mustern von Fritz Mauthner". Schon der Titel: „nach Schablonen" ist nicht sehr vertrauenerweckend. Der Verfasser scheint „Muster" und „Schablonen" für identische Begriffe zu halten. „Wenig Witz und viel Behagen" — damit ist das Ganze charakterisirt.

Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Victor Hamburger. 8. (VIII u. 149 S.) Wien, 1879, L. Rosner.

Eine Sammlung werthvoller Documente zur Geschichte des räthselhaften Mannes, zum Theil aus den Archiven des Kreuzherrnordens in Prag, dann aus den Geschäftspapieren der Buchhändlerfirmen Cotta, Brockhaus und Metzler geschöpft. Die interessante Publication verbreitet über manche, bisher unaufgeklärte Partie in dem Leben Sealsfields neues Licht. Den Lesern von „Nord und Süd" und des in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Aufsatzes über Sealsfield, von einem berufenen Zeugen seiner letzten Lebensjahre, wird das Buch eine besonders willkommene Gabe sein.

Dr. Karl Heinr. Schaible, Deutsche Stich- und Hieb-Worte. Ein Vortrag, geh. im „deutschen Verein für Kunst u. Wissenschaft" in London. gr. 8. (V, 91 S.) Straßburg, Trübner. ℳ 2.—

Dr. **Carl Siegen,** Heinrich v. Kleist und der zerbrochene Krug. Neue Beiträge. 8. (XV, 133 S.) Sondershausen, Faßheber. ℳ 2.50

Adolf Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. 2. Auflage. 10—14 Lfg. 4. (S. 361—560.) Berlin, Brigl. à ℳ —50

Carl Stieler, Hochland-Lieder. 8. (XI, 204 S.) Stuttgart, Meyer & Zeller. ℳ 3.60, geb. ℳ 5.—

Hans Wachenhusen, Die Selige. Roman. 8. (202 S.) Breslau, 1879. Schottlaender. ℳ 4.—

Dieser neue Roman wird großes Interesse erwecken, weil darin der Leser in wenig gekannte gesellschaftliche Kreise eingeführt wird, in das Leben und die Verhältnisse des russischen Adels, deren romantischen Schimmer die wahrheitspendende Feder des Erzählers recht bedeutende Abzüge macht. Der viel gewanderte und in allen Menschenkreisen verkehrende Hans Wachenhusen theilt ohne Zweifel ein Stück Erlebtes mit; es zeugt für diese Annahme die Frische der Charakterisirung und die Wahrheit der novellistischen Gestaltung.

Arnold Wellmer, Als Kaiser Wilhelm jung war. Preußische Hof- und Herzensgeschichten. 1. Bd. (1797 — 1810.) Mit 2 Jugendportraits d. Kaisers und der Kaiserin, gezeichnet von L. Burger (in Holzschnitt). 8. IV, 336 S.) Berlin, Gerschel. ℳ 5., geb. ℳ 6.—

H. Zimmern, Lessings Leben u. Werke. Deutsche autoris. Ausg. v. M. Claudi. 7. u. 8. Lfg. gr. 8. (2. Bd. S. 145 bis 336.) Celle, Literar. Anstalt. ℳ 1.—

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Hermann Kretzschmar.

Es wai Mittwoch Morgen, und der klassische Leipziger Gewandhaussaal hatte sich zu einer Probe geöffnet. Auch mich zog's hinein, denn auf dem Programm stand die A dur-Sinfonie No. 7 von Beethoven und Joachim mit dem Concert von Brahms. Wie gewöhnlich, wurden zuerst die Orchesternummern gespielt, d. h. nach einer Gade'schen Ouverture sofort die Sinfonie. Während ihres ersten Satzes nahm ein älterer Herr den Platz an meiner Seite ein und hörte scheinbar sehr andächtig zu. Nur wenige Stellen wurden wiederholt, und so waren wir ziemlich glatt bis zum 3. Satz gekommen, als sich Reinecke unterbrach. „Entschuldigen Sie," sagte hier etwas zögernd mein Nachbar, „ist das immer noch die Ouverture?" — Ich sah ihn gross an. Der Mann interessirte mich. So viel Unwissenheit auf einem Platz, dachte ich, — das geht nicht mit rechten Dingen zu! und gab eine höfliche Antwort. Wir kamen während der Pausen nun in's Gespräch mit einander

und er entpuppte sich als ein Rentier aus einer kleinen deutschen Residenzstadt. „Lieben Sie Beethoven?“ fragte ich ihn mit gut versteckter Bosheit. „„Und wie! Ich habe seine Sinfonien fast alle gehört, leider aber kenne ich sie öfters nicht ganz sicher wieder. Orchestermusik versetzt mich überhaupt immer in die angenehmste Stimmung; ich bin oft ganz hingerissen. Hinterher verwechsle und vergesse ich dann nur leider sehr leicht!““ Mit einer halb unglücklichen, halb drolligen Miene hatte er dies Alles gesagt. „Sie besuchen wohl nur selten Concerte?“ fragte ich. „„O nein, ziemlich regelmässig; d. h. nur zu meinem Vergnügen!““ — „Lesen Sie nicht manchmal auch über Musik?“ — „„Eigentlich wenig! O, ich bin sehr musikalisch, ich spiele selbst Klavier, aber zum Lesen fehlt mir die Zeit und — offen gestanden, meist auch die Lust. Sehn Sie, in der musikalischen Literatur finde ich so viel Gelehrsamkeit und dabei doch gar wenig Ansprechendes, Allgemeinverständliches. Ich bilde mir mein Urtheil meist im Austausch mit Andern und überschlage auch nie die Concertberichte in unsren Tagesblättern. Was ich lese, das lese ich hauptsächlich nur meinem Sohn zu Liebe!““ — „Ihrem Sohn?!“ — „„Ja wohl, der geht ganz auf in Musik, und ich lasse ihn auch ausbilden. Woll'n Sie ihn sehn? Da sitzt er!““ Mit einem unsäglich glücklichen Gesicht wies er auf die Plätze für die Schüler des Conservatoriums hin, und ich sah dort zwei Jünglinge sitzen, hinter einem hellgrünen Partiturheft geborgen. Augenblicklich lebhaft gesticulirend gingen sie beim Beginn der Musik bald zu ruhigerer Unterhaltung über, und schliesslich unterbrach nur ein schnell gewechselter Blick, ein bedeutsames Zeichen mit dem Finger oder ein Kopfschütteln noch ihre Uebungen im Notenlesen. „Wie oft scheint man zerstreut, wo man innerlich erst recht gesammelt ist; diese aber s c h e i n e n gesammelt zu sein, und im Grunde zerstreuen sie sich nur!“ wagte ich einzuwenden, als die väterlichen Lobreden und die Pause zu Ende. Ein eigenthümliches Lächeln war die Entgegnung auf diese geschmacklose Behauptung. „„Meinen Sie?““ sagte er nur. Er hatte mich offenbar verstanden, aber falsch!

Wie seltsam wird doch oft Musik angehört! Sollte es kein Mittel geben, einen an sich gerade nicht unempfänglichen Laien über den Genuss des stumpfsinnigen Hörens hinwegzuheben! Was für einen Genuss dagegen kann's wohl gewähren, die Linien eines Tonbildes äusserlich genau zu verfolgen in dem Moment, wo es in klingender Schönheit an unserm innern Auge vorüberziehen soll! Und dennoch — der Genuss wie vieler Concertbesucher, ist er nicht solch ein eingebildeter oder gar — kein gebildeter!

Mit so schwarzen Gedanken behaftet stieg ich nach der Probe die Treppe hinab. „Nein, Nein, da ist eigentlich gar kein zweites Thema! ich hab's noch heute morgen im Kretzschmar gelesen!“ liess sich dicht vor mir eine helle Mädchenstimme vernehmen. „„Doch, beim dolce, Tact 68 des Vivace fängt's an!““ rief eine andre. „Nicht möglich!“ — Es entspann sich nun in aller Eile hier ein kleines Wortgefecht; schliesslich holte die eine der beiden Freundinnen eine Dritte, oder vielmehr das Buch aus der Hand dieser Dritten herbei und begann im Hinuntergehn ganz resolut eine Stelle daraus vorzulesen. — Kretzschmar? Der Name hatte mich neugierig gemacht; unwillkürlich warf ich einen Blick auf das Titelblatt und erwischte die Worte „Führer — Concertsaal“. — Sollte das etwa Hermann Kretzschmar sein? Derselbe, mit dem ich Ende der sechziger Jahre zusammen in Leipzig studirte? Derselbe, dessen ernste, warme Begeisterung für die Kunst und karaktervolle Originalität des Urtheils in Allem schon damals hervortrat, was er sprach und schrieb über Musik? — Es wäre möglich! Er war kurz nach Beendigung seiner academischen Studien mit einer lateinischen musikwissenschaftlichen Dissertation „über die frühesten Notationsversuche des Mittelalters“ vor die Öffentlichkeit getreten — sie brachte ihm den Doktorhut und eine Lehrstelle am Leipziger Conservatorium — und hatte seitdem so ziemlich Alles gethan, um den Wunsch nach einer populären Formenlehre aus seiner Feder, einer Compositions-Analyse oder einem derartigen Werk recht lebhaft zu machen, aber bisher noch n i c h t s, soviel ich wusste, um ihn zu befriedigen. Durch zahlreiche Aufsätze, die in Fritzsch'

„Musikal. Wochenblatt", „Daheim", „Gartenlaube", „Grenzboten" und „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" erschienen, hatte er sich nach und nach einen Namen gemacht als Schriftsteller von hervorragender Begabung, gründlichstem Wissen und seltener Unbefangenheit des Urtheils. Lobe's Compositionslehre erschien in ihrem 1. und 4. Bande von ihm umgearbeitet, und eine Reihe selbständiger Monographien (Breitkopf & Härtels Verlag) zeigte ihn mit Erfolg auf seinem Lieblingsgebiet beschäftigt, dem der geschichtlichen Darstellung. In der That, das wäre der Mann dazu, einen Führer durch den Concertsaal zu schreiben! Um so mehr, da seine practische Thätigkeit als Dirigent in Leipzig, später in Metz und Rostock ihn mit Allem eng vertraut gemacht hatte, was „rühren soll der Menschen. Ohr". Gedanken über Form und Inhalt der Concertstücke, von Kretzschmar in Buchform gebracht — welch köstlicher Gedanke! Es trieb mich in die erste, beste Musikalienhandlung. „Existirt ein Führer durch den Concertsaal vom Professor Kretzschmar in Rostock?" „„Jawohl! Vor Kurzem bei Liebeskind hier erschienen, erster Band; hier ist er."" — „Und kostet?" — „„3 Mark."" — „Soviel habe ich jedenfalls noch bei mir! Bitte!" — „„In der Vossischen Zeitung, im Pester Lloyd, in der Kölnischen und Petersburger Zeitung sind kürzlich Kritiken darüber erschienen; wollen Sie sie lesen?"" „Nein!"

Ich ging nach Hause. Das Buch ist in Schrift und Notendruck, in der Papierverwendung und äussern Form überaus reizend ausgestattet und hat 300 Seiten. Also die Seite für einen Pfennig! Spottbillig! Hätte mein Freund aus der Gewandhausprobe nur für fünf Pfennig davon über Beethoven im Kopf gehabt, das Unglück mit der Ouvertüre wäre ihm nicht passirt!

„Der vorliegende ‚Führer durch den Concertsaal' ging aus einzelnen Aufsätzen hervor, welche ich im Laufe der Jahre für die von mir geleiteten Concerte geschrieben habe, um die Zuhörer auf die Aufführungen unbekannter oder schwierig zu verstehender Compositionen vorzubereiten" — so las ich in der Vorrede des Buchs. Was es mit diesen Concerten Kretzschmars für eine Bewandniss hat, und welche Verdienste er sich namentlich um die Belebung und Hebung des öffentlichen Musikwesens in Rostock erworben, darüber ein paar kurze Notizen nach dem Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen: Als Universitätsmusikdirektor zu Ostern 1877 nach Rostock berufen, übernahm Kretzschmar die Direktion der alten, bei seinem Antritt auf 20 Köpfe zusammengeschmolzenen Singakademie, die rasch wieder zu der stattlichen Zahl von über 100 Mitgliedern erstarkte, begründete den Concert-Verein und leitete die Abonnementsconcerte des Vereins Rostocker Musiker. Der Concertverein veranstaltete, unter Hinzuziehung hervorragender auswärtiger Solisten, Concerte nach dem Muster der berühmtesten deutschen Orchesterinstitute; die Concertprogramme des Vereins Rostocker Musiker ergänzten die des Concertvereins durch Aufführung interessanter, speziell die historische Entwickelung der Musik veranschaulichender Werke. Die Zahl berufsmässiger Orchestermusiker war in Rostock ziemlich gross (an 80 Mann); diese, sowie das bereitwillige Entgegenkommen der Kapellisten, ermöglichten es, dass sich schon im ersten Jahre unter Kretzschmars Leitung das dortige Musikleben äusserst rege gestaltete. Neben den Klassikern brachte Kretzschmar Werke von Liszt, Wagner, Berlioz, Schumann und Brahms zu Gehör; auch die älteren Meister waren vertreten: H. Schütz (Fragmente aus der Matthäuspassion, cantiones sacrae), Bach (Cantaten, Matthäus- und Johannespassion, H-moll-Messe, drei Orchestersuiten, Brandenb. Concerte), Händel (Messias, Israel in Ägypten, Herakles, Acis, Dettinger Te Deum, einige Concerti grossi, Oboenconcerte). Die Rostocker Concertprogramme unter ihm nennen aber auch noch manchen Komponisten und viele Werke, die man selbst in ersten Musikstädten nicht kennen lernt: Sinfonien von Zeitgenossen der Wiener Klassiker und der romantischen Meister, sowie Orchester- und Vokalkompositionen, welchen Kretzschmar bei seinen geschichtlichen Studien in Archiven und Bibliotheken begegnete, und die sein besonderes Interesse wachriefen. In einem seiner Concerte veranschaulichte er unter anderem die historische Entwickelung der Ouvertüre durch Vorführung der „Symphonia" genannten

kurzen Vorspiele eines Monteverde und A. Scarlatti bis zu den gewaltigen Ouvertüren R. Wagners.

Ein Führer, und wär's auch nur durch den Rostocker Concertsaal, wie viel des Interessanten und Neuen müsste er enthalten! Nun hat aber der Verfasser seinen Plan dahin erweitert, dass die erläuterten Werke in geschichtlicher Folge erscheinen. Die geschichtliche Entwickelung, das ist der Stamm, an dem die goldenen Früchte der einzelnen Analysen hangen. Und wie poesievoll, lebendig, originell ist überall die Sprache! Unter dem frischen Eindruck der Gewandhausprobe suchte ich mir sogleich die A-dur-Sinfonie von Beethoven. Die Introduction nennt Kretzschmar „ein herrliches, träumerisches Tongemälde, in dessen Bann der Zuhörer ganz vergisst, dass es nur eine Einleitung sein soll. Auch Beethoven hat mit gleicher Liebe kaum eine zweite Introduction behandelt. Ihre

Poco sostenuto.

Hauptmotive [Notenbeispiel] *fp*

und [Notenbeispiel]

sind beide zum ersten Male von der Oboe eingeführt. Aehnlich, wie in der letzten Ouverture zu „Fidelio“, der in E, benutzt Beethoven die ersten beiden Noten des A-dur-Themas zu romantischen Bildern, über denen jetzt Mondschein, jetzt der Glanz der prangenden Sonne liegt. Plötzlich, wie auf den Wink eines verschwiegenen Programms, bricht er dann diese Scene erhabener Schwärmerei ab und lenkt in neckischer Führung der Instrumente über in's Vivace“ — u. s. w. — Ich wurde nicht müde, zu lesen. — Sollte das nicht auch etwas für den musikalischen Freund aus der Residenz sein? rief ich. Zwar, er selber wird das Buch wohl schwerlich lesen; aber dem Sohne könnte damit vielleicht das Partiturlesen während der Aufführungen abgewöhnt werden. Gedacht, gethan. In ein paar Tagen erhielt er durch meinen Buchhändler ein Exemplar des „Führer“ zur Ansicht, und vorsichtig legte ich selbst noch ein Heft der „Grenzboten“ für ihn bei mit einer „Rezension“ über den „Führer“, die ich eigens für ihn ausgesucht. „Mit diesem Buche“, so begann sie, „haben Verfasser und Verleger einen sehr glücklichen Wurf gethan. An einem solchen Buche hat es wirklich gefehlt. Der Verfasser, einer unserer geistvollsten und kenntnissreichsten Musiker, hat in Rostock —“ u. s. w. — „der vorliegende erste Band ist der Suite und der Sinfonie gewidmet. Die Anordnung ist sehr übersichtlich und bequem. In fünf Abschnitten zeichnet der Verfasser in grossen Zügen die Entwicklung beider Kunstformen von den Zeiten Händels und Bachs bis zur unmittelbarsten Gegenwart, legt aber auch jede einzelne Sinfonie und Suite Satz für Satz nach Form und Inhalt dar. Jeder Kenner weiss, dass derartige Darlegungen für ein grösseres Publikum zu schreiben eine ungemein schwierige Sache ist. Auf der einen Seite droht die Gefahr, in leere, schönrednerische Phrasen zu verfallen, auf der andern die Gefahr, ein trockne, sozusagen naturgeschichtliche Zergliederung zu liefern. Beide Gefahren hat der Verfasser vermieden. Er weist überall kurz und klar die Hauptthemen nach — die in Notendruck, mit Angabe der Instrumente, in den Text eingeflochten sind — sodass man beim Lesen den Eindruck hat, als wenn der Verfasser in lebendigem Vortrage die Hauptthemen spielte oder sänge — und diese Themen karakterisirt er dann, wobei ihm Bilder und Gleichnisse in Hülle und Fülle, aber immer glücklich und treffend, in die Feder fliessen, zeigt ihren Wechsel, ihre Verknüpfung und lässt so den ganzen Satz an unserm innern Auge vorüberziehen. Bei dieser Darstellungsart findet jeder seine Rechnung: der Musiker von Fach ebenso wie der tüchtige Dilettant und der blosse musikliebende Laie. Und vollends die Herren von der Feder! Wie werden unsre gewerbsmässigen Musikrezensenten diesen Text ausplündern! Wenn sie es nur thäten! Es wäre das Gescheiteste, was sie thun können.“

Die letzten Zeilen hatte ich roth angestrichen. Und richtig! Das Buch kam nicht wieder zurück. Wie aber erstaunte ich, als nach einigen Monaten der blondgelockte Sohn kam, um mir seinen und seines Vaters „heissen Dank“ für das Buch zu bringen; er müsse jetzt vor jedem Concert die Melodien daraus vorspielen, und dann verlangten Alle auch meist den Text dazu zu hören; nicht selten werde das Stück

vierhändig vorher durchgespielt, und der Vater nicke immer ganz wohlgefällig, wenn er den melodischen Faden einmal wieder erfasst. „Dumm genug angefangen!“ Dacht ich bei mir selbst und sagte aus lauter Höflichkeit weiter Nichts, als: „Ei, das freut mich ja ganz ungemein!“ Als er dann aber erzählte, dass er selbst kein Concert, keine Probe ohne den Führer mehr besuche, da nahm ich ihn bei seiner künstlerischen Ehre — denn ein ganz wackrer Gesell schien er mir zu sein — und sagte ihm in ungeschminkten Worten ungefähr dasselbe, was Alexander Moszkowski in seinen musikalischen Glossen über die Leitfäden äussert, als einer seiner Kollegen mit witziger Laune diese „Bädeker“ einer nicht eben freundlichen Kritik unterzog. „Man kann ihm“, sagt er, „ohne Weiteres zugeben, dass die Concertanalysen genau so viel Unheil anzurichten vermögen, wie die wirklichen Bädeker. Der Zufallshörer, der Amusos, welcher gelegentlich in ein ernstes Concert verschlagen wird und aus seiner Rathlosigkeit und Langeweile in die Lectüre des Programmbuchs flüchtet, geräth freilich in die Lage des rheinreisenden Engländers, der die ruinenbekränzte Uferlandschaft vor lauter Gedrucktem nicht sieht. Die Bädeker wie die Concertanalysen sind eben nur für Solche geschrieben, welche einerseits ein wirkliches Orientirungsbedürfniss empfinden, und andrerseits den Erscheinungen mitfühlend nahe stehen.“

Mit meinen Auseinandersetzungen hatte ich zugleich seine wundeste Stelle berührt: Die Liebhaberei, während der Aufführungen in der Partitur zu lesen. Nur mit grösster Mühe konnte ich ihn davon überzeugen, für wie gut und echt künstlerisch ich das Partiturstudium an sich halte, — er war beleidigt! Erst, als ich das Nachlesen in akustischschlechten Räumen als einen Nothbehelf gelten liess und es ohne Weiteres für Proben rechtfertigte, nach welchen man die Aufführung zu hören beabsichtigt, zog er einigermassen befriedigt von dannen. Eine höchst ergötzliche Begegnung hatte ich erst kürzlich noch mit einem jungen Wagnerianer. Kretzschmar war inzwischen als Docent an die Universität und als Dirigent der „Pauliner“ nach Leipzig berufen worden. In einem Gewandhausconcert trat er zu Anfang November 1887 hier zum ersten Mal mit seinen Paulinern hervor, und diese sangen — lauter Compositionen von Mendelssohn. Auf diese Thatsache fussend und mit der Behauptung, Wagners Name käme im Inhaltsverzeichniss des Führers überhaupt gar nicht vor, erklärte sich Jener denn von vorn herein als einen Gegner des Buchs. Dass es sich dort um eine Gedenkfeier für Mendelssohn handelte, wusste er nicht. Unter irgend einem Vorwand — ich liebe die Wagnerianer manchmal so sehr! — bat ich ihn, bei mir zu bleiben, und wir lasen nun mit aller Ruhe und unter lebhaften Zwischenreden die Abschnitte, welche Kretzschmar der Programmmusik widmet, insbesondere den Werken von Berlioz, Liszt, Brahms und Bruckner (mein Gast war ein Wiener). „Sehen Sie“, sagte ich, „das sind, wenn Sie noch Rob. Volckmann, Raff, Svendsen, Tschaikowsky u. A. hinzurechnen, an 130 Seiten allein über die Neueren; und wie eingehend und voller Verständniss hat der Verfasser die Eigenart jedes Einzelnen, seine Ziele, seine Verdienste hier gewürdigt! Von Liszt haben wir jetzt schon über ein Dutzend Seiten gelesen!“ — — Auch er war bekehrt.

Ich bin, seitdem ich das Kretzschmar'sche Buch kenne, mit vollster Überzeugung von seinem grossen Nutzen für dasselbe eingetreten. Lernenden und Allen, die nicht bloss hören wollen, um zu vergessen, aber selbst der Anregung bedürfen, wird es geradezu unentbehrlich sein. Die Fähigkeit, ein Tonwerk seinem Bau nach erkennen und in jedem Augenblick der Vorführung als Ganzes überblicken zu können, ist eine Frucht der richtig geleiteten Übungen im Analysiren. Dass dies Alles aber nicht reine Verstandesarbeit sei, dazu bedarf es der Töne der Begeisterung, wie sie aus dem Kretzschmar'schen Buch herausklingen. Möchten diese Zeilen mit helfen, sie weiter zu tragen! Wir haben kein zweites!

Carl Piutti.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Elfter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

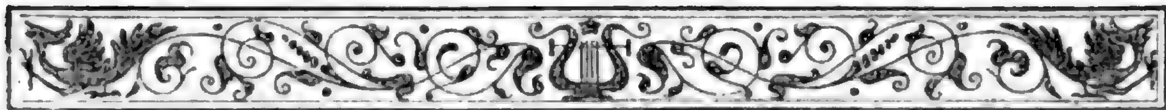
von

Paul Lindau.

Elfter Band.

(Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. J. J. von Doellinger und Adolf Menzel.)

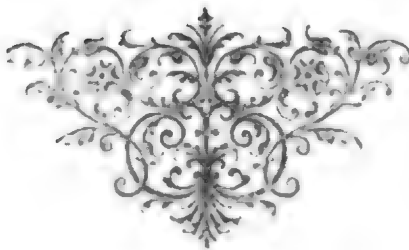
Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 11. Bandes.

October — November — December

1879.



Band 11. — Heft 31.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

October 1879.

Inhalt.

Hierzu das Portrait Ernst Dohm's, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

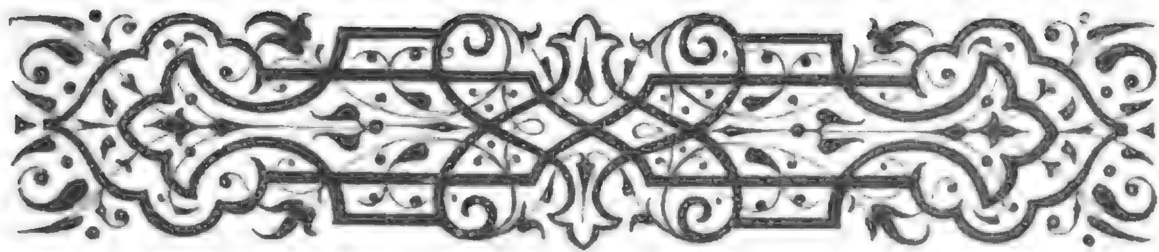
Paul Lindau.

XI. Band. — October 1879. — 31. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: E. Dohm.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Nur ein Schneider.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

Motto.

„Das ist Alles, was ich von meinem Helden mitzutheilen habe. Sollte der Leser davon nicht befriedigt sein, so bitte ich ihn zu erwägen:

Meine Erzählung will ein Lebens- und Geschichtsbild sein. Das Leben ist nicht so romantisch und die Geschichte ist nicht so verliebt, wie der Roman".

Baron Joseph Eötvös, „Der Dorfnotar" Bd. I., Kap. 2.

I. Am Rhein.

Ich bin in Hamburg geboren. Meine Eltern hatten kein Vermögen. Dagegen hatte der reiche Senator Schlüber, mit welchem meine Mutter in irgend einer Weise verwandt war, die Gewogenheit, bei mir einiges Talent für die Wissenschaft zu entdecken und sich meiner anzunehmen. Er ließ mich studiren und befahl mir, ihn „Onkel" zu nennen, welcher Weisung ich mit Stolz und Vergnügen nachkam. Denn er war ein sehr angesehener Mann und überhäufte mich mit Wohlthaten. Während ich auf der Hochschule in Berlin die Staats- und Rechtswissenschaften studirte, überwarf sich Onkel Schlüber, ich weiß nicht mehr genau aus welchem Grunde, mit seiner Vaterstadt Hamburg. Er schüttelte deren Staub von seinen Füßen, legte seine senatorische Würde nieder und zog nach Wiesbaden. Dort existirte damals ein vortreffliches Gasthaus, welches sich nach seinem Eigenthümer „Hôtel Düringer" nannte. Herr Düringer war in der That die Perle aller Gastwirthe; Wiesbaden hat ihm sehr viel zu verdanken. Er lehrte durch sein Beispiel. Abgesehen von Speise und Trank, die nichts zu wünschen übrig ließen, imponirte das Hôtel auch durch Ruhe

und Ordnung. Die Kellner, statt wie Pferde im Haus herumzutrampeln, trugen weiße weiche Filzschuhe, welche auf den noch weicheren Teppichen völlig unhörbar waren; Herr Düringer hatte ihnen Bescheidenheit und Zurückhaltung zur strengsten Pflicht gemacht, über deren Erfüllung er mit eiserner Strenge wachte. War er einmal genöthigt, Jemandem von seinem Personal eine Zurechtweisung zu ertheilen, so geschah dies niemals in Gegenwart seiner Gäste. Er ertheilte dem Missethäter einen stummen Wink und verschwand mit demselben. Die Zurechtweisung selbst folgte hinter den Coulissen, ohne daß jemals ein Gast etwas davon hörte, obgleich dabei sogar „Horrors, und „Atrocities“ vorgekommen sein sollen; denn Düringer war nie halb in seinen Maßregeln und besaß eine riesige Stärke des Körpers. In diesem „Hôtel Düringer“ also war Onkel Schlüber, damals ein fast sechzigjähriger Junggeselle, so gut oder noch besser daran, als zu Hause; er zeichnete sich durch einen riesigen Appetit aus und bezahlte deshalb aus freien Stücken für das Mittagessen das Dreifache wie andere Leute. Er verkleinerte daneben alles Holz, das in dem Hôtel gebraucht wurde, und zwar gratis. Sein Appetit und seine Holzhauer-Sport standen offenbar in einer gewissen Wechselwirkung. Endlich führte er bei der Table d'hôte den Vorsitz; und da er weit gereist und vieler Sprachen kundig war, so betrachtete ihn Düringer als eine Zierde der Tafel und war gegen ihn noch freundlicher als gegen andere Gäste. Mein Onkel meinte immer, Düringer betreibe die Hôtelwirthschaft aus bloßer Liebhaberei und ohne irgend ein persönliches Interesse; habe derselbe eine „gute Kur“ hinter sich, dann verwende er alle seine Ueberschüsse zu Meliorationen der Wirthschaft; so unterlasse er es leider, verfügbares Kapital anzusammeln, indem er alle Früchte seiner angestrengten Thätigkeit — denn er war in eigener Person von Morgens früh bis Abends spät auf den Beinen im Interesse seiner Gäste — der Ambition, der Beste aller Hôteliers zu sein, zum Opfer bringe; das sei sehr schön, und auch hilfreich, edel und gut, aber nur in guten Zeiten, wenn aber einmal eine Reihe schlechter Jahre hinter einander komme, dann sei die Sache etwas bedenklich. So sagte mein Onkel, es war im Jahre 1847. Seine Besorgnisse sollten sich nur allzubald als richtig erweisen. In den Jahren 1848 und 1849 war die Bade-Saison schlecht in Folge der unruhigen Zeiten; und dann folgte die platte und blöde Reaction während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, welche Alles niederdrückte und sogar die Lust an den Freuden der Bäder und der Tafel den Leuten ausgetrieben hatte. Diese Reihe von schlechten Tagen vermochte Düringer nicht zu ertragen. Er wurde das Opfer seiner uneigennützigen Bestrebungen. Seine Freunde und Gönner, deren er sehr viele hatte, versuchten ihn zu halten. Es war vergeblich. Er fiel in Concurs. Sein Hôtel ging in andere Hände über. Er vermochte die Katastrophe nicht zu ertragen und starb an gebrochenem Herzen; „denn“, sagte mein Onkel, „dieser Mann hat ein so ehrgeiziges und stolzes Herz, wie wenige unserer vornehmen Leute; und warum sollten die letzteren

das Privileg genießen, allein am gebrochenen Herzen sterben zu dürfen?" Ich glaube, daß damals mein Onkel zwar Recht hatte, daß aber heut zu Tage dergleichen nicht mehr vorkommt.

Als ich meine Universitätsstudien beendigt hatte, es war im Frühling 1847, ließ mich mein Onkel nach Wiesbaden kommen. Ich reiste mit der Eisenbahn nach Köln und von da an mit dem Dampfer rheinaufwärts. So hatte mir Onkel Schlüber die Marschroute vorgeschrieben. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich den Rhein sah.

Zwar die vielgerühmten Weinberge vermochten durchaus nicht, mir zu imponiren. Es war davon nichts zu sehen, als endlose Zeilen dürrer Pfähle und Stecken, die langweilig neben einander standen wie Soldaten auf der Parade. Ich war sehr enttäuscht von diesem Anblick, ich hatte Guirlanden, Lauben und Bogengänge erwartet; aber der Steuermann des Dampfers „Victoria" — der Dampfer trug mit Stolz den Namen der Königin von England, die kurz zuvor den Rhein besucht hatte — der Steuermann, mit welchem ich schnell Bekanntschaft machte, belehrte mich, daß wenn der Wein gut sein sollte, der Weinberg langweilig aussehen müsse, an den Lauben und Bogengängen wachse nichts, als der „reine Kutscher"; die Trauben, die zum Essen gut schmecken, taugten nicht zum Wein, und umgekehrt; so habe der Schöpfer in seiner Weisheit die Rollen vertheilt und Alles vortrefflich geregelt; im Lande Italia, wo er vor Zeiten auch einmal gewesen, sähen zwar die Weinberge aus wie die hängenden Gärten, dafür aber sei es am Rhein viel schöner im Keller. Eines schickt sich nicht für Alle.

So wurde ich schon zwischen Köln und Königswinter eingeweiht in die eleusinischen Geheimnisse des Landes. Das Siebengebirge imponirte mir außerordentlich. Das war doch etwas Andres, als der Hamburger Berg und das Kreuz-„Gebirge" bei Berlin. Das Ufer auf beiden Seiten war so reich decorirt, wie es das Elbufer unterhalb Hamburg bei Blankenese nur auf der einen Seite ist; — hier war eine ununterbrochene Reihe von Städten, Dörfern, Weilern, Villen, Domen, Burgen und Palästen; und hinter dieser Architektur, die eben so mannigfaltig als malerisch war und Altes und Neues in bunter und doch harmonischer Mischung vereinte, so daß das Geschmacklose und Gespreizte, das sich, wie überall, so auch hier breit zu machen versuchte, dagegen gar nicht aufkommen konnte, — hinter dieser Architektur thürmten sich prachtvolle Berge theils mit runden Basalt-Köpfen und theils mit mächtigen Schieferlagern gen Himmel. Hinter dem sonnenbeschienenen Becken von Coblenz, in welchem sich die fränkische Lahn und die lotharingische Mosel mit dem Hauptstrom vereinen, verengt sich das Bette des letzteren zu einer düstern Schlucht oder einem tiefen Einschnitt; wir begrüßten die Lorelei mit Böller- und Pistolen-Schüssen und sie erwiederte die Begrüßung mit hundertfältigem Echo. Ich gerieth, als gutgläubiger naiver Norddeutscher, in einen gelinden Enthusiasmus; denn ich erfuhr erst einige Jahre später, daß oben auf der Spitze der Lorelei keine Zauberjungfrau sitzt, sondern die arbeitsamen

Bauern Kartoffeln und eine magere Sorte von Hafer erzielen, und daß überhaupt das Volk hier von der „Holden" nicht das Geringste weiß, sondern die ganze Geschichte ein Product der handwerksmäßigen Rheinsagen-Fabrikanten ist, welche glauben, den Touristen diese Gegend „interessant" machen zu müssen, obgleich dieselbe solcher künstlichen Beihülfe so gut entrathen könnte, wie eine schöne Frau der Schminke und der abgestorbenen Haare dritter Personen.

Doch, das sind Eingebungen einer späteren prosaisch-kritischen Zeit. Damals war für mich Alles in den Duft der Jugend und der Poesie getaucht; und als sich plötzlich die schmale und dunkele Schlucht öffnete und wir durch das Binger Loch, an dem berühmten Mäusethurm vorbei, in jenes „hochgesegnete Gebreite" hineinsteuerten, welches auf der einen Seite die Nahe mit der alten Drusus-Brücke und dem Städtchen Bingen zeigt, auf der andern aber Rüdesheim mit der Brömser-Burg am Ufer und der Ruine Ehrenfels an jenem Abhang, auf welchem der „Rüdesheimer Berg" wächst, — in jenes breite fruchtbare Becken, welches von dem sonnenbeglänzten bald grünen und bald silbernen Bande des Rheinstroms umwunden und von dunkeln und ernsthaft aussehenden waldgekrönten Bergen eingerahmt und beschützt wird, — da kannte mein Enthusiasmus gar keine Grenzen. In Geisenheim erblickte ich einen ganzen Garten voll blühender Pfirsich- und Mandelbäume, welche sich wie rosenrothe Blumen-Bouquets präsentirten. Ich fragte den Steuermann, wem dies Paradies gehöre. Er sagte mir, es sei Eigenthum des alten Baron Z.; dieser wüßte aber keinen Gebrauch davon zu machen, denn er sei so geizig, daß er seinen Schweinen zur Ader lasse, um billige Blutwurst zu erzielen; glücklicher Weise seien aber die Enkel zwei lustige Jungen und würden wieder unter die Leute bringen, was der Alte zusammengescharrt habe. Ich wandte voll sittlicher Entrüstung dieser rohen „Wasser-Ratte" am Steuer den Rücken und habe sie seitdem keines Worts mehr gewürdigt. Wie konnte er auch so plump und grausam meine Illusionen zerstören!

In Biebrich empfing mich mein Onkel. Von da fuhren wir vergnügt in einer offenen leichten Kutsche dem laubigen und lauschigen Taunus zu, an dessen Fuß sich das reizende Wiesbaden anschmiegt. Wir ließen Abends im Hôtel Düringer bei einem duftenden Glase Neununddreißiger „Geisenheimer-Rodenberg" die Gläser erklingen, und ich dankte dem gütigen Oheim voll Rührung, daß er mich in dieses Paradies eingeführt habe. In reiferen Jahren allerdings ist man mit dem Wort „Paradies" nicht mehr so verschwenderisch wie in der Jugend; und selbst wenn man des Paradieses noch geständig ist, erwähnt man daneben auch noch die Schlange.

II. An der Lahn.

Einstweilen war ich im siebenten Himmel; und mein guter Onkel, statt mich ein wenig herunter zu muntern, bestärkte mich in meinem Enthusiasmus.

„Sieh, mein lieber Junge", sagte er, „das ist der Vorzug unseres

guten alten Deutschlands, daß darin Jeder sein Nest findet, wie es ihm gerade zusagt. Nichts ist langweiliger, als die Einheit und nichts unterhaltender als die Mannigfaltigkeit.

„Freuet Euch des wahren Scheines,
Euch des ernsten Spieles.
Kein Lebendiges ist Eines,
Immer ist's ein Vieles".

sagt uns schon Goethe. Dieser Vielheit und Mannigfaltigkeit haben wir es in Deutschland zu danken, daß ein Jeder sich die Stätte aussuchen kann, welche ihm zusagt. Wer in dem einem Lande verfolgt ist, der ist in dem andern willkommen. Mich z. B. haben die Hamburger fortgeärgert, und hier in diesem gastfreien Ländchen hat man mich mit offenen Armen aufgenommen. Der republikanische Senator, welchen das nordalbingische Karthago vertrieben, ist hier selbst bei Hofe ein gern gesehener Gast, und als ich den Wunsch aussprach, Dich im hiesigen Staatsdienst unterzubringen, kam man mir auf das Bereitwilligste entgegen. Wie schwer wäre so was gewesen gegenüber dem Rattenkönig, welcher an der Spitze von Hamburg steht! In Hamburg hast Du immer die Kette am Bein, auch wenn es Dir gelingen sollte, bis an die Spitze des Staates zu steigen. Hier in Nassau kannst Du Minister werden, und es wird Dir dann nicht schwer sein, den wohlmeinenden Fürsten von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einiger Reformen zu überzeugen, welche Dir den Dank des Landes eintragen werden. In einer großen Monarchie dagegen absorbirt das Ministerium Alles. Aber hier ist eine Stätte der Cultur, der Freiheit und des Friedens. Dies ist der Grund, warum ich mich nach diesem Asyl zurückgezogen habe und es nie wieder zu verlassen gedenke; und ich hoffe, Du wirst mir dereinst dankbar sein dafür, daß ich auch Dich hierher verpflanze".

Heute muß ich lachen, wenn ich an diese Täuschungen des sonst so klugen Mannes zurückdenke. Der gute Onkel! Er glaubte ein Paradies entdeckt zu haben und sah nicht, wie dicht unter der blühenden Hülle ein Abgrund von Elend und Bosheit gähnte. Allerdings, ein „Kurfremder", der hier zu seinem Vergnügen lebte, begabt mit einem stets verfügbaren Talent der Unterhaltung, einem offenen Geldbeutel und einem menschenfreundlichen Herzen, konnte sich hier vortrefflich unterhalten, ohne jenen Abgrund zu bemerken. Er war überall gerne gesehen und Niemand im Wege; denn er wollte nirgends nehmen und überall geben.

Jetzt weiß ich's besser. Aber damals nahm ich an seinen Täuschungen Theil, ich glaubte an sein Paradies und stürzte mich kopfüber in dasselbe.

Vor Allem machte ich mein Examen in den „Rechts- und sonstigen Staatswissenschaften". Es ging Alles vortrefflich. Ich hatte mehr gelernt, als die eingebornen Candidaten, welche auf dem Gymnasium wie dumme Jungen behandelt wurden, und dann, um sich für diese ungerechtfertigte Härte schadlos zu halten, auf der Hochschule, statt etwas zu lernen

heillos über die Stränge zu schlagen pflegten. Zuerst kam das schriftliche Examen, dann das mündliche. In dem letzteren hatte ich einen kleinen Zwischenfall. Der Geheimrath von Frensdorff, ein unterrichteter und wohlmeinender alter Herr, war mit meinen Antworten im Gebiete der Staatswissenschaften höchlichst zufrieden. Plötzlich aber kam er auf den Einfall, mich auch etwas specifisch Nassauisches zu fragen, wovon ich natürlich nichts wußte.

„Herr Candidat", so interpellirte er mich, „was halten Sie von der nassauischen Feuerpolizei-Ordnung vom 22. November 1826?"

„Herr Geheimrath", erwiderte ich stotternd, „die habe ich niemals gelesen".

„Nun", replicirte der alte Herr, indem er mit seinen fidelen kleinen Aeuglein in dem weinrothen Gesicht vergnüglich zwinkerte, „nun, Herr Candidat, wenn Sie sie nicht gelesen haben, dann können Sie natürlich auch nichts davon halten!" Und von nun an verschonte er mich gänzlich mit nassauischen Fragen.

Das schien mir ein glückliches Omen. Und in der That, es war so. Ich erhielt das Prädicat „vorzüglich", was seit zehn Jahren nicht mehr vorgekommen war in den nassauischen Landen.

Aber sofort fiel ein Wermuth-Tropfen in meinen Freuden-Wein. Als ich hörte, ich stehe als wohlbestandener Candidat im „Verordnungsblatt", begab ich mich in den Club, wo dasselbe auflag. Mein Oheim hatte mich dort eingeführt, aber ich kannte noch keinen Menschen. Ich fand mich da denn auch „gedruckt" in dem Blättchen, was mich bis in die innerste Seele freute. Es ist doch gar zu schön, sich zum ersten Male „gedruckt" zu erblicken, und noch dazu im Gesetzblatt. Aber der hinkende Bote kam nach. Als ich das „Verordnungsblatt" wieder hingelegt hatte, gerieth es in die Hand einiger „Accessisten". So nennt man hier die Zöglinge der Bureaukratie, wenn sie die unterste Stufe der hierarchischen Jacobs-Leiter beschritten haben, auf welcher ein Jeder meint, direct in den Himmel steigen zu können. Als diese jungen Herren auf meinen Namen stießen, schnaubten sie Bosheit und Rache.

— „Was? schon wieder ein solcher niederträchtiger Ausländer! Nicht genug, daß der Herzog aus seinem Hofe ein Asyl macht für verwahrlosten Adel und fahrende Ritter, sollen wir auch noch im Civildienst beeinträchtigt werden? Kommt da so ein Hamburger und will uns die Brocken vor der Nase wegschnappen! Was führt ihn aus dieser reichen Stadt in unser armes Ländchen, wo wir fürwahr schon genug des Staats-Proletariats haben? Ich diene jetzt schon fünf Jahre und mein Gehalt beträgt zweihundert Gulden. Ich möchte wohl einmal wissen, wieviel das ist in Hamburger Mark Banco. Wird es dem wohlregierenden Bürgermeister und dem hohen Senat der freien Hansa-Stadt Hamburg jemals einfallen, mich dorthin zu berufen? Gewiß nicht. Aber unser armes Ländchen ist nun einmal das Stelldichein für alles Gesindel. Fürwahr, es ist Zeit, daß wir unser Haus von den verruchten Fremdlingen säubern". So sprach der Erzürnte.

Es war, wie ich später erfuhr, eines der Häupter des jugendlichen Radicalismus dieses Landes, dessen Beredsamkeit ich, der für Jedermann Unbekannte, der so harmlose und doch so „verruchte" Fremdling hier gelauscht hatte. Diese Expectoration schien mir gar nicht zu stimmen mit dem Loblied, welches Onkel Schlüber der nassauischen Gastfreundschaft gesungen, und ich verfehlte nicht, meinem guten Oheim über diesen Ausbruch eines wahrhaft chinesischen Fremdenhasses gegen „deutsche Ausländer" zu referiren. Allein er legte keinen Werth darauf.

— „Dumme Jungen giebts überall, am Rhein wie an der Elbe," meinte er lächelnd; und unter dem Einfluß seiner optimistischen Meinung hatte ich den unangenehmen Eindruck, welchen mir dieses nassowitische Know-Nothingthum machte, schnell überwunden. Erst später erfuhr ich, daß der radicale Jüngling der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung seines Landes war.

Zur Zeit aber genoß ich mit vollen Zügen mein junges Glück. In der reizenden Gegend träumte ich von einer ruhmvollen Zukunft und schmiedete Pläne und Projecte, was ich alles Großes, Schönes und Nützliches machen wolle, wenn mich, woran mein Onkel nicht zweifelte, das Geschick dereinst an die Spitze der Behörden dieses souveränen Staates stellen werde. Ich zählte damals dreiundzwanzig Jahre. Ich habe niemals wieder einen so schönen Frühling erlebt. Er rückte etappenweise in das Land ein. Zuerst erschien er im Rheingau. Die Ersten von seiner Vorhut waren die rosenrothen Mandelbäume, welche nur Blüthen zeigten und keine Blätter. Dann rückte Freund Lenz rheinaufwärts und bemächtigte sich des Parkes des Biebricher Schlosses, wo es plötzlich begann grün und bunt zu werden. Von da avancirte er durch das Bachthal landeinwärts nach Wiesbaden. Die Früh-Sträucher von weichem Holz, womit die Parkanlagen durchsät sind, schlugen zuerst aus; dann folgten die blühenden Kirsch- und Aepfelbäume auf den Aeckern der Bauern; und endlich der Wald, welcher, auf mächtigen Bergen gelagert, das schöne Wiesbaden von drei Seiten umschlungen hält, damit es nicht einmal ein rauhes Lüftchen anwehe, und der nur die Südseite offen läßt, damit von da die weiche Luft, das glänzende Licht, der Frühling und die Sonne einziehen können. Allein der Frühling läßt sich durch die waldigen Berge nicht schrecken. Nachdem er ein paar Tage in Wiesbaden auf seinen grünen Lorbeeren geruht hat, schleicht er sich in irgend ein einsames Waldwiesen-Thal ein und steigt, demselben folgend, bergaufwärts; und wo er vorbeischreitet, da drängen sich die zierlichen Blätter der Hainbuchen und Weiden, das Anfangs noch zusammengeknüllte hellgrüne Buchenlaub, die Kätzchen der Haselstaude heraus, und die Hirsche und Rehe kommen vorsichtig nach dem Waldesrande hervor, um mit ihren großen und klugen Augen ihm nach zu blicken, wie er die Waldwiese entlang schreitet. So steigt er von Hügel zu Hügel, von Wiese zu Wiese, bis er den obersten Absatz mit einem kecken Sprunge zurückgelegt und seine grüne Standarte auf der weithin sichtbaren „Platte" aufgepflanzt

hat zum Zeichen, daß er wieder einmal siegreich Besitz ergriffen von diesem prachtvollen Lande.

Was mich anlangte, so hatte ich so recht Zeit und Lust, dem Triumphzuge des Frühlings zu folgen. Ich verlebte jeden Tag einen neuen Act dieses Zuges, — einen Act, der seinen Vorgängern ähnlich und doch wieder so ganz anders war. Ich rückte mit vor aus dem Rheingau in den Park, aus dem Park nach der Stadt, aus der Stadt nach der Waldeinsamkeit und nach jenen noch einsameren Thälchen,

Wo die dunkeln Flieder sprossen
Und die stillen Bächlein gehn,
Rings von Bergen eingeschlossen;

und ich gewann die Ueberzeugung, daß Voltaire, welcher behauptete, der Frühling sei nirgends schön, als bei den Poeten, ein etwas boshafter und jedenfalls sehr unwissender alter Herr sei.

Ich irrte mich jedoch, als ich glaubte, mein gutes Examen und die Fürsprache meines Oheims würden im Stande sein, mir eine Anstellung in Wiesbaden zu verschaffen. Wiesbaden war reservirt für die Söhne aus guten Familien. Unter den letzteren verstand man nicht den Adel, welcher ein Ding für sich war. Man verstand darunter vielmehr eine Anzahl meist unter sich verschwägerter oder verwandter Familien, deren Häupter sich seit der Existenz eines Herzogthums Nassau in die höchsten Stellen getheilt hatten, soweit diese Stellen nicht observanzmäßig durch Edelleute zu besetzen waren. Die Söhne dieses bureaukratisch-bürgerlichen Rattenkönigs hatten die berechtigte Eigenthümlichkeit in Wiesbaden zu bleiben, die Andern mußten „in die Provinz“.

Auch ich unterlag diesem geheiligten Herkommen, obgleich mein Oheim nicht ohne Einfluß war und alles Mögliche für mich gethan hatte. Ich wurde „Accessist“ an dem Amt Weilburg an der Lahn.

So ein „Amt“ war die unterste Instanz für Alles. Es führte die Aufsicht über Schul- und Kirchenverwaltung, baute die Straßen, besorgte die Conscription, administrirte den Bezirk und die Gemeinden, war Polizei und Justiz, Ankläger und Richter in einer Person.

In dieses Chaos wurde der Anfänger hineingestürzt, mit der Weisung zu schwimmen, was denn manchmal recht schlecht ausfiel. Für mich aber, den „deutschen Ausländer“, war diese Aufgabe zehnfach so schwierig. Die Beamtenwelt behandelte mich als illegitimen Eindringling. Das Volk aber konnte mich kaum verstehen, und noch weniger verstand ich die Eingeborenen des Landes. Dieselben erlaubten sich sehr willkürliche Veränderungen der Consonanten nicht nur, sondern auch der Vocale, und nicht zufrieden damit, einzelne Buchstaben, namentlich das N am Ende, überall wegzulassen, verschluckten sie auch ganze Sylben, oder versuchten es, mehrere derselben in eine zusammen zu ziehen. Dabei hat ihre Sprache einen rauhen, theils polternden, theils hopsenden Rhythmus, so daß es außerordentlich schwer ist, derselben zu folgen. Ich blamirte mich gleich an dem ersten Gerichtstag, wo

ein alter Bauer zu mir kam und mir einen langen Vortrag hielt, aus welchen ich nur soviel verstand, daß er eine Person oder ein Ding vermisse, das er „Sackauer" nannte. Ich bemühte mich vergeblich, ihm zu entlocken, was er unter dem „Sackauer" verstehe, und da ich aus dem wachsenden Gelächter der Umstehenden merkte, daß ich mich nicht auf dem richtigen Wege befinde, so zog ich meinen Mitaccessisten zu Rathe, welcher in Göttingen studirt hatte und eine nordische Zunge verstand. Er belehrte mich, daß „Auer" Uhr bedeute und also „Sackauer" identisch sei mit Taschenuhr. Ich kam nun mit dem alten Bauer leidlich zu Ende. Allein die Geschichte von meinem Mißverständniß war ruchbar geworden. Sie wurde mit den sinnreichsten Ausschmückungen versehen, — namentlich mit Erfindungen, was ich in meiner nordischen Unwissenheit mir unter dem „Sackauer" alles für seltsame Dinge vorgestellt habe u. s. w. — und weiter getragen, und das Ende vom Liede war, daß ich den Namen „Sackauer" erhielt; und den Namen des „Accessisten Sackauer" bin ich seitdem nicht wieder losgeworden. Ich führte ihn jedoch nicht in Hamburg; denn dort wäre es mir schwer gelungen, den Leuten klar zu machen, was ein „Accessist" und was ein „Sackauer" sei.

Weilburg ist ein schönes altes Nest. Es liegt auf einem steil abfallenden Berge, welcher mit Ausnahme einer schmalen Strecke, über welche die Landstraße nach dem benachbarten Wetzlar führt, ringsum von der Lahn umflossen wird. Die Stirn des Berges krönt das Schloß, welchem man mittels eines Anstrichs, der es sogar nicht verschmäht, Risse, Sprünge und Löcher zu fingiren oder zu affectiren, ein alterthümliches Ansehn gegeben. Die oberste Terrasse trägt den „Lustgarten" und die steilabfallenden Abhänge bilden das „Gebück", eine wohlangelegte und gepflegte romantische Wildniß. Das Schloß ist der Stammsitz und das Erbbegräbniß der letzten Dynasten von Nassau.

Die Umgebung von Weilburg ist schön. Die Lahn und ihre Nebenflüßchen bieten sehr abwechselnde romantische Partien, und in Ermangelung des Rheingauer Paradieses hätte mich auch der Aufenthalt in Weilburg recht wohl befriedigen können.

Wenn nur „der Dienst" nicht gewesen wäre. Ich habe mich mein Lebenlang nie über zu viel Arbeit beschwert. Hier war mir die Arbeit nicht zu viel, oder zu schwer — aber sie war zu schlecht und man konnte absolut nichts dabei lernen. Die Hauptaufgabe war die Bestrafung der „Forstfrevel". Wie ich später noch erzählen werde, hatten die Dynasten den Markwald an sich gerissen, und es bestand nun zwischen der „Herrschaft" und dem „gemeinen Mann", der die Forsten immer noch als die seinigen ansah, ein hartnäckiger und ununterbrochener „Krieg um den Wald". In Folge dessen hatten wir jeden Monat hunderte von Anzeigen wegen Forstdiebstahls, Forstbeschädigungen, Wilddieberei und sonstiger „Jagdvergehungen" abzuurtheilen. Die Arbeit war freilich nicht schwer. Der Angeklagte leugnete; darauf gab der Förster seinen Diensteid, und auf Grund dessen erfolgte die Verurtheilung nach Maßgabe eines harten Strafgesetzes, in welchem die mannigfachsten Entschädigungen, Geld-

Zwangsarbeits- und Gefängnißstrafen, Denunciations-Prämien, Fang- und Pfandgelder u. s. w. abgestuft, classificirt und numerirt waren, daß das Ganze aussah wie ein Zolltarif. Diese eigenthümliche Function des „Forstfrevel-Theidigens" fiel immer dem Jüngsten zu, weil man dieselbe mit Recht für ein außerordentlich widerwärtiges Geschäft hielt, besonders auch deshalb, weil man gezwungen war, den Förstern unbedingten Glauben zu schenken, obgleich dieselben sehr gierig auf die Denunciations-Prämien und außerdem auch noch zum Theil Personen von sehr fragwürdiger Beschaffenheit waren. Daneben hatte ich noch polizeiliche Untersuchungen zu führen, Bagatell-Processe zu instruiren, Straßenbau-Rechnungen aufzustellen und die Stammlisten für die Conscription anzufertigen. Wenn ich nach achtstündiger Arbeit Abends müde wie ein Hund, nach der Lahn hinunterstieg, um in einem Flußbad den Actenstaub abzuwaschen, fragte ich mich oft, wozu ich denn nun deutsches Privatrecht und Pandekten, Wechsel- und Handels-, Kirchen- und Staatsrecht, Rechtsphilosophie und politische Oeconomie studirt habe, denn für die Geschäfte womit ich betraut war, hatte ich von dem Allen nichts nöthig.

Ich klagte indessen nicht und fuhr fort, meinen Dienst zu verrichten. Gleichwohl nahm die Sache ein baldiges Ende. Mein guter Oheim mochte in meinen Briefen Spuren von Melancholie entdeckt haben, und, willenskräftig und der Verantwortlichkeit sich stets bewußt, wie er war, überlegte er sich die Sache, und nachdem er die Ueberzeugung erlangt hatte, daß mir meine Unkenntniß des einheimischen Dialektes bei einer Behörde, wo ich täglich mit den Eingeborenen mündlich und unmittelbar verkehren mußte, das Leben sauer mache, schritt er ein und bewirkte, daß ich an das Obergericht in Pilleburg versetzt wurde, wo ich nur auf Grund der Acten zu arbeiten hatte.

III. An der Pille.

Also, auf nach Pilleburg! Dieses Städtchen, von welchem ich, sowohl auf Grund meiner eigenen Erlebnisse, als auch auf Grund derjenigen meines Gewährsmannes, — welche letztere bis in das vorige Jahrhundert zurückreichen und ein außerordentlich lebendiges Bild der deutschen Culturgeschichte bieten, wie sie sich während des jüngsten Säculums in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen des westlichen Deutschland abspielte — noch soviel erzählen werde, daß ich mich berechtigt glaube, meinen wahrheitsgemäßen Aufzeichnungen den Namen einer „Chronik von Pilleburg" zu geben, — dieses Städchen machte, als ich es zum ersten Mal erblickte, einen ganz seltsamen Eindruck.

„Ein Gesicht ohne Nase!" — sagte ich ganz unwillkürlich. Es liegt nämlich angeschmiegt an eine Höhe, auf welcher man sich vergeblich nach der Ursache und dem Gegenstand der „Anschmiegung" umsieht. Als das Städtchen vor etwa dreihundert Jahren entstand, da thronte auf dieser Höhe, an der es sich emporzusteigen bemüht,

„Ein bethürmtes Schloß voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht".

Dieser Vers fällt mir unwillkürlich ein, obgleich Reime, wie „Majestät“ und „erhöht“, welche nur das kursächsische Idiom gestattet, in meinem niedersächsisch-albingischen Ohr einen seltsamen Eindruck hinterlassen.

Das Städtchen war also eine Ansammlung von Burgmannschaft, von Ministerialen, von Hofdienerschaft und sonstigen Knechten. Heute zu Tage würde man sagen: ein Complex von Hofräthen und Hoflieferanten. Natürlich alles nur in diminutivster Miniatüre!

Später haben die Franzosen das Schloß zusammengeschossen. Die Ursache ist fort und die Wirkung ist noch da. Wo ehemals das stattliche Schloß stand mit seinen prachtvollen Sälen und seinen zahllosen Kemenaten, mit seinem Zeughaus und seinen Magazinen, seinen Gräben und Wällen und seinen spanischen Reitern, da sieht man heute nur noch das „Stockhaus“, d. h. ein Untersuchungsgefängniß von so miserabler Beschaffenheit, daß der Geist der Humanität, wenn er es jemals erblickte, das Haupt verhüllen würde.

Die Burg ist fort, aber die Mannschaft ist geblieben. Der Grand-Seigneur ist verschwunden, aber die Ministerialen sind noch da. Die Hofdienerschaft macht noch ihre Knixe, aber es fehlt Jemand, der sie in Empfang nimmt.

Ich will dieses höchst interessante, culturgeschichtliche Thema nicht bis in seine Einzelheiten verfolgen, obgleich es eine solche Beleuchtung verdiente, und obgleich ich, der ich bis dahin nichts kannte als Hamburg und Berlin, vielleicht eine besondere Befähigung hätte, ein solches Stillleben zu beleuchten,— ich meine nämlich: blos deshalb, weil der Gegensatz zwischen dem, was ich bis dahin gesehen, und dem, was ich hier sehen sollte, ein großer war, und der Sachverhalt deutlich wird durch die Nebeneinanderstellung solcher diametraler Gegensätze.

Es gibt ja in Deutschland eine Anzahl solcher ehemaliger Dynastensitze in welchen die Niederschläge eines verschwundenen Hofes und die von demselben herangezogene und dann im Stich gelassene Bevölkerung eine Mesalliance mit einander eingegangen haben; die Sprossen dieses widernatürlichen Bündnisses, abgeschieden von den Bewegungen der großen Welt, eingepfercht in eine halb höfische und halb kleinbürgerliche Weltanschauung, halb frivol und halb pfahlbürgerlich, dumm und zugleich listig, die Geriebenheit des Kammerdieners oder der Zofe vereinigend mit der selbstüberzeugten altväterlichen Weisheit des Zunftmeisters, des Magisters oder Cantors, führen heut zu Tage ein Leben, welches wir anderen Menschen nur vergleichen können mit dem Durcheinander von Infusorien, wie uns solches das Sonnenmikroskop in einem Tropfen Wasser zeigt. Ich hoffe, es wird irgend ein Anderer mir die dankbare Aufgabe, ein solches Stillleben culturgeschichtlich zu schildern, vor der Nase wegschnappen. Wenn er das Talent eines Epikers, oder sagen wir bescheidener: eines Romanschreibers hat, so wird er durch diese Schilderung mehr fesseln, erbauen und nützen, als alle Diejenigen, welche, ohne irgend welche Kenntniß der wirklichen Welt, — dieser wahrhaft

ausgezeichneten Theilung der Geschäfte und Vereinigung der Kräfte, welche man nicht durch poetische Intuition, sondern nur durch ernsthafte, nachhaltige und realistische Arbeit kennen lernen kann — uns nichts darstellen als die phantastischen und unwahren Zustände der literarischen, theatralischen, malerischen, diplomatischen und finanziellen „Bohême", welche gegenüber dem thatsächlichen Leben vollständig in der Luft steht.

Ich also beschränke mich auf die Specialität von Pilleburg, wie ich sie fand im Herbst 1847.

Ich weiß in der That den socialen Zustand dieser edlen Stadt, oder vielmehr den ihrer dominirenden Kreise nicht besser zu schildern, als indem ich hier ein Gedicht von Arthur Schopenhauer, dem großen Philosophen der Misère und des Pessimismus, einschalte, für dessen Authenticität ich bürgen kann. Schopenhauer, — Danziger von Geburt, Hamburger von Gesinnung und Franzose von Erziehung, — wurde durch die seltsamen Launen seiner vergnügungssüchtigen und „anempfinderischen" Mutter nach der kleinen Residenz Gotha verschlagen und hat, obgleich damals noch jung an Jahren, den wahren Charakter des deutschen kleinstädtischen Residenz-Wesens richtig erkannt und poetisch geschildert. Ein Frankfurter Advocat, — einer der wenigen Auserwählten, welche mit dem „großen Buddhisten" umzugehen verstanden, — hat mir das Gedicht mitgetheilt. Es paßt buchstäblich auf die Pilleburger und lautet so:

„Sie spähen, lauschen, geben acht
Auf Alles was geschiehet;
Was jeder treibt, was jeder macht,
Was jeder redet, laut und sacht,
Nichts ihnen sich entziehet.

Durch Fenster ihre Blicke spähn,
Ihr Ohr lauscht an den Thüren,
Es darf nichts unbemerkt geschehn,
Die Katz' nicht auf dem Dache gehn,
Daß sie es nicht erführen.

Des Menschen Geist, Gedanken, Werth
Das spitzt nicht ihre Ohren;
Wie viel alljährlich er verzehrt,
Und ob mit Recht der Mann gehört
Zu den Honoratioren;

Ob er zuerst zu grüßen ist,
Ob er „Herr von" und „gnädig" ist,
Ob Rath nur oder Canzelist,
Luther'scher oder Röm'scher Christ,
Verehelicht oder ledig;

Sein Haus wie groß, sein Rock wie fein,
Wird gründlich wohl erwogen,
Doch, kann er uns von Nutzen sein?
Wird jeder Rücksicht groß und klein
Wie billig vorgezogen.

Sonst frägt sich's, was hält er von uns,
Von uns wie denkt und spricht er?
Da frägt man noch bei Hinz und Kunz
Wiegt seine Wort' mit Loth und Unz',
Erspähet die Gesichter".

Schopenhauer giebt uns keine nähere Auskunft über die Organisation des „Spähens, Lauschens und Achtgebens". Ich aber könnte sie geben.

Pilleburg war ein Bestandtheil des Herzogthums Nassau und hatte als solcher seine mehr oder weniger mangelhafte, politische und administrative Verfassung. Aber die sociale Verfassung, auf welche die meisten Menschen, und namentlich die meisten Schriftsteller, weniger als Noth thut Acht geben — die sociale Verfassung von Pilleburg war ganz anders.

Ich bitte nicht zu erschrecken, aber ich kann es nicht anders ausdrücken: es war eine „Alte-Weiber-Republik".

Mir, als Fremdling, ist die Einsicht in die Ursachen verschlossen, wie es kam, daß es in dieser Stadt, von höchstens dreitausend Einwohnern ein Dutzend bejahrter Damen war, welche die Dictatur an sich gerissen.

In aller Bescheidenheit beschränke ich mich darauf, einige pragmatische Andeutungen zu geben, ohne für deren Richtigkeit einstehen zu wollen. Ich gebe nur meine Beobachtungen. Die Schlußfolgerungen aus den Thatsachen welche ich constatire, zu prüfen, ist Sache des Lesers.

Was uns Männern aus Norddeutschland im Süden und Westen unseres Vaterlandes am meisten auffällt, ist die Trennung der Geschlechter. Die Damen, und namentlich die älteren, haben ihre Thee- und Kaffee-Gesellschaften, die Herren haben ihre Kneipen. Beides ist getrennt von einander, wie das Haremlik und das Selamlik im türkischen Hause. Wir im Norden können uns keine Gesellschaft denken ohne die Damen. In Berlin grassirt ja bekanntlich die Redensart: „Kein Vergnügen ohne Damen". Sie ist stereotyp dort.

Hier war das anders. Die Herren gingen über Tag nach ihren Geschäften und Nachts nach ihrer „Kneipe", und in der Kneipe hatte Jeder seinen angestammten Sitz, sein angestammtes Seidel, seine dort auf Relais hängende lange Tabakspfeife u. s. w. Dort war er vergnügt, dort plauderte er, dort war er zu Hause.

In seiner eigenen Wohnung dagegen war er ein Fremdling, er genoß dort wenig Ansehen; da dominirte die sorglich waltende Hausfrau, welcher auch die Erziehung der Kinder anheimfiel. Herren-Gesellschaften oder Gesellschaften von Herrn und Damen gab es fast gar nicht. Wohl aber jeden Tag einen Damen-Kaffee oder einen Damen-Thee, öfters auch Beides zugleich, d. h. eines nach dem andern. Dabei beschränkte man sich nicht auf den Genuß von Kaffee und Thee, sondern man vertilgte auch Berge von Torten und sonstigen Süßigkeiten. Das kleine Nest zählte zwei Conditoreien, welche allein von den Damengesellschaften lebten.

Diesem Uebermaß einseitiger Geselligkeit konnte und durfte sich Niemand entziehen. Die Frau Forstaccessist z. B., welche einen Mann und vier Kinder hatte, die alle miteinander nicht mehr hatten als einen Gehalt von dreihundert Gulden, von welchem sie leben mußten, gab einen Damen-Kaffee, welcher sie dreißig Gulden kostete. Die gute Frau hätte gewiß gerne diese unsinnige Ausgabe gemieden, welche den zehnten Theil ihres schmalen Einkommens absorbirte. Allein sie mußte. Was würden die anderen Damen dazu gesagt haben, wenn sie sich so der Erfüllung ihrer socialen Pflichten entzöge? Was würde namentlich ihre hohe „Vorgesetzte", die hochgebietende und viel gestrenge Frau Oberforsträthin, dabei gedacht haben?

Alles bewegte sich da in streng solennen, althergebrachten Formen, deren Verletzung auf das Strengste geahndet wurde. Der Ehrenplatz war „das Kanapee". Es war auf das Genaueste geregelt, wer ihn einzunehmen habe. Nicht nur die Begrüßungs- und Verabschiedungs-Worte, sondern auch die der Einladung hatten ihre streng vorgeschriebene Formel, wie bei den Legis actiones der Römer, oder bei dem Handwerksgruß und Brauch unserer vormaligen Zünfte.

Präcis Morgens 10 Uhr erschien das Dienstmädchen und sagte wörtlich folgende Botschaft:

„Eine schöne Empfehlung von der Frau Hof- und Appellations-Gerichts-Präsidentin an die Frau Oberforsträthin, und die Frau Hof- und Appellationsgerichtspräsidentin gäb' sich die Ehre, die Frau Oberforsträthin für heut Nachmittag einzuladen zu einer Tasse Kaffee".

Und sie erhielt darauf regelmäßig wörtlich folgende Gegenbotschaft:

„Wid'r 'ne schön' Empfehlung von der Frau Oberforsträthin an die Frau Hof- und Appellationsgerichtspräsidentin, und wenn die Frau Hof- und Appellationsgerichtspräsidentin so gütig wär', dann wollt' die Frau Oberforsträthin so frei sein".

Einzelne dieser Solennitätsphrasen hatten im Laufe der Jahrhunderte allen und jeden Sinn verloren, aber es wurde mit eiserner Consequenz daran festgehalten. So war es z. B. ein Gebot des guten Tones, welchen man hier beharrlich „Bildung" nannte, statt „Sie" zu sagen „Ihnen", oder vielmehr „Ihne". Man mußte z. B. zu einer Dame sagen: Ich habe Ihne gesehen! Ich habe „Sie" gesehen, wäre als Beleidigung angesehen worden, als wenn man die Anrede in die dritte Person Singular gekleidet hätte. Ferner hatte man eine Menge Flickworte, wie „Ebenfalls", „Nicht Ursache", (sprich: nittursag), „Bütt' Ihne" (ich bitte Sie), welche überall einzuschalten für höflich und fein galt. Mir ist der Sinn dieser verschiedenen Redensarten und Andeutungen nie recht klar geworden, geschweige denn, daß ich jemals deren Gebrauch gelernt hätte. Ich galt daher für „ungebüldet".

Diese „vornehmen Damen" — sie nannten sich selbst so, im Gegensatz zu den „gewöhnliche Leut'" oder „Bürgersleut" — hatten sich auch eine ganz aparte Sprache geformt, welche sich zu dem Volksdialekt auf der einen und

der Schriftsprache auf der andern Seite ähnlich verhält wie bei Fritz Reuter das Messing'sch zu dem Plattdeutsch einer- und dem Hochdeutsch andererseits. Neben diesem Messing'sch aber hatten sie sich noch eine Sprache zum Extra-Gebrauch zurecht gemacht, welche sie für ein richtiges Schriftdeutsch hielten, während es in Wirklichkeit mit der Sprache des Zwickauer in dem Kladderadatsch eine verhängnißvolle Aehnlichkeit hatte. Sie hatten eine sprachliche Doppelwährung. Ich erlaubte mir, die eine die Werkeltags- und die andere die Sonntags-Sprache zu nennen. Die Wurst z. B. hieß in der Werkeltagssprache „Worrscht", in der Sonntagssprache aber „Wusst"; die Kinder hießen in der Werkeltagssprache „de Kinn'r", in der Sonntagssprache „dü Künnthör"; die Stiefel in ersterer „de Stiww'l", in letzterer „dü Stüföhln". Da im Volksdialekt sich das A oft in O verwandelte, so hielt man die umgekehrte Metamorphose für vornehm. Man sagte also nicht „Torte", sondern „Taart", nicht „Sauce", sondern „Saas", nicht „Tonhalle", sondern „Taanholle".

Am meisten befliß man sich der Sonntagssprache beim Singen. Mir tönt heute noch die Gnadenarie des Fräulein Wolf in den Ohren, deren Text so lautete:

Ropp-hört! Ropp-hört! Moingkel-Hüpp-thör!
(Robert, Robert! mein Geliebter).

Ich müßte einen Folianten schreiben, wenn ich alle die Sitten und Gebräuche dieser Squaws, welche sich die „vornehme Welt von Pilleburg" nannten, zu Papier bringen wollte. Ich begnüge mich mit obigen Andeutungen.

Die Aufrechterhaltung dieser seltsamen Tradition und das sociale Regiment lag in den Händen von etwa einem Dutzend theils verwittweter und theils verheiratheter Damen, welche übrigens auch ein äußeres Kennzeichen mit einander gemeinsam hatten. Sie besaßen nämlich Alle keine Kinder und bezogen Gehalte, Pensionen, Leibrenten u. dgl. m. entweder vom Staat oder vom König von Holland, welcher letztere überhaupt, als vormaliger Landesherr, stark angebettelt wurde. In Folge dieser Stellung konnten sie alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte der hohen Aufgabe widmen, Pilleburg zu regieren. Sie hatten täglich ihre Conventikel und waren außerhalb derselben stets unterwegs. Man hätte sie als fahrende Ritter bezeichnen können, wenn sie die Gutgläubigkeit des sinnreichen Junkers von der Mancha gehabt hätten; jedenfalls konnte man sie auch nicht „Ritter von der traurigen Gestalt" nennen, denn sie waren trotz ihrer anstrengenden Thätigkeit so wohl genährt, daß man auf die Meisten den Vers von dem „übermenschlichen Hintertheil", welchen Heinrich Heine auf die „Hammonia" gedichtet, hätte anwenden können. Der europäischen Cultur waren sie wenig theilhaftig, aber sie hatten ihren besonderen Pilleburger Comment, den sie natürlich besser kannten als irgend ein Andrer; und dabei besaßen sie jene List des Wilden, durch welche Culturmenschen sich in ihrer Sorglosigkeit so

leicht übertölpeln lassen. Sie behaupteten für die „Büldung" zu streiten, in Wirklichkeit stritten sie für ihre Herrschaft. Wer sie für komisch hielt, der mochte bis zu einem gewissen Grade Recht haben; aber wer sie als unschädlich ansah und sich nicht um sie kümmerte, der mußte seinen Irrthum mit schwerer Strafe bezahlen. Sie hatten in einem Theil der übrigen Damen ihre Assessoren und Gesandten, daneben aber noch in den weiblichen Dienstboten ein zahlreiches Corps von diplomatischen Agenten, Spitzeln, Spionen und Zwischenträgern. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so behaupte ich, selbst der Napoleonische Polizeiminister Fouché hatte sein Departement nicht besser geregelt. Es konnte im städtischen Weichbild von Pilleburg keine Stecknadel zur Erde fallen, ohne daß es der Senat der Alte-Weiber-Republik sofort erfahren hätte.

Dieser Senat überwachte die Tradition, die Aufrechterhaltung der geschilderten Griffe, Worte und Zeichen, der Sitten und Gebräuche, die nur dem Uneingeweihten lächerlich waren. Er vermittelte zwischen den „Stammkneipen" und der „Kaffeegesellschaft". Er war ein permanentes Heiraths-Bureau, das selbst ein Bischen Kuppelei nicht gänzlich verschmähte. Er sammelte die Neuigkeiten, mit Inbegriff der Chronique scandaleuse; und wenn es keine gab, dann machte er welche. Er sorgte für Colorirung und Circulation dieser Stoffe. Er übte das Amt der römischen Censoren. Er fabrizirte guten und schlechten Ruf. Er gab Decorationen und ertheilte Censuren, von der levis notae macula bis zur capitis diminutio maxima. Kurz, er war allmächtig und wehe Dem, der es mit ihm verdorben. Er wurde zerfleischt von den Harpyen.

Ich Unglücklicher hatte von alledem keine Ahnung. Zwar hatte mir Einer der an dem Obergericht recipirten Rechtsanwälte, welcher den langen Titel führte „Hof- und Appellations-Gerichts-Procurator", dabei aber sehr kurz von Statur war, hinreichende Andeutungen gegeben. Allein da derselbe einen losen Mund hatte, so hatte ich darauf nicht genügend geachtet. Auch war er nicht beliebt in der „vornehmen Welt", und man colportirte von ihm eine schauderhafte Geschichte. Als nämlich eine jener würdigen bejahrteren Damen ihm voll Enthusiasmus versicherte:

„Glauben Sie mir, es gibt nur ein Pilleburg!" soll er geantwortet haben:

„Ich glaube es Ihnen, und kann noch hinzufügen: Es ist ein Segen des Himmels, daß es nur eins gibt!"

Seitdem war er „des Verdachtes verdächtig", und da ich viel und gern mit ihm umging, so fiel auch auf mich ein leiser Schatten.

Aber er schadete mir Anfangs nicht sehr viel. Denn man hatte alle meine Verhältnisse ermittelt. Man hatte festgestellt: Der Accessist Sackauer ist ein hoffnungsvoller junger Mann; er hat ein brillantes Examen gemacht, und — was noch mehr: er hat einen außerordentlich wohlhabenden Oheim, einen alten Junggesellen, der ihm wohl will; kurz: er ist eine „Partie".

Zwar, fügte man achselzuckend hinzu, hat er keine „Büldung"; er kennt nicht die Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt von Pilleburg; er versteht sich nicht auf die Feinheiten unserer Sprache, und er zeigt bis jetzt wenig Geschick, das Alles zu lernen, ja er lächelt zuweilen darüber, — und das ist eigentlich geradezu empörend von so einem ungeleckten nordischen Bären, der doch von seinem Aufenthalt in einer solchen Stadt wie Pilleburg gar keinen bessern Gebrauch machen könnte, als „Büldung" zu lernen. Indeß, was nicht ist, kann noch werden. Wenn wir ihn nur erst einmal ordentlich gepackt haben, wird er den Reizen der Büldung nicht widerstehen. Und schließlich ist das doch die Hauptsache: die „Verhältnisse" sind glänzend und er ist eine „Partie".

Wir armen jungen Männer! Wir wurden von diesen würdigen Damen behandelt wie die Tscherkessinnen auf dem Sclavenmarkt. Man disponirte über uns, und es fehlte wenig, dann schrieb man uns vor, „wen wir par ordre de moufti glücklich zu machen hätten". Wir konnten mit einer ledigen Dame kaum drei Worte wechseln, ohne daß man uns sofort zu Bräutigams stempelte; und es ging so, wie es in dem schönen Gedicht heißt:

„Und hat ihr nur Einer in's Fratzerl gesehn,
„Dann glaubt sie, es wär' schon um's Kranzerl geschehn;
„Sie lächelt und kichert und wispert ganz laut,
„Sie wär' mit dem Prinzen von Dingskirchen Braut".

Es war vielleicht mit Hülfe solcher Illusionen, daß ich mich eine Zeit lang leidlich an Bord hielt.

Aber daß ich es beharrlich verschmähte, mich der „Pilleburger Büldung" zu assimiliren und mein „schlechtes Hamburgisch" (so nannte man mein schriftmäßiges Hochdeutsch) mit dem eigenthümlichen Jargon der vornehmen Welt dieses hinterwälderischen Landstädtchens zu vertauschen, erregte eine unangenehme Sensation. Ich „ungebüldeter" Mensch merkte leider nichts von diesen Gefahren und war mir, wenn ich auf dem Casino-Ball pflichtschuldigst mit einer schönen Pilleburgerin eine Quadrille abschwenkte, durchaus nicht bewußt, „auf einem Vulkan zu tanzen". Ich sah noch den Himmel voll Geigen.

IV. Mißliebig.

Aber es sollte anders kommen, und das Schicksal schreitet schnell. Der erste Anlaß zu der schrecklichen Peripetie war folgender:

Wir hatten eines schönen Sonntags eine Leiterwagen-Partie unternommen nach einem benachbarten Dorfe, welches in der Mitte zwischen Pilleburg und Hebron lag. Das Unglück wollte, daß die Honoratioren von Hebron sich dasselbe Dorf zum Ziel gewählt hatten, und daß in diesem Dorfe nur ein einziger Saal war.

Das Wetter wurde schlecht und beide Gesellschaften mußten sich in den Saal zurückziehen. Nun herrschte aber zwischen beiden Landstädtchen ein unversöhnlicher Haß. In Pilleburg waren die Honoratioren mehr aristokratisch, in Hebron mehr demokratisch gesinnt. Pilleburg, vormals der Sitz eines

Hofes und dann einer gewissen Anzahl von Behörden, war eine Beamten-Stadt; Hebron, in Ermangelung solcher Stützen, hatte sich auf seine eigenen Beine gestellt und blühte durch Handel und Gewerbe. Dieser Unterschied und die Nachbarschaft waren Grund genug, einander bis auf das Blut zu hassen. „Pilleburger Tellerlecker" und „Hebronsche Hottentotten", das waren die Titel, womit man sich gegenseitig beehrte. Ich als Fremdling, der nicht einmal allen Feinheiten des Volks-Dialekts und der „gebüldeten" Sprache von Pilleburg zu folgen vermochte, war über diese tödtliche Feindschaft ungenügend unterrichtet. Ich hätte freilich das Alles leicht merken können. Denn in dem nicht allzu großen Saale schieden sich die Pilleburger und die Hebronschen, wie Oel und Wasser. Sie tanzten zwar nach den entsetzlichen Klängen eines und desselben lebensmüden Spinetts, welches „der Flügel" genannt ward, oder auch, nämlich von den gewissenhafteren Mitgliedern, welche dieser Schwierigkeit aus dem Wege gehen wollten, „das Instrument" schlecht weg. Aber die Pilleburger tanzten in der nordwestlichen Ecke und die Hebron'schen in der südöstlichen; und daß ein Pilleburger Wesen mit einem Hebron'schen tanzte, oder umgekehrt, war absolut unmöglich, obgleich doch ohne Zweifel Beide als Geschöpfe Gottes anzusehen waren.

Mein Unstern hatte es gefügt, daß ich schon früher einen reichen Hebron'schen Brauer, der ein allgemein geachteter Mann war und verschiedene Ehrenämter bekleidete, kennen gelernt hatte. Er war auch auf der Landpartie, und zwar mit Frau und Tochter, und die letztere war schön. Ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, ihn zu begrüßen, und da er mich seiner Frau und Tochter vorstellte, so unterhielt ich mich eine Zeit lang mit denselben, so weit es mir meine mangelhaften Sprachkenntnisse erlaubten.

Als ich nun wieder von diesem, nach Zeit und Entfernung sehr geringfügigen Abstecher in das Pilleburger Lager zurückkehrte, wandten mir die jungen Damen mit spöttischem Kichern den Rücken; die älteren Damen warfen mir wüthende Blicke zu; die jungen Herrn, welche natürlich beflissen waren, sich den Beifall der Damen zu erringen, folgten deren Beispiel — und zwar Einige dem der Alten und einige dem der Jungen —; nur die alten Herrn verhielten sich neutral, sie hatten sich wie gewöhnlich in ein einsames Cabinet zurückgezogen, wo sie Karten spielten, viel Tabak aus mächtig langen Pfeifen rauchten, und daneben noch viel mehr und noch viel mächtigeren sauern Wein tranken aus hohen und spitzen Flaschen, welche mir kleine Modelle zum babylonischen Thurm zu sein schienen.

Trotz meiner nordischen Naivität und Unkunde merkte ich doch, daß Etwas gegen mich los war. Ich nahm also meinen aufrichtigen Freund, den oben bereits erwähnten „Hof- und Appellations-Gerichts-Procurator" (man hatte hier Titel von entsetzlicher Länge!), zur Seite, gab ihm eine meiner besten Hamburger Cigarren und fragte ihn nach den Ursachen der allgemeinen Entrüstung.

—„Kann ich Ihnen hier, unter diesem Kreuzfeuer des schweren Geschützes"

(so nannte der Bösewicht die auf beiden Seiten der nordwestlichen Ecke concentrirten Mütter und Damen), „unmöglich expliciren. Kommen Sie mit hinunter in die Laube, das Gewitter hat aufgehört: dort ist die Luft besser als hier in dieser ‚gebüldeten' Schwüle".

Wir gingen also hinunter; und dort setzte mir der kurze Mann mit dem langen Titel auseinander, wie sich die Pilleburger und die Hebron'schen mehr haßten, als zwei feindliche Indianerstämme, und wie ich mich durch das Hinübertreten in die südöstliche Ecke mit einem schweren Makel bei den Leuten im Nordwesten befleckt habe.

„Sie hätten", sagte er, „nur einmal die Stimmen der Völker hören sollen". ‚Schrecklich, entsetzlich, haarsträubend!' rief die Frau Director Affenbach, ‚seht nur diesen Menschen, geht er da mir nichts, dir nichts zu den Hebron'schen Hottentotten über, indem er den vornehmsten Familien Pilleburg's den Rücken wendet. Seht nur, wie er sich zwischen diese gemeinen Leute setzt, auf der einen Seite die Brauersfrau, die vor plebejischer Gesundheit strotzt, auf der andern Seite deren rothhaarige Tochter mit ihren unverschämt purpurfarbigen Backen und den grellen grasgrünen Augen. Am Ende tanzt er auch noch mit ihnen. Pfui der Schande! Ein solcher Mensch, dem die vornehmsten Familien ihr Haus geöffnet haben und der mit den gebüldetsten Damen tanzen könnte. Er stammt offenbar von ganz gewöhnlichen Leuten ab, sonst müßte er wissen, daß man sich nicht mit gemeinen Menschen abgiebt, wenn auf der andern Seite die Frau Präsident, die Frau Director, die Frau Geheime-Oberforst-Räthin (das Register der Großwürdenträgerinnen Pilleburg's war zu lang, als daß es sich vollständig wiedergeben ließe) sitzen und nicht abgeneigt sind, sich mit ihm zu unterhalten. Wir können nicht strenge genug sein in Bestrafung dieses Fehltritts. Wir müssen diesem ungehobelten Ausländer den nöthigen Takt beibringen, wir müssen diesem nordischen Eisbären, diesem massiven Menschen zeigen, was Büldung ist'. „Kurz" sagte der Procurator, „was soll ich Ihnen das ganze Gewäsch der komischen Alten referiren. Der Vortrag derselben endete damit, daß sie sich den Assessor Dunst heranwinkten und demselben ihre Befehle ertheilten. Dieser gab dienstwillig die Parole weiter. Was der Inhalt der Befehle war, und wie sie vollstreckt worden, das, glaub' ich, konnten Sie aus dem Benehmen der edlen Thebaner entnehmen".

„Aber was soll ich bei dieser Sachlage machen?"

„Nichts", meinte der Procurator, „das Beste ist, für heute dem Zorn dieser seltsamen Götter aus dem Wege zu gehen. Denn der Zorn dauert nicht ewig. Tanzen können Sie ohnedies nicht; denn jede Dame läßt Sie abfahren; sie fürchten alle den Zorn der Frau Director, die über ein Dutzend Tänzer verfügt, welche letztere im Falle des Ungehorsams, d. h. wenn eine Dame es wagte, gegen hohe Directorialordonnanz mit Ihnen zu tanzen, dieselbe sitzen, oder wie man hier sagt: „schimmeln" lassen würden. Bleiben wir ein Stündchen hier unten. Die Leute da droben haben ein kurzes

Gedächtniß, und später vermögen die jungen Herren Ihren Cigarren und Ihrem Wein nicht mehr zu widerstehen. Auch hat sich bis dahin in dem sorgfältig geschlossenen Saale so viel Tabaksdampf angehäuft, daß die Directorialbefehle nicht mehr recht vermögen, diesen Nebel zu durchbrechen.

Ich folgte dem Rath und fand, daß er gut war. Wir fuhren spät in der Nacht auf dem Leiterwagen nach Haus. Es wurde beschlossen, im „Hirsch" überzukneipen. Wir, der Procurator und ich und Consorten, gingen direct hin. Die Anderen brachten zuerst die Damen nach Haus, dann erschienen sie ebenfalls mit einem durch diesen Ritterdienst gesteigerten Durste.

Es wurde scharf getrunken. Um oder nach Mitternacht hörten wir aus der finsteren Einfahrt des Gasthauses einen jämmerlichen Hilferuf erschallen. Wir eilten mit Lichtern hinunter. Der Anblick, der sich uns bot, war wirklich ergötzlich. Der kleine Accessist Schredel war, im Widerspruch mit der Behauptung, daß der Mensch in seinem dunkeln Drange sich stets des rechten Weges bewußt sei, in die leere Scheerendeichsel eines Einspänners, welcher in der Einfahrt stand, gerathen und konnte den Rückweg nicht finden. Er mochte sich nach Vorn, nach Rechts oder nach Links wenden, überall stieß er auf Hindernisse. An Umkehr oder Zurückweichen dachte der Tapfere in seinem Rausch nicht. Nachdem er sich so eine halbe Stunde lang abgemüht hatte, war plötzlich eine heillose Angst über ihn gekommen, und deshalb hatte er so jämmerlich geschrieen. Wir erlösten ihn aus der drangvoll fürchterlichen Enge der Deichsel und schleppten ihn im Triumph in den Saal zurück, wo er wieder mittrinken mußte, zur Strafe für den Versuch, sich heimlich fortzuschleichen, — eine Absicht, die übrigens vollkommen gerechtfertigt war, denn das kleine Schredelchen hatte schon mehr als genug. Allein die Geschicke sollten sich erfüllen.

Der Assessor Dunst war auch in der Gesellschaft. Er war der wahre Musterbeamte nach damaligen Begriffen. Entweder war er mit einem krummen Rücken zur Welt gekommen oder er hatte sich einen solchen künstlich angeeignet. Ich habe ihn niemals in aufrechter Stellung gesehen. Wenn er vor seinem „hohen Chef" stand, sah er aus wie ein Fragezeichen oder wie eine Bretzel. Einen eignen Gedanken hatte er niemals gehabt, dagegen war er nicht ungeschickt, Anderen als Werkzeug zu dienen. Er sprach natürlich ebenfalls messing'schen Dialekt, allein derselbe nahm sich bei ihm doppelt komisch aus, weil er immer außerordentlich zart und gewählt sprechen wollte. Mir ist heute noch im Gedächtniß, wie er einst sagte: „Da nippen ja wieder die Frauenzimmerchen mit ihren Münderchen an den Gläserchen, wie die Vögelchen mit ihren Schnäbelchen in den Bächelchen". Er schlug auch die Guitarre und sang Polenlieder dazu, welche damals in diesem entlegenen Erdenwinkel noch stark Mode waren. Kurz, er war der Inbegriff aller Vollkommenheiten nach dortiger Weltanschauung, und vor allem der Liebling aller älteren Damen. Die Frau Director Affenbach, die Seele der geheimen Nationalregierung der älteren Damen, hatte prophezeit, Dunst werde unzweifel-

haft noch einmal „Dirigirender Haus- und Staatsminister Seiner Hoheit". Eingetroffen ist diese Prophezeihung freilich nicht; aber wahrscheinlich nur deshalb nicht, weil schon 1866 Seine Hoheit veranlaßt wurde, das fernere Regieren einzustellen, und sonach eines Ministers nicht mehr bedurfte.

Dunst hatte auf Befehl der gedachten Frau Director Assenbach die Verschwörung gegen mich geleitet. Auch bei der nächtlichen Kneiperei ließ er verschiedene Stichel- und Stachel-Reden los. Namentlich sprach er allerlei von Brauern und Brauerstöchtern, bis endlich der kurze Procurator zu ihm sagte, Bierbrauen sei ein der Menschheit geleisteter Dienst; es könnten aber auch nicht Alle Beamte sein, und selbst ein vornehmer Beamter müßte es sich gefallen lassen, von einem Kornwucherer abzustammen. Diese Hindeutung auf den Vater des Herrn Dunst erregte Sensation. Kein Mensch in Pilleburg hätte so was zu sagen gewagt, außer dem kurzen Procurator.

Zwischen einigen anderen Jünglingen schwebten andere Differenzen, namentlich auch Eifersüchteleien; letztere hatten auf der Landpartie neue Nahrung erhalten. Kurz, das „Liebesmahl" glich mehr einem Krieg Aller gegen Alle, und vergeblich suchte man diese Flammen zunächst durch Ausguß ungeheurer Massen Weines zu löschen. Dann ging man zu Punsch über, — und zuletzt gar zu Punschessenz, die man pur trank. Der Zustand der sich daraus entwickelte, war fürchterlich, und noch fürchterlicher der andere Morgen.

Das Merkwürdigste aber war: Assessor Dunst war spurlos verschwunden. Er hatte den Trinksaal verlassen, ohne sich zu verabschieden. Seitdem hatte ihn Niemand mehr gesehen. Auf dem Gericht hieß es, er sei beurlaubt, und in seiner Wohnung, er sei verreist in Familien-Angelegenheiten.

Allein es sollte bald fürchterlich tagen. Es stellte sich nämlich heraus, daß der „junge Löwe" von Pilleburg ein falsches Gebiß trug und es in jener Nacht, in einer unter dem Einfluß von Wein, Punsch und Punsch-Essenz entstandenen Katastrophe, eingebüßt hatte. Da er der Welt seine Blöße nicht zeigen wollte, in Pilleburg aber ein Ersatz nicht zu finden war, so hatte er sich morgens in den Eilwagen gesetzt und war nach Frankfurt a/M. gefahren, von wo er nach fünf Tagen zurückkehrte, die neuen Zähne auf das Freundlichste fletschend. Leider beging er die Unklugheit, an dem nicht ganz appetitlichen Orte, wo, wie er glaubte, sein Gebiß in den Orcus hinuntergegangen, Nachforschungen anstellen zu lassen, und dadurch wurde die Sache denn ruchbar. Die Sensation war groß, die Wirkung verhängnißvoll, besonders für mich, der ich doch so unschuldig war wie ein neugeborenes Knäblein.

Ich war an allem schuld. So war es im Rathe der Alten unter dem Vorsitze der Frau Director Assenbach beschlossen.

Ich, der „ungebüldete" Ausländer, der es beharrlich verschmähte, sich der „vornehmen Welt" von Pilleburg in Haltung und Sprache, in Sitten

und Gebräuchen zu assimiliren, hatte an jenem verhängnißvollen Sonntag schon auf der Landpartie schweren Anstoß erregt. Durch meinen Verkehr mit den „Hebron'schen Hottentotten", mit dem „gemeinen Bürgerpack" hatte ich der besagten „vornehmen Welt" schweres Aergerniß gegeben; und dann, als man mich dies fühlen ließ, hatte ich, anstatt mich zu bessern, anstatt meinen Fehler wieder gut zu machen dadurch, daß ich bei der Frau Director Abbitte that und desto rühriger mit ihren zahlreichen Nichten und sonstigen Verwandten tanzte, mich schmollend aus der „guten" Gesellschaft zurückgezogen, und zwar mit jenem kurzen Mann mit dem langen Titel, welcher wegen seiner ketzerischen Ansichten und seiner Sarkasmen bei jenen Damen so verhaßt war. Nachdem ich also bei der Landpartie ein so unwürdiges und anstößiges Verfahren eingehalten, hatte ich in der Nacht die jungen Herren, meistens „gebüldete" Neffen und Schützlinge der allmächtigen Frau Director Affenbach, zu einem schrecklichen Saufgelage verführt. Ich sollte es gewesen sein, der den kleinen Schredel, ebenfalls ein Neffe der Frau Director, in die Scheerendeichsel verwickelt und dann dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hatte. Ich sollte, in Gemeinschaft mit dem kurzen Ungeheuer den „gebüldeten" Assessor den „Sohn eines Wucherers" genannt, ihm dann eine ganze Flasche Punsch-Essenz auf einmal vorgetrunken und ihn schließlich so lange gereizt und gequält haben, bis er nachtrank und in Folge dessen nicht nur seine Sinne, sondern auch sein Gebiß verlor, während ich, — der Ausländer, der Mann aus dem Norden, „wo man ja bekanntlich gewöhnt ist, den Schnaps wie Wasser zu saufen", — unversehrt und hohnlachend von dannen schritt. Man erkannte mich schuldig und sprach mir alle „Büldung" ab.

Ich erhielt auf verschiedenen indirecten Wegen Nachricht von dem gegen mich ergangenen Wahrspruch des weiblichen Vehm-Gerichts. Ich lachte darüber; — aber ich hatte Unrecht zu lachen. Die Sache war ernsthaft. Ich hatte gegen die Regel verstoßen, daß man mit den Wölfen heulen muß.

Ich armer, dummer, naiver Junge aus dem „barbarischen" Norden, ich kannte noch nicht die Macht des süddeutschen Harems, von welchem Heinrich Heine, der ihn nur zu gut kannte, singt:

„Alte Weiber — viele Flöhe,
Viele Flöhe — vieles Jucken.
Thun sie heimlich Dir ein Wehe,
Darfst Du dennoch Dich nicht mucken".

Ich Dummkopf glaubte, „mich mucken" zu können. Natürlich bekam mir das herzlich schlecht. Jeder Versuch der Abwehr wurde durch ein hundertfaches Echo übertönt und erstickt. Jede unschuldige Aeußerung wurde in ihr Gegentheil verkehrt und verketzert. Mein Gebahren, das in der ganzen übrigen Welt, soweit ich sie kannte, keinen Anstoß erregt hatte, galt hier für ungebildet, weil es allerdings mit dem der hier dominirenden älteren Damen nicht stimmte. Endlich hatte ich bei einem Bekannten geäußert, daß ich mich nicht zu verheirathen gedenke, weil ich bis jetzt noch keinen klaren Blick in

die Zukunft habe und meinen Weg noch nicht sehe, weshalb ich mich nicht binden und nicht Verpflichtungen übernehmen könne, deren Erfüllung mir vielleicht unmöglich werde. Der falsche Freund hatte nichts Besseres zu thun gewußt, als meine Aeußerung in dem Städtchen zu colportiren, wo sie bei den Damen einen argen Anstoß erregte. Ich hielt zwar meine Entschließung für sehr vernünftig. War ich doch ohne Vermögen, und lebte ich von der Gnade meines guten Oheims; denn der nassauische Staat fühlte sich nicht verpflichtet, die geringen Dienste, die ich ihm leistete, zu bezahlen; auch wußte ich nicht, ob ich in diesem Musterstaate, den mein Oheim für mich adoptirt hatte, jemals Wurzel schlagen, oder ob ich meinen Wanderstab weiter setzen werde. Allein man schien für solche Gründe nicht zugänglich zu sein, sondern fand meine Aeußerung geradezu empörend, wobei ich jedoch allen Grund habe, zu vermuthen, daß meine Feinde und Feindinnen meine vollkommen harmlosen Worte verunstaltet und ihnen Zusätze gegeben hatten, welche auf eine Geringschätzung der Pilleburger Mädchenwelt hinausliefen, — eine Geringschätzung, die mir vollkommen fremd war. Ich kann im Gegentheil versichern, daß die Zurückhaltung, welche mir die Selbstachtung aufzwang, — die Isolirung welche ich mir freiwillig auferlegte, um mich Kränkungen und Unverschämtheiten zu entziehen, — für mich ein großes Opfer war. Denn in meinem, damaligen Alter kann man die Geselligkeit so leicht nicht entbehren. Gleichwohl verzichtete ich darauf, weil ich nicht die bekannte Rolle der Eule unter den Singvögeln spielen wollte. Auch meine Collegen an dem Gerichtshof gaben mir deutlich zu verstehen, daß sie in mir den Ausländer, den Eindringling, den Bönhasen sahen, indem sie versicherten, das nassauische Recht könne nur von einem Eingeborenen begriffen werden (meine Examen-Antwort in Betreff der nassauischen Feuerpolizei-Ordnung vom 22. November 1826 wurde von ihnen weidlich geritten), und indem sie behaupteten, so lange nicht Hamburg nassauische Candidaten importire, sei es ein himmelschreiendes Unrecht, wenn ein Hamburger in Nassau Anstellung fände. Dabei waren indessen die jungen Herren im Uebrigen außerordentlich liberal; auch schwärmten sie, das versteht sich — für die deutsche Einheit.

Meine Mußestunden brachte ich im Sommer im Wald und im Winter auf dem Eise zu. Auch blieb ich Abends in der Regel zu Hause; und hier lernte ich einen Schatz kennen, von welchem ich in den nachfolgenden Capiteln erzählen werde.

V. Herr Schmidt und Madame Schmidt.

In Pilleburg nahm ich Quartier bei einem Herrn Schmidt, welcher sich als Schneider in Paris ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und dann nach seiner deutschen Vaterstadt zurückgekehrt war. Das Haus, sein Eigenthum, hatte zwei Stockwerke. Es war schmal, hoch und von oben bis unten mit Schiefer gepflastert. Ein solcher Panzer der äußeren Wände ist der auf und hinter dem Westerwald herrschenden Kälte wegen sehr zweckmäßig. Die

Bauern ziehen Stroh vor, aber die Städter behaupten, in dem Sroh niste Ungeziefer und nehmen deshalb Schiefer. Auf dem hohen Westerwald geht bei den Bauernhäusern das schiefe Strohdach auf der Wetterseite bis auf die Erde, und wenn im Winter der Schnee den Raum zwischen dem Dach und dem Boden zugedeckt und angefüllt hat, dann kann es einem Reiter, der sich in dem Wirbeln und Jagen des Schnees verirrt hat und vom Wege abgekommen, passiren, daß er, über die Schneeaufhäufung hinreitend, sich plötzlich auf der Dachfirst eines Bauernhauses befindet.

So schlimm war es aber mit dem Schmidt'schen Hause in Pilleburg nicht. Es war vielmehr im Innern recht wohnlich. Die Schmidt'schen Eheleute, welche keine Kinder hatten und von ihren Zinsen lebten, hatten nichts anderes zu thun, als die Ordnung und Reinlichkeit im Haus aufrecht zu erhalten; und das thaten sie mit mustergiltigem Eifer. Sie selbst hatten im Erdgeschoß Küche, Stube und Kammer. Eine Treppe hoch wohnte der katholische Pfarrer Franz Xaver Müller, und zwei Treppen hoch ich. Der Pfarrer und ich hatten Jeder auch nur ein Zimmer und eine Schlafstube. Die dritte Stube oder Kammer in den beiden Stockwerken hatten die Eheleute Schmidt für sich reservirt. Sie verwahrten darin ihre französischen Raritäten. Zuweilen wohnte auch Besuch in denselben.

Die Schmidts waren sehr brave Leute und vertrugen sich gut sowohl mit ihren Miethern, als auch unter einander. Letzteres war um so auffallender, als sie gar nicht zu einander paßten. Der Mann war damals schon nahe an sechzig, trug einen langen grauen Bart und nur graue Kleider und zeigte in der Regel ein ruhiges, ernstes und würdevolles Benehmen. Er sprach, was hier zu Lande eine sehr große Seltenheit, ein richtiges Schriftdeutsch und daneben ein ebenso gutes Französisch; auch mengte er nie französische Worte in's Deutsche, oder umgekehrt. Von den Franzosen hielt er nicht mehr viel. Er gestand ihnen nur Liebenswürdigkeit und Sparsamkeit zu, was in seinen Augen nicht viel war, behauptete aber im Uebrigen, sie seien heut zu Tag doch eigentlich eingebildet, engherzig und leichtsinnig, ruhmredig und kleinlich zugleich. Scherzweise pflegte er jedoch hinzuzufügen, schlimmer aber, d. h. noch weit eingebildeter, leichtsinniger und ruhmrediger als die Franzosen seien die Pilleburger, und wieder unter allen Pilleburgern am schlimmsten, sei seine eigene Frau, welche er in diesem Zusammenhange „Madame Schmidt" zu nennen pflegte. Er hatte seine ganz bestimmten Idiosynkrasien, von welchen ihn kein Mensch abbringen konnte. So haßte er z. B. die Stege oder Strippen an den Beinkleidern, welche damals Mode waren. Er behauptete, diese Vorrichtung, welche keinen andern Zweck habe, als die Beinkleider zu spannen und dadurch das Tuch früher zum Reißen zu bringen, sei so verwerflich, daß ein Mann, welcher sich ihrer bediene, als ein erklärter Verschwender und als des Credites unwürdig zu betrachten sei. In der That verweigerte er Jedem, der bei ihm borgen wollte, den Credit, wenn derselbe Strippen an den Füßen hatte. „Ich als Schneider muß das verstehen",

pflegte er in solchen Fällen scherzend zu sagen. Wenn er sich dieser Redensart bediente, pflegte „Madame Schmidt“ eine mißbilligende Bewegung mit ihrem Kopfe zu veranstalten, welche die Spitzen und Bänder ihrer Haube rauschen machte und einen gelinden Grad von Verzweiflung ausdrückte. Denn sie hielt den „Schneider“ für einen überwundenen Standpunkt und war der Meinung, es sei am Besten, die Todten ruhen zu lassen. Sie vergaß gerne das Vergängliche: „Nadel und Scheere“, und hielt sich desto lieber an das Dauernde im Wechsel, nämlich an das schöne Vermögen, das jene untergeordneten Werkzeuge eingebracht hatten. Sie bestand mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit darauf, daß sie die „Rentière“ Schmidt oder wenigstens die „Madame“ Schmidt sei, und wir, ihre Miether, thaten ihr darin gern ihren Willen. Wenn „Ungebildete“ ihren Mann den „Franzosen-Schmidt“ nannten, dann hatte sie im Grunde auch nichts dagegen, aber von „Schneider Schmidt“ wollte sie absolut nichts hören.

„Denn“, sagte sie, „mein Mann ist in Paris nicht Schneider, sondern „Marchand-tailleur“ gewesen, und auch das hat er aufgegeben. Wir treiben's nicht mehr, und wozu also der Name?“

Im Gegensatze zu ihrem Manne hatte Madame Schmidt das Deutsche fast ganz vergessen und das Französische kaum halb gelernt. Sie mengte beide Sprachen wirr durcheinander, so daß man im Anfang Mühe hatte, dies seltsame Gemauschel zu verstehen. Sie verehrte Frankreich abgöttisch und verachtete Deutschland. Oder vielmehr, sie wußte nichts von Deutschland, sondern nur von Nassau, dessen Landesvater sie achselzuckend „ce pauvre petit grand-duc“ nannte. Frankreich sagte sie, sei von Natur reich, denn es „récoltire“ jährlich dreimal; dazu komme nun aber noch die hohe Entfaltung von Geschmack und von „luxe“ (Luxus); nur der „luxe“ sei im Stande, eine Nation reich und derselben alle übrigen Völkern der Erde tributpflichtig zu machen, deßhalb dominire denn Frankreich. Deutschland habe jährlich nur eine Ernte, und noch dazu eine schlechte; „luxe“ aber besitze es gar nicht. Das sei sein Unglück. Sie war auch außerordentlich bewandert in der Politik, natürlich nur in der französischen. Sie schwärmte damals für Louis Philippe und für die Geschicklichkeit, mit welcher derselbe die „spanischen Mariagen“ zu Stande gebracht habe. Von diesen „Mariagen“ versprach sie sich die Befestigung des Uebergewichts Frankreichs über Europa. Hätte sie gewußt, welche unheilvollen Folgen dieses Werk gewissenloser Intriguen haben werde, und wie dasselbe, verbunden mit der Hartnäckigkeit Guizot's und dem Leichtsinn Thiers', ihrem Lieblinge Louis Philippe die Krone kosten werde, sie hätte damals, 1847, nicht so lustig darüber geplaudert, wenn sie den Pastor Müller oder mich, als wir an ihrem Zimmer vorbeigingen, hereinbat und uns ein Glas feinen Chateau d'Yquem, wie sie sagte „offerirte“.

Die Katastrophe von 1848 brach ihr den Muth; sie ist seitdem nie wieder recht lustig geworden. Die Franzosen waren ihr Idol und sie verlor,

nun den Glauben an dieselben. Die Verjagung ihres geliebten Louis Philippe welchem nicht einmal die „spanischen Mariagen" etwas zu helfen vermochten, — das wüste und rauhe republikanische Treiben, — die socialistischen Secten — und vor Allem das Verschwinden des Luxus aus der vormals so glänzenden „Hauptstadt des Universums", — Alles das waren ihr wahrhaft unbegreifliche Dinge. „On a tué le luxe; sie haben umgebrungen der „Lüxe"; man wird sehen, was man hat gemacht; man wird bereuen, wenn es ist trop tard" sagte sie händeringend, indem sie das Haupt schüttelte, daß die „Dormeuse" (so nannte sie ihre Morgenhaube) wahrhaft schauerliche Bewegungen machte.

Herr Schmidt, im Gegensatze zu seiner Gemahlin, war der Meinung, daß es mit Frankreich schon lange etwas bergab gehe. Sein Ideal war Napoleon I. Obgleich von Haus aus Schneider und Pilleburger, hatte er sich zu jener Zeit, 1806 bis 1813, als Pilleburg zum Großherzogthum Berg gehörte und die Hauptstadt des Sieg-Departements war, der Politik und Administration gewidmet, das heißt: er war Schreiber und Factotum des Präfecten Schmitz geworden, und obgleich er die Franzosen nicht liebte und die Fremdherrschaft als solche haßte, so war er doch beharrlich der Meinung, daß diese Territorien niemals glücklichere Tage erlebt hätten, als zur Zeit des Großherzogthums Berg und des Großherzogs Joachim I, unter welchem Namen sich der Cavallerie-General Murat, Gemahl der schönen Prinzeß Caroline und Schwager Napoleon's des Ersten, verbarg. Schmidt versicherte, ein scheußlicheres und niederträchtigeres Regiment gebe es nicht als das, welches der holländisch gesinnte Freiherr Hans von Gagern, als Vertreter der Centralverwaltung der hohen Alliirten, nach Niederwerfung des Großherzogthums Berg hierzulande geführt habe; der Beamten-Uebermuth und die Knechtung von Bürger und Bauer, welche durch ihn inaugurirt worden sei, habe nicht seines Gleichen; dies habe auch ihn, Schmidt, bewogen, seine so ruhmreich begonnene staatsmännische Carriere aufzugeben und im Gefolge des Pilleburger Präfectur-Rathes Dubois nach Paris auszuwandern; dort habe er, nachdem andere Versuche, sich eine Existenz zu gründen, mißlungen, sich seinem ursprünglichen Berufe, dem Schneider-Handwerk, zurückgegeben, und dies sei ihm zum Heil ausgeschlagen. Es giebt nichts Interessanteres als die Erzählungen des Franzosen-Schmidt aus den Zeiten des Herzogthums Berg und aus der Krisis von Anno dreizehn. Ich werde, soweit mein Gedächtniß mich nicht im Stich läßt, dieselben meinen Aufzeichnungen einverleiben. Vielleicht sind sie bestimmt, den interessantesten Theil meiner „Pilleburger Chronik" zu bilden. Jedenfalls werden meine persönlichen Erlebnisse im Verhältniß dazu sehr stark in den Hintergrund treten.

Vielleicht war das der einzige Punkt, in welchem Herr Schmidt und „Madame" Schmidt mit einander ohne Vorbehalt übereinstimmten, daß sie von dem „Prince d'Orange" und dem „petit grand-duc de Nassau", welchen Pilleburg vor und nach Großherzoglich Bergischen Zeiten gehörte, nicht allzu viel hielten. Herr Schmidt war Napoleonist, Frau Schmidt Orleanistin. Im

Uebrigen waren sie ehrliche Deutsche, aber „Madame“ spielte die Französin, weil ihr dies „vornehmer“ dünkte.

Gewiß findet es Mancher sonderbar, daß dieses Ehepaar Schmidt, welches weder übertrieben geistreich noch berühmt ist, in meinen Aufzeichnungen eine große Rolle spielt. Aber, was wollt Ihr? Ueber die großen Leute schreibt Jeder; man muß daher, um „neu und eigenthümlich“ zu sein, sich den kleinen Existenzen widmen, welche, wenn man sie richtig auffaßt, sehr wohl geeignet sind, die Weltgeschichte zu illustriren, und zwar von einer Seite, von welcher sie noch sehr wenig gekannt ist.

Herr Schmidt hatte sich auch in der Fremde seinen deutschen Handwerks-Stolz bewahrt. Als Schneider hatte er Erfolge aufzuweisen, mit welchen seine anscheinend stolzere Laufbahn als „Staatsmann“, das heißt als Präfectur-Schreiber, durchaus nicht gekrönt war. Deshalb betonte er mit Nachdruck den Schneider, während „Madame“ mehr dem Schreiber geneigt war, von welchem Schmidt nur zuweilen in der Dämmerstunde vertraulich erzählte.

Es gab in ganz Pilleburg nur einen einzigen Menschen, welchen Schmidt haßte. Aber diesen haßte er aus dem tiefsten und aufrichtigsten Grunde seiner ehrlichen Seele. Es war der Schneider Schlauderaff. Handwerksneid war dabei durchaus nicht im Spiele. Denn Schmidt war Schneider außer Dienst und Schlauderaff war activer Schneider, und zwar der modische Schneider des Städtchens. Er machte die Röcke, Westen und Beinkleider für die „Honoratioren“. Es ist wahr: Keines dieser Kleidungsstücke pflegte richtig zu sitzen, aber dafür entfaltete der Urheber dieser mißrathenen Kunstwerke, wenn er sie seinen Kunden überreichte, einen Grad von Beredsamkeit, welchem Niemand zu widerstehen vermochte. Schmidt dagegen, als er noch praktizirte, arbeitete gut und sprach wenig. Hingegen versicherte Schlauderaff, er stamme aus der Familie Suwaroff. In Folge einer „jener entsetzlichen Hofcabalen“ sagte er, welche in Rußland nicht selten seien, habe man seinen Vater in frühester Jugend nach Deutschland deportirt und ihn dort einem Schneider zur Erziehung übergeben; man habe ihm den Namen Sluvaroff gegeben, den jedoch sein „ungebildeter“ Lehrherr in „Schlauderaff“ umgewandelt habe; in Folge dessen sei er, der Sprosse eines vornehmen Geschlechts, der Träger eines berühmten Namens, der Erbe glorreicher Traditionen, dazu verdammt, einen lächerlichen Namen zu tragen und ein niedriges Handwerk zu üben; — aber die Zeit werde kommen, da werde er sich wie ein Phönix aus der Asche erheben und seine angestammten Rechte reclamiren.

Diese Redensarten imponirten gar Manchem, nur nicht dem ehrlichen Schmidt. Dieser, als ein ächter vornehmer Pariser Schneider außer Dienst, konnte den activen Pilleburger Schneider, der vornehm sein wollte, ohne es zu sein, und sein Metier verachtete, ohne es zu verstehen, in der Seele nicht leiden.

Damals, 1847, war das Charaden-Machen Mode, wie heute die Rebus. Schmidt, ein feiner und sarkastischer Kopf, dichtete ein Sylben-Räthsel auf Schlauderaff, welches lautete wie folgt:

„Eins ist 'ne gute Eigenschaft;
Doch Zwei will wenig sagen;
Drei steht in unsrer Nachbarschaft,
Doch will's uns schlecht behagen.
Das Ganze bläht und schmiegt sich sehr,
Doch ist damit nicht viel der Mär.

* * *

Jetzt rathe, was das Ganze sei,
Doch nimm Dich wohl in Acht dabei!
Denn Eins-Zwei-Drei,
Voll Schelmerei,
Ist Zwei und Drei
Und Eins dabei".

Der Schluß, wonach 1 2 3 (Schlauderaff) 2 und 3 (der Aff') und 1 (schlau) dabei sein sollte, verdient allerdings einige Mißbilligung; denn er war nicht recht collegialisch.

Deshalb war es schlimm, daß eifrige Bewunderer des sarkastischen Schneiders Schmidt und böse Neider des heroischen Schneiders Schlauderaff mit einander wetteiferten, die Charade zu verbreiten und zu commentiren. Daraus erwuchs eine Erbitterung, die im Revolutionsjahr achtundvierzig in Pilleburg eine schreckliche Katastrophe herbeiführen sollte, in welche auch ich, obgleich völlig unschuldig, mit verwickelt zu werden das Unglück hatte.

Doch davon später. Jetzt will ich noch ein paar Worte über meinen Hausgenossen, den katholischen Pastor Franz Xaver Müller, beifügen.

VI. Pastor Müller.

Pilleburg war wie erwähnt, von Haus aus Nassau-Oranisch. Die Prinzen von Oranien, welche in den Niederlanden die Begründer der religiösen und politischen Freiheit waren, geberdeten sich in ihrem deutschen Stammsitz ganz anders. Sie behandelten dieses Städtchen als ihren Privatbesitz, auf welchem Alles nach ihrem Willen gehen mußte; und da sie in den Niederlanden einen harten Kampfe wider Spanien und andere katholische Mächte zu kämpfen hatten, so revanchirten sie sich dadurch, daß sie in ihrem Stammlande den Katholicismus nicht aufkommen ließen. Den Katholiken wurde die öffentliche Ausübung ihrer confessionellen Gebräuche strengstens untersagt; auch konnte ein Katholik in dem oranischen Stammlande kein öffentliches Amt bekleiden; nicht einmal Flurschütz oder Nachtwächter konnte er werden. Dies änderte sich als Napoleon den Prinzen von Oranien in Holland und Deutschland depossedirte. Dies hatte seine Wirkung auch für Pilleburg. Diese Stamm-Residenz des Prinzen von Oranien wurde nun der Sitz eines Präfecten und die Hauptstadt des Sieg-Departements, welches zum Großherzogthum Berg gehörte. Am südlichen Ende des Städtchens hatte der Prinz einen zierlichen Garten mit wohlgepflegten Blumenbeeten und Rasenstücken und mit Hainbuchen, welche so künstlich zurechtgeschnitten waren, daß sie zum Theil schattige Gänge, von dichten grünen Wänden eingeschlossen, formirten, zum andern Theil aber

Vasen, Urnen und sonstige Decorationen, ja sogar Raubthiere, wie Löwen, Tiger und Adler, darstellten; dazwischen lagen zwei kleine Orangerie-Gebäude. Als nun auf Befehl Napoleon's des Ersten Seine kaiserlich königliche Hoheit der Großherzog Joachim I. von Berg, vulgo Murat, von Pilleburg Besitz ergriff, wurde ungefähr gleichzeitig von der katholischen Confession der nassau-oranische Bann weggenommen und daneben das französische Tabaksmonopol eingeführt; und da man die fernere Verpflegung der Orangerie des Prince d'Orange für nicht mehr zeitgemäß hielt, so verfügte man anderweitig über die beiden Gebäude, welche bisher dem genannten Zwecke gedient hatten, in der Art, daß man das eine zum großherzoglichen Tabaks-Depôt und das andere zur katholischen Kirche machte.

Als später Napoleon I. im Namen seines Neffen, des „Kindes von Holland", die Regierung des Großherzogthums führte und in Düsseldorf erschien, um die Huldigung des Landes entgegenzunehmen, ließ er sich von den Vertretern der drei „zugelassenen Culte" begrüßen. Rechts stand der katholische Stifts-Dechant, links der protestantische Superintendent und in der Mitte der Oberrabiner; der letztere, ein würdiger Patriarch mit langem weißem wallendem Barte — sein Name war Scheuer, — führte das Wort. Die Rede, welche er hielt, war zwischen den „drei zugelassenen Confessionen" mit Sorgfalt vereinbart. In derselben priesen sich die Confessionen glücklich, „endlich dem größten Helden so nahe zu sein, dem gekrönten Sieger, dem Gesetzgeber von so vielen Millionen Menschen, dem Vater des Vaterlandes, dem Wiederhersteller des Gottesdienstes, dem Aufrichter der Altäre, dem Verkünder der wahren Toleranz, dem Gesalbten des Herrn". Napoleon antwortete darauf im knappen militärischen Bülletinstyl: „Ich freue mich in Ihrer Vereinigung ein Sinnbild der Toleranz zu erblicken. Die Bevölkerung dieses Landes wird sich daran ein Beispiel nehmen, auch die verschiedenen Confessionen werden sich daran ein Beispiel nehmen. Den Priestern aber, den Priestern aller Confessionen, empfehle ich, den Frieden zu wahren und statt sich auf theologische Streitigkeiten einzulassen, nur die Mittel zu discutiren, die Menschen den Gesetzen zu unterwerfen und anhänglich an ihre Fürsten zu machen". Gewiß eine runde und nette Definition der Zwecke der Confessionen und der Priester. Die Priester gehorchten dem „Gesalbten des Herrn", freilich nur, um ihn wenige Jahre danach den „blutigen Korsen" und den „gekrönten Antichrist" zu nennen. Die Bevölkerung reagirte gegen die Toleranz. In dem katholischen Westphalen liebte man die Franzosen nur deshalb, weil sie die „preußischen Ketzer" gedemüthigt hatten; und in Pilleburg haßte man sie, weil sie den Katholiken den öffentlichen Gottesdienst gestattet hatten. Der oranisch gesinnte Pilleburger stieß einen Fluch aus, wenn er an dem in ein Tabaks-Depôt verwandelten Orangerie-Häuschen vorbeiging, aber drei Flüche wenn er das in eine katholische Kirche metamorphosirte passirte. Er liebte das Tabaksmonopol nicht, aber noch weniger die katholische Kirche. Er hielt den indischen Tabak und die reformirte Religion, sowie solche aus Holland kamen, für das Beste.

Als die hohen Alliirten das Land den Franzosen wieder abnahmen, blieb die katholische Kirche, aber das Tabaksmonopol ward beseitigt. Als ich nach Pilleburg kam, war dort vor kurzem Franz Xaver Müller katholischer Pfarrer geworden; es war eine recht schlechte Pfründe, das Einkommen war gering und die Arbeit groß, denn es waren Dutzende von Gemeinden eingepfarrt, wo sporadisch Katholiken sich fanden, und es war keine Kleinigkeit, sich in diesem unwirthlichen Lande durch haushohen Schnee und bei zwanzig Grad Kälte durchzuschlagen, um den Einsamen die Gnadenmittel der Kirche zu spenden. Aber Franz Xaver trug dies Alles mit heiterem Muth. Er war ein lustiges Rheingauer Kind, der Sohn eines Winzers, und hatte in seiner frohmüthigen und wein- und liederreichen Heimath soviel Rebenduft und Sonnenlicht eingesogen, daß es selbst hier noch vorhielt in der kymerischen Nacht. Er hatte das Gymnasium in Mainz absolvirt und dann in Würzburg studirt und dort nicht gelernt, den freien Nacken unter das Joch zu beugen, wie dies die Zöglinge der Convicte und der Seminarien so trefflich verstehen, — jene Unglücklichen, welche Franz Xaver in seinem jugendlichen Uebermuthe die „Opfer der Stallfütterung" nannte. Als Müller sein theologisches Examen gemacht hatte, starb seine Tante Euphrosyna und hinterließ ihm ein Vermögen von fünftausend Gulden mit der Auflage, damit gen Rom zu pilgern und sich den Segen des heiligen Vaters zu holen.

Franz Xaver zögerte nicht, die fromme Mission zu erfüllen. Er reiste zu Fuß, wie es damals noch Sitte bei deutschen Studenten, und kehrte unterwegs bei Pfarrherren und in Klöstern ein, um Geld zu sparen und möglichst lange in Rom verweilen zu können. Als er nach Rom kam, hatte kurz zuvor (am 14. Juni 1846) das Conclave den Cardinal Grafen Mastai-Feretti auf den päpstlichen Stuhl erhoben; derselbe hatte die Bezeichnung Pius IX. angenommen. Das Volk hatte den Leichnam des grausamen und herrschsüchtigen Gregor XVI. beschimpft und dessen Nachfolger, Pio Nono, als dem Befreier zugejubelt. In seiner Jugend Offizier und Diplomat (er war einer apostolischen Legation in Chili als päpstlicher Deputirter beigegeben), hatte sich Graf Mastai hierauf dem Predigtamte gewidmet, in welchem ihm seine schöne und doch imposante Erscheinung, sein Antlitz voll Güte, seine klangvolle Stimme und vor Allem der Reichthum und die Lebhaftigkeit seiner künstlerischen Phantasie große Erfolge errungen hatten. Als ehrgeizige Künstler-Natur liebte Pius die Pracht und die Erfolge. Nie war es ihm wohler, als wenn er sich, von Weihrauch umgeben, in der Mitte des jubelnden Volkes, der für den Segen dankbaren Wallfahrer und der huldigenden Bischöfe befand. Er beschloß, um jeden Preis die Kirche wieder auf ihren dominirenden Standpunkt zu stellen. Die Erinnerungen an das frühe Mittelalter, wo die Kirche die einzige demokratische Einrichtung in Europa, wo sie der Trost und die Hoffnung der Unterdrückten war, stiegen in seinem phantastischen Gemüth auf. Er wollte die Freiheit mit dem Evangelium versöhnen und als Papst an die Spitze der italienischen Nation treten.

Franz Xaver hatte in Rom diese päpstlichen Flitterwochen der Freiheit miterlebt und sie hatten einen bleibenden Eindruck auf ihn hinterlassen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich seine Anschauungen im Einzelnen schildern. Ich beschränke mich daher darauf, zu sagen: Er war ein überzeugter Anhänger von Gioberti. Er theilte die Auffassung, welcher unser deutscher Schriftsteller Levin Schücking in seiner „Römerfahrt“ so sinnig-poetischen Ausdruck gegeben. Levin Schücking war gleichzeitig mit Franz Xaver Müller, 1846 und 1847, in Rom. Er ist später von seinen Illusionen wieder zurückgekommen, aber damals theilte er die Ansicht unseres Pilleburger Pastors, welcher glaubte, es sei nun die Zeit gekommen, um, wie Gioberti verkündet, in der katholischen Kirche den alten evangelischen Geist wieder zu erwecken und zur Herrschaft zu bringen, Italien mittels des Papstthums zur Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit zu führen und dann dem so geistlich, weltlich und national reformirten Papstthum die moralische und intellectuelle Führung aller cultivirten Nationen und aller christlichen Confessionen wieder zurück zu erobern.

Das war das Evangelium, welches mir Franz Xaver predigte, wenn wir Abends auf seinem bescheidenen Stübchen saßen bei einem feinen Glas SechsundVierziger, das seine rheingauer Heimath spendete. Ich sehe noch den begeisterten jungen Mann, sein schwarzgelocktes Haupthaar, das die Tonsur überwuchert hatte, seine niedrige aber mächtig gewölbte Stirn, seine rothen schwellenden Lippen und seine von Begeisterung glühenden Augen.

Fürwahr, er war der Mann, Proselyten zu machen. Aber bei mir hatte er sich keines Erfolges zu rühmen. Wenn er mir den Gioberti vorlas, dann stieg ich hinauf in meinen Olymp und holte die „Florentinischen Geschichten“ von Niccolo de Bernardo dei Macchiavelli herunter und darin stand geschrieben, wie die Päpste die Geißel der Menschheit, vor Allem aber die Landplage Italiens waren, „wie sie, gestützt auf die weltlichen Waffen nicht-italienischer Fürsten, auf die Peitsche der geistlichen Strafen und auf das Zuckerbrot des Ablasses, Schrecken und Ehrfurcht einflößten, wie sie aber davon, namentlich auf Kosten Italiens, einen so schlechten Gebrauch machten, daß der Schrecken aufhörte und von der Ehrerbietung nur noch ein Restchen als Almosen (Peterspfennig?) gezollt wird“.

Ich las das Alles meinem Freunde Müller vor, und weiter wie die Päpste in Befolgung ihres antinationalen Schaukelspiels stets eine Macht gegen die andere ausspielten — die Lateiner gegen die Griechen, die Lombarden gegen die Byzantiner und die Franken gegen die Lombarden — und wie sie einem Jeden, die Dienste die er dem römischen Pontificate geleistet, mit Undank vergolten. Ich las es ihm vor bis zu dem verdammenden Urtheil:

„Dies ist die Art und Weise, wie die seit alten Zeiten unablässig von den Barbaren (d. i. Nicht-Italienern) auf italienischem Boden geführten Kriege ganz allein durch die Päpste veranlaßt wurden. Denn von den Päpsten waren alle jene Barbaren, welche von jeher das italienische Land über-

schwemmten, der Reihe nach hereingerufen. Diese päpstliche Politik, welche noch in der Gegenwart fortdauert, hielt und hält Italien uneinig und kraftlos".

In dem Augenblicke, wo ich heute, 1876, diese Zeilen aus dem Macchiavelli hierhersetze, kommt es mir vor, als wenn gegenwärtig die römische Curie gerade so, wie sie ehedem die Byzantiner gegen die Lateiner, die Lombarden gegen die Byzantiner und die Franken gegen die Longobarden ausspielte, die Franzosen gegen die Deutschen ausspielen wollte. Doch kehren wir zu dem Jahre 1847 und nach Pilleburg zurück.

Ich las meinem Freunde Müller auch noch die Anmerkung vor, welche der neueste italienische Commentator der obigen Stelle aus den „Florentinischen Geschichten" beigefügt hatte. Sie lautete auf deutsch so:

„Was folgt daraus für uns Italiener von heute? Weil man den Papst nicht entpapsten kann, deshalb muß man Italien entpapsten, sonst kommen wir nie zur Freiheit und Einheit!"

Und was sagte Franz Xaver? Er lachte mich einfach aus.

„O, Ihr mit Eurer Bücherweisheit! Sagen Sie Ihrem Acten- und Schreiberstalle (genannt Obergericht) auf ewig Lebewohl und pilgern Sie nach Rom, da wird Ihnen das Licht erst aufgehen. Ihr Juristen blickt nur in die Vergangenheit und in die schweinsledernen Bände. Sie werden, so fürchte ich, leider ruhig in Pilleburg bleiben und auf Ihrem Obergericht auch fernerhin Ihren veralteten, abergläubigen juristischen Hocus-Pocus treiben. Inzwischen werden wir Priester die Welt befreien und erlösen!"

Wir wurden nicht einig. Leider behielt ich Recht. Ich werde zum Schluß noch das traurige Ende meines Freundes Müller erzählen. Er mußte seine Illusionen allzu schwer büßen.

VII. Die guten alten Zeiten.

Ich gehe nun über zu den Erzählungen des Herrn Schmidt. Dieser einfache Mann, der es zu betonen liebte, er sei „nichts als ein Schneider", hatte nicht nur die große Peripetie am Wendepunkte zweier Jahrhunderte als aufmerksamer und urtheilsfähiger Beobachter erlebt; er kannte auch das Elend der „guten alten Zeit", welche derselben vorausgegangen, theils aus eigener Anschauung, theils aus den Ueberlieferungen seiner Vorfahren; er hatte während der Fremdherrschaft in der Verwaltung gearbeitet, in einer Stellung, die einen vortrefflichen Ueberblick gestattet; er hatte endlich theils in Frankreich, theils in Deutschland gelebt, Vieles gesehen und erlebt, das Gesehene und Erlebte mit einander verglichen, dasselbe in einem eisernen Gedächtnisse bewahrt und das Ganze mit dem unbefangenen Sinne eines aufrichtigen Menschenfreundes beurtheilt. Der Leser mag selbst darüber urtheilen, ob seine „Denkwürdigkeiten" (so möchte ich's trotz alledem nennen) die Anerkennung verdienen, welche ich ihnen zolle. Jedenfalls bitte

ich zu beachten, daß sie in meiner Wiedergabe von ihrem ursprünglichen Reiz der Unmittelbarkeit Manches einbüßen.

Herr Schmidt also erzählte:

Das Dorf, in welchem ich geboren bin, liegt östlich von der großen Heerstraße, welche von Frankfurt am Main nach Köln am Rhein führt, indem sie das Taunus-Gebirge und die Lahn, den Westerwald und die Sieg überschreitet. Wenn Sie von Limburg an der Lahn der Straße in nordwestlicher Richtung folgen, kommen Sie zunächst bei Freilingen auf die erste der verschiedenen Terrassen, aus welchen sich der Westerwald emporhebt. Es ist ein hübsches Land, wenigstens für Jäger und Fischer. Von zahlreichen Seen und Weihern durchschnitten, wechselt es ab mit lauschigen Buchenwäldern und lang hingestreckten sonnigen Haiden. Die Landseen sind reich an Fischen aller Art; auf den Heiden stolzirt der Kibitz herum, indem er seinen schrillen Schrei ausstößt und sein kokettes Federbüschchen im Wind spielen läßt; die Wälder hegen eine Menge Hasen, Rehe und Hirsche. Für den Bauer aber ist die Gegend weniger nahrhaft als für das Wild, für die Vögel und für die Fische; und mit der Nahrung nimmt es immer mehr ab, je höher man von einer Terrasse auf die andre hinauf steigt; auf der obersten Terrasse findet man jetzt nur noch magere Viehweiden, obwohl der fruchtbare schwarze Boden wohl für was Besseres geeignet wäre. Auf der Grenze zwischen der seereichen Terrasse und der kahlen Hochebene bin ich geboren; in der Nähe meines Heimathsdorfes liegt jene Stätte, an welcher der französische General Franz Severinus Marceau am 19. September 1796 tödtlich verwundet wurde, als er sich vor den Oesterreichern zurückzog. Mitten in diesen schrecklichen Kriegstroubles der neunziger Jahre bin ich aufgewachsen. Zur Zeit meiner Geburt lag das Dorf noch mitten in einem wunderschönen Complex von Wäldern und Wiesen. Aber dieser Complex gehörte der Herrschaft; die Bauern besaßen nichts, als ein paar magere Aecker, welche außerdem auch noch der Kirche zehntpflichtig waren. Wo die „Herrschaft“ war, wußten wir eigentlich selbst nicht. Ursprünglich gehörte das ganze Land den Grafen von Sayn-Wittgenstein. Als aber die betreffende Linie ausstarb, gab es Streit über die Nachfolge in ihrem Lande; der Proceß, der an dem Reichskammergericht schwebte über die Frage, wer unser Herr sein solle, dauerte über hundert Jahre; darüber ging dem Kurfürsten von Köln, welcher behauptete, er sei der Lehnsherr und das Lehn sei an ihn zurückgefallen, die Geduld aus; er besetzte das Land und gab es wieder zu Lehn aus an die Grafen von Manderscheidt; dann wurden wir einmal Gräflich Wiedisch, und dann Burggräflich Kirchbergisch und endlich Fürstlich Nassau-Weilburgisch. Mein Großvater, welcher so alt wurde, daß er selbst nicht mehr wußte wie viel Jahre er hatte, erzählte uns zum Oefteren Alles. Er war die lebendige Chronik des Dorfes. Leider habe ich von alledem nur wenig behalten. Ich kann nur sagen, es machte auf mich einen außer-

ordentlich traurigen Eindruck, zu hören, wie wir, die wir doch auch so zu sagen Menschen waren, zum Gegenstand eines förmlichen Schachers zwischen einer Anzahl vornehmer und zuletzt mehr oder weniger heruntergekommener Familien gemacht wurden, wie man uns nicht nur vererbte und theilte, sondern auch vertauschte, verpfändete und verkaufte, gleich einer Heerde von Hammeln, und wie keinerlei Recht dagegen zu bekommen war, weder bei den Gerichten der Herrschaft — denn die war es ja, die uns bedrückte, und die Richter waren Beamte der Herrschaft — noch bei den Gerichten des Reiches; denn bei diesen nahmen die Processe kein Ende, und inzwischen that Jeder, was er wollte; und wer die Gewalt hatte, machte Gebrauch von derselben; daß dabei immer der Bauer zu kurz kam, versteht sich von selber, denn dem Bauer stand keine Gewalt zu.

„Jeder neue Besitzer“, sagte mein Großvater, „pflegte uns noch etwas ärger zu schinden als sein Vorgänger. Denn wir hatten ihn Geld gekostet. Er hatte z. B. der alten Herrschaft Geld auf uns geliehen und uns dafür als nutzbares Unterpfand angenommen. Natürlich wollte er von uns die Mittel zur Verzinsung und allmäligen Abtragung des Darlehns erhalten. Oder der neue Herr hatte uns durch Proceß oder durch Vergleich gewonnen. Natürlich mußte er, außer den gewöhnlichen Leistungen, noch die Proceßkosten oder die Abfindungsgelder aus uns herausschlagen. So ging man weiter von Schritt zu Schritt. Es ist gar kein Zweifel, daß die schönen Wälder, welche unsern Bergabhang zieren, ursprünglich der Mark-Genossenschaft gehörten, welche sich aus unsern Dorfe und noch zehn andren zusammensetzte. Ebenso besaßen wir die Flur gemeinschaftlich mit einander. Dieselbe wurde alle zehn Jahre unter die Vollmärker verloost und so in Wechselwirthschaft betrieben. Das Alles hat uns die Herrschaft genommen. Die Markgenossenschaft gerieth in Verfall; die Dörfer, aus welcher sich dieselbe zusammensetzte, geriethen in Streit mit einander und unterließen die Wahl der „Waldboten“ und der „Hain-Geraide“, welche die gemeinsamen Angelegenheiten der Genossenschaft führten. Das war natürlich Wasser auf die Mühle der Herrschaft. Unordnung darf ich nicht dulden; denn dazu bin ich Euere von Gott verordnete Obrigkeit, sagte die Herrschaft. Sie berief sich auf die Gutachten ihrer Rechtsgelehrten, wonach ihr die „Forsthoheit“ zustehen sollte. Unter diesem Vorwande setzte sie sich in den Besitz unserer Waldungen. Im Anfang nur als Verwalter und Gesammtvertreter der untereinander streitenden Einzel-Interessenten. Aber allmählich wurde aus dem Verwalter ein Eigenthümer, und dieser Eigenthümer wandelte sich immer mehr um, und zwar stets zu unserm Nachtheil. Anfangs erkannte er uns Markgenossen wenigstens noch als nutzungsberechtigt an dem Wald an, wenngleich er unser gutes Recht als Eigenthümer schon bestritt; wir durften noch unsern Bedarf an Brennholz aus dem Walde beziehen; auch wenn Einer baute, bekam er sein Werkholz; unsere Kühe weideten auf den Waldblößen und unsere Schweine genossen die Eichelmast.

Allein diese unsere Rechte wurden immer mehr beschränkt und gekürzt. Von der einen Seite wurde behauptet, dieselben seien unverträglich mit einer vernünftigen und nachhaltigen Waldwirthschaft, wie sie die „aufgeklärte“ neue Zeit erfordert. Auf der andern Seite aber sagte man, dem hochgräflichen Hause gehöre die Wildbahn, und wo das hochgräfliche Wild „äße“, da dürften weder die Kühe noch die Schweine der Bauern, und am Ende auch nicht einmal die Bauern selber erscheinen. Kurz, wir wurden immer mehr hinausgedrückt — wir Bauern Und endlich, nachdem man uns bis an den äußersten Rand zurückgedrängt hatte, da wurden wir eines schönen Morgens ganz hinausgeschmissen. Hinausgeworfen aus unserem eigenen Walde, der uns, den weiland freien Bauern, gehört hat so lange die Welt steht. Die „gelehrten“ Richter der gnädigen Herrschaft, — diese Richter, welche an die Stelle unserer alten „Schöffengerichte“ getreten waren, — diese Richter, welche statt ihrer eigenen Augen sich einer Brille bedienen, welche statt ihrer eigenen Haare eine Perrücke aus den Haaren fremder Leute auf ihren Köpfen tragen, und statt ihrer deutschen Muttersprache nur Latein sprachen, wie die katholischen Priester in der Kirche, — diese Richter erkannten zu Recht, der Wald gehöre der Herrschaft, dieweil dieselbe ihn seit dreißig Jahren besitze. Früher hat es bei uns immer geheißen, daß tausend Jahre Unrecht noch keinen einzigen Tag Recht machen. Jetzt auf einmal konnten dreißig Jahre Unrecht ein tausendjähriges Recht zu Grunde richten. So, sagten die Richter, so stehe es geschrieben in ihren dicken, alten, schweinsledernen, lateinischen Büchern. Weiter aber sagten sie, dieweilen nun die Herrschaft durch Verjährung der alleinige, gerechte und vollkommene Eigenthümer geworden, (wenngleich allerdings vormals der Wald den Bauern gehört haben möge), so könnten jetzt die Bauern höchstens noch ein ‚Servitut‘ oder ‚Dienstbarkeit‘ an dem Walde besitzen, d. h. ein Nutzungsrecht an einer fremden Sache; und wer Etwas begehrt an einer fremden Sache, der müsse ein solches haushoch beweisen. Das kam uns komisch vor. Wir hatten mehr als tausend Jahre in dieser Burg gewohnt; und nun auf einmal wurden wir hinausgeworfen, mit der Vertröstung, wir könnten ja versuchen, ob wir von Außen eindringen, ob wir Wall und Graben überschreiten und mittelst Leitern die Fenster erklimmen könnten. Wir machten aber trotz alledem den Versuch doch. Aber natürlich mißlang er. Wir hatten die schönsten Beweise. Wir hatten Brief und Siegel von Kaiser und Reich, daß die Markgenossenschaft der Eigenthümer gewesen; denn der ‚Märker-Tag‘ und das ‚Hain-Geraide‘ war vormals stets unter Gottes freiem Himmel gehegt worden, unter Vorsitz unseres ‚Waldboten‘ und des von dem Kaiser dazu verordneten ‚Grafen‘. Darüber war ein ‚Weisthum‘ aufgerichtet worden; an dem hingen sieben Siegel von Wachs in hölzernen Kapseln. Aber das Alles bewies nur das Eigenthum; und dieses hatten wir ja — nach dem Ausspruch der gelehrten Herren Richter und ihrer schweinsledernen Bücher — durch die Verjährung

verloren. Ein Recht an einer fremden Sache aber konnten wir nicht beweisen; denn die Sache war unsere eigene, oder war wenigstens zu jener Zeit, aus welcher unsere Weisthümer und Briefe datirten, unsere eigene gewesen. Wir hatten also zuerst unser Eigenthum verloren, weil wir uns auf Nutzungsrechte eingelassen hatten, und dann verloren wir unsere Nutzungsrechte, weil wir früher Eigenthümer waren. Das wollte gar nicht in unsere dicken bäuerlichen Köpfe. Wir gingen daher von Pontius zu Pilatus, um uns Rath zu holen. Wir gingen nach Pilleburg und nach Siegen, nach Neuwied und nach Wetzlar, nach Wiesbaden und nach Frankfurt. Aber überall sagten uns die Rechtsgelehrten, die Entscheidung sei nun einmal rechtskräftig; und auch auf anderem Wege könnten wir nichts ausrichten, denn die Entscheidung sei richtig, — richtig, wenigstens nach ‚römischem' Rechte. Wir fragten, wie es denn komme, daß wir über Nacht, ohne es zu wissen, römisch geworden; unser Pfarrer predige uns doch immer, daß wir von der römischen Knechtschaft durch Martinum Lutherum erlöst worden seien. Da lächelten die alten Perückenstöcke sehr listig und meinten, das Recht und die Religion hätten nichts miteinander zu schaffen, und unser Pfarrer verstehe nichts von den Rechten. So kam es, daß wir Bauern unseren Wald verloren, weil derselbe, ohne daß man uns darum befragt hätte, über Nacht ‚römisch' war geworden.

„Dafür aber", fuhr mein Großvater fort, „daß man uns unsern Wald und unsere Wiesen genommen, gab man uns die Jagd-Knechtschaft. Und das ging so zu: Von unseren Vorfahren hatten wir niemals anders vernommen, als daß ein Jeder vollständig Herr sei auf seinem eigenen Grund und Boden. So weit aber das Grundeigenthum der Gemeinschaft gehörte, also im Mark-Walde, ließen wir die Jagd ausüben durch unsern erwählten ‚Waldboten', welcher an der Spitze der Markgenossenschaft stand. Als nun die Landesherrschaft die Verwaltung des Waldes an sich nahm, da ließen wir uns es gern gefallen, daß die Herren Grafen mit ihrem Hof- und Forstgesinde auch der Jagd oblagen. Denn die Jagd war damals nicht ein Recht, sondern eine Pflicht. Die Herrschaft als Verwalterin des Markwaldes übernahm die Verpflichtung, uns Bauern und unser Eigenthum zu schützen gegen die wilden Thiere. Es gab damals bei uns noch Wildschweine und Wölfe, und die letzteren kommen auch heute noch im Winter, wenn der Rhein zugefroren ist, herüber aus Welschland, aus dem Wald der Ardennen. Vordem aber hausten sie auch in unserem Lande. Auch galt es, unsere Aecker zu schützen. Das war der Ursprung der Jagd der Landesherrschaft. Aber nach und nach verwandelte sie sich in ihr Gegentheil. Sie wurde ein Recht und eine noble Passion, welche ausgeübt wurde auf Kosten der Bauern, auf Kosten der Wälder und Felder. Die Hirsche vertrampelten unsere jungen Saaten und die Wildschweine wühlten unsere Aecker auf und fraßen unsere Kartoffeln. Wir mußten uns das Alles gefallen lassen. Weit entfernt, uns irgend ein Entgeld für den Wildschaden zu gewähren, zwang uns die Herr-

schaft auch noch, ihre Jagdhunde zu füttern, uns, die wir kaum für uns genug hatten, unseren Hunger zu stillen. Auch mußten wir Jagdfrohnden leisten. In alten Zeiten gingen wohl einige junge Burschen freiwillig mit; aber es ging damit wie mit allem Andern. Aus der freiwilligen Leistung wurde eine leibeigenschaftliche Last gemacht. Die Landesherrschaft erwarb dadurch abermals ein Recht und ihre Juristen erklärten: ‚So oft die Herrschaft jagt, müssen die Bauern Treiberdienste verrichten; das ist eine denselben vermöge Herkommens obliegende Last‘. Man lud uns zu den Jagden vor und schrieb Jedem mit Kreide eine Nummer auf den Buckel; dann gab man uns Klappern in die Hand, ähnlich jenen Instrumenten, durch deren Geräusch die Katholiken während der Fastenzeit das Geläute der Glocken ersetzen, von welchen sie alsdann behaupteten, dieselben hätten einen Ausflug nach Rom gemacht. Dann wurden wir angestellt mit dem Commando: Nummer 1 bis 30 klappert, Nummer 31 bis 60 klappert nicht; wir mußten so und so marschiren und manoeuvriren, bald klappern und bald nicht klappern, — Alles auf Commando. Wenn wir Etwas im Marschiren versahen, wenn Einer klapperte, der nicht klappern sollte, oder wenn Einer nicht klapperte, der klappern sollte, dann wurde er auf das nächste Rüge-Gericht geladen und von dem gestrengen Amtmann unbarmherzig in ein Gefängniß geworfen, welches von Unrath, Schmutz und Ungeziefer strotzte.

So hatten wir also neben der ‚Forsthoheit‘ auch noch die ‚Jagdhoheit‘ bekommen. Diese Zauberkünste brachten die ‚römischen‘ Rechtsgelehrten alle mit ihrer ‚Verjährung‘ fertig, wonach nur noch das in den letzten zehn oder zwanzig Jahren verübte Unrecht Etwas galt, auf unsere seit Jahrtausenden aufrecht erhaltene bäuerliche Freiheit aber ein dicker Tinten-Klex gemacht wurde.

Natürlich wollten wir Bauern an diese Zauberkünste, — an dieses ‚Geschwindigkeit ist keine Hexerei‘ nicht glauben. Wir hatten vormals die Jagd selber besessen. Wir erinnerten uns noch der Zeiten, wo unsere Vorfahren sie selber ausgeübt hatten, wo noch der Mensch über dem Vieh stand. Jetzt sollten wir uns zu der Meinung bekehren, daß unser Herrgott den Bauer und dessen Acker für die herrschaftlichen Hunde und das Wild erschaffen habe. Das wollte nicht in unsere viereckigen Köpfe. Wir glaubten, daß in einem Kampfe zwischen ‚Cultur‘ und ‚Wild‘ auf die Dauer die Cultur siegen müsse. Und die ‚Cultur‘, das waren doch wir, die Bauern. Die Bauern, welche bauten und anbauten, und nicht Die, welche das Angebaute zerstörten oder zerstören ließen. Das Wild wurde von der Herrschaft über alle Maßen gehegt, so daß für die Menschen kein Platz blieb. Das ganze Land war nur noch eine ‚Wildbahn‘. Die Jagden waren nur noch eine Art Fleischereien, bei welchen man auf das Wild feuerte, das durch die Treiber und durch die Netze zu einer großen compacten Masse zusammen getrieben war, welche kaum ein Blinder zu fehlen vermochte. Wenn wir unsere Aecker bestellt hatten, wenn uns unser Herrgott ein gesegnetes Jahr schickte,

wenn die Saaten prachtvoll standen, dann schickte uns unsere Herrschaft eines schönen Morgens ein Rudel Hirsche, welche den einen Theil der Saat abfraßen und den andern zerstörten. Das war doch gerade so, als wenn unser Herrgott den Tisch gedeckt hätte und dann der böse Feind ein gefräßiges und boshaftes Gesindel schickte, welches den für uns bestimmten Himmelssegen auffraß, verdarb und beschmutzte. Da griff denn Mancher zum Gewehr und putzte in der stillen Morgenstunde so einen Hirsch weg. Aber wehe ihm, wenn er erwischt ward. Entweder schossen ihn die herrschaftlichen Förster zu Tode oder zum Krüppel, wozu ihnen die Obrigkeit das Recht gab, — oder er wurde, und zwar ebenfalls von Rechtswegen, für ewig in den Thurm geworfen, so daß er niemals wieder Sonne und Mond zu sehen kriegte. Die Treiberdienste, welche das junge Volk leisten mußte, weckten auch in ihm die Jagdlust; und so kann man sich denn nicht wundern, daß in der nahrungslosen Zeit große Wilderer-Banden entstanden, welche nicht nur gegen das Wild, sondern auch gegen die Förster einen Vernichtungskrieg führten. Mit den Waffen vertraut und gewohnt ihr Leben in die Schanze zu schlagen, gingen sie von dem Gewerbe des Wilddiebes zu dem des Räubers über; und bei dem einen wie bei dem andern kamen ihnen die überall vorhandenen stets nahen und wirr durcheinander laufenden Grenzen der kleinen Länder zu gute. Denn vor jeder Landesgrenze mußte Polizei und Justiz in ihrer Verfolgung Halt machen, und zuweilen gefielen sich sogar die kleinen Landesherrschaften darin, einander zu cujoniren, — in der Art, daß Einer dem Plaggeiste des Andern — mochte er Wilddieb oder Räuber sein — aus besonderer hochfürstlicher Gnade ein willkommenes Asyl gewährte, das als Markt für die Beute, als Rückzugs-Linie und als Ausfallthor diente.

War es bei alledem ein Wunder, wenn wir mit jedem Jahre ärmer wurden?

Des Waldes und der Wiesen, welche unseren natürlichen Rückhalt bildeten, beraubt — beschränkt auf unsere mageren Aecker, die von dem Wilde verwüstet und von der Kirche gezehntet wurden, — überlastet mit allen Arten von Frohnden und mit Abgaben, deren Namen nur zu behalten, kaum ein sehr gutes Gedächtniß vermochte, — wie konnten wir da noch gedeihen?"

So erzählte mein Großvater. Es war rührend ihm zuzuhören, wenn er von der guten alten Zeit erzählte. Darunter verstand er die Zeit der freien Bauerngemeinden, der Flurgemeinschaft und der Mark- und Gaugenossenschaft, — die Zeit, wo es noch keine „kleine Herrn" gab; wo das Volk selbst verwaltete und regierte, wo seine „Schöffen" das Recht fanden und die Weisthümer aufstellten, und nur von Zeit zu Zeit im Auftrage des Kaisers die Grafen herumreisten und überall zum Rechten sahen und mit der kaiserlichen Gewalt durchgriffen, wo die Ortsgewalten nicht ausreichten und sich nicht verständigen konnten.

Heut zu Tage freilich giebt es viel thörichte Menschen, welche als die

„gute alte Zeit" jene Zustände einer verworrenen und gewaltthätigen Klein-Fürsten-Republik preisen, wie sie seit dem westphälischen Frieden bis zur Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation bestanden haben, und welche mein guter alter Großvater als den Ausbund aller Niederträchtigkeit zu schildern gewohnt war.

Zu diesem Verdammungsurtheil hatte er wenigstens volle persönliche Berechtigung. Er und seine Vorfahren waren wohlhabende Bauern gewesen. Meine Eltern waren nur noch Häusler und Tagelöhner, — richtige bäuerliche Proletarier unglücklichster Sorte.

Unser kleines elendes strohgedecktes Häuschen wurde in der Nacht, da ich das Licht der Welt — fast müßte ich statt dessen sagen: das Licht einer Feuersbrunst — erblickte, ein Raub der Flammen. Nach einem trockenen Sommer, der Alles ausgedörrt hatte, brach, man weiß nicht wie, wahrscheinlich durch eine Unvorsichtigkeit im Gemeinde-Backhaus, Feuer im Dorfe aus; und da ein heftiger Wind aus Süd-West blies, so brannte der ganze nordöstliche Theil des Dorfes nieder, unsere Hütte mit inbegriffen. Meine Eltern und Geschwister flüchteten bei Zeiten und fanden Zuflucht in einem Kuhstall am entgegengesetzen Ende des Dorfes. Hier wurde ich in dieser Unglücksnacht geboren, wie die Leute meinten, zwei Monate zu frühe. Jedenfalls war ich ein sehr schwächliches Knäblein, so daß mein Großvater sagte; „Das Kerlchen taugt höchstens zu einem Schneider". Er hat damit einen prophetischen Blick bewährt, obgleich seine Aeußerung nicht sehr viel Wohlwollen verrieth gegen seinen Enkel. Denn getreu den Ueberlieferungen seines Standes hielt er den Bauer für das vornehmste Geschöpf Gottes. Von den Städtern hatte er eine äußerst geringschätzige Meinung; und gar von den Schneidern die allergeringste.

Bei den vergeblichen Versuchen, den Brand zu löschen, strengte sich mein Vater so sehr an, daß er, schlecht genährt und widerstandsunfähig, wie er war, einige Wochen nach meiner Geburt starb, ohne zu seinem Ausgang aus diesem irdischen Jammerthal in das bessere Jenseits einen Arzt oder einen Priester zu bedürfen; denn beide würden Geld gekostet haben, was er nicht hatte.

Ich habe das Elend, das in unserem Dorfe herrschte, mit den Worten meines Großvaters geschildert; denn auf mich selber machte es weniger Eindruck, weil ich, soweit meine ersten Erinerungen reichten, nichts Besseres wußte, und jedenfalls wir — Mutter, Geschwister und ich — unter den Elenden die Elendsten waren. Die Mutter und die Schwester gingen auf Tagelohn und ich hütete die Gänse, und als ich etwas an Alter, Weisheit und Tugend zugenommen hatte, sogar die Ziegen, — eine Beförderung, auf die ich außerordentlich stolz war. Aber alle diese Anstrengungen unserer vereinigten Kräfte reichten nicht hin, um uns auch nur nothdürftig zu ernähren. Meine Schwestern gingen daher als Dienstmägde nach den Städten Neuwied und Hachenburg; und da auch ich merkte, daß mein Hirtenlohn nicht reichte, und daß meine Mutter eher mich als ich sie ernährte,

so bat ich sie eines Morgens um ihren Segen und um die Erlaubniß, in die Fremde ziehen zu dürfen. Sie weigerte sich Anfangs, aber da der Pfarrer, welchen sie zu Rathe zog, nichts dagegen hatte, so ließ sie mich ziehen, nachdem sie mir vorher einen Zettel zugesteckt, auf welchen der Pfarrer einen Bibelspruch geschrieben, und dieser Spruch lautete also:

„Es ist ein köstlich Ding für einen Mann, daß er das Joch trage in seiner Jugend". — Jeremiä, III. 27.

Meine gute Mutter hielt den Zettel offenbar für eine Art Zauber. Ich war mir nicht klar über die Sache und dachte schließlich, auf keinen Fall werde es etwas schaden, ihn aufzuheben, wäre es auch nur als Andenken an meine Mutter, die beim Abschied mir alles Glück wünschte, welches sie auf dieser Welt hätte haben können und nicht gehabt habe. Sie übertrug mir gleichsam alle ihre Glücksansprüche, indem sie für sich ein für allemal, für Gegenwart und Zukunft, darauf Verzicht leistete. Ich verstand das damals nicht. Noch weniger verstand ich den Zettel des Pfarrers; denn ich dachte mein jugendliches Loos sei doch schon schlecht genug ausgefallen und ich habe gar keine Ursache, mir daneben noch ein apartes Joch zu wünschen, um solches bis zu meinem Mannesalter zu tragen. Später erst habe ich des Pfarres Spruch und meiner Mutter frommes Vermächtniß verstanden; und ich habe den Zettel mit dem Vers aus dem Jeremias noch heute in meiner Bibel liegen.

Der Krieg während der neunziger Jahre, welcher uns abwechselnd die Franzosen und die Oesterreicher brachte, hatte die Bande der Ordnung und des Gehorsams gelockert. Die Landesherrschaft wagte nicht mehr, die Zügel so stramm anzuziehen wie früher; und ihre Beamten und Bediensteten, welche sich früher vor Hochmuth nicht zu lassen wußten, gaben klein bei. Die Förster namentlich wagten kaum noch den Wald zu betreten. Daraus entstand eine allgemeine Anarchie oder Revolution, welche sich zunächst gegen das bisher über alle Maßen gehegte Wild richtete. Dasselbe wurde von den Bauern in Masse erlegt. Man fand dafür kaum noch Käufer, so stark war das Angebot; und unser alter „Schnorres", der Häuptling der Wilderer-Bande, sprach sich mit Entrüstung gegen dies Treiben aus; natürlich vom technischen Standpunkt, früher wilddiebten nur die Muthigsten und Geschicktesten; „jetzt aber", grollte Schnorres, „geht jeder Lump hinaus schießen". Das Ende vom Liede war, daß der Wildstand fast gänzlich ausgerottet wurde, und der hochgräfliche Oberförster, ein frommer Mann, behauptete, die frevelhaften Menschen hätten „unseres Herrgotts Schöpfung unvollständig gemacht". Er sagte es jedoch nur leise. Es laut zu sagen hatte er nicht mehr Courage. Als man mit dem Wild aufgeräumt hatte, ging's an den Wald. Zuerst trieb man die Kuhheerde und die Schweine hinein und später auch die Ziegen, welche den jungen Nachwuchs vollständig zerstörten; und da man sah, daß man nun ungestraft Alles durfte, machte man sich daran, die Bäume zu fällen, um sie theils selbst zu verbrauchen, theils an auswärtige Händler und Speculanten um ein Spottgeld zu verschleudern.

Die Ausrottung der Wälder, welche damals in dem Wirrwarr der Kriegszeiten ihren verhängnißvollen Verlauf nahm, ist die Hauptursache des jetzigen wirthschaftlichen Rückgangs und Verfalls des Westerwaldes. Die Bauern, welche die Wälder damals fällten, ließen einfach ihrer Bosheit die Zügel schießen. Sie handelten nach dem Grundsatz: „Es geschieht meinem Vater Recht, wenn ich mir die Hände erfriere, — warum kauft er mir keine Handschuhe?“ Sie sägten den Ast ab, auf welchem sie selber saßen. Sie sahen in dem Wald nur das ihnen entfremdete Besitzthum, das sie lieber zerstören wollten, als in den Händen des rechtswidrigen Besitzers belassen. Sie sahen in ihm die Wildbahn, auf der man die Hirsche und Wildschweine hegte, welche die Saaten der Bauern zerstörten. Sie wußten nicht, oder wollten nicht wissen, daß die Wälder die Niederschläge aus der Luft aufnehmen und vertheilen, daß sie das Land kulturfähig machen, daß sie den landwirthschaftlichen Boden beschützen und vor den Schnee- und Sandwehen bewahren.

Was im Uebrigen ein Segen für den Westerwald war, wurde diesmal sein Unglück. Man sagte sich damals: „Fort mit dem Wald auf der Oberfläche der Erde, denn er ist die Ergötzlichkeit und die Zuflucht unserer Feinde. Wir haben ja unerschöpfliche Waldungen unter der Erde!“ Damit meinte man die großen Braunkohlen-Lager, welche sich nicht allzu tief unter der Oberfläche unter der ganzen Hochebene hinziehen, — großartige Aufschichtungen verharzten und verkohlten Holzes, an dem man oft noch die Jahresringe der einzelnen Stämme unterscheidet, — untergegangene Waldungen, welche den Forsten noch heutigen Tages Concurrenz machen, um die Menschen mit Feuerungsstoff zu versehen. Mit einem Brennstoff, der freilich bei Weitem nicht so viel Heizkraft hat wie das Holz oder die Steinkohlen, und der in den Städten nicht beliebt ist, weil er die Zimmer nicht nur mit einem kaum abwehrbaren, hellbraunen Staube, sondern auch mit einem eigenthümlich scharfen Geruch füllt, welcher Brennstoff aber trotz alledem dem bäuerlichen Bedarf vollkommen genügte.

Als man im Vertrauen auf die unterirdischen Braunkohlenschätze die Wälder auf der Oberfläche der Hochebene vernichtet hatte, da zeigte sich nach wenig Jahren schon das Verhängniß. Der Boden versumpfte, und die schöne schwarze basalthaltige Erde, in welcher sonst auch während des verhältnißmäßig kürzeren Sommers die Feldfrüchte vollkommen reiften, begann der Arbeit der Bauern ihre Mitwirkung zu versagen. Die eisigen Nordostwinde strichen nun über die baumlose Hochebene und die wenigen Vegetabilien, welche sich noch hervorwagten, erfroren. Der Wind wehte mehr als haushohe Schneemassen zusammen, und in den Vertiefungen und Kesseln sammelte sich der Schnee der Art, daß die hindurchführende Landstraße zeitweise nicht zu passiren war und in jedem Winter die Post einige Mal förmlich ausgegraben werden mußte. Von Ackerbau und Stallfütterung war nicht viel mehr die Rede. Man gebrauchte die kahle Hochebene als Weidestätte, welche heute

einem verkrüppelten Rindvieh und elenden Ziegen und Schafen nur noch eine kümmerliche Nahrung bietet.

Seitdem gilt der Westerwald als eine Art von Sibirien, wohin die Nassauische Regierung die Beamten schickt, welche in Ungnade gefallen, — weil sie etwa behauptet haben, auch das Land habe ein Recht an den Domänen, oder weil sie den Jagdunfug tadeln, der jetzt beinahe wieder eine Höhe erreicht hat, wie es vor 1795, nach den Erzählungen meines Großvaters, der Fall war. Seitdem tritt in beinahe regelmäßigen periodischen Zwischenräumen, etwa alle drei Jahre, ein „Westerwälder Nothstand“ ein, und man versucht denselben mittelst der Almosen-Sammelbüchse, sowie einiger Wohlthätigkeits-Concerte und Theatervorstellungen zum Vortheil der Bedrängten, zu heilen. Natürlich werden damit die Quellen der Massenarmuth nicht verstopft. Man erzieht damit die Leute zum Bettel.

Von Zeit zu Zeit allerdings, das muß man ihr lassen, nimmt auch die Regierung einen großen Anlauf, um, wie der officielle technische Ausdruck lautete „den Westerwald zu retten“. Sie beruft Sachverständige und veranstaltet Enquêten. Sie schickt zahllose Techniker und Geometer auf die Hochebene, welche Pfähle in die Erde rammen und Ruthen schlagen. Auch reichen diese mobilen Colonnen von Zeit zu Zeit Diäten-Rechnungen ein, welche sich auf höchst ansehnliche Summen belaufen, so daß, wenn man dieselben aus den letzten zwanzig Jahren zusammen addirt, vielleicht wenig fehlen würde an dem Ertrage, welcher erforderlich wäre, um der armen Gegend, die zu sehr herunter gekommen, um sich aus eigenen Kräften helfen zu können, eine rettende Hand von Seiten des Staates zu reichen. Aber schließlich, wenn alle die Gutachten, alle die Protokolle über Enquêten und ähnliche Versammlungen, alle die Correspondenzen, Rescripte und Berichte, alle die Vermessungen, Zeichnungen, Pläne und Projecte eingegangen und gesammelt worden sind, dann pflegte sich in der Regel herauszustellen, daß es des Guten zu viel ist, d. h. so viel, daß kein Sterblicher mehr im Stande ist, das Alles zu lesen. Es wird deshalb als schätzbares Material in die Archive befördert, allwo es den Schlaf des Gerechten schläft bis zum Tage der Wiederauferstehung. Man nennt das Enquête.

Diese Regierungs-Schneider kommen immer nur bis an das Muster. Nachher fehlt es ihnen am Zeuge; und sie gelangen niemals dazu, einen Rock zuzuschneiden, geschweige denn zu nähen und fertig zu stellen.

Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, den Westerwald wieder zu bewalden und zu entwässern.

VIII. Die Oranischen Zeiten.

Um nun wieder von meiner bescheidenen Person zu sprechen, fuhr der Franzosen-Schmidt fort, so muß ich Ihnen gestehen, ich hatte eine ganz eigenthümliche Veranlassung, mein Heimathsdorf zu verlassen. So eigenthümlich, daß ich mich beinahe schäme, Ihnen dieselbe zu erzählen. Sie

erörtert oder erläutert von Neuem den Satz: „kleine Ursachen — große Wirkungen“, denn für mich war doch jener Schritt entscheidend für's Leben. Die Sache ist kurz die:

Wenn ein Bauer in seinem Stall mehrere Kälber hat, so sucht er sich darunter das Beste aus, um es aufzuziehen; die übrigen werden so bald als möglich zum Schlachten verkauft. Jenes auserwählte Thier wird angebunden und daher von den Bauern „der Anbinder“ genannt.

Ich habe Ihnen bereits erzählt, daß ich mit unserm Herrn und Heiland das Schicksal theile, in einem Stalle geboren zu sein, zwar nicht in Gegenwart „des Oechsleins und des Eseleins“, wohl aber in Anwesenheit mehrer Kühe, wovon zwei Kälber hatten; und da diese beiden Kälber geschlachtet wurden, ich aber nicht, so nannten mich die Bauern, um mich von den Thieren, welche meine Wohnstube theilten, zu unterscheiden, „den Anbinder“. Dieser Name blieb an mir haften. Ich bin fest überzeugt, daß bei Ertheilung dieses Namens keinerlei Bosheit im Spiel war. Für den Bauer ist das Vieh eine ernsthafte Sache, und es hat deshalb weder etwas Verächtliches noch etwas Lächerliches, mit demselben verglichen zu werden. Im alten Testament ist es auch so; und unser Conrector sagte mir, auch die griechischen Dichter pflegten ihre Helden mit Steineseln zu vergleichen. Unsere alten Bauern aber pflegen noch heute, wenn sie einander etwas Schmeichelhaftes über ihren körperlichen Zustand sagen wollen, sich des Ausdrucks zu bedienen: „Du siehst ja noch aus wie ein Dreijähriger“, d. h. wie ein dreijähriger Lipper, oder wie ein junger Stier.

Gleichwohl wurde mir der Name „der Anbinder“ auf die Dauer unangenehm. Es mochte mir doch nicht gefallen, immer von Neuem wieder an die Armuth und das Unglück meiner Familie erinnert und mit Kälbern auf eine Linie gestellt zu werden. Ich wehrte mich gegen den „Anbinder“ und machte damit die Sache nur schlimmer. Denn von da an gebrauchte man den Namen mit Schadenfreude, mit einer Art von boshafter Wollust. Darüber kam es zu Prügeleien, bei welchen ich, als der Schwächere, regelmäßig den kürzeren zog. Ich wollte also dem „Anbinder“ aus dem Wege gehn und mich an einen Ort begeben, wo man die Umstände meiner „hohen Geburt“ noch nicht kannte. Ein zweiter Grund meiner Auswanderung war folgender:

Ich war wißbegierig, vielleicht nur im Bewußtsein meiner körperlichen Schwäche. Da ich es immer war, der die Prügel bekam, so dachte ich mir: „Gegen diese Schlingel kannst Du nur aufkommen, wenn Du etwas Tüchtiges gelernt hast“. Ich habe oft beobachtet, daß die Kleinen, die Lahmen, die Schwachen und die Buckligen klüger sind und besser lernen, als die lang, schlank und stark Gewachsenen. Vielleicht hängt das zusammen mit dem bewußten oder unbewußten Bedürfniß, die körperlichen Mängel durch geistige Vorzüge auszugleichen.

In meinem Dorfe aber konnte ich nichts mehr lernen. Wir hatten

früher einen Schulmeister. Es war ein armer Kerl, welcher bei den minder armen Bauern auf der Reihe herum essen ging und sich nebenbei von Korbflechten ernährte, wobei seine Schüler ihm halfen. Er wußte selbst nur wenig, aber er lehrte uns wenigstens nothdürftig lesen. Ich selbst genoß den Unterricht nur während des Winters. Im Sommer mußte ich die Gänse hüten, oder die Ziegen. Nun starb aber der alte Schulmeister während der Kriegsjahre, und ein neuer wurde nicht angestellt; denn unsere hohe Obrigkeit hatte ihre Thätigkeit, soweit sie nicht nöthig war, um das Dasein zu fristen, gänzlich eingestellt, und die bäuerlichen Väter meinten, das Lernen sei überhaupt niemals nothwendig gewesen, am allerwenigsten aber in solchen unruhigen Zeiten. Zu Haus konnte ich also nichts mehr lernen.

Nun ging damals auf dem Westerwalde die Rede, am besten sei es unter dem Prinzen von Oranien, welcher Erbstatthalter der Niederlande sei und in Pilleburg noch so ein kleines Fürstenthum Nassau-Pilleburg habe, das er sich gleichsam zu seinem Privatvergnügen halte, ohne, wie dies sonst Sitte war, viel Geld aus demselben schlagen zu wollen. Man erzählte sich, wenn er zuweilen von Holland heraufkomme und in Pillelburg in seinem „Prinzenhaus“ wohne, so gehe er auf den Straßen einher, hinter sich einen Diener mit einem Sack voll Kronenthaler, und wer ihm gefalle, dem drücke er einen solchen „Brabänter“ in die Hände. Später hieß es, die Franzosen hätten ihm die Niederlande genommen und eine Republik daraus gemacht, aber der Prinz sei doch immer noch ein sehr reicher Mann, habe sein Fürstenthum Pilleburg behalten und noch ein neues Fürstenthum, Fulda dazu bekommen; es sei noch immer unter Oranien am Besten, und vor Allem sehe der Prinz auf tüchtige Schulen.

Wir hatten einen alten Juden im Dorfe, Namens Eli. Er galt bei uns als reicher Mann und betrieb einen großen Handel mit Fellen, namentlich mit Ziegenfellen, welche er auf dem ganzen Westerwald und darüber hinaus aufkaufte. Da er mir immer ein großes Wohlwollen zeigte und auch meiner armen Mutter ganz im Geheimen zuweilen ein Stück Geld zusteckte, so zog ich ihn zu Rathe wegen des Sprunges in's Dunkle, den ich vor hatte. Denn Eli war nach unseren Begriffen ein weitgereister und weltkluger Mann. Er sagte mir, er „mache“ in acht Tagen nach Pilleburg und wolle mich mitnehmen, auch kenne er dort einen Schneider, bei dem er mich vielleicht unterbringen könne, der Schneider sei zwar sehr arm, aber ehrlich, jedenfalls könne ich Etwas von ihm lernen. So wanderten wir von der Südseite des Westerwaldes hinüber nach dessen nördlichen Abhang; unterwegs half ich noch Ziegenfelle hausiren und dieselben tragen. In Pilleburg weilte mein Beschützer und Mentor Eli nur wenige Stunden; denn es war damals, unter der nassau-oranischen Regierung, den Juden nicht gestattet, in der Stadt zu wohnen oder auch nur zu übernachten.

Dieser Umstand gab dem Freund Eli Veranlassung, mir die ersten staatsrechtlichen und politischen Begriffe beizubringen.

„Siehst Du, mein Junge“, sagte er, „die Fürsten von Oranien sind sehr reich, grausam reich, obgleich der Franzos ihnen ihre Sach' genommen hat, in den Niederlanden sowohl, wie in Frankreich, wo sie auch noch ein apartes Fürstenthum hatten, das man die ‚Orange‘ nennt. Der jetzige Prinz und Großstatthalter Wilhelm V. hat vor den Franzosen Reißaus nehmen müssen und aus seinem Holland haben sie eine ‚batavische Rupublik‘ gemacht, was aber nichts ist, als ein Hinterviertel von Frankreich. Du wirst ihn sehen, den Erbstatthalter. Du wirst sehen, daß ein Prinz, wenn er hat fort gemußt aus seinem Land, es noch immer nicht schlecht hat, und vielleicht noch besser als mancher Bürger, der sich, in jetzigen schlechten Zeiten, in Schuld und Ungeduld mit knapper Schwernoth noch auf seinem eigenen Sand und Land hält. Mag er's genießen in Frieden der ‚Prins van Oranje‘, wie ihn die Holländer nennen. Er aber und seine Vorfahren sind immer harte Herrn gewesen für uns Jüden. Und warum? Weil sie immer sind gewesen so grausam reich. Wir Jüden sind geschunden worden in allen Ländern der Erde. In Spanien hat man uns verbrannt und vertrieben, so daß wir uns flüchten mußten bis in die Türkei, um Schutz zu finden bei dem türkischen Sultan, der uns gnädiger war als die Christen. Auch die deutschen Kaiser waren uns gnädig. Sie gewährten uns den Schutz und machten uns zu ‚des heiligen römischen Reiches Kammer-Knechten‘. dafür mußten wir ihnen gehörig bezahlen; aber soweit des Kaisers Gewalt reichte, litt er nicht, daß man uns verfolgte. Die Jüden von Worms, welche ihm den Beweis führten, daß sie am Rhein bereits ansässig waren zu jener Zeit, wo man in Jerusalem angeblich den Phropheten der Christen gekreuzigt, hat er überhäuft mit großen Gaben und Gnaden. Als aber die kaiserliche Gewalt in Verfall kam, da geriethen wir unter die Landesherren und die Städte, und da hatte die gleichmäßige Behandlung ein Ende. Wer von diesen Reichsständen Geld nöthig hatte, der nahm uns; und wer kein Geld nöthig hatte, oder wessen Reichthum größer war als seine Nächstenliebe, der warf uns vor die Thüre. So sitzen wir denn in Deutschland an dem einen Orte dicht beisammen, und dann kommen wieder endlose Strecken, da sind wir wenig und garnicht. Am besten sind wir noch gefahren mit den geistlichen Herren. Die Erzbischöfe und Bischöfe sind doch eigentlich die Obersten unter den Christen, wenigstens nach dem Papst in Rom, der bei den Christen ist, wie der Hohepriester in Jerusalem war bei den Juden. Diese christlichen Priester und Oberpriester liebten uns wahrscheinlich auch nur wenig. Aber sie hatten einen unordentlichen Pfaffen-Haushalt und daneben ihre Kapitel und Stifter, ihre Mönche und Nonnen und Priester zu versorgen; und darunter waren sehr kostspielige und vornehme Leute; denn unter den Adligen war es Sitte, daß der älteste Sohn Alles kriegt und die Anderen wenig oder garnichts; und die Söhne, die da todtgetheilt waren, die gingen unter die Priester, und die Töchter in die Stifter und zu den Nonnen, und da lebten sie herrlich und in Freuden, natürlich aber immer auf ungerechte

Kosten. Seitdem es aber in Frankreich losgegangen ist gegen die Priester, da haben sie Angst und ducken sich zusammen, wie die Hühner, wenn sie den Raubvogel über sich erblicken. Weil aber die Bischöfe sehr viel Geld brauchten, so gewährten sie uns den ‚Schutz‘ und ließen sich dafür gehörig bezahlen. Außerdem hatten sie noch unser Geld und unsere Rathschläge nöthig für ihre ‚Finanzen‘. So hatten wir es unter dem Krummstab am Besten, und so sitzen wir am zahlreichsten in Speier und in Mainz, in Würzburg und in Bamberg. Auch waren mancherlei freie Städte und Landesherrschaften, die uns gut behandelten aus den nämlichen Gründen, so besonders Straßburg und Colmar und Hagenau im Elsaß, die früher freie Reichsstädte waren und jetzt zu Frankreich gehören. Seitdem aber in Frankreich die Freiheit ausgebrochen ist, behandelt man dort die Jüden wie andere Menschen; es ist kein Unterschied mehr, und deßhalb sagt man bei uns von Einem, dem es gut geht: ‚Er lebt wie unser Herrgott in Frankreich‘. Denn unser Paradies ist jetzt in dem Elsaß. Freilich sind es unruhige Zeiten und man muß dort Soldat werden. Aber, wer weiß, wie lang es noch dauert, dann wird's bei uns auch so? — Am schlimmsten aber war es für uns Jüden immer bei den Oraniern. Im Niederland haben die Oranier glorreich gestritten wider die Spaniolen. Aber hier in ihren Stammlanden sind sie heute noch ebenso grausam wider uns, wie es vor Zeiten der Spaniol wider sie war. Und woher kommt das? Weil sie zu reich sind. Sie haben keine Schutzgelder nöthig, und keine Rathschläge und keine Finanzen! Deshalb sage ich Dir, mein Junge, — und Du wirst noch manchmal an den alten Eli denken, der viel in der Welt herumgekommen ist und viel Länder und Menschen gesehen hat —, ich sage Dir: Es ist nicht gut, wenn der Fürst zu viel Geld hat. Alle diese Fürsten sehen mehr darauf, daß sie ihre Kammer-Einkünfte vermehren, — oder wie sie jetzt sagen: ihre ‚Dumani‘ (Domänen) —, während es besser wäre, sie hätten ihren Sparpfennig im Vermögen des Landes, das ihnen jetzt nicht am Herzen liegt. Wenn der Fürst etwas sein soll, dann muß er mehr bedeuten als blos ein reicher Mann — denn auch unser Einer kann reich sein —; er muß sein der Vater des Landes, der arm ist, wenn es sein Land ist, und reich nur, soweit es das Land hergiebt. Oder: hergeben will und hergeben kann. Und das ist die Sache, die jetzt im Treiben ist, seitdem es losgegangen bei den Franzosen. Und ich glaube, es kommt auch noch hierher, und dann wirst Du gedenken an den alten Eli, der es gut meint mit Dir und den übrigen Menschen“.

Das waren die Lehren der Weisheit und Tugend, die ich mit begierigen Ohren einschlürfte, während wir einherschritten über die Berge und die Thäler, die Plateaus und die Basalt-Kuppen des Westerwaldes, — ich zum ersten Mal mit Schuhen an den Füßen. Der gute Eli hatte mir sie machen lassen, weil er sagte, für die Stadt sei das nöthig. Ich zog sie aber bald wieder aus. Denn sie drückten mich zu sehr. Auch wollt' ich sie schonen.

Obgleich also, wie erwähnt, Eli in dem nassau-oranischen Pilleburg nur

wenige Stunden sich aufhalten durfte, so fand er doch noch Zeit, für mich, seinen Schützling, zu sorgen. Er brachte mich bei dem Schneider Flamburg unter, der sich Eli gegenüber ausdrücklich verpflichtete, mich im Besuch der Schule nicht zu stören und mich zu Haus- und Feldarbeit nicht zu verwenden, sondern nur für das Handwerk. Flamburg hat ehrlich Wort gehalten. Ich vermuthe, daß ihm Eli Geld gegeben hat. Allein es war auch später hierüber von Flamburg nichts herauszubringen. Offenbar hatte ihm Eli verboten, darüber zu sprechen.

So lag ich denn mit Eifer der Schule und dem Schneiderhandwerk ob. Beides mit gutem Erfolg. Freilich waren die Brocken manchmal sehr schmal, denn der Schneider war arm. Aber ich hatte zu Hause schon das Hungern gelernt. Und wenn es recht schlimm war, so half eine mildthätige Frau, nämlich die Frau unseres Nachbarn, des Bäckers Zinkgraf, die mir manches Stück Brot, und zuweilen auch eine Semmel, an Feiertagen sogar eine Bretzel zugesteckt hat, ohne zu wissen, daß das arme halbverhungerte Schneiderbübchen dereinst ihr Schwiegersohn werden sollte. Meine Alte ist nämlich die Tochter meiner ehemaligen Wohlthäterin. Sie werden an ihr schon gemerkt haben, sie will auch immer oben hinaus und hat ein großes Vornehmigkeits-Bedürfniß. Das ist so Zinkgrafs-Art. Ich hätte sie gewiß nicht bekommen, wenn ich Schneider geblieben wäre; aber als ich mich aus einem Schneider in einen Schreiber verwandelte, oder wie sie sagte, als ich „die staatsmännische Carriere“ einschlug, da lag die Sache ganz anders, da reichte sie mir ihre Hand. Freilich später mußte ich wieder zum Schneider zurückavanciren. Das war ihr bitter; aber ich tröstete sie damit, daß der alte Kurfürst von Hessen nicht nur den Zopf wiederherstellte, sondern auch seine alten Officiere, welche unter König Hieronymus und in französischen Diensten zum General oder Oberst avancirt, wieder zu Fähnrichs und Lieutenants machte; und mit Hülfe dieses Trostes und weil es im Uebrigen sehr gut ging — denn der Pariser Schneider hatte das dreißigfache Einkommen wie der Pilleburger Staatsmann, — hat sie es glücklich verwunden.

Wie die gute alte Frau Zinkgraf um meine körperliche Ernährung sich unbestreitbare Verdienste erwarb, so der Lector Barbieux um meine geistige. Er war mit einem hohen oranischen Beamten als Informator nach Pilleburg gekommen und dann dort hängen geblieben. An dem Pädagogium war er als „Lector“ angestellt. Er gab dort französischen Unterricht, das trug aber wenig ein. Da er seinen Schülern immer sagte: Das Gérondif (und ich weiß nicht, was sonst noch) sind die „Haupt-Schmierigkeiten der Französchen Spraak“, so nannte man ihn den „Professor Schmierig“. Auch sachlich hatte man damit nicht unrecht. Er vernachlässigte sehr seinen äußeren Menschen, theils aus Armuth und philosophischem Gleichmuth, theils aber auch deshalb, weil er sich hier, ferne von „la belle France“, gleichsam in der Verbannung fühlte und der Meinung war, es lohne sich gar nicht der Mühe, hier unter diesen Barbaren oder Wilden, anständig zu erscheinen, und es sei deshalb

besser, das bischen Kleingeld auf „petits verres" zu verwenden, da man in diesem nordischen Klima vor Allem der Wärme bedürfe. Da der alte Lector immer sehr freundlich zu mir war, und ich mit dem scharfen Auge eines angehenden Schneiders wahrnahm, wie sehr seine Garderobe vernegligirt sei, so faßte ich eines Tages all' meine Courage zusammen und machte ihm den Vorschlag, ich wollte ihm seine Kleider in Ordnung halten, wenn er mich dafür Französisch lehren wolle. Dieser Austausch von schneiderischen und sprachlichen Leistungen wurde sehr gnädig aufgenommen, und so lernte ich denn rasch und gut die französische Sprache. Ich war damals der einzige Schüler des alten Lectors; die Anderen hatten sich alle zurückgezogen; denn da die Franzosen dem Prinzen von Oranien Holland abgenommen hatten, so hielten es die Oranier für Landesverrath und Majestäts-Beleidigung, Französisch zu lernen. Sie sollten demnächst für diese irrige Meinung noch büßen: Einstweilen hatte der Lector Barbinux den Schaden. Vielleicht auch ich. Denn ich kann nicht leugnen, daß ich auf meinen Vorzug außerordentlich stolz war und mich für besser hielt, als die Anderen. Die Anderen aber rächten sich dafür dadurch, daß sie mich das „Franzosen-Schmidtchen" nannten, und ich heiße heute noch so, nur ist die Verkleinerungssylbe im Laufe der Jahre in Wegfall gekommen

Hier in diesem Fürstenthum war es ganz anders, als in unsrer Grafschaft auf dem Westerwalde. Hier regierte ein wohlwollender Herrscher. Aber weil er in den Niederlanden vielfach von den Ständen geärgert und cujonirt ward, so machte er sich in seinen deutschen Stammlanden das Vergnügen so recht nach Herzenslust patriarchalisch zu regieren, was er in Holland nicht konnte und durfte. Da er aber nur ausnahmsweise hier anwesend war, so regierten statt seiner seine Beamten, und unter diese hatte sich ein förmlicher Rattenkönig von verwandtschaftlichen und gevatterschaftlichen Beziehungen gebildet, welcher undurchdringlich und unbesiegbar blieb, obgleich häufig die Versuche gemacht wurden, durch dieses Dornengehege hindurch bis zum Prinzen zu bringen. Der Prinz war unnahbar. Er haßte nichts mehr als die „Demokraten", welche Anno 1787 in Holland eine Revolution angestiftet hatten, die nur durch bewaffnetes Einschreiten des Königs von Preußen unterdrückt werden konnte. Seitdem hatte er zwei Grundsätze gewonnen, welche er immer im Mund führte. Den einen citirte er deutsch, den andern französisch. Jener lautete: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" und dieser „Une société sans hiérarchie, c'est une maison sans escalier". Freilich hatte er damit nicht aufzukommen vermocht gegen die französischen Sansculotten, die unter der Führung des General Pichegru 1794 an der holländischen Grenze erschienen und, begünstigt von dem strengen Winter, welcher alle Wasserflächen mit Eis überbrückte, das Land, unter dem etwas voreiligen Jubel jener Demokraten, welche sich damals „Patrioten" nannten, im Sturmlaufe eroberten und am 16. Mai 1795 die batavische Republik proclamirten.

Diese unangenehmen Erlebnisse, weit entfernt den Prinzen zu belehren, daß seine beiden allein seligmachenden Principien von der Treppe der Hirarchie und von den helfenden Soldaten nicht für alle Fälle ausreichend waren, verstärkten und verbosten ihn nur noch in seiner vorgefaßten Meinung. Die Sonnenstrahlen seiner Güte beschienen nur noch die Gipfel, d. i. die Beamten. Die Thäler, in welchen die übrige Bevölkerung wohnte, lagen in eisigem Schatten; bis dahin vermochten die Strahlen nicht mehr zu dringen. Die Beamten waren Alles, das Volk nichts. Natürlich machten sich die Ersteren die Lage nach Kräften zu Nutzen. Sie bezogen große Gehalte und außerdem noch kolossale Quantitäten „Amtsholz", mit welchem sie, da es ihren Bedarf für Dienstlocal und Wohnung weit überstieg, einen schwungvollen Handel betrieben. Die Arbeit suchten sie sich leicht zu machen. Ihre Relicten erhielten aus Landesmitteln große Pensionen, und wo die gesetzliche Möglichkeit, eine solche zu verwilligen, ausgeschlossen war, da wurden von dem Prinzen Gnadengehalte gegeben. Bei den Frauen und Töchtern der Beamten galt die Arbeit für schimpflich. Jedes weibliche Wesen, welches von einem Beamten abstammte oder auch nur entfernt mit ihm verwandt oder verschwägert war, war fest überzeugt, daß es bis an seines Lebens Ende auf ungerechte Kosten flott zu leben berechtigt sei; und die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, daß ein solches Geschöpf jemals von etwas Anderem gelebt habe, als von Pensionen, Gnadengehalten und Leibrenten des Prinzen. Dabei sah diese Beamtenwelt, welche bei der Kleinheit des Ländchens kreuz und quer miteinander verwandt und verschwägert war und sich ausschließlich aus sich selbst recrutirte, auf alle übrigen Menschen mit der tiefsten Verachtung herunter. Obgleich weder von Geburt noch von Sitte adelig, nannte sie sich die „Vornehmen" und die Andern „die gemeinen Leute". Alles das machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich oft dachte, es sei doch noch besser in unserer Westerwälder-Wildniß, und der Lector Barbieux konnte durch seine boshaften Bemerkungen über „dieses scheußliche Beamten-, Bettler- und Müßiggänger-Proletariat", wie er es nannte, diesen Eindruck nur verstärken. Eines Abends, es war schon dunkel, als ich mit dem Lector vom Spaziergang zurückkehrte, sah ich einen anständig gekleideten Menschen in der Gosse liegen; dabei sang derselbe mit lauter Stimme:

„Beglückt, beglückt,
Wer die Geliebte findet".

Ich wollte hingehen und ihn aufheben. Aber Barbinux sagte: „Laß ihn nur, Schmidtchen. Das ist der Hofgerichtsrath Forstbach, das passirt dem fast jeden Abend. Er wird sich schließlich doch zu Haus zu finden wissen. Er hat Uebung im Saufen".

Ländlich, sittlich. Was der Herr Hofgerichtsrath thut, ist wohlgethan, dacht' ich, wäre es ein Schneidergesell, so schleppte man ihn auf die Schaarwache.

Das Städtchen zählte zwar etwas über 2000 Einwohner, und diese

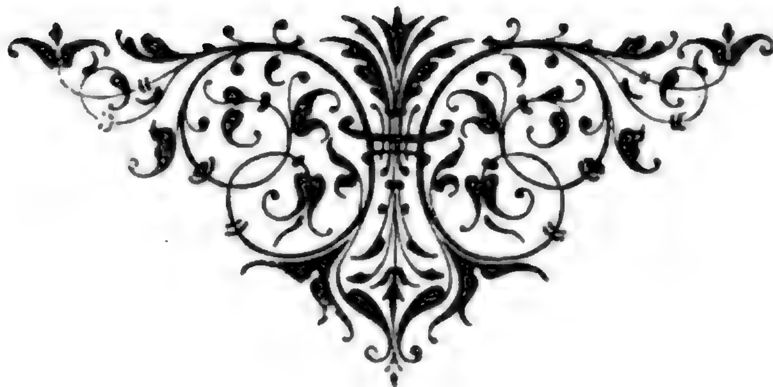
waren arm; denn die Gemarkung war unfruchtbar, sie bestand nur aus Wald, Weide und Wüsteneien, und auch im Uebrigen wuchs nichts als Kartoffeln und etwas Hafer. Dagegen war die Stadt wohlgebaut. Dies hatte man den Franzosen zu verdanken, welche 1760 das Schloß, dem alten Stammsitz der Oranier, niedergeschossen hatten; aus seinen Trümmern hatte man zwei neue Straßen gebaut mit stattlichen Häusern, in welchen die Beamten wohnten, sowie eine Reihe öffentlicher Gebäude.

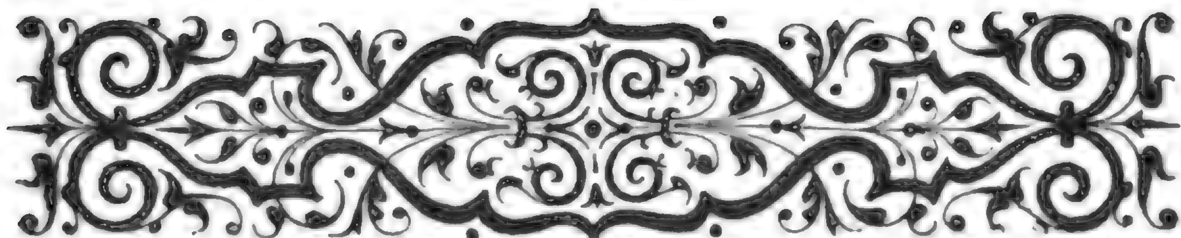
Die Bauern hatten es hier nicht viel besser, als bei uns. Sie waren mit mittelalterlichen Abgaben schwer überbürdet und wurden kaum noch als Menschen betrachtet. Die Städter, ohne Handel und Industrie, wie sie waren, suchten aus dem Prinzen, dessen Gefolge und den Beamten möglichst viel Geld herauszuschlagen und nahmen sich für ihr Betragen die Kammerdiener und Zofen zum Vorbild.

Die Staatsmaschine arbeitete noch langsam fort, aber nur aus Gewohnheit. Sie glich einer alten Klappermühle, auf welcher nicht immer Getreide aufgeschüttet ist, und von der man hier zu Lande singet:

„Und all das Gepolter
Bedeutet nur Molter!“

(Schluß folgt.)





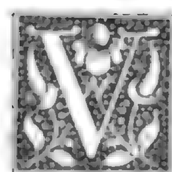
Armand Carrel.

Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Von

H. B. Oppenheim.

— Berlin. —

on dem oft citirten Satze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, bleibt bei näherer Betrachtung nicht viel übrig. Die Namen berühmter Schauspieler sind uns aus den ältesten Zeiten aufbewahrt; es giebt kein dankbareres Gedächtniß, als das an gehabte Genüsse, und selbst die folgenden Generationen pflanzen die empfangenen Traditionen in verschönernder Erinnerung fort. Anders steht es mit dem Stande, der selber die Ruhmeskränze windet. Wie ein populäres Diktum besagt, daß die Schuhmacher selbst die schlechtesten Stiefel zu tragen pflegen, so ergeht es dem Journalismus, der zumeist, wenn auch nach verschiedenen Epochen unterschiedentlich, eine Fülle bedeutender geistiger Kräfte in sich verbraucht, daß seine Helden und Vorkämpfer beim großen Publikum selten beliebt, oder auch nur bekannt werden. Mancher gute Philister weiß nicht und fragt auch nicht, wer ihm seit zwanzig Jahren seine Meinung macht. Die persönliche Leistung wird im Journalismus, zumal in den höheren Phasen, wo die ganze Thätigkeit der Tagespresse auf complicirte Gesammtwirkungen hinausläuft, hinter diese Gesammtwirkungen zurückgedrängt oder von denselben völlig aufgesogen. Wenn von dieser traurigen Thatsache, die manche journalistische Existenz verbittert, eine glänzende und wohl verdiente Ausnahme stattfand, so war es für den Mann, dessen Namen an der Spitze dieser Arbeit steht. Aber obgleich seine Aktion ganz in jene Epoche fällt, während der die deutschen Liberalen noch sehnende Blicke nach Paris, dem Paradies der Freiheit, wandten, so war er doch, seinem eigentlichen Kern und Werth nach, in Deutschland unbekannt geblieben. Die Engländer, denen später Stuart-Mill die ihm befreundete Gestalt näher rückte, verglichen ihn zunächst mit ihrem Junius, mit welchem er, bis auf den Glanz der Sprache und die Schärfe

des Ausdrucks, Nichts gemein hat, weder die Feigheit der Anonymität, noch die Gehässigkeit der persönlichen Angriffe, noch das geringe Maß wahrhaft freisinniger Anschauungen.

Wenn die Verhältnisse, aus denen Carrel hervorging und in denen er sich bewegte, unschwer darzustellen sind, so ist es um so schwerer, seine ethisch-politische Gesammt-Anschauung, besonders sofern dieselbe in sehr wesentlichen Punkten von den damals in Frankreich geltenden, in seiner Partei vorherrschenden Ansichten abweicht, klar zu machen, — zumal im Auslande; denn jedes Volk stellt sich, nach historischen Voraussetzungen, die politischen Probleme in einer anderen Form und von anderen Ausgangspunkten.

Zuvörderst aber drängt sich uns die Frage auf: wenn Carrel jenseits der französischen Grenze wenig beachtet oder verstanden wurde, wenn keine seiner Schriften selbst in seinem Vaterlande zu einer allgemein oder auch nur durch ganze Parteien verbreiteten Lektüre geworden ist, woher kommt der Cultus, der seinem Namen gezollt wird, der Nimbus, der sein Bild umgiebt, woher kam es, daß Freund und Feind ihn bewunderten, daß eine sehr beträchtliche Anzahl seiner Zeitgenossen ihm eine fast zärtliche persönliche Theilnahme widmete, daß er mehr wagen, der öffentlichen Meinung mehr abtrotzen konnte, als irgend ein Anderer, daß noch zwölf Jahre nach seinem Tode besonnene und reife Männer es laut äußerten, er würde der Revolution von 1848 eine andere, eine bessere Wendung gegeben haben?

Es ist vor allen Dingen der Zauber einer großen, mächtigen, durchaus uneigennützigen und hingebenden, einer von den edelsten Trieben geleiteten Persönlichkeit, in welcher allerdings die Geisteskräfte, klares Denken und rasches Entschließen, Stil und Beredtsamkeit, auf der Höhe seines idealen Willens standen, sich demselben aber stets unterordneten. Dabei eine schöne Erscheinung von maßvollen und anmuthigen Formen und Bewegungen, ohne die Pedanterie, welche dem sittlichen Ernst oft eine lästige Begleiterin ist; pedantisch nur in Sachen der Ehre und Ritterlichkeit, wenn es galt, die Anderen zu schonen und die Gefahr einer Situation allein auf sich zu nehmen. Kurz, der wahre Zauber der Persönlichkeit, dem sich Niemand entzieht, auch unser Einer nicht, wenn er vierzig Jahre nach Carrels Tode sich in dessen Schriften vertieft. Denn diese Schriften tragen das ganze Gepräge des Mannes. Die vollendete Meisterschaft der dialektischen und stilistischen Behandlung steht hier rein und rücksichtslos im Dienste der politischen Aufgaben; jedes aesthetische Mittel, jede Kunstform wird verschmäht, soweit sie auch nur momentan von dem Kern der Sache abziehen könnten. Daraus entwickelt sich eine höhere Stilvollendung', gleichsam das Höchste, das der Leitartikel zu prästiren vermochte. Gleich dem Pathos, standen ihm Scherz und Ironie zu Gebote.

Wir sind keineswegs in der Lage, seine politische Handlungsweise in jedem Augenblicke zu rechtfertigen; wir meinen sogar, daß er selbst noch in seinem kurzen Leben einzelne begangene Fehler erkannt und dadurch gebüßt hat; allein, und darin stimmt seine ganze Generation überein, dem Glauben

an seine heroische Hingebung und seine absolute Gesinnungstreue thut das keinen Eintrag.

Die Erscheinung war epochemachend in der Geschichte der Tagespresse. Ein ganzer Stand wird in der öffentlichen Meinung dadurch geadelt, daß einzelne seiner Mitglieder die höchsten sittlichen Anforderungen an sich und ihre Leistung stellen. Zugleich werden die Grenzen des Berufs erweitert, höhere Maßstäbe werden allgemein angelegt. Wie weit Carrel in diesem Sinne gewirkt, wie weit spätere Gegenströmungen die Wirkung seines Wesens vereitelt haben, das ist freilich eine verwickelte Frage. Das öffentliche Leben der Neuzeit hängt nun einmal so unzertrennlich mit dem Bestand einer einflußreichen, nach Parteien gegliederten Tagespresse zusammen, daß in der Regel Aufschwung und Verfall sich gleichmäßig in allen Organen des öffentlichen Lebens und nicht blos einseitig in der Presse oder der Volksvertretung offenbaren. Wo die parlamentarischen Organe noch um ihren legitimen Einfluß ringen müssen, nimmt auch die Presse selten die ihr gebührende Stellung ein. Unserer deutschen Journalistik, deren selbstständige Entwickelung erst von der Aufhebung der Censur datirt und also kaum ein Menschenalter zählt, fehlt zunächst noch die wichtigste Voraussetzung, die der Centralisation; der Charakter des Lokalblatts überwiegt noch heute. Im Uebrigen richten wir uns mit wenig Kritik nach französischen und englischen Mustern.

Nur in Frankreich und England hat der Journalismus sich selbstständig entwickelt, und darum hier und dort eigenartig und verschieden von einander. Der französische Journalismus hatte große Momente, der englische hat zu einem befriedigenden Resultat geführt und liefert der Nation ein unfehlbares Instrument der öffentlichen Meinung. Während der zwei Jahrhunderte der kirchlichen und politischen Revolutionen war England das Schlachtfeld der literarischen Einzelkämpfe. Den Helden und Märtyrern jener kritischen Epochen bestritt Niemand das Recht, ihre Nasen und Ohren vom Henker abschneiden zu lassen, die Folter zu riskiren, den Pranger zu besteigen, Freiheit und Leben einzusetzen. Noch später gab es methodische Verfolgungen und lange Gefängnißstrafen; die Wilkes, Cobbet, Hunt u. A. m. sind mit der englischen Verfassungsgeschichte verwachsen. Bis zur Neuzeit stellten besonders die Irländer ihr Contingent. Jetzt hat überhaupt der politische Prozeß in England völlig aufgehört, er gehört in die antiquarische Rumpelkammer, und man hört kaum mehr von Preßprozessen, als von Ministeranklagen. Die Zeitung aber ist ein unpersönliches Wesen geworden, in welchem das Partei-Interesse dominirt und die geschäftliche Seite des Unternehmens eine umfassende Berücksichtigung findet. So gut wie die großen englischen Parteien direkt als Organe der Staatsverwaltung zu betrachten sind, aus denen sich die Ministerien bilden, ebenso gut kann man ihnen die Organisation und Ordnung der Tagespresse anvertrauen. Sie sind ja, kraft ihrer bedeutendsten Traditionen und ihrer ganzen Entwickelung, von elastischer Natur, nicht allzu ausschließend gegen neue Anschauungen, nicht starr auf bestimmte Programme eingeschworen.

Nur zu der allgemeinen Richtung verpflichtend und verpflichtet, liefern sie den Sporn und den Hemmschuh.

Das sind aber spezifisch englische Zustände, die auf kein anderes Land, am wenigsten auf Frankreich passen. Hier waren die Parteien zumeist auf abstrakten Programmen, einem Mehr oder Weniger von Freiheit oder Autorität konstruirt und mit einem Fanatismus ausgestattet, dem die freie Entfaltung individueller Anschauungen schwer abzuringen war und der fast aus jeder großen Discussion neue Nahrung zog. Ein lebensfähiges Parteiprogramm aber muß auf Kompromissen beruhen; der Eine fügt sich ungern diesem, der Andre jenem Punkte; aber Keiner abdizirt ganz solchen vermittelten Collectivwesen gegenüber. Soll eine Zeitung diesem Verhältniß den richtigen Ausdruck geben, so muß sie, selbst als ein correctes Partei-Organ, den ausgezeichneten Persönlichkeiten, den Männern von politisch-historischer Initiative einen gewissen Spielraum belassen. Sie muß dem intellectuellen Eroberungstrieb, dem idealen Schaffen und auch dem persönlichen Ehrgeiz Rechnung tragen, nicht die Persönlichkeiten ganz annulliren. Dann wird auch die Verantwortlichkeit keine blos formale, redaktionelle sein. So sagte Carrel in dieser Beziehung von sich: „Der Fahnenträger ist natürlich stets am meisten exponirt". Heutzutage sind die Fahnenträger häufig bloße Strohmänner; der literarische Anstand hat darunter sehr gelitten, und der Theilnahme am Journalismus wurde ein gut Theil edlerer Kräfte dadurch entzogen.

Wenn die Presse in Frankreich ihre großen Momente und einschneidenden Wirkungen hatte, so geschah das Dank den eminenten Persönlichkeiten, welche jeweilig an der Spitze standen. Armand Carrel fällt in das heroische Zeitalter des französischen Journalismus, wo man Großes von demselben empfangen hatte und das Höchste erwarten durfte, wo auch die geschäftliche Seite noch zurücktrat, sowohl hinter der politischen, als auch hinter der rein literarischen. Denn mehr, als in irgend einem anderen Lande, hängt in Frankreich die Tagespresse mit der großen Literatur zusammen.

Die Kunst der Prosa ist in keinem Lande annähernd so ausgebildet, in keinem andren Lande wird sie so hoch geschätzt, wie in Frankreich. Das Unmittelbare der Polemik, die klare und durchsichtige Behandlung des Tagesereignisses, das Erzielen einer drastischen Wirkung, ein concreter Zusammenhang mit dem Publikum und den Begebenheiten gehören zur Ausbildung dieser Kunstform, welcher Frankreich jedenfalls das verdankt, daß der gute Geschmack es vor manchen Verirrungen bewahrt, denen die sittlichen Grundsätze nicht vorbeugen würden. Die französischen Klassiker waren nicht dem Leben abgewendet; in Voltaire, in Diderot, Beaumarchais u. A. pulsirte eine starke journalistische Ader und vor Allem eine vollsäftige polemische Leidenschaft. Man kann diesen „Esprit gaulois" bis auf Rabelais und Montaigne zurück verfolgen. So wurzelt das Element des Journalismus in der ganzen breiten Kulturgeschichte der Nation. — Vor und mit Carrel, theilweise noch nach ihm hatten Thiers und Guizot, Mignet und selbst vornehmere

Staatsmänner im Dienst der Tagespresse gestanden; an gewissen Blättern arbeitete stets die Elite der akademischen Welt. Die journalistische Anonymität wäre in solcher Gesellschaft an sich nicht streng einzuhalten gewesen, der Stil verrieth den Mann.

Wenn wir die Zeit Carrels die heroische Aera des Journalismus nannten, so dachten wir zunächst an die männlichen Tugenden und den damit verbundenen Einfluß der hervorragendsten Vertreter desselben. Aber es muß auch daran erinnert werden, welche Größen sich hier in engem Zeitraume drängten. Als Carrel die Bühne betrat, wurde sie gerade von einem Manne verlassen, den wir zu den größten Pamphletisten aller Zeiten zählen, von Paul Louis Courier. Als Carrel allzufrühe das Feld seiner Ehren verließ, bereitete sich ein langsamer gereifter Altersgenosse von ihm zu einem sozialpolitischen Feldzuge vor, dessen wunderbare Führung noch bis in die neueste Zeit in die wirthschaftlichen Geschicke eingreift, Frédéric Bastiat (1801 bis 1850). Courier und Carrel sind gewaltsamen Todes gestorben; Courier's Mörder blieb unentdeckt, aber seine Vorahnung und der Argwohn des Volkes hafteten — vielleicht mit Unrecht — an einer Partei, die im Dunklen zu schleichen pflegt.

Courier (1772—1825) war eine complicirte Erscheinung: ein Offizier unter dem ersten Napoleon, aber kein Enthusiast für den Krieg, nicht einmal französischer Chauvinist. Mit dem Plutarch oder Thukydides im Tornister bummelte er gleichsam über die Schlachtfelder, oder versäumte über einem interessanten Manuscript in einer italienischen Kloster-Bibliothek die Stunde des Appels. Als Kriegsmann hat er es nicht weit gebracht, aber wir verdanken ihm werthvolle Skizzen und illusionslose Schilderungen aus dem Kriege, welche neben den conventionellen Prahlereien der napoleonischen Bülletins besonders eindrucksvoll wirken. Nach der Restauration wurde er Ehemann, Hausherr und Gutsbesitzer, und gerieth nun durch die unvermeidlichen Reibungen des täglichen Lebens als Landwirth und als Berather seiner Guts-Nachbaren in eine Art von Heckenkrieg gegen die Ortsbehörden und die Pfaffen, woraus seine Pamphlete, seine Preßprocesse, vor Allem seine Schilderungen der Centralisation und autoritativen Bevormundung, der allgemeinen Pfaffenherrschaft und Heuchelei hervorgingen. Es war die Zeit der Restauration, die Regierungs-Periode der letzten beiden Bourbons, wo das, was Courier zu sagen hatte, noch nicht in der freien und offenen Weise gesagt werden konnte, mit welcher sich Carrel aussprach. Der Verschiedenheit dieser Situationen entsprach auch die Verschiedenheit des Talents und selbst des Naturels. Courier's Schriften sind Gelegenheitsschriften in bestem Sinn und darum von großer poetischer Wirkung. Ob er das Höflingswesen, den akademischen Zopf, den „weißen Schrecken“, d. h. den Terrorismus der Legitimisten, oder die Feilheit der Justiz angreife, er hebt immer von einem subjectiven Erlebniß oder Eindruck an, wie es sein cholerisches Temperament mit sich bringt. Er wird erst warm, wenn er einen solchen Anlaß hat. Carrel dagegen thront auf

der Höhe der Begriffe und faßt von Anfang an nur die allgemeinen Interessen als solche in's Auge, indem er sie kraft eines Rechtsprincips zu entscheiden sucht.

Man wundert sich vielleicht, daß ich auch Bastiat in diesem Zusammenhang genannt habe. Aber es kann Einer ein Denker ersten Ranges sein und doch nach der formalen Natur seines Talentes ein Journalist. Es kann Einer das rohe Erz aus der Erde Schacht herausholen und es nachher zu den feinsten Stahlressorts verarbeiten. Nicht blos weil er Zeitschriften gründete und Artikel schrieb, war Bastiat ein Journalist, sondern weil er die Errungenschaften der Volkswirthschaftslehre — und dieses Fach hat durch ihn bestimmte wissenschaftliche Fortschritte gemacht, — für das große Publikum auszumünzen, gleichsam künstlerisch zu verwerthen und mit der allgemeinen sozialpolitischen Entwickelung in Einklang zu bringen wußte. Gleich Courier war auch er einer der wuchtigsten Kämpfer gegen den Chauvinismus und die Centralisation, diese beiden so mächtigen und so verderblichen Richtungen des französischen Geistes. Ja, man mag zweifeln, ob nicht seine eigenartige Auffassung der politischen Freiheit ihn erst zum Verständniß der Handelsfreiheit geführt, oder ob wirklich der Oekonomist bei ihm dem radicalen Politiker vorangegangen.

Auch Carrel überwarf sich, was wir hier der Analogie wegen anticipiren wollen, mit einem großen Theil seiner Parteigenossen durch seine Angriffe auf die Centralisation und seine, damit zusammenhängende, sogenannte „amerikanische“ Anschauungsweise.

Armand Carrel wurde im Jahre 1800 zu Rouen in einer conservativen Kaufmannsfamilie von bescheidenen Verhältnissen geboren. Von einer starken Neigung getrieben, erlangte er es, sich der militairischen Laufbahn widmen zu dürfen. Er studirte Kriegswissenschaften in der bekannten Schule von Saint-Cyr, gehörte aber daselbst frühe schon zu den politisch Verdächtigen. Der politische Freisinn lag ihm ebenso im Blute, wie der Soldatencharakter. Sein Leben lang bewahrte er alle Tugenden, alle schönen Seiten des richtigen Soldaten und stellte dieselben in den Dienst des Liberalismus. 1821 befand er sich als Unteroffizier in Neu-Breisach; es war die Zeit der vereinzelten Militairverschwörungen, und Carrel nahm an derjenigen Theil, welche man später die Verschwörung von Belfort nannte. Durch einen kühnen nächtlichen Ritt in entsprechender Verkleidung, durch den er sich über das unvermeidliche Mißlingen des Planes aufklärte, rettete er sich und seine Breisacher Kameraden, zwar nicht von dem Verdachte, wohl aber selbst von der Voruntersuchung. Es ist anzunehmen, daß der junge Mann damals, bei allem Freiheits-Enthusiasmus, nicht wenig vom Bonapartismus inficirt war, welchem die aristokratisch pfäffische Regierung der letzten Bourbons durch ihre Fehler mehr als nöthig in die Hände arbeitete.

Der Feldzug gegen die spanische Revolution bereitete sich vor. Carrel, der schon wegen eines — schlecht verheimlichten — Briefes an die spanischen

Cortes mit seinen Vorgesetzten in Conflict gerathen war, nahm seinen Abschied und gelangte auf einem spanischen Fischerboot nach Barcelona. Hier trat er in eine französische Freischaar, die unter dem Namen Napoleons II. für die spanische Verfassung kämpfen wollte. Die Sache lag aber viel kläglicher, als er sich gedacht hatte. Nach mehreren Monaten voll Entbehrungen, Gefahren und nutzlosen Heldenthaten befanden sich Carrel und seine französischen Kameraden mit den italienischen Freiwilligen in der sogenannten Fremdenlegion zusammen, welche, nach blutigen Gefechten und dem Verluste der größeren Hälfte ihrer Mannschaft, zu Llers bei Figueras in offenem Felde kapituliren mußte. Carrel hatte die Verhandlung geleitet, an deren Ende er sich in der Gefangenschaft des Baron Damas fand, der früher sein Chef, und zwar ihm ein wohlwollender Chef gewesen war und der zufällig in kürzester Frist nach dieser Affaire das französische Kriegsministerium übernahm. Carrel hatte sich und den Seinen die kriegerischen Ehren gerettet, und der General-Lieutenant Damas hatte sich verpflichtet, den französischen Offizieren die Begnadigung zu erwirken. Diese Artikel wurden am 17. September 1823 unterzeichnet.

Kaum aber hatte Carrel mit zweien seiner Kameraden den französischen Boden betreten, so wurde er verhaftet und die Capitulation verleugnet; er wurde, trotz seines regelmäßigen Abschiedes, als Deserteur behandelt und ihm der Proceß gemacht. Das Kriegsgericht von Toulouse erklärt sich für incompetent, da Carrel und die Anderen nicht mehr Mitglieder der französischen Armee waren. Aber der Cassationshof, vom Staatsanwalt angerufen, intercedirte, und ein zweites Kriegsgericht hatte Ordre, sich für competent zu halten. Am 16. März 1824 wurde Carrel in Perpignan zum Tode verurtheilt. Er ergriff die Rechtsmittel der Cassation und der Revision dagegen.

Während dessen saß er mit seinen Genossen und den übrigen französischen Kriegs-Gefangenen zu Castillet bei Perpignan im Gefängniß unter sehr strenger und harter Behandlung, ja Mißhandlung. Die Genossen, deren Vertheidigung er gleichfalls leitete und die er auch gegen die Härten der Gefängnißverwaltung zu schützen suchte, hätte er gern gerettet, aber seinem eigenen Rechte glaubte er Nichts vergeben zu dürfen und auch Nichts von dem, ihnen gemeinsamen Ehrenpunkt. Der Kriegsminister Damas, der seiner eigenen Unterschrift unter der Capitulation keine Achtung verschaffen konnte, hätte dem Gefangenen gern und leicht die Begnadigung vermittelt, wenn dieser sich und die liberale Opposition durch ein Gnadengesuch gedemüthigt hätte. Aber alle derartigen Insinuationen glitten an Carrel ab.

Die sich über fast zwei Jahre ausdehnende Gefangenschaft gewann durch die emsigen Studien, welchen sich Carrel während derselben mit seltener Energie hingab, für sein späteres Leben eine hohe Bedeutung. Sein Charakter blieb unverändert, denn so, wie er war, war er gleichsam fertig von der ersten Jugend an, aber die in ihm maßgebenden Anschauungen erweiterten sich und reiften.

Endlich wurde er vor ein neues Kriegsgericht gestellt, sintemalen das

Todesurtheil, gewisser Formfehler wegen, in der Revisionsinstanz vernichtet worden war. Nachdem er diesmal, besonders im Interesse seiner Leidensgefährten, die Frage der Incompetenz des Gerichtes hatte fallen lassen, wurde er mit 6 von 7 Stimmen freigesprochen. Neben der glänzenden Vertheidigung eines Advokaten war auch sein persönlicher Eindruck dabei von Gewicht. Ganz Frankreich hatte schon die Augen auf ihn gerichtet und aus seiner Haltung und seinem Verfahren unter allen Prüfungen und Anfechtungen dieses langen und verwickelten Rechtsstreites seine großen Eigenschaften erkannt.

Es handelte sich übrigens für das große Publicum nicht blos um die Controverse, ob Carrel noch als französischer Offizier anzusehen war, als er nach Spanien ging, oder ob die französische Regierung die zwischen Damas und ihm abgeschlossene Capitulation in Vollzug setzen müsse. (Die Kriegsgeschichte jener Zeiten enthält viele Beispiele verletzter Capitulationen.) Eine andere, vielfach aufgeworfene Frage betraf die Erörterung, ob Carrel nicht, vom Standpunkt der politischen Moral aus, dem Tadel, die Waffen gegen seine Landsleute getragen zu haben, verfallen sei. Bekanntlich bestand der schwerste Anklagepunkt, den die Männer von Carrels Farbe den Emigranten der französischen Aristokratie stets entgegenhielten, grade in ihrem Antheil an den Coalitionskriegen; und die restaurirte Bourbons-Dynastie erlag, wie man heute wohl annehmen darf, im Wesentlichen unter der Last ihrer Unpopularität, weil sie von den fremden Mächten eingesetzt worden. Die Gewissens-Skrupel, welche man in Carrel zu finden wünschte, kamen allerdings in seiner Partei zum Ausdruck: die französischen Freiwilligen, welche mit der Tricolore über die Pyrenäen zogen, stellten sich an der Bidassoa-Brücke den Invasions-Truppen des weißen Lilienbanners entgegen, ohne die ersten Schüsse zu erwidern. Mit dieser heroisch-lächerlichen Symbolik, mit welcher sie ihre Seelen salvirten, war eben die Kleinlichkeit und Ohnmacht ihrer Bedenken bezeichnet. Carrel war ein viel zu scharfsinniger Kopf, um nicht den Unterschied zwischen dem Gebahren der Emigrationen und dem seinigen zu erkennen. Er focht nicht gegen Franzosen auf französischem Boden, nicht gegen den französischen Staat, nicht gegen ein französisches Landes-Interesse. Worin bestand denn der spanische Krieg von 1823? Französische Heerschaaren vollzogen den, ihnen von der Heiligen Allianz gewordenen Auftrag, in einem fremden Lande „für Thron und Altar“ eine rechtmäßige Verfassung zu unterdrücken. Die Contre-Revolution, wie die Revolution, trug seit den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen universalen Charakter. Wenn Franzosen gegen die spanische Verfassung kämpften, war es mehr als billig, daß auch Franzosen zu ihrer Vertheidigung heraneilten?! — Alle Tendenz- und Revolutionskriege sind in größeren oder kleineren Dimensionen derart Bürgerkriege, daß sich Landsleute mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen. Das ist der tragische Ernst, aber es ist auch das Wesen der Sache. Im gegebenen Fall zumal konnte man in Spanien für die französische Freiheit zu kämpfen meinen.

Uebrigens war Carrel kein Freund des Bürgerkriegs oder der revolu-

tionären Erhebungen. Dafür war er zu sehr Soldat, Verehrer der Kriegskunst und der Kriegswissenschaft, auch Soldat von Charakter im besten Sinne, wie sich das sogar in seinen späteren Lebenslagen nie verleugnete. Als er nach Spanien ging, hoffte er eine geordnete Kriegsführung vorzufinden; da er sich getäuscht sah, schlug er sich noch für die Ehre und für die Kameraden, wie er das sein Leben lang gethan. Wie wenig Anhänger der eigentlichen Straßen-Emeute er war, wie wenig er an deren Erfolge glaubte, werden wir 1830 und noch bei ferneren Gelegenheiten sehen.

Als Carrel, ein Jüngling von 24 Jahren, das Gefängniß verließ, hatte er schon die Erfahrungen und die Kämpfe eines mannesreifen Lebens hinter sich und doch, bei geringen Mitteln und einer stolzen Haltung, keinen Beruf. Er dachte Advokat zu werden, denn die Schriftstellerei als Beruf widersprach seiner Ansicht von derselben. Und ein glänzender Advokat wäre er geworden, wie später seine meisterhaften Vertheidigungen in den Preßprocessen seiner Zeitung bewiesen. Er besaß eben die Charakterzüge eines alten Römers aus der guten Zeit: den Soldatentypus, den Juristencharakter und den, Alles dominirenden, politischen Zug. Auf die juristische Carrière mußte er verzichten, weil er die nöthigen Prüfungszeugnisse und dergleichen Formalien nicht mehr nachholen konnte. Er trat als Sekretär bei Augustin Thierry ein, bei dem großen Geschichtsschreiber, dem größten Meister Frankreichs in der Kunst der historischen Darstellung. Er war hier in einer guten Schule und Thierry nahm sich seiner mit diskreter Theilnahme und warmer Sympathie an. Seine ersten Arbeiten betreffen auch geschichtliche Gegenstände (die schottische Geschichte, Neu-Griechenland), abgesehen von einigen zerstreuten Journal- und Revue-Artikeln, welche zunächst nur ein persönliches Interesse in Anspruch nehmen. Bedeutender und inniger mit ihm selbst, wie mit der Zeit verwachsen, war seine „Geschichte der englischen Contre-Revolution (1660—88)“, die im Jahre 1827 erschienen ist.

Man bedenke, daß Frankreich damals mitten in der Contre-Revolution zu sein glaubte, daß alle Welt die zurückgekehrten Bourbons mit den zurückgeführten Stuarts verglich, daß die Juli-Revolution ihre Schatten vorauswarf, daß der Herzog von Orleans sich auf die Rolle Wilhelms III. vorbereitete, daß selbst ein Mann wie Courier für denselben gewirkt hatte. Eine Kontroverse, welche an die einschneidendsten und aufregendsten Discussionen über die Rechte des Königthums in der Zeit des letzten Stuart erinnerte, war damals so sehr auf der Tagesordnung, daß sie auch in Carrels ersten politischen Schriften fortwährend wiederkehrt, während wir Mühe haben, noch jetzt ihr ganzes Schwergewicht zu würdigen, (obgleich 1848 bei uns Aehnliches vorkam) — diese Kontroverse bestand darin, ob das Königthum von Gottes Gnaden die Charte von 1814 huldvoll oktroyirt habe, oder ob die heimkehrende Dynastie sie habe acceptiren müssen und nun auch ihre eigenen Rechte daraus herleiten müsse.

„La Charte octroyée ou la charte subie?“ Es war gleichsam eine

Fortsetzung dieses staatsrechtlichen Gegensatzes, wenn man nach 1830 darüber stritt, ob Louis Philippe als ein Bourbon oder obgleich ein Bourbon gewählt worden sei. („Parceque ou quoique?“)

Die Fiktion der Freiwilligkeit bei der Gewährung von Volksrechten wird wohl zu allen Zeiten schwer aufrecht zu halten gewesen sein. Aber würde auf Grund dieser Hypothese das besiegelte Wort weniger heilig sein? Und wie konnten gerade die ritterlichen Anhänger des Königthums daran deuteln wollen, um die „Legitimität“ zur Verfassung in Konflict zu bringen!

Alle diese Dinge spiegelten sich in Carrel's Darstellung der englischen Contre-Revolution, jedoch in so objectiver Weise, daß der Historiker keineswegs dem Politiker geopfert ist und der Verfasser niemals der Versuchung zeitgemäßer Anspielungen erliegt.

Mit diesen Schritten nähert sich unser Held dem Höhepunkt seines Lebens, der streng politischen Arbeit, welche ihn bis an sein Ende ausfüllen sollte. Noch macht er einmal Halt, um rückschauend Spanien und den Krieg von 1823 darzustellen und zu erklären. Wie sehr dieses Ereigniß mit der französischen Politik zusammenhing, hat er ja am eigenen Leibe erfahren. Aus einem solchen persönlichen Zusammenhang heraus zu schreiben, wie Caesar oder Xenophon, das war für ihn eigentlich das Ideal des Schriftstellerns. Allmälig hatte er sich zu einem correkten, ja vollendeten Stilisten herausgebildet, alle Mittel der Kunst standen ihm zu Gebote, waren ihm gleichsam als Formen seines Geistes angeeignet. Nur die eigentlichen rhetorischen oder stilistischen Künsteleien, den Bilderreichthum verschmähte er. Aber er verstand es, die kühnsten Gedanken in einer auch juristisch unantastbaren Weise und dennoch deutlich auszusprechen. Damals, als die Stahlfeder noch nicht den Gänsestiel verdrängt hatte, sagte man von ihm, daß er mit einer stählernen Feder schreibe. Da war Alles klar und bestimmt, und das rechte, das richtigste Wort bot sich ihm, auch den schwierigsten Problemen gegenüber, scheinbar mühelos dar.

In den beiden Arbeiten über Spanien in der Revue française, herausgegeben von Guizot, März und Mai 1828, konnte man seine Schilderung kriegerischer Abenteuer und einzelner Bandenführer bewundern, aber man mußte überrascht sein, mit welcher Sicherheit er die sozialen Elemente analysirt, aus denen sich die politischen Kräfte des Landes entwickeln müssen. Seine Beurtheilung der Verfassung von Cadix hat nichts mit abstraktem Radikalismus zu thun. Ich möchte diese Behauptung durch ein Citat belegen, welches auch nach anderen Seiten interessante Streiflichter wirft. Als es sich, noch vor der entscheidenden Krisis, um eine Revision dieser Verfassung und namentlich um die Errichtung eines Oberhauses handelte, wurde der berühmte Jeremy Bentham zu Rathe gezogen, der damals mit wenigen anderen fremdländischen Publizisten die Ehre theilte, von der strebsamen spanischen Jugend heimlich gelesen zu werden, und der auch den Erwachsenen für die erste politische Autorität galt. Carrel berichtet: „Bentham schrieb an Herrn

Falgueiro, um die Anhänger des Zweikammersystems zu widerlegen; er sagte, die Leiden, welche die englische Aristokratie über England gebracht, sollten dem spanischen Volke zur Lehre dienen, daß man sich hüten müsse, eine privilegirte Minorität zu schaffen, daß eine obere Kammer, wie die der englischen Lords, für Spanien das Trojanerpferd sei, welches das Verderben und den Tod in seinen Flanken trage. Aber er fügte nicht hinzu, daß man wissen müsse, ob in Spanien eine Aristokratie existire, und bejahenden Falls sie ausrotten oder vertreiben müsse; in welchem Falle man erst die Anschauung des englischen Publizisten würdigen konnte und dazu gekommen wäre, den Zweck zu verwerfen, wenn man nicht die richtigen Mittel anwenden wollte". — Hier also war Carrel weniger radikal, als Bentham, aber viel consequenter und mehr Politiker. —

Mit dem 3. Januar 1830 erschien die erste Nummer des „National", einer Zeitung, welche stets als das Ideal eines noblen, mit sich übereinstimmenden, schlagfertigen Partei-Organs gelten wird. Doch war sie nicht Partei-Organ in dem gewöhnlichen Sinne, daß sie in jedem Augenblicke etwa die gerade in der Partei-Mehrheit gangundgeben Meinungen spiegelartig zurückgestrahlt hätte. Dergleichen ist nicht schwer und nicht selten, aber auch nicht von erlösender Wirkung. Nein, der „National" war Carrel, Carrel selbst, seine politische Seele, so lange er ihn leitete. Die Zeitung war die gebotene Veranlassung, daß Carrel den Ereignissen, oder vielmehr diese ihm Rede stehen mußten, daß er das politische Programm, dessen treuer Hüter, dessen Priester er war, nach den gemachten Erfahrungen und sonstigen geistigen Errungenschaften weiter entwickelte, wahrheitsgetreu nach eigener Ueberzeugung, jedoch, soweit es ging, im Zusammenhang mit der Partei. Freilich galt es da oft ein taktvolles und diskretes Abwägen, ein selbstloses Niederkämpfen subjektiver Eindrücke, ein sorgliches Vermeiden von Sprüngen oder allzu brüsken Uebergängen.

Die Partei und Carrel gehörten zusammen, sie verkörperte sich in ihm, seine Fortschritte waren ihre Fortschritte, ihre Entwickelung machte er in sich durch.

Der „National" war ganz sein Werk; auf seinen Vorschlag hatten sich Thiers und Mignet mit ihm vereinigt, um für die bevorstehende politische Krisis ein den Forderungen des entschiedenen Liberalismus entsprechendes Organ zu schaffen. Sie hatten sich dahin vereinbart, daß Jeder von ihnen abwechselnd ein Jahr lang die Redaktion leiten sollte. Thiers machte den Anfang; Carrel, als der Jüngste, hätte noch zwei Jahre warten müssen, aber die Juli-Revolution gab den Anderen hohe Positionen, und Carrel, der wohl auch hätte zugreifen können, war mit seinem Platz als Chef-Redakteur zufrieden.

In dem, von Thiers verfaßten, Prospektus war ausgesprochen worden, daß „es erzielt werden müsse, die erbliche Gewalt im Staate so zu regeln, daß die Regierung des Landes nach den vom Lande beschlossenen Gesetzen

geführt werden könne; sollte das mißlingen, so würde man jenseits des Oceans die Muster gewählter und verantwortlicher Staatsgewalten suchen, welche dem nationalen Willen vollständig unterworfen und an ihn gebunden wären".

So weit hatte es die Regierung Karls X. gebracht, daß die constitutionelle Opposition eine Sprache führte, welche die Dynastie selbst in Frage stellte. Laut verlangte sie „une royauté consentie" anstatt der „royauté subie". Die Regierung, welche sich nach dem damaligen Wahlgesetze mit Leichtigkeit legale Majoritäten verschaffen konnte, wußte die günstigsten Chancen nicht zu verwerthen und war der Spielball einer aristokratisch-pfäffischen Kamarilla, welche sich fortwährend mit Verfassungsbruchs- und Staatsstreichs-Plänen trug. Bald war der große Coup angesagt, bald wieder abbestellt. Solche Regierungen müssen untergehen, weniger an ihrem bösen Willen, als an ihrer Schwäche. Ihre Verächtlichkeit steigert die Widerstandsfähigkeit der Gegner unendlich.

Die Charte von 1814 war der Rechtsboden der Opposition, die Festung, hinter deren Wällen der Liberalismus sich vertheidigte. Mit richtigem Takt hatte man alle weitergehenden Forderungen, alle theoretischen Heischnisse vertagt und so den welthistorischen Conflikt zu einer einfachen Rechtsfrage zugespitzt. Das erklärt auch die Taktik des „National" in den ersten Wochen seiner Existenz. Man debattirte offen die Möglichkeiten des Widerstandes gegen den angedrohten Verfassungsbruch. Carrel dachte an eine allgemeine Steuerverweigerung. Dieser Plan hatte den entschiedenen Vorzug, sich noch auf gesetzlichem Boden zu bewegen. Die rechtliche Möglichkeit eines Steuerverweigerungsbeschlusses durch die Deputirtenkammer wurde selbst von den royalistischen Organen nicht bestritten. Wie weit aber ein solcher Beschluß einer gewaltthätigen Regierung gegenüber ausführbar war, ob es bei dem Zustande des öffentlichen Rechtes und der politischen Mannbarkeit in Frankreich zulässig und rathsam gewesen wäre, den gesetzlichen Widerstand unter die sämmtlichen Steuerzahler zu vertheilen, — die Meisten schienen diese Bedenken leicht zu nehmen. Nur Benjamin Constant verrieth durch einige zurückhaltende Aeußerungen, daß er sich derselben bewußt war. Wenn aber auch eine allgemeine Steuerverweigerung schwieriger gewesen wäre, als der offene Widerstand, so empfahl sich dieselbe doch als ein noch gesetzlicher Anfang, besonders für die publizistische Agitation.

Carrel glaubte nicht an die siegreiche Gewalt der Straßen-Emeute. Der Cultus der Barrikade war ohnedies späteren Datums und entsprang, nebst anderen ähnlichen Traditionen, erst aus den glücklichen Zufälligkeiten der großen Juliwoche. Gerade nach den in Spanien gemachten Erfahrungen — die unmittelbare Anwendung geschichtlicher Erlebnisse täuscht so oft — konnte Carrel kaum daran zweifeln, daß die regelmäßigen Truppen weder von Volkshaufen zu sprengen wären, noch vor denselben die Waffen senken würden. Auch in der liberalen Partei hatte man keine Neigung zu revolutionären Abenteuern; die Erinnerungen der 90er Jahre waren noch nicht von radikalen

Historikern und Poeten, wie Lamartine, verklärt worden, und auch die Bilder der späteren Verschwörungen hatten wenig Verlockendes.

Nach der Bildung des Ministeriums Polignac zweifelte Niemand mehr, daß die Verschwörung der Regierung zum baldigen Ausbruch kommen werde. Um so legaler war die liberale Partei, welche sich nun, zumal im „National", ganz und gar auf die Innehaltung der Charte beschränkte, sie durch tägliche Erklärung und Auslegung populär machte, kein Heil außerhalb derselben sah, und alle weiteren Ansprüche zunächst zum Schweigen brachte. Das war gute Politik, aber es war z. B. in Carrel kein bloßes, auf Berechnung zurückzuführendes Stratagem. Er betrachtete wirklich eine solche Verfassungs-Urkunde als einen Friedensschluß zwischen den Elementen der alten Gesellschaft und den Forderungen der Revolution. Er sprach sich im Februar 1830 darüber im „National" aus, daß ein derartiger Ausgleich die Lebensbedingung der modernen Gesellschaft sei. Er erklärte sich gegen die abstrakten Theorien der Volkssouverainetät und des Rousseau'schen Socialcontrakts und unterschied sehr scharf zwischen Volkssouverainetät und Freiheit. „Das Volk", sagte er, „kümmert sich wenig darum, ob es die Quelle der politischen Gewalten sei, wenn es nur sich wirklich vertreten sieht, wenn es über die Steuern abstimmt, die persönliche Freiheit, die Preßfreiheit hat" u. s. w.

Wenige Tage vor dem Erlaß der Ordonnanzen, welcher den Sturz der Dynastie nach sich zog, hatten die royalistischen Verschwörer gelegentlich den Versuch gemacht, die niederste Volksklasse an sich zu ziehen. Was seitdem zu den stehenden Gewohnheiten der conspirirenden Reaktion geworden ist, erschien damals als etwas ganz Neues, zumal es gerade den Antezedentien des französischen Junkerthums durchaus widersprach. Carrel sagte darüber: „Wenn man im Widerspruch steht zu dem öffentlichen Geist eines Landes, wenn man sich weder mit der gesetzlichen Vertretung desselben, noch mit den Organen der öffentlichen Meinung, noch mit dem unabhängigen Richterstande verständigen kann, so muß man in der Nation eine andere Nation suchen, welche weder die Zeitungen liest, noch sich an den Kammerverhandlungen betheiligt, welche weder den Boden besitzt, noch die Industrie leitet, noch über den Reichthum des Landes verfügt. Man muß herabsteigen zu den niedrigsten Schichten der Bevölkerung, wo man keine Gesinnungen mehr findet, kein Verständniß für das Gemeinsame, und wo zu Tausenden die guten, einfachen Wesen wimmeln, die so leicht zu täuschen und aufzustacheln sind, die vom Tag zum Tage, von der Hand in den Mund leben, in fortwährendem Kampf gegen die Noth, ohne die Ruhe des Körpers und des Geistes, welche zum Nachdenken über die öffentlichen Angelegenheiten befähigen. Das ist die Nation, mit der unsere Gegner die Krone umgeben möchten. Und in der That, diesem Volke muß man sich in die Arme werfen, wenn man mit den Gesetzen brechen will. So haben es in Spanien, Portugal, Neapel die Könige gemacht".

In Frankreich aber stand die Sache nicht so schlimm. Die Pariser

von 1830 waren keine Neapolitaner. Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieser Worte kämpften viele der von ihm geschilderten Wesen auf den Barrikaden. Carrel leugnete nicht, daß er davon überrascht war. Die Redakteure des „National" hatten natürlich den großen Protest mit unterzeichnet und standen an der Spitze der Bewegung. Carrel führte eine, ihm vom Minister des Innern Guizot anvertraute, politische Mission (in den westlichen Departements) befriedigend aus, kehrte dann aber zu seinem Blatte zurück.

Er begann damit (30. August 1830) die bisherige Haltung des Blattes, welches sich in seiner Abwesenheit der neuen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, gut zu heißen und versprach, den unvermeidlichen Verwickelungen der Situation Rechnung zu tragen und nicht die Schwierigkeiten der neuen Regierung durch unbillige Vorwürfe zu vermehren. Eine populäre Monarchie sei immer das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen gewesen. Aber seine völlige Unabhängigkeit wahrte er ausdrücklich in denselben Artikeln.

Wohl fühlte man aus seinen friedlichen Worten heraus, daß er nicht zu jenen leicht Befriedigten gehörte, welche sich um die Zukunft keine Sorge machen. Aber als Politiker durchschaute er die Schwierigkeiten und Hemmnisse der Lage, und als bisheriger Parteigenosse der nun am Ruder befindlichen Staatsmänner mußte er ihnen eine redliche Probe gönnen, so was die Engländer a fair trial nennen. Er war übrigens ganz der Meinung des ehrwürdigen General Lafayette, der den Herzog von Orleans den Parisern als „die beste der Republiken" vorgestellt hatte. Jedenfalls eine Republik ohne Jakobinerklub, ohne Septembrisirungen und Guillotine, das war schon der Mühe werth! Die republikanische Partei, welche damals bereits in geheimen Verbindungen bestand und auch vereinzelte Organe hatte, war schwach, wenig geachtet und, wie immer, in sich uneinig. Dennoch lag zur Noth der Gedanke der Republik näher, als der des allgemeinen Stimmrechts, für welches erst Louis Philippe und Guizot indirect Propaganda machten. Das sogenannte „Pays légal" wurde nach dem Wahlgesetz der Verfassung von 1814 von ungefähr 80,000 Wählern gebildet. Nachdem später unter Louis Philippe der Census herabgesetzt worden, erhob sich die Zahl auf etwa 200,000. Während aber unter den Bourbons die Verbindung des Königthums mit dem Adel und der Geistlichkeit die Vertreter des Bürgerthums gegensätzlich zum Liberalismus drängte, trat unter den Orleans die obere Bourgeoisie, vom König begünstigt und ermuntert, unbedingt und ungestört als einseitige und eigensüchtige Klassenherrschaft auf.

Wir haben uns daran gewöhnt, die Regierungszeit Louis Philippes als die glücklichste Epoche Frankreichs zu preisen und danach die entschiedene Opposition jener Zeit als ungerecht und kurzsichtig zu verurtheilen. Ohne hier des Näheren auf eine geschichtliche Analyse eingehen zu wollen, müssen wir doch sagen: der tiefe Verfall, der nach Louis Philippes Vertreibung eintrat, spricht ebenso wenig für den moralischen Gehalt und Werth seiner

Regierung, als die Hilflosigkeit und der Mangel an Anhängern, welchem dieselbe im letzten Moment zum Opfer fiel.

Versetzen wir uns aber in die Zeit von 1830, vergegenwärtigen wir uns die idealen Stimmungen, die gehobenen Hoffnungen, die Fülle von Talenten und Persönlichkeiten, so müssen wir uns sagen: der Geist der Kleinlichkeit und Halbheit, das Abwägen nach untergeordneten Gesichtspunkten, das Feilschen um ein bischen Freiheit hin oder Macht her, die Sucht des Königs, „persönlich" zu regieren, — kurz, Alles das, was Louis Philippes Regierungsweise charakterisirt, entsprach dem damaligen Genius Frankreichs nicht und mußte seinen besten Söhnen arge Enttäuschungen bereiten. Es war der Generation Armand Carrels gestattet, höhere Ansprüche zu stellen, als die Radikalen dreißig Jahre später stellen durften.

Einer der ersten Fehler der Regierung war es, daß sie die alte Deputirtenkammer nicht auflöste. Neuwahlen würden das Land beschäftigt und den Parteien die Gelegenheit gesetzlicher Meinungs-Aeußerungen gewährt haben; man hätte dadurch dem Volke Vertrauen bewiesen und die Revolution rascher legalisirt.

Carrel tadelt mit Geist und Wärme das Verfahren der Regierung, deren Triebfedern er sehr wohl erkennt. Es ist überall die Angst vor der Volksbewegung, welche zu solchen Halbheiten verleitet. Aber Carrel bricht deshalb noch nicht mit der Regierung, da er sich damit trösten kann, daß die allgemeinen Neuwahlen unvermeidlich sein werden. War der Fehler deshalb um so größer, so war er doch auch minder schädlich. Schwerer in's Gewicht fiel die Frage wegen der Umgestaltung der ersten Kammer. So wie sie war, konnte sie nicht bleiben; in dieser Form war ihre Rolle ausgespielt. Das Privilegium des erblichen Gesetzgebers stand in einem unlöslichen Widerspruch zu dem öffentlichen Geist der Franzosen, denen die Gleichheit weit über die Freiheit geht. Das Einkammersystem hätte damals noch keine Majorität im Lande gefunden; man wollte wohl einen konservativ vermittelnden Factor, aber einen in sich unabhängigen und doch keinen aristokratisch privilegirten. Während die Konservativen aus mißverständlicher Anglomanie für eine Erbkammer agitirten, erklärte sich die liberale Partei für eine Wahlkammer, natürlich unter Voraussetzung eines noch verklausulirteren Wahlmodus, als für die zweite Kammer. Der Gedanke der Erblichkeit stieß auf solchen Widerwillen, daß die Regierung ihn aufgab und sich schließlich für die königliche Ernennung lebenslänglicher Pairs entschied, d. h. für eine Pairie, welche keine war, welche keine Autorität und keine Unabhängigkeit besaß. Eine Art Staatsrath ohne dessen Specialkenntnisse und mit dem Stimmrecht eines constitutionellen Organs ausgestattet, ein solches Institut war bequem, aber machtlos, bequem zunächst für das Königthum, aber weniger nützlich, als bequem. Mit einer wunderbaren Energie und glänzenden Dialektik hatte Carrel die Erblichkeit bekämpft, ohne zu ahnen, von welch' andrer Seite die größere Gefahr bevorstünde. Er wies nach, warum in

England eine erbliche Pairie lebensfähig und wohlthätig sei, daß ihr aber in Frankreich die Lebensbedingungen fehlen. Er wies das nach aus der Geschichte des englischen und des französischen Adels, wie ersterer sich niemals von den Geschicken der Nation losgesagt habe, wie aber der französische Adel Jahrhunderte lang vom Königthum selbst gedemüthigt und entehrt worden sei, so daß dieses sich nicht mehr auf ein Ding stützen könne, welches nur noch ein Schatten, ein caput mortuum sei. Wenn die constitutionelle Regierung in Frankreich sich halten wolle, so dürfe sie der Demokratie ihren Antheil nicht verkürzen. Diese inhaltreiche Diskussion, zumeist mit dem Journal des Débats geführt, zog sich fast bis gegen das Ende des Jahres 1831 hin. Dazwischen aber lag eine Reihe anderer, ebenso und noch mehr aufregender Debatten. Vor Allem der Proceß des Ministeriums Polignac, beschlossen im September 1830, geführt vor der Pairskammer als Gerichtshof. Die liberale Partei hatte natürlich die Anklage fordern und auf eine correkte Durchführung derselben bestehen müssen.

Eine starke Gährung bemächtigte sich der Gemüther in Paris; man befürchtete, die Regierung wolle die Angeklagten retten, die Justiz umgehen. In der Kammer wurden Anträge gestellt auf Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen. Die Radikalen drohten im Namen des Volkes mit summarischer Volksjustiz. Zwischen diesen Extremen vertritt Armand Carrel die höhere politische Einsicht: er will, daß Gerechtigkeit geübt werde ohne Ansehen der Person. Er ist nicht blutdürstig, er hegt kein Rachegefühl, aber er protestirt mit aller Energie dagegen, daß das Gesetz verändert werde im Hinblick auf einen einzelnen, bestimmten, schon abgeschlossen vorliegenden Fall. Ob das Gesetz mild oder streng sei, in diesem Augenblick darf es nicht in Frage gestellt werden. Wie aber von der einen Seite das Gesetz in diesem Sinne respektirt werden muß, so darf auch nicht von der andern mit gewaltthätiger Verletzung des Gesetzes gedroht werden.

Carrel hat niemals mit den Männern der frivolen Aufstände schön gethan. Dadurch unterschied er sich von fast allen seinen Parteigenossen, daß er die Ordnung gleich der Freiheit liebte und überall auf die unbedingte Anwendung des Gesetzes drang. Nichts ist seltener in Frankreich, wo jeder Parteimann an's Ruder zu kommen strebt, um die erlittene Gewalt zu vergelten. Dieser Richtung stellte er seine „Theorie des gemeinen Rechtes" gegenüber, welche auch für den unterliegenden Gegner noch volle Gerechtigkeit verlangt. Er hat es in den späteren Jahren oft mit tiefer Trauer beklagt, wie wenig Anklang er für diese Anschauung fand. Zu der Zeit, von der wir eben reden, war das Ministerium Laffitte am Ruder, dessen Schwäche nach beiden Seiten, besonders aber den Straßen-Krawallen gegenüber, er offen anschuldigte.

In jeder Hinsicht war Carrel einer der konsequentesten und besonnensten Vorkämpfer des entschieden liberalen Programms; er ließ sich weder von den Ausschreitungen des Radikalismus nach Rechts treiben, noch von den Fort-

schritten der Reaktion zu unhaltbaren Forderungen verleiten. Dieses Maßhalten in der Hitze des Gefechts, das er niemals ganz verlor, ist eine der vornehmsten journalistischen Eigenschaften. Den Aufgeregten jener Zeit rief er (am 22. Dezember 1830) zu: „Frankreichs Interesse verlangt die Bestätigung des Königthums von 1830, weil man nichts an dessen Stelle setzen könnte, weil dieses allein dem Lande die große politische Einheit und die schöne Territorial-Einheit gewährleisten kann. Die absolute Demokratie würde uns trennen und gegen einander bewaffnen, eine napoleonische Restauration wäre, wie alle Restaurationen, der schlimmsten Revolution gleich. (Er unterschied, wie wir sehen werden, scharf zwischen Einheit und Centralisation, was damals noch nicht Vielen geläufig war.)

Nachdem Carrel in der Frage der angeklagten Minister den Rechtspunkt rücksichtslos gewahrt, verschmähte er es, den niedergeworfenen Feind zu verfolgen. Während der gerichtlichen Verhandlungen war seine Beurtheilung der Angeklagten schonend und rücksichtsvoll; der stolzen Haltung des Grafen Peyronnet zollte er sogar eine gewisse Sympathie. Alles Ritterliche zog ihn an. Er selbst war auf Tod und Leben angeklagt gewesen, und zwar von der Partei, welche jetzt auf der Armesünderbank saß. Manchen Anderen hätte das bitter und unversöhnlich gestimmt; bei ihm fand das Gegentheil statt. Ueberhaupt war er nachsichtig gegen Andere, wie er streng gegen sich war. Dies geht ja bei noblen Naturen Hand in Hand. So wurde ihm, der den Fehler hatte, stets bei dem geringsten Anlaß zur Ausfechtung von Ehrenhändeln bereit zu sein, nachgerühmt, daß er der eifrigste und gewandteste Vermittler fremder Ehrensachen war.

Daß der große Proceß ruhig zu Ende geführt werden konnte, daß das Pariser Volk diesmal nicht durch Gewaltthat oder Blutvergießen die Ehre der Nation minderte, war zum großen Theil dem Wirken des „National", am meisten freilich den Anstrengungen des General Lafayette zu verdanken, der damals den ehrenvollen und in revolutionären Zeiten auch nicht unwichtigen Posten eines Chefs aller Nationalgarden des Landes bekleidete. Kaum war die Majorität beruhigt, so strich die Kammer diesen Posten. Da brach Carrel in die Worte aus: „Heute hat die Kammer Lafayettes Absetzung beschlossen. Lafayette stand freilich über jede Belohnung erhaben, aber man glaubte ihn auch unerreichbar für die Unwürdigkeiten dieses Rumpfparlaments! Wohlan, Ihr, die Ihr die ältere Bourbon-Linie verrathen, nachdem Ihr sie in die verderbliche Richtung gestürzt und dann feige verlassen habt, Ihr, die seit fünf Monaten im Staube kriecht vor dem, was Ihr früher gelästert, müht Euch nur, die Legitimität wieder aufzurichten! Aber wir werden Euch entlarven, Eure Freuden trüben, die Ruhe Eurer Nächte stören, und Euer Reich wird nicht von langer Dauer sein!"

Das Alles war noch nicht der offene Bruch mit der Regierung selbst. Es waren vereinzelte Vorzeichen des nahenden Sturmes. Die sittliche Entrüstung unterbrach eben jeweilig die Ausführung der friedlichsten Vorsätze,

aber der eigentliche Bruch mit dem System der Regierung vollzog sich erst später und mehr programmartig. Immer mehr stellte sich heraus, daß der Thiers'sche Satz: „Le roi règne et ne gouverne pas," unter dem neuen Monarchen nicht durchführbar war. Carrel hatte es mit seiner „Royauté consentie" sehr ernst gemeint, aber er begriff das unverantwortliche Königthum nur in Verbindung mit der streng durchgeführten Minister-Verantwortlichkeit. Nur in der englischen Weise hielt er die Freiheit für vereinbar mit der Monarchie, und die Geschichte hat ihm hierin noch nicht widersprochen.

Louis-Philippe aber setzte seine ganze Kraft dafür ein, sein persönliches Regiment zu begründen und zu befestigen. Er wollte nicht blos als constitutionelles Symbol gelten oder als der roi-fainéant hinter einem Major-domus herziehen. Er ermüdete alle seine Minister und blieb selbst einem Casimir Périer gegenüber nicht ganz erfolglos. Ein anderer leitender Gedanke des Königs war, einen Kern des Widerstandes zu bilden gegen die gefürchteten Fortschritte der Demokratie. Darin standen ihm Guizot und die Doctrinäre mit ihren Ueberzeugungen hülfreich zur Seite. Diese Männer, welche so lange für die constitutionelle Freiheit gekämpft, vergaßen nun ganz und gar, daß eigentlich noch kaum ein Fortschritt gemacht worden war. Carrel verlangte freisinnige Institutionen und Ordnung. Mit welcher Energie hätte man nicht den Feinden des inneren Friedens entgegentreten können, wenn man der Nation mit offener Hand die berechtigten Bedingungen des Liberalismus gewährt hätte. Statt dessen wurde nach beiden Seiten die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Die Guizot, Broglie u. A. verweigerten das Zugeständniß auch solcher Forderungen, die sie selbst für völlig berechtigt anerkennen mußten, aus dem, von Guizot nicht verhehlten Grunde, daß Nachgiebigkeit an sich ein Fehler sei. Dabei sahen sie nicht über die Meinungsäußerungen des sogenannten Pays légal hinaus. Wenn sie auf irgend eine Weise eine knappe Majorität in der Deputirtenkammer ergattert hatten, so hielten sie sich für völlig gedeckt und glaubten die öffentliche Meinung und den nationalen Willen nicht berücksichtigen zu müssen.

Selbstverständlich war des Königs und seiner ersten Ministerien Bestreben darauf gerichtet, bei den europäischen Großmächten nicht blos die formale Anerkennung zu finden. Aber sie wollten auch den revolutionären Ursprung des neuen Königthums möglichst in Vergessenheit bringen. Das war ein wunderlicher Irrthum; es erinnerte an den Mann, der bei Donau-Eschingen die Quelle zuhielt, damit den Wienern der Strom ausbleibe. Was die Juliwoche bedeutete, war an ihren Folgen in Belgien, Polen, Italien Deutschland, der Schweiz, der pyrenäischen Halbinsel und selbst in England zu erkennen; die vulkanische Bewegung nahm ihren unterirdischen Weg nach allen europäischen Ländern. Casimir Périer aber meinte, um den auswärtigen Krieg zu vermeiden, müsse er im Innern eine gesicherte Ordnung herstellen. Carrel hielt den Krieg für unvermeidlich und verstand unter Ordnung etwas Anderes, als der Minister. So sagte er am 16. März 1831, nachdem er das

neue Ministerium als „das Ministerium des Friedens um jeden Preis" bezeichnet hatte:

„Wehe dem, der die Sehnen seines Rosses durchschneidet, damit es nicht mit ihm durchgehe! Der kühne Reiter weiß, daß er der Beine des feurigen Thieres bedarf; aber er gebraucht den Zügel neben dem Sporn. Dieses Gleichniß eines großen, englischen Staatsmannes erklärt die Rolle der Regierung bei einer starken Nation, welche große Fähigkeiten und große Leidenschaften hat, denn ohne große Leidenschaften giebt es auch keine großen Fähigkeiten. Ein Volk ohne Leidenschaft verfällt der Unfreiheit. Das große Argument der Friedensfreunde besteht darin, daß wir nicht Krieg führen können, ohne der Anarchie, der Republik zu verfallen. Und diese Menschen rühmen sich ihrer Klugheit! Ihr habt äußere Feinde, Ihr seid von Fürsten umgeben, die auf Euch, wie auf eine Jagdbeute lauern, und Ihr sagt ihnen, daß Ihr, von ihnen angegriffen, nicht wissen würdet, wie Ihr Euch gegen sie und die Anarchie im Innern vertheidigen sollt!" —

Hier ist der Punkt, wo Armand Carrel, gleich Béranger und so vielen anderen sonst freisinnigen Menschen, von einer mächtigen populären Strömung fortgerissen wurde. Voll Sinn und Verständniß für militairisches Verdienst und für kriegerischen Ruhm, war er bis zu einem gewissen Grade selbst vom Napoleonskultus noch nicht frei. Vor allen Dingen aber betrachtete er die Friedensverträge von 1815 als eine dauernde Demüthigung und Schmach für Frankreich. Er hielt den Krieg für unvermeidlich, weil er ihn wünschte. Er glaubte an Frankreichs strikte Verpflichtung, den Polen zu helfen, und sprach das in feurigen Philippiken aus. Ueberdies war damals die ganze Opposition zu weit gehend, wenn sie der Regierung feige Friedensliebe vorwarf. In Belgien vor Antwerpen, in Italien vor Ancona, auf der pyrenäischen Halbinsel wurde Frankreichs Ehre gewahrt. Das aufgestellte Princip der Nicht-Intervention wurde immer nur bedingungsweise befolgt.

Wenn die auswärtige Politik das Gebiet war, auf welchem Carrel sich mit den nationalen Stimmungen und Vorurtheilen am meisten im Einklang befand, so war es selbstverständlich auch das, wo er die unbedingteste Anhängerschaft fand. Das ist ja eben das Unglück in der Tagespresse, daß die untergeordnetsten Leistungen, weil allgemein verstanden, am meisten Anerkennung und Beifall bringen. Er liebte nicht, wie er selbst einmal zu Stuart-Mill sagte, heerdenweise zu marschiren; seine große Popularität kam ihm ungesucht, und er trug sie mit einer gewissen Scheu, obzwar ohne falsche Bescheidenheit. Was ihn reizte, war, auf einem gefährlichen Posten alle Gefahren auf sich zu nehmen, in dem Reiche des politischen Gedankens Pionierdienste zu thun und dafür mit seiner Person einzustehen. Man sagte zuweilen, er sei mehr ein Mann der That, als ein Schriftsteller; allein das sind ja gerade die rechten Leitartikel, welche für Thaten gelten können, und wer hat jemals schönere und wirksamere geschrieben, als er!

In Bezug auf die sociale Frage, welche damals in Mode kam, widerstand er

stets den Lockungen, welche dieselbe auf ideal angelegte Gemüther auszuüben vermochte. Zwar waren ihm aus seinen ersten schriftstellerischen Versuchen (1825) ein oder zwei Artikel in dem Organ der Saint-Simonisten („Le producteur") nachzuweisen; aber die Saint-Simonisten hatten damals erst mit einigen allgemeinen Grundsätzen debütirt; sie waren noch weit entfernt, sich als Sekte abzuschließen. Und überdieß galt seine Vertheidigung, sogar mit ausgesprochenen Vorbehalten in Bezug auf die Theorie seiner Freunde, lediglich der allgemeinen Arbeiterfreundlichkeit und war gegen die in der That frivolen Angriffe des unter dem Schriftstellernamen Frédéric de Stendhal bekannten Henry Beyle gerichtet.

Später hat er in entscheidenden Momenten den Beweis geliefert, daß ihm der grundsätzliche Zwiespalt zwischen Demokratie und Socialismus ebenso wenig entging, wie der zwischen Liberalismus und Centralisation.

Keine Revolution verläuft ganz ohne reactionäre Arbeiter-Bewegungen. So erhoben sich im September 1830 Pariser Setzer und Drucker gegen die neuen Druckmaschinen. Einige Zeitungen waren zu erscheinen verhindert, ein großes Blatt (der „Constitutionel") unterwarf sich den Forderungen der Arbeiter und entsagte der Maschinenkraft. Carrel apostrophirte die Arbeiter in wohlwollender und belehrender Weise. Unter Anderm sagte er ihnen: „Es ist nicht das erste Mal, daß die Arbeiter sich für den Arbeitsmangel, unter dem sie leiden, an die Maschinen halten. Zu allen Zeiten war es schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß sie durch Zerstörung einer einzigen Maschine die Schließung von zwanzig Werkstätten verursachen, indem sie unter den Arbeitgebern Schrecken und Entmuthigung verbreiten. Für 15—20 Arbeitstage, die sie auf der einen Seite erringen, verlieren sie 200 auf der andern. — — Wir ersuchen die Pariser Drucker, ihr Benehmen wohl zu überlegen. Sie sagen zu den Druckereibesitzern: Ihr seid reich, uns fehlt das Brod. Glauben Sie, daß man ohne Kapital eine Druckerei erhalten und die Arbeiter bezahlen kann?"

So am 3. September 1830. Und am folgenden Tage:

„Wenn sich die Drucker nicht mit falschen Raisonnements verblendeten, würden sie nicht ihren thörichten Kampf gegen die Ordnung und gegen ihre eigenen wahren Interessen fortsetzen. Sie meinen sich nur ihres Rechtes zu bedienen, wenn sie den mit Mechanik arbeitenden Zeitungen ihre Dienste verweigern, und wenn sie die Zerstörung der Maschinen verlangen, glauben sie nur eine gerechtere Vertheilung an dem Ertrag zu beanspruchen. Aber sie beschränken sich nicht darauf, ihre eigene Arbeit zu weigern, sie zwingen auch ihre Kameraden, das Gleiche zu thun, und dadurch treten sie als Ruhestörer auf. Was würden sie sagen, wenn eines Tages alle Lastträger von Paris sich zusammenrotteten, um eine königliche Verordnung zur Beseitigung der Lastwagen zu fordern, weil ein Lastwagen fünfzig Träger ersetzt. Ein Lastwagen ist ja auch eine Maschine; es giebt Länder, in denen noch Alles auf menschlichen Rücken getragen wird. In solchen Ländern aber beträgt der Arbeitslohn nicht sechs bis acht Francs täglich". —

Die Bewegung gegen die Maschinen blieb damals nicht auf das Druckergewerbe beschränkt. Carrel wurde nicht müde, den Leuten in eindringlicher Weise Vernunft zu predigen. Aber er suchte auch zu verhindern, daß die Besitzenden, die Arbeitgeber die Sache zu ernst, zu schreckhaft nähmen, und erklärte sie aus dem Zusammenhang mit anderen revolutionären Erscheinungen. Wiederum nahm er über diesen Gegensätzen einen höheren politischen Standpunkt ein; er wußte, daß das arbeitende Volk ein besseres Wahlgesetz und ein gerechteres Steuersystem zu beanspruchen hatte. So ironisirte er (am 26. October 1830) die Kammer, deren Auflösung er verlangte: „Ihr habt Euch gesagt: Paris ist von den Truppen des Absolutismus gesäubert, das Gottesgnadenthum ist todt; es hat wohl einigen tausend braven Männern das Leben gekostet; immerhin, das Luxembourg, das Palais Bourbon [1]), der Justizpallast stehen noch, wir Alle, Pairs, Abgeordnete, Richter können ruhig unsere Plätze wieder einnehmen. Dafür hat sich das Volk geschlagen, und Ihr, gute Leute mit zerrissenen Kleidern, das Gesicht von Pulver geschwärzt, geht an die Arbeit; die Revolution ist aus, Ihr seid das souveraine Volk. Wir werden Euch die Tranksteuer erlassen, aber unter der Bedingung, daß Ihr uns an Euren anderen Bedürfnissen, Leinwand, Leder, Tuch u. s. w., das Doppelte oder Dreifache erstattet. Ihr werdet ein wenig mehr trinken und Euch schlechter kleiden. Wenn nur die Milliarde dabei Nichts verliert! So haben die ersten Rathgeber des gewählten Königthums die Revolution verstanden: nach diesem System mußte man Karls X. Kammer behalten!" —

Die Zeit, in welcher Carrel zur anti-dynastischen Opposition überging, ist durch eine Handlung bezeichnet, in welcher sich der ganze Mensch resümirt. Es war unter Périers Ministerium, die Regierung suchte in zahlreichen Preßprocessen die Mittel zur Herstellung der öffentlichen Ordnung. Da die Preßprocesse vor die Geschworenen kamen, so waren die Freisprechungen häufiger, als der Regierung lieb war; sie suchte dagegen eine Art Ausgleichung, indem sie gegen die bezichtigten Schriftsteller die Untersuchungshaft anwendete. Da schrieb und unterzeichnete Carrel am 24. Januar 1832 einen Artikel, in welchem er die Ungesetzlichkeit dieses Verfahrens nachwies und erklärte, daß er vorkommenden Falles sich der Gewalt thatsächlich widersetzen werde. „Das Ministerium", sagte er, „hält eine gesetzwidrige Maßregel für ungefährlich, wenn sie nur eine kleine Anzahl von Bürgern trifft. Es irrt sich und könnte wohl die demüthigende Erfahrung machen, daß ein einzelner Mensch, von seinem Recht überzeugt und entschlossen, dasselbe mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten, nicht leicht zu besiegen ist. Warum sollte sich nicht unter den Schriftstellern, die das Juste-milieu mit seinem Hasse verfolgt, Einer finden, der, von seinem Rechte durchdrungen, der Gewalt Gewalt entgegensetzte und sich den Chancen eines ungleichen Kampfes preisgäbe?! — Unter den Vertretern der Tagespresse sind Männer, die sich nicht ungestraft provociren lassen, und die sich nicht lebendig nach Sainte-

[1]) Die beiden Paläste, in denen sich die Kammern versammelten.

Pélagie schleppen ließen, wenn sie geschworen hätten, in ihrer Person der Majestät des Gesetzes Achtung zu verschaffen. Es ist leicht, mit fünfzig Mann einen Einzelnen, der Widerstand leistet, umbringen zu lassen. Aber glaubt man, daß so etwas zweimal geschehen kann ohne die gegenwärtige Staatsordnung zu erschüttern?! Glaubt man, wenn ein guter Bürger, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er als Schriftsteller nicht die Ansichten des Ministeriums theilt, bei Tag oder bei Nacht in seinem Hause, während er sich einer ungesetzlichen Verhaftung erwehrt, ermordet würde, glaubt man, daß die Urheber der Verhaftung und des Mordes nicht die Folgen der Missethat zu tragen hätten?!" —

Der Schuß dieser Kriegserklärung lautete: „Dieses Ministerium soll wissen, daß ein einziger entschlossener Mann, auf das Gesetz gestützt, sein Leben zu gleichen Chancen nicht blos gegen sieben oder acht Minister einsetzen kann, sondern auch gegen alle großen oder kleinen Interessen, welche unkluger-weise sich mit dem Geschicke eines solchen Ministeriums verflochten haben. Das Leben eines Menschen, der in der Unordnung einer Emeute an einer Straßenecke fällt, wiegt nicht schwer, aber schwer wiegt das Leben eines Ehrenmannes, der, im Namen des Gesetzes widerstehend, von den Häschern des Herrn Périer gemeuchelt wird, sein Blut würde nach Rache schreien! Wenn das Ministerium es auf diesen Einsatz wagen will, so wird es vielleicht die Partie verlieren. Auf einen Haftbefehl unter dem Vorwand des Ergreifens auf frischer That kann gegen die Schriftsteller der periodischen Presse nicht ohne Rechtsbruch erkannt werden, und jeder Journalist, der von seiner Würde durchdrungen ist, wird der Ungesetzlichkeit das Gesetz entgegenhalten und der Gewalt mit Gewalt begegnen. Möge daraus werden, was will!" —

Von diesem Tage an hörte man nichts mehr von Präventiv-Verhaftungen in Preßprocessen. Jedermann war überzeugt, daß Carrel Wort gehalten hätte; er hatte schon unter der Restauration, mit einer ungesetzlichen Verhaftung bedroht, die Energie des thatsächlichen Widerstandes bewiesen, mit Erfolg und ohne Blutvergießen. Natürlich mußte er den Artikel vor Gericht vertreten; er wurde freigesprochen, ohne von der vorgezeichneten Linie um ein Haar breit zurückgewichen zu sein. Er verwahrte sich hier vor Allem dagegen, als ob seine Handlungsweise einen Tadel gegen seine Collegen in sich schlösse: „Weit entfernt davon, daß ich meinen Genossen das Beispiel des Widerstandes geben wollte, glaube ich vielmehr das Gefühl und den Entschluß Aller ausgesprochen zu haben. Ich war der Erste, der diesen guten und patriotischen Gedanken faßte, aber ich theile das Verdienst mit allen Denen, welche Tags darauf sich durch ihre Zustimmungs-Erklärungen bereit zeigten, die Gefahr zu theilen. Was die Schriftsteller betrifft, deren Verhaftung diesen einstimmigen Protest nöthig machte, so erinnere ich daran, daß man sich eines der Gerechtigkeitspflege unwürdigen Hinterhalts bediente, um sich ihrer Personen zu bemächtigen. Wäre also der „National" nicht dazwischen gefahren, so

hätte man künftig, ehe man sich in das Kabinet eines Untersuchungsrichters begab, einen Geleitschein und Caution oder Geiseln verlangen müssen, wie gegen die Territorialherren des Mittelalters". —

In der nächsten Zeit regnete es Preßprocesse auf den „National". Wenn der Artikel nicht, wie der eben besprochene, speciell unterzeichnet war, so war der Gerant des Blattes der Angeklagte, obgleich alle Welt wußte, wer der Verfasser war. Da Carrel die Vertheidigung zu führen pflegte, so war die juristische Fiktion mehr als durchsichtig. Er war, wie schon erwähnt, der glänzendste Vertheidiger, und unter seiner Leitung wurden in den ersten Jahren alle Processe gewonnen. Später allerdings wuchs die Reaktion und in demselben Maaße wurde Carrels Sprache heftiger. Er reclamirte stets das Recht der freiesten Meinungsäußerung und bewies den Richtern, daß er wohl verstand, für die kühnsten Gedanken eine gesetzlich unanfechtbare Form zu finden. Aber niemals bemäntelte oder verhüllte er seine Meinung, niemals auch verließ ihn die edle Form, der keusche Ausdruck des Gedankens. Hier sei aus diesem kurzen und episodenreichen Leben noch eines anderen, höchst dramatischen Momentes Erwähnung gethan, welcher beweist, wie viel der Liebling der Götter und des Volkes wagen durfte. Der „National" stand (am 17. Dezember 1834) vor der Pairskammer, angeklagt der Beleidigung dieser hohen Körperschaft, welche in solchen Fällen verfassungsgemäß in eigener Sache richten durfte. Carrel führte die Vertheidigung und nannte gelegentlich den Marschall Ney. Es ist bekannt, daß dieser, trotz seiner Charakterschwäche so populäre Heerführer 1815, ungeachtet der zu seinen Gunsten vollzogenen Kapitulation, durch Erkenntniß des Pairshofes zum Tode verurtheilt und erschossen worden ist. Als ihn Carrel genannt, fügte er hinzu: „Ich stocke aus Achtung für eine rühmliche und traurige Erinnerung. Ich bin nicht berufen, zu entscheiden, ob es leichter war, das Todesurtheil zu fällen, oder die ungerechte Procedur zu vernichten. Die Geschichte hat gesprochen. Heute bedarf der Richter der Rehabilitation, nicht das Opfer". Der Präsident verwies ihn zur Ordnung und bedrohte ihn mit einem neuen Proceß. Darauf Carrel: „Wenn unter den Mitgliedern, welche für den Tod des Marschall Ney gestimmt haben, und noch in diesem Saale sitzen, Einer ist, der sich von meinen Worten verletzt fühlt, so möge er gegen mich seinen Antrag stellen. Ich werde stolz darauf sein, zuerst von der Generation von 1830 im Namen des entrüsteten Volkes hier gegen diesen abscheulichen Meuchelmord zu protestiren!"

Der Eindruck dieser Worte war ein so gewaltiger, daß einer der Pairs, General Exelmans in einer extatischen Stimmung aufsprang und schrie: „Er hat Recht, ich stimme ihm bei. Ja, die Verurtheilung des Marschall Ney war ein Justizmord. Ich sage es, ich!" — Niemand wagte noch, gegen Carrel einen Klage-Antrag zu formuliren, und er plaidirte ruhig seinen Preßproceß zu Ende.

In der Energie der Sprache, in der Unwiderstehlichkeit seiner Im-

provisationen, in seiner Gewalt über die Menschen, hatte Carrel eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Mirabeau, aber Carrel war ein reiner Charakter. Wenn er, ebenfalls gleich Mirabeau, in seinen letzten Lebensjahren keiner Partei ganz angehörte, sondern, trotz seiner zahlreichen Anhängerschaft, sich vereinsamt fühlte und enttäuscht fand, so spielten da nicht, wie bei Mirabeau, persönliche Triebfedern mit, vielmehr eine übergroße Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe.

Wir haben vorhin schon angedeutet, was ihn zur republikanischen Partei führte. Wir haben schon daran erinnert, daß damals der Gedanke der Republik weniger entfernt war, als der des allgemeinen Stimmrechts. Nur ein legitimistisches und katholisches Blatt, die „Gazette de France“ unter M. de Genoude, vertrat sowohl das allgemeine Stimmrecht, als auch die Selbstverwaltung der Communen, weil nämlich seine Partei sich auf die Bauern stützte. In Bezug auf Decentralisation und self-government wurde denn auch Carrel von den Gegnern diese scheinbare Coalition vorgerückt, um ihn ad absurdum zu führen. Das Hauptorgan der republikanischen Partei war damals, die „Tribüne“, unter Armand Marrast, demselben, der 1848 Präsident der Nationalversammlung und Maire von Paris ward. Dieses Blatt begrüßte den neuen Bundesgenossen mit schlecht verhehltem Mißtrauen: es ahnte die inneren Divergenzen und fürchtete Carrels persönliches Uebergewicht. Bei genauer Prüfung ist man erstaunt, daß Carrel nicht selbst die Hemmnisse der Verständigung und des Zusammengehens nach dieser Seite früher und deutlicher durchschaute. Er haßte, wie schon erwähnt, das Geheimbündlerwesen und die Spekulation auf den Straßenkrawall, er war ein Gegner des Socialismus und der Centralisation. Mit allen diesen Anschauungen stieß er bei den neuen Gefährten empfindlich an. Die republikanische Partei unter Godefroy Cavaignacs Leitung beruhte auf den geheimen Verbindungen; da waren die „Volksfreunde“, welche an die Rousseau'sche Theorie der auf einem stillschweigenden Socialcontract fußenden Volkssouverainetät und an die Erinnerungen des Konvents anknüpften; neben denselben die „Gesellschaft der Menschenrechte“, nämlich der von Robespierre proklamirten, in welchen unter Anderem das Privateigenthum eine sehr bedingte Stellung einnimmt. Diese Gesellschaften standen in vielfachen Berührungen mit den Saint-Simonisten, den Babouvisten (nach Baboeuf) und der noch neuen Secte der Fourieristen. Mit diesen Elementen wurden vornehmlich die arbeitenden Klassen herangezogen.

Carrel verhielt sich mehr als kühl zu den Versuchen einer „socialen Reform“, welche die Fundamente aufwühlten. Er wußte wohl, daß die Form des Privateigenthums ihre geschichtliche Entwickelung hat, aber er hielt die Zeit nicht für geeignet, sich mit solchen Problemen zu beschäftigen; andere, dringendere Aufgaben lagen ihr ob.

Wie weit war die Kluft zwischen jenen mannigfach gearteten und gesinnten Sectirern, welche alle in Zukunftsträumen schwelgten und, wenn sie nur erst

die Gewalt erobert hätten, nach ihren utopischen Vorstellungen die Welt und die Menschheit umzugestalten gedachten, und unserem Helden, der schon frühe mit den Gesetzen geschichtlicher Entwickelung vertraut war, der auch in den stürmischen Kämpfen des öffentlichen Rechts stets den Rechtspunkt, selbst mit juristischer Pedanterie, wahrte, und der nur deshalb von dem neuen Königthum sich abgewendet hatte, weil dasselbe in seinen Augen dem mit ihm eingegangenen Pakt, den ihm auferlegten Bedingungen untreu geworden war. Er verzweifelte daran, das englische System der constitutionellen Freiheit in Frankreich durchzuführen und er wandte sich dafür demjenigen zu, welches er das amerikanische nannte. Er hielt sich dabei allerdings vorzugsweise an die allgemeinen Begriffe und weniger an den föderativen Charakter der nordamerikanischen Staatsbildung. Was er besonders hervorhob, war zuerst die persönliche Verantwortlichkeit aller Beamten, dann aber der allen Bürgern gleichmäßig zugemessene Rechtsschutz und die loyale Behandlung der Minoritäten. Zu jener Zeit (1835) erschien das epochemachende Werk von Tocqueville über die Demokratie in Nordamerika; es lieferte uns den Beweis, daß auch ruhigere und gelehrtere Forscher, als Carrel, denselben Irrthümern über die Vereinigten Staaten zugänglich waren. Mit den aus Amerika entlehnten Argumenten kämpfte er gegen den französischen Kultus der administrativen Centralisation. Aus dem republikanischen Lager der „Tribüne" wurde ihm deshalb einmal (Mai 1833) mit naiver Offenherzigkeit entgegengehalten, er bekämpfe sie, weil er an dem entscheidenden Tage nicht wissen werde, was er damit anfangen solle. Die Anderen nämlich, von denen Jeder sein Regierungsprogramm und seinen Herrschaftsplan fertig in der Tasche hatte, glaubten zu deren Durchführung der Centralisation zu bedürfen. Und das ist noch heute die Signatur der Parteien in Frankreich.

„Das sind die Leute", sagte Carrel, „welche sich ihrer politischen Gegner immer nur mit Gewalt entledigen wollen. Diese Leute waren Terroristen im Jahre 1793, für die Usurpation im Jahre VII, kriechende Höflinge 1804, Reaktionäre 1815, und 1832 für den Belagerungszustand. Wir aber wollen ein für alle Mal, daß man den Gedanken der Diktatur aufgebe und ebenso die Staatsrettungspläne, welche stets zur Diktatur führen".

Der Belagerungszustand war im Jahre 1832 über Paris verhängt worden nach jenem unseligen, beim Leichenbegängniß des Generals Lamarque ausgebrochenen republikanischen Aufstand vom 5. und 6. Juni, den zu verhindern Carrel die äußersten Anstrengungen gemacht hatte. Nach dem Mißlingen desselben aber nahm Carrel so warm das Wort für die Unterlegenen, daß er selbst verdächtig und mit Verhaftung bedroht ward. Eine Zeit lang hielt er sich verborgen, ohne deshalb, oder vielmehr, um nicht seine schriftstellerische Thätigkeit zu unterbrechen.

Von nun an gerieth er in eine schiefe Stellung; sein ritterliches Wesen und eine manchmal fast Don Quixote-artige Großmuth ließen ihn eine gewisse Verantwortung übernehmen für Fehler, die er nicht begangen, und selbst für

Ansichten, welche nicht die seinigen waren, die er sogar im Innern der Partei lebhaft bekämpft hatte. Er glaubte eine verfolgte Partei nicht verlassen zu dürfen, obgleich sie ihm Nichts leistete und nur von ihm empfing.

Hier beginnt seine Schuld, die tragische Schuld eines edlen Menschen. Die innere Unruhe, welche die Frucht einer schiefen Stellung ist, spiegelt sich von da an oft in seiner gesteigerten Reizbarkeit und der größeren Heftigkeit seiner Ausdrucksweise.

In einem Privatbriefe (v. 5. September 1833) an Anselme Petetin, den der Zufall einer gerichtlichen Beschlagnahme an das Licht zog, sagte Carrel:

„Ich habe lange daran gedacht, ob man nicht durch eine entschiedene Abrechnung mit den Tollköpfen die ehrlichen Leute der Mittelpartei für sich gewinnen könnte. Allein diese ehrlichen Leute sind uns gram und werden mit ihrer Annäherung an uns so lange warten, bis wir sie nicht mehr gebrauchen können und sie durch den Schutz, dessen sie bedürfen, uns nur Verlegenheiten bereiten. Mit jedem Schritt wachsen die Schwierigkeiten unserer Aufgabe. Glauben Sie deshalb nicht, daß ich entmuthigt bin!"

Und an einer andern Stelle:

„Eure Lage in Lyon ist sehr schwierig, die unsrige hier ist es nicht minder. Wir kämpfen gegen die schlechte Meinung, welche sich unserer Partei durch die inneren Zwiespältigkeiten anheftet. Die Presse der Linken thut Nichts, um uns zu helfen. Sei es Eifersucht, sei es Aengstlichkeit, sie verweist uns in eine bedauerliche Vereinsamung, wo die Meinungs-Unterschiede zwischen den beiden republikanischen Haupt-Organen in's Lächerliche ausarten. Der „National" hat viele peinliche Erfahrungen, die sich aus dieser Spaltung ergaben, verschweigen müssen". — — Wir sind, wie alle Parteien, von unserem Schicksal getrieben. Wir haben eine Monarchie zu stürzen und wir werden sie stürzen. Dann aber beginnt der Kampf gegen andere Feinde". —

Aus den verschiedenen republikanischen Verbindungen war als eine Art Central-Comité der „Verein für die gemeinsame Vertheidigung der Preßfreiheit" hervorgegangen. Hier führte Carrel den ungleichen Kampf gegen die zahlreiche extreme Fraction, die sich ausdrücklich an die Robespierre'schen Traditionen anlehnte. Es existirt von ihm ein Correferat (vom 8. December 1833) zu dem Manifest der Menschenrechte. Dieses Schriftstück war unter seinen Papieren gefunden worden, als er nach dem Fieschi'schen Attentat (vom 28. Juli 1835) der „moralischen Mitschuld" an demselben angeklagt und auf Grund dieser windigen Anschuldigung mit Haussuchung und Verhaftung bedacht worden war. Nun erst veröffentlichte er die gediegene Arbeit. Er behandelte darin seine exaltirten Parteigenossen allerdings mit einer bei ihm ungewöhnlichen Sanftmuth, aber er schenkt ihnen in der Sache Nichts, indem er manchmal sich anstellt, als ob sie nicht eigentlich das meinten, was sie doch sagen. Aus einer gründlichen und scharfsinnigen Analyse derjenigen Begriffe, welche die Entwickelung der französischen Revolution getragen haben, kommt er zu dem in Robespierre, aber noch mehr in Saint-Just und Baboeuf

concentrirten Gegensatz zwischen Bürgerthum und Proletariat, und erklärt, warum das von Robespierre dem Convent vorgetragene, aber vom Convent nicht angenommene Project einer Socialreform, welches sich ungefähr mit Robespierre Erklärung der Menschenrechte deckt, bei den Arbeitern von 1833 einen so lebhaften Anklang findet. Diesen Zwiespalt bezeichnet er als ein Mißverständniß in Betreff der gegen den Absolutismus in's Feld geführten Principien von 1789, sowie der zu verwirklichenden Gleichheits-Idee. Dem Volk, den sogenannten „passiven Bürgern" („Citoyens inactifs") war allerdings auch in den weitergehenden Verfassungen der neunziger Jahre nicht volles Genüge geleistet; die neuen Freiheiten wurden vielfach von den höheren Ständen, besonders dem vermögenderen Bürgerstande besser benützt. Diejenigen aber, welche darin eine Ausbeutung des Proletariats erblickten, schlossen sich, wie Robespierre und seine Geistesverwandten, der finsteren Philosophie Rousseaus an, deren Schärfe gegen die Gesellschaft, die Civilisation und den Fortschritt gekehrt war.

„Heute, wo man nur noch dem Namen nach die in den Saturnalien der alten Monarchie sich breitmachenden Laster kennt, hat man Mühe, die Mischung terroristischer Leidenschaften mit urchristlichen Empfindungen zu begreifen: in demselben Menschen dicht beisammen die Umschreibung des Glaubensbekenntnisses des „Vicaire savoyard"[1]) und die Eingangsworte des furchtbaren „Gesetzes gegen die Verdächtigen". Es hilft Nichts, sich darüber zu ereifern; es ist nützlicher, die Sache richtig zu verstehen und ähnlichen Verirrungen für die Zukunft vorzubeugen". — —

„Diese Erklärung der Menschenrechte erklärte der Gesellschaft, der Kultur und auch der bürgerlichen Freiheit den Krieg". — „Die Brüderlichkeit, das höchste Princip der Gesellschaft und der Bildung findet sicherlich keine Bestätigung, wo man sich aus revolutionären Gründen gegenseitig umbringt. Die Moral gestattet wohl nicht, daß man seinen Bruder darben und dahinsiechen lasse, während man sich selbst allen sinnlichen Genüssen hingiebt, aber sie verbietet zuerst, daß man seinen Bruder wegen Meinungs-Unterschiede oder Interessen-Streitigkeiten des Lebens beraube". — „Für Robespierre und Saint-Just handelte es sich darum, auf dem Wege der Dictatur, vermittelst der bewaffneten Pariser Demokratie und gestützt auf eine Minorität im Convent, Resultate zu erzwingen, welche das natürliche Spiel der Freiheit nie herbeigeführt hätte. Man hätte, nach dem Ausdruck des Einen von ihnen, Tugenden decretirt, so leicht wie das Maximum (der Getreidepreise)."

Nachdem Carrel dieses System in seinen Trägern und durch deren Aeußerungen noch näher charakterisirt hatte, führte er aus, daß alle seit 1789 angestrebten hohen Ziele nur auf dem Wege der Freiheit, durch intellectuelle Fortschritte und ohne Gewaltthätigkeit zu erreichen sind. Leider gestattet uns der Raum nicht, hier wiederzugeben, wie Carrel die erreichbare sociale Reform

---

1) Aus Rousseau's Émile.

darstellt und begründet, wie er den verblendeten Verschwörern, deren Ideale Robespierre und Saint-Just waren, die Namen Turgot, Necker, Malesherbes, Lafayette, Condorcet entgegenhält, wie er sich also des in ihren Augen verwerflichsten Moderantismus schuldig macht. Es gehörte ein ganz seltener Muth und eine unvergleichliche Gewandtheit dazu, in diesen Kreisen solche Wahrheiten zu predigen. Die Revolution, der Terrorismus galten den Anhängern Godefroy Cavaignacs und Armand Marrasts für unumstößliche Dogmen, für die eigentlichen Heilswahrheiten. Die talentlosen Hintermänner übertrieben natürlich noch die Irrthümer ihrer Führer in das Absurdeste hinein.

Der letzte Theil dieser glänzenden und ziemlich umfangreichen Arbeit nimmt eine durchaus praktische Wendung. Carrel zeigt, was zu thun ist, wo die Hebel anzusetzen sind, um dem Volke zu helfen, daß das Steuersystem, welches fortwährend von den monarchischen Regierungen im Interesse der Besitzenden umgemodelt worden, zu Gunsten der arbeitenden Klassen umzugestalten sei, daß man die Prohibitiv- und Schutz-Zölle abschaffen, die indirecten Steuern ermäßigen und theilweise durch directe ersetzen müsse. Andere sociale Reformen deutet er an, die Steuer-Reform aber betont er gewaltig und mit vollem Recht.

Nach dem ganzen Inhalt dieses interessanten Actenstückes kann man sagen, daß Carrel der Vorläufer, der erste und consequenteste Wortführer der bürgerlichen (der sogenannten blauen) Republikaner war.

Trotz seiner Mahnungen und Warnungen ließ es sich die republikanische Partei nicht nehmen, im April des folgenden Jahres (1834) Aufstände zu schüren, die in Paris, Lyon, Lunéville, Saint-Etienne und noch an mehreren anderen Orten fast zu gleicher Zeit ausbrachen oder im Begriff waren, auszubrechen und nur durch Zufall oder Verrath daran verhindert wurden. In Paris und Lyon wurde viel Blut vergossen. In Lyon standen die „Mutualisten", eine neue socialistisch-demokratische Verbindung, mit Lohnforderungen an der Spitze. In Lunéville war es eine Verschwörung unter den Unteroffizieren der Besatzung. Diese unsinnigen Unternehmungen stärkten die Regierung und verschärften die Reaction. Die Regierung unterdrückte Zeitungen und Vereine, ohne viel nach dem Buchstaben des Gesetzes zu fragen. Sie nahm willkürliche Verhaftungen und Haussuchungen vor. Und eine königliche Verordnung vom 15. April 1834 setzte, im Widerspruch mit dem Verfassungsrecht, die Pairskammer als Gerichtshof für die ganze Reihe dieser, als mit einander connex vorausgesetzten, Verbrechen ein. Die Verfassung gewährleistete ausdrücklich, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe; sie behielt aber einem noch zu gebenden Gesetze vor, die Pairie als Gerichtshof für hochverrätherische Unternehmungen zu organisiren. So lange aber das bezügliche Ausführungsgesetz nicht in's Leben getreten war, konnte der betreffende Verfassungsartikel (§ 28) zweifellos keine Anwendung finden. Daneben bestand unbestritten (nach dem Preßgesetz vom 25. März 1822) das

Recht der beiden Kammern, über die ihnen widerfahrenen Beleidigungen selbst zu Gericht zu sitzen; — eine Jurisdiction, der sich Armand Carrel mehrmals (vor der Pairskammer) und zwar mit wechselndem Kriegsglück ausgesetzt hatte. Denn keine Körperschaft war ihm verhaßter und bot den Pfeilen seiner Dialektik ärgere Blößen, als diese. In dem vorliegenden Fall sie anzugreifen, war er als erwählter Vertheidiger einiger Aprilgefangenen besonders legitimirt. Indem er die mehr als fragwürdige Competenz der Pairskammer als politischen Gerichtshofes einer staatsrechtlichen Kritik unterwarf, zog er sich (am 10. December 1834) durch seine Charakteristik der politischen Schichten, aus denen diese hohe Versammlung zusammengesetzt war, — in der That des Abfalls aller reactionären Epochen — einen jener Injurienprocesse zu, in welchen der Kläger auch Richter war. Es war dies der schon erwähnte Fall, berühmt geworden dadurch, daß Carrel den am Marschall Ney begangenen Justizmord seinen Richtern vorwarf.

Er hatte als Vertheidiger keinen leichten Stand. Die Angeklagten, welche an den baldigen Sieg ihrer Idee glaubten, waren weniger um ihre persönliche Sicherheit besorgt, als um den Glanz einer politischen Demonstration. Das Gerichtsverfahren hatte ihnen Anlaß genug zu Verwahrungen gegen ungesetzliche Prozeduren und juridische Mißgriffe gegeben. Die unerschrockenen Männer auf der Anklagebank, welche das Recht der freien Vertheidigung reklamirten, wurden zu Anklägern, unter deren gewichtigen Beschwerden die vornehmen Richter eine klägliche Rolle spielten und sich oft nur durch Gewaltsamkeit aus der Verlegenheit zu helfen wußten. Unter den Vertheidigern waren die verschiedensten Nüancen der Demokratie vertreten; da begegnete man den Namen La Mennais, Cormenin, Auguste Comte, Cabet, Jules Favre, Ledru-Rollin, Michel de Bourges u. A. m. Bei dieser Combination überwog in der Regel die extreme Richtung, und die Angeklagten überboten sich gegenseitig in herausforderndem Auftreten. Es waren tapfere, aber unreife und fanatisirte Leute. Carrel, der kein Freund hohler Demonstrationen war und überdieß der Vertheidigung Nichts vergeben durfte, widerstand, so gut es ging. Indessen wirkte die Zeit mit ihm zur Beruhigung der Gemüther; denn die Vorbereitungen der öffentlichen Gerichtsverhandlungen dauerten über ein Jahr, vom April 34 bis zum Mai 35, und erst im August 35 wurde das erste Urtheil gesprochen, welches die Lyoner Insurgenten betraf; für die anderen Kategorien zog sich die Urtheilsfällung bis zum December 35 und selbst bis zum Januar 1836 hin.

Die Strafen fielen sehr streng aus; denn inzwischen hatte das scheußliche Fieschi'sche Attentat (am 28. Juli 1835) stattgefunden, welches unter anderen reaktionären Maßregeln vorzugsweise die gegen die Presse gerichteten, sogenannten Septembergesetze hervorrief, obgleich durchaus nicht anzunehmen war, daß ein Ungeheuer, wie Fieschi, seine Inspirationen aus den Pariser Zeitungen empfangen hatte. Seit diesen berüchtigten Gesetzen, welche mehr als alles Andere dazu beitrugen, die Regierung und die öffentliche Meinung einander

zu entfremden und jene in eine trügerische Sicherheit einzuwiegen, war die Vertretung regierungsfeindlicher Prinzipien straffällig, das Geschwornengericht für politische und Preß-Vergehen ein Spielzeug in den Händen der Behörden, waren die Zeitungs-Cautionen um mehr als das Doppelte erhöht und die verurtheilten Journale mit Geldstrafe von 10,000 bis zu 50,000 Francs bedroht. Außerdem war für dramatische Aufführungen und bildliche Darstellungen die Censur wieder eingeführt.

Carrel erklärte, daß er unter allen Umständen seine Pflicht erfüllen und den begonnenen Kampf weiter führen werde. Er sah wohl ein, daß die Stellung der Journalisten durch die Septembergesetze verändert war, daß es sich nicht mehr um die Discussion der Regierungsformen, sondern um die Wahrung gesetzlicher Zustände handle. Die Linie, welche er in der nächsten Zeit einhielt, marquirte die äußerste Grenze, bis zu welcher der Journalismus gehen konnte.

War er doch allmälig zu einer Art lebendigen Ehrencodex geworden, zum Schiedsrichter, dem man in streitigen Fällen, zumal des öffentlichen Lebens, unbedingt vertraute. Wie wir bei der Frage der über Journalisten verhängten Präventivhaft gesehen haben, wie wir gleich bei einer anderen Gelegenheit sehen werden, hatte er sich die Verpflichtung auferlegt oder den Beruf in sich gefühlt, überall mit seiner Person einzutreten, wo eine Verletzung der persönlichen Freiheit, des Rechts oder der Ehre durch eine entschlossene That abgewendet oder gesühnt werden konnte. Die Ehre im höchsten Sinne und der Ehrenpunkt, wie ihn die Franzosen gewöhnlich auffassen und zum Leitstern ihrer Handlungen nehmen, sind zwar nicht dasselbe, aber da sie nicht in direktem Widerspruch stehen, so war es ihm gegeben, die populäre Auffassung zu adeln. Seiner Lust am Zweikampf mischte sich wohl etwas von unbefriedigtem Thatendrang bei. Aber er war auch in diesem Punkt Dialektiker und unterschied sehr genau, wo ein politisches Duell berechtigt sei, wo nicht.

Das politische Duell wäre bei den lebhaften Franzosen in jener Zeit, wo die Parteien so unmittelbar und so hart an einander stießen, kaum zu entbehren gewesen, und es wurde auch nicht so als Possenspiel betrieben, wie heuer in Frankreich. Naturgemäß artete das Verhältniß bald aus. Manche Zeitung hielt sich später einen Pauk-Redakteur von sonst geringen Gaben, wie man sich gegenwärtig Sitz-Redakteure oder sonstige Strohmänner hält. Je besser der Pauk-Redakteur seines Amtes waltete, desto eher wurde es für ihn zur Sinecure. Carrel gehörte noch ganz dem heroischen Zeitalter des Journalismus an. Er pflegte zu sagen: „Wir haben keinen Staatsanwalt, der unseren Ruf gegen Verleumdungen bewacht; wir müsser ihn selber beschützen“.

In einer Polemik gegen den älteren Dupin, der das Duell als ein Ueberbleibsel feudaler Barbarei bezeichnet hatte, sagte er (Juni 35): „In einer Gesellschaft, welche Preßfreiheit hat und deren Regierung auf Discussion

beruht, giebt es zum Schutz der Personen gegen den Mißbrauch des Wortes oder der Schrift keinen Zügel, wenn die Sitte nicht den Zweikampf für gewisse Kränkungen gestattet, welche sowohl den Kränkenden, wie den Gekränkten an ihrer Ehre schädigen würden, wenn dieselben ohne persönliche Gefahr gesagt oder erduldet werden könnten. Möge Herr Dupin uns glauben: Ohne die Rücksicht auf das Duell wären die politischen Gegner, zwischen denen er so oft zu vermitteln hat,*) nicht so leicht zu behandeln. Man respektirt nicht sehr die Personen, deren Meinungen man verachtet und verabscheut. Die Debatte, ohne andere Einschränkung, als durch die Klingel des Präsidenten, würde täglich Scenen herbeiführen, die man sich kaum vorstellen mag, die aber überall vorkommen, wo die Gesetze der Ehre die Menschen nicht zwingen, sich Gewalt anzuthun und sich mit Achtung begegnen, obgleich sie sich hassen und verachten".

Uebrigens nahm Carrel die Dinge nicht leicht, er schlug sich nicht, als ob das ein Sport wäre, sondern aus Ueberzeugung und im Interesse der von ihm vertretenen Presse. Eine übergroße Empfindlichkeit mag den feinfühligen Mann dabei manchmal zu weit geführt haben, so sicher auch sein Urtheil zu treffen pflegte. Er hatte als Redakteur drei Duelle, das erste gleich im Beginn seiner Laufbahn auf Pistolen mit einem Redakteur des „Drapeau blanc", das für ihn gut verlief. Auch in seinem zweiten politischen Duell stand er einem Legitimisten gegenüber, und zwar unter ganz besonderen Umständen. Es war im Anfang des Jahres 1833. Die Herzogin von Berry saß gefangen im Schloß zu Blaye und hatte erklärt, daß sie eine heimliche Ehe eingegangen sei und sich in interessanten Umständen befinde. Die Legitimisten stellten sich, als ob sie kein Wort davon glaubten und das Ganze für eine offiziöse Ente hielten. Die entschieden liberale Presse hatte sich bisher mit der abenteuernden Prinzessin vorzugsweise insofern beschäftigt, als sie nicht vor den Richter gestellt, sondern einer, von politischen Erwägungen geleiteten Behandlung unterworfen wurde. Nach ihrer sensationellen Erklärung überwogen die Konjecturen, die Scherze, die Lust am Scandal. Der „National" hielt sich vornehm diesem Treiben fern. Der Redakteur eines kleinen Blattes, Herr Brissault vom „Corsaire", wurde wegen einiger kecken Späße von irgend einem karlistischen Raufbold gefordert und am Arm verwundet. Er war noch nicht hergestellt, als er schon wieder wegen der Haltung seines Blattes von einem andren obskuren Paladin der fahrenden Prinzessin behelligt wurde. Carrel, der sich stets für die Rechte und Interessen der Presse solidarisch verbunden hielt, trat nun in einem meisterhaften Artikel (vom 31. Januar 33) dazwischen. Er prüfte zunächst die angebliche Legitimation dieser irrenden Ritter zur Vertretung der Herzogin von Berry, er stellte die Vermuthung auf, daß man routinirte Fechtkünstler auf die Männer der Feder hetze, er begrub die ganze Partei und beiläufig auch die anmaßlichen

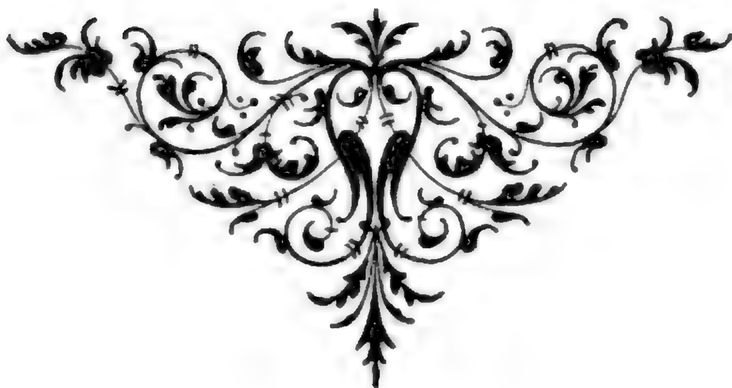
*) Dupin l'aîné war Präsident der Deputirtenkammer.

bewaffneten Vorkämpfer derselben unter einem solchen Berg von Verachtung, wie nur er sie tief genug empfand, um sie so energisch auszudrücken. Zum Schluß erklärte er, daß die Herren, welche in dieser Sache die Waffen zu kreuzen begehrten, so viele es auch wären, auf der Redaktion des „National" kampfbereite Gegner finden würden. (Die „Tribüne" schloß sich dieser Erklärung des „National" an.) Darauf schickten ihm die Carlisten (so nannten sich damals die Anhänger der älteren Bourbon-Linie), zur Auswahl eine Liste von zehn Personen, unter welchen er den ihm völlig unbekannten Herrn Roux-Laborie herausgriff. Er erhielt in dem Duell einen Degenstich in den Leib, der sein Leben in ernste Gefahr brachte. Aus allen Theilen Frankreichs wurde ihm bei dieser Gelegenheit die lebhafteste Sympathie bewiesen und zwar nicht blos von Parteigenossen. Gegner, wie Châteaubriand, hatten ihn längst bewundert. Männer, wie Béranger, beschworen ihn, mit seinem Leben minder leichtsinnig umzugehen. Er fühlte den ganzen Werth dieser Kundgebungen, die ihn überraschten, und faßte die besten Vorsätze. Dennoch sollte er $2\frac{1}{2}$ Jahre später in einem Streit, der ihn kaum berührte, einem unwürdigen Gegner zum Opfer fallen.

Durch die September-Gesetze mit ihren hohen Cautionen, ungeheuren Geldstrafen und der Verpehmung theoretischer Discussionen mußte der Journalismus eine mehr geschäftliche Richtung nehmen. Für diese Zeit war Emile de Girardin der richtige Mann: er gründete die „Presse" zu dem Abonnementspreis von 40 Frcs. per Jahr, statt der bisher bei den großen Blättern üblichen 80 Frcs. Ein radicales Blatt, der „Bon sens" griff Girardin's Project und ihn selber herbe an und wurde deshalb von ihm verklagt. Bis dahin hatte Carrel sich nicht einmischen wollen; er hatte sogar erklärt, daß es im Interesse des Landes eine nützliche Entdeckung sein würde, wenn man die Mittel fände, für 40 Frcs. eine große Zeitung herzustellen. Nun aber, da Girardin das ihm befreundete Blatt angegriffen und noch andere republikanische Blätter in das Gewebe seiner Verdächtigungen hineingezogen, kritisirte Carrel in seiner scharfen Weise dieses Verfahren. Worauf Girardin sich auch an den „National" machte und mit perfiden Anspielungen die Thatsache ausbeutete, daß einer der unbekannteren Mitredacteure des „National" vor Jahren einmal in eine dem Bankrott verfallende Handelsgesellschaft verwickelt war. Am 22. Juli 1836 fand das Pistolenduell statt, Girardin wurde leicht verwundet, Carrel starb zwei Tage später an seiner Wunde. So ist der hervorragende Vertreter des idealen Journalismus von der Hand des Mannes gestorben, der, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, mehr als ein Anderer in Frankreich dazu beitrug, den Journalismus zum vulgären Geschäft und zum Mittel politischer Intrigue herabzuziehen. Carrel starb im Alter von 36 Jahren. Girardin überlebt seinen Gegner um bald ein halbes Jahrhundert. Der Industrialismus hat sich seitdem der Presse bemächtigt. Carrel hat keine ebenbürtigen Nachfolger, Girardin aber fehlt es an Schülern nicht. Die Corruption in der Presse ging natürlich mit der auf den anderen Gebieten in Wechselwirkung

und Hand in Hand. So lange Carrel lebte, war er ein Muster und ein Richter für den politischen und literarischen Anstand, ein leuchtendes Beispiel unermüdlicher Pflicht-Erfüllung. Nach seinem Tode blieb der Platz unbesetzt. —

Ich fühle, daß ich in dem engen Rahmen dieser Darstellung nur ein sehr unvollkommenes Bild des ausgezeichneten Mannes geben konnte. Dem Gesammt-Eindruck habe ich viele Einzelheiten geopfert; von seinen persönlichen und politischen Abenteuern, im Feld und vor Gericht, habe ich nur die marquantesten hervorgehoben. Nicht seine besten Artikel habe ich angeführt, sondern die, welche im Zusammenhang mit seinem Leben eine historische Bedeutung gewonnen haben. Zur Würdigung des Schriftstellers müßte man wenigstens einen kleinen Band zusammenstellen und vor den einzelnen Aufsätzen die politischen Voraussetzungen nahe rücken. Von seinen literarischen Arbeiten und Plänen, seiner vortrefflichen Kritik der französischen Romantiker seinen feinsinnigen Nekrologen, seinen Vorarbeiten zu einer Geschichte Napoleons I., den er in den letzten Jahren völlig vorurtheilsfrei beurtheilte, habe ich nicht gesprochen. Meine Absicht war, dem Journalismus unserer Tage, der nicht gerade durch Charakterstärke glänzt, ein erhebendes Bild entgegenzuhalten, um dieser Absicht habe ich den allzu reichhaltigen Stoff untergeordnet.



Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Von

Wilhelm Geiger.

— Erlangen. —

Die Mythen der indogermanischen Völker vom Tod und vom Jenseits, von dem Abscheiden des Menschen aus dieser Welt und seinem Fortleben in einer andern Welt wollen wir versuchen, nach ihrer Entstehung und ihrem Zusammenhange darzustellen. Es ist das ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie und sicherlich nicht der unwichtigsten und unbedeutendsten eines; denn es lehrt uns ja die Art und Weise kennen, wie unsere Vorfahren, als sie noch auf den ersten Stufen der Culturentwicklung standen, sich die Frage nach den heiligsten, wichtigsten Dingen, die noch heute des Menschen Herz bewegen, vorlegten und beantworteten. Und wie gerne würde ich, sofort in medias res springend, ohne Sie mit Vorbemerkungen und Einleitung hinzuhalten, mit meinem Gegenstande beginnen und Ihnen die Sagenbilder eines nach dem andern vorführen und erläutern: ich könnte dann bei manchem Punkte länger verweilen, den ich nur kurz zu erwähnen im Stande sein werde, könnte Manches noch anführen, was, obwohl an sich anziehend und interessant genug, doch als mehr bei Seite liegend wegfallen muß; allein bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft bin ich genöthigt, ehe ich ein Beispiel aus ihrem Gebiet anführe, einige Worte über ihre Grundlagen, über die wesentlichsten Begriffe vorauszuschicken.

Was verstehen wir unter Religion und Mythus, wie unterscheiden sich diese beiden Begriffe und wie verhalten sie sich zu einander? Dieß ist die Hauptsache, die wir beantworten müssen, nach deren Beantwortung aber auch Wesen, Zweck und Methode der vergleichenden Mythologie klar werden wird. Wenn ich hier von Religion rede, so versteht es sich von selbst, daß ich damit nicht eine bestimmte Religionsform meine, etwa das Christenthum

als die Blüthe und Vollendung aller Religionen, oder das Judenthum, als dessen Vorbereitung, oder den Islam, oder den Buddhismus; man wird es auch begreiflich finden, daß eine Vergleichung mit der Offenbarungsreligion nicht in meiner Absicht liegt, sondern, daß ich diese als unabhängig und selbständig bei Seite lasse und lediglich von der Religion spreche, welche allen Menschen auch den auf der primitivsten Culturstufe stehenden Bewohnern der Südsee-inseln oder Centralafrikas inne wohnt, von der Religion, welche die Natur in aller Menschen Herz gelegt hat und welche kein Philosoph hinwegdisputiren kann, so gerne es mancher auch thun würde. Man kann mir hier gleich zu Anfang einen gewichtig scheinenden Einwurf machen. Sie erinnern sich wohl mancher Berichte von Reisenden über Völkerstämme der niedrigsten Cultur auf entlegenen Inseln oder in unwirthbaren, selten betretenen Ländern, die ihre Kniee beugen vor einem Thiere, das doch noch weit unter ihnen steht an geistiger und sittlicher Begabung, oder gar vor einem leblosen Gegenstand, einem Stein oder Baum, und können mir entgegen halten, daß die Religion, die ich meine, unter Umständen sich in nichts unterscheide von der rohesten, niedrigsten Form des Aberglaubens. Allein täuschen wir uns über diesen Punkt nicht: solch ein absprechendes Urtheil über Südseeinsulaner und Hottentotten ist von der Höhe unserer Bildung herab gar leicht und schnell gefällt, es ist aber jedenfalls hart und lieblos, vielleicht sogar falsch und ungerecht. Der einfache Wilde, der vor den Erscheinungen der Natur, in welchen er das Walten einer Gottheit ahnt, sich demüthig und andächtig beugt, besitzt, wenn er auch Ursache und Wirkung, Schöpfer und Geschöpf verwechselt, relativ — natürlich relativ, im Verhältniß zu dem Grad seiner geistigen Ausbildung — vielleicht mehr Religion, als wir, die wir gar klug und gelehrt die ganze Natur zu erklären versuchen und dabei zu vergessen geneigt sind, daß über den Einzelheiten, in denen wir uns verlieren, doch eine höhere Einheit steht. Wie bestimmen wir nun aber diese universale, allen Menschen gemeinsame Religion, diese Naturreligion, die weder das Produkt spezieller göttlicher Offenbarung ist, noch auch das Resultat philosophischer Speculation? Sie ist — so können wir vielleicht den Begriff einigermaßen bestimmen — das in dem Menschen wohnende und durch die Natur geweckte Wissen höherer, unbegreifbarer Mächte, von denen er sich abhängig fühlt, welche selbst nicht unter seinem Einfluß stehen und in deren Walten er nicht einzugreifen vermag, und das daraus entspringende Bewußtsein, daß er diesen Mächten unter irgend einer Form Verehrung schulde, sei es, um sie sich geneigt zu machen und ihre vernichtenden Wirkungen abzuwenden, sei es, um sich für die von ihnen gespendeten Segnungen dankbar zu erweisen.

Wir müssen uns, um dieß zu verstehen, auf den Standpunkt des Naturmenschen — denn von einem solchen kann natürlich nur die Rede sein — zu versetzen und sein Leben nachzuleben, seine Empfindungen nachzufühlen suchen. Wir haben es da mit keinem Individuum zu thun, das sich schon auf eine höhere Stufe der Cultur emporgeschwungen hat, das schon strenge zwischen

Ursache und Wirkung zu unterscheiden vermag, sondern mit einem Menschen, der ohne große Ansprüche und Bedürfnisse in und mit der Natur lebt und von ihr vollkommen abhängig ist. Er beobachtet den Wechsel von Tag und Nacht, der sein ganzes Leben bestimmt; er trauert, wenn der Winter einkehrt mit Schnee und Reif, mit Eis und Frost, er jubelt, wenn der Frühling wieder in's Land zieht und Wald und Flur wieder grünen und mildere Lüfte ihn umwehen; er harrt bange und zitternd, wenn sturmgejagte Wolken des Himmels Blau verhüllen, wenn die Blitze zucken und der Donner rollt, wenn der Orkan die Riesen des Waldes entwurzelt und selbst der Erde Grund unter seinen Füßen wankt, aber er athmet auch wieder von Neuem auf, wenn die Donner schweigen und der Sonne freundlicher Strahl wieder die Wolken durchbricht. Und dieß Alles geschieht ohne sein Zuthun, ohne seine Beihilfe, ohne daß er es hemmen oder beschleunigen kann. Die solches hervorbringen, sind höhere Gewalten, die über ihm stehen und mehr Macht besitzen, als er selbst; denn er erfährt ihre vernichtenden wie ihre segnenden Einwirkungen und muß die Hände müssig, unthätig, ohnmächtig in den Schooß legen. So wird durch die Natur das Gottesbewußtsein des Menschen wach gerufen und findet seine Nahrung und Ausbildung, und so entsteht die Religion, mit welcher wir es ausschließlich zu thun haben, die Naturreligion, die aber freilich die Gottheit nicht als eine einheitliche zu fassen vermag, sondern ihr Bild prismatisch gebrochen sieht in viele Einzelbilder, nach den verschiedenen Wirkungen, in welchen sie sich äußert.

Wenn der Heide sich vor der aufgehenden Sonne anbetend niederwirft, wenn er sein Kniee beugt vor einem stolzen weitästigen Baume, so ist das seine Religion; von ihr aus aber zur Bildung der Mythen, um nun auch auf diesen Begriff zu kommen, ist immer noch ein nicht unbedeutender Schritt. Wie der Gedanke des Dichters erst der Worte bedarf, um aus dem Innern hervorzutreten, so muß der Naturmensch, um seinen religiösen Empfindungen Ausdruck zu geben, sich eines Bildes bedienen, und dieses Bild eben ist der Mythus; er ist das Wort für den Gedanken. Wie unsere ganze Sprache ursprünglich eine Bildersprache war, so ist auch der Mythus eine Bildersprache und will als solche aufgefaßt werden. Ich werde den ganzen Prozeß der Mythenbildung an einem Beispiel zu erläutern versuchen, denn exempla docent und sie sind ohne Zweifel bessere Lehrer, als lange theoretische Entwicklungen.

Wenn der Mensch beobachtet, wie am Morgen oder Abend Tag und Nacht einander ablösen; wenn er bei anbrechendem Morgen sieht, wie die ersten Lichtstrahlen aufzucken und nach und nach die Sterne erlöschen machen und den dunkeln Himmel erhellen, bis endlich die Sonne in sieghafter Majestät am Firmament emporsteigt, während andrerseits am Abend die Nacht das Licht verdrängt, und wenn er dieß als das Werk einer überirdischen, außer und über ihm stehenden Macht erkennt, weil er ja selbst nicht im Stand ist, mitwirkend in den Gang der Dinge einzugreifen, und vor dieser Macht

sich demüthig und andächtig beugt, so ist das Religion. Wenn nun aber der Mensch den ganzen Vorgang darstellen will und dabei die Wahrnehmung zu Grunde legt, daß das Ringen zwischen Licht und Dunkel nichts anderes ist, als ein Kampf zweier sich feindlich gegenüber stehenden Mächte, sowie auf Erden zwei feindliche Heerschaaren wider einander streiten, und wenn er nun statt von einem Hellwerden oder Dunkelwerden von einer Schlacht spricht, in welcher die Mächte des Lichtes die der Finsterniß oder umgekehrt besiegen, so ist das die Sprache des Mythus. Und dieses mythologische Bild spielt auch in der That bei den Indogermanen eine wichtige Rolle. Daß es ein glücklich gewähltes ist, sieht man auf der Stelle ein — reden ja auch wir heutzutage noch von dem Streit zwischen Nacht und Tag, ohne uns bewußt zu werden, daß wir da uns eines uralten mythologischen Bildes bedienen —; daß es auch ein fruchtbares war, beweisen die zahlreichen auf dasselbe sich gründenden Mythen.

Für den Inder speziell mag wohl noch ein bestimmter Anhalt darin bestanden haben, daß er sich selbst im Gegensatz stehend wußte zu den dunkelfarbigen Ureinwohnern, welche er bei seiner Einwanderung in ihr Gebiet und bei dessen Besitznahme zu bekämpfen hatte. Ihr himmlisches Abbild waren für ihn dann die Mächte der Finsterniß, in denen er alle feindseligen, dämonischen Gewalten sah; denn das Licht ist des Menschen Freund und die Finsterniß sein Feind. So war der Anlaß gegeben zu den zahlreichen Mythen, welche Kämpfe zwischen Göttern und Dämonen zu ihrem Gegenstand haben.

Allein das Bild war damit noch nicht ausgenützt, daß man es auf den Streit zwischen Licht und Finsterniß am Morgen und Abend anwandte. Wenn der Mensch ein Gewitter beobachtete, so sah er die gleichen oder ähnliche Erscheinungen wie dort. Die finsteren Wolken, welche den klaren Himmel bedecken, mußten als Wirkung böser Geister erscheinen, der Glanz der Sonne und der lichte, helle Aether, die endlich nach dem Aufruhr der gesammten Natur sich wieder zwischen den dunklen Wolken blicken lassen, als Gebiet und Bereich der guten Genien. Ja, es kamen beim Gewitter noch spezielle Züge in Betracht, die es als einen Kampf am Himmel erscheinen ließen: die zuckenden Blitze mußten an die geschwungenen und geschleuderten Mordwaffen erinnern, der rollende, krachende Donner an das Getöse der Schlacht und an die rasselnden Streitwagen. Und so finden wir auch wirklich das Gewitter in zahlreichen Mythen als einen Kampf zwischen Göttern und Dämonen geschildert; zu Grunde liegt auch hier die Wahrnehmung eines Streites zwischen Licht und Finsterniß. So erklärt es sich wieder auf's Einfachste, daß die Mythen vom Sonnenauf- und Untergang mit denen vom Gewitter dann und wann zusammenfließen, daß z. B. der specifische Gewittergott in der indischen Religion, Indra, zeitweise auch als Sonnengenius erscheint: ursprünglich ist er eben nur der Vorkämpfer der Mächte des Lichtes gegen die finsteren Dämonen.

Wir haben diese beiden Beispiele der Mythenbildung absichtlich gewählt;

denn neuerdings ist gerade zwischen den bedeutendsten Vertretern der vergleichenden Mythologie ein principieller Unterschied der Mythenerklärung zu Tage getreten. Während man nämlich auf der einen Seite behauptet, daß nur die temporären Naturerscheinungen, wie Gewitter, Sturm u. dergl. die Mythenbildung hervorrufen könnten, daß demnach alle vorhandenen Mythen in dieser Weise erklärt werden müßten, nimmt man auf der anderen Seite gerade entgegengesetzt an, daß vorwiegend die ständig wiederkehrenden Vorgänge, wie der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter es seien, welche so tief auf den Menschen wirken, daß er dadurch zur Produktion eines Mythus veranlaßt wird. Dieß erledigt sich eigentlich schon aus dem Gesagten. Wozu diese ermüdende Eintönigkeit, welche das freie Spiel der Phantasie in die Fesseln eines Schemas zwängt? Die gesammte Natur und Alles in ihr mußte doch des Naturmenschen Gemüth bewegen; warum sollte gerade das Gewitter ihm als dämonische Wirkung erscheinen, die finstre Nacht aber nicht, die doch auch genug des Entsetzlichen, Furchterregenden für ihn in sich barg? Warum sollte er nur die aufgehende Sonne mit Andacht und heiliger Freude begrüßt haben, nicht auch die Sonne, die siegend wieder hindurch leuchtet durch Sturm- und Regengewölk, den Menschen Licht und Wärme wiederbringt und die Schrecken des Gewitters verscheucht? Eine solche Scheidung setzt ganz und gar nicht Einfachheit und Schlichtheit der Anschauungen, sondern gerade im Gegentheil eine gründliche Blasirtheit voraus; wird ja doch selbst unser Gemüth noch ebenso gut erschüttert durch ein furchtbares Gewitter, wie es begeistert wird durch den großartigen Anblick des Sonnenauf- und Unterganges.

Im Gegensatz zu diesen Richtungen gehen wir also von einer möglichst großen Mannigfaltigkeit der Mythen, von einem unbegrenzten Polytheismus als der ursprünglichsten Religionsform aus. Die ganze Natur ward belebt und bevölkert von Göttern und Genien, und erst im Laufe der Zeit und der fortschreitenden Bildung begann man, verwandte Begriffe unter höhere Einheiten zu subsumiren und aus der großen Zahl überirdischer Wesen einzelne mit besonderer Macht und Herrlichkeit ausgestattete Gestalten hervortreten zu lassen. Götter, wie etwa der griechische Phöbos Apollon, sind also keine ursprünglichen Schöpfungen, sondern das Produkt zahlreicher Einzelgenien, die nach und nach zu einer Gottheit zusammenwuchsen.

Aber nicht nur das, was um ihn herum in der Natur vorging, beschäftigte des Menschen Geist und Gemüth und rief seine religiösen Empfindungen hervor, sondern auch bei sich selbst hielt er Einkehr und fand hier gar manches Wunderbare und Räthselhafte, welches ihm deutlich das Walten der Gottheit auch im eigenen Leben zeigen mußte. Schon des Kindes Geburt erschien als etwas Unbegreifliches, Geheimnißvolles; wie viel mehr mußte noch der Tod, der bald plötzlich und unerwartet den Menschen in der Voll-

kraft und Blüthe der Jahre dahinrafft, bald langsam und schleichend, nach langjährigem Siechthum und gebrechlichem Alter seinem Dasein ein Ende macht, der aber Allen unabwendbar, unvermeidlich ist, ein gefürchteter Gast, der bei Jedem, sei es früher oder später, einkehrt — wie viel mehr mußte der Tod das Gemüth des Menschen tief erschüttern und in ihm die Frage laut werden lassen: „Wer ist's, der solches wirkt?" Und zugleich damit entsteht auch die Frage nach dem Schicksale der Abgeschiedenen: „wohin geht der Geist, der die sterbliche Hülle belebt hat? ist seine Existenz mit der des Lebens zu Ende, oder besteht die Seele in einem anderen Dasein fort?"

Bekanntlich ist der Glaube an ein Fortleben der Abgeschiedenen nach dem Tode nicht nur bei den Indogermanen — worunter wir die alten Inder und Iranier, die Griechen und Römer, die Germanen, Slaven und Kelten verstehen, die alle aus einem, dem sogenannten indogermanischen Urvolk hervorgegangen sind und also nach Sprache, Sitte und Anschauungsweise verwandt eine eigene gesonderte Völkerfamilie bilden — dieser Glaube ist, sage ich, nicht nur bei den Indogermanen verbreitet, sondern wir finden ihn mehr oder weniger ausgeprägt fast bei allen Völkern der bewohnten Erde. Und das ist eine Thatsache, mit der solche, welche die Unsterblichkeit der Seele leugnen, als einem gewichtigen und bedeutsamen Factor zu rechnen haben, ebenso wie die Gottesleugner mit der Thatsache des allgemein menschlichen Gottesbewußtseins.

Dabei ist es wohl begreiflich, daß der Mensch das Leben im Jenseits sich vor Allem vorstellte als das Abbild des irdischen Lebens, daß der Dahingeschiedene nach seiner Anschauung im großen Ganzen denselben Neigungen und Beschäftigungen lebt, wie vor dem Tode, der Jäger der Jagd, der Krieger dem Krieg und dem Kampfspiel, der Dichter seiner Muse u. s. w. So glauben die Indianer Nordamerikas, daß die Abgeschiedenen ihres Stammes ihr Leben in einem anderen Lande bei dem großen Geist fortsetzen, daß sie dort, so wie hier, der Jagd leben und fröhlichem Kampfspiel; nur grünen dort die Prärieen frischer und üppiger wie hier, die Wälder und Steppen sind reich an Jagdwild, an Hirschen und Rehen, Bären und Büffeln und die Seeen und Bäche wimmeln von Fischen.

Analog sind auch die Vorstellungen über Tod und Jenseits, die wir bei den verschiedenen indogermanischen Stämmen finden, und die in ihren Grundzügen wohl alle auf eine Quelle zurückgehen, wenn sie auch je nach der individuellen Anschauungsweise dieses oder jenes Volkes im Einzelnen mehrfach unter einander abweichen.

Der Mythus, so haben wir gesehen, ist ein Bild, und das Bild, unter welchem die Indogermanen den Tod und das Jenseits vorzüglich darstellten, ist hergenommen von dem Wandel der Sonne. Wie die Sonne nach vollbrachtem Tageslauf versinkt und verlischt, so verlischt auch des Menschen Leben nach vollbrachtem Dasein. Aber die Sonne verschwindet nicht wirklich, sie leuchtet nur in einem anderen, fremden Lande, aus dem sie am Morgen

mit neuer Pracht hervorgeht. Ebenso verliert auch der Mensch sein Leben nicht wirklich, sondern er setzt es nur in einem fernen unbekannten Lande fort. In den Mythen ist dann der Gott der untergehenden Sonne zugleich Gott der Hingeschiedenen, der ihnen ihren Weg gezeigt hat, ihr Herr und ihr Führer ist; die Gegend, wo die Sonne verschwindet, ist der Aufenthaltsort der Verstorbenen und der Tod selbst eine Wanderung in diese fremden, nie betretenen Bezirke, eine Wanderung gegen Westen, die über weite Meere und Ströme hinwegführt.

Gestatten Sie mir nunmehr, Ihnen nach diesen vorbereitenden Bemerkungen die Mythen der einzelnen Völker der Reihe nach vorzuführen und zu erläutern. Die auffallende Verwandtschaft, welche hier die Mythen von räumlich so geschiedenen Völkerschaften, wie der Griechen und der Inder, der Germanen und der Iranier, zeigen, wird Ihnen, auch ohne daß ich eingehender darauf hinzuweisen brauchte, sofort in's Auge springen und Sie werden erkennen, daß die vorgeführten Mythen fast durchgängig auf eine gemeinsame Grundlage, so zu sagen auf einen Urmythus zurückgehen. Was ich aufführen werde — wofern ich es nicht ausdrücklich als spezielle Eigenthümlichkeit eines einzelnen Stammes bezeichne — ist nur Fortbildung und theilweise Umgestaltung dieses Urmythus, welcher in der indogermanischen Zeit sich bildete, d. h. in der Zeit, wo die vorhin genannten Einzelvölker sich noch nicht herausgebildet und verselbständigt hatten, sondern zusammenlebend noch **ein** Volk ausmachten; in der Zeit, aus welcher dann die nach und nach sich ablösenden und aus der ursprünglichen Heimath auswandernden Stämme ihr Eigenthum an Sprache und religiöser Anschauungsweise in ihre neuen Wohnsitze mitbrachten und sie dort unter veränderten Bedingungen verarbeiteten und umgestalteten.

I.

Wir beginnen billig mit den alten Indern. Ihre Religion ist zwar keineswegs mit der altindogermanischen identisch, aber sie scheint ihr doch am nächsten zu stehen, und jedenfalls ist die Quelle, aus welcher wir die Kenntniß derselben schöpfen, die älteste, die uns überhaupt zu Gebote steht. Wir besitzen nämlich eine Sammlung religiöser Hymnen, den sogenannten Rigveda, dessen Verabfassung in das zweite Jahrtausend vor Christus zurückgeht, in die Zeit, als die Inder von Westen her in das Industhal einwanderten und dasselbe im Kampfe mit den dunkelfarbigen Ureinwohnern des Landes weiter und weiter vordringend allmählich in Besitz nahmen. Aus dieser großen Zeitperiode stammen die von den indischen Priestern gedichteten und beim Opfer oder bei sonstigen Gelegenheiten vorgetragenen Hymnen des Rigveda.

Der Gott, welcher in der nachvedischen Mythologie für den furchtbaren Todesgott gilt, **Yama**, findet sich auch im Rigveda; hier aber spielt er noch eine andere, ohne Zweifel ursprünglichere Rolle, hier ist er noch ein **Sonnen**-

genius und zwar speciell ein Genius der untergehenden Sonne. Der Gott der Morgensonne gilt für seinen Vater, die Nebel und Wolkengewässer — denn in Nebeln geht ja die Herrscherin des Tages unter — für seine Verwandten, des Himmels lichte Räume für seine Wohnstätte.

Nach dem Gesagten ist der Uebergang von einem Genius der Abendsonne zu einem Todtengott ein leichter, und wir sehen denselben sich auch schon im Rigveda so zu sagen vor unseren Augen vollziehen. Yama heißt in einer späteren Stelle geradezu „der Tod" und der Weg des Todes wird bezeichnet als Yama's Pfad. Gehen wir näher hierauf ein!

Ein schöner Todtenhymnus beginnt mit folgenden Worten:

Der einst dahinging längs der hehren Höhen
Und so den Weg für Viele aufgefunden,
Vivasvants Sohn, der Sterblichen Versammler,
Den König Yama ehre mit der Spende!

Zuerst hat Yama uns den Pfad gewiesen
Zu jener Flur, der Niemand kann entgehen,
Zu welcher unsre Ahnen hingeschieden.
Indem sie seine Wege wohl erkannten.

Der Sinn dieser beiden Strophen ist klar: Die Sonne, die am hehren Himmelsgewölbe dahinwandelt und im Westen verschwindet und im nächtigen Dunkel erlischt, sie ist es, welche dem Menschen den Weg voran gegangen ist nach dem dunklen Reiche des Todes; der Gott der untergehenden Sonne also leitet und führt die Menschen auf dem Todespfade, er geht voran, sie folgen ihm, wo er hingeht, dahin gehen sie ihm nach und dort versammeln sie sich um ihn und leben unter seiner Herrschaft. Das Reich des Yama, d. h. der Bezirk, in welchem die Sonne am Abend verschwindet, ist darum das Todtenreich und Yama selbst der König und Gebieter der Dahingeschiedenen.

Der Sterbende betritt also den Pfad Yamas, den Weg, welchen dieser zuerst gezeigt hat, auf dem auch schon die früher Verstorbenen alle dahingegangen sind.

Voran! voran! geh' auf den alten Pfaden,
Auf denen unsre Ahnen hingegangen;
Die beiden Herrscher, die in Wonne schwelgen,
Des Himmels Gott und Yama wirst du schauen!

So ruft man deshalb dem Todten zu, und weiter heißt es:

Vereine dich mit Yama und den Ahnen
Mit jedes Wunsch's Gewähr im höchsten Himmel!
Von Fehlern frei geh' ein zu deiner Heimath,
Und eine strahlend dich mit neuem Leibe!

Hier haben wir das Jenseits des Inders! Es ist die eigentliche Heimath des Menschen, ein Gedanke der uns wunderbar an unsere christlichen Anschauungen erinnert, dort trifft er seine schon dahingeschiedenen Vorfahren,

dort trifft er Vater und Mutter, Gattin und Geschwister und wird von ihnen mit Freude empfangen. Dort lebt er auch ein glückliches, ungetrübtes Leben, sein Leib ist ein neuer, glänzender, ohne Fehl und Mangel.

Bei solch seliger Gewißheit mag wohl der Tod für den alten Inder seinen Schrecken verloren haben: er war für ihn ja nicht eine Trennung von Allem, was ihm hier auf Erden lieb und theuer war, sondern der Uebergang zu einem schöneren, besseren Dasein.

Und das Leben im Jenseits war auch ein heiteres und fröhliches, dort freut sich der Dahingeschiedene in Yamas und der Ahnen Gemeinschaft des Mahles und Trinkgelages.

Wo unter schön belaubtem Baum
Dort Yama mit den Göttern trinkt

heißt es in einem Hymnus an einen früh verstorbenen Knaben, und die Ahnen selbst werden an einer andern Stelle die genannt, „die fröhlich schwelgen in des Himmels Mitte“.

Der Pfad freilich, welcher in Yamas Reich führt, ist ein langer und gefährlicher, er wird — dieß ist die Anschauung — bewacht von zwei bissigen, buntscheckigen, vieräugigen Hunden, welche die Hunde der „Saramâ“ oder die beiden „Sârameya“ heißen und von denen die dahinwandelnden Seelen, wie es scheint, bedroht werden. Deshalb ruft man der entfliehenden Seele nach:

Geh' g'raden Wegs vorbei an den zwei Hunden
Der Saramâ, die bunt sind und vieräugig.

Sonst erschienen diese Hunde auch als die Boten des Yama, welche ausgehen unter die Menschen, Seelen zu suchen und sie in das Reich ihres Gebieters zu geleiten. Man empfiehlt deshalb auch die Verstorbenen ihrer Obhut mit den Worten:

Den beiden Hunden, Yama, deinen Wächtern
Die Pfade schirmen, Männer schaun, vieräugig,
O König, denen gib beschützend diesen!

Wir werden sehen, daß diese Vorstellung von einem Hund oder von Hunden, welche den Weg des Todes bewachen oder die Seelen auf ihrer Reise in's Jenseits führen und geleiten, eine uralte gewesen sein muß, weil wir ihr auch bei anderen Völkern wieder begegnen; gleichwohl wage ich es nicht zu behaupten, ob derselben, wie zunächst zu erwarten stünde, eine natursymbolische Bedeutung zu Grunde liegt, ob sie nicht vielleicht bloß dichterische Zuthat und Ausschmückung ist. Ich will mich nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß ich an der Klippe der Sucht auszudeuten scheitere, vor welcher der Mythologe nicht nachdrücklich genug gewarnt werden kann.

Von einer Hölle im modernen Sinne des Wortes, also von einem gesonderten Aufenthaltsort der Bösen, wußte der Inder in der ältesten vedischen Zeit wohl noch nichts. Es ist bemerkenswerth, daß sich diese Vorstellung auch bei den

andern indogermanischen Völkern ursprünglich nicht findet, daß sie sich aber überall sekundär in späterer Zeit herausbildete, ganz wie bei den Indern, bei welchen in der Folge die Hölle eine sehr bedeutende Rolle spielt und von den Priestern mit allen erdenklichen Martern und Qualen ausgestattet wird. Man könnte geneigt sein, aus dieser Erscheinung zu folgern, daß die ersten Anfänge zu einer Scheidung zwischen Guten und Bösen im Jenseits bereits in die indogermanische Urzeit zurückgehen, daß jedoch die Ausbildung dieser Vorstellung den Einzelvölkern vorbehalten blieb.

Bei den späteren Indern sinkt Yama, wie schon bemerkt, ganz zum Todtengott herab, seine ursprüngliche Bedeutung als Sonnengott ward vergessen; aber unbewußt und unverstanden scheinen doch einzelne Züge aus jener älteren Zeit an seiner Gestalt haften geblieben zu sein. Ich möchte hier an die Schilderung Yama's in dem Gedichte Sâvitri erinnern, welche uns diesen in einer Weise malt, daß wir in ihm allerdings weit eher einen Gott des abendlichen Himmels, insbesondere wie er in südlichen Ländern dem Auge des Menschen sich darbieten mag, als einen Todtengott erkennen möchten. Die Stelle lautet:

Und im Augenblick auch nahte
Sich ein Mann in rothem Kleide,
Reichgelockt und schöngestaltet,
Sonnenähnlich fast an Glanze.
Seine Haut war dunkelgelblich,
Seine Augen roth und glühend u. s. w.

II.

Wandern wir von den Gestaden des Indus gegen Westen das Kâbulthal aufwärts, so gelangen wir in das heutige Afghânistân, in die Wüsten und Hochebenen des alten Iran. Hier und weiter nordwestlich auf dem ganzen Gebiet zwischen der persischen Salzwüste einerseits und dem Kaspisee und den turânischen Steppen andrerseits wohnten die nächsten Stammesbrüder der alten Inder, die Iranier, welche hier seßhaft geblieben waren, nachdem jene sich losgetrennt und ihren Zug weiter nach Südosten dem Industhal zugewendet hatten.

Die Religion der Iranier hat wohl noch bedeutendere Umgestaltungen erfahren, als die der Inder, an welcher indeß auch sehr wohl die Folgen der veränderten klimatischen Verhältnisse wahrzunehmen sind; was wir davon kennen, findet sich hauptsächlich im Awesta, der heiligen Schrift der Anhänger des Zarathustra, welcher ungefähr zur Zeit des Kyros im nördlichen Iran als Reformator des Glaubens seines Volkes auftrat und an die Stelle der alten Naturreligion ein theologisch-ethisches System setzte. Es wundert uns also nicht, wenn hier die alten Anschauungen uns in wesentlich veränderter

Gestalt entgegentreten, und doch begegnen wir mitten unter dem Neuen, Umgestalteten manchem bedeutsamen Ueberrest aus alter Zeit, welcher nicht übersehen werden darf.

So zeigen denn auch die Vorstellungen des Awesta vom Tod und vom Jenseits eine keineswegs alterthümliche Gestalt. Die Scheidung zwischen Himmel und Hölle ist in den jüngeren Partien bereits vollzogen, in den ältesten wird wenigstens vielfach von der Vergeltung gesprochen, welche am Tage der Auferstehung die Ungläubigen treffen soll. Der Name des Gottes Yama hat sich übrigens unter der entsprechenden Form Yima erhalten und es ist merkwürdig, daß es uns gerade das Awesta ermöglicht, den Beweis zu liefern, daß Yima ursprünglich Sonnengenius ist, während dieß aus dem Rigveda weniger leicht möglich sein dürfte. Wir können dieß an der Hand von mehreren höchst merkwürdigen Beinamen, sowie von auffallenden Aehnlichkeiten der Anschauungen von der Sonne und dem genannten Genius. Gleichwohl ist Yima im Awesta zu einem irdischen Könige, zu einem Gebieter in Iran degradirt und als solcher erscheint er auch durchgängig in der späteren persischen Sage. Aber freilich ist er kein gewöhnlicher Herrscher, sondern der Repräsentant des goldenen Zeitalters: „in seinem Reiche gingen die Menschen umher in jugendschöner Gestalt, ohne Krankheit, Schmerz und Tod, ohne Hunger und Durst, nie gequält von Kälte oder Hitze“. Daß dies aber ursprünglich die Schilderung eines überirdischen, himmlischen Reiches ist, eines Reiches der Sonne, das klingt noch in manchen Stücken durch, besonders wenn die Beschreibung in merkwürdigster Weise zu der vom Reiche des Mithra stimmt, des Gottes der Morgensonne.

Die späteren, weitläufigen Schilderungen der Pârsen, der Anhänger des Zoroastrianismus, von den Qualen der Hölle und den Freuden des Paradieses interessiren uns hier nicht, aber erwähnen muß ich hier einen Brauch, in welchem sich nach unserer Anschauung die Erinnerung an die beiden Todtenhunde erhalten hat, und der noch heutigen Tages bei den Pârsen in Indien üblich ist. Bekanntlich begraben oder verbrennen die Anhänger der Zarathustra ihre Todten nicht, sondern sie setzen dieselben aus zum Fraß für wilde Thiere und Vögel. Ehe nun der Leichnam zu der dazu bestimmten Stätte gebracht werden darf, wird an ihm die Ceremonie des sogenannten Sagdid (Hundeblick) vollzogen; d. h. es wird ein Hund zu dem Todten hingeführt und muß seine Augen auf denselben gerichtet haben, ehe die Leiche weggeschafft werden darf. Offenbar wollte man mit dieser Handlung andeuten, daß nunmehr der Verstorbene dem Todesgott verfallen sei und von dessen Boten, den Hunden der Saramâ, sicher in das Jenseits geleitet werden möge. Merkwürdig ist, daß noch jetzt die Bestimmung besteht, zum Sagdid einen vieräugigen Hund zu verwenden, was man dahin auslegt, daß der Hund noch zwei schwarze Punkte über den Augen haben müsse. Wir haben gehört, daß auch der Inder die beiden Sârameyas sich vieräugig dachte.

III.

Sie sehen, daß die Religion der Iranier für uns nicht eben sehr viel Anziehendes hat: sie ist arm an poetischen Motiven, nüchtern, trocken und verständig, die Frische und Kraft der alten unmittelbaren Anschauungen ist verloren gegangen, höchstens, daß mythische Vorstellungen als sinn- und zwecklose Ceremonien sich erhalten haben und der erstarrte Formenkram unverstanden gewohnheitsmäßig weiter überliefert wird. Wir nehmen daher gern wieder Abschied von ihr, und wenden uns dem sonnigen Hellas zu, dem Land der Schönheit und des Maßes, um die zum größten Theil ja wohl schon bekannten Mythen der alten Griechen über den Tod und das Jenseits in unser Gedächtniß zurückzurufen, sie uns zu analysiren und mit dem bereits Besprochenen in Zusammenhang zu bringen.

Wenn auch der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode dem Menschen angeboren zu sein scheint, so ist es doch möglich, daß das eine Volk vermöge seiner besonderen Denkungsart das Jenseits sich vollkommen verschieden vorstellt, als das andere. Der phantastische Inder erwartete die Vollendung seiner Wünsche erst im Jenseits; der Iranier mit seinem eigenartigen, von den Vorstellungen umwohnender Völker gründlich abweichenden und wohl auch vielfach angefeindeten Religionssystem erhoffte im Jenseits die Belohnung seiner Glaubenstreue und die Bestrafung der Widersacher; der Hellene aber fand im Diesseits sein volles Genüge und liebte das Leben, das er mit dem Zauber der Anmuth auszuschmücken wußte. Ihm war demnach der Tod verhaßt und die Wanderung in „das unbekannte Land, von deß Bezirk kein Wandrer wiederkehrt", erschien ihm nur als traurige, trübe Nothwendigkeit, nicht als eine Befreiung vom Leid und Elend der Erde, sondern als das Ende ihrer Freuden. Dies ist wenigstens die Anschauung, welche in den homerischen Gedichten als die allgemein giltige angenommen werden kann, die älteste und ursprünglichste' ist sie, wenigstens nach unserer Meinung, indessen nicht.

Der Tod, eine Reise in das Jenseits, eine Reise weithin über den Ocean, durch unbekannte Bezirke, nach dem fernen Westen, wo der Sonne freundlicher Strahl erlischt; das Jenseits selbst ein dunkler, nebliger, von Licht und Sonnenschein verlassener Aufenthaltsort, dessen Bewohner ein schattenhaftes, traumähnliches Dasein leben: in diese Worte lassen sich die hellenischen Anschauungen zusammenfassen. Daß hier die ältesten mythologischen Vorstellungen wiederkehren, wonach der Tod eine Wanderung nach dem Lande des Sonnenunterganges ist, und daß die Hauptverschiedenheit nur in der Auffassung dieses Landes, als eines traurigen und düsteren beruht, dies bedarf wohl weiter keiner erläuternden Worte.

Der Anfang des 24. Gesanges der Odyssee enthält geradezu die Schilderung einer solchen Reise in das Jenseits, nämlich in der Erzählung

wie der Todtengeleiter Hermes die Seelen der von Odysseus erschlagenen Freier Penelopes in das Todtenreich abführt:

> Hermes aber entrief, der Kyllenier, jetzo die Seelen
> Jener erschlagenen Freier und hielt in den Händen den Machtstab.
> Damit trieb er sie fort; und schwirrend folgten die Seelen,
> So wie Fledermäus' im Geklüfte der schaurigen Höhlen
> Schwirrend umher sich schwingen, wenn ein' aus der Reihe des Schwarmes
> Niedergefallen vom Fels, und darauf an einander sich klammern:
> So mit zartem Geschwirr fort zogen sie; aber voran ging
> Hermes der Retter aus Noth; durch dumpfbeschimmelte Pfade
> Hin an Okeanos Fluth und hin am leukadischen Felsen,
> Auch an Helios Thore hinweg und dem Lande der Träume
> Zogen sie.

Diese wenigen Zeilen enthalten eine Menge der interessantesten und wichtigsten Thatsachen! Zunächst das Lokale: An des Okeanos Fluth ziehen die Seelen hin, also gegen Westen an die äußersten Grenzen der Erde — vorbei an Helios Thor, da wo die Sonne eingeht in ihre nächtige Behausung, und am Lande der Träume, am Reiche des Dunkels und des Schlafes. Dort also sucht der Grieche sein Jenseits und dorthin müssen die Seelen der Abgeschiedenen ihre weite Wanderung antreten. Aber noch nicht genug: wir hören da von einem Todtengeleiter, von Hermes oder Hermeias, welcher also sachlich den beiden Sârameya des indischen Mythus entspricht, die ja wie wir sehen als Boten des Todesgottes fungiren und die Seelen zu ihm führen; aber dies ist nicht nur sachlich der Fall, sondern auch lautlich; denn das griechische Hermeias ist genau dasselbe Wort wie das indische Sârameya. Die Eigenschaft des Hermeias als des Gebieters der in die Unterwelt wandernden Seelen ist übrigens nicht die ursprüngliche; zunächst ist er ein Sonnengenius und zwar insofern, als er die Sonne in ihrer unablässigen Wanderung von Ost nach West personificirt; in dieser Beziehung also deckt er sich sachlich hinwiederum mit dem indischen Yama. Der indische und der griechische Mythus ist, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, vollkommen identisch: der Sonnengott, der nach Westen wandert in's Land der Nacht und der Träume, ist der Führer der eben dorthin in's Todtenreich wandernden Seelen, nur trägt er bei den Hellenen den Namen, welchen die Inder seinen beiden Boten beilegen: Sârameya; die Hunde sind aus der griechischen Sage verschwunden und, wie wir sehen werden, anderswo untergebracht; der Sonnengott selber ist es, welcher die Aufgabe seiner Boten übernommen hat.

Aber nun kommen wir freilich auch zu der hauptsächlichsten Abweichung der hellenischen Anschauungsweise von der altindischen, welche uns genugsam beweist, wie die Mythen, auch wenn sie auf der nämlichen Grundlage beruhen, bei den einzelnen Völkern sich doch selbst in wesentlichen Punkten umzugestalten vermögen. Wie schon bemerkt, ist dem Griechen der Tod etwas Verhaßtes; er kann darum auch nach dem Tode kein Glück und keine Freude erwarten: das Leben im Jenseits gilt bei ihm für ein trübseliges, freude-

leeres Dasein und das Land der Todten selber für ein düsteres, ödes und trauriges Land.

Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß; nimmer auf jene
Schauet Helios her mit der Sonne erleuchtenden Strahlen,
Nicht, wenn er steigt empor zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn wieder hinab zur Erd' er vom Himmel sich wendet:
Nein, rings gräuliche Nacht umlagert unselige Menschen.

Unselige Menschen — und Alle, auch die Besten trifft das traurige Loos. Alle die Helden, die vor Troja im männermordenden Kampfe fielen, alle die herrlichen Männer und Frauen der Vorzeit schaut Odysseus, wie er das Todtenreich aufsucht, um die Schatten zu befragen, auf des Hades Gefilden wandelnd in trübem, traumhaftem Scheinleben. Achill selbst, der beste der Hellenen, bricht gegen seinen Kampfgefährten in die Klageworte aus:

(Lieber wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlstand,
Als die gesammte Schaar der geschiedenen Todten beherrschen.)

Und den alten, hoffnungsvollen Glauben — so fragen wir — von einem wonnereichen glückseligen Leben in einem herrlichen Jenseits, wo alle Mängel und Fehler schwinden, die dem Erdenbewohner anhaften, wo alles Gute und Schöne, was in ihm und an ihm ist, seine höchste Vollendung erreicht — diesen Glauben hat der Hellene ganz verloren? Nein, auch diese Anschauung hat sich erhalten, freilich in etwas veränderter Form, sie hat sich erhalten in dem Mythus von den Inseln der Seligen. Diese sind nun freilich eigentlich kein Todtenreich, sondern ein Aufenthaltsort für solche, welche ohne den Tod zu schauen in's Jenseits entrückt werden, aber sie werden, ähnlich wie auch das Todtenreich, an die fernsten Enden der Erde verlegt, an die Grenzen des Oceans. Ihre Beschreibung

Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;
Ewig wehet das Säuseln des leise hauchenden Westwinds,
Den Okeanos sendet, um kühlend die Menschen zu fächeln

erinnert merkwürdig an die Schilderung des Reiches des Yama bei den Iraniern.

Dies der letzte Rest der Erinnerung des Hellenen an das verloren gegangene Paradies. Mag man nun annehmen, daß die Inseln der Seligen ursprünglich mit dem Todtenreich identisch waren oder daß sie vollkommen von diesem zu trennen, und als selbständiges Erzeugniß der griechischen Phantasie zu betrachten sind, so viel ist sicher, daß der Hellene immer sein Jenseits suchte an den äußersten Enden der Erde, jenseits des weiten wüsten Okeanos, den die abscheidenden Seelen zu überfahren haben. An Stelle des Oceans tritt auch ein breiter, mächtiger Strom, auf welchem der Fährmann Charon den Dienst des Uebersetzens der Schatten versieht, eine Anschauung, zu welcher wir Analogieen bei den Germanen finden werden.

Erwähnen muß ich noch die Vorstellung von dem Höllenhunde Kerberos, welcher das Thor des Hades bewacht und so einen Theil der Funktionen versieht, welche bei den Indern den Hunden der Saramâ zugeschrieben sind, die ja auch nicht nur als Todtengeleiter, sondern auch als Hüter erscheinen am Pfad des Todes, während der andere von Hermeias selbst übernommen wurde. Er ist freundlich, so wird er geschildert, gegen die, welche hinein wollen, aber grimm und bissig gegen Jeden, der heraus will. Sein Name verknüpft ihn übrigens noch enger mit den beiden Hunden Yamas, denn Kerberos ist nichts anderes als das indische çabala und dieses bedeutet „bunt, buntscheckig" und ist, wie ich Ihnen mittheilte, der Beiname, welchen im Rigveda die Sârameyas tragen.

Was ich bis jetzt vortrug, ist — und ich muß das nachdrücklich betonen — im Wesentlichen die Anschauung der homerischen Gedichte. Dieselben repräsentiren natürlich nicht den gesammten hellenischen Volksgeist, sondern speziell den des jonischen Stammes in älterer Zeit. Später und auf anderem Boden tragen die Mythen vom Tod und Jenseits ein anderes Gepräge Die Vorstellungen vom Todtenreich und von den Inseln der Seligen werden combinirt und zwar so, daß nach dem Tode über jede Seele Gericht gehalten und dieselbe, je nachdem sie für gut oder böse befunden ward, entweder in die Wohnsitze der Seligen eingeführt oder in die Nacht des Tartarus verstoßen wird. Jene werden von der dichterischen Phantasie mit hellen bunten Farben geschildert: Der Dahingeschiedene setzt sein irdisches Leben mit all' seinen Neigungen und Freuden im Wesentlichen fort, aber es ist nicht mehr eine schattenhafte Traumexistenz, die er führt, sondern er lebt in Wonne und und Seligkeit, befreit von allen Leiden des Leibes und der Seele; Glück und Friede walten rings umher, ewig prangender Frühling und nie verlöschender Sonnenglanz. Wie dereinst im Diesseits so ergötzt er sich auch jetzt an den Freuden der Liebeslust und des Gelages, an all' dem, was sonst sein Herz erfreut und befriedigt hatte: Ring- und Kampfspiel oder musische Künste, Poesie und Musik; aber Haß und Hader, Neid und Eifersucht, Mangel und Armuth sind ihm fremd, alle Mißklänge des Lebens sind aufgelöst in reine, melodische Harmonien.

Diese hellenischen Sagen mögen wohl unserem Dichter vorgeschwebt haben, als er die berühmten Worte sang:

Seine Freunde traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus' Spiel tönt die gewohnten Lieder
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

IV.

Der Gang unserer Darstellung führt uns nunmehr in unser eigenes Vaterland, in das Land der alten Germanen. Ihre Mythologie ist eine überaus reiche und mannigfaltige und die Tiefe der Empfindung, welche in deutschen Sagen und Märchen uns entgegen tritt, zieht uns mit unwiderstehlicher Gewalt an. Oder sollte es nur das Bewußtsein sein, daß wir da unser eigen Hab und Gut, das Erzeugniß deutschen Geistes und deutscher Phantasie vor uns haben, durch welches die altgermanische Mythologie für uns ihren besonderen Reiz gewinnt? Und wenn auch, so brauchten wir uns dessen nicht zu schämen: der Deutsche hat immer eher zu wenig als zu viel Nationalstolz besessen.

Ueberaus merkwürdig sind die Berührungspunkte, welche sich vielfach gerade zwischen der germanischen und der griechischen Mythologie aufweisen lassen. So auch ganz besonders in dem von uns heute besprochenen Sagenkreise. Wie bei den Griechen eine Scheidung vollzogen ist zwischen der eigentlichen Unterwelt und dem Elysium, den Inseln der Seligen, so findet sich auch bei den Germanen eine Trennung zwischen Hel und Walhalla. Und wie dort die Unterwelt der allgemeine Aufenthaltsort der Abgeschiedenen ist, so nimmt hier die Hel alle Verstorbenen ohne Unterschied auf, Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte. Wie aber das Elysium dort nur wenigen Auserwählten beschieden ist, so auch hier die Walhalla. Diese ist nämlich — und es ist das bezeichnend für die germanische Anschauungsweise — das Jenseits speciell für die kampfstodten Mannen, für die auf der Wahlstatt gebliebenen Helden. In Walhalla thront der alte Götterfürst Odhin, der darum auch der Walvater heißt, und von dort aus entsendet er seine Botinnen, die Walkyren, die Kampfjungfrauen, welche auf windschnellen Rossen durch die Luft dahinreiten, um die Seelen der in der Schlacht gefallnen Helden heimzuholen und in Odhins goldglänzendes Haus zu geleiten.

Wie schon in diesen Mythen die kräftige, energische Denkweise eines mannhaften, in Krieg und Gefahr erstarkten Geschlechtes hervortritt, so fehlt auch der Schilderung des Lebens in der Walhalla jene Weichheit und Milde, welche die griechischen Beschreibungen des Elysiums kennzeichnet. Musische Künste, Liebe und Gesang liegen dem Germanen ferne, wohl aber kreist bei Walvaters Zechgenossen, gleichwie unter der Schaar der Lebenden, der methgefüllte Becher und des lustigen Gelages ist kein Ende. Daneben aber widmen sie sich auch, wie uns die Edda berichtet, heldenhaftem Kampfspiel: „Jeden Morgen, wenn die Walhallbewohner sich angekleidet haben, wappnen sie sich und gehen in den Hof, sich zu bekämpfen und niederzuwerfen. Das ist ihr Zeitvertreib, und wenn es Zeit ist zum Mittagsmahl, dann reiten sie heim gen Walhall und setzen sich an den Trinktisch, wie hier gesagt ist:

Die Einherier alle in Odhins Saal
Streiten Tag für Tag;
Sie kiesen den Wal, und reiten vom Kampf heim,
Mit Asen Ael zu trinken;
Dann sitzen sie friedlich beisammen."

In solch urwüchsiger, kräftiger oft derber Weise schildert der Deutsche sein Jenseits, selbst das Jenseits, das nur den Bevorzugtesten unter den Menschen zu Theil wird. Er kann sich keinen Himmel denken, in welchem er ruhig und friedlich frommer Beschauung lebt; fröhliches Zechgelage und das rauhe Handwerk des Kriegers sind dort wie hier seine Hauptbelustigung. Aber es sind echt volksthümliche und uralte Züge, welche da zu Tage treten und sie erinnern uns an die Mythen der Inder, welche uns auch von dem Trinken und Schwelgen der Abgeschiedenen in Gemeinschaft mit ihrem Oberhaupte Yama zu erzählen wissen.

Das Leben in der Walhalla ist also so recht in germanischer Weise beschrieben im Gegensatz zu dem in der Hel, dem allgemeinen Aufenthaltsorte der Verstorbenen, deren Schilderungen hinwiederum in merkwürdiger Weise an die des Hades der Griechen anklingen, und an die düsteren Bilder der Odyssee uns erinnern.

Wir hören wohl wieder am besten die Edda selber in der Erzählung, wie Hermodhr dem durch den Feuergott Loki getödteten Gotte Baldur in die Hel nachreitet, um ihn wieder aus der Gewalt des Todtenreiches zu befreien. „Und Hermodhr ritt" — so heißt es — „neun Nächte durch tiefe, dunkle Thäler, so daß er nichts zu sehen vermochte, bis er zum Flusse Giöll (d. h. der Rauschende) kam und über die Giöllbrücke, die mit glänzendem Golde belegt ist. Modgudr heißt die Jungfrau, welche die Brücke bewacht". — Der Helweg ist also ein dunkler, düsterer Pfad und die Hel selbst trägt den Namen Niflheimr oder Niflhel, d. h. Nebelheim oder Nebelhöhle; denn dort herrscht Nebel und Nacht und Finsterniß, gerade wie auch das Todtenreich der Hellenen nach der Beschreibung in der Odyssee „ganz von Nebeln umwölkt ist und Finsterniß". Auch die Anschauung, daß die Hel von einem Strome umgeben sei, der auf einer Brücke oder mit einem Nachen überschritten werden muß, ist uns bereits bekannt. Odysseus muß, wie wir sahen, den ganzen Okeanos durchschiffen, ehe er in das Reich der Verstorbenen gelangt; an Stelle des Oceans erscheinen später die Höllenströme, besonders die Styx, auf welchem Charon Fährmannsdienste thut. Eine Brücke, welche in das Jenseits hinüberführt und welche alle Seelen passiren müssen, kennt der Iranier: er nennt sie die Brücke Tschinvat, an welcher über die Seelen Gericht gehalten wird. Und wie hier die richtenden Genien an der Brücke Wacht halten und keine Seele hinüberlassen, ehe nicht ihre bösen und guten Thaten abgewogen sind, und wie bei den Hellenen der Hund Kerberos das Höllenthor behütet, so wacht in der Edda die Jungfrau Modgudr an der Giöllbrücke.

Gerade die Vorstellung von einem Uebersetzen der Todten über einen

Fluß oder ein Meer findet sich übrigens mehrfach in deutschen Localsagen. So erzählt uns Procop, daß die Bewohner der gallischen Küste glaubten, die Seelen ihrer Verstorbenen führen über den Ocean hinüber nach der Insel Britannia, also gegen Westen in die Gegend des Sonnenunterganges nach einem nebligen, düsteren Lande. Am Strande selbst wohnen Fischer, die das Geschäft der Ueberfahrt der Reihe nach besorgen. Wem es obliegt, der legt sich gegen Abend schlafen, um Mitternacht weckt ihn lautes Pochen an seiner Hüttenthüre und dumpfes Getöse wie von vielen Stimmen. Er tritt hinaus ins Freie und sieht am Strande einen leeren Nachen liegen, steigt hinein und ergreift das Ruder. Alsbald wird der Kahn, obwohl Niemand zu sehen ist, voller und voller und sinkt so tief bis er nur wenig mehr von des Meeres Fläche absteht. Der Schiffer stößt vom Strand ab und in kurzer Zeit hat er das Gestade Britanniens erreicht, wo sich der Nachen in gleich geheimnißvoller Weise entlud. Das sind die Seelen, die hinüberfahren in das Jenseits.

Ein Volksmärchen, welches im Wesentlichen die gleiche Anschauung enthält, ist Ihnen vielleicht zum Theil bekannt: In stürmischer Nacht weckt ein Mönch in schwarzem Gewand den schlafenden Schiffer, legt ihm Fährlohn in die Hand und gebeut, ihn überzufahren. Kaum ist aber der Nachen vom Strand abgestoßen, so füllt er sich mit einer Menge von schwarzen und weißen Männern, so daß der Schiffer kaum mehr Platz behält und das Fahrzeug tiefer und tiefer sinkt. Am jenseitigen Ufer verlassen die Insassen schweigend und geheimnißvoll, wie sie gekommen, den Kahn, der von unsichtbarer Hand in sturmgleicher Schnelligkeit an den Strand zurückgestoßen wird, wo schon eine neue Schaar von Todten des Ueberfahrens harrt.

Unsere Märchen, wie auch unsere Volkslieder, die noch heutigen Tages auf dem Lande erzählt und gesungen werden, enthalten überhaupt noch eine Menge mythologischen Stoffes; aber nur Wenige mögen wohl, wie etwa die beiden Brüder Grimm, geeignet sein, diese Schätze zu heben. Und doch sind sie gerade die Quelle, aus der wir die Kenntniß ächt volksthümlicher Mythologie am besten und reichlichsten zu schöpfen vermöchten. Ich möchte hier schließlich nur noch an einen meines Wissens der germanischen Mythologie eigenthümlichen Zug erinnern, der von einer besonderen Tiefe und Zartheit des Gemüthes zeugt und der in unseren Volksliedern eine bedeutende Rolle spielt. Es ist dies die Darstellung der scheidenden Seele als einer aus der Erde aufsprießenden Blume. Die Erzählung, daß an der Stätte, wo ein Unschuldiger hingerichtet wurde, eine weiße Lilie dem Boden entsprießt als Zeichen der rein und unbefleckt zum Himmel sich aufschwingenden Seele, ist hinlänglich bekannt. Ebenso haben Sie Alle schon das Lied gehört von den drei weißen Lilien — die Dreizahl wiederholt sich hier überhaupt immer wieder, vielleicht, weil sie in Folge der christlichen Dreifaltigkeitslehre dem Volke überhaupt eine heilige Zahl geworden war, — die auf des an Liebesgram gestorbenen Mädchens Grabe blühen und die keiner brechen soll als der Geliebte. — Sie Alle kennen die Erzählung, wie dem verlassenen Mädchen drei blutigrothe

Rosen in den Schooß fallen zum Zeichen, daß der Ungetreue gestorben — Sie Alle kennen endlich das schwäbische Volkslied „Mei Mutter mag mi net“ und dessen tiefernsten Schluß:

Laßt die drei Rösle stehn
Die dort am Kreuzweg blühn,
Hent ihr des Mädle kennt
Des drunter leit.

Die drei am Kreuzweg aufsprießenden Rosen bezeichnen das Grab der unglücklichen Selbstmörderin, die in Verzweiflung über ihr Alleinstehen sich selber das Leben genommen. —

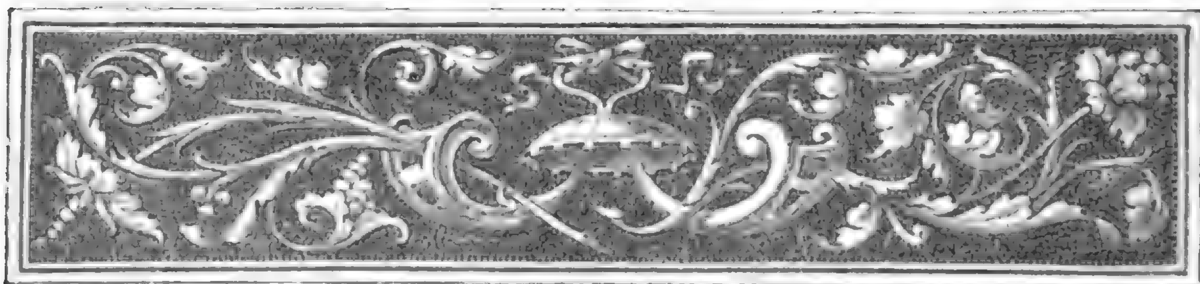
Das Christenthum, dessen Bestreben es ja nicht war, die Religionen, die es vorfand, mit Stumpf und Stiel auszurotten, sondern das darauf ausging, sich der vorhandenen jeweiligen Anschauungsweise anzupassen, sie mit seiner eigenen Kraft zu durchdringen und ihr so nach und nach den Stempel seines Geistes aufzuprägen, mußte begreiflicherweise auf die germanische Mythologie und ganz besonders auf den von uns behandelten Theil derselben einen tiefgehenden Einfluß ausüben. Nifl heim, das in der heidnischen Zeit, so weit wir eben in derselben die Sagen verfolgen können, zwar ein düsterer, trauriger Ort war, aber doch keine Aufenthaltsstätte von Verdammten, sondern nur von allen denen, die nicht in der Schlacht den Tod fanden, wird nunmehr zu einer Hölle im modernen Sinn des Wortes, zu einem Ort der Pein und Qual. Nach dem Eindringen des Christenthums kommt die strenge Scheidung auf zwischen dem Gimmil, dem Himmel nach modern-christlicher Auffassung als Wohnsitz der abgeschiedenen Frommen und Gerechten, und zwischen der Hel als einer Stätte, wo die Verdammten in feurigen Gluthen entsetzliche Qualen erdulden, freilich eine Umgestaltung der Anschauungen, die wir auch bei andern Völkern in naturgemäßer Weise sich vollziehen sahen.

So verfolgen wir die mannigfachen Umwandlungen, welche die von dem Naturmenschen ersonnenen und ihm als Ausdruck für seine religiösen Empfindungen dienenden Mythen im Laufe der Jahrtausende erfahren. Sie gleichen einem Strom, der aus einer Quelle geboren, sich in viele Arme verzweigt, fremde Länder durchläuft, hier im Sand versiegend nur noch kümmerlich dahinschleicht, dort neue Gewässer aufnehmend des eigenen Wassers Farbe verändert und dort endlich in alter Frische und Klarheit fließt; und wir, die wir den Strom nur in seinen verschiedenen Verzweigungen kennen, verfolgen seine Ufer stromaufwärts und versuchen es, seinen ersten Lauf und seinen Ursprung wenigstens einigermaßen zu bestimmen. Und wie einfach und schlicht ist die Denkweise der ältesten Zeit, von der wir uns nach den Anschauungen, wie sie sich nach vielen Jahrhunderten und gewaltigen geschichtlichen Umwälzungen bei dem oder jenem Volke gestaltet haben, ein Bild zu entwerfen versuchen.

Die Sonne verschwindet im West, doch ihr Glanz erlischt nicht für immer: es ist nur ein anderes, ein unbekanntes fernes Land, dem sie ihr

freundliches Licht spendet. Und so nimmt auch mit dem Tode der Mensch nicht wirklich ein Ende, sondern der Sterbende wandert hinüber in fremde Bezirke, er folgt dem Pfade der Sonne. Denn der Sonnengott — bei den Indern Yama, bei den Griechen Hermeias — war es ja, der zuerst hinabstieg in das Dunkel der Nacht, er ist es also auch, der den Menschen den finsteren Pfad des Todes zeigt; und sie folgen ihm weithin über Ströme oder Meere in das Land im fernen Westen, wo sein Reich ist, in dem er herrscht. Bald ist's ein Nachen, der die Seele hinüber trägt an des Jenseits Gestade, wie deutsche Märchen uns berichten und griechische Erzählungen von Odysseus Fahrt über den Ocean und vom Fährmann Charon, bald ist's eine Brücke über einen rauschenden Strom, welche der Hinüberwallende betreten muß. Auch seine Boten hat der Sonnen- und Todesgott, durch die er die Seelen zu sich heimholt und auf ihrer weiten Wanderung geleiten läßt: das sind die beiden Hunde der Saramâ, die Sârameya der Inder. Ursprünglich freilich mag das Wort Sârameya nur ein Beiname des Sonnengottes gewesen sein, insofern als er eben die Functionen des Todtengeleiters versah, wenigstens trägt bei den Hellenen der wandernde Sonnengenius noch diesen Namen unter der Form Hermeias und erscheint selbst als der, welcher die Seelen hinüberführt in das Jenseits. Das Leben, das dort die Verstorbenen führen, wird anolog gedacht dem Leben im Diesseits. Indeß lag gerade hier, je nach der individuellen Anschauungsweise, Verschiedenheit der Auffassung nahe: Wenn man am Leben sein Genüge fand und das Leben liebte, so konnte man nach dem Tode keine Freude, kein Glück erwarten, sondern mußte das Jenseits, wie in den homerischen Mythen vom Hades und in den germanischen von der Hel, als ein düsteres, ödes Land und das Leben als ein trauriges, traumhaftes schildern; wenn man aber auf Erden überhaupt keine Vollkommenheit fand, so träumte man von einem Elysium, einem Land voll Wonne und Herrlichkeit, wo die Dahingeschiedenen ein seliges Leben führen, frei vom Leid und Elend der Erde in ewiger Herrlichkeit und ungetrübter Freude.

Dieß mag im Allgemeinen die Form gewesen sein, welche die Mythen vom Tod und Jenseits in der altindogermanischen Zeit hatten. Möge es mir — und mit diesem Wunsche will ich schließen — gelungen sein, einen Blick eröffnet zu haben in die Denkweise und religiösen Anschauungen unserer Stammesbrüder von ihrer ältesten Zeit an bis zu den wenigen Resten, die sich noch in der Gegenwart da und dort erhalten haben; — möge es mir gelungen sein, ein vielleicht noch bestehendes Vorurtheil wider die vergleichende Mythologie beseitigt oder doch geschwächt, und zugleich gezeigt zu haben, welch' eine Fülle der interessantesten Fragen, die nicht allein den Mann der Wissenschaft berühren, sondern jedes Menschen Herz, auf diesem Gebiete an uns herantritt und ihre vollständige oder doch theilweise Beantwortung findet. Und manch ein Räthsel, vor dem die Gegenwart noch rathlos und zweifelnd steht, wird — das bin ich überzeugt — der Zukunft zu lösen vorbehalten sein.



Ernst Dohm
und der „Kladderadatsch".

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Zu den zahlreichen Classificationen, die die Literatur hat erfahren müssen, könnte man noch eine hinzufügen: man könnte die Schriftsteller eintheilen in solche, die viel, und in solche, die bei gleichem Verdienste wie die Vielgenannten oder sogar bei größerem als diese, wenig genannt werden.

Einzelne schriftstellerische Naturen erscheinen wie dazu auserlesen, daß eine jede ihrer Aeußerungen beachtet wird, Zustimmung findet oder zum Widerspruche herausfordert. Zum Theil ist das schon eine natürliche Folge der besonderen Gattung der schriftstellerischen Arbeit des Einzelnen. So gehören beispielsweise die Bühnenschriftsteller vermöge der einfachen Thatsache, daß ihre geistigen Erzeugnisse durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Theaters am wirksamsten und nachdrucksvollsten übermittelt werden, und daß die Entgegennahme derselben von Seiten des Publicums bei Weitem die reizvollste und wenigst beschwerliche ist, zu den Bevorzugten, — wenn das Vielgenanntwerden überhaupt als ein Vorzug bezeichnet werden kann. Der Autor eines mittelmäßigen Theaterstückes wird schneller ein vielbesprochener Mann, als es etwa der epische Dichter werden würde, selbst wenn dieser ein großes Heldengedicht, meinethalben sogar von der Kraft und Gewalt des Nibelungenliedes, geschrieben hätte.

Ueber die ungerechte Vertheilung in dem Maße der öffentlichen Würdigung, über das Mißverhältniß, in welchem die Kritiken nach Zahl und Umfang zu dem Werthe der geistigen Hervorbringungen stehen, ließe sich ein Langes und Breites sagen. Da würde denn als eine besonders auffällige Thatsache zu verzeichnen sein: die geringe Beachtung, welche die Mitarbeiter

an der jüngsten, eigenthümlichsten, zugleich wirksamsten und vergänglichsten Erscheinung der Literatur, an der Zeitung, finden. Es versteht sich, daß ich, wenn ich hier von den Zeitungen spreche, darunter nur die vornehmsten der Gattung verstanden wissen will, — die wahrhaft bedeutenden, die mit einem Kapital von Wissen und Können, von Ueberzeugung und Selbstlosigkeit arbeiten, dessen Unterschätzung sich nur daraus erklären läßt, daß sich Unverstand, Anmaßung, Niedertracht und Bestechlichkeit in derselben Form vernehmlich zu machen die Gelegenheit haben. Da in der Zeitung nicht blos die Helden, sondern auch die Landsknechte und Banditen der Feder das öffentliche Wort führen dürfen, und in der Tagespresse sowohl Männer in der edelsten Bedeutung des Begriffs in uneigennütziger Weise für das Gemeinwohl wirken, wie jene traurigen Gesellen, die Goethe Lumpenhunde nennt, mit den schmachvollsten Mitteln ihre eigenen Interessen oder als Söldlinge die Privatinteressen anderer verfechten, die unsauberen Elemente aber gerade die geräuschvolleren und vordringlicheren sind, so ist das Vorurtheil, das bei einem großen Theil des Publicums gegen die Tagespresse im Allgemeinen herrscht, erklärlich genug. Mit um so stärkerem Nachdrucke sollte überall, wo sich die Gelegenheit bietet, auf den vollkommenen Gegensatz zwischen diesen und jenen hingewiesen werden, die nichts weiter als etwas rein Aeußerliches gemein haben: die Möglichkeit, auf einem Blatte bedruckten Papieres jeden Tag zu einer bestimmten Stunde ihre Meinung — die wahre oder die gefälschte — dem Publicum zu übermitteln.

Die in unserer Tagespresse herrschende Anonymität hat natürlich wesentlich dazu beigetragen, das Interesse des Publicums an der Arbeit des Einzelnen abzuschwächen. Das Publicum sieht eben nur eine Gesammtleistung vor sich: die Zeitung. Nur das Feuilleton der politischen Zeitungen, das jetzt häufig Beiträge mit dem Namen, den Initialen oder der bekannten Chiffre des Autors veröffentlicht, macht eine Ausnahme. Da richten sich denn auch schon die Sympathien oder Antipathien des Lesers auf eine bestimmte Persönlichkeit; da kann man von Lieblingen des Publicums und von unbeliebten Mitarbeitern sprechen. Um die Mitarbeiter an dem größeren anonymen Theile aber kümmert man sich wenig, und so mancher Leser, der seit Jahrzehnten auf ein bestimmtes Blatt abonnirt ist, hat sich vielleicht niemals die Mühe gegeben, auch nur nach dem Namen des verantwortlichen Redacteurs zu forschen, der in ganz bescheidenen Lettern am Ende des Blattes neben der Firma des Druckers und des Verlegers angegeben ist.

Der größte, verdienstlichste Theil im geistigen Schaffen von Ernst Dohm gehört dieser anonymen Arbeit an der Zeitung an. Die dichterische Thätigkeit Ernst Dohms ist mit dem „Kladderadatsch" so vollkommen zusammengewachsen, daß der Versuch, den Dichter zu charakterisiren, nothwendig zu einem Versuche der Charakterisirung des Blattes führt.

Allem Anderen will ich die Erklärung voranschicken, daß ich eifrig bemüht sein werde, mich nicht aus Vorliebe für die schriftstellerische Persön-

lichkeit, mit der ich mich gerade hier zu beschäftigen habe, zu einer einseitigen Hervorhebung der individuellen Verdienste dieses Einzelnen auf Kosten der Uebrigen verleiten zu lassen. Die specielle Berücksichtigung irgend eines Mitarbeiters würde schon eine starke Unbilligkeit gegen die Andern sein, deren Jeder in seiner Weise sich dieselben Verdienste um das Blatt erworben und auf dieselbe Anerkennung Anspruch hat. Wenn hier das Lob nur dem Einzelnen gespendet wird, so gebührt dies doch einem Jeden der in ihrer Art einzigen geistigen Gemeinschaft, die unter der scherzhaften Bezeichnung: „die Gelehrten des Kladderadatsch", allbekannt geworden ist.

Es dürfte sich in der That kaum ein einziges Beispiel in der gesammten Zeitungsliteratur vorfinden, das in Bezug auf harmonisches, einheitliches, sich wechselseitig ergänzendes und ungestörtes Zusammenwirken der redactionellen Kräfte dem „Kladderadatsch" an die Seite zu stellen wäre.

Dieselben Männer, die sich gleich in den ersten Anfängen des „Kladderadatsch" zusammengefunden, sind — bis auf den Einen und Unvergeßlichen, den ein frühzeitiger Tod abgerufen hat, bis auf David Kalisch († 21. August 1872) — noch heute die Redacteure: Ernst Dohm, Rudolf Löwenstein und Wilhelm Scholz. Seit mehr denn 31 Jahren sind diese die ständigen Mitarbeiter des Blattes, nachdem sie nahezu 25 Jahre im Verein mit David Kalisch zusammengewirkt hatten, dem eigentlichen Begründer jenes Blattes, das seinem Verleger, A. Hofmann, eine erste Stellung im Buchhandel und nebenbei ein großartiges Vermögen erworben hat. Zu diesen Veteranen ist nur Einer hinzugetreten: der feinsinnige und feinhumoristische Trojan, der aber auch bereits seit etwa 15 Jahren der Redaction angehört. Alle diese haben sich gleichermaßen um den Aufschwung, das stete Gedeihen und den ungewöhnlichen Einfluß, den der „Kladderadatsch" gewonnen hat, verdient gemacht. Dem Wesen dieses eigenartigen Zusammenschaffens würde es daher durchaus widersprechen, wollte man aus jener Summe von Geistesarbeit, die eben „Kladderadatsch" heißt, die eine oder andere Sonderthätigkeit herausschälen und für sich als einzelne betrachten. Mag auch der Eine mehr Ursprünglichkeit und drastisch wirkende, derbe Komik, ein Anderer mehr Schwung und packende Rhetorik besitzen, mag ein Dritter vorzugsweise im beschaulichen und sinnigen Humor sich hervorthun und bei dem Vierten der Geschmack, das Formgefühl, der Tact und die universale Bildung überwiegen, mögen diese mit der Feder, mag jener mit dem Stifte die lächerlichen und verächtlichen Ausgeburten des öffentlichen und geistigen Lebens geißeln — das, was dem „Kladderadatsch" seinen Charakter und seine Bedeutung gegeben hat, ist weder dieses, noch jenes Besondere; es ist Dieses und Jenes, es ist die glückliche Mischung, der Zusammenfluß aus verschiedenen Quellen zu einem einzigen Strome.

Dieses Zusammenhalten und Zusammenwirken der Mitarbeiter, das bis zum Tode des Dichters Kalisch, also durch ein Vierteljahrhundert, auch nicht die geringste Veränderung erlitten, macht es erklärlich, daß auch die Geschichte dieses Blattes an besonders bemerkenswerthen Daten nicht allzureich ist. Nur

in der Kindheit und in seiner ersten Jugend ist es durch allerlei Heimsuchungen geprüft worden. Seitdem es aber die Kinderschuhe ausgetreten, seit es sich zum Jüngling und Mann entwickelt hat, hat es bis auf kleine Unfälle, die sich ja immer einstellen, einer behaglichen und unbehelligten Existenz sich zu erfreuen gehabt und noch zu erfreuen.

Diese Behaglichkeit ist ihm von denjenigen, die von einem humoristischen Blatte Krakehl um jeden Preis verlangen, in den letzten Jahren vielfach verübelt worden. Es würde als eine tendenziöse und beabsichtigte Unterlassung getadelt werden können, wenn die Klage, die man namentlich in den Jahren 1872—1877 häufig gehört hat: daß nämlich der „Kladderadatsch" altere und matt werde, hier verschwiegen bliebe. Gerade diese Beschwerde scheint mir indessen ein ernsthaftes Lob der Redaction in sich zu schließen.

Zunächst ist es eine Art von Naturgesetz, daß die Zeitung wie eine jede andere Schöpfung hienieden nicht eine beständig aufsteigende Richtung nehmen kann. Sie erreicht einen Höhepunkt, den sie nicht zu überschreiten, und auf dem sie sich mit allen erdenklichen Anstrengungen doch nur eine Spanne Zeit zu erhalten vermag. Dann ist sie genöthigt, wieder bergab zu steigen; und es ist ein besonderes Glück, wenn es ihr gelingt, noch einmal zur früheren Höhe aufzuklimmen. Für den Zurückgang aber hat das Spürvermögen des Publicums eine ungemeine Empfindlichkeit, während es das Wiederaufsteigen kaum zu bemerken scheint. Dauernde Erkenntlichkeit pflegt nun überhaupt nicht gerade die hervorstechende Eigenschaft der Gesammtheit zu sein. Das Publicum sieht immer nur die Leistung und gönnt sich nicht die Muße, an das Geleistete zu denken. Es hält sich an die Gegenwart und kümmert sich nicht um die Vergangenheit.

Da nun aber Witz und Satire vor allem unter schädlichen, verkehrten und beschränkten Regierungen gedeihen, so hatte der „Kladderadatsch" gerade in jener Epoche, in welcher sich eine gewisse Mißstimmung in einigen Kreisen des Publicums über das Blatt äußerte, einen besonders schweren Stand. Der reactionäre Kleinstaat Preußen, dem von Europas Gnaden das Prädicat einer Großmacht verliehen war, — das Preußen des Ministers Manteuffel und des Vertrags von Olmütz, unter dem der „Kladderadatsch" das Licht der Welt erblickt, hatte sich zu dem mächtigsten Staate eines mächtigen Reiches aufgeschwungen, hatte die Schlachten bei Düppel, Königgrätz und Sedan geschlagen, hatte an der Spitze den geachtetsten und populärsten Monarchen, der seit Friedrich dem Großen auf dem Thron gesessen, hatte Bismarck als Reichskanzler und Moltke als Feldherrn. Die Gesetzgebung hatte eine entschieden freisinnigere Richtung eingeschlagen. Nicht mehr der Bedrückung und der Beschränkung der Volksfreiheit, — der Begründung freisinniger Institutionen und dem Kampfe gegen das undeutsche Element hatte die Regierung ihre Thätigkeit gewidmet. Damit war das wesentlichste Object den Angriffen des Spottes und des Hohnes entrückt, und der politischen Satire blieb, sofern sie klaren Sinn und ein scharfes Auge behalten hatte, eben nur noch Un-

wesentliches. Der politische Tact, der den „Kladderadatsch" von Anbeginn niemals verlassen hatte, band ihm also jetzt so zu sagen die Hände. Zu vornehm, um sich zum Organ der müßigen Schreier zu machen, zu verständig und zu gebildet, um sich der „Opposition um jeden Preis" anzuschließen, leistete er auf die wohlfeilen Lorbeeren Verzicht, widerstand der Versuchung, da zu spötteln, wo der Spott nicht mehr am Platze war, und begab sich des Reizes, durch immer Bissiges und immer Pikantes zu wirken.

Eine geraume Zeit stand der „Kladderadatsch" vollständig auf Seiten der Regierung und war somit aus der Reihe der Witzblätter, die man sich ja nur im Lager der Opposition vorstellen kann, eigentlich de facto ausgeschieden. Daß ihm dies vielfach verdacht worden ist, daß man die elendesten Verleumdungen ausgesprengt und diese gerade durch die Ehrlichkeit der Ueberzeugung bestimmte Haltung des Blattes auf die erbärmlichsten Motive, sogar auf Bestechlichkeit zurückzuführen versucht hat, ist bekannt. Vor der absoluten Haltlosigkeit der schmachvollen Beschuldigungen ist aber die Verleumdung bald verstummt; und diejenigen, die den politisch satirischen Schriftsteller mit dem Kläffer verwechseln, haben wohl auch nicht bedacht, daß häufig sehr viel mehr Muth dazu gehört, gouvernemental als oppositionell zu sein.

Es erscheint demnach ganz logisch, daß der „Kladderadatsch" während einiger Jahre weniger frisch und belustigend wirkte, als man es von einem satirischen Blatte zu fordern ein Recht zu haben vermeint; aber wie gesagt, ich glaube, daß daraus kein Vorwurf gegen das Blatt herzuleiten, sondern vielmehr, daß diese passivere Haltung demselben viel eher zum Lobe gereicht, weil sie eben für die Ehrlichkeit der Gesinnung und den politischen Tact spricht.

Die Zeiten waren eben andre geworden. Es war nicht mehr der scharfe Wind der Reaction, der nach der Märzrevolution durch das kleine Preußen ging und das Blatt zum Leben erweckt hatte. David Kalisch hatte die Idee, ein humoristisch-satirisches Blatt in Berlin zu begründen, bei dem damals jungen Verlagsbuchhändler A. Hofmann angeregt und, nachdem er dessen Bedenken zerstreut, auch verwirklicht. Am 7. Mai 1848 wurde die erste Nummer ausgegeben. Gleich diese, die Kalisch allein geschrieben hatte, und die äußerlich ziemlich kümmerlich ausgestattet war, — auf schlechtem Papier schlecht gedruckt mit einigen erbärmlichen Clichés, zu denen Kalisch einen neuen Text geschrieben hatte — übte eine ganz ungewöhnliche Wirkung aus, und gleich mit dieser wurde, was den Buchhändler natürlich am meisten interessiren mußte, ein verhältnißmäßig großes Geschäft gemacht. Schon in der zweiten oder dritten Nummer gesellten sich Dohm und Löwenstein zu Kalisch, und in der vierten Nummer trat zu diesen Dreien, die gleichaltrig, Landsleute und sogar nahe Verwandte, leibliche und geistige Vettern waren, als Vierter im Bunde der witzige Zeichner Wilhelm Scholz hinzu.

So ist das Redactionspersonal bereits im Mai 1848 complet und bleibt es bis zum August 1872.

Schon in der dritten Nummer erscheinen die ersten typisch gewordenen Figuren, die beiden Lieutenants Strudelwitz und Prudelwitz, in Nummer 9 folgen ihnen die Berliner Spießer „Müller und Schulze". Zu diesen tritt dann später noch der köstliche Jude Zwickauer und endlich der brave Quartaner Karlchen Mießnick. Alle diese sind komische Typen geworden, dauernde Individualitäten in der Geschichte des deutschen Humors.

Die erste Nummer des „Kladderadatsch" bezeichnet das Blatt als ein „Organ für und von Bummler" und gleichzeitig als ein „täglich mit Ausnahme der Wochentage" erscheinendes. Dieser letztere Scherz, der bis auf den heutigen Tag noch nicht abgethan ist, hat eine wahrhaft ergreifende Dauerhaftigkeit bewährt. Die grammatische Ungeheuerlichkeit dagegen: „von und für Bummler" verschwindet am 5. August 1849, also nach fünfviertel Jahren. Das grammatische wird durch ein orthographisches Wagniß abgelöst. Am Kopf des Blattes ist nun die Bezeichnung zu lesen: „Humoristisch-satyrisches Wochenblatt". Diese Kühnheit in der Rechtschreibung oder Etymologie hält an die 23 Jahre Stand, bis endlich am 16. April 1871 sich der „Kladderadatsch" dazu entschließt, sich zum „Humoristisch-satirischen Wochenblatt" zu bekennen, und diesen Titel führt er noch heute.

Schon die erste Nummer stellte bestimmte Formen fest, die bis auf den heutigen Tag geblieben sind, so z. B. den Wochenkalender, der sich bereits in dieser ersten Nummer an derselben Stelle wie noch heute, rechts und links neben der lustigen Titelvignette befindet. Die ersten Original-Holzschnitte nach der Zeichnung von W. Scholz weisen als den Namen des Xylographen den bekannten Rudolf Genée auf, der seitdem unter die Schriftsteller gegangen ist.

Am 27. Mai 1849 zeichnet Ernst Dohm zum ersten Male als verantwortlicher Redacteur, und diese Stellung hat er mit einer einzigen verhältnißmäßig kurzen Unterbrechung, die durch seine zeitweilige Abwesenheit von Berlin als nothwendig sich ergab, ebenfalls noch heute inne, also seit über 30 Jahren.

Die ersten Jahrgänge des „Kladderadatsch" waren die stürmischsten. Die reactionäre Regierung erkannte sehr wohl die Gefahren, durch die es von Seiten des kleinen, verwegenen Blattes bedroht war, das immer weiter um sich griff und mit kaustischem Humor und boshaftester Satire eine ungewöhnliche Dosis von gesundem Menschenverstande verband. Die Unterdrückung wurde beschlossen. Der findige Verleger ersann noch einen Ausweg. Das Blatt wurde hier gesetzt, und die fertigen Platten wurden dann nach Leipzig geschickt, wo es dann als im Verlage von Ernst Keil, dem später berühmt gewordenen Verleger der „Gartenlaube", erscheinend, herausgegeben wurde.

Die zu jener Zeit noch viel störender wirkende Entfernung des Druck- und Verlagsortes von dem Sitze der Redaction und von der Heimat, in welcher das Blatt seinen vornehmlichsten Wirkungskreis zu suchen und auch gefunden hatte, brachten allerlei Unzukömmlichkeiten mit sich. Da aber der Belagerungszustand, der über Berlin und den zweimeiligen Umkreis verhängt

war, das Erscheinen des „Kladderadatsch“ in Berlin noch immer unmöglich machte, so siedelte das Blatt im December 1848 nach Neustadt-Eberswalde über, dem gesegneten Städtchen, das von den für Berlin und Umkreis nothwendig erachteten Ausnahmemaßregeln verschont geblieben war. Dort verblieb es dann bis zur Aufhebung des Belagerungszustandes. Im Juli 1849 kehrte es nach Berlin zurück, um seine Geburtsstadt nicht wieder zu verlassen.

Aber damit, daß die Ausnahmeverordnungen außer Kraft gesetzt wurden, hörten die Chicanen und Belästigungen, denen das Blatt von Seiten der reactionären Regierung ausgesetzt war, keineswegs auf. Durch ein volles Jahrzehnt, bis zum Jahre 1859 wurde der verantwortliche Redacteur, Ernst Dohm, der regsten und unausgesetzten Aufmerksamkeit von Seiten der Behörde gewürdigt. Es ging fast keine Woche in's Land, ohne daß der Minister des Innern, Westphalen, sich nicht zu irgend einer mehr oder minder freundlichen „Verwarnung“ veranlaßt gesehen hätte. Die Unterdrückung schwebte wie eine beständige Drohung über dem Haupte des Verlegers.

Es bewandte nicht bei Verwarnungen, es kam auch zu Processen und Verurtheilungen. Dohm wurde, ich weiß nicht wie oft zu Geldbußen verurtheilt. Erst mit dem Minister Westphalen nahmen diese unangenehmen und thörichten Scherereien ein Ende. Dohm ließ es sich daher auch nicht entgehen, seinem Gönner, als dieser aus dem Amte schied, einen tief empfundenen poetischen Nachruf mit auf den Weg zu geben. Die reactionären Blätter hatten es Westphalen als ein besonderes Verdienst nachgerühmt, daß dieser seine amtliche Thätigkeit nicht zu privaten Zwecken ausgenutzt hätte und eben so arm aus dem Ministerhotel herausging, wie er hineingezogen war. Dieses eigenthümliche Compliment faßte Dohm auf, und am 31. October 1858 brachte der „Kladderadatsch“ aus Dohms Feder das folgende meisterhafte Sonett:

Nachruf-Sonett
an einen abgetretenen Staatsmann.

Er ist nicht mehr! Jetzt ruht er aus in Frieden:
Der Strom, mit dem so rüstig er geschwommen,
Die Höhe, die so mühvoll er erklommen —
Sie zu behaupten war ihm nicht beschieden.

Ihm ward des höchsten Ruhmes Preis hienieden;
Wir Alle haben jüngst sein Lob vernommen:
Wie „unvermögend“ er in's Amt gekommen,
Ist „unvermögend“ er daraus geschieden.

O schönster Lorbeer! Werth vor allen Dingen
Für jeden Sterblichen danach zu ringen!
Stets „unvermögend!“ — — Doch sapienti satis!

Versöhnt sind Alle wir, die einst ihm grollten:
Das höchste Lob, das seine Freund' ihm zollten,
Es war — ein testimonium paupertatis!

Die erste Freiheitsstrafe, die Dohm abzubüßen hatte, wurde aber erst später, unter der liberalen Regierung, über ihn verhängt, — und zwar wegen eines Gedichtes, das er gar nicht selbst geschrieben hatte. In dem kleinen Reuß jüngerer Linie hatte die Fürstin Caroline, um die zur Aussteuer einer Prinzessin erforderlichen 3600 Thaler aufzubringen, eine Steuer aufgelegt. Diese Maßregel wurde von Seiten des Redacteurs Rückert in Coburg einer scharfen Kritik unterworfen. Die Fürstin erhob die Anklage, und der Redacteur wurde wegen Ehrverletzung zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. Diese Thatsache wurde natürlich auch vom „Kladderadatsch" behandelt, und am 15. November 1863 erschien in dem Blatte ein Gedicht, „Ein patriarchalisches Geschichtchen", dem die folgenden unverfänglichen Strophen entnommen sind:

Mitten in dem Zollvereine
Liegt ein mikroskop'sches Ländchen;
Wie du's auch durchschneiden mögest,
Stets ist's nur ein kleines Endchen.

Heißt Reuß-Greiz das Fürstenthümchen —
Aeltre Linie, dicht daneben
Schleiz und Lobenstein mit Gera
Sind die jüngre Linie eben.

Reichthum, Luxus, Ueberbildung
Find'st Du nicht in jenem Lande;
Häring und Kartoffeln ißt man
Feiertags im Mittelstande.

Herrschte über's Fürstenthümchen
Für den Sohn, den minderjähr'gen,
Eine Fürstin, eine Mutter
Siebentausend Angehör'gen.

Fromm, sehr fromm, patriarchalisch,
Streng, conservativ regierend,
Alle liberalen Keime
In der Wurzel exstirpirend.

Also thät' das Fürstenthümchen
Wahrhaft wunderbar gedeihen,
Sieh! da sollte eines Tages
Die Prinzessin-Tochter freien.

War ein Mann von gutem Stande,
War ein feines Fürstensöhnchen,
Ausgestattet von den Aeltern
Mit diversen Milliönchen.

Sprach die fromme Landesmutter:
„Kinder, laßt uns jetzt bedenken,
Was Ihr meiner lieben Tochter
Zur Vermählung werdet schenken!

Machen wir den Tag der Hochzeit
Uns zur frohen Landesfeier!
Sammeln wir im Fürstenthümchen
Hurtig die Prinzessinsteuer!

Zwar" — sie spricht's wehmüthig lächelnd,
„Dürfen wir nicht viel erheben;
Aber fünfzehn Silbergroschen
Kann von Euch doch Jeder geben!

Diese Kleinigkeit wird Jeder
Ohne Widerspruch berappen;
An viertausend Thaler können
Wir auf diese Art erschnappen" ....

Nächstens wird im Fürstenthümchen
Wieder Mann für Mann besteuert;
Denn das Wiegenfest der guten
Landesmutter wird gefeiert.

Diesmal nur Vier Gute steuert
Jeder bei zur Liebesgabe;
Will mich selbst daran betheil'gen,
Wenn ich just was übrig habe.

Fürstin Caroline ließ natürlich nun auch den „Kladderadatsch" verklagen, und wegen verstärkter Böswilligkeit wurden dem Redacteur fünf Wochen zuerkannt. Anklage, Prozeß, Appellation und Verurtheilung hatten etwa ein Jahr erfordert. Am 23. October 1864, nachdem das Urtheil rechtskräftig geworden war, schrieb Dohm im „Kladderadatsch" die folgenden Terzinen:

„Le mie prigioni“

Von Silvio Pellico jun.

Neun Ellen im Geviert — ein enges Loch,
Kaum größer als die Großmacht von Reuß-Gera —
In einem Haus, das stets bedenklich roch
Nach etwas Armensünder-Atmosphära!
Fünf Wochen — zwar nicht lange, aber doch
Fast länger als so manche „neue Aera!“ —
Neun Ellen hat als Wohnung auf fünf Wochen
Das Tribunal mir freundlichst zugesprochen.

Warum? — Weil leichten Spott's ich mich vermaß —
Urtheilet selbst, ob ich es nicht verdiene —
Weil ich in schwachem Augenblick vergaß
Der Majestät der Fürstin — Crinoline!
(Ein zartes Weib versteht nicht kecken Spaß,
Doch werd' ich deshalb noch kein Misogyne)
Darum wird mich der Staat — o seltene Ehren! —
Fünf Wochen jetzt — im Prytaneum nähren.

Ja, Recht geschieht mir! Offen sprech' ich's aus,
Und jede Klag' aus meinem Mund verstumme!
Nimm gut mich auf, mein molkenmärklich Haus!
Nur eins ist, was mich kränkt — das einz'ge Dumme:
Ich schlage nicht den Preis dabei heraus!
Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können!

Und die Moral? — Fruchtbarer Regen geußt
Sich auf mein sündig Haupt aus dieser Wolke:
Wann sich der Freiheit Pforte mir erschleußt,
Komm' ich geläutert her vom Markt der Molke;
Der Unschuld weißgewaschnes Kleid umfleußt
Die Glieder, und ich schwör's vor allem Volke,
Mich, wie Franz Moor, in meinem ganzen Leben
Nie mehr mit — Kleinigkeiten abzugeben!

An demselben Tage traf der Kaiser Alexander zum Besuch unsres Königs in Berlin ein und wurde von dem Ministerpräsidenten von Bismarck am Bahnhofe empfangen.

„Nun, wie geht's Ihnen, schönster Staatsminister?“ fragte der Kaiser.

Bismarck, über diese Anrede einigermaßen verwundert, antwortete irgend etwas.

Der Kaiser wiederholte unmittelbar darauf wieder: „Schönster Staatsminister“. Da er nun Bismarcks Verwunderung von dessen Mienen ablas, fügte er gleich die Frage hinzu: „Ist Ihnen denn der „Kladderadatsch“ noch nicht zu Gesicht gekommen?“

„Noch nicht, Majestät“.

„Den müssen Sie lesen! Er hat in seiner heutigen Nummer ein köstliches Gedicht“. Und der Kaiser citirte aus dem Kopfe:

„Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können!

„Der schönste Staatsminister sind doch unbedingt Sie“, fügte der Kaiser lächelnd hinzu.

Kurze Zeit nach dem rechtskräftig gewordenen Urtheil trat Dohm seine Strafe in der Stadtvogtei an. Er hatte etwa vier Wochen abgesessen, und es verblieben ihm also noch einige Tage, — da brachte der „Kladderadatsch“ am 4. December eine prächtige Caricatur von Wilhelm Scholz: Unter dem Eisengeflecht einer riesigen Crinoline, die als „Crino — caro — line“ bezeichnet war, Dohm mit übergeschlagenen Beinen, den unvermeidlichen Stock zwischen denselben und neben sich eine Kanne mit der Aufschrift „Molke“. Links von ihm, in Freiheit, die drei Collegen: der kleine lustige Kalisch, der Barde Rudolf Löwenstein mit dem biederen Dichterkopfe und der unendlich lange Wilhelm Scholz, die voll Theilnahme auf den unter der Crinoline Festgesetzten blicken. Zur Rechten der „Kladderadatsch“ mit dem sogenannten „Barbierflügel“, der Guitarre, in der Hand, von Müller und Schulze begleitet. Als Ueberschrift: „Albumblatt für unsere geistigen Geranten,“ und als Unterschrift:

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner!
Könnt ihr ihm nützen.
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er thut uns Allen
Schon viel zu Gefallen.
(Goethes Faust.)

Diese Caricatur war also am 4. December 1864 erschienen. Am 7. war der Einzug der siegreichen Truppen aus Schleswig-Holstein, und am folgenden Tage hatte der Ministerpräsident von Bismarck Vortrag bei dem Könige. Der König, der nach der glänzenden soldatischen Feier in bester Stimmung war, hatte den „Kladderadatsch“ gesehen und sich über das Bild köstlich amüsirt. Der Ministerpräsident schlug Sr. Majestät vor, dem eingesperrten Redacteur die paar Tage zu erlassen, und der König ging auf diesen Vorschlag sofort ein. Bismarck schrieb nun stehenden Fußes einige Zeilen an Dohm und benachrichtigte seinen Collegen Eulenburg, zu dessen Ressort die Angelegenheit gehörte, von dem Befehle Sr. Majestät. Die Freilassung wurde auf der Stelle vollzogen. Dohm war gerade im Zimmer des Herrn von Drygalsky, wo er mit seiner Frau und seinem jüngsten Töchterchen, Eva, die er seit längerer Zeit nicht gesehen hatte, über allerlei plauderte; er ließ sich den Einzug schildern, als ein Bote dem Director von Drygalsky verschiedene Briefe übergab. Nachdem der Director dieselben geordnet hatte, übergab er Dohm ein für diesen bestimmtes Schreiben, das dieser, da er gerade mit seiner Frau sich lebhaft unterhielt, ungelesen in die Rocktasche steckte. Inzwischen hatte Drygalsky ein an ihn gerichtetes officielles Schreiben entsiegelt, und nachdem er dasselbe gelesen, unterbrach er die Unterhaltung:

„Nun, Herr Dohm, was sagen Sie dazu?“

„Wozu?“

„Sie haben doch eben einen Brief bekommen? Haben Sie denselben nicht gelesen?“

„Noch nicht“.

„Nun, dann lesen Sie ihn“.

Dohm nahm den Brief aus der Tasche und las die Aufschrift auf dem Couvert in den ihm wohlbekannten energischen Zügen von der Hand unsres jetzigen Reichskanzlers: „Sr. Wohlgeboren dem Redacteur Herrn Dohm, Stadtvogtei“. Darunter standen in einer eleganten Handschrift die Worte: „Sofort an den Herrn Adressaten zu bestellen. Der Minister des Innern. Gr. Eulenburg.“

Dohm öffnete nun den Brief und wurde durch die folgende Mittheilung freudig überrascht:

Berlin, 8. Dez. 1864.

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich, daß S. M. der König soeben den Nachlaß der noch nicht abgelaufenen 5 Wochen vollzogen hat; das Amtliche erfolgt auf amtlichem Wege. Abgesehen von der gestrigen Feier ist das hübsche Bild der letzten Nummer auf die Entschließung nicht ohne Einfluß geblieben. Darf ich eine persönliche Bitte an diese Mittheilung knüpfen, so ist es die, die arme Caroline nun ruhen zu lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster

v. Bismarck.

Eine Stunde später hatte er die „neun Ellen im Geviert“ hinter sich, wenn auch nicht zum letzten Male. Noch zweimal sollte er wegen Religionsverspottung — der „Kladderadatsch“ hatte einmal von der Wunderkraft einiger Reliquien nicht mit der gebührenden Ehrerbietung gesprochen und sich das andre Mal eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht — die Bekanntschaft mit der Stadtvogtei erneuern. Die beiden Verurtheilungen erfolgten auf Denunciation des Fürstbischofs von Breslau, Dr. Förster.

In den letzten zehn Jahren ist der Redacteur des „Kladderadatsch“ meines Wissens ganz unbehelligt geblieben. Aber gerade während ich diese Zeilen schreibe, wird die Mittheilung verbreitet, daß Dohm neuerdings wegen zweier Aufsätze, die eine Beleidigung des Reichskanzlers enthalten sollen, unter Anklage gestellt wird. — Während des abgelaufenen Decenniums ist auch wirklich keine Veranlassung dazu da gewesen, dem „Kladderadatsch“ irgend welche behördlichen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der „Kladderadatsch“ ist ein mächtiger Verbündeter der nationalen und liberalen Regierung gewesen und hat unsrer deutschen Politik Dienste geleistet, die gar nicht hoch genug anzuerkennen sind.

Die Discreditirung Napoleons in Deutschland ist hauptsächlich das Werk des „Kladderadatsch“. Der „Kladderadatsch“ ist der unerschrockenste und unerbittliche Vorkämpfer des deutsch-französischen Krieges gewesen. Nicht einen Augenblick hat er vergessen, wer der Mann war, der im Dezember 1851 in Frankreich sein persönliches Regiment eingesetzt hatte. Auch zu einer Zeit, da von dem Glanze dieser blutigen Sonne selbst die schärfsten Augen geblendet

wurden, da die Gewalt der vollendeten Thatsachen alles niederbeugte, da die zeitweilige Prosperität den dunklen Ursprung völlig überwuchert hatte, — auch da war es der „Kladderadatsch“, der immer wieder und immer wieder das deutsche Volk auf die Gefahren, die uns von jenseits des Rheins bedrohten, hinwies, der das Ansehen des mächtigen, gefürchteten und deswegen allmählich sogar geachteten Kaisers beständig erschütterte und diesen nur als eine verächtliche und lächerliche Caricatur hinstellte. Die Vorstellung, welche sich im deutschen Volke über Napoleon festgesetzt hat: das Gesicht mit der großen Nase und dem gewichsten Schnurrbart, der dicke Schmerbauch, die lächerlich kurzen Beinchen in den Reiterstiefeln — diese phantastische, aber überaus gelungene Caricatur ist vom „Kladderadatsch“ geschaffen worden.

Der Kampf gegen Napoleon hat mit der ersten Stunde des Kaiserreichs begonnen. In der Nummer vom 7. December 1851, der ersten, welche dem Staatsstreich folgte, begrüßte Dohm die neue Kaiserherrlichkeit mit dem Gedichte:

Vive l'empereur!

1.
Das war die Sonne von Austerlitz,
Die heut aufging zum zweiten Mal;
Das war der Kaiserkrone Blitz,
Der heute erglänzt mit neuem Strahl.

2.
Da hat er gesessen Tag und Nacht,
Studirt, probirt mit ernsten Sinn,
Und was der Ohm ihm vorgemacht,
Er hat's jetzt alles trefflich inn'.

3.
Am Zweiten des Dezember kam
Der sechste Pius her von Rom,
Und salbte hier in Notre-Dame
Zum Kaiser meinen großen Ohm.

4.
Am zweiten des Dezember schlug
Mein Ohm bei Austerlitz die Schlacht! —
Jetzt bin ich präparirt genug,
Ich mach's genau, wie er's gemacht.

5.
Heut spiel ich meinen ersten Trumpf,
Er heißt: der achtzehnte Brumaire!
Und morgen schon jauchzt im Triumph
Mein Volk mir zu „vive l'empereur!“

6.
Heut wird der Lumpen-Assemblee
Der Daumen fest auf's Aug' gedrückt,
Und wo ich 'nen Berggrafen seh',
Da wird er flugs in's Loch geschickt.

7.
Und weggeblasen wie vom Wind
Ist gleich das Schwätzerparlament;
Die „wahren Volksvertreter“ sind
Von jetzt allein am Regiment!

8.
Die Prätorianer ausgerückt
Und in Colonnen aufmarschirt —
So werd' ich, wo man mich erblickt,
Mit Enthusiasmus salutirt.

9.
Und wo das Volk sich staunend drängt
Auf Plätzen, Straßen und Boulevards
Wird im Galopp hindurchgesprengt
Mit stolzem Ruf: Lex mihi Mars!

10.
Dann zu den Pyramiden gleich!
Dort wird ein Denkmal aufgethürmt,
Und dann das große Czarenreich
Durch meiner Waffen gloire gestürmt!

11.
Nicht rasten soll mein Donnerstrahl,
Bis mir die Welt zu Füßen liegt! —
Ach, hätt' ich nur ein einzig Mal
Gerochen nicht — wie Pulver riecht!

12.
Ja, die Geschichte löst mein Wort,
Und alle Nachwelt spricht von mir!
Im Charivari leb' ich fort,
Vielleicht auch im Journal pour rire! —

13.
Das war der Kaiserkrone Blitz,
Der ihm zersprengt die kleine Stirn;
Das war die Sonne von Austerlitz,
Die ihm versengt sein kleines Hirn!

Aber schon in der Nummer vorher, die am 30. November ausgegeben, also am 27. November fertig gestellt war, hatte der „Kladderadatsch“ in einer wahrhaft prophetischen Anwandlung den Staatsstreich auf den Tag mit allen blutigen Einzelheiten vorhergesagt. Diese Prophezeiung ist zu eigenthümlich, als daß sie hier nicht erwähnt werden sollte. Der von D. Kalisch verfaßte Wochenkalender, der bekanntlich immer die Ereignisse der folgenden Woche anticipirt, berichtet in der Nummer vom 30. November 1851 unter den Daten des 1. und 2. December Folgendes:

„Montag, den 1. December. Der Republikaner La Grange schwört, er werde die Republik im Stiche lassen nur mit dem Bajonett im Leibe.

Dienstag, den 2. December. Hierauf versetzt Louis Napoleon, auch er werde die Republik im Stiche lassen nur mit dem Bajonett im Leibe — einiger Volksvertreter“.

Zehn Tage, nachdem dies geschrieben war, wirklich am 2. December, vernichtete Napoleon die Republik, ließ die unbequemen Volksvertreter deportiren und durch seine besoffenen Zuaven den friedlichen Spaziergängern auf dem Boulevard die Bajonette durch den Leib rennen.

Der perfiden italienischen Politik Napoleons hat Dohm zwei hochbedeutende Gedichte gewidmet. Das eine, aus dem Jahre 1862, unter dem Eindruck, den die Verwundung Garibaldis allüberall hervorgerufen hatte, lautet so:

Rom oder Tod.

Es ist geschehen! Der Würfel ist gefallen,
Verwundet und gefesselt liegt der Held!
Durch ganz Europa hört man's wiederhallen:
Die mächt'ge Eiche ist vom Sturm gefällt!
Des Volkes Hort, der Freiheit bester Krieger,
Der reinste Mann, der treffliche „Rebell“
Wehrlos gefangen jetzt! — Und sein Besieger?
Der Sieger heißt — Victor Emanuel!

Der Edle, der in Freiheit so manierlich
Auf Staaten und Provinzen war dressirt!
Der mit dem rührendsten Appell so zierlich
Ihm hingeworfene Kronen apportirt!
Der in des Helden Ruhmesglanz sich sonnte
Und tief gerührt einst an die Brust ihm sank;
Der Edlen Edelster — bei Aspromonte
Zahlt er ihm seinen königlichen Dank.

Ein königlicher Dank! für Land und Krone
In Pulver ausbezahlt und baarem Blei!
Das also war's! Darum von einem Throne
Erschallt der königliche Schmerzensschrei!
Der ruhmreich anfing, seines Volks Befreier,
Tritt so bescheiden jetzt vom Schauplatz ab
Als kaiserlich berufner Schmerzensschreier
Des fremden Herrn dienstwilligster Satrap!

Und ER, der Herr, der große Imperator,
Der SEIN penelopeisch Werk beschaut —
IHM graut vor dem gefangnen Agitator
Mehr als IHM vor dem freien je gegraut.

Denn dräuender als jemals der gesunde,
Der scheltende und kämpfende „Rebell"
Steht vor IHM der besiegte, todeswunde —
Und stürb er gar! — — Die Todten reiten schnell!

Die Todten reiten schnell! — Dem Schreckensbleichen
Steigt auf ein blut'ger Schatten, den ER kennt,
In kalter Hand ein mahnend Warnungszeichen,
Ein noch nicht ganz vollstrecktes Testament.
Ein dumpfer Knall, wie von geplatzter Bombe
Tönt durch den wüsten Traum der Fiebernacht;
Und von Despoten eine Hekatombe
Schaut ER, dem Geist der Freiheit dargebracht.

Siegreich geschlag'ner Held, deß blut'ge Wunde
Ein ganzes Volk in seinem Herzen trägt!
Aus dessen Fall noch die Erlösungsstunde,
Der Freiheit Glocke seinem Volke schlägt!
Besiegter Sieger! Deinem starken Willen
Beugt machtlos sich der zitternde Despot;
ER muß — IHN treibt ein Dämon, ihn erfüllen,
Und SEINE Losung heißt: Rom oder Tod!

Das andere ist eine poetische Glossirung des von Rom ausgegebenen Stichwortes: „Non possumus!"

Eine conventionelle Devise.

So ist es wahr? Und Unser ält'ster Sohn
Hat wirklich mit dem „König-Ehrenmann",
Den Wir belegt mit Unserm schwersten Bann,
Geschlossen die arglist'ge Convention?
Wir aber beugen SEINER List Uns nicht!
Wir schleudern auf den gift'gen Judaskuß
Die einzige Antwort IHM in's Angesicht:
Non possumus!

Der, fest an IHN gekettet, Schritt für Schritt,
Des Mächtigen machtlose Creatur,
SEINES Sesostriswagens blut'ger Spur
Zu folgen ist verdammt auf jedem Tritt —
Der Schattenkönig, der jetzt nach Florenz
Auf Künd'gung, sein Quartier verlegen muß.
Sagt achselzuckend seiner Residenz:
Non possumus!

Und ER, ER selbst, heut ein gefürchtet Haupt,
Der seinen Fuß auf manchen Nacken setzt,
Und der die Fäden der Geschicke jetzt
In fester Lenkerhand zu halten glaubt —
Rastlos treibt IHN der Dämon fort und fort,
Weit über den selbsteigenen Entschluß;
Der frommen Gattin Fleh'n vereint SEIN Wort:
Non possumus!

So hier wie dort und aller Orten nur
Ohnmacht und pfiff'ger Ränke schlaue List!
Und überall: „Non possumus!" — Das ist
Der jetz'gen Zeiten rechte Signatur.
Doch größ're Zeiten werden folgen, und
Unwiderstehlich kommt, was kommen muß;
Denn nimmer spricht der Weltgeschichte Mund:
Non possumus!

Weder die Lorbeeren der Krim noch die Italiens hatten also den starren Gegner gefügig zu machen vermocht. Die Einnahme von Puebla begeisterte Dohm zu einem seiner schönen Gedichte:

„Die Rose von Puebla."

Es bracht' ein Röslein blutig roth
Ein Gärtner jüngst daher!
ER pflückt's in einem Garten
Weit über dem blauen Meer.

Im brennenden Süd, in gift'ger Luft,
In sengender Sonnengluth
Hat fleißig ER den Garten
Begossen mit rothem Blut.

Blutrothe Röslein wachsen dort viel
Auf Beeten groß und klein:
ER hat den großen Acker
Gedüngt mit Menschengebein.

ER reicht der schönsten Kaiserin
Das rothe Röslein dar:
Nehmet, holdeste der Frauen,
Das Neuste hier vom Jahr!

Sie nimmt die Blum' aus seiner Hand
Und lächelt in holder Lust;
Sie steckt die rothe Rose
An ihre schneeweiße Brust.

Wie ist mein Rosengarten doch
So herrlich von Euch gepflegt,
Daß fast in jedem Jahre
Er neue Rosen trägt!

Denkt Ihr des Rosenstrauches, der
Von rothem Blute troff,
Da Ihr zuerst mir brachtet
Die Rose von Malakoff?

Wie lange war's: Da zogt Ihr aus,
Und habt, bald heimgekehrt,
Die Rose von Solferino
Mir huldigend verehrt.

Und wieder habt zur Rosenzeit
Ihr ritterlich mein gedacht
Und von Puebla die Rose
Mir zum Geschenk gebracht!

Nur Eins möcht' ich jetzt wissen noch,
Dann wär ich ganz beglückt:
Wie wird die Rose heißen,
Die Ihr zunächst mir pflückt?

O sagt mir's, lieber Gärtnersmann,
Sagt, wie sie heißen soll!
Nur wenig Rosen fehlen,
Dann ist mein Kränzchen voll.

Hab' ich die Rosen erst, und ist
Mein Kränzchen voll und ganz,
Dann will ich knien und beten
Manch' schönen Rosenkranz!

Aus all' den schwungvollen und bedeutenden Gedichten, die während des deutsch-französischen Krieges im „Kladderadatsch" veröffentlicht worden sind, und die entschieden weitaus zu den besten Hervorbringungen unserer Kriegslyrik gehören, will ich nur das eine auswählen, das ebenfalls Ernst Dohm zum Verfasser hat:

Die Schlacht von Metz.

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht
Der männermordende Donner kracht
Und des Todes mähende Sichel klang.

Das war eine Schlacht!
Zwischen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Rasttag gemacht,
Umnebelt vom schwebenden Pulverdampf,
Satt und übersatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen so müd und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entsank.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Rüste ging und von der Berge Firn'
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen Freund und Feind
An die Dreißigtausend vereint,
Im stummen Tode friedlich gesellt —
Ein unabsehbar Leichenfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Das war eine Schlacht!
Die Ihr, das Vaterland
Zu schützen vor Gewaltthat und Schand',
Euch selber zum blutigen Opfer gebracht —
Ihr treuen Todten, du und du
Die im Gefecht
Mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht,
Niedergemäht von des Todes Mahd
Ausgesäet als des Friedens Saat,
Fahrt wohl, zur ewigen Ruh!

Das war eine Schlacht!
Des Feindes Plan, so keck erdacht,
Zu Schanden gemacht,
Zerrissen, zerschlissen wie sein Heer!
Er selbst, nach knirschender Gegenwehr,
Zurückgeworfen in die Veste Metz!
Dort fest umsponnen mit ehernem Netz,
Mit eiserner Klammer regungslos
An den Fels geschmiedet und bewegungslos.
Aller Hilf' und alles Entrinnens baar,
Aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz —
Und der Deutsche Aar
Stückweis' ihm zerhackend das zuckende Herz!

Das war eine Schlacht!
Westwärts in wehender Fahnen Pracht,
Mit klingendem Spiele, d'ran und d'rauf,
In nimmer aufgehaltenem Lauf
Weit, weit über'n Rhein
Nach Frankreich hinein
Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr!
Im Sturmmarschschritt,
Im Siegesschritt
Wälzt gen Paris sich das Deutsche Heer.

Nicht nur im Kampfe gegen Napoleon war der „Kladderadatsch" ein treuer, zunächst ganz unerbetener und jahrelang sogar unbequemer, aber darum nicht minder wichtiger Bundesgenosse unserer Regierung, auch in den Fragen der inneren preußischen und der deutschen Politik stand er auf Seiten der Regierung, und das zu einer Zeit, da für ein liberales und national gesinntes Blatt wirklich Courage dazu gehörte.

Man braucht nicht sehr scharf hinzublicken, um zu erkennen, mit welchem ungewöhnlichen Respecte der „Kladderadatsch" den Leiter unserer Politik, Bismarck, von Anfang an behandelt hat. Wenn ihm der witzige Zeichner auch die bewußten „drei Haare" auf die gewaltige Stirn gesetzt hat, die jetzt eine obligate Zuthat zu einer jeden bildlichen Darstellung des Kanzlers geworden sind — diese drei Haare erscheinen zum ersten Male in der Nummer 20 vom Jahre 1863 — so merkt doch jeder Einsichtige, daß die Erscheinung des seitdem so groß gewordenen Staatsmannes dem „Kladderadatsch" von Anfang an, auch in den Jahren des Conflicts, in denen jeder rechtschaffne Liberale in Bismarck nur den übermüthigen Junker und dilettantisch politisirenden Corpsburschen erblicken durfte, eine tief sympathische ist. Der „Kladderadatsch" lehnte sich damals gegen die vox populi geradezu auf.

Selbst in den Zeiten unsrer leidigsten Verfassungswirren wird Bismarck beständig mit einer ganz unverhohlenen Vorliebe und Hochachtung behandelt. Allerdings werden hier und da auch Angriffe gegen ihn gerichtet, aber in der Art und Weise, wie diese vorgebracht werden, liegt nichts Herabsetzendes, nichts Verletzendes; sie sind sogar schmeichelhaft, verkappte Complimente. Wie der „Kladderadatsch" Minister behandelt, die er wirklich geringschätzt, das wissen wir von seinen Angriffen auf Manteuffel, auf Westphalen und besonders auf den exsächsischen Minister Beust, der dem Berliner Witzblatte stets ein Dorn im Auge gewesen ist. Ueber die Erhebung Beusts in den Grafenstand veröffentlichte Dohm im „Kladderadatsch" den folgenden Dithyrambus:

Ein Traum — kein Traum.

1.

Um von des Tages Schwüle
Und der Regierung Lasten
Ein wenig nur zu rasten,
Lag er auf weichem Pfühle
Behaglich hingestreckt.
Bald waren Sorg' und Kummer,
Zwar nur für kurze Stunden,
Vergessen und entschwunden,
Da ihm ein sanfter Schlummer
Die müden Augen deckt.

2.

Da zeigt der Gott der Träume
Ihm seine Herrlichkeiten,
In fernen, fernen Zeiten
Und wunderbarer Räume
Geheimniß führt er ihn;
Er lässet licht und milde
Was ihm nur lieblich deuchte,
Wie einer Zauberleuchte
Phantastische Gebilde
Dem Blick vorüberziehen.

3.
Er fühlt sich plötzlich wachsen
Und in die Höhe gehn;
Kaum kann er's noch verstehen,
Wie nur das kleine Sachsen
Ihm jemals hat gepaßt!
Schon seines Schädels Weitung
Muß jedem Kund'gen zeigen,
Daß ganz bestimmt und eigen
Für einer Großmacht Leitung
Der Schöpfer ihn verfaßt!

4.
Trotz allem Spott und Neide
Trotz aller Thoren Wahne,
Der seiner kühnen Plane
Staatskünstliches Gebäude
Begeifert und verhöhnt,
Schaut er im Hochgefühle
Providentieller Sendung
Nach endlicher Vollendung
An seines Wirkens Ziele
Sich dennoch preisgekrönt.

5.
Sechs Corporationen,
Germanisch und Magyarisch,
Sieht er parlamentarisch
Vereint beisammen wohnen;
Und er war's, der sie schuf!
Der Wiener „Schematismus"
Nennt ihn als den Erfinder
Und glücklichen Begründer
Des heitren Dualismus —
Welch herrlicher Beruf!

6.
Er lauscht den Zukunftsbarden,
Die seinen Namen singen
Und als Begleitung klingen
Harmonisch zwei Milliarden
Staatsschulden zu dem Sang.
Es tanzet bei'm Bankrutte
Des ruinirten Staates,
Im Tact des Concordates
Die muntre schwarze Kutte
'nen lustigen Cancan.

7.
Und dann zu andrem Bilde,
In's Land der blauen Bohnen,
In's Feuer der Kanonen,
Auf blut'ge Schlachtgefilde
Führt ihn des Traumes Geist.
Ein strafender Jehova
Schleudert vom Wolkensitze
Sprühende Racheblitze.
„Revanche für Sadowa!" —
Ruft jauchzend Herr von Beust.

8.
Auf hohen Postamenten
Wird einst sein Bild man schauen,
In Marmor ausgehauen,
Wie man zu Monumenten
Ihn von Carara nimmt —
Das „Stehbein" wie gewöhnlich;
Allein des „Spielbeins" Hacken
Setzt er auf Bismarcks Nacken,
Der sich, dem Lindwurm ähnlich,
Vor seinem Sieger krümmt!

9.
Dem Schläfer steigt vom Herzen
Das heiße Blut zum Hirne
Und plötzlich an der Stirne
Fühlt er gar sondre Schmerzen,
Ganz neu und wundersam.
Er fühlt in einer Reihe
Neun Löcher sich erschließen,
Daraus neun Hörner sprießen,
Als wüchs' ihm ein Geweihe,
Oder ihm schwöll' ein Kamm.

10.
Und wie er sich will recken —
's war ein betäubend dummer
Zustand, ein wacher Schlummer —
Stößt mit dem Haupt beim Strecken
Er an des Bettes Wand.
Weh' welch ein Schmerz! — Zu packen
Versucht er sich beim Schopfe —
Wie? Ist es wahr? — Am Kopfe
Fühlt er neun harte Zacken
Ganz deutlich mit der Hand.

11.
Er springt mit beiden Beinen
Zum Spiegel. Was er packte —
„Sie ist's, die neungezackte,
Die Krone! Ja, den Seinen
Giebt es der Herr im Schlaf!" —
Er rief's und nahm vom Spiegel
'nen Brief, an „Meinen lieben
Freiherrn von Beust" geschrieben;
Er küßt und löst das Siegel,
Und bums! Da stand der Graf!

Auch in der Schleswig-Holsteinschen Frage hatte die preußische Annexionspolitik keinen energischeren Verbündeten als den „Kladderadatsch". Unser Liberalismus hatte neben vielen andern Fehlern auch den begangen, auf einmal für die Selbstständigkeit von Schleswig-Holstein zu schwärmen und den uninteressantesten aller denkbaren Prätendenten, den Augustenburger zum Bannerträger des liberalen Princips vom Selbstbestimmungsrechte der Völker zu erküren. Auch hier zeigte der „Kladderadatsch" seinen politischen Scharfblick und seinen sichern Tact. Er trieb nicht mit dem Strome; und der Augustenburger wurde durch ihn eine komische Figur.

Daß der „Kladderadatsch" in der Kirchenpolitik auf Seiten der clerikalfeindlichen Regierung stand, kann nicht als besonders bemerkenswerth bezeichnet werden; immerhin aber dürfte es ihm als ein Verdienst anzurechnen sein, daß er den Kampf eröffnet hatte und muthig weiter kämpfte, lange bevor die Parole dazu von Seiten unserer Machthaber ausgegeben war.

Somit sind die vorliegenden 31 Jahrgänge des „Kladderadatsch" ein seltenes Zeugniß von anständiger Gesinnung, von politischem Verständniß, von glänzendem Witze in einer vollendeten künstlerischen Form. Ursprünglich, in den ersten Jahrgängen, ist der „Kladderadatsch" vor allem ein humoristisch-satirisches Blatt, das sich durch seine Keckheit, Frische und Bosheit auszeichnet. Mit jedem Jahre gewinnt er an künstlerischer Reife, und in der Mitte der fünfziger Jahre beherrscht er die kunstvolle Form in meisterhafter Weise. Gerade dieser besondere Vorzug des Blattes ist, unbeschadet der großen Verdienste der andern Mitarbeiter, sehr wesentlich auf Dohms Verdienstconto zu setzen, der die poetische Form mit einer Sicherheit und Leichtigkeit handhabt wie kaum ein einziger lebender Dichter. Es ist eigenthümlich genug, daß die besten Gedichte, die Dohm geschrieben, in der Druckerei entstanden sind. Aus den 31 immer stattlicher gewordenen Bänden will ich nur noch zwei zum Beschlusse anführen.

Die erste Nummer des Jahrgangs 1861 war fertig. Die Redacteure hatten sich in gewohnter Weise zur endgültigen Feststellung in der Druckerei vereinigt, als die Nachricht vom Ableben des Königs Friedrich Wilhelms IV. eintraf. Selbstverständlich mußte dies unerwartete Ereigniß die früher getroffenen Dispositionen umstoßen. Man berieth hin und her, ob es nicht vielleicht das Beste sein würde, die Nummer ganz ausfallen zu lassen; aber schließlich stimmte man der Auffassung zu, daß die Abonnenten ein Anrecht darauf hätten, eine Aeußerung ihres Wochenblattes auch über diese so folgenschwere Thatsache zu vernehmen. Damit ergab sich von selbst, daß alles Humoristische für diese Woche auszuscheiden war, und daß die Nummer nur ein einziges Gedicht, das auf den König, enthalten durfte. Die Aufgabe war heikel. Dohm entledigte sich derselben mit einem Tacte und mit einem Anstande, die geradezu zur Bewunderung herausfordern. Er setzte sich an sein Pult, und während der Druckerjunge eine jede einzelne Strophe, ein jedes Octavblättchen mit der noch nicht getrockneten Schrift ihm unter den Fingern fortzog, schrieb er das Folgende:

Am 2. Januar 1861.

Einst saß ein Fürst auf Preußens Königsthrone,
So groß und hehr wie vor und nach ihm Keiner,
Sein Scepter mächtig, und der Glanz der Krone,
Er strahlte nirgend heller, niemals reiner:
Vor Friedrich, Preußens größtem Fürstensohne,
Ist Keiner der nicht beugte sich, nicht Einer.
Und der sprach, eh' er müd' in's Grab ging schlafen:
Ich bin es satt zu herrschen über Sclaven!

Das Wort aus eines großen Königs Munde,
Weit schallend ist's in alle Welt erklungen;
Und die Geschichte giebt die treue Kunde,
Wie tief es in des Volkes Herz gedrungen.
Wie hat das Volk zu mancher heißen Stunde,
In blutig opfervollem Kampf gerungen,
Um auf dem Grab zertrümmerter Gewalten
Der Freiheit Banner mächtig zu entfalten!

Und Er, dem sie die Stätte jetzt bereiten —
Im wilden Kampf der gährenden Gewalten
Gestellt hart an die Grenzmark zweier Zeiten,
Der neuen fremd, so hat Er an der alten,
Die Poesie vergangner Herrlichkeiten
In sich umfassend, treulich festgehalten.
So war sein Leben ein mühselig Streiten,
Ein Suchen des dem Untergang Geweihten.

So war der Gaben Füll', in der so hell
Durch lange Zeit wir glänzen Ihn gesehen:
Des Wissens Schatz, der Blick so scharf und schnell,
Des Schönen tiefes inniges Verstehen,
Des Witzes nie versiegender Sprudelquell,
Des frischen Geistes stets lebendig Wehen,
Kurz Alles war was Ihn so reich beglückte,
Kostbarer Schmuck, der nur ein Opfer schmückte.

Es ist vollbracht! Wo immer sich vollendet
Zu ernstem Schluß ein tragisches Geschick,
Da bleibt — lebend'ge Frucht, vom Tod gespendet —
Nur der Versöhnung Weihe stets zurück.
Es ist vollbracht, und vom Vergangnen wendet
Zum Künftigen sich hoffend jetzt der Blick,
Dem neuen Herrscher an des Thrones Stufen
Des großen Ahnen Wort zurückzurufen.

Ein König soll nicht herrschen über Sclaven,
Frei soll er sein der Erste unter Freien.
Ein König soll, der Bravste von den Braven,
Recht übend, thronen über den Parteien.
Ein deutscher König soll nicht von dem Sclaven
Und von dem Wälschen seine Macht nicht leihen.
Frei mög' er walten in den eigenen Reichen,
Fest und gewaltig wie die deutschen Eichen!

Das andere nicht minder schöne Gedicht ist an Waldeck gerichtet, als dieser sein Mandat niederlegte.

Dem alten Streiter.

Nun geht er hin! Siechthum und Alter brach
Des Adlers einst so mächtiges Gefieder.
Wehmüthig schaut manch treues Aug' ihm nach:
Wo mächtig er für Recht und Freiheit sprach,
Die Stätt' ist leer und nimmer kehrt er wieder.

Ritter des Geistes, tapfer, treu und echt
Hat stets mit guten Waffen er gestritten,
Dem Schwachen mild, dem Gegner im Gefecht
Ein starker Feind, hat für des Volkes Recht
Ein Menschenalter er erkämpft, gelitten.

Im off'nen Kampf ein Held, der Natter Biß
Verachtend und der Schlechten feige Tücke;
Des guten Rechts und seiner selbstgewiß,
Streckt seine reine Hand er aus — da riß
Das Spinnennetz verruchter Bubenstücke.

Aufrechten Gangs, das Auge leuchtend jung,
Der Wangen Rosen unter Silberhaaren,
Der Wahrheit Eifer, der Ideen Schwung,
Das Jugendfeuer der Begeisterung
Gab ihm ein güt'ger Gott sich stets zu wahren.

Dem Donner gleich rollt, leidenschaftentfacht,
Aus tiefer Brust sein mächtig Wort, das kühne,
Fortreißend mit der Ueberzeugung Macht,
So stand, ein Thurm, er in der Redeschlacht,
Des Volks Tribun auf schallender Tribüne.

Stets hielt der Freiheit wehendes Panier
Er hoch in guten wie in schlimmen Tagen;
Er hat gekämpft mit offenem Visir,
Und seiner Narben ehrenvolle Zier,
Er hat sie vorn, auf stolzer Brust getragen.

Und nimmer wurden seine Feinde satt,
Vom Haupt ihm den verdienten Kranz zu reißen;
Die Magna Charta, unser „großes Blatt“ —
Man meinte sein zu spotten und man hat
Die „Charte Waldeck“ ehrend es geheißen.

Die „Charte Waldeck“! — Sagt, wie viel ist heut
Von der durchlöcherten uns noch geblieben? —
Fragt jetzt nicht nach so traurigem Bescheid;
Mit ehr'nem Griffel ist für alle Zeit
Sein Nam' in ihr Gedächtniß eingeschrieben.

Jetzt, da der Jahre Druck die Kraft ihm raubt,
Legt nieder er das Schwert, der treue Fechter;
Doch dankbar flicht ein Volk, das an ihn glaubt,
Der Ehren Lorbeer um sein würdig Haupt,
Ein leuchtend Beispiel jüngerer Geschlechter.

Das ist sein unvergängliches Mandat,
Daß Treu und Muth von ihm die Jugend lerne!
Zieh' hin, rast' aus nach gut vollbrachter That;
Zur Rüste geht der Tag, der Abend naht,
Und milden Glanzes leuchten ew'ge Sterne.

Aus dem warmen Nachrufe an den Begründer des „Kladderadatsch", an David Kalisch, der wenige Wochen vor dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Blattes plötzlich starb — aus diesem Nachrufe, den Ernst Dohm im Namen der Redacteure und des Verlegers abgefaßt hatte, möge, um die Reihe der ausgewählten Gedichte abzuschließen, noch die eine Strophe hier folgen:

In viertelhundertjährigem Gedeihen
Sah er die Schöpfung, seinem Haupt entsprossen.
Schon hatten, ihren Jubeltag zu weihen
Durch frohen Festes Feier wir beschlossen;
Da plötzlich reißt der Tod aus unsren Reihen
Der neidische, den treuen Kampfgenossen.
Nun, statt des Fest's, wehmüthiges Gedenken
Am Grab, in das den Freund wir sah'n versenken.

Wie schon durch die Aufschrift dieser Skizze gesagt, habe ich hier von Ernst Dohm hauptsächlich in seinem Verhältnisse zum „Kladderadatsch" sprechen wollen. Ueber seine sonstige reiche und verdienstliche Thätigkeit nur wenige Worte. Außer einigen selbstständigen dichterischen Werken, wie der satirischen Posse: „Der trojanische Krieg" und den erst vor kurzem erschienenen „Secundenbildern", einer vom liebenswürdigsten Humor durchzogenen und in der Form meisterhaften gereimten Chronik, hat Dohm sich namentlich als Uebersetzer in rühmlichster Weise hervorgethan.

Durch seine Nachdichtung der Lafontaine'schen Fabeln, die in der Präcision der Wiedergabe des Originals das Außerordentliche leistet, hat sich Dohm in die vordersten Reihen unserer poetischen Uebersetzer, neben Schlegel, Freiligrath und Geibel gestellt. Ueber diese vollendete Uebersetzung, die eine der bemerkenswerthesten, wenn auch nicht gerade von der Kritik beachtetsten Erscheinungen unserer neueren Literatur ist, habe ich schon an einer anderen Stelle, in der „Gegenwart", ausführlich gesprochen und könnte das dort Gesagte hier nur wiederholen. Um den Werth dieser Arbeit mit einem Worte zu bezeichnen, braucht hier nur bemerkt zu werden, und das ist die strenge Wahrheit, — daß durch diese Uebersetzung von Ernst Dohm einer der anmuthigsten und bedeutendsten Dichter Frankreichs für die deutsche Literatur gewonnen worden ist.

Aber auch an weniger ernsten und weniger weittragenden Dingen hat Dohm seine Künste als Uebersetzer geübt und bewährt. Die witzigen Uebertragungen der Texte einiger Offenbach'schen Opern, namentlich der „Schönen Helena", die in der Munterkeit dem Original keineswegs nachstehen und in der Form dasselbe sogar oft übertreffen, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Wie vollkommen gelungen ist z. B. die Uebersetzung des burlesken Auftrittscouplets der griechischen Könige:

Je suis l'mari de la reine — ri de la reine,
Le bon Ménélas! —

Ich bin Menelaus der gute — laus der gute,
Der Mann der Helena! —

Um schließlich auch einige biographische Data zu geben, sei hier in Kurzem angeführt, daß Dohm, der am 24. Mai 1819 in Breslau geboren ist, vor wenigen Wochen also das sechzigste Lebensjahr überschritten hat. Er hat Philosophie und leider auch Theologie mit heißem Bemühen studirt und zwölfmal von der Kanzel herab die Gläubigen in der Umgegend von Halle durch fromme Predigten erbaut. Daß das nicht eigentlich sein Beruf war, muß er aber schon frühzeitig bemerkt haben. Wie fast alle Schriftsteller hat auch er im „Magazin für Literatur des Auslandes“ seine ersten Sporen sich verdient. Nachdem er in dem von Joseph Lehmann geleiteten Blatte über spanische und französische Literatur geschrieben und dem „Gesellschafter“ von Gubitz Beiträge gegeben hatte, trat er, wie gemeldet, im Jahre 1848 in die Redaction des „Kladderadatsch“, und diesem Blatte hat er den größten Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet. Dohm hat sich seine geistige und körperliche Frische in seltener Weise bewahrt. Seine Unempfänglichkeit gegen den Witterungswechsel erregt die staunende Bewunderung aller seiner Bekannten. Man sieht ihn im härtesten Winter mit demselben leichten Röckchen fröhlich daherwandeln, wie in den heißesten Tagen des Hochsommers, in der Hand immer dasselbe kleine Stöckchen, das das Jubiläum des „Kladderadatsch“ mitgefeiert hat und hoffentlich noch fernere Freudentage mitfeiern wird.

Dohm hat ein volles Anrecht auf einen Ehrenplatz unter den besten zeitgenössischen Dichtern. Mag er von dem einen oder andern in diesem oder jenem überflügelt werden, in Bezug auf den Geschmack und die formale Vollendung steht keiner über ihm.

Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Von

Friedrich Oetker.

— Kassel —

Ich lebte in Ostende, als 1858 die Nachricht, der Prinz von Preußen habe die Regierung übernommen, durch die Blätter ging und mich mit den lebhaftesten Hoffnungen erfüllte.

Zwar hatte ich auch in Belgien niemals ganz aufgehört meine Ansichten von den deutschen und hessischen Angelegenheiten nach Möglichkeit zu vertreten, so namentlich im „Preußischen Wochenblatt" (1855 Nr. 21), in der „Kölnischen Zeitung", in den „Hamburger Nachrichten" &c.; allein jetzt fühlte ich mich doppelt gedrungen, an das in Kurhessen geschändete Recht zu erinnern. Ja, ich hielt den Augenblick für gekommen, eine förmliche Agitation für die Verfassung von 1831 anzuregen und herbeizuführen.

Aber gar Wenige dachten wie ich, fast Niemand! Vergebens wandte ich mich an Freunde und Bekannte daheim. Einer meiner genauesten und ältesten Freunde, der Regierungsrath Wiegand in Kassel, war so ungläubig oder so vorsichtig, daß er auf wiederholte Briefe gar nicht antwortete. Andere verhielten sich höchst kühl oder lächelnd-ablehnend; bei Einigen schien es, als rieben sie sich schlaftrunken die Augen.

Am lebhaftesten und theilnehmendsten, obwohl ebenfalls ablehnend, antwortete der vormalige Ministerialvorstand von Wintzingerode, der inzwischen als Minister in weimarische Dienste getreten war, und der mir sowohl wegen seiner damaligen Stellung, als auch wegen seiner früheren Beziehungen besonders geeignet erschien, den stillen Mittelpunkt des Vorgehens zu bilden. Ich bat ihn, die Leitung der geeigneten Schritte zu übernehmen und stellte mich selbst zur Verfügung. Doch ohne Erfolg.

Später, mitten im Kampfe, erinnerte er mich bei einem gelegentlichen

Zusammentreffen an mein Schreiben und an seine Antwort und suchte die ablehnende Haltung zu begründen; allein ich vermochte auch jetzt seine Auffassung und seine Andeutungen nicht ganz gelten zu lassen, zumal gerade Weimar der einzige Staat gewesen war, der in der kurhessischen Sache am Bundestage völlig „correct“ gestimmt hatte.

Dies Verhalten der ehemaligen Genossen machte mich zwar sehr bedenklich, konnte mich aber doch in meinen eigenen Anschauungen und Bestrebungen nicht dauernd beirren.

Zu Ende 1858 schrieb ich mehrere Leitartikel für die Kölnische Zeitung (Nr. 15 ff. 1859), die trotz einiger Redactionsänderungen meine damalige Auffassung der Dinge zur Genüge erkennen lassen und später in Nr. 280, 282) Ergänzung fanden.

Fast alle Rechtsfragen, alle künftigen Möglichkeiten und Zweifelsfälle ließ ich im Voraus an mir vorübergehen, so daß ich nachgehends zum Erstaunen Anderer mitunter augenblicklich auch zu unterscheiden vermochte, wenn etwas Besonderes sich ereignete.

Eins stand bei mir fest: Die Nothwendigkeit einer planmäßigen, einheitlichen, festen Leitung. Ich war auch entschlossen, mich nöthigenfalls selbst an die Spitze der Agitation zu stellen und meine ganze Kraft der Sache des kurhessischen Landesrechts, die ich zugleich als eine deutsche Angelegenheit betrachtete, zu widmen.

So kam der Krieg in Italien heran. Die Niederlagen Oesterreichs gaben neue Hoffnungen; nicht minder die frischen nationalen Regungen in Deutschland. Auch aus Preußen, namentlich aus Berlin, lauteten die Nachrichten günstig, und selbst in Hessen schien sich nach und nach eine gewisse Empfänglichkeit zu zeigen. Kurz, ich gab die seit geraumer Zeit geplante Reise nach Italien auf und kehrte im August 1859 nach Kassel zurück.

In Preußen war im Laufe des Sommers die Ueberzeugung allgemeiner geworden, daß der seit einem Jahrzehnt in der Politik eingehaltene Weg verlassen werden müsse, und daß namentlich auch in der kurhessischen Angelegenheit eine andere Richtung von der Regierung einzuschlagen sei. Man erkannte, daß gerade diese Sache eine willkommene Handhabe bieten könne, um die Stellung Preußens in Deutschland zu verbessern und „moralische Eroberungen“ zu machen.

Gleichzeitig war in Hannover, in Thüringen und an einigen anderen Orten die deutsche Frage überhaupt wieder in Anregung gebracht worden. Auch in dieser Hinsicht mußte die Bedeutung des kurhessischen Verfassungsstreits in Betracht kommen. Nirgends war ja das Unzureichende und Verderbliche der Bundestagswirthschaft und das Elend der souveränen Kleinstaaterei stärker ans Licht getreten, als eben in Kurhessen.

Zum Glück war die Verfassungsfrage noch zu keinerlei Abschluß gelangt; die Maßlosigkeiten Hassenpflugs und seiner Freunde, namentlich Vilmars und von Uhdens, und die Unentschlossenheit und das Mißtrauen

des Kurfürsten hatten jede endgiltige Gestaltung verhindert. Die „Erklärungen" der neuen oder vielmehr neuesten Stände über die vorläufig verkündigte Verfassung von 1852, sowie der Antrag der Regierung dazu befanden sich noch in dem betreffenden Bundestagsausschusse; es zeigte sich selbst vom Standpunkte des Bundesrechts und der Bundesbeschlüsse aus keine erhebliche formelle Schwierigkeit, der Sache noch eine andere, dem hessischen Landesrecht und den deutsch-politischen Interessen Preußens mehr entsprechende Wendung zu geben. Nur war ein entschiedenes Auftreten erforderlich.

Die ersten Winke über die Absichten der Preußischen Regierung in Betreff der kurhessischen Frage waren von Max Duncker in Berlin, dem vormaligen Professor in Halle und in Tübingen, und vom Legationsrath von Jasmund in Frankfurt, dem vorherigen Redacteur des Preußischen Wochenblattes, ausgegangen. Jener hatte gegen Ende des Sommers vertraulich eine kurze Denkschrift an die politischen Freunde gerichtet, worin die Aufgabe und künftige Haltung Preußens kurz angedeutet war; bezüglich Kurhessens wurden ihm zunächst durch Friedrich Pfeiffer, dem nach Bremen übergesiedelten hessischen Abgeordneten und Obergerichtsrath, einem Sohne des vormaligen Vertreters Kurhessens im berliner Fürstenrath, Obersteuerdirectors Pfeiffer, die nöthigen Aufschlüsse gegeben. Jasmund hatte als Secretair der Bundesgesandtschaft die Sache unter Händen und wandte sich an mich um Auskunft.

Durch Pfeiffer wurde dessen Freund Obergerichtsrath Bähr, der jetzige Abgeordnete und Reichsgerichtsrath, in die Sache eingeweiht. Er hat in aller Stille dem hessischen Landesrechte manch wirksames Wort und manchen guten Artikel gewidmet.

Außerdem waren F. Nebelthau und von den 1851 Ausgewanderten Alfred Klauhold in Hamburg und Oskar von Meibom zu Berlin, sowie von Jüngeren Dr. Wilh. Kellner in Kassel u. A. in der Sache thätig; der Erste namentlich in den Hamburger Nachrichten.

Die Anschauungen dieser und anderer Gegner der kurhessischen Regierung über das zu erstrebende Ziel und die einzuschlagenden Wege waren aber sehr verschieden. Die Meisten schwankten unklar und unentschlossen und hatten nur fortwährend die Augen nach Berlin gerichtet. Im Allgemeinen ließen sich folgende Auffassungen und Richtungen unterscheiden: die Einen wollten die Erlasse des Bundestages und des Hassenpflug'schen Regimentes von 1851 und 1852 als Grundlage gelten lassen und strebten nur, aus der Verfassung von 1831 möglichst viele einzelne Bestimmungen zu retten und in der revidirten neuen Verfassung zum Ausdruck zu bringen; die Anderen verlangten die förmliche Wiederherstellung der alten Verfassung, gingen dann aber wieder insofern aus einander, als ein Theil sich mit der Verfassungsurkunde und dem Wahlgesetze von 1831 begnügen wollte, der andere dagegen an den rechtmäßigen Aenderungen von 1848 und an dem sog. Wahlgesetze von 1849 festhielt, und zwar wiederum mit der Verschiedenheit, daß bald sog. Bundeswidrigkeiten zugestanden und von vornherein preisgegeben wurden, bald nicht.

Zu denen, welche einen einlenkenden oder vermittelnden Standpunkt einnahmen, gehörte vorzugsweise Alfred Klauhold, Director der Hamburg-Bremer Feuerversicherungsanstalt in Hamburg. Er hatte in den Jahren 1848 bis 1850, trotzdem daß ihm einmal in einer großen „Volksversammlung" erklärt wurde, man habe kein „Vertrauen" zu ihm, die liberalen constitutionellen Bestrebungen damaliger Zeit mit großem Eifer und Geschick vertreten, und zählte 1851 zu den Verfassungsanhängern, welche in Hessen keine bleibende Stätte mehr fanden.

Bei dem Umschwunge in Preußen war er unter den Ersten, welche an die hessische Verfassungsfrage erinnerten. Besondere Aufmerksamkeit erregte er durch eine gewandte und anziehende Schrift über die drei hessischen Kurfürsten, Vater, Sohn und Enkel, die er unter dem Namen Hippel der Jüngere veröffentlichte. Zur Verfassungsfrage insbesondere ließ er 1859 bei Otto Meißner in Hamburg eine Broschüre erscheinen unter dem Titel: „Die kurhessischen Verfassung vor der Bundesversammlung".

Die Richtung dieser Schrift wich wesentlich von dem Ziele ab, das ich mir gestellt hatte. Klauhold ließ (S. 9) den von der Bundesversammlung „angenommenen principiellen Standpunkt" ohne Weiteres gelten und suchte nur eine Verbesserung von 1852 nach Maßgabe der Bundesgesetze und des Inhalts der Verfassung von 1831 im Wege nochmaliger Octroyirung herbeizuführen.

Dies konnte mir aber nicht zusagen noch genügen und entsprach wohl auch den preußischen Zielen und Bestrebungen nicht ganz. Ich war vielmehr der Ueberzeugung, daß nur ein entschiedenes Festhalten am vollen Recht, eine unbeugsame, auch dem schlichten Volkssinne einleuchtende Wahrung des Rechtszusammenhangs segensreiche Ergebnisse für Hessen und zugleich für Deutschland haben könne, und ließ mich darin durch keinerlei Vorstellungen und Einwirkungen, die von den verschiedensten Seiten versucht wurden, beirren. Ich hielt namentlich den Bundesbeschluß vom 27. März 1852 noch fortwährend (vergl. Lebenserinnerungen B. 2. S. 353 ff.) für rechtswidrig und nichtig, erstrebte die Herstellung des ganzen Verfassungsrechts nebst dem Wahlgesetze von 1849, ließ keine „Bundesrechtswidrigkeiten" darin gelten, und vertrat die Meinung, daß, wenn wirklich solche angenommen werden könnten, die Beseitigung derselben jedenfalls nicht von vornherein durch den Bundestag ausgesprochen werden dürfe, sondern eine derartige Aenderung nach Artikel 56 der Wiener Schlußacte auf landesverfassungsmäßigem Wege zu erstreben sein würde.

Hinsichtlich der Form des Vorgehens in Frankfurt war ich ebenfalls noch wie früher der Ansicht, daß eine einfache Zurückziehung des Beschlusses von 1852, als auf unrichtigen Darstellungen und Voraussetzungen beruhend, das Einfachste sei, daß aber auch ein zweiter Weg zum Ziele führen könne, nämlich die „Wiederinwirksamkeitsetzung" der Verfassung von 1831, welche durch Bundesbeschluß von 1852 nicht endgültig aufgehoben, sondern

nur versuchsweise thatsächlich einstweilen „außer Wirksamkeit“ gesetzt worden war, bis mit den neu zuberufenden neuen Ständen über eine andere Verfassung verhandelt worden sei. Da die Erfolglosigkeit des Versuchs, auf diese Weise einen befriedigenden Zustand in Hessen herbeizuführen, nicht mehr zu bezweifeln stand, so konnte und mußte derselbe verlassen und der verfassungsmäßige Weg wieder betreten werden.

Es blieb jedoch geraume Zeit im Ungewissen, wie man preußischerseits vorzugehen gedachte.

Inzwischen bereitete ich meines Theils die Mittel vor, um möglichst wirksam an dem bevorstehenden Kampfe Theil nehmen zu können.

Wie 1848 und 1850, so legte ich auch jetzt wieder ein Hauptgewicht auf die Presse. Es war aber unendlich schwer, in dieser Hinsicht von Neuem in Kassel festen Fuß zu fassen. Der Kriegszustand war zwar nach vierjähriger Dauer aufgehoben worden; allein Hassenpflug und der Bundestag hatten in dieser Zeit das Mögliche geleistet, um jede freie Bewegung fernhalten oder sofort unterdrücken zu können. Nicht nur war der Bundesbeschluß vom 6. Juli 1834 sofort verkündet worden, sondern derselbe hatte auch noch durch eine einseitig erlassene landesherrliche Verordnung vom 19. December 1854 eine beträchtliche Erweiterung und Verschärfung erhalten. Ganz abgesehen von eigentlichen verbrecherischen Aeußerungen waren Geldstrafen bis zu tausend Thaler und Gefängnißstrafen bis zu einem Jahr für den einzelnen Fall angedroht. Dabei mußten zur Sicherstellung Cautionen von 5000 Thaler geleistet werden u. s. w. Dennoch mußte ich „das völlig unmöglich Scheinende“, wie ein Freund sich später ausdrückte, möglich zu machen versuchen.

Die Durchführung wäre aber in der That unmöglich gewesen, wenn die betreffenden Beamten ein erhebliches Stück von Hassenpflug'scher Kraft und Rücksichtslosigkeit besessen hätten. Allein Vilmar, der unter Hassenpflug das Finanzministerium gehabt hatte, dann Steuerdirector und am 20. Januar 1856 Regierungs- und Consistorialpräsident geworden war, und am 17. April 1860 zum Minister des Innern ernannt wurde, wollte offenbar keine Gewaltthat oder auch nur einen augenfälligen Bruch mit den thatsächlich bestehenden „Gesetzen“ und Einrichtungen, und besaß ohnehin zu wenig Scharfsinn und Gewandtheit, um mir die Schlupflöcher und Wege zu verlegen, die ich lange Zeit mit Erfolg allen polizeilichen und gerichtlichen Angriffen und Verfolgungen gegenüber neben und nacheinander aufsuchte.

Im Laufe des Sommers hatten mehrere jüngere Männer in Kassel den Gedanken besprochen, eine größere politische Zeitung auf Actien zu begründen. Es bestanden damals nur zwei Blätter in Kassel: die „Kasseler Zeitung“, das Organ der Regierung, und der „Allgemeine Anzeiger“, ein Tageblatt, das sich nur selten und mit großer Vorsicht der Politik leise näherte, während jetzt, abgesehen von dem Amtsblatte der Bezirksregierung ein halbes Dutzend Zeitungen erscheinen.

Der Zeitpunkt für ein neues Zeitungsunternehmen war also insofern

kein ungünstiger. Gleichwohl lehnte ich, als mir der vormalige Drucker meiner „Neuen Hessischen Zeitung", Herr Scheel, von dem Plane Mittheilung machte und meine Mitwirkung wünschte, eine Betheiligung ab, indem ich selbst ein kleines Blatt zu gründen in Absicht hatte, dessen Entwickelung nach Maßgabe der Umstände stattfinden sollte. Ich schlug ihm vor, als Drucker und Miteigenthümer daran Theil zu nehmen, bedang mir aber natürlich die entscheidende Stimme über die Haltung des Blattes und die Redigirung aus.

So entstand die „Hessische Morgenzeitung", die noch gegenwärtig und zwar nur als täglich zweimal erscheinendes Blatt besteht, und die gar bald der Mittelpunkt des Verfassungskampfes wurde, wie es 1850 die „Neue Hessische Zeitung", wenn auch nicht in gleichem Grade gewesen war.

Anfangs sollte das Blatt nur den bescheidensten Anstrich haben. Ich selbst wollte zunächst ganz im Verborgenen bleiben, und die ganze Einrichtung war darauf berechnet, daß ich allenfalls auch abwesend sein könnte, wie denn Jahre lang mein Reisekoffer stets gepackt stand und ein fast augenblickliches Verlassen der Stadt ermöglichte.

Als jedoch die Haltung Preußens bestimmter wurde und namentlich die bekannte, vielbesprochene Erklärung vom 10. October 1853 hervortrat, mußte der Kampf gar bald eine Gestalt annehmen, der eine weitere Zurückhaltung nicht zuließ. Ich trat daher mit dem 1. Januar 1860 offen als verantwortlicher Redacteur an die Spitze des Blattes und damit auch gewissermaßen an die Spitze der Bewegung, soweit das nicht ohnehin schon geschehen war.

Es begann nunmehr und zwar Jahre hindurch ein tägliches Plänkeln, Herausfordern, Abwehren, Einlenken, Vorgehen, kurz ein Streiten, das mich ganz und gar in einer Weise in Anspruch nahm, wie nie eine Thätigkeit zuvor. Jedes Wort, jeder Buchstabe mußte gewissermaßen auf die Goldwaage gelegt werden; jede Gesetzesbestimmung, jede Verordnung mußte stets vor Augen stehen; ja selbst die Fähigkeiten und Neigungen der einzelnen Beamten waren zu beachten, um ermessen zu können, was zu wagen stand und was nicht.

Zum Glück waren mir die Dinge und die Menschen nicht eben unbekannt; ich hatte Erfahrungen und Uebung, sowohl als Redacteur wie als Anwalt und Staatsrechtskundiger; für einen Anfänger und Nichtjuristen wäre die Rolle, welche ich mir vorsetzte, schlechthin undurchführbar gewesen. Es kam nicht darauf an, Streit und Zwiespalt zu vermeiden, sondern herbeizuführen, jedoch dergestalt herbeizuführen, daß möglichst viel gewagt und gesagt wurde, daß es aber nicht zu einer endgiltigen Verurtheilung kommen konnte oder doch höchstens zu einer gelinden Geldbuße. Durch den vierjährigen Kriegszustand einerseits und durch die wahrhaft abgefeimte Umbildung der Strafrechtspflege andererseits war die Bevölkerung so eingeschüchtert und hinsichtlich der Rechtssicherheit und des gerichtlichen Schutzes so mißtrauisch geworden, daß Jeder die größte Vorsicht und Zurückhaltung beobachtete. Eine Ermuthigung durch den Augenschein mußte daher äußerst erwünscht und nützlich sein.

Ich begann damit, Dinge zu besprechen und durchzusehen, die auf den

ersten Blick bedenklich erschienen, es im Grunde aber garnicht waren. An Stoff und Anknüpfungspunkten in dieser Beziehung fehlte es nicht leicht. Eine unerschöpfliche Fundgrube waren allein die Volmarschen Reden und Schriften, namentlich der von Volmar früher herausgegebene „Volksfreund“. So gab mir die Beurtheilung der 1848 eingeführten Civilehe einen sehr erwünschten Angriffspunkt. Der „Volksfreund“ hatte das betreffende Gesetz einen „rauhhaarigen Wechselbalg“ genannt, ein „Kind des Ehebruchs mit der Kirche, wozu nicht Gott der Herr, sondern der Teufel in der Hölle der Erzeuger ist! und von welchem Kinde des Ehebruchs, wie von allen Kindern der Ehebrecher, das Wort gilt: „„Aber die Kinder der Ehebrecher gedeihen nicht““. Zugleich war die „nothwendige Buße“ für diesen Ehebruch der Kirche mit dem Teufel angegeben worden. „Unser Landesherr“, hatte der V. verlangt, muß die ihm zustehende alleinige gesetzgebende Gewalt in der Kirche an die Kirche wieder zurückgeben, und zwar an das geistliche Amt. Das ist die Thatsache, die von unserm Landesherrn ausgehen muß, wodurch die schädliche Thatsache des Gesetzes vom 29. Oktober 1848 unschädlich gemacht wird; das ist die rettende That für unsere hessische Landeskirche; keine andere heilende That gibt es“.

Man kann denken, wie eine solche Zumuthung dem Kurfürsten einst erschienen war, und wie ihm die Erinnerung daran, die ich, natürlich in der gehörigen Beleuchtung vorführte, behagen mochte.

Allmählich ging ich dann weiter; und es glückte in der That, schon in den ersten Zeiten Anklagen herbeizuführen und dergestalt auszunutzen, daß in erster Instanz eine Verurtheilung zu fünf- und ein halbmonatlicher Festungsstrafe nebst einer Geldbuße von 50 Thalern, in der zweiten aber völlige Freisprechung, und in dritter nur Herstellung der Geldbuße erfolgte. Dadurch und durch einige andere Angriffe und Verfolgungen, die theils mit geringfügigen Verurtheilungen, theils mit Freisprechung endigten, ward es den Leuten klar, daß doch noch ein freies und scharfes Wort möglich sei, ohne sofort in's Castell oder in's Gefängniß zu führen.

Dabei wurden die Anklagen auch insofern ausgebeutet, als das Vertheidigungsrecht dazu benutzt ward, der Regierung die schärfsten Dinge zu sagen und diese dann hintendrein wortgetreu in der Zeitung zu veröffentlichen. Sollte ein Beamter beleidigt sein, so schützte ich meist die Einrede der Wahrheit vor und ließ dann nach allen Richtungen hin eine Pelzwäsche eintreten, welche die ursprünglichen Beschuldigungen noch weit übertraf. Und das Alles geschah stets mit bester Laune.

Der erste polizeiliche Angriff gegen die Morgenzeitung betraf eine Mittheilung über den am 16. September in Frankfurt unter meiner Theilnahme gestifteten deutschen Nationalverein. In meiner Beschwerde gegen die Beschlagnahme zeigte ich, daß eine „Theilnahme“ an dem Verein nach richtiger Auslegung der bestehenden Gesetzgebung durchaus nicht als unstatthaft betrachtet werden könne. Die Ansicht fand gerichtliche Billigung und das Blatt ward freigegeben.

Natürlich hatte nun die Regierung nichts Eiligeres zu thun, als auf Grund der Hassenpflug'schen provisorischen Verfassung eine landesherrliche Verordnung (26. Januar 1860) zu erlassen, wodurch mein Schlupfloch verstopft und sowohl die Mitgliedschaft als Beitragszahlungen und jede Aufforderung zur Theilnahme verboten, bezw. mit Strafe bedroht wurden.

Doch ließ ich mich dadurch nicht in Verlegenheit setzen. Ich forderte nunmehr öffentlich auf, sich zu den „Grundsätzen" des „Nationalvereins" zu bekennen und mir Beiträge „zu gemeinnützen Zwecken" zu senden, was nicht verboten sei. Alle Welt verstand, worauf es abgesehen war und lachte; Tausende unterzeichneten die „Grundsätze" und viele zahlten auch, wenn auch — nicht viel.

Minister Volmar ließ nun polizeilich nachforschen, ob ich das Geld noch habe oder wozu es verwandt worden sei. Ich erklärte, daß ich dasselbe noch wohl verwahrt wisse; und als der Minister dann weiter fragen ließ, wozu ich das Geld zu verwenden gedenke, gab ich feierlichst die Versicherung zu Protokoll, daß ich mir das „noch reiflich überlegen wolle".

Begreiflicher Weise verfehlte ich nicht, diese und ähnliche Pfiffigkeiten in der Zeitung bekannt zu machen, und konnte wiederum sicher sein, die Lacher auf meiner Seite zu haben.

Auch wurden die Aufforderungen und sonstigen Veröffentlichungen des Nationalvereins den hessischen und insbesondere den kasseler Anhängern in der Regel vollständig bekannt. Zwar konnte ich sie in die Morgenzeitung nicht aufnehmen; allein ich ließ dieselben außerhalb des Landes drucken und machte dann in der Morgenzeitung bekannt, daß zu meinem Leidwesen eine „Verbreitung", namentlich eine „geschäftsmäßige" zwar unstatthaft sei, daß ich aber genau wisse, wo Abdrücke unentgeltlich zu finden seien und daß ich gern darüber Auskunft ertheilen werde; denn ich mache aus der Sache keineswegs „ein Geschäft", wohl aber mache ich mir „ein Vergnügen" daraus.

Oft auch hatte ich die Aufmerksamkeit, den Ministern und dem Polizeidirector sofort Exemplare durch die Stadtpost frei zuzusenden.

Gewöhnlich kam dann andern Tags ein Polizeidiener oder auch wohl ein sonstiger Abgesandter, um sich des Weitern zu erkundigen. Natürlich traf sich's dann meist, daß soeben die letzten Abdrücke von Neugierigen von der Lagerstelle weggenommen worden; allein die nächste Zeitungsnummer brachte unter Mittheilung dieses unangenehmen Zufalls die „erfreuliche Nachricht", daß wieder eine neue Sendung eingetroffen sei. Und so ging's zur Erheiterung des Publikums fort.

Eine Zeitlang wurde nur mit polizeilichen und gerichtlichen Beschlagnahmen und nachfolgenden Anklagen vorgegangen; als dies aber nicht zu dem gewünschten Ziele führte, indem die Beschlagnahmen in oberer Instanz aufgehoben und die Anschuldigungen schon nach einer vorläufigen Vernehmung als unbegründet zurückgewiesen wurden, gab man der Preßverordnung vom 19. December 1854 die Auslegung, daß die Verwaltungsbehörden das Recht

hätten, Druckschriften mit Beschlag zu belegen und zu unterdrücken, ohne daß gegen den Verfasser oder Herausgeber und Verbreiter gerichtlich eingeschritten zu werden brauche.

Diese kühne Maßnahme schien den besten Erfolg zu versprechen; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß die Abonnenten durch die häufigen Unterbrechungen unwillig werden und schließlich das Blatt aufgeben würden. Allein eines Theils brachte der allseitige Eifer insbesondere die Rührigkeit der Druckerei, durch vorräthigen Satz unverfänglicher Artikel es fertig, daß meist sofort eine neue Nummer zusammengestellt und gedruckt werden konnte (einmal ward die Ausgabe des Blattes selbst durch eine viermalige Wegnahme an einem einzigen Morgen nicht gehindert); andern Theils klagte ich mich wegen der angefochtenen Artikel selber an, um durch ein freisprechendes Erkenntniß die Regierungsaussprüche mittelbar zu vernichten.

Zwar wurde dieser Antrag von der Staatsprocuratur zunächst abgelehnt, weil die fraglichen Artikel in den weggenommenen Blättern nicht verbreitet worden wären; indessen fand sich Rath, diesem Mangel abzuhelfen. Ich ließ die Artikel in einer besondern Broschüre in Frankfurt drucken, schickte diese durch die Stadtpost den höchsten Staatsbeamten zu und berief mich dann auf deren Zeugniß, wiederholt um richterliche Aburtheilung meiner angeblichen Vergehen bittend. Das half: der öffentliche Ankläger erklärte, daß ein Grund zum strafgerichtlichen Einschreiten nicht vorliege. Und so waren die Regierungsaussprüche sämmtlich vernichtet.

Volmar griff nunmehr wieder zu gerichtlichen Beschlagnahmen und Anklagen.

Zwei Beschuldigungen gelangten auch wirklich bis an das Strafgericht, wurden aber hier sofort als „rechtlich unbegründet“ zurückgewiesen, ohne daß nur eine Mittheilung der Anklagen erfolgte.

Eine Beschlagnahme aber wurde wirklich vom Obergericht bestätigt. Ich führe dies an, um zu zeigen, wie streng die Gerichte verfuhren und wie wenig also in andern Fällen Grund zum Einschreiten vorhanden gewesen sein muß. Die verurtheilte Stelle lautet wörtlich: „Wir haben nicht bezweifelt, daß jeder Ehrenmann bereit sein werde, das Verfassungsrecht des Landes nach Kräften zu wahren“.

Darin fand die Mehrheit des Obergerichts eine Beleidigung der „Staatsregierung“.

Andere Beispiele von der Strenge der damaligen Gerichte gegen die Morgenzeitung sind folgende: In einem Leitartikel hatte Professor A. Pfaff einfließen lassen: Herr von Linde „spuke“ noch immer im Palaste der Eschenheimer Gasse; diese „Beleidigung“ kostete 50 Thaler. Ferner: ein Schulaufseher war als „frömmelnder Inspector“ bezeichnet worden, was noch höher veranschlagt ward. In einer aus der unangefochten verbreiteten Weserzeitung entnommenen und sogar ernstlich gemilderten Mittheilung wurde dem „hessischen Adel“ „Nichtigkeit“ zur Last gelegt und von der hassenpflugschen „Ersten

Kammer“ behauptet, sie sei eine „junge Miß . . .“ Das war vollends übel vermerkt, obwohl das letzte Wort nicht ausgedruckt war. An der Aburtheilung des Falles hatte, wie es hieß, Jemand Theil genommen, der zugleich Mitglied der Ersten Kammer, also gewissermassen betheiligt war. Eine fragende Wendung in der Zeitung, ob das schicklich sei, wurde auf's Schwerste verurtheilt. Ja einst witterte man sogar „Majestätsbeleidigung“ und fragte wegen der Verfolgung an, worauf das Justizministerium beschloß, daß drei Majestätsbeleidigungen auf ein Mal zu verfolgen seien.

Einige dieser Anklagen kamen mir indessen nicht unerwünscht. Der „Spuk“ ward mit heiterer Gründlichkeit behandelt; sogar die sprachliche Belesenheit und Autorität Jakob Grimms nahm ich zu Hilfe. Bei dem „frömmelnden“ Schulinspector wurde das damals in vollster Blüthe stehende Muckerthum durchgehechelt und die „junge Miß . . .“ gab Anlaß, die lächerlichen Anmaßungen der Ritterschaft auf den Amboß zu legen. Natürlich wurden die Vertheidigungen in der Morgenzeitung mitgetheilt. Besonderen Beifall fand die Eintheilung und Charakterisirung der Frömmler oder Mucker. Dr. Stilling war davon so befriedigt, daß er mir zwei Pistolen zu meinen Sammlungen sandte, und Andere waren nicht minder entzückt, wenn sie auch weniger — zahlten.

Ich hatte alle Arten von Frömmlern angenommen, die genau in's Auge zu fassen seien, um zu sehen, ob es sich vorliegend um eine Bezeichnung handele, die an sich eine Beleidigung enthalte. Ueberall waren Deutungen und Hinweisungen auf gewisse Vorgänge und Personen gegeben, die nicht leicht mißverstanden werden konnten. Ich hebe daraus Einiges hervor:

Die Ausdrücke „Frömmler“, „frömmeln“, hieß es, sind neuerer Bildung und finden sich z. B. bei Adelung, um 1775, noch nicht. Zunächst wird damit ein „pietistisches“ Wesen bezeichnet; doch kommt Frömmler auch in einem weiteren Sinne vor und wird neuerdings häufig gleichbedeutend mit Mystiker und Wunder gebraucht. In Kurhessen namentlich sind die Wörter Mucker, Zusammenmuckern, Muckern &c. üblich geworden um in religöser und kirchlicher Beziehung alles Dasjenige zu bezeichnen, was eines Theils einer freiern Religionsanschauung, andern Theils einer einfachen Frömmigkeit, die nicht viel Aufhebens macht, sondern in stiller Gottinnigkeit der Tugend nachgeht, gegenübersteht.

Zu den Muckern im weitern Sinne werden gerechnet:

1) Die Heuchler, Scheinheiligen, Gleißner &c., überhaupt alle Diejenigen, welche gegen ihre Ueberzeugung oder im Widerspruch mit ihrem Glauben oder ihrer Handlungsweise fromm thun und vielleicht um irdischer Vortheile willen eine besondere Gläubigkeit zur Schau tragen, z. B. als Mitglieder eines (damals in Kurhessen bestehenden) „großen Bundesraths“ übereifrig treubündeln oder sonst „mit Gott, für Fürst und Vaterland“ so lange wirken, bis sie eine fette Stelle erlangen oder auch wohl — in's „Zuchthaus“ gerathen. Der Vorwurf einer solchen Handlungsweise würde allerdings ehrenrührig sein, liegt aber in der Bezeichnung Frömmigkeit ohne Weiteres nicht.

2) Die Betbrüder, Heiligen, ꝛc., überhaupt Solche, deren Hauptlebensaufgabe Beten und Augenverdrehen zu sein scheint, die sich entsetzen, wenn von Theaterbesuch oder sonst einer Regung der „sündigen Fleischesnatur“ die Rede ist.

3) Die Strenggläubigen oder, wie Goethe im Gegensatze zu „Frömmlingen“ sie nennt, die Strenglinge, die Zeloten, Wutheiferer, Zionsstreiter ꝛc., deren Lieblingssatz es ist: Wer diesen Glauben nicht hat, der wird verdammt werden!“

4) Die Unduldsamen, brandigen Ketzerrichter ꝛc., die selbst die weltliche Macht mit weltlichen Vortheilen und Nachtheilen zu Hilfe rufen, um Andersgläubige zu verfolgen.

5) Die Kraftfanatiker, Grundstürzer, Verderbenschnauber ꝛc., die „ihren Abscheu“ vor abweichenden Meinungen und Bestrebungen sich gar nicht grundkräftig genug auszudrücken wissen und z. B. „von einer unmittelbar aus dem Abgrund entstiegenen teuflisch gesunden Teufelskraft“ reden.

6) Die Teufelsseher, Teufelsaustreiber u. dgl. Dahin gehören z. B. Diejenigen, welche (gleich Vilmar) das „Zähnefletschen des Teufels“ erblickt haben; ferner die Heiligen, welche, wenn ihnen das sündige Fleisch einen Streich gespielt, dies dem Teufel in die Schuh schieben, der ihnen, nach Verschiedenheit des Geschlechts, in weiblicher oder männlicher Gestalt erschienen sei. Auch die Geisterseher, Auserwählten, Erweckten ꝛc. gehören hierher.

Alle diese Arten von Muckern können zwar unter Umständen mit Sitte und Recht im Widerstreit gerathen, allein es liegt das nicht nothwendig im Begriffe, und jeden Falles sind die eigentlichen Frömmler davon verschieden. Bedenklicher sieht es mit einigen weiteren Klassen aus, nämlich:

7) mit dem Kirchlich-Herrschsüchtigen und Geistes-Hochmüthigen, sowie

8) mit den Unflath-Predigern, Höllenmalern und dergleichen. Zu den ersteren gehören Diejenigen, welche gern (protestantische) Bischöfe, Cardinäle oder — wohl gar Papst werden möchten; ferner Solche, welche, wenn ihr Herr und Meister strafgerichtlich verurtheilt worden ist,*) erklären, sie wüßten zwar, daß der Betroffene noch „vom Teufel und seinem eigenen Fleisch“ angefochten werde, daß aber „der Herr ein ganz besonderes Rüstzeug aus ihm gemacht habe“, und daß es für sie „eben so feststehe, wie die Thaten Gottes und dessen Worte“, daß die Streiche, welche man gegen das Rüstzeug führe, im tiefsten Grunde nicht der Person, noch viel weniger einem wirklich vermeinten sittlichen Makel, sondern vielmehr nur seiner Stellung im Reiche Gottes gelten.

Zu den letzteren müssen Diejenigen gezählt werden, welche sich gern in ausgesucht derben Ausdrücken ergehen, als Fressen, Saufen, H . . . ., E . . . . ꝛc. An die Höllenschilderer schließen sich

9) die „Thier“-Maler an, die abgeschmackten Apokalyptiker und dgl.

*) Bezieht sich auf Vilmar.

So erschien 1845 ein Schriftchen über „die kurhessische Kirche", worin dieser Zweig der Muckerei mit besonderer Meisterschaft behandelt worden ist. „Es ist . . . das Thier", heißt es dort unter Anderm, „welches behauptet, das Erdreich gehöre sein; dieses Thier tritt jetzt gegen die Kinder Gottes auf" . . . „Um gegen dieses aufsteigende Thier seine Gemeinde zu beschützen, hat der Herr in unseren Tagen den in den deutschen Urwäldern schlummernden hessischen Löwen aufgeweckt, den Stammlöwen nämlich, mit Einem Abzeichen seines Muthes, leonum animi index cauda est". Der hessische Löwe also, dessen Abzeichen des Muthes „der Schwanz ist", soll mit dem „aufsteigenden Thiere", das natürlich auch einen rechtschaffenen Schweif haben wird, und das sich schon „ganz frech gezeigt und seine unheiligen Pfoten in die Höhe gehoben" hat, einen Kampf auf Leben und Tod beginnen. Gefährlich ist zwar der Kampf, aber „der hessische Löwe möge es nicht scheuen, dem aufsteigenden Thiere gegenüber vor die Kinder Gottes zu treten" . . . „Sollte er auch in seinem Kampfe erliegen, nun so hat er doch auch dem Thiere den Todesstoß gegeben und" — vielleicht können sich beide, wie die Münchhausenschen Löwen, gegenseitig bis auf die Schwänze auffressen, so daß die Kinder Gottes in aller Ruhe des Ausgangs harren und froh sein dürfen.

Man sieht, auch diese Richtung des Muckerthums hat bei aller Schrecklichkeit solcher Thierkämpfe ihre gute Seite, und jeden Falles unterscheidet sie sich wesentlich von eigentlicher Frömmelei.

10) Auch von den bloßen Nachbetern, sowohl von den gutmüthigen als von den bornirten Ereiferern, müssen die Frömmler unterschieden werden. Es ist wenigstens nicht begriffsnothwendig, daß sie, wie jene, ohne alles Verständniß für die Sache, sich dennoch berufen glauben, für den „alten beseligenden Christusglauben" unter Anderem auch dadurch in die Schranken zu treten, daß sie Andersgläubige mit besonderer Sorgfalt „an der Mauer begraben lassen" ꝛc. Dagegen zeigt sich

11) wahrer Pietismus oder Frömmelei im engeren Sinne in einer doppelten Richtung, nämlich einmal in der Weise, daß die Gottesfürchtigkeit mit einer übermäßigen Gefühlsschwärmerei oder mit einer süßlichen Empfindelei und Schönthuerei verbunden ist, und sodann in der Art, daß Frömmigkeit und Gläubigkeit mit einer gewissen Absichtlichkeit zur Schau getragen oder ohne genügenden Anlaß in religiösen Stichwörtern an den Tag gelegt wird. Heuchelei und Scheinheiligkeit braucht damit nicht verbunden zu sein. Wohl aber wird man es als Frömmelei bezeichnen dürfen, wenn der Name Gottes oder die Person des Herrn und Heilandes auch da im Munde geführt wird, wo es sich nicht um religiöse Dinge handelt, wenn z. B. ein neues juristisches Buch über „den Beweis durch Schrifturkunden" mit der Bemerkung, daß „Gottes Gnade" auch in Betreff der Schrift nicht unbezeugt geblieben sei, und weiter mit einer Hinweisung auf die „Wiedergeburt durch den Glauben" eingeleitet ist. Das Zeitwort Frömmeln hat wie ähnliche Ausdrücke, z. B.

klügeln, liebeln 2c., wohl die Bedeutung einer gewissen Schwächlichkeit, Oberflächlichkeit, Gesuchtheit 2c., keineswegs aber den Sinn gleißnerischen oder lügenhaften Scheins. Auch die Wendung: „frömmelnder Inspectoren“ kann daher unmöglich etwas Verletzendes, Beleidigendes enthalten. Mag es auch nicht Jedem angenehm sein, als ein frömmelnder Mann bezeichnet zu werden, eine strafbare Ehrenkränkung liegt nicht darin“.

Uebrigens wurde auch die Einrede der Wahrheit vorgeschützt; denn die betreffenden Schulinspectoren waren wirklich einer Richtung zugethan, die sehr allgemein als eine „fromme“ und „strömende“ betrachtet ward. So trat einst ein Dr. Herwig entschieden für das Dasein des Teufels auf und spielte, statt des ihm obliegenden Religionsunterrichts, den Kindern „religiöse Phantasien“ vor. Als ein Elementarlehrer die Worte des zweiten Artikels im zweiten Hauptstück: „erlöset von der Gewalt des Teufels“ mit „beistehen im Kampfe gegen das Böse“, erklärte, trat Herr H. dazwischen und belehrte die Kinder über den „persönlichen Teufel“.

Am schlimmsten stand es für mich und die Morgenzeitung, wenn eine Sache bis an das Ober-Appellationsgericht gelangte. Der alte glänzende Ruf dieses Gerichts war durch Hassenpflug längst sehr beeinträchtigt worden. Schon während seiner ersten Ministerzeit hatte H. bei Ernennungen und Versetzungen sich vielfach durch politische Rücksichten leiten lassen. Zu Anfang der fünfziger Jahre nahm er vollends eine Reinigung des höchsten Gerichts, das nach der Verfassung von 1831 zugleich Staatsgerichtshof war, vor. Und zwar geschah dies auf gesetzwidrige Weise, indem ein 1848 erlassenes Gesetz, wodurch der Landesvertretung ein Mitwirkungsrecht bei der Besetzung des Gerichts eingeräumt worden war, verfassungswidrig beseitigt und von da an jede Ernennung einseitig von der Staatsregierung bewirkt wurde.

So konnte es nicht fehlen, daß, als ich die Herstellung der alten Verfassung und dann auch des erwähnten Gesetzes betrieb, die Zustände des Gerichtshofes und zugleich die Personenfragen vielfach mit herangezogen werden mußten. Namentlich fühlte man sich beleidigt, als ich einst die Fähigkeit und Tüchtigkeit einiger Mitglieder, gegenüber von solchen Männern, welche bei der Besetzung der fraglichen Stellen übergangen oder zurückgesetzt worden waren, in Frage gezogen hatte.

Ich griff nun auch hier zum Beweise der Wahrheit und da sich's traf, daß gerade zwei Mitglieder entgegengesetzter Neigung vorhanden waren, von denen der Eine Nichts that und das Zimmer stets voller Rückstände hatte, der Andere aber vor der Endlosigkeit seiner „Relationen“ zu Nichts kam, so schlug ich Beide zu Zeugen vor, und zwar dergestalt, daß sie sich gegenseitig bezeugen sollten, der Eine, „daß der Herr College nicht anzufangen wisse“, der Andere, „daß der Herr College nicht zu enden verstehe“.

Zugleich benannte ich auch noch andere Mitglieder als Zeugen, unter ziemlich genauer Angabe der Zahl der Rückstände, die mir zufällig bekannt geworden war, und verbat mir dann die Mitwirkung Aller zur Entscheidung von Anklagen gegen mich selbst.

Indessen kam's zu meiner Beweisaufnahme nicht; das Gericht erster Instanz umging dieselbe durch sofortige Freisprechung.

Da nun auf solche Weise der verhaßten Zeitung mit erheblichem Erfolge nicht beizukommen war, so versuchte man's auf andere Weise.

Nach den damals in Wirksamkeit befindlichen Bestimmungen konnten Druckereiconcessionen auch im Verwaltungswege entzogen werden. Der Drucker der Morgenzeitung, Herr Scheel, hatte ohnehin nur eine widerrufliche Gestattung. Zwar war er niemals verurtheilt oder auch nur verwarnt worden; allein das hinderte nicht, daß ihm im Juni 1860 ohne Weiteres die Druckereierlaubniß entzogen wurde.

Er stellte nun seine Druckerei unter die Firma eines Andern; aber verlangte natürlicher Weise Bürgschaften. Sollte keine Unterbrechung entstehen, so mußte ich selbst in dieser Beziehung eintreten und ich sicherte dem Manne eine lebenslängliche eventuelle Entschädigung von achthundert Thalern zu und die Sache hatte einstweilen ihren Fortgang. Aber bald ward auch diesem Drucker die Concession entzogen und ihm nur noch eine Abwickelung der Geschäfte gestattet.

Dies Mal waren zwar formell die erforderlichen „Verwarnungen“ erfolgt; allein es fehlte an jeder rechtskräftigen Verurtheilung; ja wegen des letzten Verwarnungspunktes wurde nicht einmal eine Anklage versucht, obwohl ich ausdrücklich darum bat und bei der Erfolglosigkeit meiner Bitte beim Generalstaatsprocurator Beschwerde darüber führte, daß man mich nicht verklagen wollte. Und doch verlangten die betreffenden Bundesgesetzbestimmungen zur Concessionsentziehung ausdrücklich „beharrliche Verbreitung von strafbaren Druckschriften“. So setzte man sich sogar über klare Bundesvorschriften hinweg.

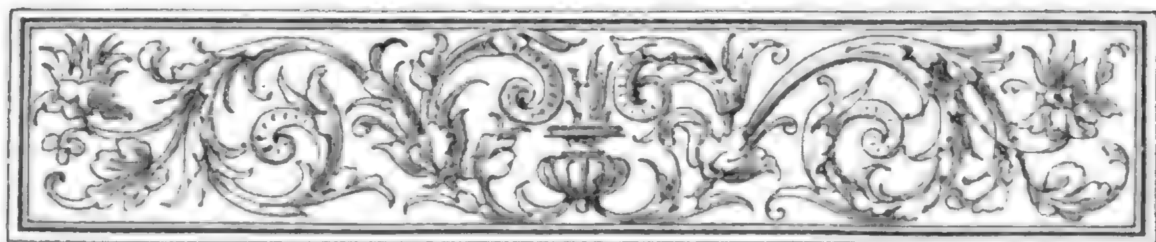
„Nun wird er keinen Drucker mehr bekommen“, soll der Kurfürst ausgerufen haben, als er die Nachricht von der zweiten Concessionsentziehung erhielt; „jetzt ist's mit der Morgenzeitung vorbei!“

Indessen fand sich doch noch ein Drucker, freilich unter den allervorsichtigsten Bedingungen. — Man arbeitete einen Theil der Nacht hindurch und am andern Morgen erschien die Morgenzeitung zur gewohnten Stunde.

Einer „der Söhne“ des Kurfürsten konnte, wie erzählt wurde, sich das Vergnügen nicht versagen, gleich mit dem ersten Abdruck, der ihm zu Gesicht kam, nach Wilhelmshöhe zu reiten, um doch seinem lieben Vater das Wiedererscheinen der geliebten Zeitung augenfällig darzuthun. Die gegenseitige Freude und Begrüßung kann man sich leicht hinzudenken.

Nun mußte jedes Wort vermieden werden, was auch nur einen scheinbaren Anlaß zu einem Vorwurfe hätte abgeben können. Dennoch erfolgte eine erste Verwarnung und das Messer saß also jetzt wirklich an der Kehle; selbst der Hauch eines Schattens mußte vermieden werden.

Da griff ich zu Flugblättern, die in Frankfurt gedruckt, und als die Versendung durch die Post eingestellt werden mußte, durch zahlreiche Vertrauenspersonen unentgeltlich verbreitet wurden, bis die Herstellung der Verfassung auch für die Presse mehr Rechtssicherheit brachte.



Tintoretto.

Von

Julius Hübner.

— Dresden. —

Es mag nicht überflüssig erscheinen, gleich hier auszusprechen, daß die nachfolgende Skizze, denn so ist sie absichtlich genannt, nicht den Zweck einer erschöpfenden Studie des Mannes, dessen Name sie an der Spitze trägt, und seiner Zeit zum Ziele hat, noch weniger aber in Concurrenz treten kann und will mit den ernsten Arbeiten unserer Kunsthistoriker von Fach. Sie folgt vielmehr einem dilettantischen Triebe der Empfindung, zufrieden, wenn sie eine Anregung zu neuen Gesichtspunkten zu geben und ohne den Zwang einer wissenschaftlichen Methode, ihren Helden und sein Zeitalter, insbesondere auch durch gelegentliche Seitenblicke auf die Gegenwart, dem Verständniß gebildeter Leser näher zu bringen im Stande wäre. Das historische Factum mag dann immerhin nur mehr der Träger allgemeiner Gedanken, der Anlaß zu Begründung einer allgemeinern Einsicht in künstlerische Zustände werden, in einer Weise der Darstellung, die, wenn auch nicht neu, doch im Ganzen weniger benutzt ist, und somit gerade in einem Organ allgemein geistiger Interessen, welches kein Fachjournal ist, besonders berechtigt erscheinen darf.

Wie es im Leben der Menschheit und in ihrer Geschichte, Momente und Situationen giebt, welche sich zuweilen mit auffallender Aehnlichkeit in anderen Zeiten wiederholen, so auch in der Entwicklung der Kunst und ihrer besondern Geschichte. Die Betrachtung solcher Aehnlichkeiten und theilweiser Wiederholungen, besonders wenn sie mit der Gegenwart zum Vergleich auffordern, werden dann um so lehrreicher und interessanter sein, weil sie unser Urtheil über die Gegenwart, die bekanntlich am schwersten zu verstehen und in ihren Zielen zu erkennen ist, berichtigen und aufklären müssen.

Auch die Zeit, in welche das Leben des Mannes fällt, welche hier unserer Betrachtung zum Grunde gelegt werden soll, bietet eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Kunstzuständen unsrer Gegenwart, die mich immer mit einem noch ganz besonderen Interesse für den bedeutenden Mann und seine Leistungen erfüllt hat.

Die italienische, die einzige moderne Kunst, welche gleich der hellenischen einen vollständigen Abschluß in stetiger Entwicklung, gewonnen hatte, war seit Giottos Erscheinen am Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Tode Tizians in vollen dreihundert Jahren ruhmreichen Wachsthums an das Ende ihrer Culmination gekommen.

Lionardo da Vinci, Michel Angelo und Raphael hatten einen Gestaltenreichthum geschaffen, den man bis dahin nicht geahnt hatte und wenn auch der Inhalt ihrer unsterblichen Werke sich mit wenig Ausnahmen immer noch in den heiligen Kreisen der alten Kunst bewegte, so war doch die Form zu einer Vollendung gediehen, welche nun nicht mehr übertroffen werden konnte. Das Studium des menschlichen Körpers, die Gesetze seines Organismus und seiner Bewegung, waren an der Hand der Kenntniß der Anatomie, besonders durch Lionardo und Michel Angelo zu einer für alle Zeiten unübertrefflichen Wahrheit der Darstellung gelangt, welcher der unsterbliche Genius des göttlichen Raphaels, der divino garzone, wie ihn die Zeitgenossen bewundernd nannten, nur noch den Stempel der Schönheit aufzudrücken brauchte um die höchste Höhe der Entwicklung der italienischen Malerei zu bezeichnen. Schon in diesem Momente war einem Geiste wie Tizian, dem Schöpfer der venetianischen Schule, nur noch die mehr einseitige Vollendung der Farbe, der Reiz des vollendeten Colorits und dem Correggio ebenso nur noch der Zauber des Lichtes und Helldunkels in einer auch bei den größten seiner Vorgänge noch unerreichten Höhe übrig geblieben.

Zu Tintorettos Zeiten waren auch diese beiden Domänen der Malerei schon vergeben und es blieb für ihn und seinen feurigen Geist eben nur noch das Gebiet vollendeter Technik übrig, wenn er überhaupt noch ein eigenes Gebiet beanspruchen wollte.

Hier und in diesem Umstande liegt nun, wie mir scheint, eine jener interessanten Aehnlichkeiten vergangener Zustände mit unserer eigenen und nächsten Gegenwart vor, welche natürlich wie alle Aehnlichkeiten, keine Gleichheit sein kann und nur mutatis mutandis d. h. mit richtiger Beobachtung der vorhandenen Unterschiede betrachtet werden muß, um lehrreich und interessant zu sein.

Die moderne deutsche Kunst hat in dem unglaublich kurzen Zeitraum von 50—60 Jahren mit dem Erscheinen der Werke des Asmus Carstens einen Aufgang zur Erneuerung und einen Umschwung erlebt, welcher mit der großen italienischen Entwicklungsepoche etwa nicht nur den einen Zug wesentlich theilt, daß derselbe nicht minder wie jene Zeit Giotto's und seiner Genossen, von dem größten und tiefsten Gedankeninhalte und somit

gestützt auf Homer und die Antike die Gegenstände der heiligen Ueberlieferung begann. Es war ein Zug ernster Vertiefung nach einer verflachenden Einwirkung französirender Einflüsse, wie ihn nicht lange vorher die deutsche Literatur unter Gottsched erlebt und durch den patriotischen, echt deutschen Sturm und Drang der edelsten Geister abgeschüttelt hatte.

Wir haben als Zeitgenossen größtentheils den Umschwung in der Malerei mit erlebt und brauchen uns bei dem Einzelnen nicht aufzuhalten, um unsere flüchtige Parallele zu skizziren. Wir sahen in Cornelius und seinen römischen Genossen den Beginn einer großartigen gedankentiefen Epoche, die insbesondere in zahlreichen monumentalen Wandmalereien gipfelte, wir erlebten die Gründung der Düsseldorfer, der Münchner Schule und so viel Anderer, ihre allmähliche Einlenkung in die Bahnen der neuesten Kunst, welche dem Leben mehr gerecht zu werden strebte und zuletzt unter dem Einfluß und an der Hand der herrschenden Naturwissenschaft endlich eine neueste totale Abwendung von dem idealen Streben der Vorgänger zur sogenannten Realität, deren Thron jetzt nicht bloß in der bildenden Kunst, sondern in allen geistigen Richtungen, wie man meint, unumstößlich fest gegründet ist.

Nachdem so ein Kreislauf durch die Extreme stattgefunden, was Wunder, wenn kühne Geister, wie Hans Makart, mit seiner eminent koloristischen Begabung, und seine Gesinnungsgenossen, ebenso wie einst Tintoretto und die Seinen, die Epigonen einer strengen Richtung, einmal das Entgegengesetzte versuchen und mit entschiedenem Absehen vom Gedankeninhalt den Schwerpunkt des Kunstwerks in die sogenannte Mache verlegen, was am Ende eben so wenig neu ist, wie das bisher Geltende.

Solch ein ähnlicher Zeitpunkt war es, als Tintoretto, eigentlich Jacopo Robusti*) (geb. zu Venedig im Jahre 1512) seine Künstlerlaufbahn begann. Wer vermag sich heut zu Tage auch nur annähernd noch einen Begriff von dem Eindruck zu machen, den die Vollendung der Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle zu Rom auf die erstaunte Mitwelt hervorgebracht haben muß. Es war in der That ein Wunder geschehen, denn selbst nach alle den vorbereitenden herrlichen Thaten der älteren italienischen Kunst, selbst nach dem Erscheinen eines so universalen Geistes wie Lionardo da Vinci, war

*) Zu deutsch etwa: Jakob Stark, ein Name von guter Vorbedeutung für einen zukünftigen Malervirtuosen, der in seinem Leben mehr Leinwand verbraucht hat als zehn große Meister der früheren frommen Perioden. Es ist, beiläufig bemerkt, überhaupt nicht ohne einen gewissen pikanten Reiz die für unser Ohr so hochpoetischen Namen italienischer Künstler gelegentlich einmal in unser prosaisches Deutsch zu übersetzen, da lautet es denn ganz gemüthlich, wenn man den großen Antonio Allegri da Correggio als einen braven Anton Fröhlich oder Anton Lustig (er nannte sich auch in gewissen Urkunden Lieto) kennen lernt. Raphael Heiligen (Santi) klingt schon vertraulicher, Bartel Pferdeschwemme (Bartolomeo Bagnacavallo), Peter Mützlein (Pietro Berettini), Andreas Wahrauge (A. Verocchio), Willkomm Nelke (Benvenuto Garofalo) ergötzlich genug und so viel andere noch. Tintoretto, der kleine Färber, nannte man den jungen Robusti, weil sein Vater ein Färber (tintore) war, wenn die Fabel wahr ist.

doch die Riesenschöpfung des jugendlichen Michel Angelo (im Jahre 1508) immer noch ein wahrhaftes Wunderwerk. Er hatte die Sixtinische Kapelle für alle Zeiten geweiht zu einem Tempel der erhabensten Phantasien über die Schöpfung der sichtbaren Welt durch die Hand eines ewigen Gottes, den der Genius des großen Künstlers so kühn war, den erstaunten Zeitgenossen sichtbar vor Augen zu stellen, wie einst Phidias den homerischen Zeus, den Jehovah des Monotheismus der semitischen Patriarchen, gegenüber dem Vater der Götter Griechenlands, dem Ideal des Polytheismus.

Seitdem ging von jener Stätte ein überirdischer Glanz aus, der Feuerschein eines gewaltigen Meteors, der selbst den sanften Morgenstern der Schönheit, der eben in des göttlichen Urbiners Werken zu leuchten begann, das himmlische Licht überirdischer Anmuth in den Raphaelischen Schöpfungen zeitweise erbleichen machte.

Es war eine künstlerische That von höchster Bedeutung, die heute noch und für alle Zeiten ein dichterisches Echo in empfindenden Herzen weckt bei dem unsterblichen Namen Michelangelo!

Ist es aber in der That unmöglich den Eindruck dieser Wunderthat auf die Zeitgenossen zu schildern, so mag es um so eher erlaubt sein, den Eindruck auf einen Jetztlebenden hier in poetischer Form zu geben.

Von deines Adlerfittichs Schwung getragen,
Durchmessen wir des Aethers weite Hallen,
Die Schöpfungstage ernst vorüber wallen,
Der Offenbarung gotterfüllte Sagen.

Und wie im Buch der Bücher aufgeschlagen,
Hast Du in Bildern hier uns schauen lassen,
Was wir in Worten ahnend kaum erfassen,
Und nur dein Riesengeist so durfte wagen.

Denn an der Decke Himmelsbogenräumen
Zeigst Du uns hier in hoch erhabenen Träumen
Der Ewigkeiten heilge Tempelschwelle.

Wölbst du uns in geheimnißvoller Nacht,
Ein Firmament mit goldner Sterne Pracht,
Zum Weltall die Sixtinische Kapelle!

Vier Jahre vor der Geburt Tintoretto's war dieses Wunderwerk in's Leben getreten, seitdem hatte Raphael sein Reich unsterblicher Schönheit in zahlreichen Schöpfungen gegründet, der alte Tizian den Zauber noch nie gesehener Farbenpracht in's Leben gerufen und es war schon eine Ahnung von Correggio's neuen Siegen auf dem Gebiete des Helldunkels durch die Künstlerwelt gegangen. Nichts schien mehr übrig geblieben zu sein für neue Enthüllungen, was Wunder, daß ein so feuriger Geist wie der junge Tintorett, sich sagte, nur die meisterhafte Vereinigung möglichst vieler dieser Eigen-

schaften dürfe sein Ziel sein. Er ging ja wohl natürlicherweise zuerst zu dem ihm am nächsten Stehenden, dem großen Landsmann Tizian in die Lehre, der in Venedig unumschränkt regierte seit der gewaltige Giorgione jung gestorben war, aber das Bündniß zwischen Meister und Schüler scheint nicht von langer Dauer gewesen zu sein. Der junge Tintoretto lernte bald auf eigenen Füßen stehen, gründete seine eigene Werkstatt über deren Thüre er, als das Motto seines glühenden Strebens, die Worte schrieb:

„Il disegno di Michel Angelo el colorito di Tiziano“.

„Die Zeichnung Michelangelo's und die Farbe Tizian's“.

Es ist charakteristisch für alle solche Zeiten, welche einen gewissen Kreislauf von großartigen Leistungen durchgemacht und eine Culmination erlebt haben, daß an die Stelle des unbewußten Triebes, welcher die großen Meister aller Zeiten sicher zum Ziele führt, ein verständiges, nüchternes Bewußtsein tritt, welches mit bestimmter Klarheit sich die Ziele vorschreibt, welche noch zu erreichen möglich seien, das sogenannte Epigonenthum, was ohne die eigentliche Seele und ohne den tieferen Inhalt großer Zeiten, doch mit den erworbenen Schätzen und Kräften der Vergangenheit manches Bedeutende und Tüchtige leisten darf.

Das war auch Tintorettos Fall. Schon in Tizians Werkstatt soll er durch einzelne geniale Zeichnungen die Eifersucht des Meisters erweckt und sich die Stellung verdorben haben, doch sind das Sagen, deren Wahrheit schwer zu erweisen, obwohl sie durchaus nicht unwahrscheinlich sind. Gewiß ist wenigstens, daß sich das Verhältniß des ehemaligen Schülers zu dem alten Meister später zu einer wirklichen Rivalität gestaltete.

Daß der verstoßene Schüler trotzdem nicht aufhörte den großen Meister zu bewundern, beweist am meisten die oben angeführte Inschrift des neugegründeten Ateliers. Obwohl die Verbindung der Eigenschaften Michelangelo's und Tizians, eigentlich eine unmögliche sein mußte, war doch das ganze Streben Tintoretto's auf die Verwirklichung dieses Gedankens gerichtet.

Nicht ohne schwere Kosten wußte er sich die Abgüsse, welche von den besten damals bekannten Antiken zu haben waren, und insbesondere die von Daniel da Volterra, dem Schüler Michelangelo's, ins Kleine kopirten Nachtgestalten aus der Grabkapelle der Medizeer in Florenz, zu verschaffen. Tag und Nacht zeichnete er diese Vorbilder unermüdlich von allen Seiten, bis er sich jenen Stil der Formen ganz zu eigen gemacht hatte, den die damaligen Künstler nach des alten Vasari Ausdruck, so gern „fiero“ (wild) und „terribile“ (schrecklich) nannten. Eine Bezeichnung jener gewaltsamen Bewegungen, die Michelangelo zuerst eingeführt hatte, welche bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit des menschlichen Organismus reichten, und nur einem Künstler gelingen konnten, der so tief wie er in die Gesetze der Anatomie und der Struktur des menschlichen Körpers eingedrungen war, Bewegungen, welche auch bei seinen Gestalten zuweilen die organischen Gesetze, viel öfter noch das Maß der Schönheit überschreiten.

Aber auch das Studium der lebenden Natur vernachlässigte der junge Künstler ebenso wenig, als er nicht minder nach des großen Florentiners Beispiel am Cadaver die Gesetze der Anatomie studirte. Häufig machte er sich kleine Figurenmodelle von Thon oder Wachs und bekleidete sie mit Zeug, um an ihnen die der Bewegung anpassenden Faltenbrüche genau beobachten zu können. Zuweilen ging er sogar soweit, sich die architektonische Umgebung seiner Figuren aus Holz und Pappe zu construiren und dann Alles künstlich zu beleuchten, um Licht und Schatten und die Zusammenwirkung beider, sowie die prospectivischen Linien des Ganzen treu nach den Gesetzen der Natur wiedergeben zu können.

So mag er auch wohl Einer der Ersten gewesen sein, welche die moderne Unsitte des Naturstudiums bei Nachtbeleuchtung einführten, für Bilder, welche doch die volle Tagesbeleuchtung wiedergeben sollten. Sie erreichten damit freilich eine bestimmte Sonderung von Licht- und Schattenmassen, eine stärkere Rundung und plastische Modellirung ihrer Figuren allein sie haben damit auch ein finsteres Element in die Malerei hineingetragen, dessen schädliche Wirkung erst später in der Schule des Carracci's am deutlichsten hervortritt. Der helle, frohe Tagschein und die bunten und leuchtenden Farben der alten Schulen sind mit dieser gelehrten Schwarzkunst zu Grabe getragen. Wenn bei der bolognesischen Schule dann der abscheuliche, damals allgemein übliche, braunrothe Bolusgrund der Leinwand noch hinzukommt, welcher zwar schneller eine gewisse Rundung zu erzielen erlaubt, aber doch zugleich das sichere Verderben der Farben durch Nachdunkeln mit sich bringt, so darf man es als kein geringes Verdienst der Neueren betrachten, daß sie diesen Weg so entschlossen verlassen haben, und man mag es doppelt bedauern, wenn Einzelne doch immer wieder gelegentlich das Malen auf dunkelm Grund ausüben und anpreisen, was doch höchstens für Nachtstücke einen Sinn haben kann, in denen das Dunkel vorherrscht und nicht das Licht.

Das so beliebte „di sotto in sù" (die Verkürzung der Figuren von einem tiefen Standpunkte aus nach Oben gesehen), was damals von Correggio zu einem besondern System ausgebildet, aber auch in Venedig bei großen Deckenbildern häufig angewendet wurde, studirte Tintoretto am liebsten nach Gypsfiguren, die er mit Stricken an der Decke seiner Werkstatt befestigte und Beleuchtung und Verkürzung der Gestalten seiner Bilder darnach zeichnete. In der That zeigt uns eins seiner besten Werke aus dieser Zeit, das sogenannte „Wunder des heiligen Markus", jetzt in der Akademie von Venedig, die Hauptfigur, den heiligen Markus, welcher vom Himmel herabschweben soll, weit mehr wie an unsichtbaren Stricken hängend, als frei schwebend.

Ein Beweis für die Wahrheit der oben angeführten Bemerkung Ridolfi's, seines Biographen.

Wenn Tintoretto in dieser Weise sich besonders im Zeichnen zu befestigen gewußt hatte, war nunmehr seine nächste Sorge das Praktische der Malerei

und ihre vollständige Handfertigkeit zu erwerben, dazu bedurfte es aber großer Aufgaben.

Es war damals in Venedig nicht leicht für einen Anfänger, zu Aufträgen zu gelangen, denn der alte Tizian beherrschte durch seinen altbefestigten Ruf und Einfluß den Markt, und was er nicht für sich behalten konnte, fiel für den alten Palma, Pordenon und Bonifacio ab. Aber Tintoretto ließ es sich nicht verdrießen, seine Aufträge, wenn sie auch nur geringerer Art waren, von den Maurern selber aus erster Hand zu empfangen, die, wenn sie die Façade irgend eines Hauses zu erneuern hatten, gewöhnlich von dem Besitzer stillschweigend die Erlaubniß bekamen, dem Mindestfordernden die damals allgemein übliche Freskomalerei der Außenseite zu verdingen.

Bis nach Cittadella, ein Oertchen unweit Venedig, war er ihnen wohl nachgelaufen, um dort unter der Sonnenuhr des Kirchthurms einige seiner ersten bizarren Entwürfe auf die Wand zu malen. Auch auf der Merceria am Rialto, wo damals die Maler Venedigs ihre neuesten Arbeiten an Oelbildern auszustellen pflegten, ließ er sich bald sehen und der alte Tizian konnte nicht umhin, sich zu überzeugen, daß seine Befürchtungen nur zu begründet gewesen seien, doch war er edel genug, den jungen Nebenbuhler lobend anzuerkennen.

Aber bald reizten nur die größten Wandflächen am meisten den ehrgeizigen Jüngling, der zu früh schon die Schwierigkeiten der Technik verachten gelernt und die Bravour zu seinem einzigen Ziele erwählt hatte. Mit stillem Neide betrachtete er die breite Fronte eines Hauses, welches eben am Porte St. Angelo gebaut wurde und das er im Geiste schon mit seinen Schöpfungen bedeckt sah. Alle erdenkliche Mühe wandte er daran, es in Auftrag zu bekommen, aber es gelang ihm nur unter der Bedingung, nichts als die bloße Vergütung der Auslagen für die dazu nothwendige Farbe zu erhalten.

Mochten die Kunstgenossen ihn auch um des geringen Lohnes willen verhöhnen und als Preisverderber schelten, was kümmerte ihn das, war er doch glückselig, hier zum erstenmale seiner ungezügelten, glühenden Phantasie freien Lauf lassen zu können. Wüthende Krieger auf wilden Rossen in allen erdenklichen Stellungen und Bewegungen eines erbittertsten Handgemenges füllen den ganzen unteren Raum der Façade. Hände und Füße, wie von Bronze gemalt, stützen sonderbarerweise einen schweren architektonischen Rahmen, über welchem sich ein reicher Foyer historischer Gestalten hinzieht, während ganz oben zwischen den Fenstern reizende Frauengestalten in Prachtgewändern und anmuthigen Bewegungen das Ganze abschließen.

Man sieht, es handelte sich nicht mehr um einen einheitlichen Plan oder das zusammenhängende Verständniß eines bedeutenden Gegenstandes, wie sonst bei solchen Gelegenheiten, sondern um eine pikante Mischung von wirksamen Ingredienzen, welche ihre packende Wirkung auf das liebe Publikum nicht verfehlen konnte.

Der Eindruck war denn auch ein allgemeiner, Alles war voll Bewunderung,

selbst die Kunstgenossen, sonst so bereit zu strenger Kritik, waren erstaunt und verwirrt von einer Arbeit, welche die gewaltige Begabung des jungen Improvisators unzweifelhaft bekundete.

Immer reicher und wilder entwickelte sich nun das Genie Tintoretto's auf dem eingeschlagenen Wege und unzählige Arbeiten bezeichnen noch heut seine wunderbare Fruchtbarkeit und Virtuosität. Aber freilich, die Tiefe und Innigkeit, die sorgsame Treue, die keusche Mäßigung der alten Zeit, sie waren unwiederbringlich verloren. Wen mahnten diese Betrachtungen nicht unwillkürlich an Zustände unserer nächsten eigenen Gegenwart?

Um das Jahr 1590 faßte die ehrenwerthe Brüderschaft von S. Rocco den Entschluß, die Decke des Hauptsaales in ihrer von Sansovino prächtig neuerbauten Scuola mit einem großartigen Gemälde zu schmücken, welches die Besteller schon von vornherein zu einem Gegenstande des Neides aller andern Brüderschaften Venedigs machen wollten, ein Streit des Ehrgeizes, welcher der Kunst und den Künstlern Venedigs von jeher trefflich zu Statten gekommen war.

Sie forderten demgemäß die Elite ihrer jüngeren Künstlerschaft und zwar den Paolo Veronese, Andrea Schiavone, Giuseppe Salviati, Federigo Zuccaro und last not least auch unseren Tintoretto auf, an einem bestimmten Tage ihre gezeichneten Entwürfe zur Auswahl vorzulegen.

Der dazu anberaumte Tag erschien und mit ihm die Maler mit den fertigen Entwürfen und die bestellten Preisrichter. Aber wie groß und allgemein war die Ueberraschung und das Erstaunen Aller, als Tintoretto den Platz des Bildes enthüllen ließ und statt des Entwurfes das fertige Gemälde erschien, in wenig Tagen von ihm vollendet, nachdem er sich vorher von einem Beamten des Hauses die genauen Maße dazu verschafft hatte. Die Maler, seine Mitbewerber, waren die ersten, welche sich bereit erklärten vor solcher Meisterschaft zurückzutreten, denn wirklich war die Arbeit trotz der unglaublich kurzen darauf verwandten Zeit, eine in jeder Beziehung vortreffliche.

Die Preisrichter wollten zwar anfangs ihren Auftrag, der nur auf Zeichnungen lautete, aufrecht erhalten, allein als Tintoretto, großmüthig wie immer, das Bild dem Heiligen verehrte, gaben sie nach und bestellten auch die noch übrigen Bilder des Saales bei ihm.

Ganz Venedig wallfahrte nach der Scuola di San Rocco und dem neuen Wunderwerke unseres Tintoretto, dessen Ruf seitdem für immer gesichert war.

Tintoretto war ja auch damals eigentlich nicht mehr jung, aber es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten Venedigs, daß der alte Tizian gleichsam den Maßstab der Jugend für die späteren Generationen abgab, und da er, man darf es nicht vergessen, volle neun und neunzig Jahre erreichte, genossen neben ihm die Spätergeborenen eine scheinbar desto längere Jugend.

Es fehlte in Venedig nicht an kolossalen Wandflächen zum Tummelplatz für virtuose Kräfte, wie diejenigen Tintorettos. So waren es zunächst zwei

gewaltige Wände in der Kirche der Madonna dell' Orto, die er mit einer Anbetung des goldenen Kalbes und einem jüngsten Gerichte ausfüllte. Der letztere Gegenstand war seit Michelangelos unsterblichem Werke, ein Liebling der Massenmaler geworden, die nur noch in unendlicher Figurenhäufung ein würdiges Ziel für ihre Bravourleistungen erblicken konnten.

Neue und fremdartige Ideen (pensieri strani e pellegrini), furchtbare Bewegungen (moti terribili) und wundersame Erfindungen (invenzioni bizarre), sonderbare Einfälle (capricci particolari) und das Alles „fatto con pochi colpi" d. h. mit wenig Strichen hingeworfen, das war es, was die Maler damals, von Michelangelos Riesengröße verblendet und verführt, als höchste Kunstrichtung anstrebten und die Zeitgenossen bewunderten[1]).

Bei seiner Darstellung des jüngsten Tages, hatte Tintoretto den wahrhaft originellen Gedanken, den Moment zu erfassen, wo auf den Schall der Posaunen der Engel des Gerichtes nicht bloß die Erde, sondern auch das Meer seine Todten zur Auferstehung aus den Tiefen der Wasser herausgiebt, eine Idee, die in Venedig, der stolzen Braut des Meeres, doppelt lokal und ergreifend wirken mußte.

Eine ungeheure Woge hebt die im Meeresgrunde gebetteten Leichname empor und wirft sie an's Ufer, ein Katarakt von wildverschlungnen, todten Leibern, deren Anblick den Beschauer mit Grausen und Entsetzen erfüllt, und dem Maler volle Gelegenheit bietet seine Kunst in der Kenntniß des menschlichen Organismus in aller Kraft und Fülle zu zeigen. Gegenüber öffnet die Erde ihre Gräber. Einzelne steigen langsam empor, wie noch von schwerem Traum befangen, durch die Augenhöhlen ihrer Todtenschädel und um die schlotternden Gebeine sind in der langen Grabesnacht im Dunkel der Erde Baumwurzeln und Gezweig hindurchgewachsen und umranken die Gerippe in schauerlicher Weise. Andere sind schon mit dem neuen Leibe bekleidet und steigen mit fieberhafter Hast und Eile auf den Ruf der Weltgerichtsposaunen zum Lichte empor oder zur ewigen Verdammniß. Zur Linken stürzen die zur ewigen Höllenpein Verstoßenen, vor Michaels Flammenschwerte zu gräulichem Knäuel geballt in den rothflammenden Schlund. Charon mit seinem Todtenschiffe, darf nach Michelangelo's Vorgang nicht fehlen, wie nicht minder eine Unzahl von Teufeln in den wildesten Thiergestalten.

Oben aber, erhaben über dem wüsten Getümmel, thront der richtende Heiland, ihm zur Seite die fürbittende Jungfrau-Mutter und Johannes der Täufer, sowie der gute Schächer und die theologischen Tugenden. Heilige und Engel erscheinen in Masse auf den Wolken umher.

Wenn auch immerhin ein genialer Reflex von Michelangelos unsterblichem Werk in der Capella Sixtina, wie wenig aber hatte doch Tintoretto's Werk von

---

[1]) Ridolfi, der Biograph jener Zeiten Venedigs führt neben den oben angeführten Ausdrücken noch ganz besonders: „il più curioso incatenamento di figure, che di pittore inventar si possa d. h. die sonderbarste Verkettung von Figuren, die der Maler nur immer erfinden konnte" als besonders berechtigten Inhalt der Bilder an.

der ursprünglichen Eigenheit, von der Kraft und Tiefe, von dem Ernst und der gewissenhaften Sorgfalt des großen Florentiners! Ganz abgesehen davon, daß dieser eben auch der erste Erfinder des großen und neuen Gedankens gewesen war, das Weltgericht als dramatischen Moment und nicht mehr in der früher gebräuchlichen symbolischen Weise der alten Kunst darzustellen.

Für beide Bilder hatte Tintoretto, troß ihres gewaltigen Umfanges, dem Prior des Klosters nur hundert Dukaten, als Ersatz für seine baaren Auslagen abverlangt, die Arbeit gab er umsonst. Ein schöner Zug von künstlerischer Uneigennützigkeit, der ihm Ehre macht, aber heutzutage sehr selten geworden ist, wo vielmehr die kaufmännische Berechnung und Spekulation an seine Stelle getreten zu sein scheint. Tintoretto mußte dagegen häufigen Tadel für seine oft übertriebene Geringschätzung der eigenen Werke hören. Man sagt, daß Paolo Veronese sich besonders darüber beklagt habe, wie durch Tintorettos Spottpreise für ungeheure Bilder, die Kunst erniedrigt worden sei. „Die Menschen achten nicht, was sie nicht bezahlt haben“, war seine Meinung, „oder sie schätzen es eben nach dem Preise!“ Das Richtige wird wohl auch hierbei in einer verständigen Mitte liegen.

Immer massenhafter gestaltete sich die Produktion in jenen Tagen und noch heute kann man in Venedig die Schaaren kolossaler Bilder Tintoretto's besonders im Dogenpalast nicht ohne Bewunderung sehen, während doch nicht wenige derselben in Folge schlechter Technik, die mit der Geschwindmalerei einriß, zu Grunde gingen und bald nach dem Entstehen verdarben, Zumal die Freskomalereien konnten dem Salzhauch der Lagunen und des nahen Meeres auf die Länge keinen Widerstand leisten und sind nur noch in schwachen Ueberresten auf einzelnen Mauerflächen erkennbar. Daß Tintoretto am Ende wenig Genugthuung von so kolossalen Arbeiten und Mühen hatte, war bei seiner oft schon erwähnten großmüthigen Art und Weise kein Wunder, aber wenn ihn seine Besteller schlecht bezahlten, ward er darum doch nicht weniger von seinen Neidern und Widersachern angefochten, denn auch daran fehlte es nicht in Venedig, wie überall anderswo.

Eins seiner letzten Werke war das ungeheure Wandbild im Saale des großen Rathes im Dogenpalaste, eine Darstellung des Paradieses der Seligen, mit einer unzähligen Menge von Figuren, in gewaltigen Gruppen und den manigfaltigsten Bewegungen und kühnsten Verkürzungen, wie sie damals so beliebt waren.

Gewiß ein staunenswerthes Zeugniß von der Kraft eines Greises, denn das war er seitdem geworden, und er selber sagte von sich: „Er hoffe, daß der Herr, wie er ihm gnädig gegeben habe noch als Greis in seinem Erdenleben das Paradies zu malen, er es ihm auch in jenem Leben in Gnaden verleihen werde“.

Den Senatoren, die ihn mit einiger Besorgniß um den Preis der ungeheuern Arbeit, eines Riesenbildes von etwa dreißig Fuß Höhe und bei-

nahe achtzig Fuß Breite, fragten, überließ er die Schätzung und von der großen Summe, die sie ihm bestimmten, lehnte er bescheiden einen großen Theil ab. Er hatte wirklich von jeher einzig und allein den Ruhm und die Ehre als den Lohn aller künstlerischen Mühe und Arbeit angesehen.

Noch in diesem seinem hohen Alter mußte er den tiefen Schmerz erleben, seine einzige Tochter Marietta, ein schönes hochbegabtes Wesen, die Bewunderung Venedigs, der Stolz und die Freude des greisen Vaters, sie selber eine hochgeschätzte Malerin, in ihrer vollen Jugendblüthe durch einen plötzlichen Tod zu verlieren. Ganz Venedig trauerte mit dem tiefgebeugten Vater, der in seinem Schmerze noch die Kraft fand, das geliebte, schöne Kind im Tode zu malen.

Lebensmüde und matt vom Schaffen, wenn auch immer noch mit Plänen zu neuen Werken beschäftigt, entschlief er im Alter von zweiundachtzig Jahren am dritten Pfingsttage des Jahres 1594, achtzehn Jahre nach seinem großen Meister Tizian, dem er doch immer noch ein würdiger Nachfolger gewesen war. Paolo Veronese war ihm, obwohl jünger, bereits sechs Jahre früher (1588) vorausgegangen.

Die große Zeit Venedigs und seiner Malerschule war vorüber. Die lebende Generation konnte sich mit ihren Vorgängern nicht messen. Domenico, Tintoretto's einziger Sohn, war ein äußerst mittelmäßiger Maler, wenn man sich aber einen deutlichen Begriff von dem schnellen Verfall der jüngeren Schule Venedigs machen will, muß man die sogenannte Zeichenschule ansehen, welche der jüngere Palma, des großen Vaters ziemlich unwürdiger Sohn, in einer Anzahl von Kupferstichen herausgegeben hat[1]).

Er ist der Erste, welcher den abscheulichen und geschmacklosen Brauch eingeführt hat, auf ein und demselben Blatte eine Menge Augen, Nasen Mund und Ohren ꝛc. neben einander zu geben. Auf einer andern Tafel ebenso viel Beine oder Arme und was ihm sonst für den wißbegierigen Schüler nöthig scheint. Alles und Jedes aber ist mit einer Willkür und einer fast absichtlichen Unnatur gegeben, in einer vorgefaßten Manier, die nichts weniger als der Stil Michelangelos sein soll. Man kann nichts Erbärmlicheres sehen, als diesen jämmerlichen Zwang in der Rüstung des Riesen, oder vielmehr in dem nachgemachten Theaterrüstzeug von Pappendeckel, der aus der menschlichen Gestalt eine Art von Molluske ohne Knochen macht, die man beliebig in gefällige Windungen kneten und biegen kann, je nach dem Bedarf graziöser Decoration.

Neben solchen Epigonen erscheint der alte Tintorett allerdings noch immer wie ein Riese. Die Zeitgenossen rühmten an ihm noch eine vielseitige Bildung, Freude an den Wissenschaften und besonders an der Musik, die er

---

1) Das kostbare Werk führt den pomphaften Titel: Regole per imparare a disegnare i Corpi humani, divise in doi Libri, delineati del famoso Pittor Giacomo Palma etc. Venezia 1634.

selber mit Begabung getrieben. Unzählige Stichworte und gelegentliche Aeußerungen, die seinen schlagfertigen Geist bezeugten, lebten noch lange im Munde der Venezianer.

Auch von jenen damals aufgekommenen zügellosen und unsittlichen Darstellungen, wie sie das Scheusal Aretin, die Pestbeule der Zeit, mit Giulio Romano zusammen verbreitete, hat sich Tintorett frei erhalten. Er war im Grunde eine zu trockene, nüchtern angelegte Verstandesnatur, ohne besonderen Sinn für Anmuth und Schönheit, um solchen Versuchungen zu erliegen.

Dagegen leistete er im Bildniß das Außerordentliche und noch heute fesseln seine derartigen Arbeiten durch eine ungesuchte Großheit und einen würdevollen Ernst, verbunden mit echter Meisterhaftigkeit des malerischen Vortrags, das Auge der Künstler und Kenner. Auch hier sind es freilich fast nur männliche Charaktere, welche sein Pinsel so vortrefflich wiedergiebt. Daß er überhaupt für Darstellung weiblicher Schönheit so wenig begabt war, ist eine Erscheinung, die mehr, als man glauben möchte, mit dem allmäligen Verfall der Malerei in jener Zeit zusammenhängt. Es ist überhaupt vielleicht zu wenig Gewicht in der Betrachtung der Entwickelungsgeschichte der Kunst auf den Umstand gelegt, daß nur ein verhältnißmäßig geringer Zeitabschnitt, die ideale Darstellung der weiblichen Gestalt, namentlich auch weiblicher Köpfe in ihrer vollen Schönheit zur Geltung gebracht hat. Man muß der umbrischen Schule Italiens den großen Vorzug zugestehen, zuerst jene seelenvolle Innigkeit weiblicher Charaktere wiedergegeben zu haben, die schon in Perugino zu großer Höhe und in Raphael ihre Vollendung gefunden hat. Wenn man noch Lionardo erwähnt, der nicht minder zur selben Zeit ein eigenes weibliches Ideal aufstellte, was Luini und die ganze Mailändische Schule verfolgt hat, so hat man in der That den Umfang der Periode bezeichnet, welche dem „Ewigweiblichen“ nachstrebte. Die himmlische Anmuth der weiblichen Gestalten in Raphaels Sposalizio, diese ätherische Rosenknospenschönheit, hat kaum eine Erfüllung gefunden, selbst in Köpfen der späteren Periode Raphaels, einer Galatea, ja einer Madonna Sixtina.

Auch die Schönheiten der venezianischen Schule haben mit Ausnahme einzelner Charaktere Palma Vecchio's doch selbst in Giorgione und Tizian bald einen entschieden sinnlicheren Zug, wenn auch in idealer Weise zur Geltung gebracht.

Diese Lust am Wirklichen hat ja auch die Venezianer zuerst zur glücklichen Verwerthung landschaftlicher Motive geführt.

Um so mehr muß es verwundern, daß Tintorett seine virtuose Begabung nicht auf dem Gebiete der Landschaft versucht hat, während doch schon, wie gesagt, der alte Bellin und besonders Giorgione prächtige Hintergründe zu ihren Figurenbildern, Tizian aber außer solchen auch schon selbständige Landschaften von hohem malerischen Reiz geliefert hatten, Paolo Veronese's derartige vortreffliche Leistungen nicht zu vergessen.

Aber in der That, mit Tintoretto war der letzte große Meister jener glänzenden Epoche der venezianischen Kunst heimgegangen, die mit den

Bellini's angefangen und in Giorgione, Tizian und dem älteren Palma ihre größten Repräsentanten erlebt hatte. Alles geistige Streben und Schaffen der Menschheit verläuft in einem regelmäßig wiederkehrenden Kreislauf, dem Nichts widerstehen kann, wenn er sich auch jedesmal mit gewissen Veränderungen abspielt.

Als eins der prägnantesten und persönlichsten Beispiele dieses Verlaufes ist mir immer die griechische Dramatik erschienen. Wenn auf des Aeschylos imposante und eminent religiöse Größe, bei welcher der gewaltige Inhalt immer die Form noch überragt, Sophokles, der glückliche Vollender, folgt, der zur Größe die Schönheit, zum Götterdasein das reich bewegte Menschengemüth, zu dem vollendeten Inhalt die vollendete Form hinzufügt — was bleibt übrig, als daß der Rhetor und Virtuos Euripides die Kunst und die Künstlichkeit der Form über den Inhalt erhebt, dann gilt die Mache mehr, als die Sache.

An diesem, vielleicht dem einfachsten und anschaulichsten Schema eines immer wiederkehrenden Kreislaufs, können wir wohl bemessen, was uns, was der Gegenwart bevorsteht, wenn auch nichts sich förmlich in der Geschichte wiederholt, und wir dürfen die Nutzanwendung am liebsten den Nächstbetheiligten überlassen, wenn sich die Folgerungen nahe genug und ernst genug aufdrängen.

Der kühle Rechner Verstand hat sich an der Hand der nur zu lange vernachlässigten Naturwissenschaften für eine Zeitlang den Thron im Reiche des Geistes angemaßt, aber Tyrannen regieren nicht ewig. Das wüste Geschrei nach Geld und Beifall ist auch in den heiligen Tempel der Kunst gedrungen, die sonst nur den ernsten Lorbeer und die heilige Palme kannte als höchste Siegespreise. Der Lärm wird verstummen, die Menschheit wird sich auf den edelsten und höchsten Wegen wiederfinden, und das Herz wird wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Denn das Herz allein macht den Poeten und nur, was vom Herzen kommt, geht wieder zu Herzen.

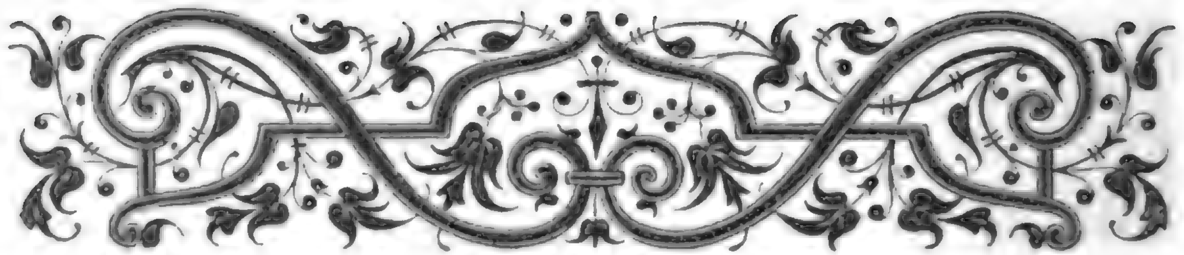
Das hier Gesagte gilt ja selbstverständlich nicht etwa blos von der Malerei, oder auch nur von den bildenden Künsten, sondern nicht minder von der Musik und der Dichtkunst, die an der Spitze aller andern Künste schreitet. Es gilt eben von der Kunst überhaupt, denn es ist ja der Geist der Zeit, der in allen waltet.

Die Kunst aber ist das Auge der Menschheit, nur, wenn es begeistert nach Oben blickt, verklärt sich das Antlitz zu dem Ausdruck des Ueberirdischen und Ewigen, was allein dem Leben Inhalt und Bedeutung giebt.

Die Künstler aber mögen sich immer wieder der unsterblichen Worte Schillers erinnern:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Dresden, im November 1878.



Ueber philosophische Bildung.

Von

Friedrich Albert Lange*).

I. Einleitung.

Die Stellung der Philosophie unter den Universitäts-Studien hat im Laufe der Zeiten eine große Aenderung erfahren.

Zur Zeit der Entstehung der Universitäten war anfangs das ganze Studium, wenigstens der Absicht nach, ein philosophisches. Dann bildeten Theologen, Juristen und endlich Mediciner besondere Corporationen innerhalb der allgemeinen Universität. Damit erstarrte das Bildungsprincip der Facultäten, wenn auch in neuerer Zeit hin und wieder eine Erweiterung der alten Vierzahl versucht wurde. Aus der philosophischen Facultät sonderten sich gleichwohl neue Gruppen von Berufsstudien aus: Kameralisten, Gymnasiallehrer, Bergbaubeamte u. s. w., und diese Bewegung ist noch keineswegs abgeschlossen. Ein Theil der Studien dieser Fächer blieb der „allgemeinen Bildung" gewidmet, was übrigens mit geeigneten Cursen der andern Facultäten auch hätte geschehen können und hie und da geschehen ist. Der Kreis der eigentlichen Philosophie wurde absolut und relativ immer enger.

So lange man von der Philosophie nur die Logik hatte, war es natürlich, daß diese unter den Vorbereitungswissenschaften erschien. So schon

---

*) Der Verfasser der „Geschichte des Materialismus" (3. Aufl. Iserlohn 1876) hat unter dem obigen Titel im Wintersemester 1873/74 eine einstündige öffentliche Vorlesung an der Universität zu Marburg gehalten. Der vorliegende Aufsatz wird aus Langes eigener Niederschrift, mit Weglassung lediglich von abgekürzten Andeutungen, zum Abdruck gebracht. Der Verewigte, begeisterter Rede mächtig, fühlte sich als Philosophie-Professor berufen, Lehrer des Ideals zu sein.

im Trivium. Auch an den Universitäten hieß es: „zuerst Collegium logicum“! Mit der Entwickelung der historischen, philologischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen traten diese bald neben der Logik als Anfängerstudien auf; besonders Weltgeschichte und Philologie wurden allen Studirenden, die Naturwissenschaft den Medicinern zur Vorbereitung empfohlen. So blieb die Sache bis in das gegenwärtige Jahrhundert, und die Philosophie behielt den gleichen Platz, wiewohl sie inzwischen ganz etwas Anderes geworden war. Schon mit der Neublüthe des Alterthums (und im späteren Mittelalter) hatte man die philosophischen Disciplinen vermehrt, und namentlich Metaphysik, Ethik und Psychologie allmählich eingeführt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begann die neuere Cartesische Philosophie den Kampf gegen die Scholastik. Dann drang Leibniz ein und daneben der Einfluß der Engländer. In der Wolf'schen Umarbeitung der Leibniz'schen Philosophie war wieder eine Art von Scholastik hergestellt. Diese Philosophie konnte man „getrost nach Hause tragen“, auch auswendig lernen. Noch weniger beschwerte die an die Popularphilosophie sich anlehnende Richtung die Köpfe (Goethe bei Gellert; Schiller in der Karlsschule bei Abt).

Mit Kant änderte sich dies gewaltig, wiewohl er selbst über das Verhältniß der Philosophie zum Universitätsunterricht sehr klare Gedanken hatte und behutsam zu Werke ging.

Seit Fichte begann man die neuesten und tiefgehendsten Conceptionen brühwarm auf das Katheder zu bringen und an das Verständniß der Zuhörer die maßlosesten Anforderungen zu stellen. Der junge Schelling wechselte sein System alle zwei Jahre, und die Studenten mußten alles mitmachen

Hegel stellte ein so schwerfälliges und umfassendes System auf, daß einige Jahre unausgesetzten Studiums dazu gehörten, um ihn selbständig — mißzuverstehen. Und dies System wurde, unter Beihülfe der preußischen Regierung, zu einer neuen Scholastik, deren Phrasen man von Jedem hören wollte, der auf philosophische Bildung Anspruch machte.

Herbart (und Schopenhauer) schrieben wenigstens in verständlicher Sprache, aber beide stellten die unverschämte Forderung, daß man jede Zeile aus ihrer Feder müsse gelesen und sich eingeprägt haben, bevor man über ihre Philosophie urtheile.

Zu Anfang dieser Periode nahm das Ansehen der Philosophie in den Universitäts-Studien bedeutend zu. Der Rausch, welcher die Philosophen ergriff, ergriff auch die Nation. Mehr als je erhob sich damals die Philosophie über den Standpunkt des bloßen Anfängerstudiums. Gereifte Männer suchten zum Theil die Universitäten wieder auf, um die neue Weisheit kennen zu lernen. Diese gaben natürlich den Ton an. Die Theilnahme, die Bewunderung war allgemein, aber für die große Masse der Studenten blieb die alte Ordnung maßgebend. Man hörte Philosophie vorwiegend in den ersten Semestern. Wer nichts verstand, ahnte etwas oder schnappte wenigstens die Phrasen auf.

In der zweiten Hälfte dieser philosophischen Periode wurde man schon kühler, aber die Ansprüche stiegen noch. Die historische Schule kam auf und mit ihr die Geschichte der Philosophie, die Specialstudien zu Aristoteles, Plato u. s. w. — Die großen Systeme wurden von nicht productiven Adepten weiter gelehrt, womit der Spiritus zum Teufel war. Die philosophischen Hörsäle wurden allmälig leer und die Ausnahmen waren nicht immer zum besten begründet. Examina und Collegienzwang hielten die Sache. An die Bedürfnisse der Jugend dachte man nicht. Der alte Kant sah das Uebel, um was es sich hier handelt, schon sehr klar. In der „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahr 1765/66" (16 Jahre vor der Kritik der reinen Vernunft) erhebt er die Klage, daß man bei der Unterweisung der Jugend genöthigt sei, „mit der Einsicht den Jahren voranzueilen und ohne die Reife des Verstandes abzuwarten solche Erkenntnisse" (hier sind vorzüglich die philosophischen gemeint) ertheilen solle, die nach der natürlichen Ordnung nur von einer geübteren und versuchten Vernunft könnten begriffen werden. „Daher entspringen die emsigen Vorurtheile der Schulen, welche hartnäckiger und öfters abgeschmackter sind, als die gemeinen, und die frühkluge Geschwätzigkeit junger Denker, die blinder ist, als irgend ein anderer Eigendünkel und unheilbarer als die Unwissenheit". Nicht ganz zu vermeiden, „weil in dem Zeitalter einer sehr ausgeschmückten bürgerlichen Verfassung die feineren Einsichten zu den Mitteln des Fortkommens gehören und Bedürfnisse werden, die ihrer Natur nach eigentlich nur zur Zierde des Lebens und gleichsam zum Entbehrlichen desselben gezählt werden sollten". Indessen kann man den Unterricht „nach der Natur mehr bequemen", wenn auch nicht mit ihr einstimmig machen. Der Lehrer soll in seinem Zuhörer erst den verständigen, dann den vernünftigen Mann und endlich den Gelehrten bilden. Wenn dann auch die letzte Stufe nicht erreicht wird, bleibt doch der Vortheil der ersten. Die umgekehrte Ordnung ist der Grund, warum man so oft Gelehrte, („Studirte") trifft, die wenig Verstand zeigen, „und warum die Academien mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt schicken, als irgend ein anderer Stand gemeinen Wesens". Regel des Verfahrens —: „Kurz, er soll nicht Gedanken, sondern denken lernen, man soll ihn nicht tragen, sondern leiten, wenn man will, daß er in Zukunft von sich selbst zu gehen geschickt sein soll".

„Eine solche Lehrart erfordert die der Weltweisheit eigne Natur". Da diese aber eigentlich nur Beschäftigung für das Mannesalter ist, so ergeben sich Schwierigkeiten bei der Anpassung für die Jugend. Der Jüngling war gewohnt zu lernen und möchte nun auch Philosophie lernen, welches aber unmöglich ist, denn er soll jetzt „philosophiren" lernen. Lernen kann man historische und mathematische Wissenschaften. — Um Philosophie zu lernen „müßte allererst eine wirklich vorhanden sein". „Man müßte ein Buch vorzeigen und sagen können; sehet, hier ist Weisheit und zuverlässige Einsicht; lernet es verstehen und fassen, bauet künftig darauf, so seit ihr Philosophen". Aber man mißbraucht das Zutrauen des gemeinen Wesens, „wenn man, anstatt

die Verstandesfähigkeit der anvertrauten Jugend zu erweitern und sie zur künftig reiferen eigenen Einsicht auszubilden, sie mit einer dem Vorgeben nach schon fertigen Weltweisheit hintergeht, die ihnen zu Gute von Andern ausgedacht wäre; woraus ein Blendwerk von Wissenschaft entspringt, das nur an einem gewissen Orte und unter gewissen Leuten für echte Münze gilt, allerwärts sonsten aber verrufen ist". — Die richtige Methode ist daher zetetisch (im Gegensatz zur dogmatischen). Ein allfälliges Lehrbuch soll frei und kritisch behandelt werden, und die Methode selbst nachzudenken und zu schließen ist es, deren Fertigkeit der Lehrling eigentlich allein sucht, die ihm auch nur allein nützlich sein kann, und wovon die etwa zugleich erworbenen entschiedenen (dogmatischen) Einsichten als zufällige Folgen angesehen werden müssen, zu deren reichem Ueberflusse er nur die fruchtbare Wurzel in sich zu pflanzen hat".

„Ingleichen wird man deutlich einsehen, daß es der Philosophie sehr unnatürlich sei, eine Brodkunst zu sein, indem es ihrer wesentlichen Beschaffenheit widerstreitet, sich dem Wahne der Nachfrage und dem Gesetze der Mode zu bequemen."

Kant geht darauf zu seinen einzelnen Vorlesungen über.

Schelling in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (einem seiner besten Erzeugnisse) findet begreiflicher Weise die Schwierigkeit, die in der frühen Jugend der Zuhörer liegt, nicht heraus. Er war selbst (1802) siebenundzwanzig Jahre, und war mit zwanzig Jahren productiv aufgetreten. Er fand, daß die gegenwärtige Zeit „wo sich Alles in Wissenschaft und Kunst gewaltiger zur Einheit hinzudrängen scheint", eine große productive Aufgabe habe.

„Wie kann eine solche Zeit vorbeigehen ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, die nicht thätigen Theil an ihr haben, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt. Vorzüglich nur den frischen und unverdorbenen Kräften der jugendlichen Welt kann die Bewahrung und Ausbildung einer edlen Sache vertraut werden". Jeder muß, vom Geist des Ganzen ergriffen, seine Wissenschaft als ein organisches Glied begreifen. „Hierzu muß er entweder durch sich selbst oder durch Andere zu einer Zeit gelangen, wo er nicht selbst schon in obsoleten Formen verhärtet, noch nicht durch lange Einwirkung fremder oder Ausübung eigener Geistlosigkeit der höhere Funke in ihm erstickt ist, in der früheren Jugend also und nach unsrer Einrichtung im Anfang des akademischen Studiums".

Dagegen stimmt Schelling vollständig mit Kant überein in der strengen Verurtheilung aller rein dogmatischen Ueberlieferung der Philosophie. „Kann Philosophie erlernt werden?" Diese Frage verneint er mit Kant; auch bei ihm also ist die Philosophie ein Ideal, das in jedem individuellen Geiste auf's Neue eine originelle Schöpfung wirken soll. Er betont daher (gleich (Kant) die Methode, freilich in dem einseitigen Sinne der „Dialektik" und als ihm eigenthümlich) vor Allem die Weckung der Productivität. Wer in

seiner Wissenschaft nur wie in einem fremden Eigenthume lebt, wer sie nicht persönlich besitzt, sich ein sicheres und lebendiges Organ für sie erworben hat, sie nicht in jedem Augenblick neu aus sich zu erzeugen anfangen könnte, ist ein Unwürdiger, der schon in dem Versuch, die Gedanken der Vorwelt oder Gegenwart blos historisch zu überliefern, über seine Grenze geht und etwas übernimmt, das er nicht leisten kann". Und weiterhin (Seite 66) „Lernen ist nur negative Bedingung; wahre Intussusception nicht ohne innere Verwandlung in sich selbst möglich. Alle Regeln, die man den Studirenden vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: ‚Lernen nur, um selbst zu schaffen'. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Production ist man wahrer Mensch; ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine".

Wahrheit und Einseitigkeit darin. Schellings eigene Blüthezeit rauschte schnell vorüber. Er war der Mann der Situation in der Zeit, da Goethe und Schiller zusammen wirkten, und da sich in Deutschland der Geist verbreitete (hier Fichte ein stärkerer Genosse), der in dem Befreiungskrieg an's Licht trat. Der productive Drang jener Zeit trat zurück, und der Erfolg der stillen und stetigen, von Schelling nicht hinlänglich gewürdigten Arbeit auf den Feldern der einzelnen Wissenschaften begann und trug im öffentlichen Bewußtsein allmählich den Sieg davon über die Ansprüche der Philosophie, welche nur zu bald wieder in Dogmatismus verfiel. Dasselbe in verschiedener Zeit ist nicht dasselbe.

Bleibende Wahrheit hat das, worin zwei so verschiedene Geister, wie Kant und Schelling übereinstimmen. Man kann und soll Philosophie nicht dogmatisch überliefern und wie einen fertigen Stoff lernen. Die Methode und der treibende Geist des Strebens nach Einheit können überliefert werden, und sei es, daß mehr die kritische Verstandesbildung, sei es daß mehr die Productivität betont wird, in beiden Fällen kann doch in den Jugendjahren nur der Grund gelegt werden zu etwas, das in der späteren Zeit der männlichen Reife (wenn nicht Frühreife, wie bei Schelling) entstehen soll. Dies aber ist entweder die Philosohpie, oder mit einem bescheideneren Namen bezeichnet, die philosophische Bildung.

Auch diese kann auf der Universität nicht fertig überliefert werden. Sie muß werden und individuell werden, wie die Philosophie. Sie hat den Geist der Philosophie in sich, ohne die abgeschlossene Form des Systems. Ist aber deshalb nichts Unfertiges; vielmehr in mancher Beziehung höher als das System, ähnlich, wie im alten Griechenland die φιλοσοφία höher als die (vermeintliche) σοφία, der „Philosoph" höher als der Sophist.

Der philosophisch Gebildete muß philosophiren gelernt haben, aber er darf und soll auch Theil haben an dem „göttlichen Funken" der Production; nur wird er über die Schranken eines jeden Systems hinausblicken in die Unendlichkeit des Processes einer Annäherung an das „Urwissen" (die Philosophie Gottes), von dem Schelling mit poetischem Schwunge sagt: „daß alles Wissen ein Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen,

eine Theilnahme an demjenigen Urwissen sei, dessen Bild das sichtbare Universum und dessen Geburtsstätte das Haupt der ewigen Macht ist".

II. Die allgemeine Bildung.

Die allgemeine Bildung wird vielfach theils zur philosophischen in eine engere Beziehung gesetzt, theils geradezu mit derselben identificirt. So in einem kürzlich erschienenen Heftchen: Die philosophische Bildung und ihre Förderung durch die deutschen Universitäten (Würzburg 1873) von Th. C. — „Die philosophische, die allgemeine, die wahre Bildung" heißt es in demselben „besteht heutzutage nicht darin, daß man irgend ein philosophisches System in sich aufnimmt, welches allem zerstreut umherliegenden Sammelwissen Fassung und Halt geben soll". Und weiterhin: „Allgemein gebildet sein heißt einen Ueberblick über das wissenschaftliche Gebiet, heißt einen weiten Horizont haben, in dessen Grenzen man sieht, wie sich die verschiedenen Fels- und Wassermassen von einander abheben, wenn man auch nicht jeden Gegenstand, jeden Grashalm und Wassertropfen wahrnimmt". Genaue Durchforschung des Einzelnen macht zum Gelehrten, mannigfaltige Kenntnisse zum Vielwisser, aber keins von beiden macht gebildet. „Gebildet sein, philosophische Bildung besitzen, heißt: sich auf geistigem Gebiete mit einer gewissen Freiheit bewegen, welche die Folge positiver Kenntnisse und einer strengen Disciplin des Intellects zugleich ist; es heißt: in jedem Falle das allgemeine Gesetz finden und aus einer Reihe einzelner Fälle die gemeingiltige Regel abstrahiren können". (Der Verfasser empfiehlt kleinere Vorträge-Cyklen über die wichtigsten Wissenschaften, verständlich für Studirende aller Facultäten.) „Die hauptsächlichsten Lehren der einzelnen Wissensfächer sind die Radien der Sonne, welche Philosophie heißt. Ermöglicht es dem Beflissenen jeder Facultät, die einzelnen Strahlen zu schauen, dann hat er die Sonne geschaut". — Die Philosophie selbst ist also aus diesem Cursus der philosophischen Bildung eliminirt. Die Einheit der Wirkung dieser Strahlen, welche die Sonne darstellen, muß sich aus der natürlichen Einheit des menschlichen Wissens von selbst ergeben; denn wenn der Verfasser schließlich noch hinzufügt, daß bei seinen Vorträge-Cyklen eine innere Verwandtschaft existiren und daß die Einheit des Ganzen hervortreten müsse, so ist damit weiter nichts gesagt, denn es fragt sich ja eben, wie dies möglich sei.

So viel ist einzuräumen, daß eine allgemeine und zugleich einheitliche Bildung in ihrem Ziel und Zweck der philosophischen Bildung nahe verwandt ist. Es fragt sich aber zunächst: ist allgemeine, und zwar zunächst allgemeine wissenschaftliche Bildung auf dem Wege eines Ueberblicks über die Specialwissenschaften überhaupt zu erreichen, und was kann sie, so weit sie auf diesem Wege erreichbar ist, für die letzten Zwecke aller Bildung leisten.

Wie die Wissenschaften überhaupt aus der Philosophie, so war im Alterthum auch die Idee einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung aus der

philosophischen Bildung hervorgegangen, aber die ἐν κύκλῳ παιδεία trat erst in Kraft, als die echte althellenische Bildung, die auf das allgemeine Menschenwesen gerichtet war, die Bildung durch „Gymnastik“ und „Musik“ in Verfall gerieth, und das Gleichgewicht der Entwickelung aller Kräfte durch Vorwalten des Intellectuellen gestört war.

Das höchste Vorbild encyklopädischer Bildung gab Aristoteles, der unzweifelhaft danach trachtete, das gesammte Wissen, welches er für wesentlich abgeschlossen hielt, umfassend und zugleich einheitlich, von den Principien aus begründet und in sich zusammenhängend darzustellen. Lief aber schon bei ihm viel Compilation und leere Construction mit unter, so mußte späterhin, mit dem Fortschritt der Wissenschaften ein ähnliches Unternehmen gänzlich unmöglich werden.

In der alexandrinischen Zeit sehen wir ungeachtet des maßlosen Strebens nach Polymathie doch die bedeutendsten Gelehrten auf bestimmte Fächer beschränkt: so Aristarch der Grammatiker, Hipparch der Astronom 2c. Um so mehr hielt man das Princip der ἐγκύκλιος παιδεία für den allgemeinen Jugendunterricht fest. Die allgemeine Bildung wurde für den Mann der Wissenschaft propädeutische Bildung. Statt aber in dieser den philosophischen Faden streng festzuhalten, begnügte man sich mit dem äußeren Band der schulmäßigen Zusammenstellung. Die Philosophie trat zurück; nur der Logik wurde neben Rhetorik und Grammatik eine bestimmte Stelle angewiesen. In der römischen Kaiserzeit (für den Uebergang zur abendländischen Tradition so wichtig) war nicht der Philosoph, sondern der Rhetor der wichtigste Jugendlehrer.

Mit der Aussonderung der „7 Künste“, des Trivium und Quadrivium schrumpften die überlieferten Schulkenntnisse immer mehr zusammen. Die Kluft zwischen diesen Schulstudien und der Wissenschaft wurde weiter, und schließlich erhielt sich ein dürftiger Rest des alten Wissens in diesem engen Rahmen, als die Wissenschaft unterging. (Kümmerliches Nachleben in Byzanz.)

Die wissenschaftliche Kultur des Mittelalters ist ganz auf dem Boden kümmerlicher, aber principiell encyklopädischer Schultraditionen erwachsen. Auch hier aber blieb die allgemeine Bildung wesentlich propädeutisch; über derselben erhob sich die scholastische Theologie. Das Streben, das Gesammtgebiet des Wissens zu umfassen, blieb übrigens das ganze Mittelalter hindurch und nachwirkend bis in die Neuzeit hinein ein anerkanntes Ideal. Geistlose Vielwisser, wie Albertus Magnus, welche durch die Universalität ihrer Kenntnisse hervorragten, waren der allgemeinen Bewunderung sicher. Encyklopädien, in welchen ein einziger Mann das Gesammtgebiet des Wissens darzustellen unternahm, blieben bis in das 17. Jahrhundert hinein ein beliebtes Unternehmen. Das Beispiel des Aristoteles ist dabei jedenfalls von Einfluß gewesen. Im Allgemeinen nahm man an, daß der Philosoph wenigstens verstehen müsse, über Alles mitzureden, was freilich in der spätscholastischen Zeit zu der schamlosesten Sophistik führte.

Eine Encyklopädie im besseren Sinne, die nicht unternimmt, das gesammte Material zu geben, sondern die von philosophischen (zum Theil religiösen) Grundsätzen aus die Methoden einer kritischen Rundschau unterwirft, gab L. Vives 1531 in seinen Büchern de disciplinis. Im gleichen Werke entwirft übrigens Vives den Plan eines wirklich auch materiell universalen Studiums, bei welchem freilich mehr als das halbe Leben zur Bewältigung des Stoffs zu Hülfe genommen werden muß.

Alle Männer, denen wir die Grundlegung unsrer heutigen Wissenschaften verdanken, concentrirten sich; Kopernikus, Kepler, Galilei; auf der andern Seite die Humanisten und Philologen. Allzugroße Vielseitigkeit war schon damals selten mit geistiger Bedeutung verbunden (Ausnahmen vielleicht Joseph Justus Scaliger und Andere, doch solche Combination, wie Philosophie und Mathematik, öfter ohne eigentliche Universalität).

Ein seltenes Beispiel von Universalität zu einer Zeit, wo die Wissenschaften schon sehr weit entwickelt waren, gab Leibniz zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Leibniz war zugleich Philosoph. Gleichwohl brachte er es auch nicht einmal zu einem Versuch im aristotelischen Sinne der Encyklopädie. Seine Leistungen blieben fast überall Bruchstücke und sein Leben machte den Eindruck der Zersplitterung. Nicht einmal in seine philosophischen Ansichten brachte er Ordnung und klaren Zusammenhang. Und als später Wolff wieder versuchte, Alles mit einem philosophischen Netz zu umspannen, wurde, trotz seiner wirklich mannigfachen Kenntnisse, ein so dürrer Formalismus daraus, daß das Beispiel nur abschreckend wirken konnte.

Kant, vielleicht der letzte unserer Philosophen, welcher der wohl begründeten Forderung Genüge leistete, daß der Philosoph auf dem Gesammtgebiet des Wissens wenigstens orientirt sein soll, hütete sich wohl, den Polyhistor zu machen und concentrirte seine ganze Kraft auf Untersuchung über die Principien.

Als aber die Construction des Wissens a priori aufkam, mußte sich eigentlich mit Nothwendigkeit wieder die Aufgabe der philosophischen Encyklopädie einstellen. Hegel suchte sie zu lösen, aber wiewohl er wirklich einen reichen Schatz positiven Wissens (sehr unähnlich seinen meisten Schülern!) an die Aufgabe heranbrachte, so kann die Lösung doch nicht als befriedigt betrachtet werden. Der Respect vor der Würde des Stoffs und dem Rang der Specialforschung sollte Unternehmungen dieser Art heutzutage verbieten. Um nur orientirt zu sein, bedarf es schon ungewöhnlicher Anstrengungen. (Vergl. die ähnlichen Unternehmungen von Comte in Frankreich, Spencer in England.)

Als Männer, welche in neuerer und neuester Zeit noch einen besonders hohen Grad universeller wissenschaftlicher Bildung erlangt haben, ohne gerade auf encyklopädisches Wissen auszugehen, kann man hervorheben Voltaire, (der nicht ganz so oberflächlich war, als er gewöhnlich dargestellt wird) Alexander von Humboldt und Goethe.

Daß auch bei diesen nicht von ferne irgend eine annähernde Vollständigkeit des Wissens auf allen Gebieten erreicht wurde, versteht sich ganz von selbst. Schon der Begriff einer solchen Vollständigkeit widerspricht dem Zustande rapidesten Fortschreitens im Einzelnen. Wer, wenn noch so gut vorbereitet, könnte auch nur alle wissenschaftlichen Zeitschriften lesen, um das Neueste überall zu verfolgen und sich anzueignen!

Selbst die (immerhin annährend verstandene) Vollständigkeit innerhalb gewisser Hauptgebiete, wie Philologie, Geschichte, Naturwissenschaft, oder auch nur einzelner Zweige derselben, wie beschreibende Naturwissenschaft, ist nicht möglich. Auch wird darauf in der höheren Wissenschaft überall kein Werth mehr gelegt (vielleicht etwas zu wenig), sondern die methodische Forschung ist alles. Jeder Forscher hat außer seinem Specialgebiet womöglich noch ein speciellstes, gleichsam sein Allerheiligstes, in welchem er übrigens nur zu oft sich selbst verehrt als den unbedingten Herrscher auf diesem Gebiete.

Dieselbe Theilung der Arbeit, welche in der industriellen und Handelsthätigkeit herrscht, zum Theil auch in der Staatsverwaltung, ist auf wissenschaftlichem Gebiet eine Nothwendigkeit geworden, und sie schreitet naturgemäß (wie wir in kleinem Maßstabe denselben Proceß schon im Alterthum vor uns sehen) immer weiter fort. Um so entschiedener aber hat sich das Streben nach allgemeiner wissenschaftlicher Bildung wieder in propädeutischer Hinsicht geltend gemacht. Insbesondere verlangt man von Jedem, der sich nicht etwa nur später den speciellen Wissenschaften widmen, sondern auch von Jedem, der in ein (höheres) Staatsamt eintreten will, ein gewisses Maß dieser allgemeinen Bildung, und in dem Maße, in welchem die gewerbtreibenden Stände an Bedeutung im Staate gewinnen, können auch diese sich der Forderung einer erhöhten propädeutischen Bildung nicht entziehen.

(Vergl. Schleiermachers Theorie von den „leitenden Ständen" und ihrer Erziehung; inwiefern bei heutigen Verhältnissen nicht mehr passend. Polytechnische und andere Anstalten neben den Universitäten, Realschulen, neben den Gymnasien, Einfluß hervorragender Kaufleute rc., besonders seit 1830. Das Vermögen, die Stellung in den Kammern, die Presse rc. —)

Ist nun aber diese propädeutische Bildung allgemeine Bildung in dem Sinne, in welchem sie gleichsam die concrete Erscheinung der philosophischen ist (die Radien der Sonne)? Offenbar nicht. An den Gymnasien fehlt alles philosophische Band. In dieser Beziehung stehen gute Realschulen mit der principiellen Einheit im naturwissenschaftlichen und mathematischen Fach fast noch günstiger.

Religiöse und politische Beschränktheit haben das noch erdrückt, was sich innerhalb des Lehrplans noch ansetzen könnte, so daß der „maturus" heutzutage oft alles eher ist, als auch nur wirklich „reif" für wissenschaftliche Studien. Er wird in die Universitäten hineingeworfen, wie der Pudel mitten in's Wasser, er muß schwimmen oder sich vom Strom fortreißen lassen. Der so viel beklagte materielle Sinn der heutigen studirenden Jugend ist zum

Theil Folge davon, daß man den Schulen einen falschen Idealismus hat anquälen wollen, und darüber allen Idealismus ertödtet hat. In Zeiten der Noth merken dann die Regierungen den gemachten Fehler, wie heutzutage bei der einseitig dressirten, von aller Begeisterung für die Zukunft der Nation und den Fortschritt der Menschheit entleerten Geistlichkeit. Dann verlangt man nach erhöhter, allgemeiner Bildung, und die Universitäten sollen aushelfen. Können sie das?

Gewiß wird schon viel dadurch erreicht, daß überhaupt Universitätsvorlesungen gehört werden, insbesondere solche der philosophischen Fakultät, und zwar deshalb, weil diese sämmtlich den Charakter der freien Wissenschaftlichkeit tragen. Der Geist freier Forschung ist überall derselbe, und die Methode, so verschieden sie sich in den einzelnen Fächern gestaltet, hat doch gewisse gleiche Grundzüge, welche alle auf Hebung des Wahrheitssinnes, Schärfung des wissenschaftlichen Gewissens und Veredlung des Charakters als Grundlage aller wahren Forschung hinauslaufen. Nicht umsonst sind es gerade die Universitätslehrer und Gymnasiallehrer in Deutschland gewesen, welche sich gegen den neuesten Versuch einer beispiellosen Geistesknechtung erhoben haben! Handelt es sich aber darum, der Einseitigkeit des späteren Berufslebens ein dauerndes Gegengewicht zu geben, welches die Verengung des geistigen Horizontes verhütet und welches auch bei stärkster Theilung der Arbeit den Einzelnen befähigt, sein eigenes Thun und Treiben stets im Lichte des Ganzen zu sehen und sich durch ein Bewußtsein über den Zusammenhang des Culturlebens über den todten Mechanismus seiner Berufsthätigkeit zu erheben — dann reichen allerdings einige Vorlesungen über Geschichte, Literatur — und Philosophie dazu bei weitem nicht aus.

Die allgemeine Bildung kann auch nicht durch bloße Vervielfältigung solcher Vorlesungen gesichert werden, wiewohl es eine bestimmte Ergänzung giebt, welche der Mehrzahl der Studirenden von großem Nutzen wäre: diejenige nach der naturwissenschaftlichen und besonders anthropologischen Seite hin. Vor allen Dingen handelt es sich doch darum, auch mit der allgemeinen Bildung den Lebenskeim des eignen Denkens und originellen Schaffens nicht zu ersticken, sondern zu wecken. Bloße Polymathie ist das grade Gegentheil einer richtigen allgemeinen Bildung und so sehr auch vom Philosophen zu fordern ist, daß er sich einen weiteren Horizont verschaffen soll, als jeder Vertreter eines anderen Faches, so kann es doch keinen größeren Gegensatz geben als den zwischen Philosoph und Polyhistor. Bei diesem sind die gesammelten Kenntnisse nur Stoff; bei jenem soll Alles Geist und Leben sein.

Wie ist nun aber ein lebendiges allgemeines Wissen zu gewinnen? Offenbar nur auf einem organischen, der Natur des Individuums und seiner Berufsthätigkeit angepaßten Wege. Die Berufsthätigkeit selbst soll ja über die Sphäre des Mechanischen erhoben und zu einem lebendigen Gliede der allgemeinen intellectuellen Cultur gemacht werden! Da kann also nicht für jeden der gleiche Weg eingeschlagen werden. Die Propädeutik des Gymnasiums

ist noch für Jeden dieselbe; nachher gehen nicht nur die Fächer auseinander; auch dasjenige, was über die Bornirtheit des Faches erheben soll, muß verschieden sein, da wir ja hinlänglich gesehen haben, daß von einer wirklichen Universalität der Bildung keine Rede sein kann.

Darin liegt ein Hauptvorzug unsrer Universitätsverfassung mit ihrer Lehrfreiheit, daß sie dies ermöglicht, und es war der schlimmste Fehler des Systems der Zwangskollegia und der offiziellen Studienpläne, daß diese Möglichkeit nicht benutzt und Alles wieder, wie am Gymnasium, nach dem gleichen abstrakt erdachten Systeme geschult werden sollte.

Wie nun zu diesem Zweck die Vorlesungen, die Bibliotheken, Sammlungen u. s. w. der Universitäten zu benutzen sind, soll, im zweiten, hodegetischen Theile dieser Vorlesungen gezeigt werden. Hier bemerken wir nur so viel. Erstes Princip der allgemeinen Bildung sollte Jedem sein, daß er sein Fach, sowohl nach der wissenschaftlichen als nach der praktischen Seite auch historisch kennen zu lernen sucht, um zu sehen, wo und wie es sich vom gemeinsamen Stamme des Wissens abgelöst hat, wie es in den gegenwärtigen Zustand gekommen ist, und wohin es strebt. Dies führt von selbst auf die Erfassung des inneren Zusammenhangs mit den nächstverwandten Fächern. Dem Philologen kann bis zu einem gewissen Grade der Ueberblick über die Geschichte der historisch-philologischen Studien, dem Naturforscher der Einblick in den Zusammenhang und die Wechselwirkung aller Naturwissenschaften einen Ersatz geben für die weitere Ausdehnung des Kreises, da er hier wenigstens schon ein Bild davon hat, wie seine eigene Thätigkeit mit derjenigen eines großen Ganzen zusammenhängt. Neben der festen Orientirung in einer solchen Gruppe der Studien wird aber auch die Ergänzung durch einen Einblick in die entlegensten Zweige von besonderer Wichtigkeit sein. Vor allen Dingen sollte der Mediciner oder Naturforscher auf irgend einem ihm zusagenden Punkte auch in den Kreis der historisch-ethischen Fächer hineinzublicken suchen, während umgekehrt den Studirenden aller übrigen Fakultäten eine Berücksichtigung der Naturwissenschaften, vorzüglich der Physiologie im weitesten Sinne des Wortes fast unentbehrlich ist.

Das Philosophische in der allgemeinen Bildung kann sich auf diesem Wege auch ohne Mitwirkung speciell philosophischer Studien in der That schon in einem hohen Grade herausstellen, wenn der Naturforscher dazu kommt, sich eine Idee des Kosmos, des großen, nach unwandelbaren Gesetzen zusammenhängenden Weltganzen zu bilden, welches ja auch dem Menschendasein die Stätte darbietet, auf welcher es sich auslebt und die Bedingungen, unter denen es sich entfaltet; wenn der Philologe das klassische Alterthum, das „Paradies des Menschengeistes“ mit allen seinen Richtungen in sich aufleben läßt und die Totalität des harmonischen Daseins im erquickenden und befreienden Bilde erschaut, welche uns in unsrer Theilung der Arbeit verloren ist; wenn der Historiker, der Linguist, der Jurist und Nationalökonom das Menschenleben in seinen großen gesetzmäßigen Zügen auffassen lernen und

erkennen, wie der Geist in tausend wechselnden Formen einem hohen Ziele der Vervollkommnung entgegenstrebt.

Ein Studium in diesem Geiste ist jedenfalls auch in philosophischer Hinsicht ungleich fruchtbarer, als die leidige gedächtnißmäßige Aneignung metaphysischen Formelkrams oder eine unvermittelte Aufnahme irgend einer philosophischen Disciplin neben anderen Disciplinen. Je mehr aber auch in diesem Geiste in beständigem Hinblick auf das Endziel alles Wissens und Forschens studirt wird, um so sicherer wird sich mit der Zeit, vielleicht bald, vielleicht erst lange nach den Universitätsjahren, ein Zug zur Philosophie einstellen, die man dann mit anderen Augen betrachtet, als bei der ersten Begegnung, wo sie nur gar zu oft unfruchtbar erscheint, wie die dürre Haide, auf welcher nach dem Goethe'schen Mephisto „ein Kerl, der speculirt", von einem bösen Geiste im Kreise herum geleitet wird.

Mit alledem hätten wir nun freilich erst blos von der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gesprochen und es fragt sich, ob es gut, ob es philosophisch ist im höchsten Sinne des Wortes, auf diese so viel Gewicht zu legen, daß man darüber wohl gar in Gefahr kommen könnte, die Gemüthsbildung, die Sorge für Rüstigkeit und Frische des Willens und des Leibes, kurz die Erstrebung von Tüchtigkeit und Harmonie des gesammten Wesens zu vernachlässigen.

Hier ist zu bemerken, daß bei aller Löblichkeit der Sorge für Körperbildung, für Pflege des jugendlichen Muthes und der Gemüthlichkeit, des Gesanges und der Geselligkeit, wir doch immer Kinder einer Zeit bleiben, in welcher jene hellenische Harmonie des Geistes und der Sinnlichkeit ein Ideal bleibt.

Schiller, der dies Ideal wohl für gar zu fern, den Gegensatz unsrer Zeit gegen die der Jugend Griechenlands allzuschroff aufgefaßt hat (vergleiche die seither eingetretene Wandlung), findet, daß in unsrer Zeit der Theilung der Arbeit, wo jeder nur ein Rad in der Maschine ist, nur ein einziges Mittel existirt, um den Einzelnen davor zu bewahren, daß er im Sclavendienst für kommende Generationen untergehe: die ästhetische Erlösung durch die Kunst, vor allen Dingen die Dichtkunst, welche das freie Spiel aller Seelenkräfte wieder herstellt, und den Menschen, „so lang des Liedes Zauber walten", zu den hohen Göttern erhebt.

Mögen wir die tiefe Wahrheit, die in dieser Lehre liegt, nie vergessen und unsere Herzen rein und empfänglich halten für die Stimme der Kunst, die uns in einem höheren Sinne zu der verlorenen Natur zurückruft. Bedenken wir aber auch, daß die allgemeine wissenschaftliche Bildung, wenn sie nicht im Sinne todter Polymathie, sondern eines lebendigen Strebens nach Einheit und Harmonie der Weltanschauung geübt wird, der Kunst nicht feindlich, sondern wesensverwandt ist. Die Harmonie des Intellects trägt auch Früchte für die stille, unwandelbare Heiterkeit des Gemüthlebens, und für den sittlichen Charakter ist eine der edelsten und stärksten Stützen der Muth echter Wahrheitsliebe.

II. Die Bildung durch Philosophie.

Als der wahre Zweck der allgemeinen Bildung hat sich uns herausgestellt: die Befreiung des Geistes vom Mechanismus der Berufsthätigkeit und die Erhebung der letzteren zu einem bewußten Mitarbeiten an der Gesammtaufgabe der Menschheit. In diesem Bewußtsein über die eigne Thätigkeit und ihren Zusammenhang mit den nächsten Kreisen und dem großen Ganzen; in dem freien Blick auf Vergangenheit und Zukunft von dem Punkte aus, wo wir selbst in der Entwicklungsreihe stehen, stellt sich die Würde des freien Mannes wieder her, welche in dem Getriebe der modernen Arbeitstheilung zu Grunde zu gehen droht.

Es fragt sich nun, in welches Verhältniß die philosophische Bildung zu dieser Aufgabe tritt und zwar zunächst die Bildung des Geistes an dem Stoff und in den Formen, welche überlieferte Philosophie zur freien Verarbeitung und Aneignung darbietet.

Kann die Philosophie, da ja schon nach Aristoteles der Weise „gewissermaßen" Alles weiß, d. h. von Allem die allgemeinsten Begriffe hat, die Bildung an anderen Stoffen ersetzen? Oder kann sie dazu dienen, den Weg der allgemeinen Bildung, so weit sie sich etwa ohne Philosophie erreichen ließe, bedeutend abzukürzen und eine größere Sicherheit für die Erreichung des Zieles darzubieten? Oder endlich, wird die Philosophie die Aufgabe der allgemeinen Bildung aufnehmen und weiterführen, um den Geist einem noch höheren Ziele zuzuleiten?

Wir werden sehen, daß von diesem Allem etwas der Philosophie als Lehrmeisterin zugesprochen werden darf; doch am wenigsten kommt der erste Punkt in Betracht, während der letzte uns schon unmittelbar zu der höchsten Aufgabe der philosophischen Bildung überleitet, die wir als Bildung zur Philosophie vorläufig bezeichnen.

Zunächst müssen wir bemerken, daß allgemeine Bildung, wenn sie ihren weck wirklich erreicht, schon philosophische Bildung ist, wenn auch noch auf einer niederen Stufe, da der Einzelne sich gleichsam seine Philosophie selbst macht, ohne sich um die großen Systeme, welche Generationen und Jahrhunderten als Führer gedient haben, zu kümmern. Aber auch dieser Standpunkt kann durch eine bloße Summe von Einzelstudien in verschiedenen Fächern gar nicht erreicht werden. Es bedarf der beständigen Verarbeitung des Stoffes im Hinblick auf das gesteckte Ziel; Resultate und Methoden der durchwanderten Gebiete des allgemeinen Wissens müssen beständig verglichen und in Beziehung zu einander gesetzt werden; das ganze Wissen muß von einem neuen Gesichtspunkte betrachtet und zu einer lebensvollen Einheit gleichsam umgeschaffen werden. Dies aber ist eine wesentlich philosophische Thätigkeit.

Wer nun etwa ohne alle philosophische Studien so weit gekommen wäre,

der wird doch nun aus dem gleichen Princip, das ihn so weit geführt hat, das Bedürfniß empfinden, zu sehen, wie denn die Philosophen die Aufgabe gelöst haben, ein einheitliches Band alles Wissens herzustellen. Er wird die Neigung gewinnen, das, was er auf subjectivem Wege gewonnen hat, mit den Gedanken zu vergleichen, durch welche die geistigen Führer ganzer Nationen den gleichen Proceß bewerkstelligt haben; er wird nach Objectivität streben und damit an die Ueberlieferungen der Philosophie herantreten. Dieser Weg, wonach für das Streben nach philosophischer Bildung die Beschäftigung mit der Philosophie selbst eigentlich zuletzt käme, könnte vielleicht als der normalste, wünschenswertheste erscheinen. Es würde dann Jeder zuerst, vom bloßen Streben nach allgemeiner Bildung geleitet, zum Philosophen auf eigene Hand, um sich erst nachher zu den Resultaten der überlieferten Philosophie in ein Verhältniß zu setzen, aus welchem eine neue, geläuterte und gehobene Originalität und Einheit der Weltanschauung hervorgehen müßte. Damit wäre jedenfalls am gründlichsten der Neigung zum bloßen Nachbeten philosophischer Formeln oder zur dogmatischen Aneignung eines abgeschlossenen Systems abgeholfen und der Uebelstand wäre vermieden, daß die Philosophie für ein Lebensalter gelehrt werden muß, welches noch nicht völlig für sie geeignet ist.

Aber abgesehen davon, daß ein solcher Weg fast nur durch ein künstliches Fernhalten der Philosophie durchgeführt werden könnte, da diese sich überall bei einem freien Umblick im Gebiete des Wissens darbietet, so würden auch nur Wenige die Energie haben, so, ohne alle Anregung von der Philosophie zu empfangen, den ächt philosophischen Geist in der Behandlung der Wissenschaften in sich zu entwickeln und festzuhalten.

Hier wäre nun zwar der Ort, der Forderung zu gedenken, daß die Vorträge, welche der allgemeinen Bildung dienen sollen, philosophischen Geist haben und also die Anregung zur Vergleichung, Verbindung, zum Hinstreben nach einer höhern Einheit schon in sich tragen sollten. Diese Forderung wird nicht nur einstweilen nicht leicht erfüllt werden, sondern es wird auch die auf diesem Wege gebotene philosophische Anregung zwar eine wünschenswerthe Zugabe, aber kein völliger Ersatz für dasjenige sein, was der Philosoph von einem centralen Standpunkte aus zu bieten vermag. Nur fasse man hier die Philosophie nicht mit der Enge einer Zunftschranke! Wenn ein tüchtiger Linguistiker sich auf das Feld der Sprachphilosophie einläßt, so ist durchaus nicht abzusehen, warum er es nicht mit eben so viel Freiheit des Geistes, mit gleicher Tiefe und dabei mit ungleich größerer Kenntniß der Einzelheiten behandeln sollte, als der Philosoph, der doch auch wieder zum Linguistiker werden müßte, um auf einem so speciellen Zweige Genügendes zu leisten. Unter dem gleichen Gesichtspunkte sind z. B. ästhetische Vorlesungen eines Kunsthistorikers oder naturphilosophische eines Physikers oder Physiologen zu beurtheilen. Ja, für den Zweig der Naturphilosophie liegt vielleicht heutzutage die Sache noch so, daß man sie sich am besten vom Naturforscher

vortragen läßt, denn in unseren heutigen Naturwissenschaften herrscht ein starker Zug zur Einheit alles Naturwissens und damit philosophischer Geist, so wenig auch die Naturforscher in der Regel von Philosophie wissen wollen. Freilich ist auch das Haften an einer bloßen Naturphilosophie, ohne Erkenntnißtheorie und ohne Pflege des Ideals, eine Einseitigkeit, welche vom wahren Ziele der Philosophie in verderblichster Weise wieder ablenkt, während sie auf einem beschränkten Gebiete die Aufgabe der Philosophie (scheinbar) erfüllt.

Fragen wir uns nun, was das Studium der philosophischen Disciplinen oder der Unterricht des Philosophen für den höchsten Bildungszweck bieten können, so müssen wir vor allen Dingen der alten philosophischen Hauptwissenschaft, der Metaphysik, gedenken, die man vielfach geradezu mit der Philosophie identificirt hat, während sie von anderer Seite als eine nutzlose und trügerische Scheinwissenschaft bezeichnet wird. Auf die Metaphysik beziehen sich auch vor allen Dingen jene Warnungen vor einem trügerischen Dogmatismus, die wir in der Einleitung kennen gelernt haben, und es ist leicht einzusehen, daß hier neben der Aussicht, den eigentlichen Gipfel philosophischer Bildung zu erreichen, unmittelbar auch die Möglichkeit arger Verwirrung und unheilvoller Verbildung sich darthut.

„Philosoph“ und „Philosophie“, sagt das Krug'sche Wörterbuch sehr naiv, sind Ausdrücke, über deren Bedeutung die Philosophen selbst bis jetzt noch nicht einig sind. Diese seltsame Meinungsverschiedenheit kann man theils auf die Grenzen und das innere Verhältniß der einzelnen philosophischen Disciplinen beziehen, theils aber, und mit Recht, vor allem auf die vermeintliche philosophische Grundwissenschaft, die Metaphysik. Denn was Logik ist, darüber war niemals ein erheblicher Streit; Psychologie ist wenigstens nach Ziel und Absicht dieses Zweiges hinlänglich bestimmt. Aesthetik, Ethik, Naturrecht sind lauter Disciplinen, über deren Zweck und Bedeutung — bei aller Verschiedenheit der Behandlung — niemals viel Streit geherrscht hat. Die Verschiedenheit der Behandlung aber in diesen Disciplinen fließt wieder großentheils aus der verschiedenen Stellung der Philosophen zu den Problemen der Metaphysik.

Die Metaphysik im alten, aristotelischen Sinne ist eine vermeintliche Wissenschaft von den ersten Anfängen und obersten Principien alles Erkennens und alles Seins. Der Weise, von dem man voraussetzt, daß er diese Principien inne habe, weiß gewissermaßen Alles, auch ohne die speciellen Kenntnisse erworben zu haben, denn in den allgemeinsten, obersten Begriffen und Grundsätzen liegt alle überhaupt mögliche Wissenschaft enthalten. Sie liegt in ihr nicht der Wirklichkeit nach (actu), sondern nur der Möglichkeit nach (potentia). Aber diese in den Principien liegende „Möglichkeit“ aller Dinge ist selbst ein metaphysisches Princip und zwar eins der wichtigsten und folgenreichsten, jedoch — auf Irrthum beruhend.

Der platonische Gedanke, daß gegenüber den ewig wechselnden, nur werdenden, nicht wirklich seienden Einzeldingen das Allgemeine, die Art und

Gattungsbegriffe, auf welche sich allein alles wahre Wissen beziehen könne, auch allein wahre und unvergängliche Existenz haben, — dieser in seinen mannigfachen Folgen und Anwendungen so fruchtbare, so anregende Gedanke muß heutzutage gleichwohl als ein, einem Zustande der Kindheit der menschlichen Vernunft angehöriger betrachtet werden. Und doch wird das Verhältniß des Einzelnen, Concreten, unmittelbar durch die Sinne Gegebenen zu der Allgemeinheit des Denkens, welche uns durch die Sprache und andere generelle Zeichen vermittelt wird, noch auf geraume Zeit hinaus ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und tiefgehender Erörterungen bleiben und in allen Fragen, welche an dieses Problem anknüpfen, wird statt des Platonismus ein Princip die eine der beiden möglichen Hauptrichtungen bezeichnen, in welchen die Lösung zu suchen ist. Mag man daher auch das platonische Extrem, welches aus den Ideen, den zu selbständigen Wesen erhobenen Allgemeinbegriffen, eine eigne göttergleiche Welt erschuf, von der unsre Welt des Scheins und des Irrthums nur einen matten Abglanz erhält — mag man auch diese schon an der Quelle durch und durch poetische Lehre ihrer mythischen Natur wegen von der Schwelle der Wissenschaft zurückweisen: man hat den Platonismus damit nicht beseitigt, der immer wieder in neuen Formen hervorbricht, wo es sich um das Verhältniß des Einzelnen und des Allgemeinen handelt. Der Anspruch aber, eine Wissenschaft der allgemeinsten Principien zu haben, die als ein fertiger und sicherer Stoff, gleich der Mathematik, überliefert werden könnte, muß definitiv aufgegeben werden; ja selbst die bloße Möglichkeit einer solchen Wissenschaft ist mit Recht in Zweifel gezogen worden.

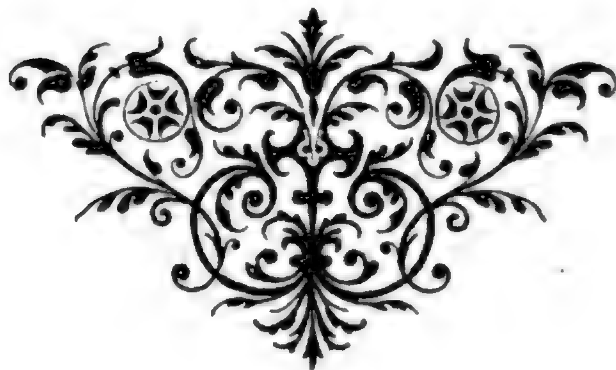
Wie schon im Mittelalter der „Nominalismus" die Einseitigkeit dieser Weltanschauung energisch bekämpfte, so kann man wohl sagen, daß die gesammte moderne Wissenschaft, vorab, aber keineswegs ausschließlich, die Naturwissenschaften, im Kampf mit der alten Metaphysik entstanden sind, und daß daher die Annahme eines tiefen Gegensatzes zwischen Metaphysik und positiver Forschung wenigstens historisch wohl begründet ist.

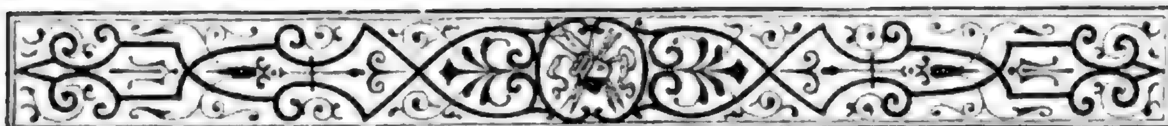
Gleichwohl ließ man nicht ab davon, eine Wissenschaft der ersten Gründe des Denkens und Seins zu finden. Cartesius, Spinoza, Leibniz, bemühten sich, auf neuer Grundlage ein dauerndes Gebäude der Metaphysik zu errichten, darin alle mit Plato und Aristoteles übereinstimmend, daß sie durch die Kraft des reinen Denkens sich unmittelbar zu diesen Principien zu erheben und dann aus ihnen die Erscheinungen der Welt und das Uebersinnliche zugleich zu construiren suchten. Nur die englische Philosophie schlug (in strenger Fortsetzung des Nominalismus) einen andern Weg ein, bis Hume dabei anlangte, die ganze Aufgabe der Metaphysik in die systematische Zerstörung des metaphysischen Scheins zu verlegen, ihr also eine wesentlich negative Rolle zuzuweisen. Am weitesten in dieser Richtung ging die in Frankreich von Comte begründete, hauptsächlich in England zur Bedeutung gelangte Schule der Positivisten, welche alle Metaphysik nur als ein Uebergangsstadium be-

trachten zwischen der theologischen Weltanschauung, welche der Kindheit der Menschheit angehört, und der „positivistischen“, welche dem gereiften Denker der Gegenwart und Zukunft angehört. Diese letztere aber läßt alle Fragen nach den ersten Principien wie nach den letzten Consequenzen alles Denkens als unlösbar für den Menschen definitiv auf sich beruhen und begnügt sich mit der uns verliehenen „Mitte“, indem sie sich ausschließlich auf die exacten Wissenschaften stützt.

Dieser Weltanschauung, welche in ihren Consequenzen mit der Scheinwissenschaft der Metaphysik zugleich alle Poesie, alles Leben in einer idealen Welt der Gedanken mit dem Untergange bedroht, können wir zunächst den Satz unseres Kant gegenüberstellen, daß Metaphysik wenigstens als Naturanlage wirklich ist, wenn sie auch als Wissenschaft bisher keinen sicheren Boden gefunden hat. Es liegt in der Natur unseres Geistes, daß er sich über die Fragen nach Ursprung und Ziel alles Seienden, nach dem Wesen und Zusammenhang des Weltganzen, nach dem eigenen Ich und seiner Vergangenheit und Zukunft niemals völlig entschlagen wird. Daraus folgt, daß also zum Mindesten eine negative, eine rein kritische Bearbeitung des Feldes metaphysischer Ideen zu den bleibenden Aufgaben des wissenschaftlichen Denkens gehört. Wie wichtig aber auch gerade diese Aufgabe für die philosophische Bildung ist, ergiebt sich leicht, wenn man bedenkt, daß jeder Mensch von Natur und durch Ueberlieferung Metaphysiker ist auf eigene Faust, und daß wir oft gerade bei denjenigen die tiefstwurzelnden metaphysischen Vorurtheile finden, welche sich am entschiedensten von aller wissenschaftlichen Untersuchung dieses Gebietes abwenden, welche angeblich blos der Erfahrung und ihren Sinnen vertrauen.

(Schluß folgt.)





Bibliographie.

Goethe. Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung. 2. Theil. 8. LII und 356 S. Berlin, 1879, G. Hempel. ℳ 3. —

Das ist ein wirklich „unentbehrliches“ Buch; unentbehrlich für den „Forscher in Goethe'schen Dingen“ wie für den ernsthaften Goethefreund. Loeper's Faust-Ausgabe ist eine förmliche Encyclopädie all dessen, was man wissen muß, um ein richtiger „Faustkenner“ zu sein. Durch Textrevision, historisch-kritische Behandlung aller Scenen und durch erschöpfende Detail-Erklärung hat Loeper eine Ausgabe geschaffen, welche der Bedeutung der Goethe'schen Dichtung für unser nationales Leben entspricht. Wie eine ankündigende Notiz richtig und ohne Ruhmrednerei sagt: „Die Fauststudien der Gegenwart werden in dieser Ausgabe zusammengefaßt, sie finden darin einen vorläufigen Abschluß, zugleich aber auch neue Impulse“. Herr von Loeper hätte sich durch sie ein, wäre es möglich gewesen, noch größeres Anrecht auf die Dankbarkeit der Gebildeten gewonnen, als er sie ohnehin durch seine rege Förderung der Hempel'schen Goethe-Ausgabe sich erworben hat. Und wie diese zweite Ausgabe des vorigen Werkes, dasselbe auch durch ihre äußere Form zu ehren versucht, möge sie auch den Anfang einer Neubearbeitung in derselben anziehenden Form des ganzen „Hempel'schen Goethe“ bedeuten.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theodor Flathe, Ludwig Geiger &c. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. In ungefähr 40 Bänden gr. Lex.-8. Begleitet von einer instruktiven, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellten historischen Illustration. 7. und 8. Halbband. Berlin, 1879, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Jeder Halbband ℳ 3. —

Wir haben bereits im Februarheft auf die Bedeutung dieses großartig angelegten Unternehmens hingewiesen. Die bisher erschienenen Bände sind vollständig geeignet gewesen, die hohen, an den Fortgang des Sammelwerks geknüpften Erwartungen zu erfüllen. Jeder einzelne Band läßt erkennen, daß die dem Unternehmen zu Grunde liegende Absicht, die Ergebnisse der eigenen Forschung hervorragender Geschichtsschreiber in allgemein fesselnder und lebendig anregender Weise darzustellen, von den bewährten Verfassern der vorliegenden Theile in vortrefflicher Weise erfüllt worden ist. Die eben erschienene 7. Abtheilung setzt, an die fünfte anschließend, die Geschichte Peters des Großen von Prof. A. Brückner fort. Die klare, sichtlich auf der genauesten Kenntniß der Zeit beruhende Darstellung, schildert die Reisen Peters im Auslande und zieht das für das Zarenreich so weittragende Resultat derselben, welches sich zunächst in den „Inneren Kämpfen“, so ist das begonnene 3. Buch betitelt, äußert. — Die 8. Abtheilung führt, den Inhalt der 6. fortsetzend, den ersten Band von Hertzbergs Hellas und Rom zu Ende. Die makedonische Hegemonie, die gewaltige, strahlende Gestalt Alexanders des Großen, die Zustände, in welche sein ungeheures Reich nach seinem Tode gerieth, und das folgende Zeitalter der Epigonen werden hier erzählt. Hertzberg endigt die Geschichte von Hellas mit dem Frieden von Naupaktos (217), der Philipp V. von Makedonien zum Schutzherrn aller Hellenen machte und geht zu den Römern über, die in der Fülle ihrer politischen und soldatischen Kraft die Weltherrschaft nun an sich reißen sollten. — Illustrationen und Karten der

beiden Halbbände sind ebenso lehrreich, wie gut ausgeführt.

Karl Gutzkow. Die Paumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman. 1. Lieferung. 8. 64 S. Mit dem Portrait Gutzkow's in Radirung. Breslau, 1879, S. Schottlaender. Erscheint in 12 Lieferungen à M. 1.—

Gutzkow sollte die Umarbeitung seines großen Romans „Hohenschwangau", mit der er die letzten Tage seiner ruhmreichen Thätigkeit ausfüllte, nicht mehr erleben. Aus dem breit angelegten fünfbändigen Buche sollte das oben genannte kürzere werden. Die vorliegende erste Lieferung gibt uns selbstverständlich keinen Maßstab für das von Gutzkow Erstrebte und Erzielte. In einer von uns bereits für „Nord und Süd" in Aussicht genommenen umfassenden Studie über den genialen Schriftsteller wird auch sein (inzwischen vollendeter) Roman „Paumgärtner" gerechte Würdigung erfahren. Hier mögen nur einige Sätze Platz finden, in denen die (unbekannten) Herausgeber des Romans sich über das Wesen desselben und die Pläne bezüglich seiner Vollendung äußern.

„Was einst in „Hohenschwangau" den Leser ermüdete, die Ueberfülle der Resultate eingehender archivalischer Studien, hier ist es vermieden und deutlicher und fesselnder sind die Fäden des Romans in den Vordergrund gebracht, während doch der Rahmen in seinem ernsten, historischen Gefüge derselbe geblieben ist, und das Ganze ein hochinteressantes Culturbild aus dem Reformations-Zeitalter darbietet, in dem deutscher Bürgersinn und deutsches Familienleben, der Werth und der Unwerth deutscher Fürsten, und das Ringen des deutschen Geistes um Befreiung von dem päpstlichen Joch einen oft ergreifenden Ausdruck gefunden.

In einer Anzahl eigenhändiger Briefe hat der Dichter seine Absichten für das ganze Werk klar dargelegt, der Stoff, auch für den letzten Band, war in Gutzkow's „Hohenschwangau" zu finden und deutlich ging aus den beiden ersten Bänden hervor, wie ihn der Dichter zu sichten und umzugestalten gedachte.

„Die Paumgärtner von Hohenschwangau" sind in jeder Bedeutung des Wortes ein „ganzes" Werk, sie sind ein leuchtendes Blatt im Ruhmeskranze Karl Gutzkow's, und in dessen Gesammtwerken gebührt ihnen ein hervorragender Platz."

J. J. Honegger, Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts. In ihrer Entwicklung dargestellt. 2. vermehrte Auflage. 8. XII und 355 S. Leipzig, 1880, J. J. Weber. M. 6.—

Diese geistreichen Studien waren ursprünglich bestimmt, dem großen Werke Honeggers über die Culturgeschichte der neueren Zeit als Einleitung zu dienen. Sie sollte, nach des Verfassers Absicht, ein Versuch im Kleinen sein, „die allgemeinen Culturverhältnisse unseres Jahrhunderts in ein principiell einheitliches Bild zusammenzudrängen". Inzwischen ist das große fünfbändige Werk erschienen und hat sich eine maßgebende Stelle in unserer culturgeschichtlichen Literatur errungen. Aber die Einleitung dazu hat neben diesem Monumentalwerke ihren eigenthümlichen Werth behalten, als einer der ausgezeichnetsten Versuche, die Ergebnisse einer der bedeutungsvollsten Culturepochen aller Zeiten in ein geschlossenes Bild zusammenzufassen. In dem Bande ist eine erstaunliche Fülle Materials mit größter Sicherheit und ebensolcher Bescheidenheit verarbeitet, dabei in gewählter Form und Sprache. Honeggers hervorragende Kennerschaft der französischen Culturverhältnisse macht sich nothwendigerweise auch in diesem Bande geltend; in ihrem ganzen Umfange erscheint sie erst in seinem Werke über die französischen Cultureinflüsse. — Das um ein fünf Bogen umfassendes Capitel — von 1850 bis zur Gegenwart — vermehrte Buch ist anregend von der ersten bis zur letzten Seite, es zwingt zum Nachdenken und wo es Widerspruch herausfordert, handelt es sich stets um die Ergebnisse selbständigen Forschens eines fruchtbaren Kopfes. — Wie alle Artikel des bewährten Verlages zeichnet sich auch dieser durch geschmackvolle Ausstattung aus.

W. E. H. Lecky, Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferd. Löwe. 1. Band. 8. XXIV und 619 S. Leipzig und Heidelberg, 1879. C. F. Winter.

Lecky gilt in England als der berufenste Nachfolger Henry Thomas Buckles, dessen Methode historischer Untersuchung er in einer „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa" zu

glänzender Geltung brachte. Gleich seinem glänzenderen Vorgänger ist er von der englischen Orthodoxie auf das Heftigste angefeindet worden und auch seinem neuesten Werke, das sich in England eines großen äußeren Erfolges zu erfreuen hat, sind starke Angriffe nicht erspart worden. Wir Deutsche werden aus dem vortrefflich geschriebenen, der Fülle tiefster Gelehrsamkeit und sorgfältigster Forschung entsprossenen Werke Anregung und Belehrung in reichem Maße empfangen. Lecky schreibt nicht für die, welche die englische Geschichte während des genannten Zeitraums an der Hand eines systematischen Lehrbuchs kennen lernen wollen; er schreibt für den Wissenden, wie bei uns Ranke und Reinhold Pauli, wie in England J. A. Froude und Mahon-Stanhope die Geschichte Englands behandelt haben. In der Auffassung eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Geistes schreibt Lecky (hier sei seinen eigenen Worten gefolgt) nicht die Geschichte der von ihm gewählten Periode Jahr für Jahr, noch auch umständliche Berichte über militärische Ereignisse oder über minder wichtige persönliche oder Partei-Vorkommnisse, wie dergleichen in den politischen Annalen einen so großen Raum einzunehmen pflegt; Lecky hat es sich vielmehr zur Aufgabe gestellt aus der großen Masse von Thatsachen diejenigen herauszuheben, welche sich auf die nachhaltigen Kräfte der Nation beziehen, oder die treffenderen Züge des nationalen Lebens bezeichnen. Das Steigen oder Sinken der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, der Kirche und des Dissent, der landwirthschaftlichen, industriellen und commerziellen Interessen; die wachsende Macht des Parlaments und der Presse; die Geschichte der politischen Ideen, der Kunst, der Sitten und des Glaubens; die Wandlungen in der socialen und ökonomischen Lage der Volkes, die Einflüsse, welche abändernd auf den Nationalcharakter eingewirkt haben, die Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Dependenzen, und die Ursache, welche das Fortschreiten der letzteren beschleunigt oder verzögert haben — das sind die hauptsächlichen Themata dieses, auf vier Bände berechneten Werkes. Die Uebersetzung liest sich fließend und ist ziemlich frei von Anglicismen, leidet aber nicht selten unter einer Ueberfülle von Fremdwörtern. Daß der Uebersetzer es für nothwendig erachtet hat, mit dem Verfasser wegen seiner Beurtheilung Friedrichs des Großen zu polemisiren, scheint uns überflüssig. — Der Abschluß des bedeutsamen, von der Verlagshandlung sorgfältig ausgestatteten Werkes, wird uns Gelegenheit geben, dem Ganzen eingehende Würdigung in der Form eines Essays über die Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert zu Theil werden zu lassen.

Fritz Mauthner, einsame Fahrten. Plaudereien und Skizzen. 2. Auflage kl. 8. 125 S. Leipzig, 1879, E. Schloemp. M. 2. —

— — Kleiner Krieg. Kritische Aufsätze kl. 8. 144 S. Leipzig, 1879, E. Schloemp. M. 3. —

Wir geben dem zweiten dieser beiden Bücher den Vorzug; in ihm zeigt sich das Talent des geistreichen und formgewandten Verfassers von seiner besten Seite. Eine Fülle feiner Beobachtung und fast überall selbständige Auffassung, machen sich in der Behandlung der einzelnen literarischen oder künstlerischen Zeitfragen — denn um solche handelt es sich zumeist — geltend. Mauthner spricht über „die Unbestechlichkeit der Kritiker", die „Aesthetik der Civilehe", über die Frage, ob das Ballet eine Kunstform sei, über die Bedeutung des Applauses, unser Couplet, über L. Anzengruber und Rosegger mit der Autorität des feinfühligen, gebildeten Menschen, der, mit den behandelten Dingen durch ununterbrochenen Umgang vertraut, ihnen stets ihre eigenthümliche Seite abzugewinnen versteht. Dieser hervorstechende Zug in dem Talente Mauthners macht sich insbesondere in der Studie über Anzengruber geltend, welche den umfangreichsten Beitrag des Bändchens bildet und uns schon von ihrem ersten Erscheinen in der „Gegenwart" bekannt ist. Es ist eine verständnißinnige, von wärmster Sympathie für den Landsmann getragene und denselben doch nicht überschätzende Arbeit; wie kaum eine andere der uns über Anzengruber bekannten, fixirt sie die Stellung des genialen Dichters in unserer Literaturgeschichte. Aehnliche Vorzüge zeichnen die weniger ausgedehnte Studie über den Steiermärker Rosegger aus. — Nicht alle Stücke des Bändchens sind von gleichem Werth; das eine oder andere hätten wir leicht vermissen können, so die Capitel „Flammenschrift" und „Manuela" vielleicht auch den Ballet-Artikel. In letzterem besonders macht sich hin und wieder ein gewisses jugendliches Ungestüm des Resumés geltend, das einem — wie derselbe Band es bethätigt — in literarischen Dingen so besonnenen Manne nicht gut steht. — Das Bändchen „Einsame Fahrten",

zumeist Novellistisches enthaltend, spricht uns weniger an; zwischen dem sicheren Beobachter und dem Erzähler macht sich noch eine beträchtliche Differenz geltend, deren Ausgleich sicherlich erwartet werden darf, aber auch von dem Verfasser selbst hätte abgewartet werden sollen, ehe er zur Sammlung des hier Gebotenen schritt. Die Humoreske „Rahelchen" (eine Frau, die sich innerlich mit Rahel Varnhagen vergleicht) würde ihrer ganzen Natur nach unter den zum Theil polemisirenden Aufsätzen des anderen Bändchens am Platze gewesen sein; sie ist eine gelungene Satire auf gewisse gesellschaftliche Kreise der Hauptstadt. Nur schade, daß auch in ihr jene Differenz zwischen Wiedergabe und der scharfen Sicherheit der Beobachtung sich geltend macht. Immerhin bieten auch die „Einsamen Fahrten" einen Beweis für die von hervorragendem Talente getragene Vielseitigkeit ihres Verfassers.

Ernst Reichenheim, Gedichte. 8. VIII und 143 S. Berlin, 1879, Silvester Frey.

Gedichte eines jugendlichen Gemüths, welche die Gevatterschaft Heines, Bodenstedts, des Verfassers vom „Neuen Tannhäuser" und ähnlicher nicht verläugnen können. Hin und wieder begegnet man einem unverfälschten Ausdruck, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht und Klage und auch manchem guten Einfall, der den Augenblick, dem er entsprang, wohl zu erheitern vermochte. Aber diese Einzelheiten machen nur den Eindruck des zufällig Gefundenen. Die dichterische Erscheinung des Verfassers, wie sie aus dem vorliegenden Bande nicht grade anspruchslos uns entgegentritt hätte noch eine Zeit der Läuterung und Prüfung durchmachen sollen, ehe sie so geschlossen sich gab. Dann wäre Weniger Mehr gewesen, während heut das Viel nur allzuklar darthut, wie wenig es eigentlich ist.

Alexander Freiherr von Warsberg, Odysseeische Landschaften. 3. Band. Das Reich des Odysseus. 8. 501 S. Wien, 1879, C. Gerold's Sohn M. 6.—

Die beiden ersten Bände des eigenartigen Werkes sind an dieser Stelle bereits gewürdigt worden. Der vorliegende Band spricht von Zante, Kephallonia, Ithaka, Leukadien und von der Geschichte des odysseeischen Reichs. Wir könnten heut fast wörtlich wiederholen, was wir gelegentlich der früheren Bände an dieser Stelle zu sagen hatten. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner des Orients. Der Geist eines Feingebildeten von reicher Weltkenntniß spricht aus seinen, von einem Hauche warmer Begeisterung durchwehten Schilderungen. Und wenn wir bei früherer Gelegenheit als Tadel zu constatiren hatten, daß dieser Hauch sich nicht selten zu der Stärke eines Sturmwindes erhob, so zeigt sich diese Begeisterung in dem vorliegenden Falle zum Vortheil des Ganzen in ruhigerem Fahrwasser, auf den Leser freundlich wirkend und die Lektüre des Buches zu einer genußreichen und anregenden gestaltend. Auch heut wie damals können wir sagen, daß, wer der Ansicht ist, daß man in Dichters Lande gehen müsse, um den Dichter zu verstehen, für seine Fahrt kaum einen zuverlässigeren und dabei so angenehmen Führer wird finden können, als den Verfasser dieser „odysseeischen Landschaften".

Fritz Wernick. Städtebilder. (Konstantinopel, Athen, St. Petersburg, Moskau, Warschau.) Neue Folge. 1. Bd. 8. VI u. 296 S. Leipzig, 1879, Edwin Schloemp. M. 3.—

Der Verfasser versteht zu sehen und zu beschreiben; auch ist ihm ein glücklicher Enthusiasmus zu eigen, der aus seiner Darstellung heraus den unbefangenen Leser in seine Kreise zieht. Neues hat uns Herr Wernick nicht zu erzählen; das Meiste, was der vorliegende Band enthält, stützt sich auf vor Jahren gemachte Beobachtungen und trägt, insbesondere die Constantinopel und Warschau behandelnden Abschnitte, nicht selten den Stempel des Veralteten unverkennbar aufgedrückt, ohne dafür durch besondere Originalität der Auffassung zu entschädigen. Aus diesem Grunde glauben wir auch nicht, daß für die Sammlung dieser „Städtebilder" eine innere Nothwendigkeit vorlag. Immerhin bieten sie eine angenehme Lectüre, der man sich gern hingeben mag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

November 1879.

Inhalt.

Hierzu das Portrait J. J. J. von Doellingers, Radirung von Wilhelm [illegible] in München.

Nord und Süd erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage. Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

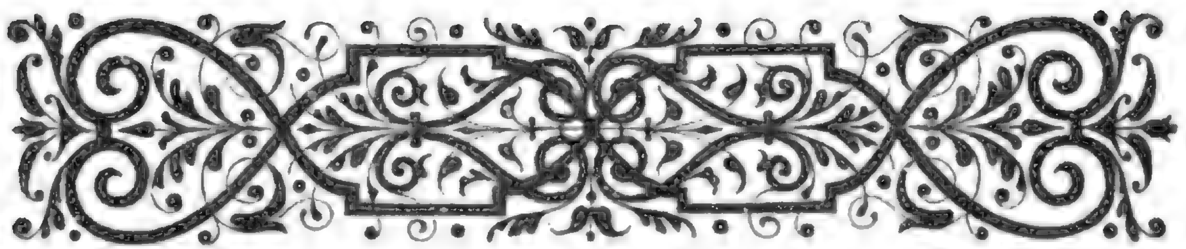
Paul Lindau.

XI. Band. — November 1879. — 32. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: J. J. J. von Doellinger.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Olivier.

Novelle in Versen.

Von

François Coppée.

Im Versmaße des Originals übersetzt

von

Wolf Grafen Baudissin.

I.

An einem Sonnentag mit Regenschauern
(Den Thränen gleich, auf die ein Lächeln folgt
In einer jungen Wittwe mattem Auge)
Erwachte trotz des Frühlings unmuthsvoll
Aus schwerem Morgenschlummer Olivier,
Jener fantast'sche reichbegabte Dichter,
Dem's, wenn er seine Feenträum' erzählte,
Mitunter glückte, die nach welschen Opern
Und bürgerlichen Dramen durst'gen Hörer
Zu fesseln. Zwar, zu klagen, noch dem Mißmuth
Sich hinzugeben, hatt' er keinen Grund;
Im Gegentheil, es war dem Glücklichen
Gegönnt, vielfach beneidet sich zu sehen.
Der Wahrheit treu, des Styls und Wohllauts Meister,
Erzog er seine Verse lang' im Käfig;
Erst wenn die Paradiesesvögel ihm
Gekräftigt schienen für den Flug in's Blaue,
Und kühn genug, sich aufzuschwingen über
Die Stadt, die freilich wenig gastliche —
Erschloß er plötzlich eines schönen Morgens
Ihr Gitterthor, und in Palästen wie
In schlichten Häusern war man um die Wette
Bemüht, die lieben Vögel zu empfah'n.

Sein Schicksal war bisher ihm leicht. Es hatte
Als er noch Kind war, eine Fee, wohl selbst
Ein wenig Muse, seine Stirn berührt
Mit ihrem Stab. Sein Name flog beschwingt
Zu frühem Ruhm, gleich einer schlanken Brigg
Der günst'ger Wind die Segel schwellt. Sein Glücksstern
Verließ ihn nimmer — sorgte stets für Geld
Wenn just sein Beutel leer war — bracht' ihm, wenn
Der alte Spleen ihn anfiel, einen neuen
Erfolg — und wenn ein zärtliches Gefühl
Ihn angewandelt, eine unbestimmte
Sehnsucht des Herzens, eine schöne Freundin.

In all' den sturmbewegten und anmuth'gen
Romanen, die ihm seine Jugendzeit
Mit reizenden Erinn'rungen erfüllt,
Glich die Demüthigste der Stolzesten.
Schon als er vormals unterm Ziegeldach
Sich Reime suchte, klimmte mehr als ein
Beblümtes Häubchen in die Bodenkammer
Zu ihm hinauf, sang ihm ein lustig Liedchen,
Saß auf dem Schooß ihm, oder theilte lachend
Sein spärlich Mahl. Ein wenig später dann,
Als er Grisetten schon genug gesehn,
Die seinen feinen Ton und noble Haltung
Bewunderten, und im Theater bald
Sich heimisch fühlt', entbrannte eine junge
Schauspielerin in heißer Leidenschaft
Für seine braunen Augen. Ihren Schmuck
Trug sie in's Leihhaus, um den ganzen Sommer,
Vom Dienst befreit, mit ihm umher zu streifen.
Ameise sonst, Cicade jetzt, durchstrich sie
Meudons Gehölz im Kleidchen von Percal.

Er schrieb ein Buch, und war am Tage drauf
In Aller Mund. In einem schwarzen alten
Hôtel des Faubourg Saint Germain durchflog
In ihrem blasonirten Bett, den Arm
Gestützt auf's Kissen, eine Herzogin
Den spannenden Roman, und der schuldlose
Platonische Seelenbund, den sie geträumt,
Endigt' in einer Liebes-Episode
Im Styl des Casanova. — Doch ihm war
In all' den Abenteuern, deren Ende
Man bald voraussieht, nur die Epidermis
Gestreift. Zwar gab er mehr als er empfing,
Und meint' in seinem skeptischen enttäuschten
Gemüth, solch' eine Liebschaft sei dem Piano

Vergleichbar, das für Walzer und Quadrillen
Keiner Lorett' in ihrem Zimmer fehlt,
Auf dem ein guter Musiker zufällig
Ein paar Momente Mozart hat gespielt.

2.

An einem Tag nun, wo die Sonne quer
Durch Regengüsse schimmerte, die Tropfen
In Diamanten wandelnd, saß der Dichter,
Vom Wetter festgebannt, in seinem Zimmer,
Hielt auf dem Knie ein duftend Köfferchen,
Fast schon vergess'ner alter Liebesbriefe
Enges verschwiegnes Grab, und überlas,
Indem er seine Cigarette rauchte,
Die Blätter, die ein Band zusammenhielt.
Zerstreut durchlief sein träumend Auge rasch
Ein blaues bald und bald ein rosa Briefchen;
Doch wie er Handschrift wiederfand und Styl,
Ja selbst die oft genug excentrische
Orthographie — wie er die Stimme sich,
Den Blick, den Gruß, den Kuß, mit einem Wort
Der einst Geliebten ganzes Sein zurückrief,
Erfaßt' ihn Traurigkeit; denn was er jetzt
Im Wiederlesen all' der süßen Worte
Vermißte, war der sonst empfund'ne Zauber.
Sein Geist, des einst naiven Glaubens baar,
Hatte zu schnell gelernt, daß ein Versprechen
Zur Lüge werde; daß das Wort „Für immer"
Ein Meineid sei; daß weder Herz noch Mund
Die Küsse sich bewahren, die die Feder
Verschwend'risch hingekritzelt auf's Papier.
Ach! Stets das Lebewohl, der Schmerz des Scheidens,
Und endlich das Vergessen! Gleich der Tinte
War all' die Leidenschaft in diesen Briefen,
Den frechen wie den zärtlichen, verblaßt.
Jetzt will Rosette Stiefelchen, Florine
Wünscht eine Roll' in Versen, Célimène
Bestellt sich ein Sonett; das Alles sprang
Ihm in die Augen — er verstand es jetzt.
Und leider ist das ganze Glück, auf das
Man hoffen darf in diesem Dasein — glauben,
Und nicht verstehn! — Da plötzlich strahlte hell
Die Sonne durch das Grau. Den jungen Mann
Verlangte nach der weiten freien Luft;
Er schloß das Kästchen, trat an's off'ne Fenster
Und schaut' hinaus. Der Regen schwieg, er hatte
Den blauen Morgenhimmel rein gewaschen.

Wie lieblich duftete die feuchte Erde!
Die Blätter glänzten frischer nach dem Guß;
Die Häuser schienen weißer und die Nester
Geschwätz'ger. Olivier bewohnt ein Haus
Am Boulevard, da wo die Vorstadt sich
Verliert in's Weichbild. Die Bevölk'rung des
Entlegnen Viertels, das an's Luxembourg
Sich lehnt und an's Pays latin, erging
Sich in die nahen Wälder, eine muntre
Schwatzende Menge (Sonntag war's, und just
Ein Zahlungstag), um spät am Abend wieder
Nach Haus zu kommen — schief den Hut gesetzt,
Hemdärmlig, unter'm Arm den Rock, die Weste
Weit offen, und den kühlen Wein besingend,
Wie man „Victoria" singt. Die hochgewölbten
Kastanien am Observatoire durchwürzten
Die Luft und streuten ihre Blüthen hin
Auf die Fußgänger und zugleich die ersten
Maikäfer. Paarweis schlenderten Soldaten
In den Allee'n, in weißen Handschuh'n, stolz
Auf ihre funkelnd neue Uniform;
Verliebte, lustig wie ein Liedchen, suchten
Ihr Eintags-Nest in Sceaux und Robinson
Im staub'gen Wäldchen, wo man Waffeln backt.
Stutzer in frisch gebrannten Locken thronten
Hoch über jedem Omnibus; am Eingang
Der Kaffeegärten, zwischen niedern Hecken
Von Taxus, trank man: junge Mädchen, baarhaupt
Zu Zwei'n und heimlich kichernd, wanderten
Vorbei. Der stille altehrwürd'ge Garten
Des Luxembourg schien überströmt vom Licht
Der hellen Sonne, das die dichten Wipfel
Noch grüner ließ erscheinen, und noch weißer
Die alten Marmorbilder. Etwas weiter
Unter den Bäumen schrie Polichinell
Sich heiser, und die Vögel übertönten
All' den verschieden Lärm: es war durchaus
Ein echter Frühlings-Sonntag in Paris.

Dem Dichter Olivier in seinem Trübsinn
Wird diese Freude lästig. Ihm erschien
Der Jubel sinnlos, denn er sah mit Schmerz
Zurück auf der verlornen Jugend öde
Trostlose Leere, auf die hingewelkten
Denkzeichen seiner Alltagsliebelei'n.
Dieser April so frisch, so morgenschön,
Dies Sonnenlicht, dies Flattern in den Linden,
Dies Volk, vergnügt, zu leben und nicht einsam

Zu sein, dies Lachen, diese Lebenslust,
Dies Jauchzen weckt ihm ein Gefühl von Neid.
Der Vielgepries'ne war nicht glücklich. Nein!
Was hilft ein wenig Glanz um unsern Namen,
Was hilft der Lorbeer, oft so bald verwelkt,
Wenn keine Gattin, keine fromme Mutter
Ihn am Kamin uns aufhängt? Olivier
Hatte vermocht, sich ohne Müh' und Kampf
Den Weg zu bahnen; schon in früher Jugend
Ward er vom Glück begünstigt, wenig nur
Hatt' er gekämpft mit Mangel und Entbehrung.
Es hatte seiner Hand von selbst die Blume
Sich stets geboten, sie zu pflücken. Ja!
Doch war ihm nie, seit er den Lauf begonnen,
An einem segensreichen Tag die Eine
Begegnet, deren Blick die reine Liebe
Die ewige, die einfach gute, wahre,
Ihm hätt' entflammt an seinem Götterfunken;
Die Liebe, die uns läutert, wie die Kohle,
Mit deren Gluth der Engel einst die Lippe
Jesaia's berührt; die unterwürf'ge
Gebieterin, die Sklavin der wir dienen;
Die Eine, die uns ohne jeden Schwur
Und eitles Wort im ersten Augenblick
Gefangen nimmt für ewig, ganz und gar,
Und uns erfüllt mit himmlischer Erleuchtung
Wenn unser Kuß sich auf ihr Auge senkt.

3.

Die Stirn geneigt, den Hut tief über's Auge
Gedrückt, floh Olivier den wilden Lärm,
Und hofft' ein stilles Plätzchen zu erspäh'n.
Die Straußverkäuferin mit ihrem bunten
Vorrath von Blumen, die ihm nachrief: „Kauft
Maiblumen, lieber Herr!" wies er zurück
Mit finstrem Blick; denn in den bösen Stunden,
Wo uns die Hoffnung schwand, erscheinen uns
Die Blumen selbst als Hohn, und ihn verlangte
Nach Einsamkeit inmitten von Paris.
Doch selbst am stillen Quai von Notre Dame
Ergingen Bürger sich mit Frau und Kind;
Auf des Marais verlassenstem Trottoir
Saß armes Volk und freute sich der Sonne;
Denn Festtag war's, geschlossen alle Läden.
Strom auf, Strom abwärts rauchten Dampfer, voll
Gedrängt von Rosakleidern und Strohhüten;
Auf jeder Bank im Square begann die Bonne

Mit dem Sappeur das übliche Idyll.
Kein schmaler Kreuzweg, kein entlegnes Gäßchen,
Wo Kinder nicht im Sonntagskleid gespielt,
Ein glücklich Pärchen, stolz der junge Mann,
Sie mit Orangenblüth' und Shawl von gestern
Und etwas blaß, spazierten, mit den Köpfen
Einander zugeneigt, und Beide sehr
Genirt in ihrer engen Handschuh Zwang.
Olivier drang nun in die eleganten
Quartiere vor, um in der Menge sich
Einsam zu fühlen; doch der schöne Strom,
Die prächt'gen Gärten, Alles sprach ihm nur
Vergnügen aus und Freude, Glück und Ruhm.
Hoch auf den Staatspalästen blähten sich
Der Flaggen große Falten mächtig auf
Im Wind und in des Himmels tiefem Blau;
Und als die Zeit kam, wo an jedem Thurm
Die Glocken tönen, zitterte die Luft
Von lustigem Geläut. Im Hintergrunde
Strahlte, vergoldet von der Sonne Glanz,
Der Siegesbogen, scharf vom Himmel setzten
Die Statuen sich ab. In Frühlingstracht
Aus ihrer Landaus Ecken nickten Damen
Beifäll'gen Gruß dem schmucken Reiter zu,
Deß' Vollblutroß in Schaum die Zügel hüllt
Und hell wie Spiegel glänzt. Mit einem Wort,
Paris, vor seiner Kinder unermeßlich
Zahlloser Menge, schien zufrieden, wie
Ein Greis, deß' Namensfest die Enkel feiern.
Stets finstrer, stets einsamer wanderte
Der Dichter durch die festlich heitre Stadt,
Kam spät zu Haus, ermüdet, schwer das Haupt
Von tausend Bildern, und betäubt vom Lärm.
Am offnen Fenster stand er, starrt' hinaus,
Wo noch von fern Gesang und Lachen scholl,
Und stieß die Briefe, die verachteten,
In denen Nichts ihm theuer war, zurück.
Vor dieser Frühlingsnacht, so still und friedlich,
Daß seiner Kerzen Flamme nicht einmal
Ein Lüftchen bog, das Herz zum Springen voll,
Von tausendfachem Heimwehschmerz durchwühlt,
Fühlte der Aermste sich von Schluchzen fast
Erstickt, und weinte Thränen wie ein Kind.

4.

Doch faßt' am andern Morgen Olivier
Ein wenig Muth. Er wußt' es, eine Reise
Könn' ihn zerstreu'n, und so begann er gleich

Das Nöth'ge zu besorgen, ohne noch
An seiner Schritte nächstes Ziel zu denken.
Da plötzlich — das Gedächtniß hat mitunter
Solch' guten Einfall — summt' er sich ein Liedchen,
Das er als Kind gehört, zu dem der Mutter
Spinnrad den Takt geschlagen, während er
Zu ihren Füßen auf des Hauses Schwelle
Im Sonnenschein gespielt. Nun dacht' er auch
Des neuen Grabsteins, unter dem sie ruht,
Von dichtem Gras' umwachsen, an der Seite
Der alten Kirche, wo er gegen Abend
Im Schatten liegt des schlanken Glockenthurms.
Und er beschloß, zu knie'n an diesem Stein
Und Blumen um sein schlichtes Kreuz zu pflanzen.
Und alsobald, als wären sie von gestern,
Durchlebt' er wieder die Erinnerungen
Der frühsten Kindheit. Ja, so sei's beschlossen!
Schon im Voraus vor Freude zitternd, sah er
Die hohen Pappeln sich im Wasser spiegeln.
Ganz leise summt' er sich ein altes Liedchen
Von einer weißen Stadt am Saum des Stroms.
O Kindheit! O du einz'ge, göttliche
Erinnerung! Meer ohne Wogen, Spiegel,
Den nichts vermag zu trüben! — Olivier
Entsann sich deutlich jeder Kleinigkeit,
Des strohgedeckten Häuschens, des Spaliers
Von Rosen längs der Mauer; an der Wand
Der alten Flinte, wie sie an zwei Haken
Am Riemen hing; dann, wie man ihm erzählt,
Vom sel'gen Vater, den er nie gekannt;
Des großen Bettes im getäfelten
Alcoven und des offnen Nußbaum-Schranks
Mit blau geblümten Tellern; hinterm Hause
Des Küchengartens, wo die gute Mutter
Sauerampfer pflückt' und Blumenkohl zur Suppe,
Wie's just die Jahrszeit bracht'. Er sah' die Schule,
Wo der bebrillte Lehrer, auf dem Kopf
Die schwarze Mütz', ihn oft am Ohr gezupft;
Die Ulme auf dem Dorfplatz, wo man tanzte,
Die in der Erntezeit vom Blitz einmal
Getroffen war; dann auf des Krämers Schild
Jean Bart, der auf der Pulvertonne sitzt
Und raucht (als ein Symbol, es werd' allhier
Tabak verkauft), den Chor der lachenden
Waschfrau'n, und endlich noch das Winkelgäßchen,
Wo unter dem verlassnen alten Karr'n
Die Kinder hockten und um Nüsse spielten.

Der Koffer Oliviers war schnell gepackt; —
Versteht sich ganz so ordnungswidrig, drunter
Und drüber, wie nur je der Mantelsack
Eines Schauspielers auf der Wanderschaft.
Doch eine Viertelstunde schon, nachdem
Er die Agraffe schloß, und saß erfrischt
Am offnen Fenster des Coupé's, das Haar
Vom Wind gepeitscht, konnt' er der großen Stadt
Silhouette durch die Telegraphendräthe
Allmählich in die Ferne schwinden sehn,
Und weiten Horizont, besä't mit Häusern
Und grauen Mauern, in der Sonne grünend.

Der Schnellzug flog in hergebrachter Hast,
Bis er ein wohlgebautes Städtchen endlich
Erreicht, wo der entzückte Reisende
Von Rührung trunken, an dem Haltepunkt,
Umringt von Bettelkindern, gleich die alte
Landkutsche stehn sah und in schwarzer Schrift
Auf ihrem gelben Kasten seines Dörfchens
Geliebten Namen las. Er warf den sehr
Erstaunten Buben seine Münze hin,
Zahlte dem Conducteur sein Gläschen Wermuth
Und kletterte mit leicht beschwingtem Fuß
Hinauf bis unters Wagendach zu allen
Packeten, setzte sich und rief die drei
Engbrüst'gen, mehr als billig magern Gäule,
Die gleich die Diligence sollten ziehn,
Bei ihrem Namen. Hü! Mach' fort, Grisette!
Der wackre Kutscher, der ihm jedes Dorf
Mit seiner Peitsche zeigt und es ihm nennt
Und dann und wann mit einem derben Fluch
Sich Luft macht, setzt das keuchende Gespann
In scharfen Trab. O süße Trunkenheit
Der Heimkehr! Wie berauscht von Freud' und Glück
Grüßt Olivier mit einem „Guten Tag!"
Jeden, der ihm begegnet; Alle dreh'n
Sich um und schau'n ihm nach, höchst überrascht
Durch so viel Höflichkeit des unbekannten,
Fein angezognen Herrn. Den kleinen Mädchen,
Die, einen Strumpf sich strickend, nebenbei
Am Rand des Weges ihre Ziegen hüten,
Wirft Olivier, die Finger an den Lippen,
Kußhände zu; sie stehn verwundert still.
Der zarte Dichter fühlte heut durchaus
Plebejisches Vergnügen; pflückt' er doch
Mit fein beschuhter Hand sich Blätter ab,
Wenn irgend nur ein Zweig erreichbar hing,

Und schlug, weiß Gott, mitunter ganz vertraulich
Dem Kutscher auf die Schulter, der da lachte
Und wußte nicht, warum. Denn in sein Dorf
Heimkehren, heißt in seine Jugend wieder
Heimkehren! Schon das Wiedersehn genügt,
Wenn Alles nur wie sonst ist und sich Nichts
Verändert hat, daß Hoffnung wieder keime
Und ein verzagend Herz ermuthige.

5.

Mitunter, Leser, weißt du, geh' ich einsam
Spazieren da, wo vormals die Barrière
Du Maine gestanden; 's ist sehr häßlich dort,
Zumal seit der Belag'rung von Paris.
Man hat verkümmert Strauchwerk hingepflanzt
Auf all' die langen Boulevards, wo sonst
Zweihundertjähr'ge Ulmen ihre Wipfel
Verschränkten. Die Stadtmauer für's Octroi
Ist fort, und das Quartier wird ausgebaut.
Doch als ich noch ganz klein war, ein sehr schwaches
Kränkliches Bübchen, führte mich mein Vater
Oftmals um Sonnenuntergang spazieren
Auf diese stillen Boulevards. Da fühlte
Der ehrenhafte, reine, schlichte Mann,
Der gut war wie ein Heil'ger, gottesfürchtig
Und kindlich wie ein Dichter — dem, obgleich
Er arm, im Herzen steter Sonntag war,
Wenn er den ganzen Tag im dumpfen, heißen
Bureau verbracht — genugsam sich belohnt
Durch jene sanfte Wärme, die die Hand
Des Jüngstgeborenen, des einz'gen Sohnes,
Der Seele mittheilt. Dorthin führt' er mich.
Wir wanderten, der Ochsen lange Heerden
Zu sehn, wie man sie treibt zum Abattoir,
Und waren meine Füßchen stark genug,
Gelangten wir mitunter bis zum Dom
Der Invaliden; folgten, in Gesellschaft
Der Gaffer aus der Vorstadt, der Retraite
Und ihren kleinen Trommlern, traten dann,
Sobald der Mond kam, unsern Heimweg an.
Langsam erstiegen wir den fünften Stock;
Ich küßte meine Mutter dann und meine
Drei Schwestern, die um eine Kerze saßen
Und nähten. Nun, wenn jetzt auf Augenblicke
Die Kraft mir fehlt, der Spleen mich allzusehr
Entmuthigt, wandr' ich ganz allein zur Zeit
Des Sonnenuntergangs hinaus zum stillen

Quartier, wohin mein Vater mich geführt;
Und immer wirkt der Zauber dieser theuern
Erinn'rung. Dann betracht' ich, was er that,
Der pflichtgetreue, starke Mann, der stolze,
Rechtschaffne Arme: wie viel christliche
Resignation ihm Noth that und Geduld,
Uns Brot zu schaffen Tag für Tag und Alles
Sich zu versagen, ohne je zu murren.
Dann trag' ich jede Sorge, die mich drückt,
Und fühle den erstaunten Lippen wieder
Sich die Gebete nah'n, die er den Knaben
Gelehrt. Ich seh' ihn vor mir, fast noch jung,
Doch etwas vorgebeugt, wenn er die Kleinen
An seiner Seite führte; und ich will
Auf's Neue wieder lieben, hoffen, glauben.

Verzeiht mir! Ich vergaß, daß ich erzähle.
Doch wenn ich von mir rede, liebe Leser,
Red' ich von Olivier, der mir — ich will's
Euch eingestehn — ein wenig ähnlich sieht.

6.

Wir ließen ihn auf seiner Imperiale
Jovial, gesprächig, in der besten Laune,
Und in vollkommenster Vergessenheit
Aller Salons und ihres Cants. Er rollte
Durch eins der reich bepflanzten grünen Thäler
Unsrer Touraine, wo ein klarer Bach
Sich ohne Inseln, ohne Schiffe, langsam
Und launenhaft durch blum'ge Wiesen schlängelt.
An beiden Seiten decken schatt'ge Wälder
Die sanften Hügel. Hie und dort erhebt
Ein Thurm sich schlank und setzt sich blendend weiß
Am Aquarell des Himmels ab. Die traute,
Dem Olivier so theure, Landschaft scheint
Zur freud'gen Heimkehr gastlich ihn zu laden.
Nichts ist verändert seit so langer Zeit;
Es grüßt ihn Alles herzlich, wie ein alter
Bekannter grüßt; ihm ist der ganze Weg
Erinnerlich, sogar die braune Kuh
Mit tiefen, sanften Augen, die den Hals
Auf die Umzäunung legt, um ihn zu sehn.
Wie vormals macht die Wucht der alten Kutsche
Die Brücke zittern, als sie drüber rollt;
Wie vormals braust der Sturz des Mühlenbachs.
Es grüßen ihn die Pfarrer, die im Amtsrock
Durch der Platanen Reihen ihr Carriol

Im Trab vorbei kutschiren, und im grünen,
Gleich ihm verjüngten Wäldchen, singen Vögel,
Denen er einst die Nester aufgespürt,
Ihr „Grüß dich Gott!“ dem alten Kameraden.
— Nein! Nicht der Schiffer, der den Port erreicht
Und sieht des Hafens weiße Häuser wieder,
Ist heftiger bewegt, ihm strahlt das Auge
Nicht freud'ger, seine Seel' empfindet nicht
So inn'gen Herzenstrost als Olivier,
Wie er zuerst, wo sich das Thal erweitert
Und in die Ebne sich verläuft, entzückt
Den Dorfplatz sieht. Ein schöner Markttag war's.

Ja wohl! Das ist's! Da sind die rothen Schirme,
Von fern gesehn ein Blumenflor; da sind
Die runden Hüte und die weißen Hauben,
Und droben in der leichten Luft der Flug
Der Mauer-Schwalben um den alten Thurm.
Platz da! die Pferde wittern schon den Stall,
Die Schnallen tanzen hoch auf ihrem Rücken,
Die Peitsche knallt, sie fahren scharfen Trab,
Und jagen ein erschrecktes Huhn in Flucht.
Jetzt sind wir da, und mitten im Gedräng'
Und lärmend springt der Reisende auf's Pflaster.
Und sieh! sein erster Blick begegnet gleich
Gesichtern, die er längst gekannt, und herzlich
Vor Freude lachend, drückt er mehr als eine
Aufricht'ge Hand. Was, Du bist's?
Ja, ich bin's!
Bist wieder da? und bleibst?
Auf lange Zeit.
Nun findet mancher alte Freund sich ein,
Den man seit zwanzig Jahren nicht geseh'n.
Der Schuster von der Ecke tritt heraus
Aus seiner Werkstatt, küßt uns auf die Wange
Mit einem Bart, der sticht. Es ist der Sohn
Des Nachbars, der mit uns zur Schule ging.
Und wie die Schüler lachen wir. Monsieur . . . .
— Nenne mich kurz und gut beim Namen doch,
Mein alter Boniface! — Jetzt' kommt der Schmied,
Schwarz im Gesicht von Kohlen. Olivier
Reicht ihm die Hand; er aber, um ein wenig
Saub'rer sie ihm zu quetschen, wischt sich erst
An seinem Schurzfell ab. An seiner Seite
Sang unser Freund vor Zeiten in der Kirche.

Ja, es verjüngt! Es ist ein Labsal, dies
Gerührte Lächeln, das die Augen feuchtet!

7.

In seinem Wirthshausbett war Olivier
Erwacht; die Magd zog eben seine langen
Wollnen Gardinen auf, daß Sonnenglanz
Und Heiterkeit das Zimmer ihm erfüllten.
Da trat ein muntrer Alter, frisch und roth,
In sammtner Jack' und einer Jägermütze,
Herein, warf um den Hals sich ihm, und küßt' ihn;
Dann ruft er lächelnd: „Ja, ich dacht' es wohl,
Er ist's! 's ist unser größter Mann! Komm, Kleiner,
Gieb mir 'nen Kuß. Das nenn' ich Ueberraschung!
Noch einen auf die andre Backe! So!" —
Und unterm grauen Bart des alten Herrn,
Der ihn zuerst erkannt hat, findet er
Die Züge wieder eines würdigen
Adligen Landwirths, seines Hauses besten
Und liebsten Freundes.
Und wie geht's Euch?
Immer
Wohl auf. — Und Eure Tochter?
Sehr gewachsen;
Wird sechzehn Jahr schon, wenn die Ernte kommt.
Doch davon ist die Rede nicht, mein Junge,
Bleibst Du recht lang?
Ich weiß nicht. Eine Woche,
Vielleicht zwei oder drei — —
Zehn Jahre noch,
Wenn dir's gefällt. Jetzt nehm' ich gleich dich mit;
Wenn wir gefrühstückt, fahren wir! —
Er war
Gekommen, um ein Grab zu sehn und dort
Zu beten. Wissen wir denn je, wohin
Das Schicksal uns verschlägt?
Ist's abgemacht?
Sprach Jener.
Abgemacht!
Dann fuhren sie.

8. Bruchstücke aus Oliviers Tagebuch.

20. Mai.

Gestern, nachdem wir angekommen waren,
Es mocht' um sieben Uhr sein, hieß mein Wirth
Erfreut mich ausruh'n im Salon, die Möbel
Des Zimmers und Tapeten in Cretonne,
Und eingefaßt von schlichtem Bambusrohr.
Und wir besprachen dies und das: sein Haus
Und seine Ernt' — als durch die offne Thür

Des Gartens plötzlich seine Tochter kam,
Den Strohhut voll von Blumen. Wie ein Reh,
Das beim Geräusch des Winds zusammenschreckt,
Blieb sie vor mir, dem Unbekannten, stehn.
Drauf nannt' ihr Vater meinen Namen, und
Weshalb ich sei gekommen — wie ich jetzt
Sein Gastfreund sei, und wie ich sie gesehn
Als sie so groß war — und mit seiner Hand
Bezeichnet er die Höhe ihrer kleinen
Gestalt von damals, wenn sie aufrecht stand —
Und daß er mich auf möglichst lange Zeit
Behalten wolle. Sie, mit ihren hellen
Ruhigen Augen sah mich lächelnd an.
Die Abendsonne, ziemlich brennend noch,
Wob eine goldne Glorie um ihr Haar
Und ließ als Hintergrund ihr einen heitern
Beglänzten Park; doch ihr beschattetes
Gesicht, von diesem lichten Schein umrahmt,
Erschien mir so, als sei's allein erhellt
Durch ihrer sinnig blauen Augen Glanz.

Susanne (so heißt sie) setzte sich zu uns;
Die feuchten Blumen auf dem Schooß sich ordnend
Und sie zum Strauße bindend, sah sie uns
Neugierig an und schüchtern. Jeder gab
Sein Wort, sie sprach und lachte. Dies Organ
Stimmt ganz zu diesen Augen: es ist reizend;
So ist das junge Mädchen ganz und gar.

Ja, diesem Vorschlag widersteh' ich nicht!
Gern will ich einen Monat oder zwei
Gast sein in dieser lieben Häuslichkeit;
Ich fürchte nicht sie zu belästigen. —
Wir rauchten noch bis Mitternacht, mein Wirth
Und ich auf der Terrasse. Ich bewohne
Das Fremdenzimmer, und da schlief ich heut
Bis an den Morgen wie ein Kind. Ich fühle
Mich wohl. Jetzt eben noch, als ich das Fenster
Aufthat, um mir die Gegend anzuschaun,
War ich vom Morgenwinde wie berauscht.
Ein Mädchen hört' ich singen in der Ferne,
Sie trug auf ihrer Schulter einen Krug
Und ging vorüber. In der alten Weide
Ganz dicht vor meinen Augen hängt ein Nest
Pirolen, und ich konnte, wär' ich grausam,
Wollt' ich mich bücken, ihre Eier stehlen.
Ich rede mit mir selber dies und das

Und fühl' ein unbestimmtes Hoffen mir
Erblüh'n, ich weiß nicht welches nahen Glücks,
Das mir bevorsteht, und auf das ich warte.

Wer sagte denn, ich sei nicht Zwanzig mehr?

25. Mai.

Wie gut sie sind! Wie angenehm sich's lebt
Hier auf dem Lande! — Nun, sie wollten's ja!
Es geht mir wohl bei ihnen, und ich bleibe.

Das Haus, jetzt Pachthof, vormals Schloß, hat Styl.
Ein Graben schließt es ein; ein morscher Kahn
Voll dürrer Blätter fault in guter Ruh
Unter der Weide. Eine steinern'
Sehr schmale Brück', auf der die Hühner gackernd
Sich zanken mit des Grabens Enten, führt
Durch einer finstern Wölbung niedern Bogen
Zum Viereck eines großen innern Hofs,
Wo Dünger liegt gehäuft und gelbes Stroh.
Dort vor dem Frühstück wandr' ich auf und ab
Und sehe, wie vom Feld die Arbeitspferde
Heimkehren; schwere Apfelschimmel sind's
Mit zott'gem Fuß' und aufgebundnem Schweif,
Im mächt'gen Kumm't, mit blauer Woll' umhüllt,
Den rothen Quast am Ohr, und schwer geschirrt.
Ich selbst war Bauer und versteh' mich drauf.
Ich spreche mit den Knechten, mein Recept
Empfehl' ich gegen Brand und Mutterkorn,
Und daß sich's besser mäht bei feuchter Luft.
Dann kommt die dicke Köchin, holt mich ab,
Und in dem comfortabeln Speisesaal
Find' ich Susanne, die den Tisch versorgt
Mit Allem, was die Jahrszeit eben bringt,
In einer Steingut-Schüssel aufgetragen
Aus Gien. Man scherzt und lacht. Mitunter legt
Der alte Hund, den man im Hause duldet,
Denn er ist nicht mehr flink, den Kopf mir knurrend
Auf's Knie und wartet auf ein gutes Stück;
Er fängt's und schlingt's hinab mit Einem Schluck.
Beim Kaffee wird geraucht, doch nicht zu viel.
Dann fahren meine Wirth' in's Feld hinaus,
Der Arbeit zuzusehn; mich nimmt man mit.
In dem Korbwagen sind drei Plätze: vorn
Die liebe Blonde mit dem dunklen Schleier,
(Derweil Papa Cocotte im Trab erhält)
Will ihren Strauß, und ihren Sonnenschirm

In's Deck des Wagens thun; ich, hinter ihr
Auf dem Bedientensitz, beeifre mich
Ihr beizustehn — ich beuge mich nach vorn,
Und wenig fehlt', ich hätte sie berührt.
Dann folgen wir dem malerischen Weg,
Wo über die gesenkten Aehren hin
Der hohen Weizenhalm' uns oft die Spitzen
Der Kirchenthürme fahren sehn von fern.

2. Juni.

Was ist Susanne am Ende denn? Nun ja,
Die Erste Beste, der banale hübsche
Typus naiver junger Mädchen, den
Der gute Scribe uns schon so oft gebracht,
Die Pensionärin, die vom Kloster kommt,
Das bürgerliche Ideal, das kleine
Vorlaute Ding, das jedem Lustspiel gleich
Verhilft zum Schluß, und dem man aller Orten
Begegnen wird. Ich geb' es zu. Allein
Sie ist die Unschuld selbst. Sie mahnt an's Weiß
Der Lilie, des Schwanes und des Schnee's.
Ach, wär' ich sechzehn Jahre! Hätt' ich noch
Ein reines Aug', um sie zu sehn! Ach, hätt' ich
Ein reines Herz, um sie zu lieben! — Thor!
Schon geb' ich mich dem Zauber hin; es dringt
Mir diese Reinheit bis in's tiefste Herz.
Sie beut, so oft sie spricht, den Gegensatz
Sehr freud'gen Lachens und sehr sanfter Augen;
Sie ist im Mund' ein Kind, im Blick ein Engel.
In freier Luft verwirrt der schwächste Hauch
Ihr blondes, seid'nes, überfeines Haar;
Das lehrte sie die eigne, anmuthvolle
Bewegung, sich die Hand zur Stirn zu führen.
Und doch kann Niemand sagen: sie ist schön.

5. Juni

Ich sah es Alles ganz genau mit an,
Was Du, o kleine Schelmin, heut begannst
Im Kirschbaumwäldchen, wo Du ohne Hut
Im weißen Morgenkleide dich ergingst.
Mich barg die Hecke, es entging mir nichts.
Ein Zweig, von reifer Früchte Last gesenkt,
Versperrte dir den Weg und hing herab
Just auf die Höhe deiner Hand. Und sieh,
Da pflücktest du ein Zwillingskirschenpaar,
Kokettes Kind, und hingst es dir an's Ohr,
Indeß der Wind in deinen Locken spielte.
Dann setztest du dich nieder, um ein blaues

Kornblümchen dir zu pflücken, in das Gras,
Und wieder eins, und dann ein drittes noch,
Die bargst du in dein röthlich goldnes Haar,
Und, deine Händ' erhoben zu der blumen-
Geschmückten Stirne, saßest du im Grünen
Und lachtest, und die Perlenzähne blitzten.

Und während all' der Zeit nun, schönes Fräulein,
Verglich ein einz'ger Zeuge, der dich nicht
Verrathen wird — ganz glücklich, dich so glücklich
Zu sehn — in deinem morgenfrischen Antlitz
Mit den Cyanen deiner Augen Blau,
Und deine rothen Lippen mit den Kirschen.

15. Juni.

Ich darf daran nicht denken! Mahnt auch nichts
Mich an die leidige Vergangenheit —
Könnte sie mich je lieben? Und ich selbst,
Lieb' ich sie denn? — Was liegt denn auch daran?
Was hilft's mir selber solch Problem zu stellen?
Ich weiß das Eine nur: hier weil' ich gern,
Und es beglückt mich, sie zu sehn. Wohlan,
Berausche mich denn immerhin dies liebe
Müßige Bauernleben, und die Freude
Ihr zuzuhören und sie anzusehn!
Der Spleen verschwand. Was will ich mehr? Das Weit're
Findet sich später, wenn es Gott gefällt.
Man darf vom Leben nicht mehr Glück verlangen
Als Einen sel'gen, wie im Flug erhaschten
Moment — nicht mehr, als wohl ein Vögelchen
Vom Uferrand des Bachs sich neigend trinkt
Aus seiner Flut. Erfreuen wir uns dann
Des holden Augenblicks; ergreifen wir
Die Stunde, hoffen nicht auf eine zweite
Oder noch schön're! Sei es uns genug,
Der Seele zartem Falter, der Bewund'rung
Uns hinzugeben, nicht sie festzuhalten!

20. Juni.

Die neue Meeresstille staun' ich an.
Sonst, jedes Jahr, wann's wieder Frühling ward,
Betrübt es mich. Ich dachte: Abermals
Ein Lenz verloren! Wußt' ich doch, auf Glück
Hat Niemand Anspruch. Ich war resignirt,
Doch in der Seele barg ich tiefes Leid.
An jeden Morgen, der mir Hoffnung log,
Klammert' ich mich, und wünscht', er möge säumen

Im seinem Lauf. Doch diesmal, schöner Mai,
Geh' immer deines Wegs! Erwart' ich doch
Das Morgen ohne Sehnsucht nach dem Gestern.
Gleich lieblich dünken alle Tage mich,
Und ich begehre nicht, in ihrer Folge
Sie mehr zu hemmen. Scheint mir doch, ich steure
Dem Glücke zu, dem hellsten Horizont.
Gestern, als sie zurück kam aus der Messe,
Sagte Susanne mir, sie fühle sich
Von Neugier frei; sie lieb' ihr Heimathland
Das sie noch nie verließ, und wünsche sich
Stets hier zu bleiben. Nimmer habe sie
Die kleinste Sehnsucht nach Paris empfunden
Und seiner Herrlichkeit; sie würde dort
Welken, wie unter Norwegs kalter Sonne
Camelien, die man hin verpflanzt.
Ich bliebe
Mit Freuden immer hier. Was dacht' ich nur?

26. Juni.

Sie ist es! Ja, sie ist's, sie, keine Andre!
Ja, gestern Abend war's, sie sprach mit mir,
Und plötzlich fühlt' ich mich so tief bewegt,
Daß ich mir gleich bewußt war: Die! nur Die!
Und Augen, Herz und Lippen sprachen Ja.
Ach, meine Vorzeit schwand und schmolz dahin
Wie vor dem ersten Strahl der letzte Schnee.
Hatt' ich gehofft? Genossen? Litt ich? Liebt' ich?
Was weiß ich! Kein Gedächtniß hab' ich mehr,
Noch Reue mehr, noch Haß; ich hatte ja
Noch nicht gelebt. Ich harrte — das war Alles.
Denkt seines weiten Wegs der Reisende,
Wenn er am Ziel? Der Strom des jähen Sturzes
In seiner Kindheit? Denkt die Mittagssonne
Des Sturms am Morgen? Denk' ich selber noch
An alles längst Vergang'ne, an den Schmerz,
Das Müh'n, den Ehrgeiz und den Kampf? Ich hatte
Ja nur für diesen Augenblick gelebt;
Es gab ja für mein Herz noch keinen Grund
Zu schlagen und zu sein; ich bin dir ja
Erst jetzt begegnet — dir, die ich noch nie
Gesehn und wieder doch sofort erkannt!

30. Juni.

Ein himmlisches Geheimniß stärkt wie Balsam
Mein Herz: ich lieb' und weiß, sie wird, sei's früher
Sei's später, gleichfalls meine Lieb' erwidern.

Der Pfarrer, wenn er nach dem Angelus
Die Sacristei geschlossen, kommt zum Schach —
Ein lieber Mann, mit sanftem, mildem Lächeln.
Er ist beleibt, und die Sutane kurz,
Und zeigt die Schuh' und ihre Silberschnallen.
Susanne, wie er eintritt, nimmt geschäftig
Und ehrfurchtsvoll den breiten Hut ihm ab,
Sie holt das Schachbrett, stellt die Lichte hin,
Denen ein grüner Schirm die Blendung wehrt;
Und beide Alte, die gewohnten Scherze
Vergessend, werden bald vom Kopf zum Fuß
Eifrige Spieler. Ihre Erica
Vom Cap begießt Susanne dann, sie steht
Am Fenster in der braunen China-Vase.
Und diese Ruh', dies trauliche Behagen,
Dies Wohlgefühl, dies Schweigen, das nur selten
Ein vorgerückter Bauer und vielleicht
Des seidnen Kleides Knistern unterbricht,
Erfüllt das Herz mir mit so sanftem Frieden,
So süßer Hoffnung, daß ich endlich jetzt
Die Braut gefunden, mein ersehntes Glück,
Daß ich, in meiner dunklen Ecke sitzend
Und meine Wonne bergend, ohne daß
Sie's irgend ahnt, vor Freude Thränen weine.

2. Juli.

Am Seine-Ufer denk' ich mir's. Ich sehe
Unser Chalet, umgeben von Gehölz,
Im Garten eine Hängematt', im Fluß
Ein Boot; mit uns kein anderer Hausgenoß,
Als ihr Verzug und mein Rival, ein großer
Neufundlandhund. Im Zimmer Blumen-Vasen,
In Ketten hangend; Sonnenschirme wären
In Menge da und strohgeflochtene Hüte.
Die Wände von japanischem Papier
So dünn und leicht, daß bei der Arbeit selbst
Ich, wo sie ging' und stände, jeden Schritt,
Und auf der engen Treppe ihrer Holz-
Pantöffelchen Geklapper könnte hören.
Die Spiegel meines Zimmers hätten oft
Erfreut ihr Antlitz mir zurückgestrahlt,
Und wären angehaucht von ihr; sie hätte
Mit den geliebten Fingerchen mir Alles
Berührt: Geräusch, Parfum und Spiegelung,
Sie Alle würden keine Stunde mir
Treulos zu sein gestatten. Müht' ich etwa
Nachdenklich, mit der Hand das Auge schirmend

Mich ab mit einem eigensinn'gen Vers,
So käme sie (obgleich ich's streng verpönt)
Auf den Fußspitzen, stände hinter mir,
Durchflöge mein Gedicht und flüsterte
Den Reim mir zu. Ich, der es schwer verzeihe,
Wenn mein Geheimniß wird erspäht, ich sähe
Mich zürnend um; allein ihr süßer Kuß
Schlösse den Mund mir. Und wir wanderten
In's nahe Wäldchen, sonnenlichtdurchglänzt,
Voran der treue Hund, in Leinwand ich,
Und sie in weißem Kleid; ich, ihren Wuchs
Umspannend, und die Rundung ihres Armes
Liebkosend unter'm Aermel. Blumensträuße
Werden gepflückt; wenn wir uns müde fühlten,
Kehrten wir heim, gefolgt vom bellenden
Neptun. Wir fänden unsern Tisch gedeckt
Am Saum des Wald's, mit Rosen auf dem Tuch,
Im Abendschein; wir würfen uns beim Mahl
Kußhändchen zu und sagten Beid' uns oft:
„Ich hab' Dich lieb!" — Erdbeeren äßen wir,
Mit Milch gewürzt, und schwatzten wie die Kinder
Bis in die späte Nacht.
O, Paradies!

11. Juli.

Sprech' ich's ihr heut schon aus; daß ich sie liebe? —
Noch nicht! Von selbst muß das Geständniß kommen,
Unvorbereitet, ohne Ueberlegen.
Bis dahin wart' ich noch, nur bis dahin!
Ich will an ihrer Seite schwärmen, will
Mit warmer Atmosphäre sie umgeben
Durch meine Seufzer, und mein Blick, mehr zärtlich
Als glühend, schein' ihr stets nur sanft. Sie lese
In meinem Schweigen, daß ich sie anbete
So wie ein Page seine Königin,
An die kein Wunsch sich wagen darf; daß ich
Mit Freuden für sie stürbe; daß sie mir
Mein ganzes Glück sei, jetzt und immerdar;
Daß alle Schönheit der Natur, die Perle
Des Morgenthau's, das Gold des Abendroths,
Mir nur ein Rahmen ihrer Schönheit sei;
Daß einzig nur die Luft, die sie berührt,
Mir möglich dünkt zu athmen, ja, daß selbst
Des Himmels hehre Pracht mich wenig reizt,
Wenn er sich nicht in ihren Augen spiegelt.
Mit einem Wort, ich lebe nur, weil ich
Den einen, sel'gen Augenblick erwarte.

Wir wandern aus des Abends spät im Garten,
Vom Vater fern; dann fühlst du, Olivier,
Wie ihre Hand auf deinem Arm erzittert;
Und wie ein Knabe, der sich Meisen fing,
Ergreifst du ihre Hände, und es wird
Die Sprache dir der Engel offenbart,
Auf daß sie dich erhöre. Langsam schreitend,
Dein Aug' auf ihrer Augen Paar geheftet,
Tauscht ihr urewige Gedanken aus;
Dein erster Kuß begegnet ihrer Stirn
Im Schein der Sterne, die sich freuen werden.

9.

Glücksel'ge Stunden waren's, als der Dichter
Die jetzt zerrißnen Zeilen niederschrieb.
Man sieht's den Versen an, die Tag für Tag
Gedichtet wurden, wie er fest geglaubt,
Der Jugendjahre Schuld sei abgebüßt.
Nicht einmal hatte wilde Leidenschaft,
Ihr traurig Recht der Erstgeburt mißbrauchend,
Durch frech Gelüst, durch leidige Erinn'rung
Dies neue Lieben, das ihm aufgegangen
Wie eine Morgendämm'rung, ihm getrübt,
Kein einzig Mal noch, nicht ein einzig Mal
War der vergangnen schlimmen Zeit Gespenst
Emporgestiegen zwischen ihm und ihr.
Vorüber gingen Tage, gingen Wochen.
Er hoffte. In des Menschen Seele, ach,
Wie viel Enttäuschung, wie viel Illusion!

10.

Weßhalb so traurig, Olivier? Heut Abend,
Nachdem zur Lampe du dich hingesetzt,
Was blieb die Seite leer, auf der du sonst
Dein Tagwerk hinschriebst, wie man eine Blume
Den Blättern einfügt eines Pflanzenbuchs?
Du hast in's Log-Journal, das du geführt
Wie Schiffer, die auf Stürme sind gefaßt,
Bisher nur günst'ge Brisen eingetragen,
Sternhelle Nächte, spiegelglattes Meer
Und heitern Himmel. Deine Fahrt war sanft;
Du wähntest schon die unbekannte Küste
In Sicht zu haben; rothgefiederte
Und goldne Vögel flogen schon heran
Und setzten auf die Masten sich, als gält' es
Willkommen dich zu heißen. Was nur war's,
Das dich entmuthigt und dir Kummer bringt?

Verhieß der Möve Schrei dir nahen Sturm?
Trübt und umwölkt sich dir der Horizont?
Welch Vorgefühl erwacht' in deiner Brust,
Daß Ungewitter dir und Sturm die Landung
An der geliebten Küste möge wehren?

Des Hügels Trauben waren schon gereift,
Die Blätter fielen in des Schlosses Park,
Als eines heitern sonn'gen Nachmittags,
Wie der October der Touraine ihn bringt,
Ein Ritt beschlossen ward. Der späte Herbst
Bot triumphirend seinen schönsten Himmel
Und seiner letzten Sonnen seltne Gluth.
Es kreisten große Züge leichter Schwalben
Und schaarten sich im Blau zur weiten Fahrt,
Und gelbe Blätter stiegen in die Luft
Vom Hauch des jetzt schon kühlen Winds gewirbelt.

Wie schön ein Ritt durch braunes Haideland
In scharfem Trab, das Haar im Winde fliegend,
Wenn unser Pferd mit nervig festem Fuß
Elast'schen Boden stampft und über Gräben
Und Hecken setzt! Nach langem kühnem Lauf
Im Jagdgalopp Schritt reitend kehrt man heim
Durch irgend einen Hohlweg, legt die Zügel
Ihm auf den Hals und läßt es Athem schöpfen.
Es schnaubt mit Macht und wirft den Kopf zurück,
Und während man den schlanken Hals ihm klopft,
Läßt man die Blicke schweifen übers Land.
Welch Fest für Olivier! Denn ihm zur Seite
In schwarzer Amazon', ihr blondes Haar
Gefesselt unter'm schmucken Filz, erhielt
Susanne, in fester Hand sie zügelnd, ihrer
Fuchs-Stute leicht hinschwebend schlanken Trab;
Weit hinter Beiden folgt' ihr Vater nach.
So ritten sie, allein, die Vögel scheuchend,
Und ihre Pferde, Nas' an Nase, schienen
Sich allerlei in's Ohr zu raunen. Rasch
Durchflogen sie den rothbeglänzten Wald
In schnellem Lauf auf ebnem Weg; und kam
Ein dicht Gebüsch, dann sprangen, weiß und grau
Kaninchen auf, der Rosse Huf zertrat
Buchnuß und Eicheln, und im dürren Laub
Die großen Pilze. Tief den Kopf gebückt,
Mußten sie oft vor einem Zweig sich ducken,
Der allzudreist den Hut der Amazone
Und ihres Ritters zu entführen drohte;

Dann, nach bestand'nem Abenteuer, weckt'
Ihr herzlich Lachen aus dem fernen Wald
Ein Echo auf, das lachend Antwort gab.

II.

Schritt reitend kehrten sie zurück. Das Roth
Des Abendhimmels, eingerahmt von Zweigen,
Ergoß Lawinen funkelnder Rubinen
Auf goldumsäumter Wolken farb'ge Pracht.
Sie schwiegen vor des Bilds erhabner Größe,
Wo sich der Blick verliert, der Traum verschwimmt.
Da plötzlich schrie Susanne freudig auf —
Sie hatte, nah' am Weg und ihrer Hand
Erreichbar, einen Strauch von wilden Rosen
Gewahrt, der, durch den schönen Herbst verlockt,
Sich mit erstaunten Blüthen neu bedeckt.
In voller Freude trieb sie gleich ihr Pferd
Dicht an die Rosen, die im Abendlicht
Noch röther glänzten, um vom Sattel aus
Sich einen Zweig zu brechen. „Olivier",
Rief sie erfreut, „haltet die Gerte mir",
Und reicht in hast'ger Eile sie ihm hin.

Als dies geschehn und sie dies Wort gesprochen,
Erschaudert Olivier bis in das Mark;
Denn plötzlich glaubt' er jenes andere Weib
Vor sich zu sehn, die Herzogin, mit der
Er gleichfalls war geritten durch den Wald
Zu eben jener Zeit des Jahrs, in der
Die Ringelblume stirbt. Es war wie heut
Ein Sonnenuntergang; auch damals wollte
Die andre Reiterin sich Rosen pflücken.
Die gleiche Stellung war's im Sattel, als
Sie ihm das Stäbchen reicht' und ihm gebiet'risch
Die Worte zurief: Haltet mir die Gerte!

Wer spricht es aus, wie schnell Gedanken fliegen?
In dem Moment, als sie die Worte sprach
Und die Bewegung macht', im selben Nu
Sah' er vier lange Wintermond' im Geist
Vorüberziehn: sein erstes Rendezvous,
Den Stolz auf die Erob'rung — dann die Qual,
Liebe zu fühlen für ein marmorkaltes
Kokettes Weib, das ihren Freund behandelt,
Wie man Lakay'n behandelt, Liebesbriefe
Zerknittert, Blumen wegwirft, glüh'nde Küsse
Verschwendet an den Mann, den sie bestrickt,

Und Tags darauf mit schnödem Spott ihn höhnt.
Vor Augen stand in hellstem Licht ihm wieder
Die stolze Straße, jeder Gang zu ihr,
Die Rampe des Hôtels, das malvenfarbne
Enge Boudoir, in dem die Herzogin
Im Halblicht türk'sche Cigaretten rauchte
Und Faublas las zum zweiten Mal; die Bälle
Durchlebt' er, die Diners, die Feste, die
Berühmten Namen, die im Vorgemach
Der Kammerdiener ausrief — sah im Schloß
Die großen Feuerwerk' und den Salon
Mit Schäfern decorirt, im Fächerstyl;
Er sah die Hirsch-Parforce-Jagd. Hundert kleine
Erinn'rungen umschwirrten ihn zugleich,
Sogar die stolzen Wappen, deren Stempel
Auf jedem Zettel prangte, den sie schamlos
Mit cynisch frechen Worten ihm geschrieben,
Und doch mit ihrer Ahnen großem Namen
Signirt — das Alles in der Zeit, in der
Ein Funken glimmt'.
Und vor sich schau't er dann
Das junge Mädchen, das im Sattel saß,
Den Blick gesenkt und ihren Strauß sich ordnend,
Derweil ihr Pferd den Boden scharrt. Da sieh',
All' die Visionen waren gleich verschwunden.

Susanne, fröhlich ihren Zweig betrachtend,
Sprach, ohn' auf seinen finstern Blick zu achten:
„O seh't doch, Olivier, den zweiten Lenz!
Blüht nicht der Rosenstrauch als wär's im Mai?"

Und er: „Man ist nur einmal jung, Susanne,
Wir aber müssen weiter; es wird Nacht".

Susanne's Vater holt' indeß sie ein,
Und die drei Reiter lenkten ihre Rosse
Der Ebne zu. Sie Alle schwiegen jetzt;
Die ganze Schöpfung schien versenkt in Trauer
Um das geschwund'ne Licht — nur Eine Wolke
Im Westen glänzte noch mit mattem Schein
Wie ein Opal. Ein Schauer überlief
Das blasse Grün: der Horizont ward fahl,
Und man empfand von fern des Winters Nah'n,
Wie eines Wandrers, der den Schritt beeilt.
Langsam und schweigend zogen sie des Wegs;
Zu ihrer Linken flogen Raben auf,
Doch Olivier, die finstre Landschaft stumm
Betrachtend, übertrug die Vorbedeutung

Auf der vergangnen Zeit Erinnerung,
Vision und Omen mischend. Und dem Tact
Des Pferdehuftritts nachgemessen, flogen
Auch diese Verse lautlos in die Nacht.

12.

So ist's denn wahr, fluchwürdige Vergangenheit,
Du lebst noch? Weh' mir! Ja, sie ist's
Und unerbittlich, mitleidslos besudelt sie
Das vielgeliebte reine Kind.

Ließ die Verderbniß denn in meiner Seele Schlamm
Ein ewig dauernd Gift zurück,
Daß ich in dieses Engels Näh' Erinnerung
An jene Zeit herauf beschwor?

Wie Lady Macbeth, bleich und von Gewissensqual
Gefoltert langsam schreitend stöhnt,
Umsonst sich jenen Blutfleck auszutilgen müht
Und ihre Hand vergeblich reibt —

Wie ein bejahrter Wanderer, der noch als Greis
Von eis'gem Frost geschüttelt wird,
Weil in der Jugend ihn auf seiner Pilgerfahrt
Ein tückisch Fieber heimgesucht:

Soll ich wie sie, o lügnerische Sinnenlust,
Die nimmer mir das Herz gelabt,
Empfinden, wie du ewig mir den alten Groll
Auf die beschämten Lippen legst?

Ihr glüh'nden Küsse, deren Brand mich einst versengt,
Ihr Arme, die ihr mich umschlangt,
Kann nichts von Eurer frostigen Befleckung, mich
Von eurem wüsten Druck befrei'n?

Mir schien von seinen Schwären schon mein Herz geheilt,
Verjüngen hatt' ich mich gewollt;
Arglos zu sein hatt' ich verlernt, ich rang danach
Wieder zu werden wie ein Kind.

Ja, welche Fülle reiner Unbefangenheit
Die Lieb' in's Herz uns legen kann,
In dieses lichten Engels holder Gegenwart
Hatt' ich's doch selbst an mir erprobt.

Während des süßen Frühlings, den ich hier verlebt,
Während der süßen Sommerzeit
Hab' ich, was treu unschuld'ges Hoffen sei, erkannt,
Und nicht nach mehr verlangt.

Und bei der Seele ihrer Mutter schwör' ich hier,
Die droben schirmend sie bewacht,
Nie hat ein frecher Wunsch, kein noch so flüchtiger,
Jemals das theure Kind berührt.

Vom alten Menschen blieb mir nicht die kleinste Spur,
Kein Vorwurf, kein Verlangen mehr;
Es war ein Blick Susannens, der dies Wunder schuf:
Ich glaubt' und liebt' und hofft' auf sie.

Da plötzlich steigst du aus dem Abgrund auf, in den
Du mich hinunter reißen willst,
Vergangenheit! Nun wird von deines Samums Hauch
Die reizende Oas' erstickt.

So ist's! Die alte Hölle folgt mit ihrem Haß
Bis in mein Paradies mir nach!
Auf diese Lilie wirft sie Schmutz, ein freches Bild
Versteckt in dies Gebetbuch sich.

Und ihre reine Seele wird mitschuldig nun
An des Unwürdigen Vergehn.
O Gott, was that ich, daß du also mich zermalmst?
Und hab' ich's wirklich denn verdient?

O Gott, wie unversöhnlich straft dein Richterarm
Der schwachen Seelen sünd'gen Fehl!
Den Trieb, der mich mißleitet, wie so Viele sonst,
Du hast ihn selbst mir eingepflanzt!

Jung war ich, fühlte Liebessehnsucht, Fieberhaft
Beherrschte mich, der Sinne Gluth;
Da mußten Frau'n mit Lächeln auf den Lippen mir
Begegnen und mit Lieb' im Blick.

Wie konnt' ich ahnend solch Erwachen damals schon
Voraussehn, als sie mich umgarnt?
Weßhalb mit gift'gen Blumen hattest du den Saum
Der Lebensbahn mir übersä't?

Du konnt'st nicht hindern wollen, daß ein Irrender
Umkehr' auf dem verfehlten Pfad
Und Sühnung suche für begangne schwere Schuld;
Ich weiß es, das verlangst du nicht.

Meiner Gedanken Meister werd' ich sein fortan,
Und jeglicher Erinnerung;
Und hab' ich einst bis auf die letzte Spur getilgt
Was Beide mir so schwer getrübt,

Dann, wie ein Hirt, der knieend eine Taube bringt,
Wenn Sie auf mich hernieder schaut,
Werd' ich zu ihren Füßen mein geläutertes
Und jung geword'nes Herz ihr weih'n.

13.

Im Spätherbst war's, und Abend; draußen Sturm.

Der Vater, am Kamin die Sohlen wärmend
(Zum erstenmal war's angezündet), las.
Susanne, am Piano, folgt' in raschem Flug
Den leichten Rhythmen eines deutschen Walzers,
Oder brach ab, wenn Olivier sie bat,
Und spielte von Chopins Notturnen eins,
Das eine krankhaft weiche Wehmuth seufzt.
Man hörte durch der Bäum' entlaubte Wipfel
Den Nordwind hausen, dumpf und monoton:
Doch Oliviers Gemüth war frei von Trauer;
Der bösen Zeit Gedächtniß schien getilgt,
Und seine Ruh' ihm sicher, so wie sonst.

Nun hatt' ein Freund, der aus Aegypten ihm
Ein Zeichen der Erinn'rung zugedacht,
In Oliviers Exil ihm ein Geschenk
Gesandt, das eben jetzt ihn spät erreicht:
Ein Köfferchen, geschnitzt aus Sandelholz,
Süß duftend und mit Perlen angefüllt,
Mit Schnüren von Korallen und Zechinen;
So stand es jetzt weit offen auf dem Tisch,
Und, schon berauscht von Düften und Musik,
Entzückte der Geschmeide heller Glanz
Den Dichter, der beglückt und freudig lächelnd
All' die Kleinode musterte. Er ließ
Die Perlen rieseln in der Kerzen Licht,
Bewunderte die Gemmen, nahm ein Armband
Zur Hand, und prüft am Finger einen Ring.
Dann, als sein Blick Susannen am Piano traf,
Im Schatten, nur erhellt vom blonden Haar,
Wollt er den Schmuck ihr schenken. Und er sprach
Zum alten Herrn: Zwar steh' ich weit zurück,
Um wett zu sein mit Euch, und was ich bringe,
Ist unbedeutend kleine Gegengabe;
Doch wünscht' ich wohl, Susanne möchte freundlich
Die Spielereien aus dem Orient
Von mir annehmen, — mind'stens einige.
Zwar die Korallen sind zunächst bestimmt
Für dunkles Haar; doch ihr steht Alles ja
Gleich gut. Drum bitt' ich, gönnt die Freude mir,

Zu sehn was sie versucht, und selbst sich wählt!
Der gute Alte widersprach zuerst.
Nein, ich bestehe d'rauf, rief Olivier.
's ist ja nur Künstlertand; ist nicht einmal
Ein Schmuck zu nennen, hat ja keinen Werth!
Vier lange Monden wohnt' ich hier bei Euch;
Und also wär's mein Recht als Freund des Hauses
Die kleine Gegengab' ihr anzubieten.
Das sah er ein, und endlich gab er lächelnd
Ihm nach.
Susanne hatte nichts gesagt,
Allein ihr kindlich „Dank' Euch!", ihrer Ohren
Erröthen, als ihr Olivier die Wunder
Des Ostens in die Hände gab, verriethen
Was heimlich sie gewünscht, und ihre Freude.

Fern in des Saales Ecke stand ein hoher
Stehspiegel. Ihren Spitzenschleier warf
Sie ab, und trat, nun all die Kostbarkeiten
Gleich zu versuchen, hin: und Olivier,
Als in der hohen Scheibe sich das Kind
Betrachtete, gewahrte sie, als wär's
Ihr lebensgroßes Bild. Sie hatte sich
Mit freud'gem Lächeln auf das Haupt den kleinen
Zierlichen Fez gesetzt, — die sammtne Jacke
Mit goldener Stickerei auf grünem Grund
Sich angethan, die beiden Arm' umringt
Mit Spangen, Stirn und Taille sich bedeckt
Mit Perlen und Zechinen. Hochbeglückt,
Also verschönt zu sein und sich zu sehn,
Die Augen glänzend, einen Zug von Stolz
Auf ihrem Antlitz, — ohne sich zu wenden
Zum Spiegel sprechend, — traf den jungen Mann
Ihr fast koketter Blick; und ohne Scheu
Mit freiem, leichtem Ton, der ihn ergriff
Fragte sie: Nun, wie findet Ihr mich so? —

Ihn schaudert's. Grausam rief sein launenhaftes
Gedächtniß plötzlich vor das Aug' ihm jene
Schauspielerin, die er sechs Monden lang
Einmal geliebt. Sie trug das nämliche
Kostüm, und sollt' in ihrer Rolle sich
Als Alme zeigen an dem Abend, wo
Er selbst, in ihrer parfümirten Loge
Im Lehnstuhl sitzend, Cigaretten rauchte.
Es war derselbe Blick, derselbe Ton,
Dieselbe Stellung, dreist und unbeirrt,

Als da die Comödiantin, ihren Anzug
Sich ordnend, und am Spiegel unablässig
Beschäftigt, ihm gesagt: Nun, Olivier,
Wie findet Ihr mich so?
Mit einer heftigen
Anstrengung, die ihm fast zur Marter ward
Sah er sich wieder dastehn in den engen
Coulissen, — roch den dumpfen feuchten Dunst
Des untern Raums, allwo die Comödianten
Mit welken Angesichtern hinter dem
Mit Anschlagszetteln ganz bedeckten Pfeiler
Auf's Stichwort wartend, ihre Watte sich
Und Bärte ordnen, — folgte des Couloirs
Verworrener Krümmung und erreichte endlich
Die Loge, in der der Schminktopf unterm Spiegel
Umher liegt sammt dem Puderquast: und dort
Im Gas, das zischt und Fieber haucht, erkannt' er
In seinem fahlen Licht die Comödiantin
Mit offener Brust, und unter aller Schminke
Noch schön. Mit ems'ger Hand hilft des Theaters
Ankleiderin dem Anzug nach, Stecknadeln
Im Mund, und Alles ordnend. — Tief empört
Gedacht' er jener alten Zeiten jetzt
Wo er, tagtäglich im Orchester sitzend,
Dasselbe Schauspiel Abends angehört,
Ihm stand mit Eins die wilde Dirne wieder
Vor Augen, wie sie ausgelassen lachte,
Und unbekümmert weiter lebt' in ihrer
In Pfand genomm'nen Meubeln dürft'gem Luxus.
Ihr Schiebfach angefüllt mit protestirten
Wechseln, gemischt mit Rollen; wie sie dann
Auf dem Theater jeden Schlingel duzte
Und küßte; wie sie ihren letzten Schmuck
Versetzt', um zu soupiren und zuletzt
Ihn selbst für einen Sänger ließ im Stich.

Und die Vision war, wie ein Blitz verschwunden.
Vor Augen stand ihm nur das junge Kind,
Vor Freud' erröthend unterm Perlenglanz.

Behaltet sie, sie sind für euch, Susanne
Es freut mich, wenn euch dies Geschenk gefällt.

Dann unter'm Vorwand eines Unwohlseins
Ging er hinaus und warf die Thüre zu,
Verschloß sich in sein Zimmer, und der Wuth
Erliegend und dem Kummer, brach er aus
In Schluchzen, wie aus Wolken bricht ein Blitz.

14.

Das also war das Ziel, das ich erreicht!
Heut Sinnentäuschung, Wahnsinn über Nacht!
Ström' über, armes Herz! Das Maß ist voll!
Mit blut'gen Thränen schließt dein schöner Traum.

Stirb, höchste Hoffnung, die mir übrig blieb.
Stirb, letztes Leuchten einer keuschen Liebe,
Die wechselnd mir erblaßt' und aufgeflackert,
Wie ein Flamm' im Wind sich hebt und beugt.

Stirb! Für Erinn'rung hilft kein Lethe dir
Stirb! Alter Frevel mahnt getreu und stät,
Dem Schwalbenzug vergleichbar und der Flut,
Und jeder schlechte Kuß brennt ewig fort.

Ich will sie nicht mehr seh'n, ich will sie fliehn;
Mein Blick mißachtet sie, weil er die Seele
Der Ehebrech'rin und der frechen Dirne
Im Himmel ihres Blicks zu finden wagt.

Ich will sie nicht mehr sehn! Und gestern noch
War ihre Nähe mir ein Paradies.
Wie ein zum Tod Verdammter schlendr' ich fort
Das Brot, in das ich biß, und find' es bitter.

Liebt' ich sie denn? Es ist die ew'ge Täuschung
Des Herzens, deß Gelüst sich stets erfüllt.
Nein, nur der Schein, der nicht zur Wahrheit ward,
Mein reines Lieben war's, das mich beglückt

Zerknirscht, doch ohne Reue werd' ich geh'n;
Um sie nicht, um mich selber wein' ich noch.
Ich zweifl' auch: ob das schlichte Kind mich liebt,
Und wahrlich, — 's ist am besten wie es ist.

Weil mehr als Eine thöricht und verbuhlt,
Scheinbar verschämt und zärtlich mir genaht,
Mich lieben? Und warum? Für zweifelhafte
Lorbeeren? Ein wenig Ruhm? Den Dichternamen?

Wer weiß, ihr Opfer werd' ich noch vielleicht;
Ein Andrer hätte sie vielleicht gerührt,
Vielleicht, schon nach zwei Jahren hätt' ich sie
Von einem jungen Fant entführen sehn.

Sie stolz auf ihn, er hochbeglückt durch sie
Verließen mich in ihrem Liebestraum.
So sieht ein Sieger, den ein Strom gehemmt,
Zwei freie Vögel leicht hinüber fliegen.

Sie mich geliebt? Nie hat sie dran gedacht!
Mein Scheiden stört die reine Seele nicht.
So, wenn das Nest herabfällt, das er barg,
Wird kaum der schlanke Zweig davon bewegt.

Vergessen wird dem Abschied folgen: rasch
Mein Nam' ihr schwinden ohne Bitterkeit,
Wie täglich jeden Fußtritt seiner Fischer
Das Meer hinwegspült auf des Ufers Sand.

Sie wird vergessen! Aber ich? Ach, nie!
Mir bleibt der endlos herbe Schmerz zurück,
Nicht rein, nicht jung, nicht ihrer werth zu sein:
Und zitternd werd' ich ihren Namen nennen.

Nicht Zeit noch Raum wird die Erinnerung mir
Abschwächen, die mir grausam folgen wird,
Des Kindes, das auf ewig das Bewußtsein
Verlorner Unschuld mir in's Herz gelegt.

Auf ewig! Führt ein bitt'res Schicksal morgen
Ein Weib in meine Arme, wird sie staunend
Mich plötzlich heiße Thränen weinen sehn
Auf ihre Hand, wenn sie von Liebe spricht,

Und wecken wird auf's Neue mir ihr Kuß
Neid und Verzweiflung, nie das einz'ge Glück
Gekannt zu haben, das vielleicht hienieden
Uns blüht: Für's ganze Leben Eine Liebe!

15.

Am nächsten Morgen früh soll Olivier
Abreisen. Schweigend geht er an der Seite
Susannens in des Mondes kaltem Licht
Durch den entlaubten Lindengang. Sie hemmt
Den Schritt, sieht lang' ihn an und sagt: Warum
Abreisen? Bei der Frage bleibt er stehn,
Und als das junge Mädchen tief betrübt
Ihn ansieht, und ihm wiederholt: Warum?
Faßt er die beiden Händ' ihr, und: Vergeßt mich,
Susanne, erwidert er, vergeßt mich, und
Für alle Zeit! — Fragt nicht dem Sturme nach,
Der mich entführt. Wollt' ich Euch Alles sagen,
Ich würd' Euch leid thun. Denkt nicht mehr an mich,
Das ist für Euch das Beste. Meine Freundschaft
Kann noch in Eurer jungen Seele nicht
So tief gewurzelt haben, daß Ihr Schmerz
Empfinden müßtet, wenn Ihr wie ein böses

Unkraut sie ausreißt! Thut's und seid gewiß,
Die wilde Pflanze hätt' im Herzen Euch
Viel Unheil, schweren Schaden Euch gebracht.
Was Ihr für mich empfindet, gebt es auf;
Verwünscht vielmehr mich, wenn Ihr mein gedenkt.
Nennt mich leichtfertig, treulos und undankbar,
Wenn ich dies Dach verlasse, wie der Vogel
Den Baum verläßt, der ihm den ganzen Sommer
Sein Nest geschirmt. Was mich verbannt, Susanne,
Weit, weit von Euern Augen, — müh't Euch nie,
Es zu verstehn. Bewahrt von Zärtlichkeit,
Von Güte nichts für mich: wenn mein Gedächtniß
Euch bleibt, mein armes Kind, dann haßt mich lieber.
Denn hätt' ich eu'r schuldloses Herz getrübt, —
Wär's morgen euch ein Schmerz, daß ich gegangen, —
Vergeßt ihr mich nicht ganz, wie man die Todten
Vergißt, — ich wär' untröstlich immerdar.
Lebt wohl! Ich habe nichts mehr euch zu sagen.

Und stets noch hielt er ihre Hand gefaßt,
Da zog ein schwarz Gewölk am Mond vorüber
Und finster ward's, doch ruhig blieb die Luft,
Und in des Himmels dunkelm Blau, wo droben
Der großen Bärin sieben funkelnde
Demanten ihre Bahn zum Nordpol ziehn,
Herrschte so tiefes Schweigen, solche Stille,
Daß man versetzt in eine Sommernacht
Sich wähnen mochte. Plötzlich aber fühlte
Der Dichter, wie, als zög' ein Wetter auf,
Auf seine muthlos schwache Hand, in der
Susanne ihm noch der ihren süße Last
Gelassen, — schwer und heiß ein Tropfen fiel.

Flieh, Unglückseliger! die Zeit ist lang,
Die Welt ist weit. Flieh! Um die Unheilsstunde
Rasch zu vergessen, wo in deiner Brust
Erstickend der Gedanke dir gekeimt,
Der Frieden dieses armen Kindes sei
Durch dich getrübt. Unsel'ger, stürze dich
In jede Trunkenheit. Fort! Wechsle Klima
Und Weiber: das Geheimniß zu vergessen,
Das Keiner noch gefunden, — suche dir's
In Liebe, Wein und Würfeln. Strebe nur,
Dich zu betäuben; schweife durch die Welt.
Du kannst auf Augenblicke deine Stirn
Erfrischen in der Flut entfesselter
Haarwellen einer Blonden, und aufathmen
In ihres flüss'gen Goldes Duft; du kannst

Am grünen Teppich sitzend, wo Pique Dame
Ihr mikroskopisch Auge schießt auf jeden
Mitspieler, auf Momente dich vergessen,
Wenn Haufen Gold's auf deiner Karte steh'n;
Im wüsten Trinkgelag bei tröpfelnden
Wachskerzen kannst du, auf die Hand den Kopf
Dir stützend deine bittern Träum' ertränken
Im dunkeln Wein, — kannst auf dem stampfenden
Steamer sie schaukeln, und in fremden Zonen
Entführt, sie im Cigarrendampf zerstreu'n.
Tausend verschied'ne Wege thun sich auf!
Zieh' hin, elender Thor! Nur hoffe nie,
Daß je der Stachel dich verlassen wird,
Noch, daß dir ja, wie auch dein Schicksal fällt,
Dir bis zum letzten Hauch des Kindes Thräne
Sich austilgt, die auf deine Hand gefallen.

16.

Er fuhr, das Auge trocken, doch die Seele
In dumpfer Wuth. Der düstre schwere Regen
Floß auf des Wagens Fensterscheib' herab
In langen Strömen. Schwarze Bäum' erhoben
Sich in die Luft, in der kein Vogel flog,
Und in den Gleisen faulte welkes Laub.
Die Diligence, knarrend, ihre Räder
Triefend von Schlamm, im gleich gemeß'nem Trab
Durchzog dieselbe Landschaft, die er einst
Durchzog im Mai, als lichter Frühling glänzte.
Doch Olivier empfand mit düstrer Lust
Des trüben Herbstes feindliches Geleit.
Prometheus reizt mit Spott den Geier auf,
Lear grüßt den Wind, der ihm das Haupt umtobt,
Und er, verzweifelnd, ruft den Sturm heran.

Wie glänzt' ihm auch der fast verloschne Blick
Als endlich nun der Ruf tönt: Nach Paris!
Und schallend widerhallt im Wartesaal!
Mit wie zufried'ner Wuth, mit wie nervöser
Hast sprang er in des dumpfigen Waggons,
Tabaks und feuchten alten Tuchs Geruch!
Vorwärts! Wo bleibt der schrille Pfiff, du finstere
Lokomotive? Vorwärts, schwarzer Zug!
Und Du, Einheizer, mit des Tenders Kohlen
Schüre des Feuerherdes rothe Glut,
Denn nur der Höllenlärm des rasenden
Galopps und der Maschin' ist laut genug
Den Sturm zu übertäuben dieser Brust.

Fort nach Paris, langsames Ungeheuer!
Verschwinde brüllend in des Tunnels Nacht.
Es heult der Wind, der Regen peitscht herab,
Was thut's? Nur fort! — Um über Thal und Fluß
Zu setzen, laß die Eisenplatten donnern!
Denn dieser finstre Gast will rasch vergessen
Und sich betäuben, — also stürme fort!
Jetzt endlich tauchen Feuer-Essen auf,
Und Wälle, — weiter dann im trüben Grau
Mauern und Dächer, Kuppeln, Glockenthürme.
In der gewölbten Halle hält der Zug.
Es ist Paris. Er ist hinabgesprungen
Auf den Asphalt; und ganz von Müdigkeit,
Von Lärm und Schmerz betäubt, im Abenddunkel
Taucht er hinunter in's Gewühl der Stadt.

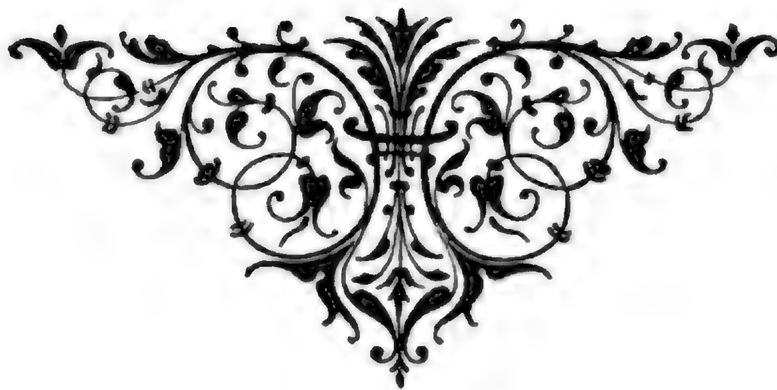
Im fahlen Gaslicht, das die Dämmerung scheucht,
Von allen Seiten wogt die Menschenflut.
Es ist die Zeit, wo Alles Hunger fühlt.
Am Thor die Speisewirth' und Weinverkäufer
Oeffnen, in ihrer bunten Bänder Putz,
Die Austernhändlerinnen ihre Waare;
Hinter des Metzgerladens Fenster krönen
Trüffel-Poularden aus dem Mans den Rücken;
Aus den Café's entströmt Absynth-Geruch:
Es ist die Zeit, in der die kleine Zahl
Der Glücklichen genießt; es ist die Zeit,
In der das Elend Neid fühlt. Hier begegnet
Der Optimist dem finstern Menschenfeind.
Der schwere Omnibus, vorüberrollend,
Stiert mit den großen Augen auf den dichten
Macadam, den man fluchend überfährt.
Alle sind eilig, jeder rennt durch Koth
Und Regen, Der in sein Geschäft, der Andere
Sucht sein Vergnügen. Allenthalben wächst
Und drängt die Menge sich. Der Trunkene taumelt,
Die öffentliche Dirn, seitwärts schielend
Mit schrägem Blick, lockt den Begegnenden;
Der Bettler, Haß im Auge, schiebt sich frech
An dich heran; und unterm lampenhellen
Vordach der Kioske liegen die Journale,
Gebreitet, frisch den neusten Stadtscandal
Feil bietend. 's ist mit einem Wort, die Straße,
Erschreckend und brutal: Luxus und Lumpen,
Gasflammen, Tageshelligkeit, Geschrei
Und Koth, — kurz das Trottoir ist's von Paris.

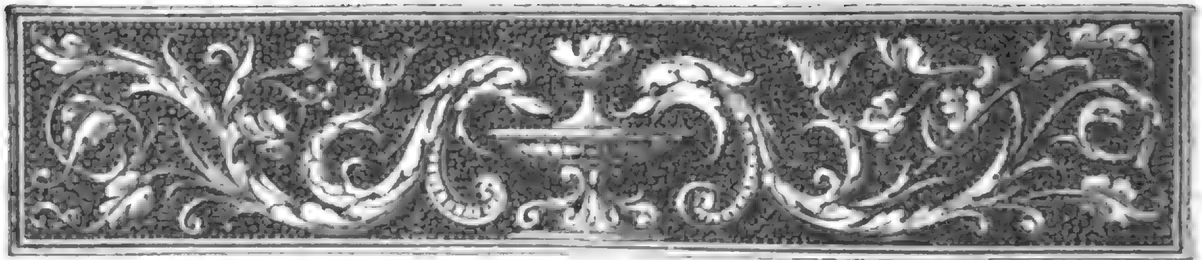
Und nieder taucht er in Paris, wie in
Den Abgrund. Dort nun lebt und leidet er,
Ein bittres Herz verbergend unter sanftem
Ruhigen äußern Anschein, — wie ein schöner
Herbstapfel, dem ein Wurm im Innern wohnt.
Da lebt er nun, wenn man's ein Leben nennt,
Mit jeder Strömung schwimmen willenlos,
Wie wir die Feder eines Vogels langsam
Des Baches Fall hinunter gleiten sehn.
Genug, er lebt, und duldet seinen Kummer
Wie so viel' andre. Hat denn Jeder nicht
Den seinen? Nimmer klagt er, lächelt oft,
Ganz wie ein Andrer, — hat ein witzig Wort
Für jeden Witz, der wie ein Federball
Nach dem Souper von der Raquette fliegt;
Versteht, kokette Weiber hinter'm Fächer
Zu amüsiren, — in der Welt zu leben,
Die Logen in der Oper zu lorgniren,
Zum Ball, zum Club zu geh'n, in's Bad zu reisen
Et caetera. Das Lächeln überlebt
Das Glück: wenn Einer lächeln kann, wer wird
Ihn nicht für glücklich halten? Wissen wir,
Wenn über'm Haupt wir den Zodiacus,
Die ungeheure Bahn durchmessen seh'n
Wie lang' im Raum des Weltalls, unter Isis'
Dreifachem Schleier eines Sternes Glanz
Sein Leben überdauert? ob das goldne
Gestirn, des Strahl uns nach Aeonen erst
Erscheint und unsre Nächt' erleuchten hilft,
Nicht seit uralten Zeiten schon erlosch?

Für jede Freude todt, auf Nichts mehr hoffend,
Lebt Olivier, und leidet, kann dabei,
Wer weiß! alt werden. Theilnahmlos für Alles,
Gut nach Gelegenheit, aus Schwachheit schlecht,
Scheint er ein eleganter Skeptiker.
Wie man die Hand reicht, ohne drum den Handschuh
Sich auszuziehn, sagt er dem besten Freund,
Der ihn drum fragt, die Hälfte nur von seinem
Geheimniß: und der Welt sorgfältig sich
Fern haltend, zeigt er statt Verzweiflung ihr
Nur Gleichmuth. Stolz geboren, hat er doch
Verschämtheit noch bewahrt für seine Qual.
Wenn er einmal in Stunden schwerer Krisen
(Wir alle kennen sie) wie Heinrich Heine
Aus großen Schmerzen kleine Lieder macht,
Gesteht er nie, wie weit Melancholie
Ihn schon geführt. Er trägt gefaßten Muths

Sein Leid, und wenn's einmal ihn niederbeugt,
Wie eines guten Damascenerschwerts
Geprüfte Klinge blitzend, schnellt er auf.

Doch wenn er, am Kamin die Asche stochernd,
In seiner Seele Grund zu schauen wagt,
Und sieht die Hoffnung rettungslos entfloh'n, —
Wenn dann sein matter Geist die Zeit ermißt,
Die für ein Leben ohne Lieb' ihm bleibt,
Und gramvoll an die letzte Täuschung denkt,
Die ihm sein traurig Herz für ewig schloß, —
Für alle Zeit unfähig noch zu lieben,
Wünscht er sich lebensmüde wohl den Tod.





Das Problem des Völkerrechts.

Von

F. Heinrich Geffcken.

— Straßburg i. E. —

I.

In dem Arnim'schen Processe fragte der Staatsanwalt Tessendorf: „Giebt es nun ein Völkerrecht?" und erwiderte: „Man kann dies bestreiten". (Stenogr. Ber. S. 37.) Dem streitbaren Herrn war es dabei wohl nicht gegenwärtig, daß im Art. 11 der Reichsverfassung steht: „Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten", folglich doch die Existenz eines Völkerrechts vorausgesetzt wird. Indeß Tessendorf steht mit diesem Zweifel nicht allein, von militärischer Seite ist behauptet, es gebe wohl ein gewisses Herkommen für den Verkehr der Staaten untereinander, aber rechtlichen Charakter habe dasselbe nicht, wie jeder Krieg zeige, in dem nur die militärische Nothwendigkeit über die Beobachtung dieses Herkommens entscheide.

Auch die neuere Wissenschaft hat das Völkerrecht geleugnet. Hegel erklärt den Staat für den objectiven Geist, die absolute Macht auf Erden, die europäischen Nationen bilden zwar eine Familie nach dem allgemeinen Princip ihrer Gesetzgebung, ihrer Sitten, ihrer Bildung, aber wie das Individuum nur als Glied des Staates Objectivität, Wahrheit und Sittlichkeit hat, so ist auch nichts über dem Staate möglich, keine Gewalt kann gegen ihn entscheiden. Es giebt also kein selbständiges, die Staaten bindendes Recht, sondern nur ein äußeres Staatsrecht, soweit nämlich die betreffenden Staaten sich durch Verträge gebunden, und auch die Beobachtung derselben hängt ab von dem höchsten Gesetz des Staates, seinem Wohl. Weiter noch geht Lasson[1]. Da der Staat nur eine moralische (d. h. juristische) Person ist, nicht eine von individueller Lebendigkeit, so ist es unmöglich, sittliche Anforderungen an ihn

[1]) Princip und Zukunft des Völkerrechts. Berlin, 1871.

zu stellen, da er Selbstzweck, souveräne Person ist, so ist er schlechthin nach außen ungebunden und unbeschränkt, sonst wäre dem Volke die Möglichkeit verkümmert, sich eigenartig zu entwickeln, es wäre unfrei, mithin ist der Zustand, der zwischen den Staaten obwaltet, ein vollkommen rechtloser. Aber nicht blos dies, sondern zwischen verschiedenen Staaten herrscht von Natur der Streit, Feindschaft, im Hintergrunde der vorübergehenden Momente der Befreundung liegt die nackte Selbstsucht, die in jedem Augenblick zum furchtbaren Ausbruch kommen kann, indem jeder dem andern mit allen Mitteln der Vernichtung die Existenz abschneiden möchte, nicht blos um der äußern Güter willen, sondern noch mehr um der Herrschaft willen. Darum sind alle Verhältnisse der Staaten auf die Spitze des Schwertes gestellt, nur eins hält ihren Egoismus von rücksichtslosester Verfolgung seiner Ziele ab, die Furcht vor fremder Macht, weil die Macht entscheidet. Wenn nichtsdestoweniger der Friedensstand unter den Staaten das Normale ist, so liegt dies nur im eigenen Interesse, das sie am Frieden haben, um ihre Kräfte nicht zu verbrauchen, sie verzichten deshalb oft auf den nächsten Vortheil, um dauernden Vortheil durch gegenseitige Zugeständnisse zu erreichen, erfüllen selbst im Kriege gewisse Bedingungen, welche die Wiederherstellung des Friedens überhaupt möglich machen, nur sei alles Das kein Recht, sondern eine freie Abmachung unter Gleichstehenden, die gewohnheitsmäßig beobachtet werden, so lange man es für passend und nützlich halte.

Sind diese Ausgangspunkte richtig, so ist allerdings von keinem Völkerrecht zu sprechen; was man so nennt, ist ein Complex von Bräuchen und Abmachungen, deren Geltung lediglich auf der Berechnung beruht, ob ihre Beobachtung für den einzelnen Staat vortheilhaft sei oder nicht. Dieses Herkommen wäre dann ein Theil der Politik, nicht der Rechtswissenschaft, geschweige, wie Grotius behauptet, deren bei weitem vornehmster Theil (Proleg. 32), und es wäre ganz in der Ordnung, wenn das Völkerrecht als unebenbürtiges Anhängsel der übrigen juristischen Vorlesungen an den Universitäten stiefmütterlich behandelt wird. Indeß auf diese neueren Läugner des Völkerrechtes dürfte doch auch wohl das Wort J. J. Mosers anzuwenden sein: „Und bei denen Streitigkeiten derer Gelehrten, wegen der Existenz und der Verbindlichkeit eines Völcker-Rechts laufft theils viel Mißverstand, theils Unerkenntniß dessen, was zwischen denen Europäischen Souveränen und Nationen üblich ist, mit unter".[1]) Eine nähere Betrachtung der Sache dürfte zeigen, daß, soweit jene Kritik berechtigt ist, sie nur Ueberspannungen trifft, welcher sich manche Völkerrechtslehrer schuldig gemacht haben, indem sie, theils rechtliche Geltung für gewisse Sätze beansprucht, die an sich vielleicht empfehlenswerth sind, aber jedenfalls noch nicht als allgemein verbindlich behauptet werden können, theils um die unläugbar bestehenden Lücken und Unvollkommenheiten des Völkerrechts zu beseitigen,

[1]) Grundsätze des jetzt üblichen europäischen Völkerrechts in Friedenszeiten. 1777. Vorbereitung § 3.

Forderungen aufgestellt haben, welche der Natur der Dinge nach unerfüllbar sind. Eine Revision der Frage, ob es ein Völkerrecht giebt, dürfte demnach auch nach den neueren Arbeiten mancher ausgezeichneter Publicisten[1]) nicht ohne Interesse sein, zumal die Lehrbücher des Völkerrechts diese Voraussetzung ihres Gegenstandes meist nur sehr dürftig behandeln.

II.

Dreierlei Ordnungen sind dem Menschen gesetzt, die natürliche, der er als irdisches Geschöpf, die sittliche, der er als geistiges Wesen, die rechtliche, der er als Glied der menschlichen Gemeinschaft unterworfen ist.

Das Wesen der sittlichen Idee im allgemeinsten Sinne ist, daß dem Menschen für sein Verhalten gewisse Normen gegeben sind, welche seine Freiheit zwar nicht aufheben, aber regeln und in feste Schranken weisen, sei es, daß sie etwas gebieten, verbieten oder keines von beiden thun, also erlauben. Wer sich an diese Normen hält, handelt sittlich, wer sie verletzt — unsittlich. Im Gebiet des unsittlichen Handelns macht sich sodann ein Unterschied geltend, je nachdem der Betreffende Güter verletzt, auf die seine Nebenmenschen unbedingten Anspruch machen können, oder seinen natürlichen Egoismus nur soweit bethätigt, als dies ohne solche Verletzung geschehen kann. In beiden Fällen ist das Handeln unsittlich, im erstern auch widerrechtlich. Dieser Dualismus des gesammten Gebietes der Sittlichkeit beruht auf der Doppelbeziehung des menschlichen Daseins als Individuum, und Mitglied einer Gemeinschaft, die Abgrenzung des Rechts gegen die freie Sittlichkeit, die Ausprägung eines Theils der gesammten sittlichen Weltordnung zur Rechtsordnung wird dadurch bestimmt, daß die Beobachtung gewisser Normen zur Gestaltung und Erhaltung des Gemeinlebens schlechthin erforderlich ist, daß der individuellen Willensungebundenheit gewisse unübersteigliche Schranken gezogen werden müssen, wenn nicht der Bestand der Gemeinschaft selbst in Frage gestellt werden soll. Diese Schranken bildet das Recht, welches somit die nothwendige Ordnung des Zusammenlebens sichert. Beide müssen erfüllbar sein, ein im Namen der Moral gestelltes Gebot, welches die menschliche Kraft schlechthin übersteigt, ist nicht mehr sittlich; aber das sittliche Gebot läßt die Wahl zwischen Gut und Böse frei, das Rechtsgebot schließt die Wahl zwischen Recht und Unrecht aus, es ist nicht nur erfüllbar, sondern muß unter allen Umständen erfüllt werden. Das sittliche Gebot sagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst" lasse ich ihn, selbst im Ueberflusse lebend, darben, so handle ich unsittlich, nicht widerrechtlich, wenn aber mein Egoismus so weit geht, mich an seinem Eigen-

---

[1]) So R. v. Mohl. Die Pflege der internationalen Gemeinschaft als Aufgabe des Völkerrechts. Staatsrecht, Völkerrecht und Politik I. S. 379. Fricker, das Problem des Völkerrechts Tüb. Ztschr. f. Staats-W. Bd. 28 und 34. Bulmerincq Praxis Theorie und Codification des Völkerrechts 1874. Bergbohm, Staatsverträge und Gesetze als Quellen des Völkerrechts 1877.

thum zu vergreifen, so verletze ich das Recht. Der unbedingte Anspruch einer Person gegen die andere und gegen die Gemeinschaft auf Behauptung gewisser Güter, die zur Aufrechthaltung der Persönlichkeit und der Gesammtordnung nothwendig sind, ist also die Quelle und treibende Kraft des Rechts.

Wie nun die Grenze zwischen blos unsittlichem und widerrechtlichem Handeln zu ziehen ist, läßt sich nicht von vorherein absolut bestimmen, weil dieselbe von dem wechselnden Bewußtsein dessen abhängig ist, was das Band der Gemeinschaft fordert, die Bildungsgeschichte des Rechts verläuft in steter Abhängigkeit von dem Charakter, den Bildungsstufen, den materiellen Verhältnissen, mit einem Worte von der Gesammtgeschichte des Volkes, eben deshalb vollzieht sich die Scheidung von Sitte und Recht erst allmählich. In der theokratisch-hierarchischen Auffassung sind beide untrennbar verbunden, auch die rechtliche Ordnung wird unter göttliche Sanction gestellt. Die indische Kasteneintheilung gilt als religiöses Dogma, im Islam sind Religion, Politik, Gesetz und Sitte nur verschiedene Seiten derselben Idee, der Koran regelt Erb- und Strafrecht so gut wie Moral und Gottesverehrung, eine Kriegserklärung ist ein religiöser Akt so gut wie Gebet und Waschung. Wie sich die Grenze beider Gebiete allmählich vollzieht, ist hier nicht weiter zu verfolgen, nach der Natur der menschlichen Entwicklung schwankt sie und wird nie absolut, aber sie selbst besteht.

Die rechtliche Ordnung nun, obwohl auf der Grundlage der allgemeinen Sittlichkeit ruhend, ist gemäß den Gegenständen, welche sie beherrscht, eine rein irdische, aber sie ist darum so wenig ein Zufälliges wie die natürliche und sittliche. Sie hat ihre großen Gesetze wie diese und so verschieden ihre Normen sich auch im Lauf der Zeiten gestaltet haben, stets haben sie das Eigenthümliche, daß sie für alle Glieder der Gemeinschaft schlechthin bindend sind, so daß jeder einzelne sich ihnen unterwerfen muß. Das Recht ist Unterwerfung des menschlichen Willens unter den Gesammtwillen um der Gesammtheit willen und zwar im Interesse der berechtigten Freiheit aller Einzelwillen. Daher muß das Recht öffentliche Ordnung sein, welche die Macht hat, den widerstrebenden Einzelwillen zu brechen und diese öffentliche Rechtsordnung handhabt der Staat. Das Recht ist also, wie Jhering sagt (Zweck im Recht I. S. 499), der Inbegriff der durch die Staatsgewalt gesicherten Lebensbedingungen der Gesellschaft.

Der Mensch tritt wegen seiner unzureichenden Einzelkraft mit Anderen zu einer Gemeinschaft zusammen, nicht durch bewußten Vertrag — denn dies würde einen vorausgehenden gemeinschaftlosen Zustand voraussetzen, und der Vertrag wird wie jedes Rechtsgeschäft doch erst in der Gemeinschaft möglich — sondern durch innere Naturnothwendigkeit. So erwächst die Familie zum Geschlecht, zum Stamme, zum Volk und der Staat ist eben das organisirte, zu einer Rechtsgemeinschaft verbundene Volk. Der Einzelne ist ein abhängiges Mitglied der staatlichen Gemeinschaft, der Staat ist die unabhängige Gemeinschaft seiner Angehörigen. Aber auch die Staaten können nicht auf die Länge

in der Vereinzelung verharren, zum Begriff des Staates gehört zwar das begrenzte Gebiet, das seine materielle Unterlage bildet, aber die auf demselben lebenden Angehörigen der verschiedenen Staaten und damit auch diese selbst, kommen untereinander in die mannigfachsten Berührungen. Kein Staat, auch der mächtigste nicht, ist im Stande, alle seine Ziele allein zu erreichen, er ist auf die Hilfe anderer angewiesen. Das gilt auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens, ein Volk bezieht Bedürfnisse, die es nicht selbst erzeugt von andern Ländern, daraus entspringt der internationale Handel, ein Staat verbindet sich mit anderen zu gemeinsamen politischen Zwecken, das ist die Aufgabe der auswärtigen Politik, so bedarf er auch auf dem Gebiete des Rechtes des Zusammenwirkens mit anderen Staaten, um seine Zwecke voll zu erfüllen. Ein Zusammenwirken auf dem Gebiete des Rechtes kann nun nicht nach Willkür oder durch Gewalt erfolgen, sondern setzt eine rechtliche Ordnung unter den nebeneinanderstehenden, unabhängigen Völkergemeinschaften voraus. Wie im Staate sich die relativ selbständigen Glieder der Gemeinde, des Kreises, der Provinz, dem Allgemeinen, dem Staatsganzen ein- und unterordnen, wie im Bundesstaat das Reich über den Einzelnen steht und der Zusammenschluß der kleineren Gebilde zum größeren Ganzen durch ihr unzulängliches Können und ihre gegenseitige Bedürftigkeit begründet wird, so müssen aus gleichem Grunde die nebeneinanderstehenden, unabhängigen Staaten sich zu einer Rechtsgemeinschaft zusammenschließen. So ist die hohe See frei von jeder Gebietshoheit, aber sie darf nicht frei von aller Rechtshoheit sein, da sonst jedes Verbrechen ungestraft auf dem Meere begangen werden könnte, daher die Nothwendigkeit allgemein giltiger Normen für die Jurisdiction über Seeschiffe. Wenn ein Verbrecher in's Ausland flieht, so kann der Heimatsstaat desselben seinen Angehörigen nicht im fremden Staatsgebiet ergreifen und bestrafen, soll also das erfolgreiche Verbrechen nicht straflos bleiben, so muß der Heimatsstaat bei dem Aufenthaltsstaat die Auslieferung nachsuchen. Wenn in einem Proceß das Zeugniß eines Ausländers nothwendig zur Beweisführung ist, so muß das Gericht des Inlandes das des Auslandes um die Zeugenaufnahme ersuchen, wenn ein Strom zwei unabhängige Staaten trennt, so darf keiner derselben einseitig über das Stromgebiet verfügen. In allen solchen Fällen also kann der Staat das eigene Ziel nur durch Verständigung mit anderen Staaten erreichen und für dieses Zusammenwirken eine rechtliche Ordnung aufzustellen und zu verwirklichen, ist die Aufgabe des Völkerrechts. Es ist daher durchaus unrichtig, wenn Lasson (S. 49) dasselbe nur als ein Förderungsmittel für die Staaten bezeichnet, die auch ohne das in unbeschränkter Selbstherrlichkeit bestehen könnten, ein so isolirter Staat wäre höchstens in der Abnormität des paraguayschen Jesuitenstaates zu denken, das Völkerrecht ist die Gesammtheit derjenigen Rechtsnormen, welche die Beziehungen der Menschen zu einander über das Leben der einzelnen Staaten hinaus regeln. Daß in dieser allgemeinen Rechtsgemeinschaft sich wieder einzelne Kreise enger zusammenschließen, je nach näheren gemeinsamen Interessen gewisser Staaten,

ist naturgemäß, hebt aber das alle einigende Band nicht auf, sondern ist nur eine weitere Stufe der Gliederung, die vom Einzelnen zum Allgemeinen geht.

Während also das Privatrecht die rechtlichen Beziehungen der Einzelnen zu einander, das Staatsrecht diejenigen der Einzelnen zur organisirten Volksgemeinschaft ordnet, kommt im Völkerrecht das Rechtsverhältniß verschiedener staatlicher Organisationen als unabhängiger Gesammtheiten zueinander in Frage. Und während im Staate wir stets zwischen Regierung und Volk unterscheiden, deren Beziehungen eben durch das Staatsrecht geregelt werden, treten im Völkerrecht die einzelnen Staaten nur als Einheit, als Individuen, als Rechtssubjecte auf. Die Ausdrücke Völkerrecht, droit des gens, law of nations, international law[1]), droit international, sind daher insofern nicht genau, als nicht sowohl die Nationen, sondern ihre einheitlichen Organisationen, die Staaten, sich hier gegenüberstehen. Streng genommen müßte es Staaten-Recht heißen und wenn man davon absieht, dies Wort einzuführen, weil es leicht zur Verwechselung mit Staatsrecht Anlaß geben könnte, so muß man doch bei dem bestehenden Sprachgebrauch stets das Sachverhältniß klar halten, daß im Völkerrecht nur die Staaten Rechtssubjecte sind.

Es folgt daraus, daß, wie im Privatrecht zuerst die rechtliche Persönlichkeit derer festgestellt sein muß, welche in ein Rechtsverhältniß zueinander treten wollen, so auch im Völkerrecht die erste Frage die der rechtlichen Individualität der einzelnen Staaten ist. Wie nur der dispositionsfähige Mensch sich giltig privatrechtlich verpflichten kann, so sind auch nur unabhängige, souveraine Staaten Subjecte des Völkerrechts. Der Ausdruck halbsouveraine Staaten ist daher logisch ein Widerspruch in sich selbst, da Niemand zugleich unabhängig und doch unterthänig sein kann, es sind auch thatsächlich solche Gemeinwesen, die nach Innen selbständig, nach Außen mehr oder weniger von andern abhängig sind, Zwitterbildungen, welche die allgemeinen internationalen Verpflichtungen verdunkeln, dazu zeigt die Erfahrung, daß solche Tributärstaaten in Wirklichkeit meist mehr von andern abhängig sind, als von ihrem Suzerain. Ist es daher befriedigend, daß durch den Berliner Frieden Rumänien, Serbien und Montenegro selbständig geworden sind, so ist es umgekehrt zu bedauern, daß in dem Fürstenthum Bulgarien ein neuer Zwitterstaat geschaffen ist, voraussichtlich nur eine Durchgangsbildung, das Völkerrecht fordert Staaten, welche für die Erfüllung ihrer internationalen Verbindlichkeiten selbst verantwortlich sind. Denn wie im Privatrecht der Einzelne nicht blos Rechte gegen Andere geltend zu machen, sondern auch Pflichten gegen sie zu erfüllen hat, so steht dem Unabhängigkeitsrechte des Staates die Pflicht gegenüber, das gleiche Recht der andern Mitglieder der Staatengemeinschaft zu achten, den Forderungen nachzukommen, welche sie als solche an ihn stellen dürfen, und wie der Einzelne den Staat nicht nur wegen seiner persönlichen Unzulänglichkeit bedarf, sondern sich die wahre Staatsgesinnung erst in der Hingabe an die Interessen des

---

[1]) Der Ausdruck wurde durch Bentham eingeführt.

Ganzen bethätigt, so ist auch das letzte Ziel des Völkerrechts nicht allein die Beziehungen der einzelnen Staaten in deren eigenem Interesse zu fördern, sondern auch die Lebenszwecke der ganzen Menschheit. Die Erreichung dieses Zieles liegt zwar noch in weiter Ferne; es ist in der Natur der Dinge begründet, daß das Völkerrecht als die letzte Stufe der rechtlichen Gemeinschaft auf Erden zu den jüngsten Bildungen des Rechts gehört und sich am langsamsten entwickelt. So gewiß auch es kein Volk gegeben hat, dem jede Idee von Sittlichkeit und Recht gemangelt hätte, so setzt doch das Völkerrecht eine gewisse Civilisation voraus, man kann davon nicht wohl bei wilden Völkern sprechen, bei denen nur rohe Begierde und Gewalt herrscht, wie Homer sie schildert bei den Cyklopen, „den ungesetzlichen Frevlern“:

Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des Volkes,
Sondern alle umwohnen die Felsenhöh' des Gebirges,
Rings in gewölbten Grotten und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein und Niemand achtet des Andern.
(Odyss. IX. 106)

Wenn Montesquieu sagt: „alle Völker haben ein Völkerrecht, selbst die Irokesen, die ihre Gefangenen verzehren, der Fehler ist nur, ihr Völkerrecht ist nicht auf wahre Grundsätze gebaut“, so ist das mehr geistreich als zutreffend. Ehe man mit einigem Grund von einem Völkerrecht sprechen kann, muß doch der staatliche Trieb, der in jeder Gesellschaft thätig ist, in seiner Bändigung des individuellen Egoismus so weit erstarkt sein, daß eine wirklich rechtliche Organisation der Volksgemeinschaft vorliegt. Selbst aber wenn dies längst geschehen, wenn das innere Gefüge des Privat- und Staatsrechts fest gebildet ist, zeigt die Geschichte bei sonst hervorragenden Culturvölkern noch lange nur schwache Anfänge des Völkerrechts und solche beziehen sich weit mehr auf das Innehalten gewisser Formen, als auf die wesentlichen Voraussetzungen eines wirklich internationalen Rechts. Fehlen doch dieselben bei dem vorbildlichen Volke des Privatrechts fast ganz. Der Grund liegt darin, daß, je mehr der Staat seine Kraft fühlt, er desto weniger geneigt ist, seine Selbstsucht andern gegenüber unter das Gesetz der allgemeinen Gerechtigkeit zu stellen.

Aber darum ist eine Ausbildung des Völkerrechts nach jenem letzten Ziele hin doch keine unpraktische Träumerei, wäre das thatsächlich Bestehende der Maßstab des Möglichen, so gäbe es keinen Fortschritt. Auch im Staate hat es immer Zustände gegeben, die formell zu Recht bestanden und doch unstreitig höchst ungerecht waren. Was hätte die antike Welt, der die Sklaverei als etwas Selbstverständliches galt, zu dem Grundsatz unseres modernen Staatsrechts gesagt, daß alle Staatsangehörigen vor dem Gesetz gleich sind? Ebenso kannten Griechen und Römer kein Rechtsgebiet außerhalb des eigenen Staatswesens und doch steht heute die Gleichberechtigung aller unabhängigen Staaten als erster Grundsatz des Völkerrechts fest.

Allerdings kann im einzelnen Falle der Staat sich nicht nach idealen

Gesichtspunkten richten, für ihn, als rein irdische Gemeinschaft ist Selbsterhaltung und Selbstentwickelung das erste Gebot, er darf die Mittel, die er für seine eigenen Zwecke bedarf, nicht aus philanthropischen Rücksichten für andere Staaten verwenden, denn diese Mittel sind ja nur ein Theil der Kräfte seiner eigenen Bürger, denen er für den Gebrauch verantwortlich ist. Der Staat ist ja eben nicht ein selbständig über seinen Bestandtheilen Schwebendes, er ist das organisirte Volk selbst und erst wenn er seine eigene Persönlichkeit zu voller Entfaltung bringt, kann er Andern wahrhaft nützen, grade wie auch der Einzelne erst dann dem Staate recht dienen wird, wenn er sich selbst zu einer tüchtigen Persönlichkeit heranbildet. Er wird daher den Zweck der Sicherung der eigenen Interessen in erster Linie verfolgen müssen, also bei der Handreichung für die Zwecke anderer Staaten die Bedingung machen müssen, daß diese das Gleiche ihm und seinen Bürgern gewähren, d. h. die Gegenseitigkeit. Aber jemehr mit dem Fortschritt der Gesittung das Bewußtsein der Solidarität der Interessen Platz greift, um so mehr werden sich die beiden Factoren des Völkerrechts, die Unverletzlichkeit der Selbständigkeit jedes Staates, der sich in den Schranken seiner Souveränetät hält und anderseits die individuelle Unzulänglichkeit der Einzelstaaten zur rechtlichen Ordnung ihrer Gemeinschaft versöhnen, also zu gemeinsamen Normen für die Verhältnisse führen, welche ihren Beziehungen zu einander wesentlich sind.

III.

Eben hier nun setzen die Läugner des Völkerrechtes ein. Sie geben wohl zu, daß die Ausbildung solcher internationalen Beziehungen wünschenswerth und im eigenen Interesse der Staaten sei, aber sie bestreiten den rechtlich bindenden Charakter dieses gewohnheitsmäßigen Handelns und man kann über diese Einrede nicht leicht hinweggehen.

Das Eigenthümliche des Rechtes als der Grenze der individuellen Freiheit, sagten wir, ist, daß es alle unbedingt bindet; so wenig man sich in der Körperwelt über das Gesetz der Schwere hinwegsetzen kann, so wenig darf man es im Staate über die Achtung des Eigenthums, man darf es nicht, weil, wenn die Willkür der Einzelnen dasselbe verneinen könnte, der Bestand der Rechtsgemeinschaft selbst in Frage gestellt würde. Dieser schlechthin bindende Charakter des Rechtes verkörpert sich in dem, was wir im weitesten Sinne Gesetz nennen. Das Gesetz auf dem Gebiet des Rechtes knüpft an eine rechtlich relevante Handlung oder einen rechtlich in Betracht kommenden Zustand als Ursache, eine Rechtsfolge als Wirkung, so daß Rechtssatz und Rechtsfolge erst zusammen das Gesetz bilden und zwar in der Weise, daß die Folge eintreten soll, wenn dem Gebot oder Verbot, das im Rechtssatz enthalten ist, nicht entsprochen wird, sei es nun, daß die Uebertretung rechtlich wirkungslos erklärt oder sie mit Strafe belegt wird, oder daß endlich beides geschieht. Es genügt also nicht, den Rechtssatz aufzustellen, wenn das Recht wirklich sein

soll, muß die Rechtsgewalt sofort gegen den, der es verletzt, durch ihre Organe reagiren, diese Reaction ist die Sanction des Rechts.

Allerdings ist das Recht nicht deshalb Recht, weil es erzwungen wird, im Gegentheil ist das Rechtsleben desto gesunder, je weniger Zwang zur Verwirklichung des Rechts angewendet zu werden braucht, sondern weil es Recht ist, muß es eventuell auch erzwungen werden können. Insofern sagt Ihering treffend „das Recht ist kein logischer, sondern ein Kraftbegriff. Darum führt die Gerechtigkeit, die in der einen Hand die Wagschale hält, mit der sie das Recht abwägt, in der andern das Schwert, mit dem sie es behauptet. Das Schwert ohne die Wage ist die nackte Gewalt, die Wage ohne das Schwert die Ohnmacht des Rechts. Beide gehören zusammen". (Der Kampf um's Recht S. 9). Aus diesem Grunde läßt man z. B. in England vielfach Strafgesetze bestehen, die gar nicht mehr zur Anwendung kommen. Seit Generationen hat keine Ministeranklage stattgefunden, aber die Waffe ruht nur, weil ihr Gebrauch unnöthig geworden, weil ein Ministerium der Regel nach schon nach einer entscheidenden Niederlage zurücktritt, aber sie ist darum doch vorhanden und würde sich eventuell sehr fühlbar machen, wenn ein Minister gegen das Parlament regieren wollte, eben deshalb denkt niemand daran die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Minister abzuschaffen.

Wo ist nun, fragen die Läugner des Völkerrechts, dessen Sanction? selbst zugegeben, daß gewisse internationale Rechtssätze allgemein anerkannt sind, oder daß wenigstens meist nach ihnen gehandelt wird, wo ist die Rechtsfolge bei ihrer Verletzung, wie das Gesetz sie für Privat-, Straf- und Staatsrecht ausspricht und der Richter sie vollzieht, indem er die allgemeine Vorschrift auf den einzelnen Fall anwendet. Wer handhabt zwischen unabhängigen Staaten die Wage, wer führt das Schwert über sie, das ihren rechtswidrigen Willen bricht?

Wenn ein Staat einem andern ein Unrecht zufügt und dieser sich dasselbe nicht gefallen lassen will, so bleibt, wenn seine, oder Anderer Vorstellungen oder Drohungen den Verletzer nicht aus Gerechtigkeitsgefühl oder Furcht bewegen, seinen rechtswidrigen Willen aufzugeben, dem Verletzten nur die Wahl zwischen ohnmächtigem Protest und Zufügung eines entsprechenden Schadens, eventuell derjenige Appell an die Gewalt, die wir Krieg nennen, in welchem das Recht des Stärkern — qui armis plus posset — entscheidet. Wir sehen fortwährend Beispiele solchen Unrechtes, des Mißbrauchs der Macht, des Bruchs feierlicher Verträge und nur zu oft scheint der Erfolg die Rechtsverletzung zu rechtfertigen, wie Napoleon I. sich frivol ausdrückt: la providence est du côté des gros bataillons. Nicht immer folgt die Strafe dem Frevel rasch wie im deutsch-französischen Kriege, während desselben sah die Welt einen Erfolg des unläugbarsten Unrechts, indem Rußland sich von einer rückhaltslos übernommenen Verpflichtung des Pariser Friedens lossagte, ohne jeden andern Grund, als daß ihm die politische Lage erlaubte, dies zu thun. Die Läugner des Völkerrechts erklären solche Vorgänge als ganz naturgemäß.

weil es mit dem Begriff des Staats unvereinbar sei, ein über ihm stehendes, denselben bindendes Recht anzunehmen, selbst wo die Staaten in einem internationalen Rechtssatz übereinstimmen, sei dies doch nur die Summe der verschiedenen Einzelwillen, die sich folglich nach Umständen auch von dieser Uebereinstimmung lossagen könnten, nicht ein von ihnen unabhängiger, schlechthin für alle verbindlicher Gesammtwille, wie wir ihn im staatlichen Gesetze finden.

IV.

Wenn wir dem gegenüber dennoch behaupten, daß es ein die Staaten bindendes Recht gebe, so müssen wir zuerst die falschen Stützen beseitigen, durch die man dem Mangel einer positiven Sanction des Völkerrechts abzuhelfen glaubte.

Hierher gehört die Begründung desselben auf das sogenannte Naturrecht, nach dem Vorgange von Hugo Grotius. Das natürliche Recht ist nach ihm (De jure belli et pacis. Buch I Cap. I, X, 3. 10. 14) das Gebot der wahren Vernunft (dictatum rectae rationis[1]) welche anzeigt, daß einer Handlung, wegen ihrer Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der vernünftigen und gesellschaftlichen Natur selbst, eine sittliche Verwerflichkeit oder Nothwendigkeit innewohne, weshalb sie von Gott, als dem Schöpfer der Natur entweder verboten oder geboten sei. Dieses natürliche Recht ist so unveränderlich, daß Gott selbst es nicht ändern kann, so wenig er zweimal zwei nicht vier sein lassen kann, denn troß seiner Allmacht kann er nichts sich selbst Widersprechendes wollen. Dem gegenüber stellt er das gewillkürte Recht (ius voluntarium), das seinen Ursprung aus dem Willen nimmt und entweder ein menschliches oder ein göttliches ist. Von ersterem ist das Recht mit weiterer Geltung das Völkerrecht, „welches durch den Willen aller oder vieler Völker seine verbindliche Kraft erhalten hat. Ich habe gesagt vieler, weil außer dem Naturrecht kaum ein Recht zu finden ist, was Völkerrecht, d. h. allen Völkern gemeinsam, genannt werden könnte. Vielmehr ist oft in einem Theil der Erde etwas Völkerrecht, was es anderswo nicht ist“. Ganz dasselbe meint Grotius in seiner Einleitung, denn wenn er sagt (17), daß zwischen allen oder vielen Staaten durch Uebereinstimmung Rechte entstehen können und (26) von den ungeschriebenen Rechten spricht, welche die Uebereinstimmung der Völker auch für Feinde gelten läßt, so stellt er diesen die gegenüber, welche die Natur gebietet (quae natura dictat).

---

[1]) So auch Cicero in dem Grotius unbekannten de republica. „Est quidem lex recta ratio, naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna. Huic legi nec obrogari fas est, neque derogari ex hac aliquid licet. neque tota abrogari potest: nec vero aut per senatum aut per populum solvi hac lege possumus, neque est quaerendus explanator aut interpres eius alius: nec erit alia lex Romae, alia Athenis, alia nunc, alia posthac; sed et omnes gentes et omni tempore una lex et sempiterna et immutabilis continebit, unusque erit communis quasi magister et imperator omnium. deus; ille legis huius inventor, disceptator, lator“. (XXII. 33.)

Diese ganze Theorie ist nun unhaltbar. Zunächst ist bei Grotius die Moral noch nicht klar vom Recht geschieden, er berührt den Unterschied wohl, führt ihn aber nicht begrifflich durch, wie denn auch seine Ausdrücke oft zweifelhaft sind. Ein natürliches Recht aber giebt es nicht, sowenig wie eine natürliche Religion oder Sprache, sondern nur eine natürliche Anlage dafür, die dann zu einer Verwirklichung führt, diese fällt aber sehr verschieden aus, weil es keine allgemeine Vernunft giebt, die allen dasselbe vorschriebe. Das Gebot der wahren Vernunft ist allemal nur das, was dem Einzelnen als solches erscheint. Die Unhaltbarkeit dieses Begriffs zeigt sich bei Grotius selbst, wenn er z. B. sagt (X. 4): „Der Wille des Menschen hat das Eigenthum, wie es jetzt besteht, eingeführt. Aber nachdem dies geschehen ist, sagt mir schon das Naturrecht, daß es Unrecht ist, etwas wider den Willen des Eigenthümers sich zuzueignen". „Manche Bestimmungen des Naturrechts sind auch nicht unbedingt allgemein giltig, sondern durch besondere Zustände bedingt. So war der gemeinsame Gebrauch der Dinge natürlichen Rechtes, bevor das Eigenthum eingeführt war". Es beginnt also gleichsam ein neues Naturrecht, wenn eine Institution, die an sich nicht zu demselben gehört, wie das Eigenthum, eingeführt ist und es ist dann auch naturrechtlich dieses Eigenthum zu achten. Der hier eingeführte Unterschied zwischen allgemeinem und bedingtem Naturrecht zerstört die ganze Grundlage, da für etwas, für welches Unveränderlichkeit in Anspruch genommen wird, örtliche und zeitliche Umstände nicht in Betracht kommen. Damit zerfließt thatsächlich der Begriff des Naturrechts, während für jene, angeblich erst aus dem Willen neuauftauchenden Institutionen, ebenso natürliche Grundlagen wie für das als ursprünglich angenommene Naturrecht bestehen.

Grotius mißversteht nämlich auch die klassischen Juristen, auf die er sich häufig beruft. Gaius z. B. spricht gar nicht von einem allgemeinen Naturrecht, sondern er stellt dem nationalen Recht (quod quisque populus sibi constituit) dasjenige gegenüber, was aus den natürlichen Verhältnissen hervorgeht, die sich bei allen Völkern wiederfinden (quod naturalis ratio inter omnes homines constituit) wie die Verbindung von Mann und Frau, die Erzeugung und Erziehung der Kinder u. s. w., welche eine rechtliche Ordnung nothwendig machen, diese allgemeinen Rechtsnormen, den Theil des Privatrechts, den man bei allen Völkern fand, nennt er Völkerrecht (quasi quo iure omnes gentes utuntur), also in einem ganz andern Sinne, als in dem wir Völkerrecht gebrauchen. Denn Völker, Nationen (gentes) ist ein exclusiver Ausdruck, der den Gegensatz zu den Römern bezeichnet, wie bei den Juden die Heiden im Gegensatz zum auserwählten Volke stehen.

Wie wenig man sich auf ein sogenanntes Naturrecht stützen kann, erhellt schon daraus, daß Sätze, die, wenn es ein solches gäbe, als erste Grundlage desselben gelten müßten, erst sehr spät durchdrangen, während andere von viel geringerer Wichtigkeit von Anfang an beobachtet wurden. Ueberall, selbst bei uncivilisirten Völkern, finden wir, daß Gesandte als unverletzlich betrachtet

wurden, während die Sklaverei, welche das Grundrecht der Persönlichkeit verneint, in hochgebildeten Staaten als etwas Selbstverständliches behandelt wird.

Die Unterscheidung von natürlichem und positivem Völkerrecht, die selbst Mohl noch in seiner Encyklopädie der Staatswissenschaften beibehalten hat, ist deshalb nicht nur werthlos, sondern verwirrend. Treffend sagt in dieser Beziehung Bulmerincq: „So allgemein durch die Philosophie eingeführt, glaubte man dem Völkerrecht auch die allgemeinste Aufnahme zu sichern, übersah aber dabei, daß, je allgemeiner die Auffassung war, das Völkerrecht um so mehr von der ihm durch den besondern Zweck gebotenen Eigenthümlichkeit einbüßte, daß die Allgemeinheit kein in den Gegenstand tiefer eindringendes Verhältniß zur Wirkung hatte, sondern eine an der Oberfläche haftende Flachheit von Deductionen". (Theorie, Praxis u. s. w. S. 174.) Nur wenn ein positives Völkerrecht zu erweisen ist, giebt es überhaupt eines.

Dieser Beweis ist ferner nicht in der Art möglich, wie dies Bergbohm [1]) versucht, indem er behauptet, zur Natur des Rechts gehöre nicht mehr als der Rechtssatz, seine Realisirung sei nicht erforderlich, damit positives Recht bestehe. Allerdings muß man Rechtssatz und Folge unterscheiden, die römischen Juristen theilten die Gesetze ein in vollkommene und unvollkommene, (perfectae et imperfectae) weniger und mehr als vollkommene. Ein unvollkommenes Gesetz ist ein solches, das nur die Rechtsnorm ohne die Sanction erhält, auf dessen Uebertretung also weder Nichtigkeit noch Strafe folgt, ein vollkommenes ein solches, das die Sanction bloß der Nichtigkeit, ein weniger als vollkommenes das, welches die Sanction blos der Strafe in sich trägt, ein mehr als vollkommenes dasjenige, das gegen die Uebertretung sowohl Nichtigkeit als Strafe verhängt. Ein unvollkommenes Gesetz wird nun zwar durch den Mangel einer Sanction nicht einfach nichtig, z. B. ist in der preußischen Verfassung gesagt Art. 61: die Minister können durch Beschluß einer Kammer wegen des Verbrechens der Verfassungsverletzung, der Bestechung und des Verrathes angeklagt werden. Die näheren Bestimmungen über die Fälle der Verantwortlichkeit, das Verfahren und über die Strafen werden einem besondern Gesetze vorbehalten. Dies Gesetz ist nun bis jetzt nicht erschienen. Die praktische Folge ist, daß keine Ministeranklage stattfinden kann, aber Niemand wird daraus den Schluß ziehen, daß die Minister nicht verantwortlich sind, denn die Verfassung verheißt ausdrücklich die Sanction und jedes unvollkommene Gesetz, wenn es einen wirklichen Rechtssatz ausdrückt, trägt den Trieb in sich, sich durch eine Sanction zu ergänzen, und so zu einem vollkommenen zu werden. Nur darf man nicht den Mangel der Sanction als etwas Unwesentliches bezeichnen und verkennen, daß ein Rechtssatz, der überhaupt keine Rechtsfolge seiner Verletzung zu erzeugen im Stande ist, ohnmächtig wird — Bergbohm behauptet ferner, da es keine Autorität über den Staaten gebe, so könne man auch nicht sagen, daß das Völkerrecht über denselben stehe, es

[1]) Staatsverträge und Gesetze als Quellen des Völkerrechts. Dorpat 1877.

gelte zwischen ihnen. Damit ist, wie bereits Fricker[1]) gezeigt hat, gar nichts gewonnen; entweder gelten die internationalen Normen nur durch die Anerkennung der Staaten, oder sie stehen mit objectiver Autorität über ihnen, obwohl sie selbst an der Herstellung der Normen mitarbeiten, wie im Staate die legislativen Factoren an einem Gesetze. Ist ein Recht über den Staaten unmöglich, dann ist auch das Bestreben, ein solches zwischen ihnen zu bilden, nur äußeres Recht der Einzelstaaten, welches sich auf ihren Verkehr untereinander bezieht, also kein Völkerrecht.

Endlich darf man, um jene Lücke der Sanction des Völkerrechts auszufüllen, nicht auf unhaltbare Projecte greifen, wie auf ein allgemeines Schiedsgericht oder gleichmäßig zu erfolgende Abrüstung, wie sie auf den sogenannten Friedenscongressen gefordert werden, aber nur auf Illusionen beruhen.[2]) Schiedsgerichte sind gewiß ein vortreffliches Mittel, Streitigkeiten zweier Staaten durch unparteiischen Spruch eines Dritten zu beseitigen, aber sie sind nur möglich, wenn die widerstreitenden Ansprüche juristisch formulirt werden können. Ein Schiedsgericht, das zwischen zwei unabhängigen Staaten entscheiden soll, muß stets durch einen Vertrag derselben eingesetzt werden, welcher die Competenz desselben und die zu entscheidenden Fragen feststellt: entstehen über diese Fragen Zweifel, so müssen sie durch die betreffenden Staaten beglichen werden, das Schiedsgericht kann nicht den Akt, welcher es selbst geschaffen hat, authentisch auslegen. Bei einer Ueberschreitung seiner Vollmacht kann jede Partei sich dem Spruch zu unterwerfen weigern und die Geschichte zeigt, daß dazu die Partei, gegen welche das Erkenntniß lautet, nur zu leicht geneigt ist. Das neueste Schiedsverfahren in größerem Styl bei der Alabamafrage beweist auch keineswegs, wie von den Friedensligas behauptet ist, daß dies Mittel geeignet sei, große internationale Streitfragen zu schlichten, der Spruch des Genfer Gerichts wurde nur möglich, weil England im Voraus entschlossen war, sich verurtheilen zu lassen und im Vertrage von Washington zugestanden hatte, daß ex post auf sein Verfahren Regeln angewandt werden sollten, welche seine Verurtheilung von vornherein nothwendig machten, es hätte zu gleichem, vielleicht besserm Ergebniß durch eine directe Verständigung mit den Vereinigten Staaten kommen können. Letztere aber haben den Spruch des Gerichtes nicht einmal correct ausgeführt, indem bis heute große Summen der Entschädigung noch nicht ausgezahlt sind, so daß entweder die letztere zu hoch bemessen war oder die Berechtigten nicht befriedigt sind. Immerhin war indeß der Streit, ob England durch gewisse Akte seine Neutralitätspflichten verletzt habe und welche Entschädigung dafür zu leisten sei, der Art, daß er eine juristische Entscheidung zuließ. Wer aber wird

---

[1]) Tüb. Zeitschr. f. Staatsw. Heft 2. Bd. 34.

[2]) So z. B. E. Hanson, the prevention of war, a plan and a plea. London 1871. E. de Laveleye, des causes actuelles en Europe et de l'arbitrage. 1873. Beide wollen ein internationales Tribunal zur Entscheidung der Streitigkeiten.

glauben, daß, wenn große widerstreitende Interessen politischer Natur sich gegenüberstehen, die Staaten geneigt sein würden, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen? Man denke sich nur, daß man 1859 Oesterreich und Sardinien, 1861 die Vereinigten und die Conföderirten Staaten, 1866 Oesterreich und Preußen, 1870 Frankreich und Deutschland aufgefordert hätte, doch nicht zu den Waffen zu greifen, sondern einen unparteiischen Dritten entscheiden zu lassen! „Die Krisen in der Weltgeschichte“, sagt treffend Trendelenburg[1]), „entstehen durch so tiefliegende Conflicte, daß sie sich einem Schiedsspruch fremder Staaten kaum unterwerfen lassen, immer würden die Nationen meinen, daß Parteilichkeit und Eifersucht, Eigennutz und nicht Gerechtigkeit den Schiedsspruch eingegeben habe. Was über einen Conflict juristischer Natur hinausgeht, entzieht sich richterlicher Entscheidung. Wo das Nationale hineinspielt, ist alles so individuell, daß jede Nation der andern das Verständniß dafür abzusprechen geneigt ist“.

Im englischen Unterhaus ist es allerdings dem Friedensapostel Mr. Richard gelungen, in einem dünnbesetzten Hause mit 10 Stimmen Mehrheit (98 gegen 88) eine Adresse an die Königin durchzusetzen, worin dieselbe ersucht wird, ihren Staatssecretär für Auswärtige Angelegenheiten zu instruiren, künftige Streitigkeiten durch Schiedsgerichte entscheiden zu lassen, aber welcher Unbefangene kann glauben, daß sich das tausendjährige Reich allgemeiner Brüderlichkeit durch derartige Resolutionen einführen lasse? Wurde doch die richtige Antwort der Königin, sie werde nicht verfehlen nach diesem Rathe zu handeln, sobald sich passende Gelegenheit biete (d. h. der Beschluß sei zu den Akten zu legen), mit Gelächter aufgenommen. Sollte nun ein allgemeines Schiedsgericht eingesetzt werden, so würden zunächst seine Zusammensetzung, seine Competenz, die Frage, nach welchem Recht es entscheiden solle, die größten Schwierigkeiten bieten. Für das Verfahren hat das internationale Institut für Völkerrecht sich die Mühe gegeben, einen Entwurf ausarbeiten zu lassen, der ja für Rechtslehrer und Politiker ein ähnliches Interesse haben mag, wie für Militärs der Plan eines Manövers. Indeß wird auch das beste Verfahren schwerlich das Schiedsgericht für Regierungen anziehend machen, so lange nicht die erwähnten viel schwierigeren Fragen gelöst sind. Wären sie es aber auch, so könnte von einem allgemeinen Schiedsgericht nur ein wirklicher Vortheil erwartet werden, wenn die Frage überhaupt beantwortet werden könnte, wie der Spruch gegen den Widerstrebenden vollstreckt werden soll? Daß dafür eine europäische Achterklärung nichts helfe, die der Abbé St. Pierre[2]) vorschlug, ergiebt sich daraus, daß er selbst hinzusetzte, der Verletzer „solle mit allen Mitteln zum Gehorsam gezwungen werden“, Zwang aber gegen Staaten ist Krieg.

Nicht besser steht es mit den Abrüstungsprojecten der Friedensvereine. Sieht man auch ganz ab von radicalen Versammlungen, wie eine solche am

[1]) Lücken im Völkerrecht S. 20.
[2]) Mémoire pour rendre la paix perpétuelle en Europe. 1715.

26. Aug. v. J. in Paris abgehalten wurde, deren Mitglieder sich in Angriffen auf Fürsten, Aristokratismus, Klerikalismus und Parasitismus überboten, so kommen doch auch die wohlmeinenden Bestrebungen der Friedensfreunde nur auf Utopieen heraus, welche auf einer von der Wirklichkeit absehenden idealen Weltanschauung begründet sind, wie z. B. die Versammlung vom 26. Sept. in Paris beschloß, daß eine aus Vertretern aller Nationen bestehende Commission genaue Daten über alle Rüstungen aufnehmen und so die Abrüstung anbahnen solle. Die großen Heere der Neuzeit sind nicht aus Lust an Soldatenspielerei oder Willkür eines mächtigen Willens entstanden, sondern dadurch, daß mit dem Fortschreiten der Civilisation die zu schützenden Interessen in stetem Steigen begriffen sind; Kriege, zu denen die Kräfte erst nach und nach verwendet wurden, waren fast stets lang wie noch zu unserer Zeit der amerikanische Bürgerkrieg, während die Kriege, in denen sofort mächtige Heere einander gegenüberstanden, meist kurz waren. Schon die Vereinbarung über die Abrüstung wäre überaus schwierig, besonders wenn sie eine allgemeine sein sollte, die durch eine Conferenz festzustellen wäre. Aber nehme man an, man habe sich geeinigt und es komme dann zwischen zwei Staaten mit ihren entsprechend verkleinerten Armeen zum Kriege. „Ist es denkbar", sagt Hauptmann von Reichenau mit Recht, [1]) daß derjenige Staat, dessen Armee zuerst in Nachtheil geräth, diese niederwerfen läßt, ohne ihr diejenigen Hilfsmittel, welche er noch im eignen Lande besitzt, zuzuführen, so lange er nur irgend hoffen kann, hierdurch die Sachlage zu seinen Gunsten zu ändern? Hier hilft kein Verbot, keine Convention über eine gewisse, nicht zu überschreitende Heeresstärke, der Ertrinkende klammert sich eben ohne Wahl an alles, was ihm erreichbar ist, denn es kann ihm etwas Schlimmeres nicht zustoßen als sein Untergang".

Selbst ein völkerrechtlicher Ausschuß, dessen gütliche Vermittelung die Staaten bei entstehenden Streitigkeiten nachzusuchen versprechen sollten, wie dies Trendelenburg vorschlägt, dürfte schwerlich von praktischem Nutzen sein.

Der Conflict der Staaten ist unvermeidlich, weil ihre Vielheit unaufhebbar ist und die verschiedenen Interessen derselben sich nicht immer friedlich ausgleichen lassen. Einen Weltstaat (civitas gentium) als Ziel der Entwickelung hinzustellen, ist nicht blos, wie Bluntschli meint [2]) ein Ideal, hinter dem die Wirklichkeit nur zurückbleibe, sondern ein falsch gefaßtes Ziel. Die von ihm angeführte Analogie der christlichen Kirche beruht auf Verwechselung der eigenartigen Natur von Kirche und Staat; das Wesen der Kirche ist kosmopolitisch, ihre Bestimmung ist, die Menschheit in einer sittlich-religiösen Einheit zu umfassen, das Wesen des Staates ist national, er bedarf der Unterlage eines bestimmt abgegrenzten Gebietes, der Weltstaat hätte keine Grenzen. Zum Wesen des Staates gehört die Unabhängigkeit, diese setzt Andere vor-

---

[1]) Ewiger Frieden und Abrüstung. Berlin 1878.

[2]) Allgem. Staatsrecht I. S. 63.

aus, von denen man nicht abhängt; deshalb ist nicht die Einheit, sondern eine gegliederte Gemeinschaft von Staaten, die ihre Beziehungen zu einander nach gewissen Normen regeln, das Ziel. Jeder Versuch eine sogenannte Universalmonarchie auch nur für ein beschränkteres Gebiet herzustellen, hat zu einer Tyrannei geführt, welche die Völker mit Aufgebot aller Kräfte abgeschüttelt haben. Die Besonderheit selbstständiger Staaten und ihr Aufeinanderwirken in einer rechtlichen Ordnung ist das Gesetz und die Bedingung ihrer Entwicklung, ein Weltstaat ist so unmöglich, wie eine Weltsprache. Si le genre humain, sagt Cauchy [1]), tout entier pouvait constituer un seul Etat, si les mêmes lois pouvaient le régir, il n'y aurait pas de droit des gens"

V.

Wenn wir aber nicht falsche Stützen für den Beweis des Völkerrechts suchen dürfen, so müssen wir uns anderseits auf einen Standpunkt erheben, welcher nicht auf einer eng legistischen Auffassung des Rechts beharrt. Da tritt uns zunächst, was die Rechtsfolge betrifft, die Thatsache entgegen, daß es in früheren Zeiten mit der Sanction auch des Privat-, Straf- und öffentlichen Rechtes sehr mangelhaft bestellt war. Im Mittelalter war Selbsthilfe eine gewöhnliche Form der Rechtshülfe, man vertheidigte sein Hausrecht mit den Waffen, gegen den Mörder galt Blutrache, der Zweikampf war selbst gerichtliches Beweismittel. Scheiternde Schiffe waren mit Mannschaft und Gütern dem Strandrecht preisgegeben; der Rechtsstreit der Stände ward in öffentlicher Fehde ausgefochten. Nur allmälig trat hier die schirmende Hand des Staates an die Stelle der Selbsthilfe und Schutzlosigkeit. Wo aber die staatliche Rechtshilfe fehlt oder versagt, da besteht noch heute die Selbsthilfe zu Recht; in einem Lande, in welchem die Regierung nicht die Macht oder den Willen hat, den Bürger gegen Angriffe auf Person und Eigenthum zu schützen, nimmt dieser seine Vertheidigung selbst in die Hand; ich bin straflos, wenn ich den Mörder, der mich in einsamer Nacht, wo kein Schutz der Obrigkeit erreichbar ist, überfällt, erschlage, denn ich bin im Stande der Nothwehr, wenn keine andere Hilfe möglich ist.

Aber auch da, wo der Staat den Willen und die Macht hat das Recht wirksam zu schützen, sehen wir den Rechtsbruch oft straflos bleiben und das liegt in der Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse überhaupt. Die besten Gesetze können niemals eine Herrschaft des Rechts aufrichten, die jedes Unrecht sicher ausschließt. Es wird immer Formen des mittelbaren Betrugs geben, die gesetzlich nicht zu fassen sind, Formen der Verleumdung, denen mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches nicht beizukommen ist. Ferner irren sich die Richter in der Anwendung der Gesetze, aus der hohen Pflicht der Rechtsprechung könnten in der Praxis sehr tadelnswerthe und ungerechte Urtheile hervorgehen; Anwälte verfechten das Recht ihrer Clienten nicht

[1]) Le droit maritime international I p. 16.

immer wirksam, der Thatbestand einer widerrechtlichen Handlung kann nicht ausreichend klar festgestellt werden, um dieselbe mit ihren gesetzlichen Folgen zu treffen, ja selbst das constatirte Verbrechen wird nicht immer bestraft, oft bleibt der Urheber desselben unentdeckt oder entzieht sich der Gerechtigkeit durch die Flucht. Mit einem Wort, die Verwirklichung des Rechtes ist, wie Ihering treffend dargelegt hat, ein fortwährender Kampf um's Recht, grade wie ein solcher in vielen Theilen der Rechtsbildung geführt wird, nur durch fortgesetzte Arbeit der Staatsgewalt wie des Volkes kann sich die Herrschaft des Rechtes behaupten und vervollkommnen, vollkommen wird sie nie werden.

Noch bedeutsamer ist das Beispiel straflosen Unrechts auf dem Gebiet, das sich am nächsten mit dem Völkerrecht berührt, dem Staatsrecht. Welch schwereres Verbrechen kann es geben, als den Hochverrath, der die Existenz des Staates selbst in Frage stellt und doch sehen wir oft genug, daß, während ein unglücklicher Versuch des Hochverraths hart gestraft wird, der erfolgreiche Hochverrath sich selbst auf den Thron setzt und Quelle neuer Gesetze wird. Das gilt für die Empörung der Massen, wie für die Palastrevolution und den Staatsstreich. Gewiß wirkt solcher strafloser Rechtsbruch auf öffentlichem Gebiet weit verhängnißvoller, als wenn derselbe vereinzelt im Privat- oder Strafrecht vorkommt, weil er alle Verhältnisse berührt und das Rechtsgefühl im Allgemeinen tief erschüttert, aber so wenig man aus solcher erfolgreichen Verletzung des Staatsrechtes folgern darf, daß dasselbe überhaupt vom Gutdünken Derer abhinge, die sich möglicher Weise straflos darüber hinwegsetzen können, so wenig kann man das Völkerrecht deshalb läugnen, weil erfolgreiche Verletzungen desselben vorkommen, man vergißt dabei, daß die Beobachtung des internationalen Rechtes die Regel bildet, welche stark genug ist, den natürlichen nationalen Egoismus in Schranken zu halten, sei dies nun aus Achtung vor dem Rechte selbst, sei es aus Furcht vor den Folgen der Verletzung.

Wenn sodann angeführt wird, daß bei völkerrechtlichen Sätzen die im Voraus festgesetzte Rechtsfolge fehle, so ist dies einmal nicht allgemein richtig, es steht unzweifelhaft fest, daß jeder Staat Seeräuber als Feinde des öffentlichen Friedens ergreifen und richten darf, daß, wer Contrebande verschifft, sich deren Wegnahme aussetzt, daß ein gefaßter Spion, ein Offizier, der seine Parole gebrochen, mit dem Tode bestraft werden kann. Das Organ zur Verwirklichung des Rechtes, des Willens der Gesammtheit ist also da, es sind die Einzelstaaten, die im Dienst der Gesammtüberzeugung handeln, nicht etwa blos in ihrem Privatinteresse. Muß anderseits zugegeben werden, daß für viele und gerade wichtige Normen des Völkerrechts die volle Sanction der lex perfecta fehlt, so lassen sie sich doch auf die Länge so wenig ungestraft verletzen, als das Recht innerhalb des Staates sich durch eine übermüthige Partei, Mißbrauch der Majoritäten, Revolution oder Staatsstreich dauernd vergewaltigen läßt. Man muß nur festhalten, daß das Recht zwar seinem Wesen nach als Schranke des Einzelwillens, nicht aber in jeder einzelnen

Form seiner Erscheinung ein Absolutes ist, sondern vielmehr ein Relatives, das sich mit seinen materiellen Voraussetzungen ändern muß. Ist das schon im Privatrecht der Fall, so daß z. B. der Eigenthumsbegriff im römischen und deutschen Recht verschieden ist, daß dem Erbrecht eines Volkes das als unumstößlicher Satz gilt, was ein anderes ebenso entschieden verwirft, so ist dies noch mehr im öffentlichen Recht der Fall. Zu allen Zeiten haben Staaten unter Gesetzen geblüht, die wir heute als unerträglich betrachten würden, eine Staatsverfassung, die nicht mit den thatsächlich veränderten Verhältnissen des Volkes wächst, bricht bei einem Stoß zusammen, wie ein morscher Baum vor dem Sturm. So ging es mit der alten abgestorbenen deutschen Reichsverfassung, die, als sie verschwand, von niemand anders vermißt wurde, als von dem alten Pütter, dem plötzlich der Gegenstand seiner Vorlesungen abhanden gekommen war; so war es auch 1866 mit der 1850 hergestellten Bundesverfassung.

In noch höherem Maße gilt dies für das Völkerrecht, nach seinen Normen werden oft Verhältnisse auf lange hinaus geregelt, z. B. durch Staatsverträge, die nicht auf bestimmte Frist geschlossen sind; werden solche öfter gebrochen als privatrechtliche, so liegt das mit darin, daß letztere sich viel rascher abwickeln, in internationalen Verhältnissen aber Ereignisse oft derartige sachliche Veränderungen bewirken, daß der formell zu Recht bestehende Vertrag zu einer unerträglichen Fessel wird. Formell hatten Oesterreich und die italienischen Fürsten 1820 das Recht zu verabreden, daß die letzteren in ihren Staaten keine andere Verfassung einführen würden, als die, welche im lombardisch-venetianischen Königreich bestehe, aber diese Bestimmung unterband die ganze nationale Entwickelung Italiens und daher mußte die Abschüttelung des Hemmnisses früher oder später mit Nothwendigkeit eintreten. Man sollte sich deshalb gewiß bei internationalen Abmachungen ebenso hüten, von Ewigkeit zu sprechen, als es vermeiden, bei Regelung höchst irdischer Angelegenheiten den Namen der Dreieinigkeit oder Gottes des Allmächtigen anzurufen, ewig und unveränderlich ist nichts in dieser Welt und das „au nom de la très sainte et indivisible Trinité,“ was bis vor Kurzem als Eingang wichtiger Verträge üblich war, hat nicht gehindert, daß die größten materiellen Ungerechtigkeiten durch dieselben gutgeheißen wurden.

Ebenso aber zeigt die Geschichte, daß eine beharrliche Verletzung dessen, was zu einer gegebenen Epoche wirklich internationales Rechtsbewußtsein war, nie auf die Dauer ungestraft geblieben ist. Das Wort Schillers „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ ist zwar nur theilweise wahr, weil erfahrungsmäßig nicht jedes Unrecht im Völkerleben auf Erden seine Strafe findet. Aber gewiß vollzieht sie sich in bei weitem den meisten Fällen an Einzelnen wie an Staaten. Die Eroberer des Alterthums und der Neuzeit, welche mit dem Wohl der Völker spielten, um ihrem Ehrgeiz zu fröhnen, haben doch schließlich ihren Meister und ihre Strafe gefunden. Ludwig XIV., Napoleon I. haben das Völkerrecht ihrer Zeit mißachten können, aber haben traurig ge-

endet; führte Napoleon III. der Staatsstreich vom 2. December schließlich doch nach Sedan, so starb sein Oheim, dessen Ketten das ganze Festland getragen hatte, auf St. Helena. Nicht minder rächt sich das Unrecht der Nationen. Kann ihnen der Natur der Sache nach auch nicht im technischen Sinne wie dem Einzelnen eine Strafe zuerkannt werden, so ist doch die Folge, welche ihr Unrecht trifft, im Verlust von Land und Leuten, Zerstörung von Hilfsquellen, Zahlung von Contributionen, Minderung des Ansehens und der politischen Machtstellung, wahrlich nicht minder fühlbar, als für den Einzelnen die Freiheitsstrafe. Es gilt auch hier das Sprüchwort: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber trefflich klein". Man muß nur im Völkerleben auf längere Perioden zurückblicken. Ranke erwiderte im Herbste 1870 auf die Frage von Thiers: A qui donc faites-vous la guerre, puisque l'empire n'est plus? — A Louis quartorze.

Was sodann den Krieg betrifft, so ist zuzugeben, daß diese Art der internationalen Selbsthilfe eine sehr rohe ist, nicht weil sie Gewalt anwendet, denn diese findet auch im Staat gegen den Verbrecher statt, sondern weil die Zufügung des Uebels nicht von vornherein begrenzt ist wie die Strafe, weil dasselbe zunächst oft solche, die bei dem Unrecht oder Streit gar nicht betheiligt sind, weit mehr trifft, als die, welche den Krieg verursacht, weil auch der Theil, der den ungerechten Angriff zurückweist, leidet und endlich, weil selbst ein gerechter Krieg dem Gegner oft viel größern Schaden zufügt, als das begangene Unrecht rechtfertigt. Wenn nichts desto weniger derselbe unvermeidlich bleibt, so ist der Grund folgender. Das Privatrecht beginnt schon mit der Autorität des Familienhauptes, die ersten Anfänge des öffentlichen Rechtes sind da, wenn an die Spitze des Stammes ein Fürst tritt, der allein oder mit Zuziehung der Vornehmsten und Weisesten Befehle giebt, denen sich alle zu unterwerfen haben. Ein Theil des Rechtes im Staate entwickelt sich ruhig der Sprache gleich aus der Sitte und den Verhältnissen des Verkehrs; um andere Institutionen und grade um solche, welche große Interessen umfassen, wird ein lebhafter Kampf geführt, die Aufhebung der Sklaverei und Eigenhörigkeit, die Gleichberechtigung der Stände, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, die Beseitigung des Zinsenverbotes, die Freizügigkeit u. s. w. sind im harten Kampfe durchgesetzt. „Nicht selten, sagt Ihering (l. c. S. 15) bezeichnen Ströme von Blut, überall aber zertretene Rechte den Weg, den das Recht dabei zurückgelegt hat". Wie viel schwerer muß sich zwischen unabhängigen Völkern ein Recht bilden; der äußere Wille, der es auferlegen könnte, fehlt, es kann nur aus einer langen Reihe von Begegnungen hervorgehen, die zuerst feindlich sein mußten, ehe man zu Vergleichen und Ausgleichen kommt, aus denen internationale Regeln hervorgehen können. Zwei wilde Stämme, die sich in der Wüste treffen, kennen gegeneinander nur das Recht des Stärksten, war dies in den Anfängen alles Völkerlebens so, so konnte man nur langsam dazu gelangen, die Rechte der Staaten im Frieden festzusetzen, noch später gelang es, gewisse

Grenzen abzustecken, die auch dem Kriegsrecht heilig sein sollen; weil die bedeutendsten Staaten des Alterthums als einigendes Princip eben nur ihre eigne Herrschaft über andre Völker kannten [1]), hatten sie kein wahres Völkerrecht. Zeigt auch das Verfahren des römischen Collegiums der Fecialen eine Instruction des internationalen Processes und damit das Bewußtsein, daß der Krieg erst eintreten solle, wenn die friedlichen Mittel erschöpft, so war dies doch nur eine Form, die nicht hinderte, daß der Krieg materiell höchst ungerecht sein konnte. Verträge mit andern Völkern als Gleichberechtigten finden wir nur, so lange Rom noch zu schwach ist, andern Völkern das Gesetz zu geben. Erst das Christenthum hebt principiell den Gegensatz der antiken Welt von herrschenden und dienenden Völkern auf und stellt das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechtes her; und doch wie lange dauerte es, ehe sich selbst unter christlichen Staaten ein Rechtsbewußtsein über das, was in den Beziehungen zu einander erlaubt war, bildete: war doch z. B. dem ganzen Mittelalter der Begriff der Neutralität ebenso fremd wie dem Alterthum, man kannte nur Feinde und Freunde. Und kann dies Wunder nehmen, wenn man sieht, wie schwer es ward, der Selbsthilfe im Staate Schranken zu ziehen, wie selbst die Kirche sich begnügen mußte, den Unfug der Privatfehde nur zu mindern, indem sie dieselbe auf gewisse Tage beschränkte und gewisse Kategorieen an Personen und Sachen als befriedete hinstellte. Man vergleiche mit jenem Zustande der permanenten innern und äußern Fehde unsere Zeit, wo doch die Staaten nur bei großen Fragen zu den Waffen greifen, um das durchzusetzen, was sie als ihr Recht behaupten. Daher bei jedem Ausbruch des Krieges die Bemühung jedes Theiles, die Welt zu überzeugen, daß er im Recht, der Gegner im Unrecht sei, daher das Streben des Siegers, seiner thatsächlichen Ueberlegenheit auch die rechtliche Sanction durch Zustimmung des Besiegten und der übrigen Mächte zu schaffen. Auch der Stärkste, sagt Rousseau, fühlt sich nicht stark genug ohne das Recht. Allerdings dient die gewaltsame Form, in der die Staaten durch Krieg das verfolgen, was sie als ihr Recht behaupten, dem Recht wie dem Unrecht, je nachdem sie gebraucht wird. Der Erfolg entscheidet vorläufig, nicht endgiltig über die Berechtigung des Anspruchs, wie im Privatstreit der Zweikampf. Aber die Möglichkeit des ungerechten Krieges ist nicht auszuschließen, wenn die Möglichkeit des gerechten bleiben soll und diese ist, wie die Dinge einmal liegen, die letzte Instanz des Rechtsschutzes in internationalen Verhältnissen. Der Staat darf das Recht nicht zu Gunsten des Unrechts preisgeben, ohne durch höhere Interessen oder Nothwendigkeit dazu gezwungen zu sein, das gilt für den Verlust einer Provinz wie für das gekränkte Recht

[1]) Man sehe z. B. Dig. 751 XLIX., 15. De capt. et postl. wo Proculus behauptet, ein Volk höre nicht auf frei zu sein, wenn vertragsmäßig festgestellt „ut is populus alterius populi maiestatem comiter conservaret“ „Rome n'était pas, à proprement parler, une monarchie ni une république, mais la tête du corps formé par tous les peuples du monde“. (Montesquieu Grandeur et décadence des Romains. ch. 6.)

des geringsten Bürgers. Er kann nicht die Moral üben, Beleidigungen zu vergeben wie der Einzelne, denn dieser hat, falls seine Versöhnlichkeit den Verletzer immer frecher macht, die Möglichkeit, jeden Augenblick bei dem Richter Schutz zu finden. Ein Staat hat solchen Anhalt nicht, er darf sich keiner Schwäche in der Wahrung seiner Rechte schuldig machen, in seinem Recht vertheidigt er das Recht. Ja, seine Vertheidigungspflicht beschränkt sich nicht auf sein Recht, er soll nicht dem Unrecht, das Andern angethan wird, ruhig zusehen, sondern demselben nach dem Maße seiner Kräfte entgegentreten, denn der Erfolg des Unrechtes gefährdet das Recht überhaupt. Nichts ist deshalb oberflächlicher, als collective Garantieen deshalb zu bekämpfen, weil sie die Garanten in Krieg verwickeln können, eben daß der Verletzer den Widerstand der Garanten fürchten muß, hindert die Verletzung, das hat sich an der Neutralität Belgiens und der Schweiz bewährt. Und wie oft hat eine Collectivintervention oder nur die Furcht davor Vergewaltigungen Schwacher verhindert. Ein egoistisches Sichzurückziehen großer Staaten von solchen Pflichten der internationalen Gemeinschaft würde die nothwendige Folge haben, die Kleinen der Willkür ihrer großen Nachbarn auszusetzen [1]). Wirksam aber wird der Schutz nur durch den Krieg als ultima ratio. Im gerechten Krieg finden wir wie in der unparteiischen Rechtsprechung die Wage und das Schwert vereint, im ungerechten fehlt die Wage so gut wie bei dem feilen und servilen Richter, die Fälschung des Rechts durch die Creaturen der Stuarts schlug dem Rechtsbewußtsein des englischen Volkes ebenso tiefe Wunden, wie im internationalen Leben ein verwerflicher Krieg es thut. Ist es auch unvermeidlich, daß selbst in dem gerechtesten, volksthümlichsten Kriege die Elemente roher Gewalt sich geltend machen und zwar um so mehr, je erbitterter und länger der Kampf ist, — richten daher die Uebertreibungen sich selbst, mit denen Hegel, Treitschke und Lasson den Krieg als solchen schlechthin feiern [2]) so sind die wohlthätigen Folgen eines gerechten

---

[1]) Lasson behauptet freilich, kleine Staaten sollten gar nicht vorhanden sein, denn sie seien eine Gefährdung des Friedens, der Zankapfel der Mächtigen, der natürliche Anlaß und Schauplatz der Kriege, durch ihre bloße Existenz gedrängt, mit rastlosen Intriguen die Großen, die ihnen schaden könnten, uneinig zu halten. (S. 109.) Eine ärgere Verkehrung des Sachverhalts kann es nicht geben, wann haben Belgien, Holland, die Schweiz die Uneinigkeit zwischen ihren Nachbarn geschürt? Diese kleinen Staaten haben vielmehr die Conflicte großer Staaten verhindert, würden sie von diesen verschlungen, so würden zwischen denselben die Reibungen häufiger werden und daraus neue Kriege entstehen.

[2]) Hegel feiert förmlich den Krieg als solchen, weil in demselben der Einzelne sich am vollständigsten dem Staate hingiebt. Treitschke sagt an ihn anknüpfend (Histor.-polit. Auff. III. S. 535): „Die Hoffnung den Krieg aus der Welt zu vertilgen, ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich" und behauptet, nur zwei Staatsmänner hätten die höchste Staffel des Ruhms erstiegen, ohne selbst das Schwert zu führen, Cavour und Bismarck und auch sie seien geistige Führer siegreicher Heere, — als ob Chatham, Pitt, Stein und Peel nicht gelebt.

Krieges doch nicht zu unterschätzen. Treffend sagt Trendelenburg[1]): „Wenn der Friede gewollt ist, aber der Krieg unvermeidlich wird, so hat dieser eine sittliche Bedeutung ohne Gleichen. Man kann auf ihn die alten Worte des Livius anwenden: iustum bellum quibus necessarium, et pia arma, quibus nulla nisi in armis relinquitur spes. In gutem Gewissen unternommen, wird ein solcher Krieg, selbst bei ungewissem Ausgang, ein Erreger der nationalen Kraft, ein Pfleger der Vaterlandsliebe, ein Erneuerer des im Laufe der Zeit alt und morsch Gewordenen. Es gilt dem nothwendigen Uebel Gutes abzugewinnen und aus der Noth der Menschheit eine Tugend zu machen. Dies geschieht wirklich, wenn die Schule für den Krieg eine allgemeine Schule der Tapferkeit und des Gehorsams, der strengen und prompten Pflichterfüllung wird. Hätte der Völkerbund einen trägen Frieden zur Folge, in welchem die Manneskraft und der Mannesmuth des Staates für das Recht einzutreten, erlahmte, so wäre es besser, die Kriege, die den Mann stählen und erproben, ungeachtet ihrer Schrecken, gewähren zu lassen. So entsteht für die Staaten eine doppelte nur scheinbar entgegengesetzte Pflicht, auf der einen Seite, die, im Streit der Völker um das Recht alle solche Mittel bis zum letzten hin zu versuchen, welche dem Recht, dem graden Gegensatz der physischen Gewalt, zur Schlichtung oder Entscheidung gemäß sind, auf der andern die Pflicht, für die kriegsbereite Tapferkeit der Nation zu sorgen, ohne welche es keinen dauernden Frieden giebt". Die Vorbereitung auf den Krieg, wie eventuell der Krieg selbst hindern das Verkommen in materiellen Interessen, die Verknöcherung der Lebenskräfte eines Volkes, Staaten die nicht mehr wagen Krieg zu führen, wie Venedig und die Niederlande vor der Revolution, sind dem Untergang bereits verfallen. Der Krieg verbindet oft mehr als der Handel, die Waffenbrüderschaft von 1870/71 hat das deutsche Volk wirksam geeint. Selbst da, wo der Krieg zum Aeußersten führt, zur dauernden Vernichtung eines Staats (debellatio) fällt nur die unlebensfähig gewordene Organisation des Volkes, es selbst bleibt als Theil des Staatswesens bestehen, in welches es aufgeht. Endlich aber tritt auch im Kriege selbst nicht Rechtlosigkeit ein, sondern das Kriegsrecht an die Stelle des Friedensrechtes. Es trifft allerdings die Sache nicht, wenn Bluntschli sagt: (Völkerrecht § 511): „In der Regel ist der Krieg ein Rechtsstreit zwischen Staaten als Kriegsparteien über öffentliches Recht". Das einzige, was der Krieg mit einem Rechtsproceß gemein hat, ist, daß er zur Entscheidung eines Streites führen soll. Ein Rechtsstreit kann den Anlaß zum Krieg geben, der Krieg selbst ist immer physischer Kampf, zu welchem, wie v. Hartmann sagt, „Staaten oder Parteien im Staat übergehen, um gewaltsam einen Gegensatz zu beseitigen, in den entweder ihre realen Interessen, oder ihre idealen Ueberzeugungen und Ansprüche, oder endlich beide gleichzeitig mit einander gerathen waren, und für den sie auf dem

[1]) Lücken des Völkerrechts. S. 23.

Boden des Rechts und des Vertrags den Ausgleich nicht hatten finden können. Des Krieges eigenthümliche Gestaltung erwächst der Gegnerschaft zweier Kämpfenden, welche in continuirlicher Wechselwirkung auf einander Gewalt mit Gewalt zu begegnen bestrebt sind. Das Endziel des Krieges wird erreicht sein, wenn der Wille des Einen der beiden Gegner gebrochen ist, oder sich anderweitig zum Nachgeben bewogen findet". (Militär. Nothwendigkeit und Humanität S. 20.) Aber dieser Kampf verläuft in gewissen Schranken und zwar sind diese nicht blos, wie Hartmann meint, durch Brauch und Sitte gezogen, sondern durch das Recht. Man wird ihm freilich beistimmen, daß an die Barbareien der Kämpfe im Orient, Centralasien und Indien nicht derselbe Maßstab zu legen ist wie an die civilisirten Völker. Thiers sagte vom letzten russisch-türkischen Krieg voraus: „ce sera la guerre de deux barbares" und doppelt schwer trifft die Verantwortlichkeit den, der solche Elemente entfesselt, drängen die Verhältnisse dazu, so stehen wir dem gegenüber, wie verderblichen Naturereignissen, Pest und Ueberschwemmung, gegen die man sich schützt, wie man kann. Auch bei gesitteteren Völkern zeigen sich oft grauenhafte Erscheinungen, wo die Erbitterung nach langer Unterdrückung sich Luft macht, wo schroffe Gegensätze in Nationalität und Religion einander gegenüberstehen, oder wo die Bestie im Menschen entfesselt ist, wie bei der Commune. Aber wie unter civilisirten Völkern, für den Kriegsfall selbst, stets die Rechtsfrage aufgeworfen wird, so hört für sie im Krieg nicht die Herrschaft des Rechtes einfach auf, um der regellosen Gewalt Platz zu machen. Eine Reihe von Verträgen sind ausdrücklich für den Kriegsfall geschlossen, sowohl collective wie die Pariser Declaration, die Genfer Convention u. s. w., als auch solche zwischen den Contrahenten und nunmehrigen Kriegführenden, ausdrücklich wird in solchen erklärt, wenn unglücklicher Weise ein Krieg zwischen beiden ausbrechen sollte, so solle folgendes gelten 2c. Aber auch hiervon abgesehen, werden durch den Krieg nur solche Verträge annullirt, die nothwendiger Weise den Friedenszustand zwischen den Contrahenten voraussetzen, wie Allianz- und Verkehrsverträge, andere, wie z. B. Grenzverträge sind nur suspendirt und treten, wenn der Friedensschluß sie nicht ausdrücklich ändert, ipso iure wieder in Kraft. Endlich aber giebt es auch für die Kriegsführung ein Kriegsrecht. Woher sonst der gerechte Unwille, mit dem der Bruch der Parole, die Verrätherei, die Verletzung der Genfer und Petersburger Convention den übrigen Staaten denuncirt wird, während man die Tapferkeit des Widerstandes einer Besatzung durch ehrenvolle Capitulation anerkennt? Doch nicht, weil der Gegner einen bloßen Brauch verletzt hat, sondern weil die Rechtsüberzeugung der civilisirten Welt gekränkt ist. Und warum gilt nicht mehr das barbarische courir sus aller Unterthanen des einen gegen die des anderen, warum gesteht der Kriegsgegner wie der Neutrale nur Staaten oder doch staatlich organisirten Mächten die Rechte eines Kriegführenden zu? weil eben nur solche im Stande sind, sich für den Kampf Verbindlichkeiten, also Beschränkungen im Gebrauch der

Gewalt aufzuerlegen, sich dauernd oder für bestimmte Vorkommnisse an Bedingungen zu binden. Diese Beschränkungen mögen von der Doctrin zu weit getrieben sein, welche die Forderungen der militärischen Nothwendigkeit vom grünen Tisch aus nicht richtig beurtheilt hat, aber sie bestehen, sie haben rechtlichen Charakter und rächen sich empfindlich an dem Uebertreter.

VI.

Was den fernern Einwand gegen die positiv rechtliche Natur des Völkerrechts betrifft, daß es kein Gesetzbuch giebt, nach dessen Paragraphen die internationalen Beziehungen und Streitigkeiten zu beurtheilen seien, wie die der Privaten nach dem Code oder preußischen Landrecht, so muß man sich allerdings auch hier vor falschen Stützen hüten und nicht als allgemein giltige völkerrechtliche Normen Verträge und Gesetze einzelner Staaten anführen. Verträge schaffen kein allgemein geltendes internationales Recht, sondern nur Rechtsverhältnisse unter den Contrahenten, binden also nur diese, und Gesetze der Staaten gelten nur für die, die sie erlassen, selbst wenn sie in mehreren Staaten gleich lauten. Man muß vielmehr anerkennen, daß das Völkerrecht allein auf dem Rechtsgrund ruht, der vor allen geschriebenen Gesetzen bestand und aus dem diese sich stets wieder ergänzen müssen, dem Gewohnheitsrecht, dessen Macht die unmittelbare Befriedigung eines rechtlichen Bedürfnisses ist. Was im Verkehr der Einzelnen und der Gesammtheit aus verschiedenen Gründen geübt wird, ist der Stoff für das sich bildende Recht, welches zu der herkömmlichen, thatsächlichen Regel, der inveterata consuetudo die bindende Verpflichtung fügt. Weil das Volk sich bewußt wird, daß die Befolgung jener Regel nur Ausdruck des innern Wesens eines Lebensverhältnisses, also nothwendig ist, wird die Regel Rechtsüberzeugung der Gesammtheit, diese äußert sich in übereinstimmendem Handeln, schließt aber alles Zufällige aus, weil jeder Uebungsakt nur Geltendmachung der Ueberzeugung ist und deshalb auch den widerstrebenden Einzelwillen sich unterwirft, so daß die That sich nach der Ueberzeugung richten muß.

Ein solches gemeines Gewohnheitsrecht besteht für das Verhalten der civilisirten Staaten zu einander, es umfaßt diejenigen Normen, welche die Staaten für ihre Beziehungen, nicht etwa blos als gegenseitige Zugeständnisse oder herkömmlichen Gebrauch, sondern als förmlich bindendes Recht anerkennen, auch ohne daß sie sich durch einen besondern Akt dazu verpflichtet hätten. Eben deshalb ist es unrichtig, wenn Lasson die Regeln des Völkerrechts nur als Klugheitsregeln auffaßt. Zugegeben, daß dieselben in vielen Fällen nur deshalb beobachtet werden, weil der betreffende Staat ihre Beobachtung gegen sich selbst durch andre sichern will und weiß, daß ihre Verleugnung ihn von der Theilnahme am Staatenverkehr ausschließen würde, so ist damit so wenig gegen den rechtlichen Charakter jener Regeln etwas bewiesen, als es den des Strafrechts berührt, wenn jemand nur aus Furcht vor Gefängniß nicht stiehlt.

Denn jene Furcht vor dem Ausschluß aus der Gemeinschaft civilisirter Staaten beruht darauf, daß die Rechtsüberzeugung derselben gegen den Verletzer energisch genug reagiren werde, um jenen Ausschluß herbeizuführen. Der Unterschied vom Gewohnheitsrecht im Staate ist nur der, daß dort die Individuen, im Völkerrecht die Staaten selbst die rechtsbildenden Factoren sind, weil eben nur unabhängige Staaten im internationalen Leben als Rechtssubjecte erscheinen. Das Ergebniß dieser Rechtsbildung aber steht in beiden Fällen gleichmäßig über den Factoren, im Staate über den Individuen, im Völkerrecht über den Staaten[1]). Wenn Fricker dagegen einwendet: „Sofern nun aber über den Staaten eine Autorität irgend einer Art schlechterdings nicht construirt werden könnte, würde auch das Gewohnheitsrecht nicht zu wirklicher Realität gelangen; es würde prätendiren, Autorität über den Staat zu haben, ohne doch getragen zu sein von einer realen Autorität über den Staaten" (Tüb. Ztschr. Bd. 34. S. 391), so scheint er uns diesen Einwurf bereits selbst in seiner frühern Abhandlung über dasselbe Thema widerlegt zu haben, indem er sagt: „Wenn man das Recht aus der Autorität entspringen läßt, so stellt man die Autorität außerhalb des Rechts und entbehrt so das Recht jener tieferen Begründung, in welcher auch die Berechtigung der Autorität mit enthalten sein muß, dann ist es seinem Wesen nach nicht zu unterscheiden von der bloßen Thatsache, der Gewalt" (Tüb. Ztschr. Bd. 28 S. 92). Bestände ein solches gemeines Gewohnheitsrecht im internationalen Leben nicht, wie wäre es zu erklären, daß die Staaten sich fortwährend darauf berufen, sei es um Ansprüche, sei es um Beschwerden zu begründen? So erklärten am 15. Nov. 1818 in Aachen die Vertreter der fünf Großmächte deren unwandelbaren Entschluß: „de ne jamais s'écarter, ni entre eux ni dans leurs relations avec d'autres états de l'observation la plus stricte des principes du droit des gens, principes qui dans leur application peuvent seuls garantir efficacement l'indépendance de chaque gouvernement et la stabilité de l'association générale". So heißt es im Art. 7 des Pariser Vertrags vom 30. März 1856, die Pforte sei zugelassen „à participer aux avantages du droit public et du concert européen". Die Reform des Kriegsseerechts vom 16. April wird vom Pariser Congresse damit begründet, daß, da es wünschenswerth sei, gewisse Streitfragen desselben zu beseitigen und eine „doctrine uniforme sur un point aussi important" herbeizuführen, die Mächte beabsichtigten „à introduire dans les rapports internationaux des principes fixes à cet égard" und die übrigen Staaten aufzufordern, dem beizutreten. Wie kann man etwas reformiren, was nicht besteht? Die Londoner Conferenz zur Regelung der Pontus-Frage beginnt damit, daß sämmtliche Bevollmächtigte am 17. Januar 1871 ein Protokoll unterzeichnen, wo-

---

[1]) Auch Savigny anerkennt, daß unter verschiedenen Völkern eine ähnliche Gemeinschaft des Rechtsbewußtseins entstehen könne, wie sie in einem Volke das positive Recht erzeugt. (System I. S. 33.)

durch sie anerkennen „que c'est un principe essentiel du droit des gens, qu'aucune Puissance ne peut se délier des engagements d'un traité, ni en modifier les stipulations, qu'à la suite de l'assentiment des Parties Contractantes". In dem Depeschenwechsel von Lord Derby und Fürst Gortschakoff über den Entwurf der Brüsseler Conferenz zur Feststellung des Kriegsrechts berufen sich beide auf die anerkannten Grundsätze des Völkerrechts in dieser Hinsicht, der Unterschied ist nur, daß Lord Derby behauptet, dieselben seien schon genügend formulirt, während der russische Kanzler der Ansicht ist, daß sie der nöthigen Präcision und Klarheit ermangeln und deshalb der Entwurf „essaye de suppléer dans la mesure du possible, à ces incertitudes, à ces lacunes et à ces contradictions" (Dép. du 5 Févr. 1875). Was die Anschuldigungen über Verletzungen des Völkerrechts betrifft, so sind sie so zahlreich, daß man kaum Beispiele dafür anzuführen braucht, wir erinnern nur an die Circulare des Grafen Bismarck, welche den Bruch der Parole französischer Officiere, die Grausamkeiten der Turcos, das Feuern auf Parlamentäre u. s. w. hervorhoben.

Der negative aber ebenso wirksame Beweis dafür, daß ein Völkerrecht bestehe, liegt darin, daß kein Staat einen anerkannten Satz desselben durch seine Gesetzgebung aufheben kann. Nach Völkerrecht steht es jeder Regierung frei Gesandte anzunehmen oder zu verweigern, nimmt sie dieselben aber an, so muß sie auch ihre völkerrechtlichen Privilegien respectiren, einerlei ob diese in den nationalen Gesetzen ausdrücklich anerkannt sind oder nicht, sie kann also nicht etwa durch solche sich das Recht beilegen, eventuell auch Gesandte zu verhaften oder zu bestrafen. Es steht ferner fest, daß Staatsverträge nicht wie Privatverträge durch die Unterzeichnung der Mandatare perfect werden, sondern erst durch die Ratification der Staatsoberhäupter, kein Staat kann von dem andern verlangen, daß derselbe von diesem Erforderniß absehe. Das Völkerrecht ist von vornherein ein Theil des geltenden Rechtes jedes Staates, wie Sir W. Scott sagte: „the law of nations is part of the common law of England", ja es steht über dem nationalen Recht, wenn dieses hinter den Verpflichtungen des Völkerrechtes zurückbleibt. Das hat sich in dem Streit Englands und der Vereinigten Staaten über die Ausrüstung südstaatlicher Kreuzer in den Häfen des ersteren gezeigt. Lord Russell erwiderte auf die Beschwerden des amerikanischen Gesandten, daß das englische Gesetz nicht ausreichend sei, jene Ausrüstung in allen Fällen zu hindern, obwohl er selbst den conföderirten Agenten gegenüber das Verfahren, auf britischem Gebiet Schiffe zum Kriege gegen einen mit England befreundeten Staat zu bauen, als „vollständig widerrechtlich und offenbar beleidigend für die britische Krone" bezeichnete. Der amerikanische Gesandte erwiderte, die Unzulänglichkeit der englischen Gesetze sei keine Entschuldigung, da es völkerrechtlich feststehe, daß es mit der Neutralität unvereinbar sei, den Bau von Kriegsschiffen für einen der Kriegführenden zu dulden, daß er darin Recht hatte, zeigte der Bericht der englischen Commission über die Revision

der Neutralitätsgesetze, welche 1867 erklärte, daß erst die Annahme der vorgeschlagenen Verbesserungen das nationale Recht „in Einklang mit Ew. Majestät internationalen Verpflichtungen“ bringen würden. Obwohl also jener Einklang früher nicht bestand, bestand doch die Verpflichtung, und demgemäß mußte England für die Verletzung derselben Genugthuung geben. Umgekehrt kann, wenn die nationalen Gesetze über die völkerrechtlichen Verpflichtungen hinausgehen, kein auswärtiger Staat aus der Verletzung der ersteren ein Klagerecht herleiten, so lange die letzteren erfüllt werden. So hatten z. B. 1854 die Regierungen des Zollvereins die Pferde- und Waffendurchfuhr verboten, die englische Regierung beschwerte sich darüber, daß dennoch belgische Waffentransporte durch Deutschland nach Rußland gingen, der Minister von Manteuffel lehnte es ab, auf diese Klage überhaupt einzugehen, da kein neutraler Staat völkerrechtlich verpflichtet sei, die Waffendurchfuhr zu verbieten, also auch wenn das nationale Gesetz wirklich verletzt wäre, der Kriegführende sich nicht beschweren könne. In beiden Fällen ist also anerkannt, daß die völkerrechtlichen Verpflichtungen unabhängig von den innern Gesetzen sind.

Wenn eine Befugniß, sich von diesen Verpflichtungen loszusagen, doch behauptet ist, so ist das mit einem Schein von Berechtigung nur möglich gewesen, indem man bestrittene Punkte gewählt hat, die eben deshalb noch nicht zum anerkannten Völkerrecht gehören. Ist es aber nicht gräde ein glänzender Beweis für die siegreiche Kraft der internationalen Rechtsbildung, daß trotz der so vielfach sich widersprechenden Interessen der Nationen, trotz verschiedener Religionen, Sitten und Regierungsformen, es möglich geworden, ein System des Völkerrechts zu geben, welches sich in dem Maße immer mehr vervollständigt und ausbildet, als die Streitfragen desselben beschränkt werden?

Was sodann die nationalen Gesetze und die Verträge der Staaten untereinander betrifft, so sind sie zwar, wie erwähnt, nicht unmittelbare Quellen des Völkerrechts, wohl aber bilden sie wichtige Beweise für die internationale Rechtsüberzeugung und Formen, in welchen derselben ein erhöhter Ausdruck gegeben wird. Was die Gesetze anlangt, die dem internationalen Gewohnheitsrecht für einzelne Staaten eine besondere Sanction verleihen, so ist es zwar unbestreitbar, daß auf dem Gebiet des Völkerrechtes nicht derselbe Gegensatz zwischen dem gewillkürten Recht (iubeo) und dem unbewußt sich bildenden Gewohnheitsrecht besteht, wie im Staate, daß die Gesetze, welche völkerrechtliche Fragen regeln, in dieser Form nur für die Unterthanen dieses Staates bindend sind, nur unter der Sanction seiner Gerichtshöfe stehen. Aber die Thatsache, daß ein großer Theil der völkerrechtlichen Normen auch ausdrücklich und gleichlautend in die Gesetze aller civilisirten Staaten aufgenommen ist, daß diese Normen daher von allen Gerichtshöfen anerkannt werden, giebt ihnen trotz ihrer formell nur particularrechtlichen Giltigkeit verstärkte Bedeutung. Auch setzen Institutionen wie die Prisengerichtshöfe,

obwohl von dem betreffenden Staate allein errichtet, das Völkerrecht stets voraus, weil der Gegenstand ihrer Thätigkeit internationaler Art ist und sie nach Völkerrecht erkennen.

Selbst da, wo keine förmlichen Gesetze vorliegen, sondern nur Erklärungen, Manifeste, Protocolle, Noten, parlamentarische Beschlüsse u. s. w., können solche Actenstücke, wenn die bedeutendsten Staaten in den darin ausgedrückten Ansichten übereinstimmen, als Ausdruck der allgemeinen Rechtsüberzeugung angesehen werden. Sie bilden ebenso wie richterliche Entscheidungen eine Schranke gegen den rücksichtslosen Egoismus, mit dem an sich jede Regierung geneigt ist, ihren Vortheil zu verfolgen, sie wird sich scheuen, mit dem, was ihre Organe selbst als Recht anerkannt haben, in offnen Widerspruch zu treten. Eine noch höhere Bedeutung in dieser Richtung haben Aussprüche gemischter Commissionen und Schiedsgerichte, durch welche internationale Streitigkeiten entschieden werden, weil ihre Zusammensetzung die nationale Beschränktheit bricht, vorausgesetzt freilich, daß wirkliche Entscheidungen völkerrechtlicher Art und nicht blos politische Compromisse vorliegen.

Die internationalen Verträge beruhen auf demselben Grunde, wie das internationale Gewohnheitsrecht überhaupt, der Thatsache der Gemeinschaft und des Verkehrs der Völker einerseits, andererseits der Thatsache, daß der einzelne Staat solche Interessen, die über sein Herrschaftsgebiet hinaus und in das eines anderen Staates hineinreichen, nur mit Einverständniß desselben befriedigen kann.

Der größere Theil solcher Verträge bezieht sich auf bestimmte Rechtsgeschäfte unter den Staaten, sie begründen subjective Berechtigungen der Staaten, oder heben solche auf und sind nur mittelbar als Beweis des Völkerrechts anzusehen. Wenn ein Staat dem andern ein Gebiet abtritt oder eine Servitut bestellt, so ist daraus nur im Allgemeinen zu folgern, daß eine solche Erwerbung ohne Zustimmung des andern Contrahenten nicht möglich ist und aus der Vergleichung vieler gleichartiger Verträge lassen sich gewisse allgemeine Regeln ableiten, die bei solchen internationalen Rechtsgeschäften beobachtet werden. Sie kommen also nur insofern in Betracht, als sich aus dem betreffenden Vertrag mittelbar völkerrechtliche Sätze beweisen lassen.

Andere Verträge aber enthalten ausdrückliche internationale Regeln, Anerkennung von völkerrechtlichen Grundsätzen, welche die Staaten als Normen ihrer Handlungen für die Zukunft vereinbaren, z. B. Conventionen über Auslieferung von Verbrechern, Schutz des geistigen Eigenthums, Rechte der Consuln, Vereinbarungen auf Kriegsfall. Hier sind die Staaten nicht nur Rechtssubjecte, sondern auch rechtsbildende Factoren, können sie auf diese Weise auch nicht allgemeines Recht, sondern nur internationale Rechtsverhältnisse zwischen den Contrahenten schaffen, nach der Regel contractus ius facit inter partes, so sind diese Verträge doch als solche wichtig genug, denn in dem Maße als dieselben übereinstimmen, können sie als Ausdruck allgemeiner

Rechtsüberzeugung angesehen werden. Noch mehr ist dies der Fall bei Collectivverträgen, namentlich wenn solche fast alle civilisirten Staaten umfassen, wie z. B. die Vereinbarung des Wiener Congresses über den Rang diplomatischer Agenten, die Pariser Seerechtsdeclaration, die Genfer Convention, die Petersburger gegen den Gebrauch explosiver Kleingeschosse. Kann man auch die Beobachtung derselben durch Staaten, welche sie als Neuerung betrachteten und deshalb den Beitritt ablehnten, nicht verlangen, so hindert eine einzelne Ausnahme doch nicht, daß sie als der Consensus der civilisirten Staaten über den betreffenden Punkt anzusehen sind, die ad hoc eine Rechtsgemeinschaft bilden. Die Form kommt dabei wenig in Betracht, die Pariser Declaration von 1856 war nicht in den herkömmlichen Formen eines internationalen Vertrags vollzogen und es ist mehrfach im englischen Parlament behauptet, daß England deshalb nicht an sie gebunden sei. Wenn aber die Tories, welche sie so lebhaft bekämpften, an die Regierung kamen, so haben sie die Lossagung von den Grundsätzen jenes Actes stets abgelehnt, denn die Uebereinstimmung der contrahirenden Theile, auf die es allein ankommt, war unzweifelhaft festgestellt. War damals die Opposition der Ansicht, daß die englischen Bevollmächtigten durch ihre Zustimmung die Interessen Englands geschädigt oder ihre Vollmachten überschritten hätten, so hätte sie durchsetzen müssen, daß England sofort von der Declaration zurücktrat. Grade die Haltung Englands zu dieser Frage ist der beste Beweis gegen Lassons Behauptung, daß jeder Staat von jedem Vertrag ohne weiteres zurücktreten könnte, sobald er es in seinem Interesse halte.

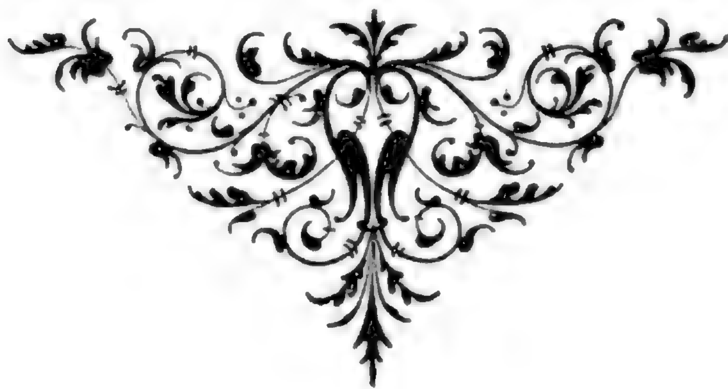
Und je mehr die internationalen Beziehungen sich ausbilden, desto mehr muß das Bedürfniß wachsen, den rechtlichen Normen möglichst präcisen Ausdruck zu geben, wie dies am besten in vertragsmäßiger Form geschieht. Bei den Fortschritten, die in dieser Beziehung in neuester Zeit gemacht sind, erscheint es keineswegs sanguinisch zu hoffen, daß allmählich durch Vertrag der Staaten die wichtigsten Grundsätze des Völkerrechts festgestellt werden, welche sich dazu eignen. Ein hoffnungsvoller Versuch in dieser Richtung wurde durch die Brüsseler Conferenz über die Rechte und Pflichten der kriegführenden Parteien gemacht und wenn er durch Englands Widerstand vorläufig gescheitert ist, so lag das daran, daß der Entwurf in manchen Punkten über das Ziel hinausschoß und nicht ausführbare Bestimmungen aufnahm, an welche England sich anklammerte, um seinen Widerstand zu rechtfertigen[1]), auch war die Sache nicht genügend vorbereitet. Man darf aber sicher annehmen, daß dieser Versuch mit besserem Erfolg wieder aufgenommen werden wird, daß andere Fortschritte, wie die Freiheit des Privateigenthums zur See durchgesetzt

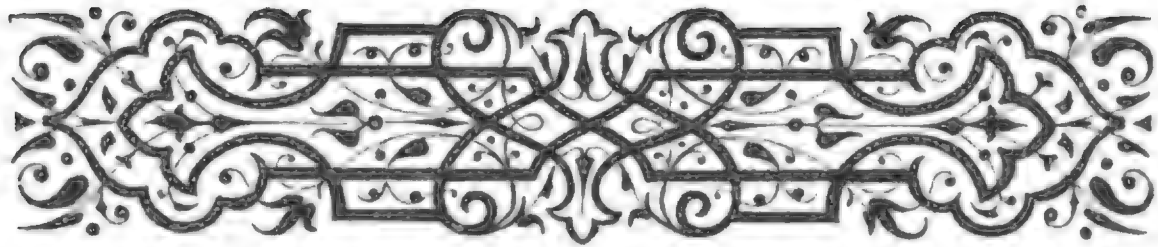
[1]) Die englischen Vertreter in der Versammlung des völkerrechtlichen Instituts im Haag im Herbst 1875 Montague Bernard und Sir Travers Twiß haben deshalb auch nur Vorbehalte hinsichtlich der Fassung gewisser Artikel des Entwurfs gemacht, welche, wie der letztere anerkannte, leicht verbessert werden können und beide zögerten nicht den Entwurf als einen großen Fortschritt zu bezeichnen.

werden, daß der Gedanke des internationalen Privatrechts, welches Verhältnisse, für welche die Staatsgrenze etwas Zufälliges ist, gleichmäßig regeln will, sich mehr und mehr Bahn breche. Allerdings kann das nur durch Verträge über specielle Materien geschehen, nicht durch eine allgemeine Codification, die auf dem Gebiete des Völkerrechts schon deshalb unmöglich ist, weil manche Theile desselben, obwohl durchaus feststehend, so unlösbar mit dem Staatsrecht und der Politik verwachsen sind, daß allgemeine vertragsmäßige Vorschriften als ein Eingriff in die Selbständigkeit der Staaten angesehen werden würden, wie z. B. keine Regierung sich vorschreiben lassen wird, unter welchen Voraussetzungen sie einen neuen Staat oder eine neue Dynastie anerkennen darf. Ueber andre Fragen besteht noch so viel Streit, daß es vor der Hand aussichtslos wäre, sie durch Vertrag zu regeln, selbst wenn es durch die Gunst einer politischen Constellation gelänge, die widerstrebenden Staaten zu einer Anerkennung der Grundsätze zu nöthigen, welche die mächtigsten Staaten vertreten, so würde eine solche erzwungene Zustimmung nicht mehr Werth haben, als im Staate eine Verfassung, welche eine augenblicklich siegreiche Majorität der Minorität aufdrängte. Eben deshalb wird man auf die Privatbestrebungen für allgemeine internationale Codification, wie sie ein Verein von Friedensfreunden verfolgt, ebenso wenig Werth legen können, wie auf die Propaganda für allgemeine Schiedsgerichte. Der Gedanke, der diese Codificationsversuche beherrscht, ist nicht der, das bestehende Recht zu präcisiren, sondern dasselbe zu reformiren, das kann aber nicht von Einzelnen oder von Vereinen geschehen, indem sie ihre Wünsche in Artikel bringen, die Bedeutung solcher Versuche kann höchstens sein, für Verträge Winke zu geben. Dies geschieht aber weit wirksamer durch klare wissenschaftliche und praktische Ausführungen, als durch Beschlüsse von Versammlungen, und auf keinem Gebiete des Rechtes haben ausgezeichnete Schriftsteller und Richter mehr gethan das bestehende Recht darzulegen, begrifflich schärfer festzustellen, unhaltbare Prätensionen zu widerlegen, Lücken durch Anwendung allgemeiner Rechtsgrundsätze zu ergänzen, als auf dem des Völkerrechts; auf keinem wird die auctoritas prudentium mehr angerufen, weil eben die Männer der Wissenschaft der Regel nach über Rechtsfragen unparteiischer urtheilen und sie schärfer formuliren als die Politiker, welche bestimmte nationale Interessen vertreten und Diplomaten, welche an ihre Instructionen gebunden sind. Wenn in solchen Fällen die bedeutendsten Autoritäten übereinstimmen, so wird die Präsumtion für die Richtigkeit ihrer Ansichten sehr stark sein, „da nicht leicht“, wie R. v. Mohl sagt, „in einem andern Gebiete des menschlichen Wissens und Handelns Lehre und äußere Thatsache sich gegenseitig so sehr durchdringen und geschichtlich bestimmen, wie eben im Völkerrechte“. (Gesch. und Literatur der Staatswissensch. I. S. 339).

Müssen wir also anerkennen, daß das Völkerrecht noch nicht in dem Grade ein positives Recht ist, wie das Privat- oder Staatsrecht des Einzelstaates, so dürfen wir auch betonen, daß seine Unvollkommenheiten und

Lücken in seiner Natur, seiner verhältnißmäßigen Jugend und seiner hohen Aufgabe liegen, und daß trotz dieser Mängel das Völkerrecht zwar noch ein in der Ausbildung begriffenes, aber doch ein wirkliches Recht ist. Wir werden den ewigen Frieden so wenig herbeiführen als wir den Sturm beschwören oder die Krankheit aufheben können und werden wohl thun, von allen Projecten der Friedenscongresse möglichst wenig zu erwarten, nannte doch auch Kant selbst seinen Entwurf zum ewigen Frieden den Chiliasmus der Philosophie. Aber wie wir lernen, uns gegen die Unbilden der Elemente und gegen Krankheit immer besser zu schützen, so werden wir mit der steigenden Entwicklung der Beziehungen der civilisirten Staaten, den rechtlichen Charakter der internationalen Normen und die Wirksamkeit ihrer Sanction durch rasche und entschiedene Reaction gegen das Unrecht immer mehr ausbilden, die Zahl der Kriege mindern, die Uebel derselben mildern. Daß dies nur langsam und mit Kampf geschehen kann, ist gewiß, aber der Kampf um das internationale Recht ist zugleich die treibende Kraft zu seiner Ausbildung. Von diesem Standpunkte kann man auch keinen Widerspruch finden zwischen Völkerrecht und Politik, denn eine wahrhaft sittliche Politik kann nichts thun und billigen, was die gemeinsame Rechtsüberzeugung aller Staaten verwirft und das Völkerrecht seinerseits muß achten, was für den Bestand und das Gedeihen jedes Staates nothwendig ist.





Nur ein Schneider.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

IX. Die bergischen Zeiten.

Mitten in dies gemüthliche, vergnügte und selbstzufriedene Oranische Stillleben hinein platzte eine schreckliche Bombe. Wir wurden, ohne daß man uns darum fragte, eines schönen Morgens Unterthanen Seiner neugebackenen Königlichen Hoheit des Großherzogs Joachim von Berg, oder wenn man es kürzer ausdrücken will: Wir wurden Franzosen zweiter Klasse. Und das ging so zu:

Napoleon hatte sich durch die Verträge von 1805 und 1806 die Herzogthümer Cleve und Berg, welche zwischen verschiedenen deutschen Fürsten im Streit lagen, abtreten und dieselben durch einen Brigade-General, den Adjutanten Murats, occupiren lassen. Er hatte sich vorbehalten, über die beiden Herzogthümer zu Gunsten eines Fürsten seiner Wahl, — richtiger hätte er gesagt: seiner Mache — zu disponiren. Der ebenfalls von Napoleons Gnaden neugebackene „König" Max Joseph von Bayern wies am 15. März 1806 seine bisherigen, natürlich „vielgeliebten" Unterthanen an, den Befehlen Seiner Majestät des Kaisers Napoleon zu gehorchen und tröstete sie mit der Versicherung, daß er, Max Joseph, ihnen auch fernerhin „mit seiner ganzen Königlichen Huld und Gnade in anderen Wegen jederzeit beigethan" bleiben wolle. Was er sich unter diesen „anderen Wegen" gedacht, hat er selbst nicht gesagt, auch ist es niemals irgendwie bemerkbar oder ruchbar geworden. Als man in dem preußischen Theil die Adler abnahm, entdeckte

man darunter die alten Farben des letzten Herzogs von Cleve und die Franzosen nahmen mit Genugthuung wahr, daß diese Farben „genau diejenigen des französischen Kaiserreichs waren“, nämlich blau-weiß-roth.

Unter demselben Datum, 15. März, schrieb Napoleon an Murat, den Ehemann seiner Schwester Karoline:

„Sie werden sich in allen Ihren Acten Joachim, Prinz und Großadmiral von Frankreich, Herzog von Cleve und von Berg nennen und niemals wieder sich des Namens Murat bedienen“.

So wurde man damals seines Familien-Namens verlustig.

Das Wappen für den neuen deutschen Reichsfürsten, fügte Napoleon in einer Nachschrift bei, werde er von seinen Pariser Heraldikern noch machen lassen und ehestens nachschicken.

In dem Manifest vom 23. März 1806 hieß es, der Kaiser der Franzosen übertrage die ihm mit allen Gerechtsamen, Titeln und Prärogativen in ihrer vollen Souveränetät abgetretenen beiden Länder „seinem vielgeliebten Schwager, dem Prinzen Joachim (der „Murat“ war also auf ewig verbannt!), damit er sie in der Eigenschaft eines Herzogs von Cleve und von Berg in ihrem ganzen Umfange mit voller Souveränetät besitze und auf seine legitime Nachkommenschaft, nach der Ordnung der Primogenitur, vererbe, sei solche nicht vorhanden, so sollten die Herzogthümer auf die Nachkommen des Kaisers, in Ermangelung deren auf die seines Bruders Joseph und wenn es auch daran fehle, auf die seines Bruders Louis übergehen, aber nie mit der kaiserlichen Krone vereinigt werden. Die also „beglückten“ Unterthanen wurden dann noch sehr nachdrücklich ermahnt, sie sollten sich die ihnen durch alles das erwiesene kaiserliche Gnade nunmehr auch durch Treue und Gehorsam verdienen.

Murat war also deutscher Reichsfürst geworden und ließ sich in seiner Hauptstadt Düsseldorf huldigen. Sein erster Regierungsact war, daß er dem altersschwachen deutschen Reichstag den Gehorsam weigerte, unter Berufung darauf, daß ihm Napoleon die „volle Souveränetät“ übertragen habe.

Seine Königliche Hoheit Joachim I. war jedoch mit diesen zwei kleinen Brocken durchaus nicht zufrieden. Noch weniger war es seine Frau, die ebenso schöne, als tolle, ehrgeizige und leidenschaftliche Karoline Buonaparte. Sie soll voll Wuth geschrieen haben: „Was soll uns dieser kleine deutsche Bettel? Ich fühle mich dadurch förmlich erniedrigt. Wir wollen mindestens König werden“.

Sie lief ihrem Schwager und noch mehr dessen Staatsmännern die Thür ein: „Wenigstens eine Million Unterthanen müssen wir haben!“ Talleyrand, um ihr gefällig zu sein, schnitt denn auch aus deutschen Landen ein solches „Königreich“ zu, das er Westphalen nannte, und Napoleon machte später auch wirklich ein solches, allein er gab es nicht dem Schwager Joachim, sondern dem Bruder Hieronymus. Dann jagte das Ehepaar Murat der spanischen Königskrone nach, um auch hier zu Gunsten des Bruders Louis

übergangen zu werden, auch das Königreich Portugal, wonach es strebte, entging ihm. Endlich erhielt es die Krone von Neapel. Um diese zu retten, verrieth Murat später Napoleon, allein er erntete nicht die Früchte seines Verrathes, sondern wurde bei einem abenteuerlichen Handstreich an der calabrischen Küste von den Bourbons gefangen und auf deren Befehl im Speisesaale des Schlosses Pizzo standrechtlich erschossen. Ich habe ihn öfters gesehen. Er war ein bildschöner Mann und putzte sich prachtvoll, halb wie ein General und halb wie ein Kunstreiter. Die Leute, die ihn kannten, versicherten, er sei sehr gutmüthig, und habe das ernstliche Bestreben, gut zu regieren. Freilich verstand er von den Regierungsgeschäften nicht das Geringste, auch war er nur selten im Lande, sondern auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und auf der Jagd nach Königs-Kronen abwesend, auch hatte er im Grunde genommen nur wenig zu sagen; denn der allmächtige Kaiser pflegte über Murats Kopf hinweg Alles direct und persönlich zu ordnen.

Am 19. Juli 1806 wurde in Paris der Rheinbund aufgerichtet; die dazu vereinigten Länder, auch Cleve-Berg, wurden von dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" getrennt, welches Reich übrigens kurz darauf überhaupt ein unrühmliches Ende fand. Und nun wurde dem Schwager Murat und seiner nach möglichst viel Unterthanen lechzenden Gemahlin ein „Großherzogthum" zurecht geschnitten, das sich von der Ems und der Ruhr den Rhein entlang bis zur Sieg und der Lahn erstreckte und auch die oranien-nassauischen Grafschaften Siegen, Dillenburg, Diez und Hadamar und alle dazwischen liegenden Landesherrschaften und Reichsritterschafts-Territorien umfaßte.

Der alte Fürst von Nassau-Siegen war der einzige, der vorübergehend einen Gedanken an Widerstand hegte, allein der General Beurnonville machte, wie mir ein Augenzeuge erzählte, kurzen Proceß mit ihm. Er legte ihm den Abtretungs- und den Tausch-Vertrag vor und sagte ihm ohne alle Umschweife:

— „Mein Prinz, Sie wissen, daß der Kaiser Ihr Fürstenthum Siegen nöthig hat —"

Der Prinz schüttelte sein ehrwürdiges Haupt zum Ausdruck einer höchst energischen Verneinung.

— „Nun, fuhr der General fort „vielleicht wissen Sie es auch nicht. Daran ist aber gar nichts gelegen. Ich bin dazu da und sage Ihnen, der Kaiser bedarf es. Ich sage Ihnen ferner: Der Kaiser bietet Ihnen zum Tausche ein anderes Fürstenthum an, einträglicher, mit mehr Geld und mit mehr Unterthanen, im Innern von Deutschland gelegen. Hier haben Sie den Tauschvertrag, — fix und fertig — bis auf's Unterschreiben. Sie sagen mir, daß Sie Ihre guten Gründe haben, dies Arrangement zurückzuweisen. Eh bien, mein Prinz, ich glaube Ihnen Alles, was Sie sagen, aber ich habe bessere Gründe. Ich sage Ihnen: Sacré nom de Dieu, Sie sind nicht der Stärkere! Nein?"

Und der unglückliche Reichsfürst unterzeichnete schweigend. Der Erbstatthalter lehnte mit Entrüstung den ihm angesonnenen Eintritt in den Rheinbund ab. In Folge dessen wurde er seiner deutschen Besitzungen beraubt, zu welchen außer Pilleburg noch Fulda und der Johannisberg gehörte. Den letzteren wollte sich der Herzog von Nassau höchst vetterschaftlich und freundnachbarlich annectiren. Allein Napoleon jagte ihm dies berühmte Weingut wieder ab und schenkte es dem Marschall Kellermann. Später, 1813, wurde es auch diesem wieder abgejagt, und Kaiser Franz von Oesterreich that, als, wenn es ihm gehörte, und schenkte es seinem Staatskanzler Metternich. So wechselten damals das Glück und die Güter.

Gleichzeitig mit dem Abschluß des Rheinbundes und der Aufrichtung des Großherzogthums Berg wurden denn auch das Reichs-Kreis-Contingent und die Reichs-Kreis-Kassa aufgelöst. Die letztere schloß ab mit einem Guthaben des Kassenführers im Betrage von fünfundvierzig Gulden siebenundzwanzig Kreuzern. Das Reichs-Contingent aber bestand aus einem Unteroffizier, einem Gefreiten und acht „Gemeinen"; und es wird von ihnen in dem Protocolle versichert, daß dieselben „theils wegen Alterthums, theils wegen sonstiger Gebrechen nur noch sehr wenig Dienste zu leisten im Stande gewesen".

Ein solcher Kriegsschatz und ein solches Heer reichten dann natürlich nicht aus, um sich den Befehlen Napoleons mit Erfolg widersetzen zu können. Von einer Volksabstimmung war gar keine Rede. Als Murat dem Kaiser schrieb, in einigen westphälischen Bezirken zeige sich die Bevölkerung schwierig, antwortete der Kaiser:

„Ich finde es lächerlich, daß Sie mir die Meinung der westphälischen Bevölkerung entgegenhalten! Was kommt auf die Meinung von solchen Bauern an in politischen Fragen?"

Und in dem Abkommen vom 21. Januar 1808, geschlossen in Paris zwischen Nompère, dem Minister Napoleons, und dem deutschen Grafen Westerholt, dem Stallmeister Murats, durch welches Abkommen die Grenzen des Großherzogthums definitiv festgestellt wurden, heißt es: der Kaiser nehme diese Ergänzung und Abrundung des großherzoglichen Gebiets an, in erster Linie, um der Prinzeß Karoline einen angenehmen und vortheilhaften Dienst zu erweisen, und in zweiter „um damit die Verdienste des Großherzogs von Berg anzuerkennen". Heute lachen wir über diese sonderbare Sorte von „gekrönter Demokratie". Aber damals fand man das Alles recht lieb und gemüthlich, und namentlich unser eingeborener westphälischer Adel klatschte seinen Beifall. Er war sehr klerikal gesinnt und huldigte dem Grundsatz: „Lieber französisch, als preußisch!"

Murat erschien selten in seinem Lande, wie ich bereits sagte. Das einzige Band, welches ihn mit demselben verknüpfte, war die fette Civilliste, welche er stets mit Sorgfalt erhob, mochte er sich befinden, wo er auch wollte. Als ihm die Krone von Neapel und Sicilien zu Theil ward, womit

Frau Karoline das Ziel ihrer Wünsche erreichte, nämlich sechs Millionen Unterthanen, — cedirte er am 15. Juli 1808 mit Vergnügen sein Großherzogthum an den Kaiser zurück, ließ sich jedoch noch schnell die Civilliste bis zum 1. August pränumerando auszahlen. Auch erließ er daneben ein rechte schöne Abschiedsproclamation an seine „ihm von der göttlichen Vorsehung anvertraut" gewesenen Unterthanen, welche von Paris datirt ist, und schließt mit den beweglichen Worten:

„Ihr waret Unsre Kinder, und Unsre väterlichen Gesinnungen gegen Euch werden niemals erlöschen".

Er mag sich dabei ungefähr ebensoviel gedacht haben, wie der König Max Joseph von Baiern, als er den nämlichen Unterthanen, welche so sehr durch Abwechslung ergötzt wurden, beim Abschiednehmen versicherte, er werde ihnen auch ferner mit seiner ganzen königlichen Huld und Gnade in anderen Wegen jeder Zeit beigethan bleiben.

Nun war wieder Napoleon eine Zeit lang selbst der Großherzog von Berg; am 3. März 1809 aber übertrug er diese Würde dem Prinzen Napoleon Ludwig, dem ältern Sohn seines vielgeliebten Bruders Louis („König von Holland"), jedoch mit dem Vorbehalt, daß er, Napoleon selbst, bis auf Weiteres die Regierung fortführe und das Land an ihn zurückfalle, wenn der Beliehene ohne successionsfähige Descendenz sterbe. Das Großherzogthum hatte damals 306 Quadratmeilen und ungefähr eine Million Einwohner. Alle diese Wechsel hatten keine andere Folgen, als daß immer wieder von Neuem politische Eide geschworen werden mußten. Zuletzt vereinfachte man sich aber die Sache. Im April 1809 ließ man nur eine Deputation von drei Mann nach Paris kommen, welche in den Tuilerien dem kleinen Großherzog huldigten. Das Kindlein konnte noch nicht gehen und wurde auf dem Schoße gehalten, während es angeblich damit beschäftigt war, die Eide entgegen zu nehmen. Ein Mitglied der Deputation, ein witziger Kopf, pflegte den Hergang sehr nett zu erzählen und mit den Worten zu schließen:

„Kurz, wir kamen uns vor, wie die drei Könige aus dem Morgenlande, wie sie in Bethlehem ihre Huldigungen darbrachten. An Ochsen und Eseln fehlte es auch nicht".

Bei diesen Worten dachte ich unwillkürlich an meinen Titel: „Der Anbinder", — anfangs mit Schrecken, und dann mit der freudigen Genugthuung, daß hier kein Mensch Etwas davon wußte, und die Leute mich nicht „den Anbinder" sondern den „Franzosen-Schmidt" nannten. Denn es war zwischenzeitig ein Schmidt aus dem Schmidtchen geworden. Wie das ging, muß ich Ihnen erzählen, nachdem ich Ihnen bisher die Entstehung des Großherzogthums Berg, welche ich Schritt vor Schritt mit erlebt und worüber Sie in den Büchern wenig oder gar nichts geschrieben finden, auseinandergesetzt habe. Ich kann Ihnen jedes meiner Worte urkundlich belegen mit den Schriften und Drucksachen, die sich hier in dieser Mappe befinden.

In der Grafschaft Hochenburg war ich zuerst Gänse- und dann Ziegenhirte; in dem Fürstenthum Pilleburg Schneidergeselle; in dem Großherzogthum Berg war es mir vorbehalten, zum „Staatsmann" zu avanciren. Und zwar ging das so zu:

Das Großherzogthum war in vier Departements, das der Ems, das der Ruhr, das der Sieg und das des Rheins, eingetheilt; Düsseldorf war die Residenz und die Hauptstadt, sowohl des Ganzen, als auch des Rheindepartements. Das sonst so bescheidene Pilleburg — bis dahin ein so entlegener Winkel der Erde, daß er nur alle vierzehn Tage einmal durch einen Postreiter mit der übrigen Welt in Verbindung trat, — wurde plötzlich die stolze Hauptstadt des großen Sieg-Departements, welches über zweimalhunderttausend Einwohner umfaßte und sich von dem Herzen Westphalens und von der Sieg bis an die Lahn in das Land der Franken und Chatten erstreckte. Während die übrigen Präfecturen mit Sprossen des eingeborenen Adels besetzt wurden, — denn die Herren von Pfeil, von Kylmann, von Fuchsius, die Grafen von Nesselrode, von Westerholt u. s. w. drängten sich mit unziemlichem Eifer in die fremdländischen Dienste — erhielten wir in Pilleburg einen Bürgerlichen, Namens Schmitz, zu unserem Präfecten. Er war der Beste von Allen. Das wahre Muster eines Beamten; stramm und selbstbewußt nach oben; gerecht, fest und freundlich nach unten; streng und unnachsichtig gegen sich und Andere im Dienste und liebenswürdig außerhalb desselben; im Dienste ein strenger Offizier, außer Dienst ein guter Kamerad; wachsam im Interesse des Landes von Morgens früh bis spät in die Nacht; unermüdlich und beinahe allgegenwärtig, wenn nicht mit seiner Person, dann doch mit seiner Controle; stets bereit, den Unterdrückten zu helfen und die bisher so übermüthigen privilegirten Kasten in ihre natürliche Schranken zurückzuweisen. Viele haßten und verabscheuten ihn, denn er war ihnen höchst unbequem für ihre bisherige süße Gewohnheit des Daseins und Faulenzens. Noch Mehrere liebten ihn, denn er hatte ihnen geholfen und gegen tief eingewurzelte, verrottete Mißbräuche Wandel geschaffen. Alle achteten ihn, denn er war, obgleich nur bürgerlich, ein wahrer Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Ah, ich sage Ihnen, das war ein Unterschied gegen die alten oranischen Perrückenstöcke, welche ihre Besoldungen und Emolumente, ihre Sporteln und ihre mehr oder weniger rechtmäßigen Nebeneinkünfte einstrichen, dafür wenig oder gar nichts arbeiteten, Gott einen guten Mann sein und den Prinzen-Erbstatthalter leben ließen, indem sie ihn von Zeit zu Zeit anbettelten für sich und ihre Sippschaft bis zum siebenten Gliede. Bei der Besitzergreifung waren alle diese seltsamen Großwürdenträger und sonstigen Beamten in ihren Ehren-Aemtern und ihrem Diensteinkommen bestätigt worden, und nur Wenige davon hatten, was ihnen freigestellt blieb, nach der alten oranischen Gesetzgebung, welche diesen zahllosen Heeren von Beamten und deren Angehörigen gegenüber eine wahrhaft unerhörte Freigebigkeit zeigte, ihren Abschied, mit

voller Pension genommen. Diejenigen nun, welche, wenngleich mit innerem Widerstreben, im Dienste geblieben waren, sollten plötzlich arbeiten, was sie an sich nicht gewohnt waren, sie sollten sich in neue Gesetze, in neue Einrichtungen und in eine neue Geschäftssprache einarbeiten, sie sollten rasch und präcis arbeiten, denn es handelte sich um eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Ein Land von dreihundert Quadratmeilen, mit einer Million Einwohner, bis dahin zersplittert in eine Unzahl kleiner Gebiete und Gebietsbruchstücke, in welchen zum Theil ein wahrhaft unglaublicher Grad von Wirrwarr, Verrottung und Verkommenheit herrschte, sollte zu einem einheitlichem Ganzen zusammengefaßt, in politischer, wirthschaftlicher, bürgerlicher und socialer Beziehung organisirt, befreit und unificirt; es sollte eine Unmasse faulender Niederschläge des sinkenden Mittelalters, eine Menge Schutt von halb und ganz verfallenden und zerfallenen Organisationen und Corporationen mit eisernem Besen weggefegt, und etwas Besseres und Dauerhafteres, den modernen Bedürfnissen Entsprechendes und Genügendes auf diesem frisch gesäuberten Bauplatz aufgeführt, — kurz, es sollte an die Stelle des Altfränkischen das Neufränkische gesetzt werden. Wahrlich, eine solche Aufgabe hätte man diesen alten Zöpfen und Perrücken-Stöcken gar nicht zumuthen sollen. Sie waren ihr nicht gewachsen. Das sahen sie denn auch ein. Sie nahmen noch nachträglich, Einer nach dem Andern, den Abschied, natürlich mit Pension. Keiner wurde an seinen Rechten verkürzt, alle dem Staat obliegende Verpflichtungen, mochte ihr Ursprung noch so komisch sein, wurden getreulich erfüllt. Nicht aber die persönlichen Verheißungen des Prinzen. Ebenso hörte von nun an der Goldregen der Gratificationen, Remunerationen, Gnadengelder, Leibrenten, Unterstützungen, Almosen und Trinkgelder, namentlich für solche Personen, welche niemals dem Staate einen Dienst geleistet hatten oder auch nur zu leisten gedachten, unter dem neuen Regiment auf. Darunter litten namentlich jene zahlreichen weiblichen Aspiranten, welche glaubten, es sei ihnen an der Wiege gesungen, für immer von der Gnade des Prinzen von Oranien und auf Kosten der Steuerzahler herrlich und in Freuden zu leben. Sie erfüllten das Städtchen mit ihrem Klage-, Wuth- und Rache-Geheul, — und mit ihren ewig wiederholten Prophezeihungen, wie es mit dem scheußlichen Regimente des Großherzogthums Berg bald ein schreckliches Ende nehmen, wie der Prinz von Oranien wiederkehren werde und mit ihm ein ganzer Himmel voll Trinkgelder und Gnaden. Das Schlimmste für diese Leute war, daß sie, nachdem sie ihren Abschied genommen, auf der Herrgotts-Welt nichts mehr zu thun hatten. Früher waren sie wenigstens auf die Bureaux gegangen und hatten dort, wenngleich ohne viel zu arbeiten, ihre Stunden abgesessen. Jetzt hockten sie den ganzen Tag zusammen, tranken ihr Bier, rauchten aus den irdenen holländischen Pfeifen und heckten allerlei Aufreizung und Schelmerei aus. Gefährlich war das Alles freilich nicht, aber es führte zu ewigen Reibereien und verhinderte mancherlei Gutes.

Das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte war Das, daß nicht ein

Einziger von unseren damaligen Politikern, auf der einen Seite sowohl als auf der andern, auch nur im Traum daran dachte, daß wir eigentlich Deutsche waren. Die Einen waren Holländer, die Anderen Franzosen. Die Einen waren Oranisch und die Anderen Bergisch. Einen Deutschen hätte man beim hellen lichten Tag mit der Laterne suchen können und doch nicht gefunden.

Wenn die Einen schrieen „Oranje boven!" (Oranien hoch!) dann antworteten die Anderen: Vive l'empereur! oder Vive le Grand-Duc! Die Oranier hatten nur holländische Lieder, wie den „Wilhelmus van Nassawe" und jenes, auch heute noch in Holland so oft gesungene Nationallied: „Wien Neerlandsch bloed in de oders vloest", dessen erster Vers auf Deutsch heißt:

„Weß Adern Holland-Blut durchrinnt,
Von fremdem Makel rein,
Wer treu für Prinz und Land gesinnt,
Stimm' in dies Lied mit ein.
Erheb', mit uns durch edlen Drang
Und freien Sinn verwandt,
Den gottgefälligen Festgesang:
Für Prinz und Vaterland".

Das Vaterland, von welchem man sang, war natürlich Holland, d. h. das Holland der alten Zeit, das Holland der Generalstaaten und des Erbstatthalters, nicht aber das Holland des Königs Louis Bonaparte.

Ein alter Oranier, mit dem ich bei einer Kindtaufe manches Glas leerte, machte mir in später nächtlicher Stunde folgende vertrauliche Mittheilung,

— „Sind Sie schon in Leiden gewesen?" fragte er geheimnißvoll.

— „Nein, ich war überhaupt noch nicht in Holland, warum stellen Sie mir denn diese Frage?"

Er erbat sich zunächst das Versprechen der Discretion und theilte mir dann unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit:

— „Auf dem Rathhause in Leiden finden Sie eine große Anzahl spitzer Thürmchen und auf jeder Spitze einen Halbmond. Dies ist eine Erinnerung an das heldenmüthige Verhalten der Stadt in dem Unabhängigkeitskriege, wo sie sich die Parole gewählt hat: Liever Turksch dan Paapsch. Wir Pilleburger werden es gerade so machen, und wie Jene sagten „Lieber Türkisch als Papistisch", so werden wir sagen: „Lieber Türkisch, als Französisch".

Dabei nickte er mir geheimnißvoll zu, verweigerte aber jede weitere Auskunft; und da Pilleburg nachgehends nicht türkisch, sondern nassauisch geworden ist, und auch niemals Anstrengungen gemacht hat, türkisch zu werden, so weiß ich bis zur Stunde nicht, was er mit seinen Halbmonden wollte.

Wir unsererseits, wir Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, wir sangen auch nicht deutsche, sondern französische Lieder. Im Anfang war die Marseillaise — welche aber von den guten Pilleburgern beharrlich die

Mamselljäse genannt ward — außerordentlich modisch. Sie wurde aber bald verboten und zwar auf Befehl des Kaisers, der die revolutionären Erinnerungen nicht liebte. Dann warfen wir uns auf das „Partant pour la Syrie", das als ein gut kaiserlich Lied galt.

Auch unsere deutschen Dichter griffen kräftig in die Leier und verherrlichten jedes Ereigniß des kaiserlichen und des großherzoglichen Hauses. Hier haben Sie eine Probe davon. Er überreichte mir eine Urkunde, welche mit stumpfen Lettern auf einen mächtig großen Bogen aschfarbenen Löschpapiers gedruckt war, — oben eine Kaiserkrone, unten eine Lyra und in der Mitte ein Gedicht.

Das Gedicht lautete also:

„Bei
der feierlichen Taufe
Sr. Majestät
des
Königs von Rom
am neunten Juni 1811.
Nach dem Französischen des Herrn Gentil in Paris;
Musik von Herrn Lachnit in Coblenz.

Ein glänzendes Gestirn strahlt über Dich hernieder,
Dein Lorbeer, hohes Rom! erblühet neu belaubt;
Preis' Dein Geschick, ergreif Dein altes Vorrecht wieder
Du, jetzt wie sonst der Städte Haupt.

Nicht Numa, Romulus, nicht Deine Fürsten, Helden,
Gesetze hoher Kraft beglücken Dich nicht mehr;
Der große Nachlaß schwand, es stiegen neue Welten,
Und Rom versank bedeutungsleer.
Ein glänzendes Gestirn ꝛc.

Mit Staunen nennen wir nach zwanzig hundert Jahren
Noch Deine Cäsar, noch Aurel, Titus, Trajan,
Sie gründeten Dein Reich und führten Deine Laren
Zur Weisheit, Kraft und Schönheit an.
Ein glänzendes Gestirn ꝛc.

Der lichte Kranz, der einst Dein freies Haupt umstrahlte
Verblich in jener Nacht, die Deine Weisen traf,
Dein Heldengeist erlosch, nur die Erinnerung malte
Der Vorzeit Bild in ihren Schlaf.
Ein glänzendes Gestirn ꝛc.

Sieh, da erschien ein Held im Felde von Arcole,
Neu floß der Tiberstrom und Deine Stunde schlug,
Als, großen Siegerlaufs, er hoch zum Capitole
Die kühnen Adler Frankreichs trug.
Ein glänzendes Gestirn ꝛc.

Ein mächtiger Monarch, ihn preisen Jubellieder,
Den Herrlichen, der, Rom! Dir seinen Erstling weiht,
Ein Einziger erweckt die großen Ahnen wieder,
Vereint die Thaten ihrer Zeit.
Ein glänzendes Gestirn 2c.

So hat mit hoher Gunst die Vorsicht Dir zum Lohne
Ein neues Glück ersehn, es tönt von Pol zu Pol:
Die Götter wählten selbst des größten Kaisers Sohne
Zum Wiegenthron das Capitol.
Ein glänzendes Gestirn 2c."

Nachdem ich das Gedicht gelesen und die Verse ganz hübsch gefunden hatte, fuhr der Franzosen-Schmidt fort:

Nicht wahr, ganz niedlich! Unser jetziger Stadtpoet Hans bringt Dergleichen nicht fertig. Um aber gerecht zu sein, muß ich hinzufügen: die Oranier hatten auch ihren Dichter.

Auf Befehl des Präfecten Schmitz hatte die Stadt Pilleburg Straßenbeleuchtung eingeführt. Dies war eine große Verbesserung. Denn früher war es bei uns grade so wie Hans Sachs den Zustand vor Erschaffung der Welt schildert, von welchem er singt:

„Es war damals so finster und schief,
Daß eine Katz' wider die andre lief."

In der engen, schlecht gepflasterten Straße, welche sich um den Berg schlang, worauf die Trümmer des Schlosses der Oranier trauerten, war man Nachts in Gefahr, entweder in einem der bodenlosen Löcher ein Bein zu brechen, oder sich an einen der herunterhängenden Fleischerhaken zu spießen. Am 9. Juni 1811 schwamm Abends Alles in rosigem Lichte. Die Straßenbeleuchtung wurde zu Ehren des Königs von Rom eröffnet. Das Gedicht, das ich Ihnen zu lesen gab, wurde an alle Straßen-Ecken angeklebt und die Leute lasen es bei den leuchtenden Strahlen der neuen Laternen. Aber was thaten die boshaften alten Oranier? Am andern Morgen war die Festcantate mit einem andern Zettel überklebt, worauf man Folgendes las:

„Sonst, da die Stadt im Wohlstand war,
Da war es finster ganz und gar!
Jetzt, wo die Stadt zu Grund gegangen,
Eilt man, Laternen aufzuhangen;
Damit der arme Bürgersmann
Des Nachts zum Betteln sehen kann,
Indeß die schlechten Ohnehosen,
Die Jacobiner und Franzosen
Auf unsre Kosten Feste feiern
Und abgeschmackte Lieder leiern".

Der Präfect Schmitz hatte einen guten und gesunden Magen. Auf seinem Petschaft standen die Worte: „Faites le droit, laissez parler" (Thue, was Recht ist und laß sie nur schwatzen). Und so hielt er es auch in der Praxis. Er nahm nicht die geringste Notiz von den oranischen Bosheiten. Ich aber, ein junger Heißsporn, der unter den verrotteten Zuständen des

römischen Reichs und der Viel- und Kleinstaaterei gelitten, ich ließ mir's nicht nehmen, in das Pilleburger Wochenblättchen einen Aufsatz einrücken zu lassen, worin ich die Pilleburgisch-Oranischen Dunkelmänner verspottete. Als ihn der Präfect las, lächelte er und meinte: „Diese Schreibart glaub' ich zu kennen".

Doch es ist nun Zeit, Ihnen zu erzählen, wie ich, der Schneider, an den „hochgebietenden, wohledlen und vielgestrengen" — das ist nicht etwa französischer, sondern holländischer Curialstyl — Präfecten kam. Ich fürchte, ich habe mich zu viel bei der hohen Politik und bei den niedrigen Gedichten aufgehalten.

X. Die Franzosen-Zeit.

Eines schönen Morgens, ich war gerade am Tage vorher als Lehrling frei- und losgesprochen worden und zum gerechten und vollkommenen Gesellen eines ehrsamen und achtbaren Schneidergewerbes avancirt — kam der Lector Barbieux in unsere Werkstätte und schrie mir auf Französisch zu:

„Herunter von dem Schneidertisch! Fort mit Elle, mit Scheere und Nadel! Deine Geschicke sollen sich endlich erfüllen!"

Ich wußte nicht, was er damit wollte und starrte ihn erstaunt an mit offenem Munde. Er hatte sich sehr zu seinen Gunsten verändert und verdiente nicht mehr „Professor Schmierig" zu heißen. Ich hatte ihm einen neuen Anzug aus dem feinsten Tuche geschnitten. Dazu hatte er sich ein gesticktes Halstuch mit einem mächtigen Jabot gekauft. Seine nicht sehr starken und nicht ganz geraden Beine und die Hosen steckten in Halbstiefeln, welche oben eine hellgelbe Klappe hatten; und auf dem Kopfe trug er ein kleines Bonaparte-Hütchen mit drei Federn in jenen Farben, welche vermöge einer Fügung der Vorsehung nicht nur die der alten Herzoge von Berg, sondern auch die des französischen Kaiserreichs waren.

Es ging dem Lector Barbieux jetzt eben so gut, wie es ihm früher schlecht gegangen war in oranischen Zeiten. Jetzt wollte Allewelt französisch lernen; und er wußte diese vortreffliche Conjunctur der gesteigerten Nachfrage gründlich auszubeuten, denn er hatte keine Concurrenten.

Nachdem er sich eine Zeit lang an meinem Erstaunen geweidet hatte, theilte er mir mit, der Präfect Schmitz habe ihn, Barbieux, auf der Präfectur anstellen wollen, er habe aber abgelehnt, er sei dazu zu alt, auch von Jugend auf nicht an die Stallfütterung einer Schreibstube gewöhnt, sondern an einen — — — — wie heißt es doch?

Peripatetisch, sagte ich.

Jawohl, — also an einen peripatetischen Lebenswandel, wie ihn die alten Philosophen in Athen geführt hätten, er habe also dem Präfecten eröffnet, daß ein Barbieux „niemals Fürstendiener sein" könne, dagegen habe er mich empfohlen, er habe dem Präfecten gesagt, ich sei ein anstelliger und geweckter junger Mann, und viel zu gut für einen Pilleburger Schneider,

— sein bester Schüler — im Französischen sattelfest, sowohl im Schriftlichen als im Mündlichen, — der Präfect habe befohlen, — er sei hier, um mich abzuholen und mich dann auf der Präfectur — „vorzureiten“. Ich erinnere mich noch dieses Ausdruckes, der mich frappirte.

Ich wußte, der alte Lector, der ein böses Maul, aber ein gutes Herz hatte, meinte es wohl mit mir, und ich war geneigt, seinen Rathschlägen zu folgen. Aber die Sache war mir doch zu neu und außergewöhnlich. Das Herz fiel mir in die Schuhe und ich erbat mir Bedenkzeit.

„Fünf Minuten!“ sagte Barbieux, „mehr nicht! Einen Präfecten läßt man nicht warten“.

Er stellte sich, die Uhr in der Hand, neben den Tisch, auf dem ich schneiderte. Ich ließ den Kopf in die Hände sinken und überlegte. Ich habe niemals in meinem Leben in dem kurzen Zeitraum von fünf Minuten so viel gedacht und empfunden.

Mein erster Gedanke war meine gute alte Mutter. Ich hatte ihr bisher nichts schicken können. Sie war gebrechlich geworden und konnte nicht mehr viel verdienen, sondern lebte kümmerlich von dem, was meine beiden Schwestern, die in vornehmen Häusern dienten, an ihrem Lohn und an ihren Trinkgeldern abspartten und ihr schickten. Wie wäre das herrlich, wenn auch ich ihr Etwas zuwenden könnte! Mein zweiter Gedanke war Zinkgraf's Settchen. So hieß damals meine jetzige Alte. Wir waren einander von Herzen gut, jedoch von einer Heirath zwischen der Tochter eines wohlhabenden Bäckers und einem armen Schneidergesellen konnte nie und nimmer die Rede sein. Aber ein Präfectur-Schreiber, — Sapristi, das war schon was anderes; und wer weiß, was noch danach kam. Plötzlich aber war's, als wenn mir Jemand in's Ohr schrie: „Du Verräther“. Denn die Oranier beehrten mit diesem Titel einen Jeden, der sich mit den Franzosen abgab. „Verräther!“ — das hatte doch einen unangenehmen Klang in meinen Ohren. Aber dann sagte ich mir: Franzosen hin, Franzosen her, — die Oranier sind ja doch Holländer, — und die Holländer sind auch keine Deutschen. Und dann: Haben sich denn nicht die deutschen Fürsten beeilt, Kronen und Länder von Napoleon zum Geschenk anzunehmen? Hat nicht der Prinz von Nassau-Weilburg von ihm sich zum „Herzog“ machen und sich einen Theil der Länder schenken lassen, welche der Kaiser dem Prinzen von Oranien, dem leiblichen Vetter des Herzogs von Nassau, abgenommen hatte. Und die vornehmsten reichsritterschaftlichen Geschlechter, die so stolz waren auf ihren uralten Stammbaum, die Reichsgrafen von Nesselrode, die Grafen von Westerholt, die Barone von Kylmann, und wie sonst noch alle diese vornehmen und frommen Herrn sich nannten, — hatten sie sich nicht beeilt, in die Dienste des Fremdlings zu treten, den sie noch vor Kurzem einen Revolutionär und Sansculotten, einen Atheisten und Jacobiner gescholten? Und hatten diese Herrn so triftige Gründe, wie ich, der Schneidergeselle? Hatten sie, gleich mir, schon Hunger gelitten? Hatten sie sich jemals schon

in dem Zustande befunden, wo die Beine den Dienst versagen, wo die Augen glühen und aus dem Kopfe heraus fahren wollen, wo man krampfhafte Schmerzen in dem leeren Magen empfindet, welcher vergeblich arbeitet, wie eine Mühle ohne Getreide, wenn es von dem Magen heraufzieht nach dem Kopfe, daß es Einem wirbelig wird im Gehirn, weil es nicht mehr genügend mit Blut gespeist wird? Kannten sie diesen Zustand des unbarmherzigen Hungers? Oh, ich kannte ihn nur zu wohl aus eigener Erfahrung. Und — was schlimmer war — vielleicht empfand ihn gerade in diesem Augenblicke auch meine alte Mutter da droben auf dem Plateau des Westerwaldes, wo die eiskalten Winde durch das zerfallene Dach ihrer elenden Lehm- und Strohhütte bliesen. Und endlich auch noch Zinkgraf's Sett!

— „Die fünf Minuten sind um!" schrie in diesem Augenblicke mir der Lector in die Ohren, indem er seine große Uhr wieder in die Tasche steckte.

„Gut", antwortete ich, „gehen wir zum Präfecten!"

Und wir gingen. Der Präfect Schmitz hatte sich im Oranischen Prinzenhaus eingerichtet. Er gab seine Audienzen in dem nämlichen Sälchen, wo noch vor Kurzem der „Prins van Oranje" die „allerunterthänigsten Aufwartungen" seiner „treugehorsamst ersterbenden" Beamten und Unterthanen entgegengenommen hatte. Der kleine Saal hatte sich jedoch wesentlich geändert. Die schweren Gobelins und Tapeten, die Bilder und Büsten und all der indische und japanesische Schnick-Schnack, der sonst in diesem Raum geherrscht, war verschwunden. Die Wände waren mit einem einfachen Stuckbewurf überzogen, der sich wie Marmor ausnahm, und die wenigen Möbel, die vorhanden waren, versuchten nach Kräften antike Formen nachzuahmen. Denn es war Mode, das französische Kaiserreich auf der einen Seite mit Karl dem Großen und auf der andern mit Cäsar und Augustus in eine Linie zu stellen, während die Republikaner sich auch schon antikisirt hatten, um der römischen Republik ihre Huldigung zu erweisen. Im Uebrigen war an der einen Seite eine Büste des Kaisers und an der andern eine solche des Großherzogs Joachim. Die erstere war noch einmal so groß als die letztere.

Der Präfect Schmitz, ein Mann in mittleren Jahren, war sehr kurz angebunden. Statt mich zu fragen, ob ich bei ihm eintreten wolle, betrachtete er diese Frage als durch mein Erscheinen thatsächlich erledigt und ertheilte mir seine Befehle. Ich muß sagen, daß ich durch dieselben stark abgekühlt oder wie man heute sagt, „herunter gemuntert" wurde. Denn die Stellung welche ich danach einzunehmen hatte, war keineswegs die eines „Staatsmannes" sondern ein Mittelding zwischen der eines Privatsecretairs und der eines Kammerdieners. Er sagte mir, seine französischen Beamten seien zu flatterhaft und daneben der localen Verhältnisse unkundig. Die Deutschen dagegen seien schwerfällig und verzopft und übervoll des Bewußtseins ihrer Wichtigkeit und ihrer Würde. Er, der Präfect, habe einen jungen Mann nöthig, der vor Allem zuverlässig und dann nicht „hoffärtig und bocksbeinig" sei (diese

beiden Worte hafteten mir im Gedächtniß) und sich der Ausführung eines jeden Befehls unterziehe. „Selbst wenn es der Befehl wäre, mir die Stiefel zu wichsen", fügte er lachend hinzu. Als er aber bemerkte, wie ich stutzte, bemerkte er mit großer Liebenswürdigkeit, es sei nicht so schlimm gemeint und werde wohl so weit nicht kommen.

Ich dachte, wer A gesagt hat, muß auch B sagen, versprach, mein Möglichstes zu thun, und bemerkte, er möge seine Ansprüche nicht zu hoch spannen, denn ich sei doch nur ein Schneidergeselle.

Er lächelte wieder und sagte, er habe die Vermuthung, daß für mancherlei Dinge ein kluger und dienstwilliger Schneider besser sei, als ein bornirter und widerborstiger fürstlich Oranischer Geheimrath und Obermandarine.

Darauf folgte ein kurzes Kopfnicken und die Audienz war beendet. Am andern Morgen erfolgte die Installation.

Ich habe Ihnen schon Einiges über den Präfecten Schmitz erzählt. Er war von einem reformatorischen Feuereifer beseelt und unermüdlich thätig. Obgleich ein guter Deutscher, diente er seinem Großherzog Joachim und dem Kaiser der Franzosen mit rückhaltloser Hingebung. Heut zu Tag ist das vielleicht schwer zu begreifen, und doch war es außerordentlich einfach. Gegenüber der Verkommenheit und der Versumpfung, welche über Deutschland gekommen war und welche in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts durch die Literatur und die öffentliche Meinung eine grelle Beleuchtung erhielt, hielten es viele aufstrebende Geister für ihre Pflicht, die politische Constellation, die nicht durch sie hervorgerufen war, sondern durch die Uneinigkeit und Kopflosigkeit der Regierungen, dazu zu benutzen, um aufzuräumen mit all dem alten Plunder der Zöpfe, der Perrücken und der Pfaffen, um freie Bahn zu schaffen für eine Zukunft, welche, mochte sie auch beschaffen sein, wie sie wollte, doch auf keinen Fall wieder so elend, jämmerlich und schandbar sein konnte, wie die vergangenen Zeiten.

Herr Schmitz war in Köln geboren und hatte hier seine ersten entscheidenden Eindrücke empfangen, in dieser Stadt, welche, trotz ihrer günstigen Lage, unter dem Regimente frivoler Priester und der von ihnen fanatisirten Menge, so tief heruntergekommen war, und die Herr Schmitz, nachdem er später aus französischen Diensten in preußische Dienste gegangen war, dereinst berufen sein sollte, wieder zur Zeit ihres vormaligen Glanzes emporzuheben.

— „Kennen Sie Köln, Herr Gerichtsaccessist?" fragte mich der Franzosen-Schmidt.

— „Ja", sagte ich, „ich habe auf meiner Reise von Hamburg nach Wiesbaden einige Tage dort zugebracht, und die wachsende Größe und Blüthe der Stadt, den imposanten Dom, der unter Preußens Aegide seiner Vollendung entgegengeht, den regen Verkehr auf den Land-, Wasser- und Schienenstraßen, den Aufschwung von Handel und Gewerbe aufrichtig bewundert. Ich glaubte mich zeitweise zurückversetzt in jene Zeit, da der Rhein die Hauptverkehrsstraße Europas und Köln ein mächtiges Glied der Hansa war".

Nun ja, erwiderte Schmidt, so ist Köln heute. So ist es unter Preußen geworden. Ich aber sah es vor vierzig Jahren, wo es ein ganz anderes Bild bot. Es war damals französisch. Der Präfect hatte mich hingeschickt um dort für ihn ein Geschäft zu besorgen. Die Natur dieses Geschäftes, das sich nur in längeren Zwischenräumen abwickelte, brachte es mit sich, daß ich Zeit fand, mich gehörig umzusehen.

Der Anblick dieser jetzt in Wohlstand strahlenden Stadt, er war wahrhaft entsetzlich; und selbst der schlimmste Franzosenfresser konnte nicht behaupten, daß die Ursache dieser erschreckenden Verkommenheit in der Fremdherrschaft liege. Man glaubte den verpestenden Hauch der faulenden Niederschläge, welche sich dort während der jüngsten Vergangenheit hier abgelagert hatten, gradezu riechen zu können; und wenn Einem bei dem Einbiegen um die nächste Straßenecke ein spanischer Lanzknecht seine Hellebarde in den Leib gebohrt oder ein schmutziger Priester die Zwangstaufe applicirt hätte, so würde man sich darüber nicht einmal sonderlich gewundert haben.

Sie sprechen von der Zeit, da der Rhein die Hauptverkehrsstraße von Europa war; ich sah Köln zum ersten Mal im kalten Schatten jener Zeit, wo der Rhein die „große Pfaffen-Gasse von Deutschland“ war. Köln war damals das Paradies der Priester und der Bettler und die Hölle der Menschen. Von 150,000 bis 200,000 Einwohnern, die es im Mittelalter hatte, war es unter dem Einfluß seiner „Dunkelmänner“ auf 40,000 heruntergekommen. Und diese heruntergekommene Stadt hatte damals noch 58 wohlbesetzte und reiche Klöster, nämlich siebzehn Manns- und einundvierzig Frauen-Klöster. Vor der Franzosenzeit durfte kein Jude dort übernachten, und kein Protestant war vor Mißhandlungen sicher. In dieser „heiligen Stadt“, in welcher Berthold Schwarz das Pulver erfunden haben soll, sah man vor vierzig Jahren nur Beter und Bettler und daneben Priesterinnen der Venus Vulgivaga, welche sich dem Fremdling, den man immer für einen Franzosen nahm, durch halbwüchsige grüne Jungen anbieten ließen mit den Worten: „Jolies filles, trois francs!“ Die Bettler dagegen sprachen Deutsch und heischten Almosen. „Bei den neunhundert Köpfen der Ritter Sankt-Gereons!“ „Bei den Heilig-Drei-König“. „Bei den Gebeinen der heiligen Ursula und der eilftausend Jungfrauen!“ Während früher die Redensart sprüchwörtlich war. „Reich, wie ein Kölner Tuchmacher“, waren unter den 40,000 Einwohnern jetzt zwölftausend officiell anerkannte Bettler von Beruf. Dagegen führte die Stadt den stolzen Namen „das deutsche Rom;“ und man behauptete, sie zähle so viele Kapellen und Kirchen, als das ganze Jahr Tage.

Der Anblick der weiland so stattlichen Stadt war einfach abschreckend. Alles war schwarz und schmutzig, und die zahlreichen Thürme ragten aus dem Ganzen hervor, wie die Borsten eines Schwinigels. Soweit war es mit diesem Köln gekommen, das Petrarka gepriesen hatte als „die Stätte des Geschmacks und des Luxus“, während ihm die Kölnischen Frauen

schier besser gefielen, als seine vielbesungene Laura. Die Stadtmauern, welche vormals eine Bevölkerung von 150,000 bis 200,000 Seelen umfaßten, standen noch, aber ein Theil der Stadt innerhalb dieser Mauern war verschwunden. Wo ehemals Häuser gestanden hatten, dicht besetzt von einem wohlhabenden und lustigen Volke, da waren jetzt unbewohnte Steintrümmer, und dazwischen Kohl- und Weingärten, und hin und wieder eine elende Hütte aus Lehm und Stroh, wie man sie schlechter nicht hatte in meiner Heimath auf dem hohen Westerwalde. Dazwischen Holz- und Mistplätze, Pfützen und förmliche Wüsteneien, voll von Disteln und Nesseln. Man glaubte nicht, in der vormals so glänzenden freien Reichsstadt zu sein, sondern in einem verfallenen Dorfe; und nur der freche und demoralisirte Pöbel mahnte daran, daß man sich doch in einem städtischen Weichbild befinde. Und wodurch war Köln so herunter gekommen? Hauptsächlich durch den Streit zwischen dem Regiment der Stadt und dem seiner Bischöfe, und dann später durch den Fanatismus seiner Bewohner. Wie Spanien seine Mauren und Frankreich seine Hugenotten, so verjagte auch Köln „zur größern Ehre Gottes“ seine thätigsten und besten Bewohner. Im Jahre 1425 verjagte es die Juden. Später die Angehörigen der Weberzunft, an zweitausend fleißige und geschickte Menschen, welche nach Aachen, Verviers u. s. w. auswanderten und diese Städte zur Blüthe brachten. Endlich verjagte man Anno 1618 die Protestanten, welche sich in Mülheim, Düsseldorf, Elberfeld, Crefeld und Solingen niederließen. Schon auf dem Hansa-Tage von 1553, auf welchem die meisten Städte für Religionsfreiheit stimmten, hatten die Kölner Delegirten erklärt:

— „Bei uns, in dem heiligen Köln, köpft oder ersäuft man die Ketzer; und da wir uns wohl dabei befinden, so wollen wir bei sothaner alter Gewohnheit verbleiben“. — Daß sich die „Ketzer“ nicht wohl dabei befanden, daß sie deshalb fortgingen, und daß ihre Auswanderung Massen-Armuth zur Folge haben mußte, daran schien der hohe Rath nicht zu denken.

Das waren die Kölner Traditionen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Dieses Elend das er mit eigenen Augen gesehen, hatte unsern Präfekten Schmitz mit Abscheu erfüllt und in ihm die Entschließung gereift, demselben um jeden Preis — und wäre es auch mit dem Beistande des Auslandes, ein Ende zu machen. Man wird dies um so begreiflicher finden, wenn man bedenkt, daß damals in Deutschland ein Nationalgefühl überhaupt noch gar nicht existirte, bei der Bevölkerung so wenig, wie bei den Regierungsgewalten. Wenn unsre „alten Oranier“ in Pilleburg den Präfekten Schmitz einen Sanscülotten und Jacobiner nannten, so hatten sie insofern Recht, als er entschlossen war, den Mißbräuchen wovon sich jene gemästet, mit Feuer und Schwert zu Leibe zu gehen. Wenn sie ihn aber für einen Revolutionär und Anarchisten, für einen communistischen Wütherich ausgaben, so thaten sie dies wider besseres Wissen. Sie wußten es sehr wohl, daß es ihm vor Allem darum zu thun war, in dieses verrottete Chaos Ordnung zu bringen und den deutschen Bürgerstand von seinen bisherigen Drängern und Aus-

beutern zu befreien, und daß er, weit entfernt, eine zucht- und meisterlose Freiheit zu fördern, eigentlich ein Fanatiker der Ordnung war. In der That hat bei uns der Präfekt Schmitz während des Bestehens des Großherzogthums Berg im Kleinen ganz dasselbe gethan, was während derselben Zeit in Preußen die Staatsmänner Stein und Hardenberg im Großen ausführten. Es war das Werk der Emancipation der Bürger und der Bauern, das Werk der Aufrichtung der religiösen, wirthschaftlichen und bürgerlichen Freiheit. Schmitz that bei uns das Nämliche, was die Preußische Regierungs-Instruction vom 26. Dezember 1808 befahl, in welcher es wörtlich hieß, wie folgt:

„Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlassen, das heißt: keine derselben vorzugsweise durch besondere Unterstützungen zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betriebe und Ausbreiten zu beschränken.

„Neben der Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Producte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie Gewerbsfleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, sie zu befördern.

„Es werden sich alsdann Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dieses sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Productionszustande des Landes und dem Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst oder im Inlande zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchen Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Producte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen. —

„Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden.

„Der Regierungen Augenmerk muß dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit soviel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden“.

Bei uns, im südwestlichen Deutschland, in dieser Brut- und Pflanzstätte der weltlichen und geistlichen Kleinstaaterei, wo ganz natürlicher Weise auch zuerst der große politische Generalkrach losbrach, und wo man daher, nach Allem, was vorausgegangen, in den Maßregeln der Rheinbundstaaten Ver-

besserungen erblickte, ohne Anstoß zu nehmen an der fremden Hand und an den despotischen Formen, vor welchen und unter welchen sie dargeboten wurden, wußte man nur zu wohl, daß man aus eigener Kraft nicht im Stande war, sich aus dem Elende zu retten, und man lachte über die Erzählung des Freiherrn von Münchhausen, welcher sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe gezogen zu haben behauptet. Der Lector Barbieux pflegte spottend zu sagen: „Wenn's mit dem Zopfe allein schon gethan wär', dann brächten wir's auch hier zu Lande schon fertig; da es aber damit nicht genügt, so ist der deutsche Reichswirrwarr nicht zu schlichten ohne einigen französischen Beistand. Nulla salus sine Gallis!“

Wir mußten uns diese Spöttereien des „Professors Schmierig“ gefallen lassen. Unsere Zustände waren bis dahin zum Verzweifeln. Das ist nicht zu leugnen. Kaiser und Reich waren seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts zum Gegenstand des Gelächters geworden. Die Habsburger hatten, den Jesuiten zu Liebe, ihr eigenes Land und das deutsche Reich in Trümmer geschlagen. Es war kein Dynast so klein und erbärmlich, daß er nicht, dem Kurfürsten von Hannover nachahmend, in Verspottung der alten ehrwürdigen, aber wurmstichigen Verfassung des heiligen römischen Reichs, sagte: „In meinem Territorium bin ich selber der Kaiser“. Ueberall setzte sich der Theil über das Ganze und weigerte sich, für das letztere auch nur das Geringste zu leisten. So brach die allgemeine Sündfluth herein über Alle.

Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, was ich über den allmähligen Untergang Deutschlands, über das Verderbniß von Wirthschaft, Recht und Sitte aus dem Munde meines Großvaters erfahren. Ich kann alles Das aus eigener Wissenschaft nur bestätigen und ergänzen.

Zu derselben Zeit, wo Deutschland den Worten seiner größten Schriftsteller und Dichter lauschte, gerieth es politisch in eine Krisis, die mit gewöhnlichen Mitteln nicht zu lösen war. Die glorreichen Episoden Friedrichs des Großen und des Kaisers Joseph II., waren vorüber. Die Kleinstaaterei feierte ihre Triumphe. Jede Regierung glaubte nur dadurch gedeihen zu können, daß sie sich ihrer Pflichten gegen das Reich entschlug und ihren Nachbar-Regierungen möglichst viel Unbilden und Schabernack anthat. „Schlägst Du meinen Juden, so schlage ich Deinen Juden“, war nun die herrschende Maxime geworden. Und zwar wurde dieselbe nicht mehr auf die Juden beschränkt, nachdem sie einmal allgemein zur Herrschaft gelangt war. Einer machte gegen den Andern Zollschranken, Monopole und alle sonstigen Hemmungen, Hindernisse und Erschwerungen des Verkehrs. Und merkwürdiger Weise merkte Keiner von Allen, daß wir dabei immer ärmer und elender wurden, obgleich die Thatsache handgreiflich zu Tage lag.

Da fuhr nun Napoleon unerbittlich dazwischen. Er machte im Rheinbundsgebiet der Wirthschaft der Zöllner und Sünder ein Ende, indem er nicht duldete, daß dies Gebiet sich gegen Frankreich abschloß und eben so wenig, daß die einzelnen Rheinbunds-Staaten sich untereinander fernerhin mit

Zollplackereien chicanirten. Wenn dagegen rebellirt ward, so wußte er mit seinen Zaun-Königen als Protector ein sehr deutliches Deutsch zu sprechen, und seinen Befehlen Respect zu verschaffen. Das wurde allgemein als eine sehr große Wohlthat empfunden; und die Leute am Rhein z. B. versicherten, die Weine hätten niemals schönere Preise gehabt, denn die Produzenten waren nicht mehr dazu verurtheilt, ihr Wachsthum selber zu trinken, sie hatten einen großen und zahlungsfähigen Markt für dasselbe gewonnen.

Freilich kam der hinkende Bote nach. Napoleon verfehdete sich nach und nach mit England so, daß er, weil er einsah, daß er demselben nicht anders beikommen konnte, beschloß, dieses Land mit seiner Industrie von dem europäischen Festland auszuschließen. Unser Präfekt Schmitz, der damals schon ein aufrichtiger Freihändler war, sagte mir eines Tages im tiefsten Vertrauen — ich habe es niemals weiter getragen, aber später, vierzig Jahre später, kann ich's ja zum Beweis, wie es damals schon Menschen gab, welche die Lage richtig erkannten, weiter erzählen, denn Napoleon ist todt und der Präfekt Schmitz auch — also der Präfekt Schmitz sagte mir:

— „Es ist unbegreiflich, wie ein solches politisches und militärisches Genie, wie es die Welt noch niemals gesehen, in bürgerlichen und wirthschaftlichen Dingen so grenzenlos dumm sein kann. Napoleon verfällt in die Fehler seiner geschworenen Feinde. Er will die Engländer vom Continent ausschließen und schließt uns von der See aus. In Folge dessen werden wir unsere Colonien verlieren. Er will die Engländer strafen und beraubt uns der englischen Stoffe und Waaren, die wir selbst nicht hervorbringen und nirgends woher besser und billiger beziehen können, als aus England. In Folge dessen erhebt er den Schmuggel zu einer Großmacht. Er will das Festland handelspolitisch commandiren, und um dies zu können, muß er zuvor dasselbe militärisch erobern; denn ohne Das findet er keinen Gehorsam. Aber ganz Europa zu erobern, das übersteigt unsere Kräfte und beschwört gegen uns eine Coalition herauf, der wir wahrscheinlich erliegen. Gott gebe, daß ich mich irre!"

XI. Der klügste Pilleburger.

„Es ist unbeschreiblich," fuhr der Franzosen-Schmidt fort, „was auf unserer Präfectur alles gearbeitet wurde. Das Unterste wurde zu Oberst gekehrt. Vieles wurde gründlich aufgeräumt und Vieles verbessert. Freilich läßt sich auch nicht leugnen, daß sich durch das Alles der verhängnißvolle Faden jenes Despotismus zog, welcher alle diese Länder, wie die Rheinbundsstaaten, Holland, Spanien, Italien u. s. w., auf das Rücksichtsloseste zum Vortheil des französischen Mutterlandes ausbeutete.

Der Besitz der weltlichen und geistlichen „todten Hand", unter der wir früher so unsäglich gelitten, mußte aufhören. Die Domänen und die geistlichen Güter wurden verkauft und producirten in den Händen fleißiger bäuerlicher Eigenthümer das Vierfache, wie früher. Die Schlagbäume wurden

entfernt. Der Zehnte, der Zins, die Gülten und die übrigen Feudalabgaben wurden unentgeltlich aufgehoben und an ihre Stelle trat eine gerechte Grundsteuer. Alle Steuer-Immunitäten und sonstigen Privilegien wurden beseitigt. Die Justiz wurde reformirt, das neue Verfahren war öffentlich und mündlich. Durch Verordnung vom 1. Januar 1810 wurde die Einführung des Code Napoléon verfügt. Der Einführungstermin wurde jedoch öfters hinausgeschoben, und endlich trat die Katastrophe von 1812 dazwischen. Die Civilehe wurde sofort eingeführt. Die Leibeigenschaft, die Frohnden, das Lehnwesen wurden abgeschafft. Alles Das war im Münsterlande am schlimmsten gewesen. „Napoleon hat es auch diesem Lande verheißen", lautete es in dem officiellen Bulletinstyl, „daß es nicht länger eine Wüste vorstellen, und daß seine Bauern nicht länger Sclaven bleiben sollen". Von der Pflege der religiösen Toleranz habe ich schon erzählt. Die Confessionen wurden für gleichberechtigt erklärt. Die politischen, bürgerlichen und wirthschaftlichen Rechte wurden unabhängig gemacht von dem confessionellen Bekenntniß. Alle Klöster, desgleichen der Deutsche und der Maltheser-Orden, wurden aufgehoben. Dem Fürsten von Thurn und Taxis nahmen wir die Post ab, die er wie einen Kaperbrief ausgebeutet hatte. Die neue französische Post war nach damaligen Begriffen gut eingerichtet. Sie diente jedoch leider auch als politische Spionir-Anstalt. Das Großherzogthum Berg wurde als vorgeschobener Posten benutzt, um die politischen Wetterzeichen auch in dem übrigen Deutschland und in Oesterreich zu sondiren. Man öffnete namentlich die Briefe der zahlreichen rheinisch-westfälischen Adligen, die sich in österreichischen Diensten befanden und erhielt dadurch 1809 zeitig Nachricht über das Bevorstehen des Krieges. Doch wozu das Alles erzählen?

Wir gingen der Katastrophe entgegen.

Und nun muß ich Ihnen die Geschichte vom „klügsten Pilleburger" erzählen. Sie ist recht hübsch und ich erinnere mich ihrer noch so lebhaft, als wär' es gestern gewesen.

„Der König Jérôme von Westphalen, unser nächster rheinbündlerischer Nachbar, von dessen Hof wir Pilleburger unsere neuesten Nachrichten bezogen, hatte 1812 auf Kosten seines von Natur armen und schon vorher durch den allmächtigen Protector schrecklich ausgebeuteten Landes ungeheuere Anstrengungen gemacht für den Feldzug gegen Rußland. Zur Belohnung hatte er den Befehl über den rechten Flügel der großen Armee erhalten. Allein mitten während des Krieges — ich glaube, daß es schon Mitte August 1812 war — erschien er wieder in Cassel. Einige sagten, der Kaiser habe ihn abgesetzt; Andere, er sei ausgerissen, weil er damals schon Alles für verloren gehalten. Gleichwohl stellte er 1813 ein neues Contingent von mehr als 20,000 Mann auf die Beine, nachdem das frühere mit Mann und Maus in den russischen Schneewüsten zu Grunde gegangen. Er ließ seinen General Ochs bei Halberstadt Aufstellung nehmen, wo er von dem russischen Kosackenführer Tschernischew geschlagen und gefangen genommen wurde. Die Nachricht hiervon, obgleich

man sie zu unterdrücken versuchte, gelangte nach Cassel und sogar bis nach unserem Pilleburg und nach Düsseldorf, der Hauptstadt des Großherzogthums Berg. Von da an wurden die Dinge sehr schwierig. Die Bevölkerung murrte, sie wollte unsern Regie-Tabak nicht mehr rauchen, und verbrannte sogar hin und wieder die Tabak-Magazine bei nächtlicher Weile. Die Leute begannen laut zu räsonniren, namentlich über die hohen Steuern und über die Conscription; der letzteren, welche die kaum den Schulbänken entronnene männliche Jugend wegraffte, als „Futter für Pulver", vermochte sie sich nicht zu entziehen; dagegen blieb sie vielfach mit den Steuern im Rückstand, und die Execution half nichts; mochte die Noth nun wirklich so groß sein, oder mochten die Huissiers nicht mehr so scharf in's Geschirr gehen. Die Beamten aller Gattungen hatten nämlich keine ordentliche Schneid' mehr. Die kommenden Ereignisse warfen ihre Schatten voraus; ein Jeder dachte sich im Stillen: Wie „lang' wird das noch dauern? Wenn die Franzosen fortmüssen, was soll dann aus Dir werden? Was sollst Du Dich da noch vorher mißliebig machen?" Die alten Oranier hoben ihre Köpfe wieder um ein Bemerkliches höher; sie hetzten namentlich die Leute auf, welche Söhne in der Armee hatten und nicht wußten, lebten dieselben noch oder waren sie schon todt; waren sie in Rußland der Kälte und den Kosacken oder in Spanien der Hitze und den Guerilleros erlegen. Es war eine schwüle und bange Zeit. Ich aber sagte mir: „Was kann das Alles helfen? Ich will fortfahren, meine Schuldigkeit zu thun und unserm braven Präfecten zu helfen". Ich war erst kurz verheirathet mit meiner so lange vergeblich umworbenen Zinkgrafs Sett; allein obgleich meine brave Alte viel Angst ausstand und all' ihre Verwandten oranisch gesinnt waren und nicht verfehlten, sie in diesem Sinne zu bearbeiten, so hat sie doch nie versucht, mich meiner Pflicht abspenstig zu machen. Dagegen hatte ich, und mit mir der Lector Barbieux, von den Leuten sehr viel zu leiden. Sie machten Spottgedichte auf uns und klebten sie uns Nachts an die Hausthür. In der Regel waren dieselben mehr grob als witzig. Eins davon weiß ich noch auswendig. Es fing an:

„Der Barbieux, der Hungerleider,
Und Schmidt, der Westerwälder Schneider!"

Glücklicherweise wußten sie nicht, daß ich auf dem Westerwalde nicht einmal ein Schneider, sondern nur ein „Anbinder" gewesen; und ich sagte mir zum Trost die Worte des Märchens auf:

„Wie froh bin ich, daß Niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

So war unter Aerger, Aengsten und Nöthen der September 1813 gekommen. Auf der Präfectur erhielten wir eine Hiobspost nach der andern. Am 23. August waren zwei Regimenter westphälischer Husaren, welche unter dem Oberbefehl des Marschalls Victor an der böhmischen Grenze standen, zu den Preußen übergegangen. Der Oberst des einen Regiments hieß Hammerstein. Der König „Morgken wieder luschtigk" in Cassel hatte ganz

den Kopf verloren. Er befahl alle Menschen Namens Hammerstein zu verhaften. Auch unser Präfect erhielt eine solche Requisition. Allein er entsprach ihr nicht, sondern schrieb nach Cassel zurück, er habe in Pilleburg nur einen Hammerstein, und der sei ein armer unschuldiger Schulmeister, und nicht ein Baron, wie Seiner Majestät Regiments-Commandeur gleichen Namens.

Die Alliirten und die Russen kamen immer näher, namentlich waren es einzelne Schwärme Kosacken, welche sich schon weit nach dem Westen vorwagten.

Im Oktober erhielten wir die Nachricht, König Jérôme sei vor den Kosacken, welche unter Tschernischew vor Cassel angerückt waren, und begonnen hatten, die Stadt zu beschießen, davon gelaufen, nachdem abermals ein westphälisches Corps zum Feind übergelaufen.

Bisher hatten wir auf der Präfectur die Unglücksnachricht verheimlicht. Aber nun war es mit der Heimlichkeit zu Ende. Denn Jérôme hatte Cassel mit einem großen Gefolge von Günstlingen, Courtisanen und Hofgesinde verlassen. Das Gepäck, das er mit sich führte, füllte allein fünfzig Wagen. Die Hälfte davon hatten ihm die Kosacken abgejagt, die ihn verfolgten. Der flüchtige König hatte sich der Verpflegung halber in Marburg nur ein Paar Stunden aufgehalten: dann ging es sofort weiter über Gießen und Wetzlar lahnabwärts, und über Montabaur dem Rhein zu; erst auf dem linken Ufer in Coblenz fühlte er sich sicher. Von Marburg, das nur einen kleinen Tagemarsch von Pilleburg entfernt liegt, war die Nachricht von der Flucht Seiner Majestät hierher gelangt, und viele Franzosen und Franzosenfreunde schickten sich an, dem Beispiele des kaiserlichen Bruders zu folgen. Namentlich thaten es die Beamten, aber der Präfect entschied für das Bleiben, und er hatte Recht; die Kosacken, welche sich zu weit vorgewagt hatten, vermochten sich nicht zu behaupten, und König Hieronymus kehrte von Coblenz zurück und rückte am 16. Oktober in seiner Residenz Cassel wieder ein. Wir hörten sogar, es sei eine Menge Menschen dort standrechtlich erschossen worden, „weil sie den rechtmäßigen König an die Russen verrathen". (Nachträglich erfuhren wir, es sei nur Einer gewesen).

Sie können sich denken, welche furchtbare Aufregung Chok und Contre-Chok in unserem kleinen Pilleburg, wo die Gegensätze einander so schroff gegenüber standen, hervorrufen mußten. Hatten wir bei der Nachricht von der Flucht Jérôme's das Schlimmste befürchtet, so war nun, bei der Nachricht von seiner Rückkehr, die Reihe zu zittern an unseren Gegnern, welche ja nicht wußten und wissen konnten, daß Präfect Schmitz befohlen hatte, die Excesse, welche sie in ihrem oranischen Interims-Enthusiasmus begangen hatten, zu ignoriren.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht ganz so großmüthig wie der Präfect war. Der „Professor Schmierig", ich und einige Andere, welche es mit dem neuen Regiment hielten, waren während jener bangen Pause gehörig gepeinigt worden. Wir sannen auf Rache. Nein, nicht doch —

bloß auf einen kleinen Schabernack. Wir gewannen für unseren Plan den Bartscheerer Becher, welcher die alten Oranier barbierte. Eines schönen Tages mußte er jedem seiner Rasir-Kunden unter vier Augen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen, der Kaiser habe, entrüstet über die Acte des Treubuchs und Verraths, zu welchem die Flucht des Königs Jérôme das Signal gegeben, befohlen, auch in Pilleburg ein abschreckendes Exempel zu statuiren und die Haupträdelsführer der oranischen Bewegung zu hängen; der Präfect wage nicht zu remonstriren, so sehr ihm der Befehl wider die Haare gehe; er werde aber die Zahl der zu Executirenden auf ein Minimum beschränken, er habe mit einem Seufzer gesagt: „Ich kann mir nicht helfen, wenigstens drei müssen morgen daran glauben, und zwar die drei Klügsten".

Am andern Tage erlebten wir ein seltsames Schauspiel. Alle „Oranier" waren verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen. Die Sache erregte ein ungeheueres Aufsehen, auch bei dem Präfekten. Derselbe verlangte auch von mir amtlichen Bericht; und so konnte ich denn nicht umhin, ihm unsere Eulenspiegelei zu gestehen, und wie in Folge davon ein jeglicher Oranier fortgelaufen sei, weil Jeder sich selbst für den Klügsten gehalten. Der Präfekt machte ein sehr gestrenges Gesicht und ertheilte mir einen ernsten Verweis. „Die Zeiten", sagte er, „sind nicht dazu angethan, um solche dumme Witze zu machen". Allein ich hörte später von Andern, daß er recht herzlich über die Geschichte gelacht und gesagt hat: „Das Schneiderlein hat doch den Teufel im Leibe". Nach acht Tagen kamen die Oranier wieder. Einer nach dem Andern, zum Vorschein. Leider ging es mit unsrer Herrlichkeit zu Ende, wie es der Präfekt, aus Anlaß der Continentalsperre, vorausgesagt hatte. Napoleon hatte durch seinen Größenwahn eine Coalition Aller gegen sich heraufbeschworen, die ihn erdrückte. Man versuchte alle denkbaren Mittel. Namentlich appellirte man auch an die Schutzzoll-Interessenten. Der jeder Zeit dienstwillige Maire von Düsseldorf, der damaligen Hauptstadt des Großherzogthums, verleitete durch schutzzöllnerische Vorspiegelungen den Gemeinderath zu folgendem Beschlusse:

„In Erwägung, daß unabhängig von der so ehrenvollen Aehnlichkeit der Verhältnisse, das Großherzogthum als ein Manufactur- und Handelsstaat ein ganz vorzügliches Interesse bei jenem großen Kampf hat, welcher nichts Geringeres bezweckt, als den nationalen Kunstfleiß der Völker zu schützen und den allgemeinen Welthandel der durch Rußlands Barbarei begünstigten Habsucht Englands zu entziehen, — dem erlauchten Beschützer des Rheinbundes in tiefster Ehrfurcht ein Opfer von 12 völlig ausgerüsteten Cavalleriepferden als Signal zur patriotischen Nachfolge für alle übrigen Städte „darzubringen".

Gewiß lautet der Beschluß recht schön. Aber er fand bei „allen übrigen Städten", an deren Adresse er gerichtet war, keine Nachahmung. Nicht einmal Düsseldorf selbst hat ihn vollzogen. Das falsche Pathos fand kein Echo mehr. Man war schon zu oft angelogen worden.

Auch unser Präfekt, der sonst die Sicherheit, Ruhe und Gerechtigkeit selbst war, begann nun, die leidenschaftlichsten Proclamationen zu erlassen. Allein auch er machte damit keinen Eindruck. „Oho!" sagten jene Klügsten von den klugen Oraniern, „dem Mann muß es schlecht gehen, denn er hat jene Contenance verloren, welche bisher das Einzige war, wodurch er sich auszeichnete".

Hier haben Sie eine dieser Proclamationen. Sie lautet:

„Eine Bande von Aufrührern, Räubern, Deserteurs und Refractairs, verleitet und gereizt durch bösgesinnte Menschen, hat es gewagt, im Sieg-Departement auf einen Augenblick die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu stören, den Gesetzen Hohn zu sprechen, das öffentliche und Privat-Eigenthum anzutasten, die öffentlichen Beamten und andere gutgesinnte Einwohner und Unterthanen zu mißhandeln. Die Verführer und Aufwiegler dieser Rotte versäumten inmittelst nicht, die Vorspiegelungen hervorzusuchen, womit jenem Werk der Finsterniß Eingang und Anhang verschafft werden sollte; die Abgaben, so hieß es, seinen zu schwer, der Handel sei gestört und in's Stocken gerathen, die Conscription sei drückend, die französischen Truppen weit entfernt, und von diesen bis zur Ankunft der Russen kein Widerstand zu erwarten". Alle diese Gründe wurden dann für Täuschung erklärt, womit die „Anhänger Englands" den „Auswurf des Volkes" auf ihre Seite gebracht.

In einer andern Proclamation hieß es:

„Frankreichs und seines großen Kaisers Macht war nie größer als jetzt. Die Truppen des Großherzogthums Berg haben alle Gefahren und allen Ruhm der großen Armee getheilt und, gleich Cäsars Soldaten, konnten sie niemals besiegt, wohl aber mit ehrenvollen Wunden bedeckt werden. Nur eine übermenschliche Macht konnte bewirken, was die vereinten Kräfte einer halben Welt vergebens versucht hätten. Den erlittenen Verlust schnell zu ersetzen, ist der Völker fester und unerschütterlicher Wille, denn das Interesse der Menschheit gebeut, daß mit geflügelter Eile und verdoppelter Kraft der erlauchte Monarch auf den Grenzen des civilisirten Europens furchtbarer als jemals wieder erscheine. Die Sache, wofür der Kaiser kämpft, ist nicht allein die Sache Frankreichs; es ist die gemeinschaftliche Angelegenheit des föderirten Deutschlands, so wie aller Staaten in Europa; denn wer wollte die Folgen jenes monströsen Bündnisses berechnen, welches die russische Barbarei mit dem englischen Monopol aussöhnen, die habsüchtigen Speculationen Londoner Handelsleute durch Schwärme wilder Kosaken unterstützen möchte?"

Ach, was halfen alle diese schönen Worte? Das Verhängniß mußte sich erfüllen.

Der Erste, welcher auskratzte, war wieder der schnellfüßige Herr von der Napoleons-Höhe, welche man jetzt Wilhelms-Höhe nennt.

Diesmal floh er von diesem Tummelplatz jeglicher Niedertracht, ohne seine „vielgetreue Residenzstadt Cassel" auch nur zu berühren, in einer Tour

bis nach Mülheim an der Ruhr, wo er zuerst wieder Halt machte, um die Welt mit Klagen und Verwünschungen gegen seinen großen Bruder zu erfüllen, dem er doch Alles verdankte. Ein Freund, der ihn dort gesehen hat, sprach nur in den verächtlichsten Ausdrücken von diesem Fastnachts-König. „Er", sagte er, „mit sammt seinem von Gold strotzenden Gardes du Corps, den Günstlingen in phantastischen Uniformen, den Courtisanen in schamlosen Toiletten und den frechen Kammerdienern, Lakeien und Zofen, welche in Ermangelung von Vorzimmern auf den Treppen umherlungerten, glichen einer Bande heruntergekommener Comödianten, welche irgendwo ausgerückt waren, weil sie die Zeche nicht bezahlen konnten".

Der kaiserliche Commissarius für das Großherzogthum Berg, Herr Beugnot betrug sich würdevoller. Er blieb in Düsseldorf; und als dort der Graf Saint-Priest einrückte an der Spitze des russischen Armeecorps, welches bestimmt war, unser Großherzogthum zu besetzen, versäumte er nicht, demselben ein allen Anforderungen der Kochkunst und des guten Geschmacks entsprechendes Diner zu geben in seinem Palais, das er am andern Tag verließ, um sich in Paris dem Kaiser Napoleon vorzustellen und ihn zu bitten, ihm wieder seine alte Stelle im Staatsrath zu übertragen.

„Nein, nein, nein!" schrie Napoleon wüthend, „ich werde Sie wieder dahin zurückschicken, woher Sie gekommen. Das hätten Sie sich doch selbst sagen können. Aber es scheint, das Düsseldorfer Wasser hat einen schädlichen Einfluß. Wenigstens weiß ich sonst keinen Grund, warum sowohl Sie als Murat dort so schrecklich dumm sind geworden!" Ja freilich, Einer von uns ist dumm geworden, dachte Beugnot im Stillen.

Am 15. November 1813 war das ganze Großherzogthum in den Händen der Alliirten. Die vormals preußischen Lande wurden Preußen wieder gegeben. Wir Pilleburger wurden wieder oranisch. Und der Rest kam mit dem Generalgouvernement des Niederrheins unter die provisorische Centralverwaltung der Alliirten, an deren Spitze der Freiherr vom Stein stand und die vorzugsweise von dem vortrefflichen Justus Gruner geführt ward.

So gut ging es uns in Pilleburg nicht. Bei uns erschien der Freiherr von Gagern mit folgender Vollmacht:

„Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm Friedrich, Prinz von Oranien, Fürst zu Nassau ꝛc. urkunden und bekennen hiermit:

Nachdem es Uns durch den Beystand des Allmächtigen gelungen ist, von Unsern im Jahre 1806 Uns durch Gewalt entrissenen Landen wieder Besitz nehmen zu können; so beauftragen und ermächtigen Wir durch gegenwärtigen offenen Brief den Minister Freyherrn von Gagern, die Regierung Unserer Lande, in Unserm Namen und Kraft dieses Auftrags, unverzüglich zu übernehmen, und sodann alle Maßregeln zu ergreifen und auszuführen, welche zur Vertheidigung Unserer Lande, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in denselben und zur kräftigen Mitwirkung bei der guten Sache nothwendig und erforderlich werden.

Wir ertheilen dem Minister Freyherrn von Gagern alle Vollmacht, deren er hierzu bedürfen könnte, und hegen zu demselben das Vertrauen, daß er bey dieser wichtigen Comission Unser und Unserer Lande wahres Interesse nach allen Kräften befördern werde.

Zur Beurkundung dieses Auftrags haben Wir gegenwärtige Vollmacht für denselben ausfertigen lassen, und unter Beydruckung Unseres Fürstlichen Siegels eigenhändig vollzogen.

So geschehen Berlin den 27. März 1813.

(L. S.) Wilhelm F."

Ich habe, als ich von Paris nach Deutschland wieder zurückkehrte — es geschah auf Wunsch meiner Alten, die eine unüberwindliche Sehnsucht nach ihrem Pilleburg hatte, — jetzt hat sie es wieder hier satt und möchte lieber wieder in Paris sein, — so sind ja die Weiber, sie wissen nicht, was sie wollen — damals habe ich mir vorgenommen, jedes Gefühl der Bitterkeit gegen meine deutsche Heimath, das mich bei verschiedenen Gelegenheiten ergriffen, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Von dieser Generalamnestie habe ich nur Einen ausgenommen, nämlich Hans Freiherrn von Gagern. Ich habe dieser Tage noch eine Zuschrift von ihm an die Nationalversammlung in Frankfurt gelesen. Er betitelt diese Petition, weiter ist es doch nichts, in seiner bombastischen Weise als „Allokution" und gebärdet sich darin als der „Teutscheste der Teutschen".

Nun, wir Pilleburger haben ihn Anno Dreizehn von einer andern Seite kennen gelernt. Wir erinnern uns noch sehr wohl, wie er sich im Frühjahr Dreizehn mit allerlei verschnörkelten teutonischen Redensarten bei dem großen Freiherrn von Stein anschmeicheln wollte, und wie ihm dieser von Breslau aus, wo Preußen die Waffen gegen Napoleon schmiedete, antwortete: „Für Ihre Talente hatte ich immer eine ausgezeichnete Hochachtung, aber Ihre politische Ansichten und Grundsätze schienen mir stets mit den meinigen in Widerspruch". Stein hatte Recht. Gagern hat zu jener Zeit, als Stein die Franzosenherrschaft bekämpfte, als devotester Minister eines Rheinbundsfürsten vor Napoleon und seinen geringsten Creaturen gekrochen. Als es aber mit Napoleon bergab ging, da wollte der den großen Stein glauben machen, er sei stets sein Gesinnungsgenosse gewesen. Er war es auch da nicht. Er dachte nicht an Deutschland, sondern nur an die Sonderinteressen des Prinzen von Oranien, so daß ihm ein Freund Steins zurief: „Vergessen Sie doch über Ihrem Batavisiren nicht das Germanisiren!" Seine Söhne schickte er in Allerweltsdienste, so daß der Eine bei den Oesterreichern und der Andere bei den rheinbündlerischen Baiern in der Armee war und diese Brüder einander in Waffen gegenüber standen. Seinen talentvollsten Sohn Fritz schickte er gar nach Holland und nach Java. Es ist derselbe, der kürzlich bei dem Heckerputsch einen so traurigen Tod hat gefunden. Gagern pflegte sich zu berühmen, er habe dem Hause Nassau zu zwei Kronen verholfen, dem Fürsten von Nassau habe er eine Herzogs-Krone — wohlbemerkt

eine rheinbündlerische Krone von Napoleons und Talleyrands Gnaden! — auf das Haupt gesetzt, und dem Prinzen von Oranien die holländische Königskrone. Das mag wohl eine Uebertreibung aus Eitelkeit sein, aber gewiß ist, daß Gagern, als er 1813 nach Dillenburg kam, an Alles eher dachte, als an Deutschland.

Er, vor Kurzem noch Franzosen-Freund, spielte bei uns den wüthenden Franzosenfresser und geberdete sich geradezu unsinnig. Er stürzte alle französischen Einrichtungen, welche zum Theil ganz gut waren, und welche die Preußen und andere deutsche Regierungen in ihren linksrheinischen Territorien bewahrt und gepflegt haben, mit blinder Wuth über den Haufen. Nur die französischen Grundsteuern behielt er. Dagegen stellte er alle jene zahl- und schrankenlosen Feudalabgaben, an deren Stelle die Grundsteuern getreten waren, kurzer Hand wieder her. Ja endlich ging er so weit, daß er in allen Ortschaften durch die Schelle bekannt machen ließ, von heute an seien alle französischen und bergischen Gesetze aufgehoben. Welche heillose Verwirrung daraus entstand, ist leicht zu begreifen. Es wußte Niemand mehr, woran er war; und schlechte Menschen benutzten den herrschenden Wirrwarr, um sich zu bereichern.

Gagern war beständig unterwegs. Er konnte Deutschland gar nicht klein und Holland gar nicht groß genug machen. Er rühmt sich, es gewesen zu sein, der Holland gerettet und vergrößert habe auf Kosten eines „deutsch-niederländischen Welfenreichs", welches angeblich in der Absicht einiger Mächte gelegen. Er wollte den Holländern Ostfriesland und den Rhein bis nach Köln hinauf geben. Unsere Hoffnung war damals, 1813, darauf gerichtet, preußisch zu werden, um wieder mit unseren alten Nachbarn in Siegen und Wetzlar in Vereinigung zu treten. Allein diese Hoffnung gewann nur vorübergehend einen Anschein von Verwirklichung. Durch den Vertrag vom 31. Mai 1815, abgeschlossen zwischen Preußen und dem Herzogthum Nassau, wurden wir zu dem letzteren geschlagen. Ich tröstete mich damit, daß ich wenigstens ein Deutscher geblieben und kein Holländer geworden. Ich dachte mir: „Gott verläßt einen braven Deutschen nicht!"

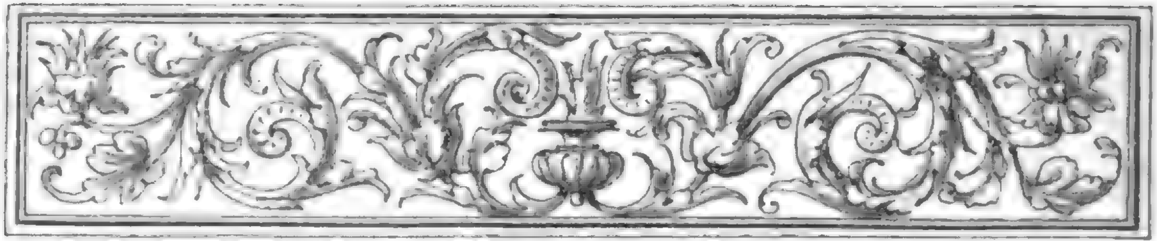
Aber es kam anders. Die alten Oranier traten uns, die wir dem neuen Regimente zugethan gewesen waren, förmlich mit Füßen. Sie nannten uns Jacobiner, Clubbisten, Sanscülotten, Bonapartisten u. s. w. Freilich, den vornehmen Herren gegenüber, welche auch in die neuen Dienste eingetreten waren und die ich Ihnen wiederholt namhaft gemacht habe, zogen sie andere Saiten auf; denn diese vornehmen Leute verstanden es vortrefflich, in jedem Wasser oben zu schwimmen, in dem französischen, wie in dem oranischen, in dem des Großherzogthums Berg, wie in dem des Herzogthums Nassau. Wir kleinen Leute aber, wir verstanden es nicht so gut, die Jacke zu wechseln Wir kamen unter den Schlitten. Wir wurden brotlos auf das Pflaster geworfen. Mein Präfecturrath Dubois ging nach Paris, und mein Präfect Schmitz nach Berlin; er ist später preußischer Regierungspräsident in Köln geworden,

wo er dasselbe gesegnete Andenken hinterlassen hat, wie in unserm vormaligen Sieg-Departement. Er hatte mich eingeladen, mit ihm zu gehen, vorerst als Privatsecretär; allein mein liebes Settchen vermochte sich nicht von seiner Vaterstadt zu trennen, wo doch keines Bleibens für uns mehr war. Wenn ich von Fortgehen sprach, dann schrie sie jammernd: „Es giebt nur ein Pilleburg!“ Ich schwieg und dachte im Herzen; Ja, ja, Gott sei Dank, daß es nur eins giebt; denn wenn überall Pilleburg wäre, könnte ich mich nirgends ernähren. Alle Versuche, mir eine neue Existenz zu gründen, schlugen fehl, hauptsächlich durch die Bosheit der alten Oranier und durch die meiner verehrten Mitbürger, welche das Bedürfniß fühlten, ihre „gute Gesinnung“ dadurch zu documentiren, daß sie mich nach Kräften peinigten. Je leidenschaftlicher sie früher die Marseillaise gesungen hatten, desto lauter schrien sie nun ihr „Oranje boven“.

Nun kam auch noch das große Unglück der Hungerjahre Sechzehn und Siebzehn über uns. Alle die kleinen Länder in Deutschland, welche in ihrer großen Pracht und Herrlichkeit und in einer beinahe noch größeren Zahl 1815 wieder aufgerichtet worden waren, hatten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als an allen ihren allgegenwärtigen Grenzen unübersteigbare Schlagbäume und Zölle einzuführen. Denn das war ja ein neues Zeichen ihrer Souveränetät. Der Rheinbundsprotector hatte ihnen das früher ausdrücklich verboten. Jetzt freuten sie sich, daß sie diesen gestrengen Herrn und seine Verbote wieder los geworden waren. Sie verfielen mit Hochgenuß wieder in ihre alten Sünden und Laster. Dann aber hatte ihnen Napoleon eine bitterböse Erbschaft hinterlassen, nämlich die künstlich gepflegte Treibhauspflanze einer absolut lebensunfähigen Industrie. Er hatte die englischen Fabrikate und Waaren vom Continent ausgeschlossen und einheimische Capitalisten zur Errichtung von Fabriken, welche jene Producte ersetzen sollten, durch Gunst, Gnade und Subventionen ermuthigt. Jetzt hörte die Continentalsperre auf und die englischen Waaren, welche, so lange künstlich oder gewaltsam zurückgehalten waren, begannen das ganze europäische Festland zu überfluthen. Dieser Sturmfluth vermochten unsere ärmlichen Fabriken nicht zu widerstehen. Sie waren nie lebensfähig gewesen und fielen sofort um, als man ihnen die künstlichen Stützen entzog, deren sie sich auf Kosten des Staates und der Consumenten erfreuten. Dazu kam dann die Wiederherstellung aller jener polizeilichen, zünftlerischen und sonstigen Erschwerungen und Beschränkungen des Erwerbs und der Arbeit. Die Folge war Elend und allgemeine Verarmung, so daß Viele, die den Zusammenhang der Dinge nicht begriffen, die Rückkehr Napoleons und der Kriegszeiten wieder herbeisehnten. Und nun endlich die Mißärnten. Sie waren an sich schlimm, aber sie wurden durch die Unterbindung des Verkehrs unsäglich verschlimmert. An der östlichen Grenze Deutschlands kostete das Korn nicht die Hälfte, wie bei uns; aber Ueberfluß und Mangel vermochten sich noch nicht einmal im Innern Deutschlands auszugleichen. Der freie Verkehr der Rheinbundszeiten war dahin

und der Zollverein sollte erst zwanzig Jahre später entstehen. So saßen wir hinter unsern Schlagbäumen und hungerten. Ein Franzose machte damals die grausame Bemerkung: „Die Deutschen sitzen in kleinen Kasten mit eisernen Gittern, wie die Menagerie-Thiere; sie können nicht mit einander verkehren, sondern nur einander hören, wenn sie brüllen vor Hunger". Unsere Regierungen, deren unsinnige Handelspolitik das Alles zum großen Theile verschuldet, ertheilten uns nun wohlgemeinte Rathschläge; wir sollten Baumrinde mahlen und das Brod mit den Kleien essen. Aber es waren Viele, die noch nicht einmal Kleien hatten. Ich konnte das Elend nicht mehr länger ertragen. Unsere Ersparnisse aus den Bergischen Zeiten waren großentheils aufgezehrt. Glücklicherweise hatte meine Frau einen Rückhalt an ihren braven Eltern. Da sie aber nicht mit wollte, ging ich allein nach Paris. Unser ehemaliger Präfecturrath Dubois, dem ich brieflich mein Leid geklagt, hatte mich dahin eingeladen und leistete mir bereitwillig Unterstützung. Aber es wollte nicht gehen. Da lernte ich dort einen deutschen Landsmann, Namens Cathrein, aus Rastätten im Nassauischen, kennen. Er war als Stellmachergeselle dorthin gekommen und hat sich, namentlich während der Anwesenheit der hohen Alliirten, zum modischen Wagenfabrikanten aufgeschwungen und war dabei ein schwerreicher Mann geworden. Er lieh mir ein kleines Capital und rieth mir, wieder zur Nadel zu greifen, und das that ich. Ich ward Mode und mein Glück war gemacht. Vielleicht hätte ich besser gethan, dort zu bleiben, aber meine Frau bekam Heimweh, und auch ich dachte: Ich bin und bleibe ein ehrlicher Deutscher — und so sind wir wieder nach der Ville gekommen.

(Schluß folgt.)



Ueber philosophische Bildung.

Von

Friedrich Albert Lange.

III. Die Bildung durch Philosophie.

(Schluß.)

Neben der kritischen Bildung durch metaphysische Studien ist aber auch die historische von ungemeiner Wichtigkeit. Ein Studium der aristotelischen Metaphysik namentlich, wenn es auch schlechthin mit der Zerstörung aller aristotelischen Dogmen endigen sollte, ist schon wegen des unermeßlichen Einflusses, den diese Weltanschauung Jahrtausende hindurch geübt hat, fast unerläßlich für Jeden, der den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes im Ganzen oder auf einzelnen bestimmten Gebieten genauer verfolgen will. Man kann geradezu sagen, daß es kaum eine Wissenschaft giebt, welche mit ihren Wurzeln bis in das Alterthum oder auch nur bis in die ersten Anfänge der Neuzeit zurückreicht, die nicht irgendwo in ihren Grundbegriffen oder in ihrem Entwickelungsgange die Spuren der einst alles Denken beherrschenden Metaphysik an sich trüge. Ueberall, in der Ethik und Politik, wie in der Naturauffassung, stoßen wir selbst im täglichen Leben, bei Personen, die in ihrem Leben nicht an Philosophie gedacht und vielleicht nie von Aristoteles gehört haben, auf die Spuren zersplitterter, umgedeuteter, oft seltsam entstellter aber gleichwohl noch erkennbarer Begriffe der alten Metaphysik, die den Völkern des Abendlandes gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen war.

Oder wie wollte man wohl den Geist unserer classischen Literaturperiode völlig erfassen, ohne einige Kenntniß der Philosophie Spinozas, der auf Lessing, Herder, Jakobi und vor Allen auf Goethe den tiefgreifendsten Einfluß geübt hat. Auf Kant aber und seiner mächtigen Arbeit der Vernunftkritik, auf seinen Irrthümern wie auf seinen Errungenschaften, ruht ein so wesentlicher Theil des ganzen deutschen Geisteslebens vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, daß man kaum eine wahrhaft allgemeine und einiger-

maßen in die Tiefe gehende Bildung erlangen kann, ohne sich mit ihr vertraut zu machen.

Wenn es hier scheinen könnte, als falle der wesentliche Zweck des metaphysischen Studiums mit dem der Geschichte der Philosophie zusammen, so darf dabei doch der ungeheure Unterschied nicht übersehen werden, der zwischen jeder, auch der eingehendsten und besten Darstellung der Geschichte und dem Studium wirklicher Originale besteht. Ja, man kann geradezu behaupten, daß die Geschichte der Philosophie, von einer ganz vorläufigen Orientirung abgesehen, erst für Denjenigen Leben und Kraft gewinnt, der wenigstens auf einem Punkte unmittelbar in die Werkstätten des arbeitenden philosophischen Geistes hineingeblickt und sich mit der eigenen Denk- und Ausdrucksweise eines großen Denkers in allen Einzelheiten vertraut gemacht hat.

Beim Studium der großen Originale enthüllt sich dann aber auch die dritte Seite des Gewinns, welchen die Beschäftigung mit der Metaphysik noch heute geben kann. Neben der kritischen Läuterung der eigenen metaphysischen Vorurtheile, neben dem historischen Verständniß für Ideen, die der Menschheit bisweilen als Irrlichter, häufiger als ein Stab gedient haben, der später überflüssig wurde, finden wir in ihnen die wirksamste Anregung zum Selbstdenken. Der dogmatisirende Schüler, der sich selbst zum Sklaven eines fremden Systems gemacht hat, kann nur wieder knechtend und erdrückend auf die Geister einwirken; der große originale Denker befreit uns, weil wir seinem eigenen Befreiungskampfe zuschauen. Verstehen wir ihn aber als Kind seiner Zeit zu fassen, so werden wir bei aller Regsamkeit der Kritik auch seinen positiven Gedankenbildungen eine bessere Seite abzugewinnen suchen. Wir erheben uns, wie es auf dem Gebiete der Ideen unerläßlich ist, über den platten Gegensatz von richtig und unrichtig, und lernen eine gewisse Zweckmäßigkeit der Gedankenbildung auch da noch anerkennen, wo die absolute Begründung fehlt. Jetzt und so lernen wir nicht Philosophie, aber philosophiren.

Was das „Collegium logicum“ nach älterer Auffassung zur Bildung beitragen sollte, hat Goethe mit classischen Worten bezeichnet, denn wenn es auch der verneinende Geist, der Schalk ist, dem die fatal klingenden Verse in den Mund gelegt werden, so ist es doch im Grunde ernst gemeint mit der Erklärung:

„Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irrlichtelire hin und her“.

Eine solche „Dressur des Geistes“, oder glimpflicher ausgedrückt, eine strenge Schulung, welche unnütze Seitensprünge verhindert und zu bedächtigem, regelrechtem Fortschritt nöthigt, ist dem jugendlichen Sinne, der das freie Spiel der Phantasie liebt, und sich oft zu kühnen Gedankenverbindungen

fortgerissen sieht, nicht angenehm und doch kann sie ihm nicht erspart werden; denn je länger, je mehr stellt es sich klar heraus, daß aller solide Fortschritt in den Wissenschaften vor allen Dingen der Anwendung einer strenge Entsagung fordernden Methode verdankt wird.

Aber diese heilsame Dressur wird heutzutage nicht im Collegium logicum geboten, sondern die Specialwissenschaften haben im Wesentlichen die Aufgabe übernommen. Der Philologe lernt in seinem Seminar und bisweilen auf ziemlich unsanfte Weise, daß er keine Behauptung in die Luft bauen oder im Vertrauen auf sein Gedächtniß wagen soll, sondern, daß er Alles, was er sagt, muß beweisen können. Die Kenntniß und Kritik der Quellen, die Gewöhnung, jede Quelle richtig zu gebrauchen, die Beachtung aller in Frage kommenden Möglichkeiten, die Fertigkeit im Verzicht auf unhaltbare Lieblingsideen, die Vermeidung bloß geistreicher Einfälle, die Sorgfalt in der Sammlung der Thatsachen, die Vorsicht in der Ableitung des Resultates: Alles das lernt er nicht theoretisch, am wenigsten rein logisch, sondern er lernt es durch Beispiel und eigne Arbeit auf dem speciellen und speciellsten Felde seiner Wissenschaft..

Aehnlich in anderen Zweigen der Universitätsstudien. Die Seminare, die Uebungen, die Praktika bilden sich mehr und mehr aus und werden in Zweigen eingeführt, wo sie bisher vermißt wurden. Selbst für die Philosophie sind solche Uebungen unerläßlich geworden, wenigstens für alle Diejenigen, welche sich nicht nur um der allgemeinen Bildung willen ihr zuwenden, sondern ihr ein tieferes und dauerndes Interesse widmen wollen. Aber auch die Philosophen treiben in ihren „Uebungen" nicht mehr, was ehemals im Collegium logicum getrieben wurde. Es würden auch nur sehr wenige Docenten der Philosophie heutzutage im Stande sein, mit so vollständiger Beherrschung der logischen Technik, wie sie ehemals nöthig war, einzugreifen, und jede Verletzung der Regeln, jedes unzweckmäßige Verfahren sofort mit dem entsprechenden Kunstausdruck zu bezeichnen. Unsere „philosophischen Uebungen" machen sich meist zur Aufgabe, zur genauen und vollständigen Auffassung der Gedanken eines hervorragenden Philosophen und etwa noch zu einer gründlichen Kritik derselben anzuleiten, aber selbst bei dieser Kritik tritt das formale Interesse meist sehr in den Hintergrund neben der Frage nach der objectiven Begründung und dem inneren Zusammenhange der Gedanken. Selbst die „Disputatorien", welche man in Verfolgung einer alten Tradition noch hie und da für nöthig hält, sind heutzutage fast ganz zu einem Kampfe der Ansichten geworden, wie er auch im täglichen Leben jeden Augenblick sich entspinnen kann; höchstens daß es mit den Behauptungen noch nicht so ernst genommen, und etwa einmal eine Ansicht blos „zur Uebung" vertheidigt wird. Die beständigen Rücksichten auf die strengen Kampfregeln der Logik, welche dabei in der Blüthezeit der Disputationen gefordert wurden, wo jeder Schluß seinen bestimmten Modus haben, jeder Vorwurf eines Fehlschlusses sofort mit dem entsprechenden Kunstausdruck

begleitet werden mußte, sie sind fast spurlos verschwunden, und nur sehr selten würde einer der Theilnehmer überhaupt noch im Stande sein, sich in so strengen Formen zu bewegen. Deshalb entspricht aber auch das Disputatorium überhaupt nicht mehr dem Bildungsgange der Gegenwart. Wie die ganze aus der griechischen Philosophie in die Scholastik übergegangene Meinung aufgehört hat, als müsse aus einem solchen Kampfe der Ansichten die Wahrheit hervorgehen, wenn er nur möglichst gewandt und kunstfertig geführt werde, so ist auch dem Disputatorium in der Vorbildung für die selbständige Vertretung seiner Ueberzeugungen der Boden entzogen worden; aber selbst so weit es noch sein Dasein fristet, kann es kaum mehr im Sinne der früheren strengen Technik als eine Uebung im Gebrauch der logischen Formeln betrachtet werden.

Wo ist denn nun noch die Stätte geblieben, wo dem Anfänger der Geist in spanische Stiefeln eingeschnürt wird? Sie ist spurlos verschwunden und auch Goethe hat in seiner Jugend nur noch die letzten Reste dieses Treibens vorfinden können, das einst auf den Hochschulen eine so große Rolle spielte. Die Vorlesungen über Logik sind lange Zeit der Tummelplatz aller möglichen Experimente gewesen, aber keine Schule des Denkens für den Anfänger, es sei denn, daß ihm hier zuerst die anspruchsvolle Phraseologie eines neuen Systems entgegentrat. In dieser Beziehung könnte man allerdings der Hegel'schen Logik, deren Herrschaft nun freilich auch schon überstanden ist, alles das Böse nachsagen, was der Goethe'sche Mephisto vom Collegium logicum ausplaudert. Wenn auch die Hegel'sche Logik keine Denkgesetze entwickelt, sondern nur eine gewisse Manier, die Begriffe unter beständiger Verhöhnung der logischen Formen so zu drehen und zu wenden, und so unvermerkt etwas Anderes an die Stelle dessen, wovon die Rede war, zu schieben, so mußte doch diese Kunst von Jedem bis zu einem gewissen Grade erlernt werden, der dem Gedankengang des Philosophen folgen wollte. Und ihm zu folgen war ja in der Blüthezeit seiner Autorität das A und O aller Philosophie. Wie wenig die „dialektische Methode" Hegels überhaupt beanspruchen kann, eine „Methode" zu heißen, zeigt sich schon in der diametralen Verschiedenheit der Resultate, die in seiner Schule aus den gleichen Principien und nach der gleichen Methode entwickelt wurden. Ueberhaupt mag man der historischen Erscheinung Hegels so viel Respect entgegenbringen als irgend möglich, so läßt es sich doch nicht verschweigen, daß die „immanente Dialektik" eine so vollständige Selbsttäuschung in sich schließt, wie das Tischrücken. Eine Veränderung, die man selbst und, streng genommen nicht einmal unbewußt, mit der Sache vornimmt, wird zu einer Selbstbewegung des Objectes gemacht. Daß Hegel es unternahm, in dieser Weise nicht nur seine Metaphysik als „Logik" zu entwickeln, sondern sogar die Formen der formalen Logik (in der „subjectiven Logik") mittelst „immanenter Dialektik" aus einander hervorgehen zu lassen, hat gegenwärtig nur noch die historische Bedeutung, daß dadurch der alte Betrieb der Logik in Deutschland gründlich

unterbrochen wurde, und daß man sich daher genöthigt sah, auf diesem Gebiete — den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragend — ganz wieder von vorn anzufangen.

Statt hier die einzelnen Versuche dieser Neubildung der Logik zu kritisiren, wollen wir vielmehr fragen: Wie muß die Logik in der Gegenwart beschaffen sein, um der philosophischen Bildung (als allgemeine Einleitung in das wissenschaftliche Denken) einen ähnlichen Dienst zu leisten, wie man ihn einst an der überlieferten Logik, den damaligen Zuständen der Wissenschaft entsprechend, besaß. Es wird sich zeigen, daß dieser Gesichtspunkt der Bildung durch Logik, obwohl scheinbar ein nebensächlicher, zugleich auch auf die fruchtbarste Methode wissenschaftlicher Behandlung der Logik hinlenkt.

Wenn die Philosophie im Allgemeinen bestimmt ist, die Einheit des wissenschaftlichen Geistes in aller Manigfaltigkeit der positiven Wissenschaft zu vertreten, so kann die Logik keine andere Aufgabe haben, als diese Einheit zunächst von der formalen Seite aufzufassen und darzustellen, d. h. als innere Einheit aller wissenschaftlichen Methode. Dabei darf aber von vornherein nicht mehr die Rede davon sein, daß diese Einheit der wissenschaftlichen Methode, wie zu den Zeiten Fichtes und Hegels, oder wie schon im Alterthume bei Aristoteles, von dem Philosophen ersonnen und nachher den positiven Wissenschaften aufgenöthigt werde. Man gelangt auf diese Weise nur zu Irrthümern und Thorheiten, wie dies namentlich die Geschichte der Naturphilosophie in ihrem Streit mit den Naturwissenschaften in Deutschland aufs klarste gezeigt hat. Die Philosophen mochten noch so anspruchsvoll, von der Zeitströmmung und öffentlichen Autorität unterstützt, in die Welt rufen, daß nur Dasjenige wahrhaft Wissenschaft sei, was nach ihrem Dreitakt von Thesis, Antithesis und Synthesis entwickelt werde: der Name der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit blieb der ernsten und gediegenen Forschung, die sich dem Object anbequemt, statt ihm die Gesetze vorschreiben zu wollen, und die Philosophie erlitt in diesem Conflict ihre schwerste, aber eine wohlverdiente Niederlage.

Vielmehr kann die Logik heutzutage nur die Methoden der positiven Wissenschaften, soweit sich diese bereits hinlänglich abgeklärt und durch den Erfolg bewährt haben, als ein Gegebenes auffassen, das zu begreifen, nicht aufzulösen und durch etwas Andres zu ersetzen ist. — In dieser Beziehung haben wir in Deutschland noch viel von den Engländern zu lernen, deren „inductive Logik" sich eng an die in den Wissenschaften wirklich befolgten Methoden anschließt; aber es wird sich zeigen, daß wir gleichwohl noch eine tiefer gehende Aufgabe zu lösen haben.

Sehr richtig sagt Stuart Mill, daß die Logik der Wissenschaften zugleich auch die Logik der Geschäfte und des praktischen Lebens ist; aber diese Einheit alles logischen Denkens wird gleichwohl von ihm nur auf eine äußerliche, rein empirische Weise, und dabei noch sehr unvollständig nachgewiesen. Er

zeigt freilich, wie der Grundgedanke der inductiven Methode sich in mannigfachen Formen, den besondern Aufgaben jedes Falles entsprechend, darstellt, allein es ist bei Mill noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß es gerade die wesentliche Aufgabe des Logikers ist, diese innere Einheit bei wechselnder Form nachzuweisen, daß es sich in der That nicht darum handeln kann, den Naturforscher, den Statistiker u. s. w. über die von ihm zu befolgende Methode zu belehren (d. h. dem Anfänger in diesen Wissenschaften vorzutragen, was man dem Meister abgelauscht hat), sondern daß die ganze Aufgabe auch hier, mitten in den Anwendungen auf die positivsten Forschungen, und darüber hinaus selbst in der Anwendung auf das Leben und die Geschäfte, eine wesentlich formale ist. (Mill daher auch theils viel zu weitläufig, theils eben doch sehr unvollständig in der Behandlung der Hauptgebiete.)

Erhebt man sich sonach zu dem Gedanken einer vergleichenden Methodologie der Wissenschaften, so wird der Hauptgegenstand, wie in der vergleichenden Anatomie oder der vergleichenden Sprachwissenschaft, nicht die übersichtliche Zusammenstellung von Thatsachen, sondern die vergleichende Synopsis selbst: der Nachweis der Einheit im Mannigfaltigen.

Es kann freilich bei einer gründlichen Behandlung dieser Aufgabe nicht ausbleiben, daß nicht auch der Jünger einer speciellen Wissenschaft, und bisweilen selbst der Meister, etwas lernt, das für ihn direct wieder in der Forschung verwendbar ist; aber dies ist nicht der nächste Zweck der vergleichenden Behandlung. Was der Einzelne aus dieser lernen soll, ist zunächst nicht, was er selbst täglich treibt, sondern was die Andern treiben, und wie sich dies zu seinem eignen Thun und wie er selbst sich zur Gesammtheit verhält.

Soll aber eine vergleichende Methodologie der Wissenschaften in diesem Sinne möglich sein, so muß auch der gemeinsame Stamm nachgewiesen werden, aus welchem alle jene Methoden hervorgehen. Dies sind aber die Regeln über die logische Behandlung von Gegenständen überhaupt und der Mechanismus der Induction: Damit aber kommen die uralten Regeln und Lehrsätze der formalen Logik wieder zur Geltung, denn in ihnen ist eine Summe höchst einfacher Beziehungen der Begriffe gegeben, über deren Wahrheit, wie über die Wahrheit der Sätze der Mathematik, Jedermann einverstanden sein muß. Die ungeheuere Wichtigkeit dieses Umstandes wurde in neuerer Zeit nur zu sehr übersehen: Hegel, der es liebte, die Technik der Logik zu verhöhnen, und die neu-aristotelische Schule, welche den ersten Meister dieser Technik auf den Schild erhoben, stimmen darin überein, daß sie beiderseits den Werth der wenigen Goldkörner in der überlieferten Logik, die gerade in der gewöhnlichen Begriffstechnik zu suchen sind, nicht zu schätzen wissen, und zwar verblendet durch die anspruchsvolle Art, mit welcher sie in anderen Dingen, hier in der „dialektischen Methode“, dort in der „Apodeiktik“ einen unfehlbaren Weg nicht nur zur formalen, sondern selbst zur materiale Wahrheit zu haben glauben. Aber das einfache Kriterium der wirklichen

und unwandelbaren Zustimmung zu einem Lehrsatz muß diesen schließlich bei allen Besonnenen vor jedem andern Stoff auszeichnen. Damit ist auch der Streit über den Vorzug der formalen und der erkenntnißtheoretischen Logik an der Wurzel abgeschnitten. Die letztere mag noch so viel Vorzüge, die erstere noch so viele Mängel haben: unser Vorrath an wahrhaft apodiktisch geltenden Sätzen ist so gering und der Werth derselben so groß, daß die Nothwendigkeit a priori feststeht, einmal das eigentlich Logische in der Logik, d. h. das absolut Zwingende, was bei jeder Behandlungsweise gleich bleibt, so rein als möglich herauszuheben; möge dann nun darin eine genügende Logik enthalten sein oder nicht.

Aber nach unsrer Auffassung soll auch eben mit jenen Elementen die Aufgabe der Logik nicht abgeschlossen, sondern nur begonnen sein. Das, was in jeder Behandlung der Logik gleich und unzerstörbar bestehen bleibt (sofern man es nicht einfach ausläßt), das muß auch der logische Stamm einer jeden Methode sein. Zu diesem tritt jedoch das inductive Princip hinzu, welches sich übrigens in seinen Wurzeln schon bis an die Elemente der formalen Logik verfolgen läßt. Die Theorie der Induction zeigt uns, wie aus dem genügend vorbereiteten Boden der neue Begriff, der das Wissen bereichernde Gedanke als eine Frucht der synthetischen Anlage unsres Geistes hervorspringt, und wie er zu prüfen und kritisch zu behandeln ist, bevor er als Wahrheit gelten kann. Der inductive Factor unsres Denkens ist der variable, der rein logische der constante. Es giebt daher, genau genommen, keine „inductive Logik" neben der „deductiven", wohl aber eine logische Theorie der Induction, welche uns zeigt, wie das inductive Princip mit den logischen Grundregeln zusammenwirkt, um in jeder Art der Forschung das Ziel erreichen zu lassen. In der einen Wissenschaft wird das Stadium der Vorbereitung, d. h. die bloße Sammlung der Thatsachen überwiegen, in der andern das eigentlich inductive Stadium der Entdeckung, der Aufstellung des neuen, die zerstreuten Erscheinungen sammelnden Begriffs, in wieder einer andern die kritische Erprobung des Gewonnenen und die Sichtung des Haltbaren und des Unhaltbaren. Wir werden die mannichfachsten Combinationen dieser Elemente sehen, zu einem bald äußerst kunstvoll und verwickelt aufgebauten Beweisapparat, bald zu einem höchst einfachen, gleichsam direct zugreifenden Verfahren; aber in allen diesen Formen, von der scheinbar ganz mechanischen Methode des Statistikers bis zu der fast der Divination gleichenden Herstellung eines verdorbenen Textes durch den Philologen, von der Arbeit des Chemikers, der sich anscheinend ganz vom Stoff und von den Sinnen leiten läßt, bis zu einer psychologischen Analyse, bei welcher der Stoff fast zu schwinden scheint: überall wird der Logiker, welcher seine Wissenschaft handhabt, wie die Gegenwart es verlangt, das Spiel der gleichen Elemente, die Wirkung derselben unwandelbaren Factoren der menschlichen Erkenntniß nachweisen.

Eine solche Wissenschaft aber trägt das Kriterium im höchsten Grade an sich, welches Aristoteles der Philosophie als der Königin aller Wissen-

schaften zuschreibt: daß sie nämlich um ihrer selbst willen, nicht um eines Nutzens willen begehrt wird. Denn welcher Denkende würde nicht den höchsten Werth darauf legen, in diesen Zusammenhang der nach so verschiedenen Richtungen sich verzweigenden Geistesthätigkeit der Menschen einen Einblick zu gewinnen! Eine Logik, welche die Entdeckung der Wahrheit lehren will, kann unmöglich einen so hohen Bildungswerth beanspruchen, als eine solche, welche zeigt, wie die Wege zur Wahrheit, welche die Forscher wirklich wandeln, alle von einem Punkte ausgehen und wieder in einen Punkt zusammenlaufen. Gewiß ist es ein wahres Wort, daß der Fortschritt der Wissenschaften so wenig an die specielle Kenntniß der rein logischen Regeln gebunden ist, als das Gehen an die Kenntniß der Muskeln, mit denen wir es zu Stande bringen. Freilich je weiter wir uns vom Object entfernen — höchst ungleich der Meinung eines Plato und Aristoteles — desto mehr unterliegen wir auch dem logischen Irrthum, und der Streit mit logischen Waffen ist daher nie eifriger geführt worden, als auf dem Gebiete der unfruchtbarsten Abstraction. Im Verkehr mit dem Object aber, in der Behandlung historischer und naturwissenschaftlicher Thatsachen findet der ernste Sinn sich nicht nur empirisch zurecht, sondern er erhebt sich sogar zur Kunstlehre, zur bewußten Anwendung der für sein Fach und seinen Stoff geeigneten Methode, ohne daß er nöthig hätte, diese Methode aus den Principien abzuleiten. Wird ihm aber diese Ableitung in überzeugender Weise geboten, so hebt ihn dies gleichsam auf einen höheren und dem Centrum aller menschlichen Thätigkeit näheren Standpunkt. Von hier aus das eigne und fremde Thun zu überschauen, ist ein hoher Genuß, den kein wahrhaft Gebildeter verschmähen wird, wenn er sich ihm bietet.

Wie es aber das Kriterium aller ächt philosophischen Erkenntnisse ist, daß sie zugleich ethisch erheben, so wird rein logische Erkenntniß dieser Art den Geist befreien von der engherzigen Ueberschätzung des eignen Fachs und der eignen Person. Mit Achtung vor fremder Arbeit und gehoben in der Idee einer Gesammtarbeit für den Endzweck aller menschlichen Cultur wird er gleichwohl mit doppelter Liebe zu seiner speciellen Thätigkeit zurückkehren, die ihm bedeutsamer geworden ist als Spiegelbild der unendlich viel reicheren Thätigkeit des großen Gesammtlebens.

Wollen wir nun auch die übrigen Zweige der Philosophie in Beziehung auf ihren Werth für die allgemeine (philosophische) Bildung prüfen, so drängt sich uns die Frage auf nach einer Eintheilung der philosophischen Disciplinen. Jedes geschlossene System pflegt eine solche Eintheilung mit sich zu bringen, aber vom allgemeineren Standpunkte betrachtet, haben alle diese Eintheilungen ihre großen Uebelstände. In ihrem lebendigen Fortschritt hebt die Philosophie bald dieses, bald jenes Feld in den Vordergrund, und alsbald ändern sich damit auch die Verbindungen der Neben- und Ueberordnung. Die Psychologie z. B. erscheint uns in den älteren Systemen meist als ein Anhang zur Physik (philosophische Naturlehre), während man sie in neuerer Zeit oft zur

eigentlichen philosophischen Fundamentalwissenschaft hat machen wollen, und in neuester Zeit scheint es bisweilen wieder, als sollte die ganze Wissenschaft von den Medicinern erobert werden. Aber selbst wenn sie eine wesentlich philosophische Disciplin bleibt, kann der Umfang von Vorstudien, welche sie in ihrem jetzigen Zustande erfordert, und die Ausdehnung ihres Gebietes leicht dazu führen, daß sie nach dem Princip fortschreitender Theilung der Arbeit zu einer selbständigen, ihren eigenen Mann fordernden Specialwissenschaft wird.

Die Naturphilosophie, die bei Aristoteles (als „Physik") wie bei Schelling und Hegel einen Hauptstamm der ganzen Philosophie bildet, ist neuerdings so in Mißcredit gerathen, daß man sie fast vollständig hat fallen lassen. Was wir aber von naturphilosophischen Bestrebungen in der Gegenwart noch haben (Materialismus, Darwinismus), ist auf dem Boden der empirischen Naturwissenschaften, freilich unter dem Einflusse des philosophischen Einheitstriebes, erwachsen.

Die Aesthetik wird in Deutschland seit Baumgarten (1735) als eine besondere philosophische Disciplin behandelt, und seit man drei Seelenvermögen unterscheidet, ist sie neben der theoretischen Philosophie und der Ethik oft als ein (wenn auch minder entwickelter) Hauptstamm in der ganzen Eintheilung der Philosophie betrachtet worden. In anderen Systemen nimmt sie in der Eintheilung eine minder hervorragende Stellung ein, so z. B. bei Hegel, und doch ist gerade aus der Schule Hegels eine Behandlungsweise hervorgegangen, welche die leeren Begriffsformeln so vollständig mit dem Anschaulichen der Künste zu erfüllen und zu sättigen sucht, daß der Aesthetiker zugleich ein Kunsthistoriker und -Theoretiker sein, d. h. aus diesem speciellen Zweige seinen Lebensberuf machen muß (Vischer). Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn Andere, von der Philosophie ausgehend, durch ästhetische Studien hindurch lieber ganz zur Kunstgeschichte übergegangen sind. Daneben ist nun in neuester Zeit noch der Anfang einer inductiven Aesthetik zum Vorschein gekommen (Zeising, Fechner, Helmholtz), welche in unmittelbarem Zusammenhange steht mit der Psychologie (beziehungsweise Physiologie der Sinne), so daß wenigstens die allgemeinen Elemente der Aesthetik ganz wohl als specieller Zweig der Psychologie gefaßt werden können.

Aber auch die Ethik ist in neuerer Zeit mit der empirischen Forschung in die engste Verbindung gebracht worden, und hier ist in der That die Basis für eine inductive Behandlung durch das schnelle Wachsen der Moralstatistik eine sehr bedeutende geworden, während anderseits freilich die Frage nach der bloßen Möglichkeit einer inductiv begründeten Ethik hier schwieriger ist als bei der Aesthetik.

Auf dem Gebiete der Aesthetik kann man nicht nur nachweisen, wie sich der Mensch auf dem Gebiete des Schönen wirklich verhält, sondern auch was das Gefallende oder den Eindruck des Erhabenen Hervorbringende ist. Darüber bliebe noch die geschmacksrichtende Frage: Was soll gefallen? für die

aber schwerlich ein a priori giltiges Princip zu finden ist. — Die Moralstatistik aber lehrt uns zunächst nur: Wie handeln die Menschen wirklich? und zwar lehrt sie es vorwiegend gerade an den Abweichungen von dem, was als Norm gilt. Die Frage: Was gilt als gut? ist bei weitem nicht mit der gleichen Sicherheit zu beantworten, wie die Frage: Was gefällt? Die letztere kann, wie es scheint, wenigstens auf weiten Gebieten streng naturwissenschaftlich beantwortet werden, weil dem Geschmacksurtheil eine ausgeprägte Naturbestimmtheit zu Grunde liegt. Bei der Ethik müßte man auf die Moralstatistik im Grunde noch eine vergleichende Sittenlehre folgen lassen und dann käme erst noch die normative Hauptfrage: Was soll man als gut ansehen? welche hier keineswegs so leer ist, wie in der Aesthetik. Wenigstens hat sich die Philosophie zu allen Zeiten eine Hauptaufgabe daraus gemacht, ein Princip des sittlichen Handelns aufzustellen, welches von der Meinung unabhängige Geltung hat.

Aber gerade die bedeutendsten unter diesen Principien führen wieder zur Psychologie und zur Gesellschaftswissenschaft zurück; z. B. das aristotelische (Glückseligkeit; dadurch daß der Mensch das ihm zukommende Werk verrichtet), Kant („Maxime der allgemeinen Gesetzgebung", die doch wohl das Uebel in der Gesellschaft zu einem Minimum machen muß), Hegel (Uebereinstimmung [„Einheit"] des Subjects mit der „sittlichen Substanz". Was ist diese?).

Gerade die Gesellschaftswissenschaften (Volkswirthschaft, allgemeine Theorie der Politik u. s. w.) sind bisher in Deutschland der Philosophie fern geblieben, während man sich nicht scheute, z. B. in der Rechtsphilosophie („Naturrecht") vom philosophischen Boden aus bis tief in die Specialitäten des concreten Rechts einzudringen. Anders in England, wo Volkswirthschaft und Philosophie sehr oft in einer Hand (Adam Smith, St. Mill).

So werden wir von allen Seiten auf das Studium des Menschen im Individuum und in der Gesellschaft, in seinem gegenwärtigen Zustande und in der Entwicklung („Geschichtsphilosophie") hingewiesen, als auf ein unentbehrliches Substrat aller philosophischen Disciplinen, man möge die Philosophie übrigens eintheilen, wie man wolle. Daß z. B. auch die Pädagogik, so weit sie schon als Wissenschaft gelten kann, ganz auf diesem Boden ruht, versteht sich von selbst. — Aber selbst die Naturphilosophie, so weit sie nicht einfach wissenschaftliche Darstellung des Kosmos ist, muß auf dem Boden der Psychologie neugeboren werden, da diese uns gleichfalls den Spiegel kennen lehrt, in welchem das Weltbild erscheint.

Wir können also immerhin die Liebhaberei einer strengen Gliederung der philosophischen Disciplinen den Freunden des „geschlossenen Systems" überlassen, ohne deshalb über ihren Zusammenhang im Dunkeln zu tappen. Wir wissen, daß ein und dieselbe Disciplin, wie z. B. Ethik oder Aesthetik, ihre Fäden nach verschiedenen Seiten erstreckt, die durch jede Schablone theilweise abgeschnitten werden. Wir wissen aber auch, daß die Wissenschaft vom Menschen und der menschlichen Gesellschaft der materielle Boden ist,

aus dem sie alle erwachsen, und daß selbst die Ideale, welche in den „normativen" Disciplinen so mächtig eingreifen, in der pragmatischen Anthropologie in ihrem Entstehen nachzuweisen sind.

Was könnte nun aber wohl bildender und zugleich über das gewöhnliche Niveau „allgemeiner Bildung" erhebender sein, als das Studium des Menschen und der menschlichen Gesellschaft? Nichts kann im Leben vorkommen, das nicht von hier aus Licht gewinnt. Das Unbedeutende wird bedeutend, wenn wir es als eine Function des Menschengeistes im Zusammenhang mit dem Größten und Bedeutendsten erblicken. Eine flüchtige Wahrnehmung, ein Lichtschimmer, ein verschwindender Schatten, erinnert uns an die Gesetze des Sehens und die Art, wie durch sie das ganze formenreiche und farbenvolle Bild des sichtbaren Universums zu Stande kommt. Eine Ideenassociation, deren Wirkung im spielenden Gespräch wir bemerken, eröffnet uns den Blick auf einen der mächtigsten Factoren in unserm Verkehr mit den Dingen und mit Anderen. Ein Vorfall des täglichen Lebens, ein sogenannter „Zufall", erscheint uns im Lichte jener allgemeinen Gesetze, deren Wirkung auch im scheinbar Zufälligsten die Statistik nachgewiesen hat. Daß aber diese Kenntniß der Triebfedern des menschlichen Empfindens und Handelns auch Nutzen gewährt, daß sie uns befähigt, im öffentlichen Leben, in der Erziehung, im Berufsleben als Richter, Arzt, Seelsorger, zahlreiche Irrthümer und Fehler vermeiden und, frei vom Glauben an unmögliche Wirkungen, überall die sichersten Wege zum Ziele einzuschlagen — das wird in unseren Augen diesem Studium keinen Abbruch thun. Es mag sein, daß es nach Aristoteles ein Hauptruhm der Philosophie ist, daß sie zu keinem Nutzen dient, sondern um ihrer selbst willen gesucht werde, so werden wir doch gut thun, die Frucht nicht so künstlich von der Blüthe zu trennen, wie dies im Alterthum, unter dem Einflusse eines falschen Socialprincips (Begriff des „Freien", im Gegensatz zum „Dienenden") natürlich war.

Der echt philosophische Geist, der allenthalben auf die Principien geht und das Wissen an sich liebt, hätte im Grunde schon längst dazu führen müssen, das Studium des Menschen, seiner geistigen Anlagen und der Bedingungen, unter denen er sich entwickelt, in den Mittelpunkt aller höheren Studien zu stellen, wenn man nur eine Wissenschaft des Menschen gehabt hätte, die hinlänglich sicher wäre. Selbst die scheinbar nur auf das Aeußere führenden Wissenschaften der Anatomie und Physiologie und der allgemeinen Anthropologie sind in dieser Beziehung so wichtig, daß man es der wahrhaft wissenschaftlichen Psychologie noch als ein besonderes Verdienst anrechnen kann, daß sie auf diese, in der allgemeinen Vorbildung bis jetzt nur zu sehr vernachlässigten Zweige des Wissens hinführt und ihnen Vieles entnimmt.

„Es ist in der That ein sehr blindes und unseren aufgeklärten Zeiten sehr unanständiges Vorurtheil, daß wir die Geographie und die römische Geschichte eher lernen, als die Physiologie und Anatomie, ja die heidnische

Fabellehre eher als diese für Menschen beinahe so unentbehrliche Wissenschaft, daß sie nächst der Religion sollte gelehrt werden" (Lichtenberg I, 177).

Es mag sein, daß der Bildungswerth der Aesthetik und der Ethik vorzüglich darauf beruht, daß uns diese Wissenschaften in das Gebiet der Ideen führen. Aber auch die Ideen des Schönen und des Erhabenen, des Guten und der Gerechtigkeit wurzeln in der Menschennatur und verlieren nichts von der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung auf das Gemüth, wenn wir uns dieses ihres Ursprungs bewußt sind. Auf der andern Seite wird die Gefahr, in der Welt des Idealen sich an Worte zu halten und hohle, unfruchtbare Empfindungen mit der praktischen Gewalt der echten Idee zu verwechseln, durch nichts so sicher vermieden, als durch die innige Verbindung des Idealen in diesen Wissenschaften mit dem reichen Stoff, welchen die empirische Lehre vom Schönen und welche die Social- und Moralstatistik zu bieten vermag. So stellt sich die Psychologie im weitesten Sinne des Wortes geradezu der Logik und der Metaphysik als dritte Einheitswissenschaft gegenüber.

Die Logik und Methodologie giebt uns die formale Einheit; die Psychologie in dem hier entwickelten Sinne das wichtigste materiale Einheitsband unter allen Wissenschaften und Künsten. Sie ist gleichsam eine Wissenschaft des gemeinsamen Bodens, aus welchem alle menschlichen Bestrebungen erwachsen, und insofern auch eine Wissenschaft von den Principien.

Die Metaphysik aber, die wir zu Anfang dieses Abschnittes kennen lernten als das ewig unerreichte Ideal einer Wissenschaft aller Wissenschaften, tritt jetzt, nachdem wir ein materiales Band aller philosophischen Disciplinen in der Wissenschaft vom Menschen gefunden haben, in eine neue Stellung zum Ganzen der philosophischen Disciplinen.

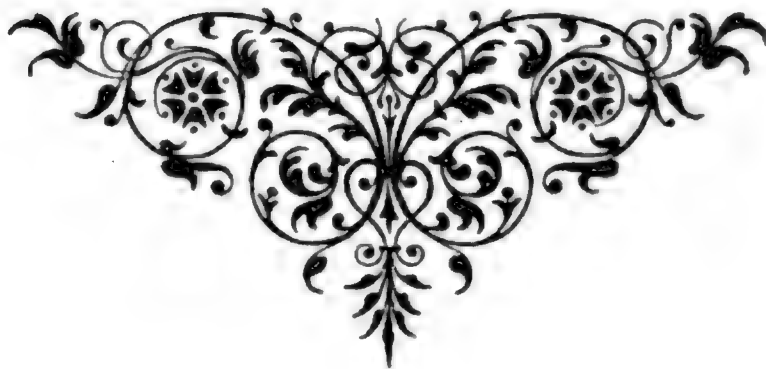
Wir haben in dem vorher Vorgetragenen den Bildungswerth der Metaphysik im Hinblick auf die großen Originale erörtert; ohne uns die Frage vorzulegen, ob Metaphysik auch noch in Zukunft sein soll. Wir können diese Frage jetzt dahin beantworten, daß Metaphysik nicht in gleicher Weise, wie logische, wie psychologische Forschung von Jedem gefordert werden kann, der sich überhaupt mit Philosophie beschäftigt. Es gehört ein besonderer, und sagen wir es gleich heraus, ein dichterischer Beruf dazu, sie wirklich ersprießlich zu behandeln, und daneben wird noch die gründlichste Beherrschung des Materials der Wissenschaften, so weit es irgend in Betracht kommt, vorausgesetzt.

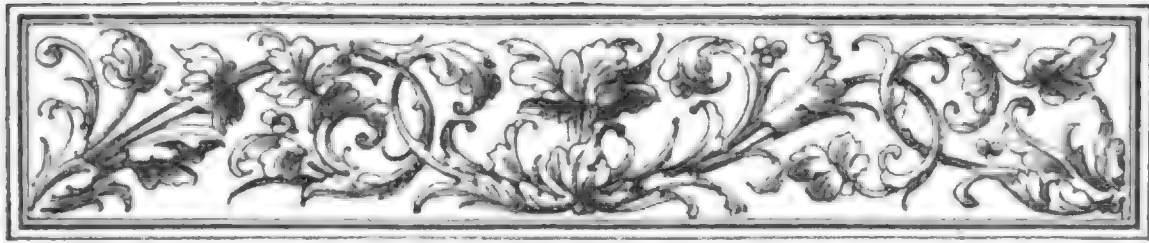
Eben deshalb aber kann es auch nicht zum Wege der philosophischen Bildung gehören, jederzeit die neueste Metaphysik irgend eines gepriesenen Propheten kennen zu lernen, und noch weniger, die neuesten Gestalten, welche irgend ein im Wesentlichen blos reproducirender Professor dieser Wissenschaft zu geben für gut findet.

Aus dem gleichen Grunde kann es aber auch unmöglich der richtige Weg philosophischer Bildung sein, die sämmtlichen Specialdisciplinen nach der in Deutschland bisher beliebten Weise in einer Form zu genießen, in welcher

sie in der That nichts sind, als die in's Breite ausgesponnene Metaphysik. Es war ein verhängnißvoller Mißgriff, als man dazu überging, wegen der Einheit des Systems, wohl gar unter dem Anspruch, daß dies die einzige nicht nur philosophische, sondern selbst nur wissenschaftliche Behandlung sei, alle Disciplinen nach der in der Metaphysik üblichen Methode aus einem Princip zu construiren, das dann wieder bei jedem Philosophen ein anderes ist, statt im Vertrauen auf die objective aus der gleichen Menschennatur fließende Einheit sich das Princip von den Dingen geben zu lassen. Auf diesem Wege sind in der Naturphilosophie und in der Psychologie wahrhaft verbildende Zerrbilder entstanden, und wenn das Unheil in der Ethik und Aesthetik geringer ist, so rührt dies daher, daß man hier nur die idealen, normativen Gesetze aus dem Princip ableitete (dem sie sich weit leichter fügen, als äußere Thatsachen!), während man den Rahmen dieser Begriffstechnik mit dem objectiven Material erfüllte, welches man im Leben und in den positiven Wissenschaften vorfand.

(Ein Schlußaufsatz „Die Bildung zur Philosophie" folgt.)





Woburn Abbey*).

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

An der Eisenbahn, welche von Oxford über Bedford nach Cambridge führt, liegt die kleine Station Woburn in einem grünen wohlgepflegten Thale. Die Felder und Wiesen sind hier vielfach mit Hecken eingefaßt und mit Bäumen bepflanzt. Sie würden Gärten gleichen, wäre nicht so viel Bewegung in den Linien ihrer Grenzen, mögen diese nun aus Gebüsch oder kleinen Wasserläufen bestehen, soviel sanfte Bogenschwingung in den Fahrwegen und natürliche Unregelmäßigkeit in der Stellung der Bäume, daß die Monotonie unserer deutschen angebauten begradigten und geregelten Flurbilder hier nirgends das Auge ermüdet. Die Vermeidung der graden Linien in der Anordnung der nahen landschaftlichen Gegenstände wie in den Fernsichten, die Schonung aller schönen alten Bäume, auch wo sie wirthschaftlich zum Schaden stehen, und die überwiegende Benutzung des Bodens als Grünland: alle diese Eigenthümlichkeiten bilden charakteristische Grundzüge in der ruhigen und heiteren, hochkultivirten und doch natürlichen englischen Landschaft. Die Fahrwege tragen nicht minder zu dem gartenhaften Eindrucke bei. Sie sind meistens vorzüglich angelegt und sorgsam unterhalten. Als Baumaterialien werden nur harter Kies oder Schlagsteine benutzt. Der Weg ist nie breiter als erforderlich und kaum merklich gewölbt, so daß er fast eben erscheint. Sehr häufig giebt man der ganzen Fahrbahn eine leichte Abdachung, abwechselnd nach der einen oder anderen Seite. Statt der bei uns üblichen Einfassung durch Gräben läuft auf beiden Seiten ein Streifen, durchlässig mit Bruchsteinen und Steinschlag gefüllt. Außerdem wird das

*) Diese Schilderung von Woburn Abbey, dem Wohnsitze des Hauptes der Familie Russell, bildet einen weiteren Abschnitt aus den in früheren Bänden von „Nord und Süd" veröffentlichten „Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten" desselben Verfassers.

Wasser durch schmale Rinnen abgeführt, welche sich im schiefen Winkel in das anliegende Grundstück verlieren.

Der kleine Ort Woburn wird das Auge jedes Reisenden durch seine Sauberkeit und Ordnung erfreuen. Zu beiden Seiten der Straße liegen zierliche Arbeiterhäuser und größere Cottages, alle nach denselben Rücksichten der Zweckmäßigkeit eingetheilt, aber fast alle verschieden in ihrer äußeren Erscheinung. Einige sind alt, wie das verwitterte von grauem Gipsbewurfe unterbrochene Eichenholz ihres Fachwerks zeigt, aber sie machen einen rüstigen wohlerhaltenen Eindruck. Die jüngeren sind aus rothen Backsteinen; die Inschriften über ihrer Thür welche das B unter der Herzogskrone umgeben, zeigen ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren. Diese neueren Gebäude liefern uns wahre Modelle einer englischen Cottage. Der architektonischen Schönheit und dem Stile ist durch gefällige Giebeldächer geräumige Hausthüren gegitterte Rautenfenster entsprochen, sowie durch Büschel sechseckiger hoher Schornsteine welche die englischen Häuser ganz besonders zieren und ihnen gewissermaßen eine Krone aufsetzen. Aber neben dem Malerischen der Vorzeit hat man den modernen Anforderungen an Luft, Licht, Wärme und Trockenheit zu genügen verstanden. Jedes Häuschen steht in einem sauberen Gärtchen, in welchem jetzt, im Juni, gefüllte Levkojen Stiefmütterchen und Rosen blühen. Hinter oder neben dem Hause erstreckt sich ein kleiner, üppig wachsender und reinlich gehaltener Gemüsegarten.

Auf dem Markte des Städtchens prangt, frisch angestrichen, das Gasthaus mit dem Wappen der Russells, dem rothen steigenden Löwen und den drei Muscheln darüber. Umgeben ist es von bürgerlichen, sauber bemalten Fachwerkhäusern, dazwischen die Schule und etwas abseits, in würdiger Zurückgezogenheit, die stattliche Kirche, für deren Bau im vorigen Jahrhunderte der damalige große Grundherr, auf dessen Familiensitze wir uns befinden, der vierte Herzog von Bedford vierzigtausend Pfund Sterling ausgab.

Jenseit des Oertchens zieht sich der Weg die Höhe hinan, die das Thal in langem gleichmäßigen Zuge überragt. Bald tauchen wir in einen Hohlweg ein, der zu beiden Seiten mit Nadelholz und immergrünen Blattpflanzen eingefaßt ist. Er führt auf die Hochebene und an das nächstliegende Thor des Parkes von Woburn Abbey, eines Parkes, dessen neun Fuß hohe Umfassungsmauer eine Länge von vier deutschen Meilen hat.

Nachdem wir das Thor durchschritten nimmt uns der „Evergreen Drive“ auf, ein Weg, der zwischen breiten Grasstreifen hinführt, deren jeder auf seiner anderen Seite durch Gebüsch abgeschlossen ist. Dieses besteht nur aus immergrünen Gewächsen. Den Hintergrund bilden hohe Nadelbäume, vor ihnen drängen sich grüne und scheckige Stechpalmen, kräftiger Laurustinus und hochgewachsener Evonymus mit dunklen Cypressen und helleren Lärchen untermischt. Des Weges größter Schmuck jedoch besteht in den herrlichen, hohen Cedern, die unter die schönsten in ganz England gezählt werden. Der vordere untere Rand des Busches ist sorgfältig mit wildem Rhododendron

ausgepflanzt, welches gerade jetzt die Pracht seiner lilafarbigen Blüthen trägt. In sanft geschwungenen Wellenlinien, hie und da durch kurze Lücken unterbrochen, begleitet dieses wunderbare Gebüsch unseren Weg eine lange Strecke bis derselbe in den offnen Park mündet. Man sieht auf Weideland und Bäume, einzeln und in Gruppen; den Hintergrund schließen überall dichtere oder doch perspectivisch so scheinende Bestände ab. Zu unseren beiden Seiten zeigen sich stattliche Cottages von hohen Eichen und Ulmen beschattet, mit blühenden Glycinien und dunklem Epheu bewachsen, von niedlichen Gärtchen eingefaßt. Es sind die Wohnungen der herzoglichen Beamten. Dann tritt rechts der große Wirthschaftshof der „Home Farm" hervor, links die Meierei die „Dairy". Hinter diesen Gehöften biegt der Weg vor einer stattlichen von Geflügel belebten Wasserfläche nach rechts aus und vor uns sehen wir das Schloß.

Woburn Abbey ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im italienischen Geschmacke einfach und edel aufgeführt. Das Ganze bildet ein regelmäßiges Viereck, das einen inneren Hof umgiebt. Das Schloß liegt nicht erhöht gegen die Umgebung, es erscheint durch die langen Linien seiner Seitenflügel auf den ersten Anblick etwas gedrückt. Die uns jetzt zugewendete hintere Front trägt in ihrer Mitte einen von vier ionischen Säulen gestützten mächtigen Giebel, das Erdgeschoß ist von unbehauenen Steinen. Der Park tritt auf dieser Seite unmittelbar an das Schloß heran ohne die Vermittlung gartenmäßig behandelter Zwischenstücke. So bewegen sich denn auch die verschiedenen Gruppen des Weideviehs und des Dammwildes in nächster Nähe der herrschaftlichen Wohnung. Diese unmittelbare Nachbarschaft giebt dem Bilde eine natürliche Einfachheit und vornehme ländliche Ruhe, die namentlich bei großen Herrensitzen eine bedeutende Wirkung erzielt. Wir wenden uns nur zögernd ab von diesem schönen Bilde des Genügens und treten durch die weite Glasthür unmittelbar in die große Speisehalle, ein beinahe quadratischer, von Säulen getragener Raum, dessen Wände mit figurenreichen, wohlerhaltenen Gobelins mythologischen Gegenstandes geziert sind. Eine Treppe führt uns weiter in den ersten Stock. Von dieser aus läuft nach beiden Seiten ein breiter Korridor an der inneren Seite des Schlosses durch sämmtliche vier Flügel. Diese zweckmäßige Anlage dient, da überall Wasserheizung besteht, im Winter als Spaziergang und man verweilt um so lieber darin, als sie uns zugleich die Geschichte des Hauses Russell in einer Reihe von Portraits und Büsten der besten Meister vorführt. Holbein, Van Dyck, Sir Joshua Reynolds, Gainsborough, Sir Thomas Lawrence haben nacheinander dazu mitgewirkt, der Erinnerung an diese zum nicht geringen Theile bedeutenden Männer und Frauen auch eine hohe künstlerische Weihe zu verleihen.

Die Russells, bis dahin einfache Landedelleute, treten zuerst im sechzehnten Jahrhunderte in die geschichtliche Oeffentlichkeit. Mit diesem Zeitpunkte beginnt auch die Galerie der Portraits. Wir sehen hier, im schwarzen Anzuge des Staatsmanns, John Russell, den ersten Earl von Bedford, welcher

der Schlacht von Pavia beiwohnte und einen der besten Berichte über dieselbe hinterließ. Er war Zeuge bei der Vermählung Heinrich VIII. mit Anna Boleyn und schrieb darüber: „sie ist die liebenswürdigste „gentille“ Dame, die ich kenne und ebensoviel Königin als irgend eine in der Christenheit“. Nachher war er, leider! auch einer ihrer Richter. Der Eindruck, den ihre Liebenswürdigkeit auf Russell gemacht hatte, wirkte dabei noch fort, denn die arme Königin, welche sich von ihren Richtern grausam behandelt fühlte, nahm davon Russell aus, der sich als echter Edelmann (a very gentleman) gezeigt habe. Er erwarb die ungeheuren Besitzungen, meistens eingezogenes geistliches Gut, welche — neben den Stadtvierteln in London, die in der Gegend von Coventgarden und Longacre über zweitausend Häuser einschließen — noch jetzt den Reichthum des Familienhauptes ausmachen, dessen jährliche Einnahme, nach allgemeiner Schätzung, sich zwischen drei bis vierhunderttausend Pfund (sechs bis acht Millionen Mark) bewegt.

Sein Sohn, der zweite Earl, zeichnete sich in der Schlacht von St. Quentin aus, wurde aber trotz dieser Verdienste als standhafter Protestant von der Königin Mary in's Gefängniß geworfen. Er war einer der vertrauten Rathgeber der Königin Elisabeth, welche ihn der, zu allen Zeiten seltenen und hochgeschätzten Ehre eines Besuches auf seiner Besitzung Chenies würdigte. Indessen scheint diese Gnadenbezeugung zu jener Zeit etwas kostspielig gewesen zu sein, denn als ihre Wiederholung in Woburn in Aussicht stand, bat Russell den Minister Cecil: „er möge doch dahin wirken, daß der Besuch möglichst kurz ausfalle“.

Wir gehen weiter zum Bilde des vierten Earl Francis, wohl einer der bedeutendsten Männer dieses Hauses. Er gab demselben zuerst die ausgesprochene politische Gesinnung und Richtung die es seitdem mit Auszeichnung und Ehre verfolgt hat. Nachdem er in Grays Inn die Rechte studirt, wurde er einer der besten Kenner des Verfassungsrechtes und der Praxis des Parlamentes, und einer der Vorkämpfer der Volkspartei gegen die beiden ersten Stuarts. Nachhaltiger aber noch hat er gewirkt als der Unternehmer einer, nicht nur für jene Zeit, großartigen landwirthschaftlichen Melioration. Eines seiner Güter, Thorney Abbey, lag in der Nachbarschaft eines ungeheuern Sumpfes welcher, etwa 600,000 Morgen groß, sich über verschiedene Grafschaften erstreckte. Das Land war ursprünglich trocken gewesen aber durch Nachlässigkeit und Ueberschwemmungen ein unnahbarer Morast geworden. Nach vielseitigen verunglückten Versuchen unternahm Bedford im Jahre 1631 mit einigen anderen größeren Grundbesitzern das Riesenwerk gegen die Zusicherung von etwa 140,000 Morgen aus dem zu gewinnenden Lande. Als die Arbeit nach fünf Jahren fertig war, suchte der König Karl I. durch einen Gewaltakt deren Früchte an sich zu reißen und Bedford verlor den Besitz. Im Jahre 1641 starb „der kluge (the wise) Earl“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, und erst im Jahre 1649, nach des Königs Tode, wurde des Unternehmers Sohn, der fünfte Earl, mit seinen Genossen

in alle Rechte seines Vaters an der „Bedford-Ebene“ wieder eingesetzt und gelangte in den eigenthümlichen Besitz von etwa 120,000 Morgen. Das Werk hatte den Unternehmern ungefähr 400,000 Pfund (8 Millionen Mark) gekostet und viele von ihnen waren durch den so lange vorenthaltenen Genuß der Entschädigung ruinirt. Aber der größte Lord hatte es ausgehalten und durchgeführt. Auch diese Neigung für landwirthschaftlichen Fortschritt ist in der Familie vererbt worden und wird uns heute wohl noch wieder begegnen.

Auf diesen glücklichen Landvermehrer folgt in der Galerie ein Paar, welchem in der Geschichte Englands wie in dessen Kunst und Literatur ein unsterblicher Name und ein Andenken bewundernden Mitleids bewahrt ist. Es sind des fünften Earls Sohn, Lord William Russell und seine Gemahlin, Lady Rahel Wriothesley. Sie war eine an Geist und Herz hervorragend begabte Frau, deren Einfluß aus dem jungen und, wie es scheint, geistig gerade nicht ausgezeichnet befähigten Lebemanne Russell einen ernsten politischen Charakter und frommen standhaften Christen entwickelte. Seine Stellung als einer der Führer der Volkspartei im Unterhause und seine festen Ansichten über die englische Verfassung und Staatskirche mißfielen dem Könige Karl II. im höchsten Grade. Als Russell im Jahre 1680 seine Entlassung als Mitglied des Geheimen Raths einreichte, wurde die Bewilligung in der „Gazette“ mit dem allerhöchsten, sonst durchaus nicht gebräuchlichen, besonderen Zusatze veröffentlicht: „With all my heart“, dessen seltene Aufrichtigkeit immerhin Anerkennung verdient! Zwei Jahre darauf wurde Lord William in die sogenannte Rye-House Verschwörung verwickelt und nach einem kurzen unregelmäßigen Verfahren des Hochverrathes und beabsichtigten Königsmordes schuldig erklärt. Ein neueres Bild von Hayter, in einem der großen Empfangszimmer zu Woburn Abbey, zeigt uns die Gerichtssitzung in der Old Bailey. Links die Richter, unter denen Lord Jeffreys blutigen Andenkens gebührend hervortritt. Rechts steht Russell zu ihnen sprechend. In der Mitte sitzt zu ihres Gatten Füßen Lady Rahel an einem Tische mit Papieren, den ausdrucksvollen Kopf halb zurück gegen den Angeklagten und uns zugewandt. Sie erscheint nicht allein als Sekretair, sondern auch als Beistand thätig. Nach dem Urtheile warf sie sich dem Könige zu Füßen und flehte seine Gnade an. Vergebens. Dann überwand sie jede berechtigte weibliche Schwäche und stärkte sich im Gefühle der Pflicht: durch ihr Beispiel des Unglücklichen Kraft zu unterstützen. Ihr Abschied von ihm ist, unter den großen Momenten der englischen Geschichte, im Westminster Palast durch ein ergreifendes Wandgemälde verewigt. Russell ging mit Fassung und, wie es scheint, mit einer gewissen Heiterkeit zum Blocke. Am Tage vor der Hinrichtung befiel ihn ein starkes Nasenbluten. Der Arzt wollte ihm dagegen zur Ader lassen. „Lassen wir es heute gut sein“, wehrte Russell ab „morgen bekomme ich ja einen ausreichenden Aderlaß“. Ehe die Sheriffs ihn auf das Blutgerüst geleiteten, versicherte er ihnen nochmals feierlich, daß er nie-

mals auf des Königs Tod gesonnen habe, daß er jedoch weitere Aufklärungen zu seiner Vertheidigung nicht habe geben können, ohne Freunde bloßzustellen. Dann zog er seine Taschenuhr auf, mit den Worten: „Nun habe ich mit der Zeit abgeschlossen und darf nur noch an die Ewigkeit denken". Mit fester Haltung legte er sein Haupt auf den Block und durch zwei Hiebe wurde es vom Körper getrennt.

Als wenige Jahre darauf Jakob II., dessen Einflusse auf seinen Bruder, den König Karl II., die Zeitgenossen einen großen Theil des damals so reichlich vergossenen unschuldigen Blutes auf's Gewissen legten, selbst am Rande des Abgrundes stand und „zu spät" auch den Earl von Bedford um Rath und Hilfe anging, soll der alte Mann dem Könige nur geantwortet haben: „Ich hatte einst einen Sohn, welcher Euer Majestät in Ihrer jetzigen Lage von großem Nutzen gewesen sein würde."

Unzweifelhaft war es wesentlich dem Einflusse des großen Hauses Russell zu verdanken daß die Mehrheit der Engländer damals, wo man noch an die Göttlichkeit des Erbrechts glaubte, sich dem jüngern protestantischen Zweige der Stuarts und Wilhelm III. zuwandte.

Im Jahre 1694 wurde dem Hause die Herzogskrone verliehen.

Die nun folgenden beiden Häupter der Familie aus dem vorigen Jahrhundert, die direkten Nachkommen der Lady Rahel, zogen das stille Leben großer Landedelleute zu Woburn Abbey den öffentlichen Geschäften vor. Jedoch vergaßen sie und der vierte Herzog, wieder ein Staatsmann, niemals ihren historischen Beruf als Kämpfer für politische Freiheit und religiöse Duldsamkeit. Eben dieser vierte Herzog erbaute Woburn Abbey in seiner jetzigen Gestalt und legte die schönen Pflanzungen in Garten und Park an. Er schuf den Evergreen Drive, durch den wir in den Park eintraten; jedoch hatte er sich in seinen Neuerungen nicht immer des Einverständnisses seines konservativen Obergärtners zu erfreuen. Eines Tages protestirte dieser gegen gewisse Räumungen und Lichtungen im Waldbestande, als dem Garten und dem Rufe des Gärtners schädlich. Der Herzog antwortete: „Thut Ihr, was ich wünsche, und ich will Euern Ruf vertreten". Als Alles fertig war, setzte der Herzog an den immergrünen Weg folgende Inschrift: „Diese Pflanzung ist gelichtet von John Herzog von Bedford gegen den Rath und die Ansicht seines Gärtners".

Sein Enkel und Nachfolger, der fünfte Herzog, im Costüm aus der Wende des vorigen Jahrhunderts und mit sehr energischem Ausdrucke in den kräftigen Zügen, war einer der treuesten Anhänger von Charles Fox und der beständigste Gegner des Ministeriums Pitt. Unablässig bekämpfte er dessen Kriegspolitik. Als aber 1796 Pitt eine vom Parlamente bewilligte Kriegsanleihe von 18 Millionen Pfd. öffentlich auflegte, zeichnete der patriotische Bedford allein 100,000 Pfd.

Nach seinem frühen Tode folgte ihm sein Nachbar in der Galerie, sein Bruder. Er fügte den Schätzen Woburns die bedeutende Sammlung

italienischer Bildhauerwerke hinzu, baute die große Markthalle von Coventgarden in London, welche 800,000 Mark kostete, und die Kirche in Woburn, an welcher wir heute Morgen vorüberfuhren. Außerdem begann er den Um- und Neubau der Cottages für die Arbeiter, deren Proben an unserem Wege standen. Ein großes Werk, „denn" bemerkte der jetzige Herzog, als wir die Häuschen lobten, „eintausend Cottages haben wir jetzt freilich umgebaut, aber ebensoviel alte sind noch da".

Am Schlusse der langen Reihe tritt uns nochmals einer der bedeutendsten Sprößlinge dieser begabten Familie entgegen, im Bilde als junger, in einer gelungenen Portraitbüste als älterer Mann. Earl Russell of Kingston-Russell, der Welt bekannter als Lord John Russell. Mit um so größerm Antheile betrachten wir diese letzten beiden Darstellungen als erst wenige Tage zuvor der dreiundachtzigjährige bedeutende Staatsmann, dessen die Königin Victoria in den eben erschienenen Aufzeichnungen aus dem Leben des Prinzen Albert oft in dankbarer Anerkennung gedenkt, lebensmüde seine lange Laufbahn vollendet hatte und in der Kirche zu Chenies neben seinem Sohne und Enkel beigesetzt war. Er wollte lieber hier in der Stille mit sechzig anderen Russels und ihren Frauen ruhen als in der geräuschvollen Westminster-Abtei. —

Wir haben jetzt in der Galerie das Schloß rings durchwandert, und stehen vor dem letzten Bilde, das uns an hervorragender Stelle in Hoheitsglanz und Jugendschönheit entgegentritt. Es ist das Portrait der regierenden Königin, ein Geschenk zur Erinnerung an einen königlichen Besuch zu Woburn Abbey im Jahre 1841.

Nun betreten wir die Empfangsräume (state drawing rooms) eine Reihe großer stattlicher Säle und Zimmer. Decken und Thüren sind aus weißem Stuck mit Vergoldung oder aus seltenem geschnitzten Holzwerke. Ebenso sind die Wände in Stuck oder mit schweren Stofftapeten überzogen. Die Kamine sind in vergoldetem Metall mit hohen kunstreich gearbeiteten Marmormänteln. Die Möbeln entsprechen dem Stile des Hauses, schwer und gediegen, mit reichen Stoffen. Majoliken, Porzellan, alte Bronzen und Emaillen fehlen nicht auf den Schränken, Tischen und an den Wänden. Ueberall herrscht Pracht und Reichthum aber auch überall reiner, guter Geschmack; nirgends stören die geleckten modernen Erzeugnisse des französischen Kunstgewerbes, der schwächliche sogenannte Stil Ludwig XVI. Den schönsten Schmuck jedoch aller dieser Gemächer bilden die werthvollen Gemälde. Wir nennen hier nur die Namen der besten Meister, die in unzweifelhaft echten Werken vertreten sind: Van Dyck, Velasquez, Ruysdael, Wouvermans, Teniers, Cuyp, Poussin, Claude Lorrain, Philipp de Champagne, Salvator Rosa und eine Madonna mit dem Kinde von Murillo. Vor Allem fesselte unser Auge ein Portrait des schönen und unglücklichen Grafen Essex, des letzten Geliebten der alternden Elisabeth. Eine tadellos gewachsene sehr schlanke Gestalt, ein reiches sehr knapp anschließendes Wamms, das Gesicht unbedeutend, kleine Züge, wenig

Ausdruck, kleine Augen, dunkles Haar und rother Bart. Der schöne Essex macht entschieden den Eindruck eines sehr eleganten und um seine äußere Erscheinung ängstlich besorgten jungen Herrn, eines Swell, wie jetzt die Engländer sagen würden.

Wir halten unsere Schritte im sogenannten kleinen Speisezimmer an und bewundern die schönen Van Dycks, vor Allem das lebensgroße Portrait von Francis Earl Russell, herrlich erhalten und sicher in seiner ganzen Ausdehnung vom Meister selbst gemalt. Im anstoßenden großen Drawingroom tritt ganz besonders hervor das schöne, auch durch den Stich bekannte Portrait der Lady Tavistock, Hofdame der Königin Caroline, von Sir Joshua Reynolds.

Den Schluß dieser glänzenden Zimmerreihe bildet die Bibliothek. Sie umfaßt zwei Räume deren zweiter, das Eckzimmer, vierundzwanzig Veduten von Venedig enthält, von Canaletti für Bedford House in London gemalt. Aus der Bibliothek führen Glasthüren in die Blumengärten. Man tritt zuerst unter die breite Arkade, welche hier ununterbrochen an der Gartenseite des Schlosses entlang läuft. Dieser Gang ist, in steter Abwechselung, mit Rosen und anderen Schlinggewächsen überzogen; von Zeit zu Zeit unterbricht eine Blumengruppe, ein Springbrunnen, ein Marmorwerk, oder eine der kolossalen Majolikavasen von Minton die Einförmigkeit des langen Weges. Ueber dem Gange befinden sich Wohnräume neben Gewächshäusern für einzelne Blumengattungen. Von dieser Arkade aus erstrecken sich die Blumengärten nach den verschiedensten Richtungen. Auch in ihnen wiegt der, von nur wenigen Hauptwegen durchschnittene, dichte, kurze, reine Rasen vor. Kleine Wasserflächen, besetzt mit Goldorffen und Goldschleien, beleben ihn und kleine verstreute Blumenbeete, einfach in Zeichnung und Auswahl der Pflanzen, wirken in bescheidener Unterordnung die bunten Farben in den grünen Teppich. Gruppen von Rhododendren und pontischen Azaleen treten etwas zurück und hinter diesen bilden immergrüne Strauchgewächse den Uebergang zu den größeren baumreichen Theilen des Gartens. An einer etwas erhöhten Stelle tritt uns ein lebensgroßes Standbild der jetzigen Herzogin entgegen aus vergoldetem Kupfer, vom Bildhauer Böhm. Auch durch die weiteren Gärten führen nur wenige sanft gewundene Wege. Wo eine Allee oder eine andere gradlinige Anlage der Vorzeit zu verwerthen war, hat man sie mit Rasen umgeben und dadurch die Steifheit des Kiesweges vermieden. Einen seltenen Anblick gewährt dem Festländer eine lange Allee großer, üppig wachsender Araukarien (imbricata), welche mit ihren dunklen Zweigen, langgestreckt auf dem Hellgrün des Rasens lagernd, einen ernsten Kontrast hervorrufen. Die Gärten zieren viele mehrhundertjährige Eichen von sehr starker und gesunder Entwickelung, zwischen ihnen auf Felsgruppen fröhlich gedeihende Alpenrosen, Edelweiß und verwandte Bergbewohner. Näher am Schlosse stehen einige junge Eichbäume an gesicherter Stelle, die, einer schönen alten Sitte folgend, die Prinzeß Royal von England

Deutschlands Kronprinzessin, zur dauernden Erinnerung an einen Besuch des Ortes im Jahre 1874 mit eigener Hand pflanzte. Ueberall bildet der immergrüne Busch den Abschluß.

Daß einem so großen Landsitze ein reichbesetzter Wintergarten nicht fehlt ist selbstverständlich. Hier wirkt er um so anziehender als er in unmittelbarer Verbindung mit der Statuengalerie steht, einer Sammlung werthvoller italienischer und anderer Arbeiten. An jedem Ende der Galerie befindet sich ein kleiner Tempel, links der Freiheit gewidmet, mit Büsten von Fox und Canning, rechts den Grazien geweiht, mit einer reizenden Gruppe der drei Charitinnen von Canova.

Die Wanderung durch Woburn Abbey und alle seine Herrlichkeiten hatte bereits einige Stunden in Anspruch genommen; Augen und Füße fühlten das Bedürfniß nach Ausruhen und so folgten wir willig unserem gastfreien Hausherrn zum Lunch in die uns schon bekannte große Speisehalle. Dort hatte sich inzwischen eine zahlreiche Gesellschaft von Herren zusammengefunden, meistens Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. Jedoch auch diese nur als Nebenfiguren um eine interessante und gelehrte Mittelgruppe, deren Thätigkeit uns am Nachmittage belehren und erfreuen sollte.

Die Vereinigung zum Lunch ist eine der angenehmsten englischen Institutionen, da sie gesellige Zwanglosigkeit, frischen Appetit und gute Kost verbindet. Es waren zwei runde große Tische gedeckt, an deren einem man sich um den Hausherrn, am andern um dessen ältesten Sohn, den Marquis von Tavistock, nach Gefallen niederließ. In den großen und guten englischen Häusern ist — jedenfalls zum Heile der Fremden — die nationale englische Küche ein überwundener Standpunkt, und eine gebildetere Verbindung der französischen Kochkunst mit dem vortrefflichen englischen Rohmateriale entspricht unserm heutigen Geschmacke in wohlthuender Weise.

Die nur in Wasser gekochten oder im eigenen Fette ohne ausreichende Würze gebratenen, für unsere Zunge einigermaßen unfertigen Speisen, sowie die oft etwas eigenthümlichen süßen Schüsseln Altenglands sind hier verschwunden. Auch wird weder des Hausherrn noch des Gastes Kunstfertigkeit und Arbeitskraft durch Vorschneiden und Vorlegen in Anspruch genommen. Ein Haushofmeister in schwarzen Kniehosen, unterstützt von gepuderten Bedienten in reicher Livree, nennt die verschiedenen auf Schenktischen und Buffets aufgestellten Gerichte und bringt, was man gewählt hat.

Ein ebenso aufmerksamer Kellermeister schenkt dem Gaste Bordeaux, Portwein oder Sherry und bietet natürliches kohlensaures Wasser an, von welchem jetzt die Apollinarisquelle zu Remagen und das „Taunuswasser“, vermuthlich ein kollectiver Handelsname, besonders geschätzt werden. Gegen das Ende des Mahles wechselt man wohl den Platz, um anziehenden Persönlichkeiten näher zu treten und so vergeht die Zeit in behaglicher Thätigkeit und Ruhe, bis die anfahrenden herzoglichen Wagen uns zu neuen Bildern entführen.

Wir halten zunächst bei der Home-Farm an, demjenigen Hofe, welchen der Gutsherr selbst zu bewirthschaften pflegt und der sich daher meistens durch einen gewissen Luxus in Gebäuden und Maschinen, in den Viehständen und in allerlei landwirthschaftlichen Versuchen auszuzeichnen pflegt. Hier finden wir fünfunddreißig schöne Alderneykühe aufgestellt, von der Insel Jersey stammend und wegen der Zierlichkeit und Regelmäßigkeit in Figur und Farbe, sowie wegen des reichen Fettgehaltes ihrer Milch jetzt als Park- und Luxusvieh am meisten geschätzt. Der Hof enthält geräumige Werkstätten für Schmied und Schreiner, welche, mit Unterstützung einer Locomobile, die Reparaturen für alle die großen und kleinen Gebäude des weiten Guts-complexes von Woburn herstellen. Wir besuchen von hier aus die an der andern Seite des großen Fahrweges belegene Dairy, den Milchkeller. Der innere Raum ist mit bunten Kacheln bekleidet, zwischen denen Friese von Majolika umlaufen, welche Allegorien der Jahreszeiten und Bilder aus der milchwirthschaftlichen Thätigkeit darstellen. Ein Springbrunnen regelt den nöthigen Feuchtigkeitsgehalt und eine Wasserheizung die Temperatur der Luft. Die Milchgefäße sind hier aus Glas, anderswo auch aus Porzellan oder emaillirtem Eisen, je nach dem wissenschaftlichen Standpunkte der herrschenden Meierin hinsichtlich ihrer vorzüglicheren Eigenschaften für das Ausrahmen der Milch. Schöne alte chinesische und japanische Schüsseln sind an passenden Plätzen als homogene Verzierung des Ortes aufgestellt.

Nachdem wir dieses, Kühle und Sauberkeit athmende Heiligthum nur ungern verlassen, führt unser Weg uns durch ein nahe gelegenes Parkthor hinaus in das freie Feld, zugleich in das Feld für die Thätigkeit der gelehrten Herren, deren vorläufige Bekanntschaft wir beim Lunch gemacht haben.

Im Jahre 1875 beauftragte die Königliche Landwirthschaftsgesellschaft von England ihre chemische Abtheilung: durch eine längere Reihe praktischer Versuche den verhältnißmäßigen Werth des Stalldüngers und verschiedener käuflicher künstlicher Düngerarten festzustellen.

Die Frage war praktisch geworden durch die neuere englische Gesetzgebung, die dem abziehenden Pächter eine Entschädigung zuspricht für die im Boden aufgesammelte, von ihm selbst nicht mehr ausgenutzte Dungkraft (Gail und Gaare) aus Stoffen, die der Pächter zum Vortheile der Wirthschaft aus seiner eigenen Tasche zugekauft hatte. Die Ziele dieser Versuche und die Wege dahin waren von den Gelehrten rasch gefunden, leider aber mußten sie den Acker für die Ausführung lange vergebens suchen. Da erklärte der Herzog von Bedford: er wünsche, daß diese Versuche auf s e i n e Kosten gemacht würden. Er überwies dem chemischen Ausschusse eine Fläche von etwa 150 Morgen und einen seiner Pachthöfe mit dem nöthigen lebenden und todten Inventare zur Wohnung für den örtlichen Leiter der Arbeiten und zur Ausstellung des beneidenswerthen Viehes, an welchem die Futterungsversuche nach wissenschaftlichen Recepten gemacht werden sollten. Für dieses richtete der Herzog acht Boxes mit beweglichen Krippen ein, so, daß mit der erhöhten

Stellung des Thieres bei fortschreitender Ansammlung des Düngers unter ihm, im Verlaufe der Versuchsperiode auch die Krippe entsprechend erhöht wird.

Wir betreten jetzt die Versuchsfelder selbst, unter der Führung der Gelehrten, an deren Spitze der Professor der Chemie Dr. Völker steht, ein Frankfurter von Geburt jedoch schon so lange Jahre in England ansässig, daß es ihm nicht mehr ganz geläufig war, seine wohlwollenden Gesinnungen für den Landsmann in der Muttersprache vollkommen rein auszudrücken.

Das Versuchsfeld vor uns sehen wir in regelmäßige Vierecke von etwa je einem Viertelmorgen eingetheilt, die von Wegen begränzt sind. Die Versuche selbst laufen in verschiedenen Richtungen. Ihr Zweck ist, wie gesagt, den relativen Nutzwerth von Stalldünger und künstlichem Dünger zu ermitteln. Zur Erbauung meiner landwirthschaftlichen Leser will ich mir einige möglichst kurze Andeutungen über die Ausführung dieser Versuche gestatten, da diese vielleicht interessante Vergleichungspunkte mit unseren gleichartigen Bestrebungen bieten möchten. Verschiedene Versuchsreihen waren gebildet, im Allgemeinen mit der Fruchtfolge: Weizen, Turnips, Gerste, Klee. Mit je einer dieser Früchte war eine zusammenliegende Reihe von Blöcken bestellt. Jeder einzelne Block hatte seine besondere Düngung, allen war animalischer Dünger gegeben, das Produkt der Verfutterung von Gewächsen (Wicken, Turnips, Klee), die im Vorjahre auf demselben Viertelmorgen geerntet waren. Diesem selbst gewonnenen Dünger waren nun die verschiedensten gekauften Zusätze beigefügt, dem einen Blocke Rapskuchen, dem zweiten Baumwollenkuchen, dem dritten Maisschrot, welche Stoffe mit jenen Gewächsen gemischt verfüttert waren. Gegenüber diesen letzteren Zusätzen an Kraftfutter waren den anderen Blöcken chemisch gleichwerthige mineralische Düngersorten (Guano und Phosphate) eingestreut. Endlich hatte man auch berechnete Mischungen beider Gruppen nach den mannigfachsten verwickelten Recepten verwendet.

Eine andere Rotation war in der Weise behandelt, daß man denselben Blöcken Jahr auf Jahr dieselbe chemisch gleichwerthige Dungmenge zuführt, und zwar dem einen Theile von ihnen ausschließlich als Stalldung, dem anderen ausschließlich in der Gestalt verschiedener mineralischer Düngerarten. Endlich bestellt man eine Reihe von Viertelmorgen Jahr für Jahr mit Weizen, einen andern ebenso mit Gerste, beide theils ohne jeden Dünger, theils nach verschiedenen complicirten Recepten gedüngt.

Der Boden der Versuchsfelder besteht bis zu etwa 30 Ctm. Tiefe in einem schwach lehmigen Sande, unter diesem steht reiner Grünsand. Man kann sich also leicht vergegenwärtigen, in welchem bedauerlichen Zustande der Erschöpfung in verschiedenen Stadien diese natürlich armen, jetzt nachhaltig ohne alle oder doch ohne richtige Düngung und ohne Fruchtwechsel bestellten Felder dem landwirthschaftlichen Auge sich bloßstellten. Um so größer war selbstverständlich die Genugthuung der Gelehrten und ihr Eifer, auf diesem Wege fortzufahren. Es konnte nicht wohl zweifelhaft sein, daß am Schlusse

der, auf sechs bis sieben Jahre berechneten Versuchsreihen, das ganze Feld „in Grund und Boden“ ruinirt und auf lange Zeit für die wirthschaftliche Benutzung unbrauchbar sein wird. Der Herzog, welcher neben mir still den Erklärungen des Professors Völker gefolgt war, sah sich dieses Schachbrett von wenigen guten, meistens sogar höchst mangelhaften Beständen mit kopfschüttelndem Lächeln an. „Sehr interessant“; meinte er, „für mich ist die Frage nicht so praktisch, denn meine Pächter haben sämmtlich langjährige feste Kontrakte; ich bin indessen wirklich neugierig, was dabei herauskommen wird. Aber das sehen Sie, wenn wir so etwas hier machen, ein deutscher Professor muß stets dabei sein.“

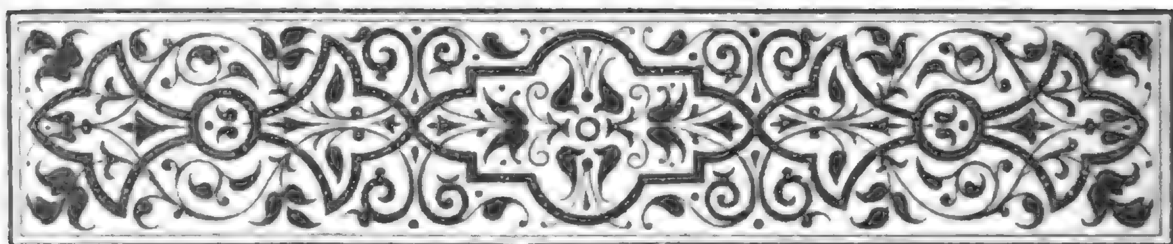
Man wußte nicht genau, wie die letzten Worte gemeint waren. Daß der Herzog jedoch die „deutschen Posessoren“ hochstellt, dafür spricht wohl seine langjährige Erziehung in Deutschland, seine völlige Beherrschung unserer Sprache und kenntnißreiche Vorliebe für unsere Literatur. Diesen Bildungsgang theilte mit ihm sein jüngerer Bruder, Lord Odo Russell, welcher dadurch ohne Zweifel einen nicht geringen Theil der hervorragenden Eigenschaften entwickelt hat, die ihn dazu beriefen, England mit so hoher Auszeichnung schon seit einer Reihe von Jahren als Botschafter in Berlin zu vertreten. Noch deutlicher aber hat der Herzog seine Anerkennung der deutschen Wissenschaft eben dadurch bethätigt, daß er dem „deutschen Professor“ auf eine Reihe von Jahren einen Pachthof mit 150 Morgen Land und die gesammten Geldmittel für eine kostspielige Versuchswirthschaft zur freien Verfügung stellte. —

Von dieser hochwissenschaftlichen Farm aus wandte sich unsere Fahrt nach dem Parke zurück, der jetzt nochmals in bedeutender Ausdehnung durchmessen wurde. Sein Umfang von vier deutschen Meilen enthält selbstverständlich sehr verschieden behandelte Abtheilungen, nicht allein Weidegrund mit Bäumen, wir fahren auch durch weite, forstmäßig gepflegte Flächen. Ein besonders eingezäunter Bezirk the Thornery (die Dörnerei) genannt, zeigt sich als ein wilder mit Dornen und Gestrüpp bewachsener Waldplatz. In seiner Mitte steht ein Häuschen von einem Blumengärtchen umgeben. Wir könnten unsere Prinzessin Dornröschen hier suchen, wenn nicht mehrere offene Wege ungehindert hinein und hindurch führten. In diesen entfernten dichten Waldbeständen des Parkes steht das Rothwild so zahlreich, daß jährlich vierzig Stück abgeschossen werden. Die dem Walddickicht sich anschließenden freien Flächen, Blößen mit einzelnen Baumriesen, darunter hohe Farren, bilden den Aufenthalt der Kaninchen und Fasanen — Reinckes Jagdbezirk. Jetzt nahen die grünen Weideflächen wieder heran, von den mächtig aufstrebenden und breitästigen Gestalten einzelstehender Eichen, Ulmen, Buchen, Tannen unterbrochen. Diese Bäume, die niemals durch gedrängten Stand in die Höhe getrieben und in der Bewurzelung gehindert waren, breiten nun ihre untersten und mächtigsten Zweige auf dem grünen Grunde aus. Es sind Baumtypen von seltener Schönheit der natürlichen Entwickelung, unserem festländischen Auge ungewohnt. Zugleich

aber unterbrechen diese mächtigen Stämme die Fernsichten und umrahmen einzelne Ausschnitte des weiten Bildes. Man vermeidet hier die langen schmalen, ununterbrochenen Aussichten über ebenen Rasen, welche nur die Weite näher erscheinen lassen, immer schimmert die Entfernung, von Bäumen halbverdeckt, ungewiß durch. Es giebt nur wenige große Wege, man geht reitet und fährt auf dem Rasen. Belebte Wasserflächen sind durch Abdämmungen des abfallenden vertieften Grundes an seiner Thalseite geschaffen, dann wieder durch Ueberfälle verbunden. Die Ufer liegen offen in Rasen, nur mit vereinzelten Trauerweiden und anderen Freunden des feuchten Untergrundes besetzt. Eine sehr schöne Wirkung rufen einzelne sorgfältig zusammengestellte Gruppen von gleichartigen blühenden Bäumen, Roth- oder Weißdorn hervor, oder Gewächse helleren Grünes, die sich um eine riesige Blutbuche drängen. So ist man überall bemüht, durch Form und Farbe Bilder zu schaffen. Die leichten Drathgitter, welche diese Pflanzungen gegen das Weidevieh und Dammwild schützen, stören das Auge nicht. Ebenso werden die geschlossenen Weiden der Pferde durch einen unsichtbaren Drathzaun umhegt. In unmittelbarster Nähe des Hauses erstreckt sich nun die Lawn, ein großer freier, ebener, besonders gepflegter Rasenplatz, auf welchem Foot Ball, Cricket, Croquet und das alte, jetzt wieder beliebte Lawn Tennis von Damen und Herren geübt werden.

Die große Kunst der Parkgärtnerei in England strebt also dahin, jede Erinnerung an künstliche Anlage zu verwischen und nur die veredelte natürliche Landschaft darzustellen, sehr verschieden von dem, was man auf dem Kontinente so vielfach unter „Park" versteht und mißversteht. Nur in der Nähe will man einen farbigen Blumengarten, von bunten Wegen durchzogen und mit zierenden Vasen geschmückt, einem Teppiche ähnlich, der sich um das Haus legt. Nirgendwo sieht man die Umfassungsmauer des Parkes, sie verbirgt sich hinter einer dichten hohen Wand von Tannen und Lärchen. Alle die kleinen Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Thorwächter und Parkhüter stellen die veredelte Hütte, nicht aber die karrikirte Miniatur eines gothischen Schlosses, oder eine ähnliche Geschmacksverirrung dar. Licht, Schatten und Luft sind in der Landschaft weise vertheilt. Einzelschönheiten und Massenwirkungen wechseln ab und überall waltet eine großartige, wohlthätige, frische, grüne Ruhe. Der englische Park ist die veredelte englische Landschaft und die englische Landschaft strebt, sich dem Parke nachzubilden. —

Unter solchen Betrachtungen waren wir wieder in den Evergreen Drive eingebogen und näherten uns dem Thore, das sich uns zuerst zu so großartiger Gastfreundschaft geöffnet hatte. Im Scheiden suchte ich nach den unverzeihlichen Lücken, die der eigenwillige Herzog John in den Bestand hatte hauen lassen, und nach der Ehrenrettung seines Gärtners vor Mit- und Nachwelt. Beide waren verschwunden. Die alles versöhnende und ausgleichende Zeit hatte auch diese schmerzhaften Wunden längst geheilt.



Johann Joseph Ignaz von Doellinger.

Von

J. Friedrich.

— München. —

In den Zeiten, in welchen die Theologie als „Königin" hoch über allen andern Wissenschaften thronte und sie die Philosophie, als die weltliche Wissenschaft, nur wie ihre „Magd" betrachtete und behandelte, war es wohl leicht, daß ein Meister in der zumeist doch nur traditionellen Theologie berühmt oder gar als ein Weltwunder angestaunt wurde. Die Theologie hatte den ganzen Schatz der höheren Erkenntniß inne, wußte im voraus, was allein das Ergebniß des menschlichen Forschens und Erkennens sein könne und dürfe, und vor ihrem Ausspruche mußten sich alle beugen. Diese Zeiten sind aber längst vorüber. Wie sich die Staaten von der Bevormundung der römischen Kirche in ihren weltlichen Angelegenheiten emancipirten, so die weltliche Wissenschaft von der Theologie, deren Joch sie schon in jenen verwichenen Zeiten oft unwillig genug trug. Im Gegentheile ist die Theologie so sehr ihres früheren Nimbus entblößt, daß sie in unseren Tagen, wo nach dem Zeugnisse des Jesuiten Matignon sogar Katholiken eine wissenschaftliche Theologie für überflüssig erklären, nur mit Mühe ihre Stellung in dem Kreise der Wissenschaften behauptet. Wenn daher trotz dieser Wandlung der Zeiten ein Theologe wie Doellinger zu den größten Zierden der Wissenschaften zählt und die Bewunderung der Mitwelt erregt, so ist von vornherein einleuchtend, daß ganz andere Eigenschaften und Umstände hier maßgebend sein müssen, und dies um so mehr, als er auch nie mit dem äußeren Glanze einer eigentlich hohen kirchlichen Stellung umgeben war. Es ist lediglich ein ganz außergewöhnlicher Geist, verbunden mit einer riesigen Arbeitskraft, welche ihn auf diese geistige Höhe stellten. Grade darum wird es auch so außerordentlich schwer, das Bild eines solchen Mannes

zu entwerfen; denn wie nur der geistvolle Maler dem Portrait auch den Ausdruck des Geistes zu geben vermag, so ergeht es auch dem Biographen. Die äußeren Züge sind eben noch nicht der Mann selbst; sie müssen von dem Geiste, dessen Ausdruck sie sind, belebt sein, wenn der Mann wirklich, wie er ist, vor uns stehen soll. Und da auch der geistig noch so hochstehende Mann von seiner Zeit und Umgebung mannfach beeinflußt wird, wenn nicht gar abhängig ist, so erhöht sich damit nur die Schwierigkeit, dem Bilde eines solchen Mannes die richtige Beleuchtung zu geben. Das erreichen zu wollen, maße ich mir nun nicht an und ich muß deshalb die Nachsicht der Leser in vollem Maße in Anspruch nehmen, wenn ich gleichwohl den Versuch mache, Doellinger in einigen Zügen zu zeichnen.

Die Jugendzeit Doellingers (geb. 28. Febr. 1799) fiel in schlimme Jahre. Das französische Joch lastete schwer auf dem deutschen Vaterlande; das alte Kaiserreich brach zusammen, aber mit ihm zugleich die ganze alte Ordnung der Dinge. Die katholische Kirche, so eng mit der alten Reichsordnung verbunden, war vollständig aus den Fugen gegangen, des weltlichen Fürstenthums und Besitzthums entledigt, und kaum konnte die nothdürftigste kirchliche Ordnung aufrecht erhalten werden. Gerade in Würzburg, wohin Doellingers Vater inzwischen als Professor berufen worden, organisirte sich unter dem Drucke der in der That oft mehr als absonderlichen Maßregeln der neuen Regierung eine ultramontane Oppositionspartei, an deren Spitze der Weihbischof Zirkel stand, und noch lange dauerte die Erinnerung an die Mißgriffe der bairischen Regierung auf dem kirchlichen Gebiete; aber als auch unter dem steten Drängen der damals von Eichstätt aus gesammelten und geleiteten ultramontanen Partei die kirchlichen Verhältnisse wieder neu geordnet wurden, erhielt die Kirche den alten Glanz und Reichthum nicht mehr zurück. Ein neuer Streit zwischen Kirche und Staat entbrannte, als die Verfassung gegeben und auch vom Clerus der Eid auf dieselbe verlangt wurde. Eine fast allgemeine Eidweigerung durch den Clerus regte das Land mehrere Jahre auf und war der Ausdruck der Verfolgung der Kirche durch den Staat geworden.

So lagen die Dinge, als Doellinger Theologie studirte und zum Priester ordinirt wurde (1821). Ein Jüngling von besonderem Talent, zumal wenn er eine so unabhängige Stellung hat, daß er frei seinen Beruf wählen kann, tritt, das darf man wenigstens seit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse als Regel annehmen, nur dann in den geistlichen Stand, wenn er eine ganz ausgesprochene Neigung dazu hat. Doellinger lag es nahe, den Beruf eines Arztes oder Naturforschers zu wählen, da sein Großvater Leibarzt des berühmten Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal, und sein Vater der berühmte Anatom und Physiolog war; auch die Laufbahn eines Geschichtsforschers konnte sich ihm, der schon als Student in Würzburg in nähere Beziehung mit dem Verfasser der „Geschichte der Deutschen“ kam, als empfehlenswerth darstellen. Wenn er gleichwohl die Theologie erwählte, so konnte nur eine tiefe Nei-

gung zu ihr ihn geleitet haben. Eine solche Natur nimmt es aber ernst mit ihrem Berufe und stellt alle ihre Fähigkeiten und ihre ganze Energie in den Dienst desselben. Ohne anderes Interesse und aus freier Liebe dienend, ist sie vor Allem berufen, für die einmal Erkorene zu kämpfen und streiten: ihr Bild erscheint ihr als das schönste; ihre Schönheit zu feiern, jeden Angriff auf sie abzuwehren, wird ihr zur einzigen Aufgabe. Die veränderte äußere Lage der gerade damals im wahren Sinne streitenden Kirche konnte begreiflich nicht ohne Eindruck auf den jungen, für seinen Beruf begeisterten Priester bleiben; aber nicht nach dieser Seite richtetete sich zunächst seine Thätigkeit. Da er schon nach einem kurzen praktischen Wirken als Caplan in Schönfeld (Mittelfranken) Professor der Theologie am Lyceum zu Aschaffenburg wurde (1823), so warf er sich sofort mit voller Kraft auf die Bebauung einer wissenschaftlichen Theologie. Das war aber zu jener Zeit nicht so leicht. Die Theologie, auch die katholische, am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Banden des flachen Rationalismus, war in den Wirren der Kriegsjahre fast gänzlich verfallen; nur vereinzelt trat da und dort ein Mann hervor, welcher den Anlauf zu einer neuen Begründung der theologischen Wissenschaft nahm. Eine eigentliche wissenschaftliche Bildung war fast nirgends zu erlangen und eine wirklich so zu nennende katholische Kirchengeschichtsforschung hatte es überhaupt im katholischen Deutschland noch nicht gegeben. Doellinger, von Anfang mit der Professur der Kirchengeschichte betraut, trat darum nicht blos auf jungfräuliches Gebiet, sondern war in der That, wie er sich einmal selbst mir bezeichnete, Autodidact. Daß es da an unsicherem Fühlen und Tasten, auch an manchem unnöthigen oder falschen Schritte nicht fehlen konnte, ist für jeden klar, der von wissenschaftlicher Schulung ein Verständniß hat. Später sagte Doellinger einmal: „Das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen, in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit ist uns Deutschen einmal gegeben; mit diesem Pfunde nicht wuchern wollen, wäre sträfliche Versäumniß.“ Dieses Charisma wurde aber eben ihm in reichlichstem Maße zu theil und mit dessen Hilfe überwand er auch die Schwierigkeiten, welche aus dem Verhältnisse sich nothwendig ergeben mußten. Eine seltene Schärfe des Verstandes, ein Bewunderung erregendes immenses Gedächtniß und eine ausgebreitetete Sprachenkenntniß kamen ihm gerade für seine wissenschaftliche Disciplin in vorzüglichem Maße zu Statten.

Als Doellinger sich auf dem theologischen Gebiete zu orientiren begann, traf sein Blick auf eine eigenthümliche Phase der Entwicklung der protestantischen Theologie, welche seine Aufmerksamkeit um so mehr fesselte, als jene ihre Spitze zugleich gegen die katholische Kirche kehrte. Er fixirte dies selbst so in seiner Erstlingsarbeit: „In neueren Zeiten scheint die ganze protestantische Theologie eine gründliche Umwälzung erlitten zu haben, und, soviel sich aus den Schriften der Theologen schließen läßt, ist dem positiven symbolischen Lehrbegriffe auch nicht ein Schatten von Autorität mehr geblieben. Es war

unvermeidlich, daß diese Umwälzung auch auf die Behandlung der Kirchenväter und auf die Methode, welche bisher bei Untersuchung ihres Lehrbegriffs war befolgt worden, bedeutenden Einfluß ausüben mußte; auch unterscheiden sich die neueren Werke über diesen Gegenstand ihrem Geiste und ihren Grundsätzen nach merklich von den älteren. Jetzt erst bildete sich eine neue theologische Wissenschaft, die sogenannte Dogmengeschichte, die es sich zur Aufgabe setzte, die angebliche Entstehung, Ausbildung, Veränderung, Verunstaltung der einzelnen Dogmen nachzuweisen, die Urheber dieser Veränderungen anzugeben, die Epoche zu fixiren, die mitwirkenden Umstände bemerklich zu machen ... es war also natürlich, daß man es sich angelegen sein ließ, der Kirche ihre Hauptstütze, die ununterbrochene Tradition zu entziehen, und von dieser Seite traten die neuen Dogmenhistoriker treulich in die Fußtapfen ihrer Vorgänger, und bildeten eigentlich die Grundsätze Jener nur weiter aus, indem sie überall bei ihren Untersuchungen das Princip des beständigen Wechsels der Dogmen, der Veränderlichkeit und Wandelbarkeit des kirchlichen Lehrbegriffs zu Grunde legten". Diesem Streben wollte nun Doellinger durch seine Schrift „Die Lehre von der Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten" (1826) entgegentreten. Dieselbe verräth überall schon gereiften männlichen Ernst und ist frei von den gewöhnlichen Schwächen jugendlicher Autoren; sie ist auch jetzt noch in der katholischen Kirche hoch angesehen und selbst die protestantische Theologie beschäftigt sich noch immer mit der darin entwickelten Theorie vom Abendmahlsopfer und der Disciplina arcani.

Fast gleichzeitig (1825) war von dem gleich jugendlichen Möhler in Tübingen die Schrift „Die Einheit der Kirche oder das Princip des Katholicismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte" erschienen und hatte der kirchenhistorischen Forschung einen mächtigen Impuls gegeben. Die Wärme und Innigkeit, welche aus ihr wehen, das geistvolle Bild von der Kirche, das Möhler aus dem Geiste der Kirchenväter heraus entwarf, bezauberte neben vielen anderen auch Doellinger. Man hielt in der That dafür, daß Möhler aus dem Schutte und den Ueberwucherungen späterer Zeiten, wie er sich selbst ausdrückte, „ein frisches lebendiges Christenthum" entdeckt habe. Das Ideal der christlichen Kirche, um mich so auszudrücken, stand plötzlich vor den verwunderten Augen, und je mehr es in seinen einzelnen Zügen durchgearbeitet und in seiner vollen Schönheit hervortreten würde, desto größere Anziehungskraft, glaubte man, müßte es ausüben. Nicht also die spätere Kirche, oder gar wie sie in den zwanziger Jahren sich darstellte oder die gegenwärtige ultramontane Partei sie verunstaltete, wurde von Doellinger und den mit ihm von gleichem Streben beseelten Theologen als unübertrefflich in Allem betrachtet; denn wer einmal aus den Quellen des kirchlichen Alterthums geschöpft hat, der legt nothwendig an die spätere Kirche einen anderen Maßstab und kann die ultramontane Kirche unmöglich als das Ziel seiner Bestrebungen betrachten. Was Doellinger und den damaligen katholischen Theologen von Bedeutung vorschwebte, war eine von den Mängeln

und Mißbräuchen reformirte, dem Ideal der alten Kirche möglichst ähnliche Kirche. Der Aufschwung der theologischen Wissenschaft sollte nothwendig die Reform der Kirche nach sich ziehen, und es läßt sich nicht leugnen, ausgezeichnete Kräfte, wie nicht leicht wieder, wirkten unermüdlich und nicht ohne Erfolg zusammen. Ich brauche ja nur noch an die Staudemaier, Hirscher, Drey und wie sie alle heißen, erinnern, welche auch der protestantischen Theologie Achtung abrangen. Keiner aber blieb dieser Anschauung treuer als Doellinger, und wie ein einsamer Zeuge aus jener Zeit des Strebens und Hoffens steht er, der einzige Uebriggebliebene aus dem Kreise jener Männer, noch heute fest und unerschütterlich da.

Man darf es wohl als eine besonders glückliche Fügung im Lebensgange Doellingers ansehen, daß er bei der Verlegung der Universität von Landshut nach München (1826) an diese berufen wurde. Die Gefahr der Vereinsamung mit ihren gewöhnlichen Folgen war beseitigt; mitten in den Kreis geistig hochbegabter Männer und in einen so umfangreichen Schatz wissenschaftlichen Materials, wie es München besitzt, versetzt, konnte doch erst jetzt das eigentliche Schaffen beginnen. Rasch folgten nun seine Werke aufeinander. Zuerst eine ihm vom Verfasser übertragene Fortsetzung der Hortig'schen Kirchengeschichte von der Reformation bis 1789, eine selbständige Arbeit, welche bereits bedeutend von der Hortig'schen Leistung absticht. Die Umarbeitung der Hortig'schen Geschichte in die „Geschichte der christlichen Kirche“ (1833—35) bis 680 reichend, war eine ganz neue Arbeit und als solche eine wissenschaftliche That, denn zum ersten Male hatte das katholische Deutschland eine auf selbständiger Forschung und wissenschaftlicher Methode ruhende, abgerundete Kirchen-Geschichte erhalten und es war nur zu bedauern, daß dieses Werk nicht so vollendet wurde, wie es im ursprünglichen Plane lag. Ganz das nämliche gilt von dem darauffolgenden „Lehrbuch der Kirchengeschichte“, welches bis zur Reformation reichte und ebenfalls in der letzten Periode insofern unvollständig ist, als es nur noch die äußere Geschichte gibt. Doch läßt sich an Doellinger ein wesentlicher Fortschritt, namentlich ein tieferes Eindringen in die Quellen nicht verkennen. Nunmehr entschloß sich Doellinger, seine Studien insbesondere der Reformation zuzuwenden. Im Jahre 1832 war Möhlers Symbolik zum ersten Male erschienen und hatte bis 1838 fünf Auflagen erlebt. Dieselbe machte gewaltiges Aufsehen und brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Wie weit Möhlers Buch, der inzwischen ebenfalls an die Universität München berufen war, auf Doellingers Entschluß einwirkte, weiß ich nicht; jedenfalls war dabei ein entscheidender Factor die Wahrnehmung, daß den meisten protestantischen Theologen die Kenntniß des wahren Begriffs der lutherischen Rechtfertigungslehre, der justitia imputativa, gänzlich abzugehen schien. Daran wollte Doellinger wieder erinnern, sowie die Wirkungen der Reformation auf Religiosität und Sitte, auf Unterricht und Bildung schildern. Es läßt sich nicht verkennen, mittelst eines erdrückend reichen Materials brachte er ein so ungeheuer düsteres Bild zu Stande, daß es nothwendig in

der protestantischen wie katholischen Welt die größte Sensation hervorrufen mußte. Noch jetzt kann man ihm protestantischerseits diese That nicht recht verzeihen, und wird sie ihm als ein Verbrechen angerechnet. Ich kann dieses absprechende Urtheil seitens der Protestanten wie das Jubeln der Katholiken über dieses Werk nicht theilen. Dem Protestantismus mag ja dieser Schnitt in sein Fleisch wehe, recht wehe gethan haben, allein er hatte auch seine guten Wirkungen, indem er zu einer maßvolleren und ruhigeren Beurtheilung veranlassen mußte, was wenigstens die Wissenschaft als ein Verdienst anerkennen sollte. Uebrigens wurde das Werk nicht vollendet und brachte so nur eine einseitige Wirkung hervor. In seiner Rede „Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ sagte Doellinger später, als er von der Kirchenspaltung in Deutschland sprach: „Sollte die deutsche Theologie nicht als der Speer des Telephus sich erweisen können, welcher die Wunde erst schlägt und dann heilt?“ Das war Doellingers Meinung schon, als er seine „Reformation“ schrieb, und deswegen sollte als Pendant noch eine Schilderung der Zustände in der katholischen Kirche mittelst eines gleich reichen Materials hinzukommen. Dadurch wäre sowohl eine versöhnende Wirkung auf die Protestanten hervorgebracht worden, als sie den Katholiken einen unmotivirten Jubel hätte verbieten und diese wie jene zu einer aufrichtigen Selbstprüfung auffordern müssen. Leider kam dieser andere Theil des Werkes nicht zu Stande.

Damit schließt Doellingers erste Periode der auch ihrem Charakter nach für sich abgeschlossenen schriftstellerischen wie Lehrthätigkeit. Beide hatten seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus einerseits berühmt, andererseits, ich darf es wohl sagen, verhaßt gemacht; die Katholiken feierten ihn als einen ihrer berühmtesten Männer und tausende von Schülern hatten zu seinen Füßen voll Bewunderung seinen klaren und beredten Vorträgen gelauscht; die Protestanten aber und was sich damals liberal nannte, sahen in ihm einen ihrer schärfsten und gewandtesten Gegner, kurz den energischesten Vorkämpfer des Ultramontanismus. Diese Doellingersche Thätigkeit fiel ja in die Jahre, wo sich um Görres der Mittelpunkt des katholischen Lebens und Strebens in Deutschland gebildet hatte, Abel an der Spitze der bayrischen Regierung stand und gerade der Görres'schen Vereinigung seine Zuneigung schenkte, wo in Preußen der Kölner Kirchenstreit ausbrach und alle halbwegs eifrigen Katholiken sich auf Seite des Erzbischofs stellten, wo in Bayern die Kniebeugungsfrage heftigen Zank veranlaßte und wo endlich auf der Frankfurter Nationalversammlung ein katholischer Club hervortrat. In all' diese Entwicklungsphasen des kirchlichen wie politischen Lebens war Doellinger verwickelt und es ist begreiflich, daß, wie es einmal in Parteikämpfen geht, auch seine Beurtheilung je nach der Partei, von der sie ausging, anders lautete. Ich werde später hierauf zurückkommen und hoffe, vielleicht eine nüchternere Beurtheilung begründen zu können.

Die Verwicklungen des menschlichen Lebens sind oft recht eigenthümlich.

Eine spanische Tänzerin, die bekannte Lola Montez, mußte der Weg nach Bayern führen, um zum Anstoß einer durchgreifenden Wendung in allen Verhältnissen zu werden. Auch die Universität wurde bekanntlich in diese Episode hineingezogen; Studenten und Professoren nahmen Antheil, und da war es gerade die katholische Partei, welche vor Allem die königliche Ungnade fühlen mußte. Kaum hatte König Ludwig I. vernommen, daß dieselbe einen Schritt gegen die Tänzerin plane, fuhr er erzürnt dazwischen: eine ganze Anzahl von Professoren wurde in Ruhestand oder auf andere Posten versetzt und unter ersteren war auch Doellinger (1847), während er, sonderbar genug, zu gleicher Zeit zum infulirten Propst der Hofkirche von St. Cajetan und Director der Hofkapelle emporstieg. Die wirre Zeit des Jahres 1848 hielt ihn aber zum größten Theil von München fern: wir finden ihn zu Frankfurt beim Parlament, das er später schon in seiner Zusammensetzung als verfehlt und gern als Professoren- und Advocaten-Parlament bezeichnete, dann zu Mainz bei der Gründung des so wichtig gewordenen „katholischen Vereins Deutschland" mit seinen noch jetzt bestehenden General-Versammlungen und noch in demselben Jahre auf der bekannten Bischofs-Versammlung in Würzburg. Ueberall galt er als einer der hervorragendsten Kämpfer und sein Wort hatte gewissermaßen eine autoritative Bedeutung. Als er nach München zurückkam, hatte sich Vieles geändert. König Ludwig war vom Throne gestiegen und hatte seinem Sohne Maximilian II. Platz gemacht und mit ihm waren zugleich auch andere Tendenzen in die Regierung eingezogen. Als Freund und Gönner der Wissenschaften konnte er nicht widerstehen, als die theologische Facultät und Universität darum einkamen, daß der gelehrteste Theologe ihr zurückgegeben werde (1849). Mit der Theilnahme an der Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands in Regensburg (1849) und der Versammlung der bayrischen Bischöfe zu Freising, deren Ergebniß die von Windischmann d. J. abgefaßte, sogenannte „Freisinger Denkschrift" war (1850), und einer im gleichen Jahre erschienenen Skizze „Luther" war diese Periode vollendet. Die alten Freunde und zugleich mit Doellinger die Träger der katholischen Bewegung, die Görres († 1848), Phillips, Moy, Höfler rc. waren sämmtlich verschwunden und der Sitz der Bewegung nunmehr nach Mainz übertragen. Damit lösten sich aber mannichfache Bande, welche Doellinger vorher vielfach bestimmt hatten. Wir finden ihn nunmehr auch auf anderen Pfaden.

Von 1850 an, kann man sagen, lebt Doellinger nur der Wissenschaft und die Umstände fügten es, daß er, bis dahin insbesondere als scharfer und gewandter confessioneller Polemiker betrachtet, als Mann reiner Wissenschaft sich zeigen konnte. Im Jahre 1851 erschien das 1842 in Griechenland aufgefundene Werk Philosophoumena zum ersten Male in Oxford. Es galt, den Verfasser zu eruiren, sowie die neuen Aufschlüsse, welche sich darin über die alte Kirche fanden, zu verwerthen. Mit deutscher Emsigkeit beschäftigte sich eine ganze Reihe von Gelehrten mit dem Buche. Endlich trat

auch Doellinger in diesen Kreis von Gelehrten ein und veröffentlichte seinen „Hippolytus und Kallistus oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts" 1853). Werner in seiner „Geschichte der katholischen Theologie" sagt nicht zuviel, wenn er darüber schreibt: „Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist wohl eine der glänzendsten Leistungen der neueren historisch-kritischen Forschungen, durch welche nicht bloß über die altchristliche Dogmengeschichte neue Aufschlüsse gebracht, sondern auch die heutige Kenntniß der altchristlichen Kirchendisciplin und der Rechts- und Sittenzustände der damaligen Kirche im Allgemeinen neues Licht hineingetragen wurde." Auch die protestantische Wissenschaft anerkannte und anerkennt noch heute die Bedeutung dieses Werkes, und wenn man auch von manchen Seiten wieder bezweifelt, daß Doellingers Beweis, die Philosophoumena müßten Hippolyt angehören, unumstößlich sei, widerlegt ist er bis jetzt nicht, und sollte es auch geschehen, ein Denkmal umfassendster Gelehrsamkeit und glänzenden Scharfsinns bleibt das Buch doch.

Nun faßte Doellinger den Plan eines Riesenwerkes in seiner Anlage und Durchführung. Er wollte nämlich nicht blos das Bild der christlichen Kirche, sondern der religiösen Geschichte der Menschheit, wie es auf Grund seiner fortgesetzten und unermüdlichen Forschungen vor seinem geistigen Auge stand, entwerfen. Schon 1858 setzte er nicht nur die theologische, sondern auch die gelehrte Welt überhaupt durch den ersten Band des Unternehmens in Erstaunen: „Heidenthum und Judenthum als Vorhalle des Christenthums". Es „rollt", sagt Werner, „ein großartiges, universalgeschichtliches Gemälde des religiös-geistigen Gesammtlebens der vorchristlichen Zeit und Welt auf". Der großsinnige historische Verstand, in welchem dieses umfassende Werk gedacht ist, die einfach edle Architectonik seiner Anlage und Gliederung, die strenge Correctheit in der reichen und detaillirten Ausführung des Ganzen, die Tiefe und Fülle wissenschaftlicher Eruption, die aus jedem Blatte des Buches dem Leser entgegentritt, haben es sofort bei seinem Erscheinen zu einem Gegenstande gerechter Bewunderung weit über Deutschlands Grenzen hinaus gemacht . . . Gleichsam als Kehrseite des in diesem Buche aufgerollten Gemäldes, welches die Entwickelung und den Ausgang einer alten Welt und Ordnung aufzeigt, führte ein nächstfolgendes Werk: „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" (1860) die Anfänge der christlichen Kirche als Grund und Anfang einer neuen Ordnung vor, und legte zugleich den Grund zu einer den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Bearbeitung der Geschichte des Urchristenthums. Leider wurde auch dieses Werk, das von Doellinger selbst als die zweite Abtheilung des ersten Bandes einer Kirchengeschichte bezeichnet wurde, sich durch einfache, klare und edle Sprache und Hinweglassung des gelehrten und kritischen Apparates hervorthat, sich übrigens zur Lecture auch für nicht gelehrte Kreise empfahl, nicht fortgesetzt. Doellingers Leben nahm ja schon wieder eine andere Wendung.

Nicht, als ob Doellinger der ihm so zu sagen zur Leidenschaft gewor-

denen wissenschaftlichen Thätigkeit sich entzogen hätte, im Gegentheil konnte ihn auch von jetzt an keine noch so trübe Erfahrung und Enttäuschung in derselben mehr stören; aber in der katholischen Kirche war Vieles anders geworden Der Mainzer Verein cultivirte Bestrebungen, welche ihm nicht zusagten; die Jesuiten, deren Wiederherstellung durch Pius VII. allerdings großes Aufsehen machte, man aber als harmlos zu betrachten pflegte, waren überall eingezogen und wirkten in dem alten Geiste ihrer Gesellschaft; noch schlimmer aber war der Umstand, daß ihre immer zahlreicher werdenden Zöglinge aus dem deutschen Colleg in Rom sich in alle Stellungen gedrängt hatten und nur in der jesuitischen Doctrin und dem schroffsten Ultramontanismus das ächte Christenthum erkannten. Sie bildeten bald eine neue theologische Schule, die man die neuscholastische nannte und deren Signatur eine unversöhnliche Feindschaft gegen die deutschen Theologen war. Keine theologische Facultät oder Anstalt, welche sie oder ihre Geistesverwandten nicht in Besitz hatten, galt mehr als katholisch. Dazu kam das Bestreben, die Studirenden der Theologie von den Universitäten immer mehr zurückzuziehen und an den Seminarien, Lyceen zu bilden, und schließlich die Absicht, eine katholische Universität zu gründen, da ja die Universitäten, wie die Jesuiten behaupteten, „nicht blos todte, sondern stinkende Gebeine" sind. Bei Pius IX. fanden diese Bestrebungen nicht nur einen Rückhalt, sie wurden von ihm, sogar in jeder Weise gefördert, und immer mehr wurde es klar, daß der reinste Ultramontanismus in der Kirche die Oberhand gewinnen sollte. Wie alle deutschen Theologen so litt auch Doellinger unter dieser Wendung der Dinge und ihrem Druck: ein solches Bild der Kirche hatte ihm ja nie vorgeschwebt; die reformirte Kirche, welche er einst als das Ziel der theologischen Bestrebungen in Deutschland erblickte, war die jetzt angestrebte nicht; seine fortgesetzten Forschungen, namentlich über das Papstthum, hatten ihm viele Ansprüche und Rechte der Päpste als unbegründet gezeigt. Er konnte und wollte also die ultramontane Kirche nicht anerkennen, und zwar um so weniger als bei einem Aufenthalt in Rom (1857) ihm die unerfreulichsten Zustände und überall nur Corruption sondergleichen entgegengetreten waren. Die mit dem Umschwunge der Dinge eingetretene Sucht nach den abgeschmacktesten religiösen Uebungen, nach Wundern u. s. w. konnte ihn ebenfalls nur anekeln. Der blinde Eifer für den Kirchenstaat seit 1859 und die unwürdige Art seiner Vertheidigung in Schrift und That aber mußte ihn, der die schönste und thatkräftigste Zeit der Kirche gerade dort in seinem Geiste sah, wo noch kein Kirchenstaat existirte, der die Entstehung des weltlichen Besitzthums der römischen Bischöfe und zugleich die Ungelegenheiten und Mißbräuche, welche aus demselben kamen, wie kein anderer kannte, in ernste Unruhe versetzen und zu der Frage drängen: was wird wohl aus der Kirche werden, wenn der Papst sein weltliches Besitzthum verliert, was schon damals nur als eine Frage von ganz kurzer Zeit erschien.

Doellinger glaubte, so viel an ihm lag, dieser neuen Entwicklung sich

entgegenstemmen zu sollen und gab zunächst dem Andringen von verschiedenen Seiten nach, seine Stimme zur Orientirung über die Frage des Kirchenstaates zu erheben. Es sind die so berühmt gewordenen Odeons-Vorträge von Ostern 1861 gemeint. Auch der Nuntius war dazu erschienen, entweder weil er meinte, Doellinger werde zu Gunsten des Kirchenstaates sprechen oder durch seine Gegenwart abgehalten werden, eine zu scharfe Kritik an demselben zu üben. Diese, obwohl ziemlich zaghaft und schüchtern, fiel aber so wenig nach dem Geschmacke des Nuntius aus, daß er noch während des Vortrages demonstrativ den Saal verließ. Das war das erste Signal, über Doellinger herzufallen, und ich erinnere mich noch lebhaft der Aufregung und Erbitterung, welche er mit diesen Vorträgen unter dem Clerus und katholischen Volke hervorgerufen hatte. Sie wurde aber um so größer, als man erfuhr, Kaiser Napoleon habe mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorträge verfolgt und sich sofort darüber telegraphisch berichten lassen. Die ganze ultramontane Welt setzte sich gegen Doellinger in Bewegung und eine Anzahl Gelehrter hielt es für angezeigt, in Adressen an den Papst sich von ihm lossagen zu wollen, sowie auch wiederum Rom Aufforderungen ergehen ließ, Erklärungen gegen Doellinger zu erlassen. Von Ostern bis Herbst verfaßte er dazu zu seiner Rechtfertigung das umfangreiche Buch: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat", ein zwar meisterhaft geschriebenes und mit einer ungewöhnlichen Fülle von Gelehrsamkeit ausgestattetes Werk, aber nur Wenigen zu Dank geschrieben: seine Schilderung des neueren Protestantismus verstimmte die Protestanten, wenn auch Viele derselben ihm dafür dankbar waren, die Ultramontanen vermochte er aber ebenfalls nicht wieder mit sich zu versöhnen. Eine ganze Schaar von Schriftstellern war thätig, gegen Doellinger die Entstehung und Berechtigung des Kirchenstaates, sowie seine Verwaltung, in stümperhaftester Weise zu vertheidigen, und im Herbste schleppte man ihn überdies in die zu München tagende Generalversammlung der katholischen Vereine, um für seine Odeons-Vorträge Abbitte zu leisten.

Die Spannung zwischen den Neuscholastikern und deutschen Theologen, welche jene gern durch Doellinger compromittirt betrachteten, stieg immer höher und fast Keiner von diesen war vor Denunciation mehr sicher, wie ich dies in meiner „Geschichte des vatikanischen Concils" ausführlicher geschildert habe. Noch immer wollte aber Doellinger nicht an einen definitiven Bruch zwischen beiden Richtungen glauben, obwohl ihn die Neuscholastiker in ihren Organen längst als vollzogen angekündigt hatten. Mit einigen Freunden wollte er noch einen Schritt der Verständigung versuchen, und so kam es zu der zugleich von Haneberg und Alzog unterzeichneten Einladung zu der katholischen Gelehrten-Versammlung in München (1863). Aeußerlich schien sie mit größter Einmüthigkeit verlaufen und geendigt, sogar eine Formel über das damals stark ventilirte Verhältniß von Glauben zum Wissen oder von Autorität zur Wissenschaft schweißte man mühsam zusammen; aber im Innern hatte ein furchtbarer Sturm gewüthet. Zuerst wurde er erregt

durch Doellingers Eröffnungsrede: „Ueber Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie", in welcher er der Wissenschaft zuviel zugeschrieben, die Neuscholastiker zu unzart angetastet und die romanischen Länder in der theologischen Wissenschaft zu tief stehend geschildert haben sollte. Die sieben oder acht Germaniker und Phillips empörten sich darüber auf's Höchste und nahezu einen vollen Tag hatte sich Doellinger gegen ihren Ansturm zu vertheidigen. Es war ein außerordentlich merkwürdiger Anblick, Doellinger an dem Altartisch des Versammlungssaales im Kloster St. Bonifaz lehnen zu sehen und ihn mit einer Ruhe und Ueberlegenheit des Geistes und des Wissens, sowie mit einer Gewandtheit und Sicherheit der Rede und Dialektik jeden Streich seiner Gegner pariren zu hören. Noch aber stand die Mehrzahl der deutschen Theologen und katholischen Gelehrten auf seiner Seite. Ein zweiter Sturm begann über die Frage des Verhältnisses von Glauben zum Wissen, und es ist mir noch heute räthselhaft, wie man, nachdem man die Vertreter beider Schulen gehört, noch glauben konnte, daß man die ungeheure Kluft zwischen ihnen schließlich überbrückt habe. Die offenbar unterlegenen Neuscholastiker suchten an Rom einen Rückhalt und dieses arbeitete von nun an mit wahrem Hochdrucke gegen die deutschen Theologen, indem es, wie man ihm beigebracht hatte, glaubte, es gelte, neben der römischen Autorität die Wissenschaft als eine ihr coordinirte, eigentlich übergeordnete Macht aufzurichten. Der Segen, welchen der Papst der Versammlung durch Vermittlung des Geheimkämmerers Fürsten Hohenlohe gesandt hatte, wurde nachträglich von Pius IX. und Antonelli als nicht ertheilt abgeleugnet oder von Hohenlohe erschlichen dargestellt; ein Breve an den Erzbischof von München schrieb die Scholastik als nicht katholische Wissenschaft vor und Circularschreiben der Nuntien in München und Wien stellten für folgende Versammlungen solche Bedingungen auf, daß sie weder mehr ihren Zweck erreichen noch von den Gelehrten bei einiger Selbstachtung weiter besucht werden konnten. Gleichwohl erklärten die Scholastiker den Umstand, daß keine Versammlungen mehr einberufen wurde, für „geradezu trotzigen Widerspruch gegen den heiligen Stuhl". Doellingers Rede, welche, wie die Gelehrtenversammlung, eine literarische Fehde veranlaßte, wurde überdies durch die These 13 des Syllabus (1864) verdammt. Durch seine „Papstfabeln des Mittelalters" (1863), in welchen er gerade einzelne Päpste behandelte, deren wahre Geschichte mit dem ultramontanen Systeme nicht verträglich ist, hatte Doellinger die Verstimmung gegen sich gesteigert, obwohl er in dieser, nach jeder Beziehung meisterhaften kleinen Schrift nur ein Muster kirchenhistorischer Methode bieten wollte. Rom und den Ultramontanen erschien jetzt München als der Sitz einer historischen Schule, welche ihnen als der gefährlichste Feind und deshalb auf alle Weise zu bekämpfen galt, von der die Studirenden der Theologie zurückgezogen werden mußten. In einer theologischen Zeitschrift suchte Doellinger gegen die feindliche Strömung den letzten Halt zu gewinnen: sie sollte die katholischen Gelehrten zusammenschaaren und durch echt wissenschaftlichen Geist über den

ultramontanen triumphiren. Das Ergebniß längerer Berathungen war das Bonner „theologische Literaturblatt“, das sich unter Reusch' ausgezeichneter und rastloser Redaction zu einem der geachtetsten kritischen Organe erhob. Aber schon galt die Stimme der Theologen nichts mehr: das große Wort führten die Germaniker und ihr Anhang, die Pfarrer und Capläne auf den Generalversammlungen und die „gute“ Presse, vor der selbst die Bischöfe sich beugen mußten.

Doellinger, dem der Syllabus vollends die Augen öffnete, wurde seitdem als offener Feind der Kirche betrachtet und behandelt. Sogar daß er die Gunst des Königs Max II. besaß, war nur ein Beweis dafür. Dieser König galt den Ultramontanen für mehr protestantisch als katholisch gesinnt, wenn nicht gar als freigeistisch. Daß er die Forderungen der Freisinger Denkschrift nicht insgesammt gewährte, wurde ihm nie verziehen. Die Berufungen an die Universität München erregten ebenfalls die höchste Erbitterung. Daß nun Doellinger von einem solchen Fürsten mit Gunstbezeigungen ausgezeichnet wurde, indem er zuerst durch den Kronorden den persönlichen Adel, dann zur Herausgabe ungedruckter Quellen, sowie für wissenschaftliche Weiterbildung junger Theologen eine Unterstützung empfing und schließlich in die historische Commission und in das Maximilianskapitel für Kunst und Wissenschaft, dessen Statuten grundsätzlich Geistliche ausschließen sollen, aufgenommen wurde, — alles das waren in den Augen der Ultramontanen Belohnungen für seine kirchenfeindliche Gesinnung. Und ebenso beurtheilte man es, daß er die von auswärts berufenen Gelehrten nicht von vornherein perhorrescirte, sondern ihre wissenschaftliche Bedeutung anerkannte; daß er zum Secretär der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde u. s. w.

Umsonst mahnte damals Werner in seiner „Geschichte der Theologie“. (1866): „Nahezu seit einem Menschenalter gilt J. v. Doellinger für den gelehrtesten Theologen des katholischen Deutschlands, und gehört unbestritten unter die ersten geistigen Größen, welche die katholische Kirche in der Gegenwart aufzuweisen hat;“ ebenso umsonst schrieb aus Laienkreisen Segesser in Luzern in seinen „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte“ (1869):“ Wir können es nicht richtig finden, . . . wenn selbst der große Doellinger, der geistvollste Theologe des Jahrhunderts, unter dem Stillschweigen der obersten Häupter der Kirche die hämischen Anfeindungen einer Schule erdulden muß, aus deren Schablone sein gewaltiger Geist herausgetreten ist, um die kirchliche Wissenschaft auf die Höhe der geistigen Entwicklung der Zeit zu heben“. Sie sprachen zu tauben Ohren, denn der Haß macht blind, wie die Liebe.

Ich glaube jedoch nicht zu irren, wenn ich Doellinger nicht blos für den größten katholischen Theologen Deutschlands in diesem Jahrhundert, sondern aller Jahrhunderte bezeichne; Spätere, hoffe ich, werden es mir bestätigen. Doellinger stellt hohe Forderungen an einen Theologen und er hat sie eben in einem Maße erfüllt, wie kein katholischer Deutscher vor und neben

ihm. Er schildert nur sich selbst, wenn er in seiner Rede über „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie" sagt: „Wie die Dinge stehen, muß die Theologie, schon um sich in dem Range einer Wissenschaft behaupten zu können, den anderen Disciplinen sich gleichstellen an Umfang der Forschung, an Methode und Kritik, sie kann nicht etwa mit einem geringeren Maße kritischer Akribie und gewissenhafter Untersuchung sich begnügen, sie darf auch keine Quelle der Erkenntniß, kein wissenschaftliches, von der Neuzeit dargebotenes Mittel vernachlässigen. Die Zeiten sind vorbei, in denen man sich für einen guten Dogmatiker halten durfte, ohne gründliche Kenntniß der Exegese, der Kirchengeschichte, der Patristik, der Geschichte der Philosophie zu besitzen. . . Ueberhaupt kann die Frage, ob Jemand den Namen eines Theologen verdiene oder nicht, eben nur beantwortet werden mit Rücksicht auf die Zeit, der er angehört, und auf die Forderungen, welche diese Zeit an den Mann der Wissenschaft im Allgemeinen und an den Theologen insbesondere stellt. Wie arg auch der Mißbrauch sein möge, der mit den schärfer geschliffenen Waffen und Werkzeugen einer vorgeschrittenen Wissensperiode getrieben wird, wie sehr auch diese Werkzeuge theilweise zu Zerstörungsmitteln verkehrt werden mögen, dennoch kann dem Theologen die Zumuthung nicht erlassen werden, sich in seinen Operationen dieser vervollkommneten Forschungsmittel zu bedienen. Leichter als früher ist die Theologie nicht geworden. Manche Dämme und Bollwerk, hinter denen eine ältere Generation sich sicher wähnte, hat die Zeit weggespült; es gilt, sie durch dauerhaftere zu ersetzen. Und zu welchem Umfange hat sich das Gebiet erweitert, das der Theologe beherrschen, dessen langgestreckte Grenze er bewachen soll. An ein Zurücksteuern des theologischen Stromes in ein älteres schon längst zu eng gewordenes und daher überfluthetes Strombett ist nicht mehr zu denken. Gerade dies, daß es die Theologie der katholischen Kirche ist, deren Pflege uns anvertraut worden, steigert, vertieft, erschwert unsere Aufgabe . . . Der katholische Theologe kann nicht anders, als den gesammten Verlauf der Kirche in dem Lichte eines großen Entwickelungsprocesses aufzufassen, eines steten Wachsthums von innen heraus, nicht wie der Wuchs eines Bandwurmes, sondern wie der eines Baumes ist, zu welchem das Senfkorn der apostolischen Zeit sich ausgestaltet hat. Er kann demnach hier nicht willkürlich ein Stück, einen Zeitabschnitt herausnehmen und sich mit dem Studium desselben begnügen, sondern er muß, wozu nicht weniger als ein Menschenleben erfordert wird, die Kirche in der Totalität ihrer Lebensäußerungen und in ihrer historischen Continuität vom Anbeginn bis zur Gegenwart erforschen, und sich und Andern zur möglichst adäquaten Anschauung bringen".

Wie wenn diese Rede sein geistiges Testament für die um ihn versammelten Theologen und Gelehrten sein sollte, wollte er ihnen auch noch weitere Winke geben. Der tiefe Kenner des Protestantismus und scharfe Polemiker gegen denselben wollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auch der confessionell getrennten Brüder zu gedenken. Es ist aber nicht

mehr der alte herbe, sondern ein durch und durch ironischer Ton, welcher sich durch seine Worte hindurchzieht. „Uns allein, unter allen Völkern, sagte er, ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist, und in zwei fast gleiche Hälften uns zerschnitten hat, die nun nicht von einander lassen, und doch auch nicht recht mit einander leben können. Zwei Hälften, sage ich, die sich in des Herzens Tiefe nach Wiedervereinigung sehnen, weil sie den Fluch dieser Spaltung bei jedem Schritt und Tritt, in jedem Pulsschlage des nationalen Lebens empfinden, die sich lieben und sich hassen, sich befehden und sich die Bruderhand reichen. Es ist doch ein dunkler Schatten, der von dort an auf unsere Geschichte gefallen ist. Als Nation siechen wir wie der vom vergifteten Pfeile getroffene Philoktet an dieser fort und fort eiternden Wunde. Vielen scheint sie unheilbar, und Keiner weiß bis jetzt ein Heilmittel zu nennen. So lange diese Heilung nicht erfolgt, mühen wir vergeblich uns ab mit Versuchen einer besseren Gestaltung. Das wird nachgerade doch jedem Denkenden klar. Erst vor vier Tagen hat das gelesenste unserer Tagesblätter (Allg. Ztg., 24. Sept.) es ausgesprochen: „Die deutsche Einheit ist die Vereinigung der Confessionen in Deutschland". Wir müßten uns selber aufgeben, müßten an unserer Zukunft verzweifeln, wenn wir von den Glauben lassen wollten, daß die religiöse Einigung möglich, ja daß sie gewiß sei — so gewiß, als die deutsche Nation kein untergehendes, sondern ein lebenskräftiges Volk ist, und als die Kirche die Verheißung hat, daß die Todespforten sie nicht überwältigen werden . . . Deutsche Theologen sind es gewesen, welche die Spaltung begonnen, welche das Feuer der Zwietracht entzündet, und es seitdem, emsig Holz zutragend, genährt haben. Deutsche vor allem haben die Lehre, an der die Einheit der Geister sich verblutet hat, mit allen Mitteln des Geistes ausgebildet, mit wissenschaftlichen Bollwerken umgeben und befestigt. So hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Confessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Sie wird dies nur unter drei Bedingungen vermögen. Die erste Bedingung ist die, daß unsere Wissenschaft das wahrhaft Trennende und Unkatholische, das heißt das dem Gesammtbewußtsein der Kirche aller Zeiten widersprechende und die Continuität der Ueberlieferung Zerstörende in der Lehre der Gegenseite mit allen ihr, jetzt mehr als je, zu Gebote stehenden Mitteln überwinde, wofür noch sehr viel zu leisten übrig bleibt. — Die zweite Bedingung ist, daß sie die katholische Lehre in ihrer Totalität, ihrer Verbindung mit dem kirchlichen Leben, ihren organischen Zusammenhang und inneren Consequenz zur Darstellung bringe, daß sie aber dabei auch das Wesentliche, Bleibende scharf unterscheide von dem Zufälligen, dem Vorübergehenden und den der Idee fremdartigen Auswüchsen. Dies ist noch durchaus nicht geschehen, und die aufrichtige Beantwortung der Frage, warum es noch nicht geschehen sei, dürfte einen Beitrag zu der uns so nöthigen und heilsamen Selbsterkenntniß liefern. Endlich die dritte Bedingung wäre, daß die Theologie und durch sie die Kirche die Art

und Kraft jenes Magnetberges der Fabel annähme, der alles Eisen aus dem ihm nahe gekommenen Schiffe herauszog, daß es auseinanderfiel — ich meine, daß sie alles Wahre und Gute, daß die getrennten Genossenschaften in Lehre, Geschichte und Leben entdeckt oder erzeugt haben, sorgfältig von dem beigemischten Irrthume ausscheide und dann frei und offen acceptire, ja als das rechtmäßige Eigenthum der einen wahren Kirche, die dies Alles einmal, im Keime wenigstens und in der Anlage, besessen habe, in Anspruch nehme". Die Vereinigung sei aber in der nächsten Zukunft nicht möglich, nicht etwa blos deswegen, weil die Mehrzahl der Protestanten sie nicht wolle, sondern weil auch auf katholischer Seite sie nicht ernst gewollt und erstrebt werde. „Denn nur derjenige will wirklich einen Zweck, der auch die Mittel will, ohne deren Anwendung der Zweck nicht erreichbar ist, und dieses sein Wollen durch die That kund giebt. Die Mittel aber heißen hier: Demuth, Bruderliebe, Selbstverleugnung, aufrichtige Anerkennung des Wahren und Guten, wo es sich auch findet, gründliche Einsicht in die Gebrechen, Schäden und Aergernisse unserer eigenen Zustände und ernstlicher Wille, die Hand anzulegen zu ihrer Abstellung".

Der greise Meister wollte aber seine Schüler, was die Meisten der Anwesenden waren, nicht entlassen, ohne ihren Blick auch noch nach einer andern Kirche, der orientalischen, welche ebenfalls grollend zur Seite steht, zu lenken und an die Schuld zu mahnen, welche auch das Abendland an ihr zu sühnen habe: „Die späten Epigonen haben mitunter zu verbessern, und, wenn möglich, zu sühnen und gut zu machen, was ihre theologische Ahnen in allzu selstvertrauender Kurzsichtigkeit verbrochen und geschädigt haben. So hat die abendländische Scholastik, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntniß der ganzen anatolischen Tradition und Kirche, den verhängnißvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Einer der frömmsten und gelehrtesten Männer, deren die römische Kirche sich rühmen kann, der Cardinal Bona trägt kein Bedenken, dieses scholastische, die Sacramentenlehre und die liturgische Doctrin verwirrende Satzungswesen zu den Satanskünsten zu rechnen, durch welche die morgenländische der Kirche des Occidents entfremdet, beide Hälften der Kirche von einander gerissen worden sind. Es war eine bittere Erfahrung, die hier gemacht worden ist, und sie enthält zugleich die ernste Mahnung, daß es wohlgethan sei, die Theologie Wissenschaft bleiben zu lassen, und ihren noch auf unsicherem Fundamente ruhenden Conclusionen nicht vorschnell Charakter und Bedeutung kirchlicher Satzungen zuzuerkennen".

Aber doch immer noch lebte Doellinger damals in einer großen Täuschung, wenn er meinte: „In Deutschland haben wir künftighin das Heimatland der katholischen Theologie zu suchen, und den schönen Traum träumte: „Ist es doch mit der kirchlichen Wissenschaft, wie mit der Sonne: während diese eine Seite der Erde in Morgenroth taucht, ist es Abend auf der anderen, leuchtet sie hier in vollem Mittag, so sind die Antipoden in dunkle

Nacht gehüllt. Und, um in dem Bilde zu bleiben: nicht die Mittagshöhe einer vollständig ausgebildeten und gereiften Theologie nehme ich für Deutschland in Anspruch, sondern rückwärts in die Vergangenheit blickend, nur den lichten Abend, aber allerdings auch vorwärts in die Zukunft schauend, die vielverheißende Morgenröthe einer zu neuer, großartiger Entwicklung fortschreitenden Theologie". Der Traum erfüllte sich nicht, oder wenigstens nicht so, wie er gemeint war. Es kam das vaticanische Concil mit seinen mehr oder weniger offenen Tendenzen, dem Ultramontanismus die Alleinherrschaft zu geben. Schon die Geheimnißthuerei, mit der man sich im Gegensatz zu allen früheren Concilien umgab, fiel allgemein auf, und die systematische Ausschließung der deutschen Theologen von den Vorarbeiten, indem man nur Neuscholastiker nach Rom berief, setzte auch manche deutsche und französische Bischöfe in Verwunderung. Der Cardinal Fürst Schwarzenberg wagte es, dieses Vorgehen in Rom zu rügen, und erwirkte so wenigstens die Einberufung einiger deutscher Theologen; Doellinger aber wurde mit der officiellen Lüge beseitigt, man wisse, daß er sich dahin geäußert habe, er würde einer Einladung nicht Folge geben. Die nun folgenden Vorgänge sind noch so neu und so bekannt, daß sie nur kurz noch berührt zu werden brauchen.

Beobachtend stand Doellinger zur Seite, bis die Jesuiten in ihrer Civiltà cattolica den Schleier von den römischen Planen hoben und als Hauptzweck des Concils die Dogmatisirung der päpstlichen Infallibilität bezeichneten. Da raffte Doellinger seine ganze geistige Kraft zusammen. Es entstand eine Reihe von Artikeln in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Das Concilium und die Civiltà" vom 10—15. März 1869. Sie fuhren wie ein mächtiger Blitzstrahl nieder und zündeten allüberall. Unter seinem Leuchten konnte man plötzlich einen Blick in das Treiben thun, welches sich mit einem unheimlichen Dunkel umgeben hatte. Man erkannte, welche Pläne von der Partei in und außer Rom geschmiedet worden, und welches das wahre Ziel des bevorstehenden Concils sein solle. Aller Augen wandten sich nunmehr nach Rom und alle Welt begann sich mit dem Concile zu beschäftigen. Nicht nur die Veränderung, welche dadurch die Kirche erfahren mußte, wurde aufgezeigt, sondern auch die Wirkungen, welcher dieses Vorgehen auf die ganze moderne Welt ausüben würde, wurden an der Hand der Geschichte und der Literatur zur Anschauung gebracht. Es mag damals kaum Einen deutschen Theologen gegeben haben, welcher nicht auf Seiten des Verfassers stand. Eine noch weit mächtigere Wirkung brachte aber das von Doellinger unter Zuziehung des jüngst verstorbenen J. Huber im Sommer 1869 verfaßte Buch: „Der Papst und das Concil von Janus" hervor. Es ist zweifellos das furchtbarste Gericht über das Papstthum, wie es nur ein Doellinger halten konnte, und die immense Gelehrsamkeit mußte jedem halbwegs Verständigen sagen, daß unter dem „Janus" nur er versteckt sein könne. Ich glaube kaum, daß je ein Buch eine überwältigendere Wirkung hervorbrachte, als dieses. Wie ohnmächtig sank die ultramontane Wissenschaft vor dieser Unmasse neuen und alten

Materials nieder. Zwar waren die ultramontanen Federn sofort an der Arbeit, die Wirkung des „Janus“ abzuschwächen, Hergenröther mußte einen „Anti-Janus“ dagegen zusammenstoppeln, aber Alles, was dagegen erschien, ist so ärmlich und kläglich ausgefallen, daß die Bedeutung des „Janus“ nur um so heller hervortrat und ein Bischof noch zu den Acten des Concils erklärte: vorerst müsse „Janus“ — obwohl er bereits auf dem „Index“ stand — widerlegt werden, ehe man zu einer Dogmatisirung der Unfehlbarkeit schreiten könne, dem man jedoch damit begegnete, daß man in den Acten sagte: es habe ja Hergenröther dagegen geschrieben und schon durch diese Thatsache sei die Beweiskraft des „Janus“ erschüttert. Hülskamp in seinem „Literarischen Handweiser“ hat damals mit der Aeußerung am richtigsten gesehen: das Buch ist „mit solcher Erudition gesättigt, daß eine Klarstellung resp. Widerlegung aller der vielen tausend „Thatsachen“ sobald nicht zu erwarten sein durfte, wenn auch sehr viele derselben sich leicht widerlegen lassen (?) . . .; die Historiker des Papstthums werden es nach langen Jahren beistimmend oder abweisend zu nennen haben“. In der That ist das Buch heute noch nicht widerlegt, und ich glaube, daß echte Historiker auch nach langen Jahren es nur beistimmend nennen werden.

Niemand erschrak über den „Janus“ mehr als die deutschen Bischöfe, welche sich eben in Fulda versammelten und mit Gewißheit ein Schisma voraussehen wollten, wenn Rom hartnäckig auf seinem Vorhaben beharren sollte. In einem Hirtenbriefe, der zur Beruhigung des Volkes dienen sollte, konnten sie ihre Angst nicht verbergen und sie begleitete dieselbe auch nach Rom. Umsonst kam Cardinal Schwarzenberg über München, um Doellinger zu bewegen, unter irgend einer Form nach Rom zu kommen. Er drückte den Bischöfen noch seine „Erwägungen“ über, bezw. gegen die Infallibilität in die Hand und blieb zu Hause, war aber mittels der zahlreichen Berichte, welche ihm aus Rom zugingen, gleichwohl dort überall gegenwärtig, in der Concilsaula nicht weniger, als in den Gemächern des Vaticans oder in den Privatversammlungen und Berathungen der Bischöfe. Mit einer geradezu wunderbaren Rüstigkeit redigirte der 71jährige Mann aus diesem Materiale die berühmten „Briefe vom Concil“ in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, welche vor aller Welt das Treiben in Rom bloslegten. Die Aufregung, welche sie aber insbesondere in der heiligen Stadt hervorriefen, kann nur der ahnen, welcher sie selbst dort durchlebt hat, oder gar, wie ich in Verdacht stand, sie zu schreiben; versetzten sie doch endlich sogar in die blinde und ebendeswegen lächerliche Wuth, daß man einem blinden Mann, dem bekannten Gelehrten Dr. Tressel, als den Verfasser(!), ein Ausweisungsdecret zustellte! Nachdem Doellinger offen mit seinem Namen gegen die zweite Geschäftsordnung des Concils (20. Februar 1870) und gegen die Vorlage über die Infallibilität in der Allgemeinen Zeitung Erklärungen veröffentlicht hatte, bereute man in Rom, daß man ihn nicht dorthin berufen: er würde, meinte man, ein ebenso tüchtiger Advocat des heiligen Stuhles gewesen sein. Die an obige Erklärungen sich knüpfende

Adressenbewegung preßte aber Pius IX. die Aeußerung aus: Ich weiß schon, daß ich in Deutschland nichts gelte, sondern Doellinger der Papst der Deutschen ist.

Das Concil hatte bei der Unfähigkeit der Minorität und dem Terrorismus des Papstes, der Majorität und der ultromontanen Partei den bekannten Verlauf. Nochmals suchte Doellinger mit einigen Freunden die Theologen und katholischen Gelehrten auf einer Versammlung in Nürnberg zu sammeln und zu einem Widerstande zu vermögen; es war nicht mehr möglich. Diese Zersplitterung gab den Gegnern neuen Muth und es kam, daß einer der schwächsten, geistig unbedeutendsten und unwissendsten Bischöfe, der Erzbischof Scherr, den gelehrtesten Theologen des katholischen Deutschlands im April 1871 excommunicirte, nachdem ihn dieser in seiner Erklärung vom 28. März noch die denkwürdigen Worte geschrieben hatte: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre (der Infallibilität) nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtkenner kann ich sie annehmen, denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Klerus forderte, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschen würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde."

Theologisch betrachtet, ist Doellinger das Opfer der Consequenz oder des katholischen Grundsatzes, daß nur „dasjenige den Inhalt des katholischen Glaubens-Systems ausmache, was überall, von Allen und zu allen Zeiten geglaubt worden ist." Ihn stellte er an die Spitze seiner Erstlingsschrift, prägte er der Gelehrtenversammlung ein und hielt er auch dem Concil wie dem Erzbischofe Scherr vor. Seine Hoffnung geht dahin, daß die katholische Christenheit noch zu der Erkenntniß gelangen, das Concil habe sich an diesem Fundamentalsatz versündigt. Das Concil selbst hält er für nicht ökumenisch, seine Excommunication für ungerecht. Zwar fällt die

ultramontane Meute jeden Augenblick schmähend und verleumderisch über ihn her, Preßkapläne, welche nie mehr lernten, als was sie etwa auf den Schulbänken hörten, werfen sich zu seinen Lehrmeistern auf; aber sie fühlen doch schmerzlich, welch ein ungeheurer Verlust ihnen in Doellinger geworden und welch ein Gewinn sein Rücktritt wäre. Daher die persönlichen Bemühungen eines Bischofs Feßler, des ersten Concilssecretairs, und Anderer, ihn zur Unterwerfung zu bestimmen; daher auch die fast jedes halbes Jahr sich wiederholenden Gerüchte von seiner Rückkehr. Aber Alles umsonst, Alles eitel Gerede: so lange Doellinger seine geistige Kraft und sein klares Bewußtsein besitzt, wird er nie die Lüge als christliche Wahrheit anerkennen. — Den Altkatholiken, denen er das geistige Haupt war und noch ist, steht er stets rathend zur Seite, wenn er auch manche Schritte, welche im Laufe der Jahre geschahen, nicht billigte. In ihrem Kreise hielt er bekanntlich die Museums-Vorträge über Wiedervereinigung der christlichen Kirche, wodurch er auch viele Protestanten mit sich versöhnte; im Verein mit ihnen fanden auch die Unionsconferenzen in Bonn statt.

Doellingers Bild wäre unvollendet, würde nicht auch seiner Stellung in der Wissenschaft überhaupt gedacht. Derselbe hat ja seinen Ruf nicht blos als Theologe oder Kirchenhistoriker, sondern eben so sehr als Historiker überhaupt. Wie kaum einem anderen waren ihm die Verhältnisse günstig. Schon als Student in die Würzburger Universitäts-Bibliothek gezogen, lange Jahre Oberbibliothekar der Münchner Universität und zugleich in der Lage, sich der reichen Hofbibliothek in München zu bedienen, hat er, der fleißigste Benützer dieser Bibliotheken, dem kaum eine literarische Novität entgeht, eine Bücherkenntniß wie Wenige. Auf seinen zahlreichen Reisen nach Italien, Frankreich und England fand er Gelegenheit, den Grundstock zu einer historischen Privatbibliothek zu sammeln, wie sie wohl größer und gewählter nicht leicht wieder existirt. Aber auch die handschriftlichen und archivalischen Schätze vernachlässigte er auf seinen Wanderungen und in München nicht: zahlreiche Sammlungen, namentlich über mittlere Papst- und Ketzergeschichte, die Jesuiten, das Concil von Trient wurden angelegt, wie dies seine „Beiträge zur kirchlichen, politischen und sozialen Geschichte des 16. Jahrhunderts“ und „Ungedruckten Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concil von Trient“ beweisen. So steht er auf der Höhe der historischen Wissenschaft und ist er in der Lage, überall mit Rath und That zur Hand zu sein und anregend zu wirken. Viele Schriften verdanken ihren Ursprung seiner Initiative, und gar manchem Autor ist er hilfreich beigestanden. Es kann somit kein Wunder nehmen, daß ihm nicht blos die Männer der Wissenschaft mit Verehrung zugethan, sondern auch die höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen zu Theil geworden sind. Es war Zufall, daß der Turnus, den Rector zu stellen, im Universitätsjubeljahr (1872) gerade die theologische Facultät traf; aber kaum hätte ein Anderer besser und glänzender die Universität repräsentirt als Doellinger Nach Liebigs Tod stellte der König Ludwig II.

ihn als Präsidenten an die Spitze der Akademie, und auch diese Ernennung fand allgemeine Billigung, denn Doellinger, auch in der schönen Literatur nicht nur Deutschlands, sondern auch Italiens (er ist ein ganz vorzüglicher Dante-Kenner), Frankreichs, Spaniens, Portugals und Englands bewandert, ist einer der geschmackvollsten akademischen Redner und seine Präsidentenreden sind wahre Meisterstücke der Darstellung. Es ist nur zu bedauern, daß eine so außergewöhnliche Gelehrsamkeit und ein so umfangreiches Material, wie sie Doellinger zur Verfügung stehen, nicht mehr an die Oeffentlichkeit getreten sind. Bei der geistigen Reife des Mannes, müßten geradezu epochemachende Werke aus seiner Feder hervorgehen.

Einen Punkt habe ich schon berührt und ich weiß, daß er häufig betont wird, wenn von Doellinger die Rede ist. Er betrifft seine Stellung in der ersten Periode seines Lebens, oder, wie man zu sagen pflegt, seine ultramontane Zeit. Es kann mir nicht einfallen, etwas verheimlichen oder beschönigen zu wollen; aber ich möchte doch einige Gesichtspunkte angeben, die vielleicht eine billigere Beurtheilung zulassen. Den Maßstab, einen katholischen Theologen richtig zu messen und zu beurtheilen, hat eigentlich wieder nur ein Theologe, der einen gleichen oder ähnlichen Entwicklungsweg gegangen ist. Der katholische Geistliche kommt in einem gewissen Sinne theologisch fertig aus den Schulen und Clericalseminar, eingeschnürt in ein festes theologisches System, das, je geschickter es ihm vorgeführt wird, ihm wegen seiner strengen Folgerichtigkeit mächtig imponirt. Es ist aber von ihm nicht geistig frei errungen, sondern ihm anerzogen. Es zum freien Besitz zu machen, dazu gelangen die Wenigsten, weil ihnen die geistige Kraft und Ausdauer fehlt. Aber wer auch diese hat, kann erst allmählich die Prämissen der Consequenzen untersuchen und sich überhaupt über die Solidität dessen orientiren, was ihm tradirt wurde, und noch schwieriger ist es, wenn ihm bei anhaltender Forschung das eine und andere unter der Hand zerbröckelt, das Solide vom Unsoliden zu trennen, und sich einen neuen Bau auf jenem zu construiren. Das ist auch die Entwickelung Doellingers: je umfassender seine Vertiefung in den Geist der Kirche ward, je genauer er die Geschichte des Papstthums durchschaute, und je mehr ihm die Entwicklung der Kirche in der Gegenwart die Tendenzen des Ultramontanismus verrieth, desto mehr überwand er auch jene erste Periode seiner Entwicklung. Es ist überhaupt verkehrt, von einem Anfänger sofort die Reife des greisen Mannes verlangen zu wollen. Als jugendlicher Gelehrter wurde er aber in den Kreis von Männern gestellt, welche man die Görres-Partei zu nennen gewohnt ist. Daß da der mit sich selbst noch nicht fertige Mann den Einflüssen der Umgebung nothwendig ausgesetzt sein mußte, ist klar. Dann darf man auch die Zeit selbst nicht übersehen, insbesondere das unleidige, bureaukratische Wesen, und die mannigfachen Provocationen auch protestantischerseits nicht aus dem Auge verlieren. Keinem Vernünftigen wird es doch heute mehr einfallen, das Auftreten der Bureaukratie in dem Kölner Kirchenstreit zu billigen, und die Kniebeugungsfrage in Bayern wird,

historisch aufgefaßt, sich ebenfalls anders darstellen, als sie sich in den Tagen des Kampfes ausnahm. Vor Allem hatte sie ja keine confessionelle oder überhaupt religiöse Tendenz und ging die Anregung der betreffenden Verordnung weder vom Minister Abel noch von der katholischen Partei aus, sondern kam sie aus der eigensten Initiative des Königs Ludwig, der, auf einen Bericht über eine französische Parade, in der Kniebeugung ein schönes Paradestück erblickte. Dagegen war es gerade Doellinger, welcher in seiner Schrift, in der er sich übrigens auch über „persönliche Verdächtigungen, Injurien und Insinuationen“ seitens seines Gegners Harleß beklagt, und vor dem Könige es mündlich aussprach, daß die Verordnung zu weichen habe, wenn die Protestanten in der Kniebeugung eine religiöse Ceremonie erblicken, so daß eigentlich er die Verordnung zum Falle brachte. Endlich muß man hinzunehmen, daß 1830 in Belgien die Freiheit der Kirche proclamirt war, welche das Ideal fast aller Katholiken wurde, und darum jede Beeinträchtigung ihrer Kirche sie nur um so erdrückender fühlen ließ. Und wie sehr Doellinger von der belgischen Freiheit durchdrungen war, zeigt der Umstand, daß er Namens der katholischen Fraction auf dem Frankfurter Parlament die Selbständigkeit der religiösen Gesellschaften vertrat und so formulirte, wie sie später wörtlich in die preußische Verfassung aufgenommen wurde. Daneben gehörte er in Frankfurt wie auf der Würzburger Bischofsversammlung zu den Gegnern der Wiedereinführung der Jesuiten, sprach er hier wie auf den Generalversammlungen zu Mainz und Regensburg von einer größeren nationalen Selbständigkeit der deutschen Kirche und auf letzterer sogar gegen den Ultramontanismus. Das wurde ihm auch nie wieder vergessen, und Erzbischof Reisach denuncirte ihn wegen seiner Würzburger Rede, obwohl oder vielleicht gerade, weil sie öfter von lautem Beifallklatschen der Bischöfe unterbrochen wurde, beim Papste.

Doellinger steht im 81. Jahre, was Niemand, der ihn, die große hagere Gestalt, sieht, glauben wird, so geistig und körperlich frisch ist er und so emsig obliegt er noch seinen Studien. Sein Geheimniß ist eine äußerst einfache und nüchterne Lebensweise, wie sie kaum der strengste Asket übertreffen kann. In ihm glüht nur Eine Leidenschaft — eine heiße Liebe zur Wissenschaft, und nur einer Schwelgerei ist er ergeben — der unersättlichen Beschäftigung mit seinen Büchern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

Bibliographie.

John Milton, das verlorene Paradies. Aus dem Englischen übersetzt von A. Böttger. Illustrirt von Gustav Doré. 1.—7. Lieferung. Kleinfolio-Format. Seite 1—216 mit Tafel 1 bis 35 der Holzschnitte. Leipzig, 1879, J. G. Bach's Verlag. Vollständig in 10 Lieferungen à M. 4. —

Miltons classische Dichtung wird hier in vortrefflicher Uebersetzung und in glänzendem äußeren Gewande geboten. Die Doré'schen Bilder spiegeln die ganze Eigenart ihres Urhebers wieder: bald genial, bald leichtfertig in der Zeichnung, hier ihren Gegenstand ganz und voll erfassend, dort ihn nur an der Oberfläche streifend, jetzt ein feines Naturgefühl bekundend, um es auf einem andern Bilde mit gewaltsamen, theatralischen Lichteffecten wieder zu verleugnen — aber in diesen Gegensätzen oft fortreißend und fast immer fesselnd. Von den Künstlern neuester Zeit, welche der „Illustration" sich zugewandt haben, besitzt Doré wohl die meiste Phantasie und damit wird er der anregendste unter ihnen. In seinen Zeichnungen zum „verlorenen Paradies" erinnert Doré wieder an seine beste Zeit, in der er die Bilder zu Dantes Hölle entwarf. Dies ist vielleicht die wirksamste Empfehlung, welche dem typographisch meisterlich hergestellten Prachtwerke mit auf den Weg gegeben werden kann.

Arthur René, Jahreszeitblumen. Min.-Ausg. 225 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. Eleg. geb. mit Goldschnitt. M. 4. —

s. Ein zartes, sinniges Buch, ganz geschaffen für den Büchertisch einer jungen Dame. — Die einzelnen Blumen, die für einen jeden Monat im Jahr besonders bezeichnend sind, werden in anmuthiger, poetischer und zugleich belehrender Weise geschildert als das, was sie von alten Zeiten her in Leben, Liebe und Sage dem Menschen geworden sind: ein Symbol seiner selbst.

Felix Liebrecht. Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. 8. XVI und 522 S. Heilbronn, 1879, Gebr. Henninger. M. 12. —

Der Verfasser, einer der bewährtesten Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, bietet hier eine Sammlung seiner in „Germania" und anderen Fachblättern erschienenen Beiträge zur Geschichte der Sage, des Volksliedes, der Mythologie und Religionsgeschichte. Den Fachgenossen wird der Band gewiß eine erwünschte Gabe sein; aber auch der weitere Kreis der gebildeten Laien — und an diese richtet sich diese Anzeige — wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er einzelne Aufsätze dieses Bandes von der Gefahr des Vergessenwerdens gerettet hat. Zu diesen Aufsätzen dürfte das Meiste gerechnet werden, was in dem Abschnitt „Mythologie, Religionsgeschichte, Aberglauben, Sitten und Gebräuche" enthalten ist. Auch das Capitel „Sagenkunde" bringt Manches, was den Laien interessirt. Der stattliche Band ist würdig ausgestattet.

Louis Schneider, Aus meinem Leben. 1. Bd. 8. 2 Bl. u. 407 S. Berlin 1879, E. S. Mittler & Sohn. M. 6.—

Louis Schneider, der ehemalige Schauspieler und spätere Vorleser König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelms, der ihm ein besonderes Vertrauen entgegenbrachte, galt als einer der intimsten Kenner

preußischer Hofverhältnisse. Man durfte deshalb einigermaßen auf die von ihm hinterlassenen Memoiren gespannt sein, wenn auch Jeder, der Schneiders loyale Gesinnung und milde Sinnesart kannte, überzeugt war, daß diese Denkwürdigkeiten mit den sensationellen, indiscreten und oft galligen Aufziehungen Varnhagen von Enses wenig gemein haben würden. Der vorliegende erste Band umfaßt die Jahre 1805 bis 1847 und beschäftigt sich mit der Jugendgeschichte Schneiders und seiner Bühnenthätigkeit. In diese letztere fällt auch die Entstehung der populären Zeitschrift „Soldatenfreund", welche Schneider in nähere Beziehungen zu den höheren militärischen Kreisen brachte und sein eigenthümliches Verhältniß zum Hofe anbahnte. Aus den Kinderjahren Schneiders, der Zeit der schwersten Noth Deutschlands, erzählt das 1. Capitel seiner Aufzeichnungen manch' ergreifenden Zug. In den folgenden Capiteln über die Berliner Bühne, ihre Beziehungen zu dem harmlosen, bürgerlichen Leben des damaligen Berlin und zu dem Hofe, ist ein interessantes Stück Culturgeschichte in liebenswürdigster Form erzählt. Daneben fällt manch' charakteristisches Streiflicht auf viele Verhältnisse am Hofe des patriarchalischen Königs Friedrich Wilhelm III. Die Abschnitte „Kalisch" (Schneider war mit einer Anzahl Berliner Hofschauspieler nach Kalisch „commandirt" worden, wo in Anwesenheit des Kaisers Nicolaus, Friedrich Wilhelm III. und vieler anderer fürstlicher Persönlichkeiten das „Lustlager" vereinigter russischer und preußischer Truppen stattfand) — „im Palais König Friedrich Wilhelm III." — und „In Petersburg. 1847" sind von lebhaftestem Interesse. Der ganze Band liest sich wie ein unterhaltender Roman, der in jedem Capitel neue Momente der Spannung bietet. Die Ursprünglichkeit der Darstellung, vornehmlich ein Ergebniß des unmittelbaren Niederschreibens der erlebten Dinge, ist von freundlichster Wirkung, die selbst durch die oft gar zu energisch, etwa im Tone des seligen „Treubunds" auftretenden Aeußerungen der Loyalität nicht getrübt zu werden vermag. — Die beiden folgenden, in Kürze erscheinenden Bände, werden enthalten: Ein Revolutions-Repertoire. 1848. — Katzenmusiken. 1848. — Der letzte Abend auf der Bühne. 1848. — Der Feldzug in Schleswig. 1848. — Am Hoflager König Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam. — Als Vorleser des Königs. 1849. — Mademoiselle Rachel. 1850. — Eine Courierreise nach Warschau. 1851. — Fanny Oldi. 1851—1855. — Le Moersius Prussien. (Reise zur Huldigung nach Meurs.) 1852. — Eine Empfangsfeierlichkeits-Erinnerung. — Zwei Nächte. — Der Feldzug von 1866 und der von 1870/71, beide im Hauptquartier Sr. Majestät des Königs Wilhelm. In dem Maße, als diese Aufzeichnungen einer Zeit sich nähern, die in unser Aller Gedächtniß ist, dürfte das Interesse an den in ihnen enthaltenen Mittheilungen sich steigern. Das Ganze wird, als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der geschilderten Zeit, von den späteren Geschichtsschreibern derselben, in erster Reihe von den Culturhistorikern, nicht übergangen werden dürfen.

Max Kalbeck, neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther, nebst einem Anhang, welcher die wichtigsten Inedita der Breslauer Stadtbibliothek enthält. 8. X u. 90 S. Leipzig, 1879, Breitkopf u. Härtel. ℳ 2. —

Diese sorgfältigen Untersuchungen sind bestimmt, einer ausführlichen Arbeit über die Lebensschicksale und Dichtungen Johann Christian Günthers, des „unglücklichen Dichters", wie er in den Literaturgeschichten genannt zu werden pflegt, als Vorläufer zu dienen. Der Verfasser stellt zuvörderst Geburts- und Todestag Günthers auf Grund unanfechtbaren urkundlichen Materials endgiltig fest; er ist nicht, wie Tittmann in seiner Ausgabe der Dichtungen Günthers behauptet, am 8. April 1698, sondern 1695 geboren und am 15. März 1723 gestorben. An die Mittheilung der hierauf bezüglichen Documente schließen sich kritische Bemerkungen über die Chronologie der Gedichte, hauptsächlich gegen einige Annahmen Tittmanns sich wendend, dem die auf der Breslauer Stadtbibliothek sich befindenden Originalmanuscripte Günthers seiner Zeit nicht zugängig gewesen waren. In zwei weiteren Artikeln wird über das Verhältniß Günthers zu seiner Geliebten Leonore neues Licht verbreitet und schließlich werden in einem Anhange eine Anzahl deutscher und lateinischer Briefe Günthers, das Breslauer Taschenbuch 1718—20, das Landeshuter Taschenbuch 1722 u. Günthers Vertheidigungsbriefe gegen den Magister Fritsche zum ersten Mal mitgetheilt. — Eine umfassende Monographie über Günther, wird ungeachtet der Arbeiten Roquettes

und Tittmanns, immer noch eine dankenswerthe Aufgabe bleiben, durch deren Lösung sich der Herausgeber dieser Prolegomena ein literarisches Verdienst erwürbe.

J. J. Kraszewski, Meister Twardowski (der polnische Faust). Volkssage. Nach dem Polnischen frei bearbeitet von Hans Max. 1. Band. 8. IV u. 224 S. Wien, 1879, R. von Waldheim.

Kraszewski feierte am 30. September sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit nicht nur als der bedeutendste Schriftsteller in polnischer Sprache, sondern gleichzeitig als eine Art Mittelpunkt der in den ehemals polnischen Ländern sich vollziehenden geistigen Bewegung gefeiert. Ungeachtet Kraszewski nicht weniger als 260 Werke in mehr als 470 Bänden veröffentlicht hat, von denen etliche in's Deutsche übersetzt wurden, ist er bei uns fast unbekannt geblieben. Die vorliegende gelungene Bearbeitung eines seiner Hauptwerke, das bei seinen Landsleuten in ganz besonders hohem Ansehen steht, darf daher als eine willkommene Gabe begrüßt werden. Sie ist vielleicht geeignet, dem reichbegabten slavischen Poeten, der durch jahrelangen Aufenthalt in Deutschland ein Bewunderer unserer Literatur geworden und aus ihr reiche Anregungen geschöpft hat, diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, auf welche er schon vermöge seiner heimathlichen literarischen Stellung ein Anrecht hat.

Paul Lindau, Theater, 3 Bände. 2. Auflage 8. XXIV und 824 Seiten. Berlin, 1879, Freund und Jeckel. à Band. M. 4. 50

Inhalt: 1. Band (Heinrich Laube gewidmet): Marion — In diplomatischer Sendung — Maria und Magdalena. 2. Bd. (Adolph Sonnenthal gewidmet): Diana — Ein Erfolg. 3. Band. (Adolph Wilbrandt gewidmet): Tante Therese — Zankapfel — Johannistrieb.

Hermann Loewenfeld, das Recht der Actiengesellschaften. Kritik und Reformvorschläge. 8. XVI und 624 S. Berlin, 1879, J. Guttentag. M. 10. —

„Nord und Süd“ wird in einem seiner nächsten Hefte und zwar aus der Feder einer der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Handelsrechts einen Essay veröffentlichen, der sich mit der Frage der Reform der Actiengesellschaften befaßt. Den äußeren Anhalt zu dieser Arbeit hat, neben der Thatsache, daß die in ihr angeregten Fragen die maßgebenden gesetzgeberischen Kreise lebhaft beschäftigen, das oben genannte bedeutsame Werk geboten. Die darin niedergelegten Vorschläge und an der bestehenden Gesetzgebung geübte Kritik haben die Reformfrage in Fluß gebracht und eine lebhafte Discussion innerhalb der volkswirthschaftlichen, juristischen und auch Tageblätter zur Folge gehabt. Die in Wien erscheinende „Advokaten-Zeitung“ spricht die Ueberzeugung aus, daß es für den Kritiker schwer sei, sich zu entscheiden, ob dem Verfasser mehr die auf dem Wege der praktischen Erfahrung gewonnenen Resultate, Vorschläge und Reformen oder die juridisch-dogmatischen Theile seines Werkes anzurechnen seien. Man erkenne in dem letzteren das vortreffliche Resultat, welches aus der Vereinigung des tüchtigen Juristen mit dem praktischen Geschäftsmanne erzielt werde (der Verfasser war durch viele Jahre Director einer der großen Berliner Bankinstitute). Die Darstellung ist eine formvollendete; der Gedanke wird klar zum Ausdruck gebracht, und da der Verfasser es verstanden hat, seine Deductionen mit interessanten historischen Rückblicken zu verbinden, so dürfte das Buch auch dem Nichtjuristen und unmittelbar Betheiligten Anregung und Interesse gewähren.

Merkbüchlein für Frauen und Jungfrauen. Kl. 8⁰. Prachtband in Goldschnitt. München. Gebr. Obpacher. M. 20. —

Ein Merkbüchlein soll ich sein —
Für Frauen und Jungfräulein.
Ich gebe Euch Bilder und Sprüche, —
Für die Wirthschaft, für die Küche,
Wollt Ihr nun gute Sachen —
Billig und schmackhaft machen,
Dann studiret — und probiret!
Die Recepte notiret — auf meine leeren Blätter!

Das Buch ist äußerst gediegen ausgestattet und enthält 24 in Attributen der Küche reich illustrirte, in Chromolithographie ausgeführte Initiale, sowie 96 Denksprüche für Küche, Keller und Hauswirthschaft. Einen höheren Zweck verfolgt das Buch nicht; es bildet jedoch durch seine wirklich feine Präsentation ein treffliches Damengeschenk und wird vielleicht manche junge Frau oder Braut veranlassen, die leeren Blätter mit Recepten auszufüllen.

Karl Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Tode Napoleon III. 2. Theil:

Die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie (1837—1848). 8. XIV und 796 S. Gotha, 1879, Frdr. Andreas Perthes. M 12.—

Karl Hillebrand, einer der ausgezeichnetsten Kenner aller französischen Verhältnisse, war vor den Meisten berufen, der Geschichtsschreiber des modernen Frankreichs zu werden. W. von Giesebrecht, der jetzige Herausgeber der von Heeren und Ukert begründeten „Geschichte der europäischen Staaten" hätte also keine glücklichere Wahl treffen können, als indem er Hillebrand veranlaßte, Schmidt's Geschichte Frankreichs, welche in dem genannten großartig angelegten Sammelwerke (für dessen in so munificenter Weise beschlossene Fortführung der berühmten Verlagshandlung aufrichtiger Dank gebührt), erschienen war, bis auf die Gegenwart fortzuführen. Schon der erste Band des Hillebrandschen Werkes hat dies in unwiderleglicher Weise bethätigt. Seine eminente Gelehrsamkeit, die große Beherrschung des Materials, eine nicht geringe Kraft des schriftstellerischen Gestaltungsvermögens, haben in ihrer Vereinigung den ersten Band als den Anfang eines Geschichtswerkes gekennzeichnet, das einen Gewinn gleichmäßig für die streng historische Wissenschaft, wie für die Nationalliteratur bezeichnet. Der zweite Band, der dem ersten schnell gefolgt ist und von dem uns einige der bemerkenswerthesten Capitel schon vorher gelegentlich ihres Erscheinens in Zeitschriften bekannt geworden sind, erfüllt in reichem Maße die durch den ersten angeregten Erwartungen. In seinen ersten Capiteln bietet er die Resultate eingehendster Studien über die gesellschaftlichen Zustände, über das innere Leben der Nation unter Louis Philipp. „Die Gesellschaft", „die literarische Bewegung", „die religiöse Bewegung", „der Socialismus und die Volkwirthschaftslehre", „die wirthschaftliche Entwicklung und die Gesetzgebung", lauten die bezeichnenden Ueberschriften der ersten fünf, für des Verfassers fast sprüchwörtlich gewordene Belesenheit zeugende Abschnitte. Die historische Erzählung selbst nimmt indeß auch zwei Drittel des neuen Bandes ein, der so recht eigentlich als die Geschichte des französischen Parlamentarismus in seiner Blüthezeit bezeichnet werden kann. Die parlamentarischen Kämpfe sind in der That der Hauptgegenstand dieses Buches; erst die Kämpfe zwischen Krone und Parlament; dann zwischen Nation und Parlament; Kämpfe, welche mit dem Umsturz des Thrones und des Parlamentes endigen. Diesem Ende des Julikönigthums, vom ersten fernen Herannahen des Gewitters im Sommer 1846 bis zum Einschlagen des Blitzes am 24. Februar hat der Verfasser ein ausführliches, höchst dramatisch bewegtes Kapitel gewidmet, das ganz aus bisher unbekannten Quellen geschöpft ist. Dasselbe kann von dem VII. und IX. Kapitel gesagt werden, welche die orientalische Krise von 1840 und die „Wechselfälle des herzlichen Einvernehmens" zwischen den Westmächten von 1841—1847 zum Gegenstand haben. Nicht nur die geheimen Staatsarchive von Berlin, Turin, Florenz, Carlsruhe haben dem Verfasser zu Gebote gestanden, sondern auch viele Privatpapiere hervorragender Staatsmänner. Besonders interessant ist die Geschichte des Jahres 1847, wo nach dem Bruche mit England, in Folge der spanischen Heirathen, eine neue Gruppirung der Großstaaten sich zu vollziehen im Begriff war. Dabei fällt denn auch ein ganz neues Licht auf die preußische Politik jenes Jahres, ihre Velleitäten eines „herzlichen Einvernehmens" mit England und ihr reuiges Einlenken in das östreichisch-französische Bündniß gegen die Demokraten in der Schweiz und Italien, — ein Bündniß, dessen Dasein bis jetzt nur vermuthet, nicht bewiesen worden war. — Dem Erscheinen der folgenden Bände, deren historischer Inhalt sich gewissermaßen unter den Augen des Verfassers, eines so scharfen Beobachters, vollzogen hat, darf man mit berechtigter Spannung entgegensehen.

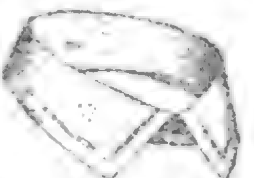
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

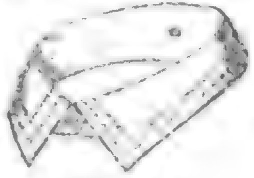
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.

Mey's Stoffkragen und Manschetten.

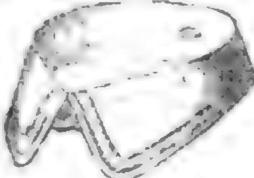
FRANKLIN.
Double Steppnaht.
M. nach Innen geschlag. Band.
oder 13½—[illegible] E. Z.
Per Gross [illegible] Pf.
Per Dutzend 55 Pf.



LINCOLN.
Einfache Steppnaht.
Von 31–50 Centimeter
oder 12–20 E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross 7 M. 20 Pf.
Per Dutzend 60 Pf.

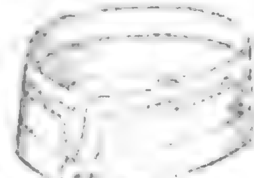


GLORIA A.
Double Steppnaht.
Von [illegible]
Per Gross 6 M. 60 Pf.
Per Dutzend 55 Pf.

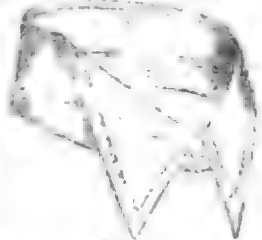


NATION.
Double Steppnaht.
Von 29—46 Centimeter
oder 11½—18 E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross 7 M. 20 Pf.
Per Dutzend 60 Pf.

ALBERT.
Double Steppnaht.
Von 33—44 Centimeter
oder 13—17¼ E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross 7 M. 80 Pf.
Per Dutzend 65 Pf.

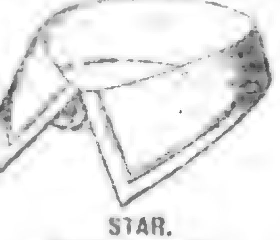


M. nach Innen geschlag. Band.
Per Gross 7 M. 20 Pf.
Per Dutzend 60 Pf.

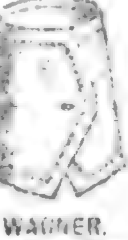


EARL.
Von [illegible] 18 E. Z.
Per Gross 8 M. 40 Pf.
Per Dutzend 70 Pf.

WAGNER.
Mit nach Innen geschlagenem Band.
Von 18—26 Cm. od. 7—10¼ E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross-Paar 16 M. 20 Pf.
Per Dutzend-Paar 1 M. 35 Pf.



STAR.
Schnurennaht.
Von [illegible] 18 E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross 7 M. 80 Pf.
Per Dutzend 65 Pf.



WAGNER.
Mit nach Innen geschlagenem Band.
Von 18—26 Cm. od. 7—10¼ E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross-Paar 16 M. 20 Pf.
Per Dutzend-Paar 1 M. 35 Pf.

MARQUIS.
Von 33—46 C. od. 13—15 E. Z.
Mey's Stoffdeckung:
Per Gross 7 M. 80 Pf.
Per Dutzend 65 Pf.

Mey's Stoffkragen sind vollständig mit Shirting überzogen, also keine Papierkragen, und haben das Appret der feinsten Leinenkragen, sind auch von [illegible] nicht zu unterscheiden. Sie bieten die grösste Bequemlichkeit, da man sie, nachdem sie unsauber geworden sind, wegwirft, [illegible] neue, gut passende, elegante Kragen für denselben Preis, welchen man sonst fürs Waschlohn der leinenen Kragen bezahlen muss, und man hat nie eine Ausgabe für neue Leinenkragen.

Mustersortimente dieser Kragen.

[illegible] abgebildeten 9 Fagons [illegible] Mustersortimente, enthaltend von jeder Fagon einen Kragen, franco per Post [illegible] Personen an einem solchen Mustersortimente betheiligen [illegible]

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen. Briefe und Aufträge sind zu richten an das:

Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.

December

Dezember 1879.

Inhalt.

An unsere Abonnenten!

Vielfach ausgesprochenen Wünschen zufolge, haben wir durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen elf Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI (October bis December 1879), wie auch zu den früheren Bänden I—X stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im December 1879.

Die Verlagsbuchhandlung von
S. Schottlaender.

Bestellzettel umstehend!

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33 zum Preise von M. 2.— pro Heft

Einbanddecke zu Band XI (October bis December 1879)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

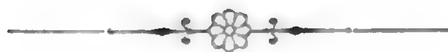
Herausgegeben

von

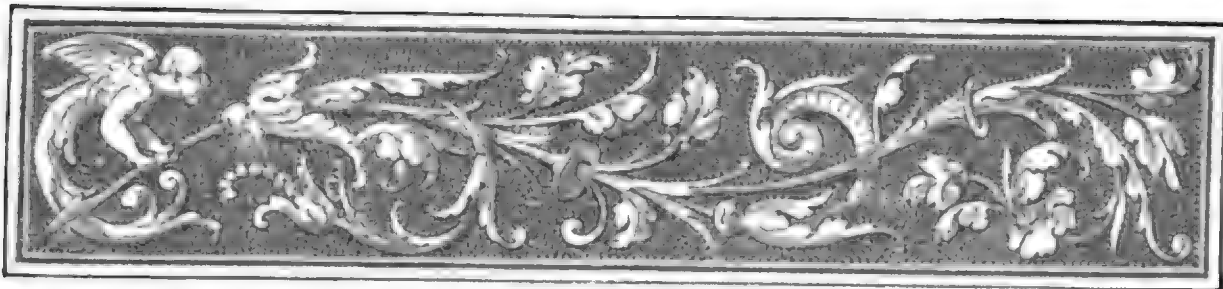
Paul Lindau.

XI. Band. — December 1879. — 33. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: A. Menzel.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Tod und Trost*).

Ein Cyclus

von

Adolf Wilbrandt.

I. Franz.

Da liegst du nun, gestaltenwechselnd Glück:
Auf schwarzen Brettchen, bleich und kalt und still,
Geschloßnen Auges und geschloßner Lippe.
Verwandelt hast du dein Gesicht! — Wir sahn
Dich heimlich quellen, wachsen, wundersames,
Geheimnißvolles Glück; wir fühlten dich,
Unsichtbar regsam; dunkel, dumpf empfanden
Wir die Verheißung, ungewissen Herzens.
Und horch! Ein erster Schrei! Die Knospe sprang.
Dein Nam' war Hoffnung; Kind ward nun dein Name.
Mit offenen Augen trankest du das Licht;
Mit warmen Händchen tapptest du in's Leben,
Das rings in hoher Welle dich umfloß;
Mit rührend holden Gliedern, schöngebildet,
Ein Denkmal unsres Bundes, lagst du da,
Aus uns entsprossen, ach, und uns gegeben.
Da brachen Thränen ungekannten Glücks
Aus Mutteraugen, Vateraugen vor;
Und besser, edler schloß ich dich an's Herz.
Und besser, edler ward ich sel'ger Mann;
So Tag um Tag, mit reinster Liebe dich
Umschlingend, reinstes Glück! und sie mit dir,
Die wonnevolle Mutter meiner Freuden.
Und lallen, greifen, lächeln lerntest du;
Die Kraft der Glieder regen, Licht und Form

*) Der Dichter schreibt an uns: „. . . . . . beiliegende Gedichte habe ich dieser Tage als Cyclus zusammengestellt . . . . . ein Hinderniß für die Aufnahme könnte sein, daß einige dieser Gedichte bereits in früheren Jahren veröffentlicht worden sind; doch da sie sich dabei gänzlich zerstreut hatten und da dieser Cyclus sie mit ebenso vielen anderen zu einem Ganzen verbindet, so war und bin ich des Glaubens, daß nichts daran liegt". Wir sind derselben Meinung und hoffen, daß die Leser von „Nord und Süd" dem Dichter mit uns für seine neue Gabe Dank wissen werden. **Die Redaction.**

Und Farb' und Leben suchen, finden, fassen,
Mit seliger Verheißung uns erfüllen.
Dein Nam' war Hoffnung; Hoffnung blieb dein Name.
Wie schienst du lieblich, aller Liebe werth,
Ein göttlich schön Gebilde, werth vor Vielen,
Die Welt zu meistern und die Welt zu lieben.
Und — — dumpfe Töne. Leise stöhnend lagst du,
Dein welkes Haupt zur Seite, blickst mich noch
Mit grausam stillen, starren Blicken an,
Und in des Todes Wolke hüllen sich
Die Sterne unserer Hoffnung, unserer Lust.
O Kind! o Kind! — Wer ruft? Du hörst es nicht.
O Glück! o Glück! — Wer ruft? Verwandelt liegst du;
Dein Nam' war Hoffnung, Tod ist nun dein Name.

Sinnloser Tod! — Und noch, noch scheinst du Glück:
Im tiefsten Schmerz welch wehevolle Lust,
Dies Marmor-Denkmal unsres Kind's zu schauen.
Du selbst dein Denkmal, holder, bleicher Sohn;
Im Leben schön, und schöner nun im Tod.
O wie zufrieden, selig liegst du da!
Wie eins mit dir! als wähltest du dies Ende.
Warst du nicht unser Säugling, holdes Kind?
Hilflose Zukunft? Anfang deiner selbst?
Und liegst nun da, vollendet, Wundersamer,
Wie eines Meisters makellos Gebild,
So wohlbedacht, so herrlich reinste Form,
Als gäb' es kein „Zu früh" und kein „Zu spät";
Als müßten wir, die Unvollendeten,
Voll Andacht dich Vollkommenen verehren.
O Kind! So wärst du nicht mehr unser Kind?
Und zwingst die Thräne mir in's Aug' zurück,
Und zwingst mich, ach, von höchster Schönheit trunken,
Daß ich dich „Engel", „Kind des Himmels" nenne?
Nicht mein mehr? Zweimal nahm dich mir der Tod:
Dein Leben erst, und nun um dich die Thränen?

O Kind! leb wohl! Leb wohl, o du mein Glück!
Umgrünt von Myrten, du dem Tod Vermählter,
Leb wohl! Die Stunde kommt, von dir zu scheiden.
Sie rüsten dir dein letztes Ruhebett;
Zur Erde sollst du, weißer Leib, zurück,
Aus ihr entsprossen, ach, und ihr gegeben.
Aus deinem Bann entlaß mich, schönes Bild!
Hier diese Hand, sie trage dich zur Ruh,
Hier diese Hand begrab' dich fest und still,
Daß ich mein Kind dann wieder kann beweinen.

II. Die Todtenwacht.

Wir waren getraut noch nicht ein Jahr,
Wir saßen an einer Todtenbahr'.

Ein Knäblein, ein schönes, geliebtes Kind,
Kalt lag es, stumm und taub und blind.

So früh gebrochen, du süße Frucht,
Wardst du gesegnet? oder verflucht?

Ward tausend Noth dir und Tod erspart? —
Er schwieg, er schwieg, und lag aufgebahrt.

Und stille saßen wir Hand in Hand,
Und blickten ihn an bis der Tag entschwand.

Es weinte mein Weib, ihre Thräne floß;
Ich schwieg, es wuchs mir das Herz zu groß.

Keine Thräne hinauf, keine Thräne herab;
O du Grab, eine Welt, o du Welt, ein Grab! —

Und leise, beim letzten Tagesschein,
Auf ging die Thür, und es trat herein.

Es trat herein eine stille Gestalt,
Im hohlen Auge wie Blicks Gewalt.

Mit Lippen blaß, mit Wangen bleich,
Ein Mann, und doch meinem Kinde gleich.

Im Priestertalar, wie zu jener Stund',
Da wir geschlossen den ernsten Bund

Und es hob sich, da er nun vor uns stand,
Im schwarzen Aermel die weiße Hand.

Und segnet' uns Beide, und faßt' uns an,
Legt' Hand in Hand, wie bei Weib und Mann.

Und sprach, doch wie aus der Ferne weit:
Nun hab' ich den Bund auch geweiht und gefeit!

Und schweigend, mit unseres Knaben Blick,
Sah er uns an, und trat zurück.

Und schwand in den Schleier der sinkenden Nacht;
Wir saßen allein, bei der Todtenwacht.

Allein, wir Zwei, auf der Erde Rund!
Hand lag in Hand, und Mund an Mund.

Da stieg mir die Thräne, da floß sie herab:
Leb wohl, mein theurer, mein goldener Knab'!

III. Zwischen Tag und Tag.

Wie strahltest du herrlich, du längster Tag;
Beklemmend sinkt nun die Nacht herein.
Was in des Herzens Winkel lag,
Wird wieder im ganzen Herzen sein.

Still liegt das Meer, wie ein Grab so still; —
Still liegt nun auch unser Kind im Grab,
Die Sonne, die es nicht mehr wecken will,
Groß ging sie und kalt in die Fluth hinab.

Von den Andern kamst du, graue Nacht,
Du fliehst, o Tag, den Andern zu!
Doch dort am Horizonte wacht
Dein letzter Schein, Verklärter du.

Ein rother Schein, ein blasses Licht;
So winkst du über das bleiche Meer.
Und was auch die Nacht mir raunt und spricht,
Du flüsterst mir neue Hoffnung her.

„Das Licht, das Licht, das ewige ruft,
Es ruft das Leben, befruchtet die Zeit!
Und ging es so schnell von der Wiege zur Gruft,
Vom Grabe zur Wiege ist auch nicht weit".

„Und hast du dein blutiges Opfer gebracht,
So grollt dir der Neid der Erhab'nen nicht mehr.
Und irrst du im Gram durch die schlaflose Nacht,
Es winkt dir das Leben; schau her, schau her!" —

Vom Fenster irr' ich zum Fenster fort;
Ein Mann! und daß er weinen muß! —
Doch immer noch winkst du, du Spätlicht dort;
Nach Osten rückst du, als Frühlichts-Gruß.

Es schwindet das kalte, todtfarbene Grau,
Die Wimpern trocknet ein Morgenwind.
Dort liegt und schläft und träumt meine Frau; —
O säh' sie im Traum doch ein anderes Kind . . .

Die Nacht ist hin! und neu entschwebt
Das rosige Licht dem Wellengesang.
Und der Gram wird still, und die Hoffnung lebt:
Denn die Nacht ist kurz, und der Tag ist lang!

IV. Was uns blieb.

Als — Sanct Johanni war's — des Priesters Hand
Am Tag der Myrten, Liebste, uns verband:
O Stern der Liebe, mir zu Häupten du —
So dacht' ich — schließ' dein goldnes Aug' nicht zu,
Wenn um uns her des Lebens Wolke steigt,
Die Sorge raunt, das Lied der Jugend schweigt;
Wenn Tag um Tag am grauen Faden spinnt,
Im scharfen Licht des Morgens Traum zerrinnt:
O holdes Leben, bleib mir ein Gedicht!
O Stern der Liebe, du versink' uns nicht!

Nun, da des Todes eisige Priesterhand
Uns am Altar der Schmerzen neu verband,
Da Klagewind vom jungen Grabe weht,
Ein Marmorstein ob unsern Freuden steht,
Das Glück, das unser Doppelherz genoß,
Im letzten Seufzer wie ein Traum zerfloß:
Du starrst, du weinst! — Doch so vom Gram geschmückt
Dich sehend, ach! ich fühl' mich noch beglückt.
Dein Lächeln liebt' ich, lieb' nunmehr den Gram,
Der mir will geben, was der Tod mir nahm.
Dich giebt er ganz mir; giebt mich ganz dir hin;
Soll ich's nicht sagen, daß ich glücklich bin?
Im tiefsten Weh ertönt's mir wie Gedicht;
Strahlt hoch herab der Stern der Liebe nicht?

V. Schwarze Christnacht.

Herz, was sollt' ich heut dir schenken?
Jenen Trank, der ruhig macht:
Nicht zu weinen, nicht zu denken,
Wer das Weinen dir gebracht.

Könnt' ich diesen Trank dir schenken,
Könnt' ich auch aus jener Nacht
Dir erwecken, was dein Denken,
Was dein Auge weinen macht.

Nicht mit Lethe dich zu tränken,
Nicht zu wecken hab' ich Macht;
Nur mit dir mich zu versenken
In der Mutterschmerzen Nacht.

Horch! Doch mächt'ge Glocken lenken
Ohr und Herz zur ew'gen Macht:
Jener Mutter zu gedenken,
Die gebar in dieser Nacht!

VI. Ihr Geburtstag.

O traurig holder Tag! Du steigst herauf,
Du janusköpfiger, zwei Gesichter zeigend.
Das eine kenn' ich wohl. Nach rückwärts starrt es.
Starrt in's Vergang'ne, schließt das Aug', erblaßt . . .
Ein Kindes-Antlitz! — Kindlich auch das andre,
Mit strahlenden Augen vorwärts in den Tag,
In Nebelhüllen des Zukünft'gen schauend.
Bist du die Hoffnung nicht? Ich kenn' auch dich.
Komm, blick hierher! Blick her auf die Geliebte,
Der des Vergang'nen ewig gegenwärt'ge
Betrübniß heut so bitterwehe thut.
Blick her und lächle! Lächle ihr in's Herz,
Liebliche Hoffnung; schweb' an's Bett herab,
Laß sie dich still umfassen und umfangen!

VII. Die Vermählten.

(Als sie zum ersten Mal wieder in seinem Lustspiel „Die Vermählten" auftrat.)

Wie schön war jener Tag! Sie klatschten den „Vermählten";
Ich fühlte, wie sich still dein Bild, mein Herz vermählten.

Wie stand der Scheitel dir, die Rolle dir so schön! — —
Und wieder kam ein Tag: wir spielten die „Vermählten".

Wir beide, du und ich. Kein Rollenwechsel mehr,
Kein Alterniren mehr: auf immer die Vermählten.

Wie stand das weiße Kleid, die Myrte dir so schön!
Als Kunst und Leben sich in deiner Brust vermählten.

Nun trittst du wieder her; zu Hause schläft dein Kind,
Die Frucht, der Stern, das Glück der seligen Vermählten.

Nah tönt die Dichtung, nah sein fernes Lallen dir;
Wie wenn sich Traum und Traum zur Wirklichkeit vermählten.

Du sprichst das herbe Wort, es lacht das Herz in dir;
Die Mutter Gustel lacht in Bella, der Vermählten.

Wie steht der Doppelkranz der Lieb' und Kunst dir schön!
O sei an's Herz gedrückt vom Dichter, vom Vermählten!

VIII. Erster Blumengruß.

(Robert seiner Mutter, zum Geburtstag).

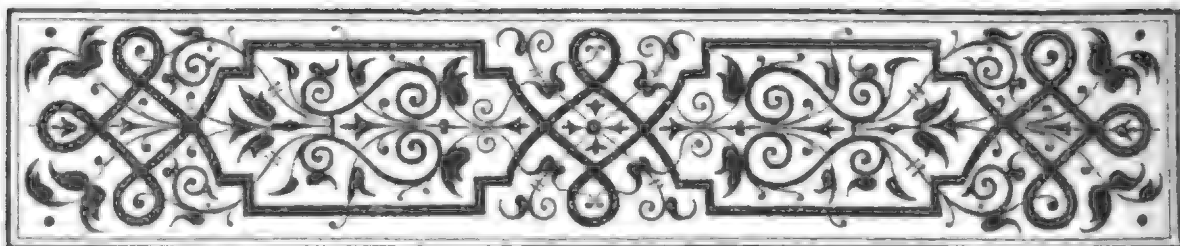
Dies Sträußchen hier,
Was will's, o Mutter? Mög's der Vater sagen,
Denn ach, ich schlaf' und dämm're noch in mir.

Goldlack, verblühend! —
Was einst dir so verblüht, der Vater weiß es;
Dein Auge weiß es, still von Thränen glühend.

O Maienglöckchen! —
Ein neuer Frühling läutet, Mutterherz,
Und blüht und wächst und lacht im Kinderröckchen.

Nachtblüh'nder Flieder.
Geschmückt mit Blumen sank dein Glück in's Grab;
Geschmückt mit Blumen kommt das Glück dir wieder.

Frühjunirosen.
Früh will ich lieben lernen, lehr' mich's nur;
Und doppelt zärtlich will ich dich umkosen!



Andrei Florea, der Curcan*).

Von

N. Gane.

Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von

Mite Kremnitz-Bardeleben.

I.

Ich bin Waslujaner, gebürtig aus dem Dorfe Floresti. Als ich kaum einundzwanzig Jahr alt war, kam an mich die Reihe zum Ausloosen. Ich entsinne mich, mit welcher Scheu ich die Hand in einen Haufen gerollter Zettelchen steckte und Nr. 13 herauszog. „Gut!" riefen die Leute, die um mich herum standen, „Du bist ein Glückspilz!" Darauf zog mich der Doctor bis auf die blanke Haut aus, untersuchte mich im Hals, an den Gelenken, hämmerte mir an der Brust und am Rücken herum, der Hauptmann maß mich sogar mit einem kleinen Riemen, um zu sehen, ob ich groß genug sei, fragte mich nach Vater, Mutter und Geschwistern, als wolle er meinen Stammbaum nachweisen, trug dann meinen Namen in ein Buch ein und sagte: „Mein Junge, wir können Dir nicht helfen, Du hast eine kleine Nummer gezogen, bist gesund und gut gebaut und hast kein Recht frei zu kommen, Du mußt dienen. Wir beim Militär können solche stramme Burschen, wie Du einer bist, grade gebrauchen". Der Hauptmann hatte kaum ausgesprochen, als Einer mit dem bunten Rock, der neben mir saß, aus vollem Halse schrie: „Zum Scheeren!" Gleich stießen mich die Dorobanzen in die Nebenstube und setzten mich auf einen Stuhl; die Scheeren

*) Curcan, wörtlich Truthahn, ist der Spitzname einer Truppengattung, den dieselbe nach der Truthahnfeder an ihrer Mütze bekommen hat.

begannen in meinen Haaren zu sausen, als schnitt eine Sense im Korn und im Handumdrehen stand ich plattköpfig wie eine Wassermelone da.

Mir war, so zu sagen, weder fröhlich noch traurig zu Muth, ich konnte mir eigentlich keine Rechenschaft geben, was mit mir an dem Tage vorging. Nur als ich den Vater an den Thürpfosten gelehnt sah, betrübt, als wäre er allein in der Welt geblieben, da fühlte ich, daß es mir in's Herz schnitt. Ich habe mich aber zusammen genommen und die Thränen, die mir aus den Augen stürzen wollten, verschluckt, denn mir war bange, im Dorf ausgelacht zu werden. Ich hatte das Glück, daß der Vater ein behäbiger Mann war, mit Mais in den Scheunen und einigem Vieh um das Haus herum, so daß er mir aus eigenen Kosten die Uniform machen lassen konnte, um mich nicht von sich geben zu brauchen; und so blieb ich Soldat im 13ten Dorobanzen-Regiment.

Ohne mich zu rühmen, darf ich sagen, daß mir die Dorobanzen-Uniform nicht grade schlecht stand: die schön um den Fuß geschnürten Sandalen, der lange Mantel, der um die Taille durch einen Riemen zusammen gehalten wurde, und hauptsächlich die Mütze, die über dem Ohr zurückgebogen und mit der Truthahnfeder geschmückt war. Wenn ich so durch das Dorf einherstolzirte vor den Mädchen, die mir nicht allzusehr aus dem Wege gingen, wandelte es mich an, wie man zu sagen pflegt, mir die Federn aufzublasen wie ein Truthahn.

„Was Du doch zum Bangemachen aussiehst", sagte Catrina, hinter mir her kichernd, „Du wirst noch die Polenta entzwei schneiden!"

„I, sieh ihn doch, geht er nicht steifnackig wie ein Ziegenbock einher!" sagte Mariora, mich am Rockärmel ziehend. Ich aber lief ihnen nach, zwickte sie und wenn mir Eine 'mal in die Hände fiel, schloß ich ihr den Mund mit einem Kuß.

Mein Dienst war nicht grade schwer, denn saß ich auch zehn Tage in der Kaserne, so war ich doch zwanzig zu Hause.

Was mir am meisten zu schaffen machte, war das Reglement, das ich auswendig lernen mußte wie das Vaterunser. Zum Glück kannte ich die Buchstaben so halbwege vom Kantor Kiriak aus dem Dorf; aber die anderen Dienstpflichten: „Links, rechts, Gewehr auf Schulter, bei Fuß," das ging wie geschmiert, weil ich von Natur nicht grade linkisch war und mein Arm mit dem Gewehr Bescheid wußte, von früher her, wo ich die Füchse und Rehe in den Wäldern von Rakowa jagte. Wenn ich mich in Reih' und Glied befand und mit regelmäßigem Schritt marschirte, eins, zwei, drei, oder wenn ich vor dem Commandanten, mit der Hand an der Cocarde rief: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" würde Jeder gesagt haben, daß ich wie geschaffen zum Soldaten sei. Nur um die Leute zur Feldarbeit zu treiben, war ich nicht brauchbar, denn ich hatte ein treuherziges Aussehen und die Leute waren nicht daran gewöhnt, sich vor mir zu fürchten. Sogar Catrina sagte mir, daß es mir gar nicht stünde, wenn ich ein Gesicht schnitte.

So trieb ich es an zwei Jahre und mehr; währenddem starb die Mutter, und der Vater wurde immer gebeugter. Eines Tages nahm er mich bei Seite und sagte mir: „Mein Junge, ich werde eher heute als morgen Deiner Mutter folgen und Du stehst noch immer nicht auf eigenen Füßen. Es würde uns nicht schaden, wenn wir in der Wirthschaft eine Hausfrau hätten, die sich Deiner Jugend und meines Alters annähme. Ich meine nun, daß Catrina, wenn sie auch nicht reich ist, doch verständig und tüchtig aussieht und daß sie auf die Ehre unseres Hauses halten würde — aber Du, was meinst Du?"

Diese Worte, aus dem Munde meines alten Vaters gingen mir in's Herz. Ich hatte noch nicht an Catrina gedacht und kann auch nicht sagen, daß sie mir lieber, als ein anderes Mädchen im Dorfe war, aber des Vaters Worte waren mir wie ein geheimer Befehl von Oben.

Also ging ich gleich zu Catrina und sagte ihr von meines Vaters Wunsch, der jetzt auch der meine sei; sie aber antwortete mir nichts, sondern wurde roth wie Feuer und schlug die Augen nieder. Ich hätte sie wohl küssen mögen, wie neulich, als ich bei der Dorfschaukel mit ihr scherzte, aber jetzt getraute ich es mich nicht; seitdem ich an's Freien dachte, ward ich verlegen, wie ein junges Mädchen und wollten mir die Worte nicht recht von der Zunge.

Von Catrina machte ich dann links um und ging stracks zum Hauptmann, um die Erlaubniß zu meiner Heirath von ihm einzuholen. Dieser aber antwortete mir: „Andrei, jetzt ist keine Zeit zum Freien, wir werden nächstens mit dem ganzen Waslujer Bataillon nach der Donau hinunter müssen; aber wenn der Herrgott will, daß wir gesund zurückkehren, dann will ich sogar Dein Trauzeuge sein; bis dahin mein Sohn, mußt Du Dich fein gedulden!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann", sagte ich, mich wie ein Kreisel auf den Hacken umdrehend, und ohne ein weiteres Wort ging ich nach Hause. Auf dem ganzen Weg konnte ich den Mund nicht aufthun, um den Vorübergehenden „Guten Tag" zu wünschen. Ich war betrübt, wie nie zuvor, und wußte nicht warum; war doch der Vater nicht am Rand des Grabes und auch die Catrina sollte ja keinen Andern heirathen, und auch vor der Donau hatte ich keine besondere Furcht; war ich doch im Herbst sogar mit den Truppen dagewesen und Gott sei Dank wieder gesund nach Hause zurückgekehrt. Trotz alledem war mir das Herz nicht am Fleck.

Im Dorfe angelangt, hörte ich verschiedene Gerüchte, die die Gesichter verdüsterten, daß die Russen über den Pruth gingen, nein, daß die Türken in's Land einfielen, dann daß die Rumänen gegen die Türken in's Feld ziehen wollten, oder gegen die Russen, nichts war bestimmt, lauter Reden ohne Zusammenhang, aber etwas war los, in der Luft lag Gewitter.

Nach einigen Tagen rief mich ein Bote nach dem Rathhaus, wo alle jungen Männer, die bei meinem Bataillon standen, versammelt waren, der Hauptmann saß eben am Tisch, mit einem Papier in der Hand.

„Andrei Florea!“ rief er. „Hier!“ antwortete ich.

„Nicolai Druga!“ „Hier!“

„Petrea Doncila!“ „Hier!“

„Vasile Graunte!“ „Hier!“

Und so rief er uns Alle, nach der Liste, die er in der Hand hielt, auf.

„Jungens“, sagte er dann, „wir haben Befehl, in's Lager an der Donau abzumarschiren; putzt Eure Waffen ordentlich, nehmt Euch genug Wäsche mit und tretet in vier Tagen in Jassy an, von wo wir mit den dortigen Truppen aufbrechen werden. Seht aber zu, daß Keiner von Euch fehlt!“

„Zu Befehl!“ antworteten wir Alle, mit der Hand an der Cocarde.

Dann verließen wir das Rathhaus, um heimzukehren, jeder nach seinem Hause. Nicolai Druga kam auf mich zu und sagte: „Hast Du gehört, Andrei, es geht bunt her, die Sache wird krumm!“ „Krumm oder grade, es ist nichts daran zu ändern“, antwortete Vasile Graunte, „wenn's befohlen wird, muß es geschehen! Man müßte denn schon, wie man so sagt, seinen eigenen Vater verleugnen!“

„Und dann, wozu das Hin- und Herreden!“ fügte Petrea Doncila hinzu, „Denn, was Einem beschieden ist, entgeht man doch nicht. Wie Viele kehren doch gesund aus dem Kriege zurück, und wie Viele sterben wohl zu Hause hinter dem Herde. Da waltet nicht Menschenwille, sondern des Herrgotts!“

„Du sprichst vernünftig, Petre“, sagte Paraschivas alter Toader, ein Mann, der 30 Jahre lang Jäger in einem vornehmen Hause gewesen war. Wenn ich höre, daß es da unten Händel geben wird, ist mir, als schwelle mir der Kamm und als müsse ich auch mit. Schade, daß mir Füße und Hände nicht mehr mit dem Herzen Schritt halten, sonst wär's an der Zeit zu zeigen, daß mein liebes Schießgewehr, durch das ich mich dreißig Jahre ernährt habe, noch zu etwas gut sein kann. Heh, Jungens, dem Menschen ist es nicht nur beschieden sich in der Sonne auszustrecken, im Leben giebt es Wetter und Unwetter, und wenn wir die Brust nicht tapfer dem Unwetter darbieten, wäre es ja besser, wir ließen die alten Weiber das Haus vertheidigen und setzten uns an den Spinnrocken.

Die Augen des alten Toader leuchteten, als er so zu uns sprach und sein auf Krücken gestützter Körper richtete sich grad wie eine Kerze auf. Man hätte meinen können, er würde zum zweiten Mal wieder jung.

„Na, kommt mit mir, Kinder“, fügte er hinzu, „wir wollen ein Glas Wein darauf leeren. Da die Zeiten rauh werden, dürfen wir uns nicht trennen, ohne uns Glück zugetrunken zu haben“.

So gingen wir alle in die Dorfschenke und Jeder stieß mit ihm an; mir aber, um die Wahrheit zu sagen, glitt der Wein nicht durch die Kehle, denn mir war nur obenauf, wie beim Wein der Schaum, guten Muthes, im Herzen lag die Hefe der Sorge. Ich dachte an den Vater, an Catrina und unser Haus, an das Vieh, dann an die Türken und die Russen und

die Kanonenkugeln; vorwärts getrieben vom Wirbel meiner Gedanken, saß ich schweigsam auf einer Bank, ohne zu bemerken, daß nur ich noch mit dem alten Toader, der mitleidig auf mich schaute, zurückgeblieben war.

„Mach' Dir das Herz nicht noch schwerer, mein Sohn", sagte er, mir die Hand auf die Schulter legend. „Geh' nach Hause und mache Dich marschbereit, denn im Dienste sind die Stunden gezählt".

Drei Tage darauf war ich militairisch eingekleidet und marschbereit Meine Sandalen waren funkelnagelneu, der Mantel so geputzt, daß die Knöpfe auf ihm wie Gold leuchteten, auf dem Rücken hatte ich den Tornister mit der Wäsche und auf der Schulter das Gewehr.

Als ich zum Vater ging, ihm Adieu sagen, wurden mir die Augen feucht; und er, als er mich auf die Stirn geküßt hatte, sagte mit bewegter Stimme:

„Geh' mit Gott, Andrei! Der Herr behüte Dich in Gehorsam und führe Dich gesund zurück".

Dann sagte ich den Nachbarn Adieu, Catrina aber fand ich nirgends. Um Mittag traf ich mit allen Leuten meines Bataillons am Dorfkreuz zusammen. Greise, Kinder, Frauen und Mädchen, Alle außer Catrina hatten sich um uns geschaart, um unseren Ausmarsch mit anzusehen. Wir, achtzehn an Zahl, waren zu zwei und zwei eingereiht, mit dem Corporal an der Spitze.

„Gewehr auf Schulter! Marsch!

Dann mit dem linken Fuß voran, rückten wir aus. Hundert Mützen und Hüte und hundert Tücher wurden in der Luft geschwenkt, um uns „gut Glück" zu wünschen. Das ganze Dorf begleitete uns bis an das Dorfthor hinaus; Paraschivas Toader, der Alte, kam trotz seiner Krücken mit der Menge mit, den Mund voll Worte der Ermuthigung; Anton Aghiutza, ein buckliger Zwerg, der Possenreißer des Dorfs, kletterte auf das Thor und rief uns mit lauter Stimme nach: „Glück auf den Weg, Kinder! Bringt mir Jeder von Euch eine Pistole mit, damit ich sehe, wie der Türke ausschaut; nach dem Sprüchwort, wie der Türke, so die Pistole".

Das ganze Dorf brach in ein lautes Gelächter aus, wir aber grüßten militairisch mit der Hand an der Cocarde.

II.

Schwer ist es dem Menschen, bis er in's Ungemach kommt: ist er aber mal drin, na dann, wie das Sprüchwort sagt, setzt er sich den Kopf zwischen die Schultern und geht blind vorwärts. So geschah es auch mit mir. Als ich von Hause fortgezogen und nun ganz Soldat geworden, ließ ich auch die Sorgen hinter mir und kam allmählich wieder in mein gewohntes Wesen.

Nur Eines fiel mir noch schwer. Es that mir leid, daß ich Catrina nicht noch gesehen und ihr Lebewohl gesagt hatte, denn, wer weiß? möglich war's, daß ich sie nie wiedersah. Mit diesem Stachel im Herzen marschirte ich bis zum Abend. Wir waren im April, wenn die Lerche singen lernt und der Wald auszuschlagen beginnt. Ein voller schöner Mond erhellte mir den

Weg, als ich plötzlich, einige Schritte vor mir, hinter einem Laubbaum versteckt eine Frau erblickte. Mit einem Sprunge war ich bei ihr und ergriff ihre Hand.

Es war Catrina, aber so bleich und mager, daß mir schien, als hätten sich ihre Augen im Kopf vergrößert.

„Schön, daß ich Dich noch sehe, Catrina, ehe ich in den Krieg ziehe“, sagte ich, sie traurig anblickend. „Aber warum sind Deine Hände so kalt?“

„Mir ist bange, daß Du mich vergißt“, antwortete sie, mit thränenerstickter Stimme.

„Ich: Dich vergessen! Aber geh' ich dorthin denn etwa zum Tanz oder zu Spinnabenden? Bitte lieber den Herrgott, daß ich nicht todt geschossen werde, Catrina!“ Dann, mich ermannend, nahm ich sie in die Arme und küßte sie auf die Stirne, sie aber seufzte schwer und sagte:

„Andrei, schwöre mir, daß Du mir treu Dein Wort halten willst!“

„Ich schwöre!“

„Und wisse wohl, Andrei, daß ich in der Stunde, in der Du diesen Schwur brichst, sterben werde. So fühl' ich's, daß es mir beschieden ist“.

„Dann wirst Du lange leben, Catrina, es sei denn, daß eine Kugel mir die Tage verkürzt“.

„Du wirst nicht im Kriege sterben“, entgegnete sie mit einer Stimme, die mir prophetisch klang. Ich wollte sie noch einmal küssen, das letzte Mal, ehe ich von ihr schied, sie aber wand sich aus meinen Armen und verschwand im Schatten der Bäume. Aus der Ferne hörte ich nur noch eine Stimme, die mir stets im Herzen klingt: „Geh' mit Gott, Andrei, und vergiß mich nicht“.

Jetzt, das kann ich sagen, kam mir gleich mehr Lebensmuth. Ich weiß nicht, warum ich mich so sehr gestärkt fühlte, seitdem ich aus Catrinas Mund gehört hatte, daß ich nicht im Kriege sterben würde. Ich bildete mir ein, daß Frauen manchmal einen geheimnißvollen Blick in die Zukunft besäßen, ihre Sorge aber, daß ich sie vergessen könne, schien mir zu kindisch, als daß ich überhaupt noch dran dachte.

Mitternacht war vorbei, als wir im Wald von Rakowa anlangten. Jetzt hielten wir nicht mehr militärisch Schritt, sondern Jeder ging, wie er konnte, je nach seiner Müdigkeit und nach den Gedanken, die ihm im Sinn lagen. Der Mond fing an am Himmel hinabzusteigen und die Schatten fielen lang auf die Erde, wie Riesenarme. Ich entsann mich, wie mir die Alten erzählt hatten, daß hier einstmals die Rumänen auf die Türken trafen und ihre Schaaren zerstreuten, und nun nach so bitter vielen Jahren war an uns die Reihe gekommen, uns wiederum mit ihnen zu messen. Sonderbare Fügung. Wahr ist's, was Jemand 'mal sagte: „Niemand weiß, was im Zeitenschoße verborgen ruht“. Und wie ich so in tiefen Gedanken über diese mit Menschenblut getränkte Stelle fortschritt, erhitzte sich mein Gehirn und schien es mir plötzlich, daß ich in den Strahlen des Mondes Todtenköpfe aus der Erde emporsteigen sah, die mich angrinzten.

Drei Wochen später durchstreiften wir das Land längs der Donau, an deren Ufer tausend und aber tausend Rumänen, an verschiedenen Plätzen angesammelt waren, nur des Befehls zum Uebergang harrend. Bis aber dieser Befehl kam, spielten wir unendlich oft mit den Türken Ball, Kanonenkugeln in ihre festen Plätze sendend und von ihnen welche zurückempfangend. Dann, im Mitsommer schlugen wir eine Brücke über die Donau, von deren einem Ende man das andere kaum sehen konnte. Eingereiht zu fünf und fünf begannen wir hinüber zu ziehen; unsere Reihen, die Reiter und das Fußvolk, deren Waffen in der Sonne glänzten, waren schön anzusehen, wie sie mit männlichem Schritt, beim Klange der Musik und mit wehenden Fahnen marschirten, von über hundert Kanonen gefolgt, unter deren Rädern der Boden zu ächzen schien.

„Jungens, ruft: „es lebe der Fürst!“ sagte der Kommandant, „denn seit vielen hundert Jahren flog der rumänische Adler nicht in heidnisches Land“.

„Hurrah, es lebe der Fürst!“ riefen tausende von Stimmen, die in den Donauthälern widerhallten. Das Herz schlug uns laut in der Brust und, entschlossen wie wir waren, auf Leben und Tod vorwärts zu gehen, fühlten wir zum ersten Male einen geheimen Stolz in uns. Jetzt endlich waren auch wir „Etwas“.

Nach sechs Tagen langten wir vor den Befestigungen von Plewna an, gegen welche die russischen Streitkräfte so oft vergeblich angeprallt. Hier begann für uns ein angestrengteres Leben, denn da wir dicht vor den Türken waren, mußten wir unaufhörlich Wache stehen und Schanzen graben, um nicht insgeheim überfallen zu werden. Immer in den Kleidern, mit der Waffe in der Hand, immer bereit, beim kleinsten Zeichen aufzuspringen, schliefen wir Nachts den Schlaf der Hasen und Tags behagte uns oft die Kost nicht, wenn sich die türkischen Kugeln mit unserem Borsch[1]) vermischten. Der Mensch gewöhnt sich aber an's Schlechte, wie an's Gute. Jeder that den Dienst ohne Klage, nur als die bösen Regen, die uns bis auf die Knochen durchnäßten, immerfort fielen, und wir auf dem aufgeweichten Boden schlafen mußten, da dachten wir wohl unversehens an „zu Hause“ und unsere Gesichter wurden trüber. Aber wie man sagt, eine gute Stunde läßt ein böses Jahr vergessen; wenn sich durch den Wolkenriß ein Strahl warmer Sonne schlich, erwachte uns die Lebenslust gleich wieder und die Doina erklang aus den Schanzen um Plewna.

An einigen Stellen waren wir den Türken so nahe, daß wir miteinander reden konnten. Eines Tages rief mein Kamerad Vasile Graunte, der ein großer Spaßmacher war, ihnen zu: „Ihr Bostangies und Ciorbagies[2]), nicht wahr, die Mäuse ruhen Euch im Magen? Warum betet Ihr nicht besser?“

---

[1]) Eine saure Suppe.
[2]) Türkische Truppengattungen.

„Lauter Lüge, sieh, was wir essen!“ antwortete eine Stimme von drüben, und dabei flog ein Weißbrod in unsere Schanze.

„Das habt Ihr uns gestohlen, das schwöre ich auf den Fez des Muhamed!“

„Wer dies gesagt hat, zeige mal sein Gesicht, wenn er Mann's genug dazu ist!“

„Gleich“, antwortete Graunte, und, sich einen Fez auf den Kopf setzend kam er mit dem Oberkörper über die Schanzen hinaus. Da sauste ihm ein Hagel von Kugeln um die Ohren.

„Aber wer unter Euch ist muthig genug, seinen Schädel zu zeigen!“ rief er, sich hinter die Verschanzung zurückziehend.

„Ich“, antwortete ein Türke, der mit einer Curcan-Mütze auf dem Kopf vor uns auftauchte.

„Feuer auf ihn“, riefen die Unsrigen, nun ihrerseits eine Gewehrsalve auf ihn abgebend. Der Türke verschwand natürlich.

Diese kleinen Scherze hätten leicht schlecht enden können, denn mit dem Tode ist nicht spaßen; aber was sollten wir machen? Uns feiger als die Türken benehmen, das ging doch nicht. Es war sonderbar, wie ich, ein weicher Mensch meiner Art nach, ordentlich Lust bekam, nach Menschenfleisch zu zielen, ja daß ich es sogar jedesmal bedauerte, wenn mein Blei nicht traf. Ich war nicht mehr der gutmüthige Junge Andrei Florea aus Floresti, den die Mädchen beim Spiel ohne die geringste Furcht jagten; der Krieg machte mich blutgierig und veränderte meine Natur; wenn ich nur gekonnt hätte, hätte ich am liebsten alle Türken im Türkenland gemordet, damit die Sache mal aufhöre, und ich eher nach Hause zurückkehren könne. So aber gingen die Dinge langsamer, als wir wünschten, wenn auch jeder Tag seine neuen Erlebnisse und neue Arbeit brachte.

Als unsere Befestigungen beendet waren, hatten wir Säcke mit Sand zu füllen, Bündel aus dürrem Maisstroh zu machen und Körbe aus Reisig zu flechten, die die Rumänen, nach ihrer Gewohnheit, allen Dingen Spitznamen zu geben, Frosinen[1]) (anstatt Faschinen) nannten. Diese waren Alle zur Vertheidigung unserer Schanzen bestimmt, oder sollten in die Schanzen der Türken geworfen worden, wenn wir sie überfallen würden. Und die Späße begleiteten unaufhörlich unsere Arbeit.

„Du Deine Frosine ist etwas aufgebläht, ich fürchte, Du wirst sie den Türken nicht als Ehrengabe bringen können!“

„Sie ist nun grade gut um in die Arme geschlossen zu werden“, entgegnete der Andere, „mit ihr gehe ich bis in die Puppen“.

So scherzten unsere Jungen nach der alten Gewohnheit aus ihrer Kinderzeit bei der Arbeit, denn wenn die Tage auch noch so sauer und mit Gefahr verflochten sind, lassen sie sich doch immer noch versüßen, faßt man sie mit Lust und gutem Willen an.

[1]) Abkürzung von Euphrosine.

III.

Am 30. August herrschte große Bewegung in unserem Lager. Der Himmel war bewölkt und ein feiner Regen fiel wie gesiebt. Sobald der Morgen graute, eilten Generäle, Obersten und Majore nach allen Richtungen, um verschiedene Befehle zu ertheilen, unsere Truppen rückten in die Schlachtordnung ein und andere bildeten Flügelkolonnen; als aber die Sonne sich lanzenhoch über dem Horizont erhoben hatte, begann ein furchtbares Kanonenfeuer, das unaufhörlich anhielt, wie Trommelwirbel. Es waren unsere Kanonen, hundert gezogene Stahlmünder, die auf die Befestigungen von Griwitza Feuer spieen, um dem Kaiser Alexander zu seinem Namenstag zu salutiren. Jeder Schuß zertrümmerte, furchte und schlug ein an den Erdwänden des Feindes. Drei Stunden lang hielt dies furchtbare Feuer an, dann brach es ab. Die Sonne stand jetzt hoch; ein kleiner Feldgottesdienst fand statt, dann ein Mahl zu Ehren des Kaisers, bei dem unser Fürst das erste Glas auf ihn leerte. Man erzählte sich noch, der Fürst habe sein Glas nicht ausgetrunken, sondern traurig zu seinem General, der neben ihm saß, gesagt: „Viele meiner Leute werden den Untergang der Sonne nicht mehr sehen!“ Dann vertheilte man etwas mehr Rationen als gewöhnlich unter die Soldaten. Wir waren alle schweigsam und gedankenvoll, wie vor einer Entscheidungsstunde: Jeden überkam die Sehnsucht nach irgend etwas Lieben zu Hause; den Einen nach Vater und Mutter, den Anderen nach Frau und Kind, und Jeder sagte sich, im Herzen seine Hoffnung nach oben richtend: „wie Gott will!“ Ich aber gedachte der Worte Catrinas, daß ich nicht im Kriege bleiben würde, und fühlte solche Zuversicht in der Seele, daß ich ohne jede Sorge allen Kugeln des Feindes entgegenging. Was konnte sie eigentlich davon wissen, sie, ein armes Bauernmädchen? Ich aber glaubte ihr und der Glaube rettet den Menschen. Vielleicht war es nur eine Hoffnung, ein Wort zu guter Stunde gesagt, das aber genügt, um Trost in die Seele eines Menschen zu gießen, deß Leben an einem Faden hängt.

Vasile Graunte aber, der Spaßmacher, den ich nie unlustig gesehen hatte, sagte mir in's Ohr: „Du, Andrei, ich fühle, daß ich sterben werde!“ Ich wollte ihm antworten, er schnitt mir aber die Rede ab.

„Hör', Andrei, wenn ich sterbe, sag's der Mutter nicht so plötzlich, schon' sie, die Arme, denn sie ist alt und gieb ihr das Bischen Geld, das ich hier im Tornister vom Sold gespart habe“. „So sei doch still“, sagte ich, „Niemand weiß das Ende seiner Tage“.

„Laß nur gut sein, Andrei, ich mache mir ja das Herz um solch' einer Kleinigkeit willen nicht schwer. Ich werde auch versuchen, meine Haut so theuer wie möglich zu verkaufen, damit es mir in der anderen Welt nicht noch leid zu thun braucht, daß ich mich habe beschwindeln lassen“.

Nachdem Vasile sich dadurch das Herz erleichtert hatte, daß er mir sein

Geheimniß anvertraut, wurde er wieder wie sonst; mit Fröhlichkeit im Gesicht und Scherz auf den Lippen.

Dann, nachdem die Sonne im Mittag gestanden, trat der Hauptmann vor uns und sagte folgende Worte, die sich in mein Gedächtniß gruben:

„Kinder! Seht Ihr die Grivitza-Redoute vor uns? Die müssen wir aus den Händen des Feindes reißen. Ich werde Euch vorangehen, Ihr aber müßt mir muthig folgen, denn die Ehre und die Zukunft unseres Landes liegen heute in Euren Händen. Fürchtet Euch nicht vor dem Feind, sorgt nur dafür, daß er nicht über Euch spotte. Diejenigen, die auf dem Schlachtfelde fallen, werden die Erwählten Gottes sein, denn ihre Namen werden in die Reihen der Helden unseres Landes geschrieben werden und das ganze Land und die Nachkommen unserer Kinder noch werden sie segnen. Also mir nach, meine Kinder, mit dem Rufe: „es lebe Rumänien!"

„Hurrah!" riefen wir Alle wie aus einer Kehle. Die Trompeter bliesen zum Angriff. Der Hauptmann zog seinen Säbel aus der Scheide und ging vorauf und unsere Reihen, wie Meereswellen, bewegten sich auf Grivitza zu Rechts von mir war Vasile Graunte, links Petrea Doncila. Mir war wohl zwischen ihnen, denn was nun auch geschah, ich war mit Freunden aus meinem Dorf und jede Trübsal, die von Freunden getheilt wird, ist gemildert. „Daß wir uns nur brav halten!" sagten wir unter einander, „dann komme, was Gott will!"

Wir rückten vor und unsere Köpfe erhitzten sich, die Türken aber, die in ihren Befestigungen ruhten, über denen wir nur ihre Feze erblickten, empfingen uns mit einem Hagel von Kugeln, sobald wir in den Bereich ihrer Gewehre kamen. Viele der Unseren fielen bei der ersten Salve des Feindes, aber Keiner ging zurück. Je näher wir kamen, je heftiger wurde das Feuer. Die Kugeln sausten uns um die Ohren, durchlöcherten die Mützen, durchlöcherten die Mäntel, fielen dichter als der Regen von oben, daß man hätte meinen können, die Hölle habe sich vor uns aufgethan. Es war nicht 'mal möglich aufzuathmen, die Rumänen fielen wie die Garben und Alle, bis auf den Letzten wären wir da gefallen, hätte nicht unser Hauptmann, mit gezücktem Säbel und der Fahne in der Hand, vorwärts zu stürmen begonnen, uns den Weg zum Feinde zu kürzen.

„Mir nach, Kinder, hier hilft kein Zögern", rief er aus voller Kraft.

Da begannen unsere langen Reihen mit Heldenschritt vorwärts zu stürmen und in einigen Minuten standen wir vor der Schanze, die längs der Wälle von Grivitza lag.

In einem Augenblick war die Schanze mit unseren Maisstrohbündeln und Korbgeflechten gefüllt, noch mehr aber mit Menschenleichen; dann wurden Hunderte von Leitern, die wir auf dem Rücken mitgebracht, an den Wall gelegt und unsere Curcanmützler, die von Kindheit an gewohnt waren, über Zäune und Hecken zu springen, kletterten wie die Katzen hinauf. Hier war der Anblick furchtbar, der Kampf war näher, Mann gegen Mann, das gefiel

uns aber mehr, denn bisher hatten wir nur auf Erdwälle gezielt, während die Türken in unser lebendes Fleisch schossen. Heiliger Gott! Viele unserer Leitern brachen entzwei, viele Dorobanzen fielen in die Schanzen, mit ihren Körpern Brücke bildend, und das alles ausgewählte Truppen, Hochländer, die abgemessen mit dem Wort, aber ausdauernd bei der That; doch fielen diesmal auch viele Türken, durch unsere Kugeln getroffen, wie Elstern von den Höhen von Grivitza hinab.

Der Hauptmann war immer voran, wo die Gefahr am größten war. Er schwang sich jetzt auf die Leiter mitten in einem Schwarm von Kugeln. Eben wollte er seinen Fuß auf Feindes Boden setzen und die Fahne aufpflanzen, als ein Blei ihn in die Brust traf. „Vorwärts, Kinder!“ rief er zum letzten Mal, dann fiel er von der Leiter, mitten unter uns.

Mir kamen die Thränen in die Augen, als ich ihn seine Seele aufgeben sah, denn er war ein guter Mann gewesen, unser Hauptmann, milde und für uns stets sorgetragend, für sich selber aber sorglos. Ich erinnerte mich an sein Versprechen, daß er mein Trauzeuge sein wollte, wenn wir wieder nach Hause kämen, und wie ich ihn so noch warm im Arm hielt, überkam mich ein so heftiger Drang nach Rache, daß ich wie bewußtlos die Fahne aus seiner Hand nahm und auf die Leiter stürzte, mich auf Gott verlassend.

Vasile Graunte und Petrea Doncila kamen mir nach. Zum Unglück reichte die Leiter aber nicht bis oben auf die Mauer und ich mußte mich mit den Händen anklammern, um mich herauf zu schwingen. Dabei fühlte ich mich an der linken Hand durch einen Säbelhieb verwundet; in der Hitze des Gefechts gab ich aber nicht darauf Acht, sondern sprang mit einem Ansatz hinauf. Der Türke, der mich verwundet hatte, stand bereit, mich weiter anzugreifen, aber, wie man so sagt, ich schnitt ihm das Wasser von der Mühle ab, indem ich ihm mit dem Gewehrlauf einen Schlag auf den Schädel versetzte, daß er wie eine Wassermelone herunterkollerte. Dann pflanzte ich die Fahne auf in Grivitza!

Die Unsrigen stürmten jetzt wie die Ameisen von allen Seiten heran, und mit den Türken in's Handgemenge kommend, kämpften sie Mann gegen Mann. Wenn es sich um den Zweikampf handelt und um den Kolben, dann soll man nur unsere Jungen lassen, denen sind die Hände nicht abgestorben.

Es war eine wahre Freude, wie die Gewehrläufe zwei oder drei Köpfe mit einmal trafen und die Feze mit dem Gehirn zugleich wegflogen, wie die Bajonette bis zur Wurzel in Türkenfleisch drangen, so daß die Feinde erstickt, zermalmt durch unsere überlegene Kraft, bis auf den letzten Mann fielen. Aber wahr bleibt's, sie haben sich wie die Bulldoggen gewehrt.

„So versteh' ich's noch,“ sagte Vasile Graunte, der mit Doncila und mir die Fahne aus Leibeskräften vertheidigte und alle Angriffe mit Zinsen zurückzahlte. Doncila erhielt eine Wunde am Fuß, ich eine zweite an der Seite, aber ich hielt mich gut. Vasile Graunte aber war heil wie ein Ei, nur die Mütze und der Mantel waren ihm durchlöchert.

„Du mein Herrgott, war das 'ne Hochzeit und kein Spaß!" fügte er scherzend hinzu. „Schade, daß wir keine Fiedler hatten!"

Kaum hatte er ausgesprochen, als ein todtverwundeter Türke, der zu seinen Füßen ausgestreckt lag, laut und schwer stöhnte. Barmherzig wie er war, näherte Graunte sich ihm und fragte, was er wolle? Als Antwort zog der Türke, der noch einen Rest Leben in sich hatte, eine Pistole aus dem Gurt und entlud sie in Grauntes Brust.

Dieser heftete seine Augen noch mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, auf mein Gesicht und fiel dann leblos neben dem Türken hin. Mein armer Graunte! Man sieht, er hatte zu böser Stunde gesprochen, als er mir vorhin gesagt hatte, er trüge das Todeszeichen!

Aber auch in mir zerriß etwas, als Graunte fiel, denn mich verließen plötzlich die Kräfte und ich brach ohnmächtig zusammen.

IV.

Ich war nun im Hospital. Lange Zeit quälten mich die Fieber so schrecklich, daß ich nicht wußte, in welcher Welt ich eigentlich war. Eines Nachts aber schlief ich ruhiger und am folgenden Tage hatten meine Schmerzen nachgelassen und war mir der Kopf klarer. Der arme Doncila, der mit mir in einem Zimmer lag, litt grausig, doch ging es auch mit ihm jetzt zur Besserung.

Plötzlich bemerkte ich eine ungewohnte Bewegung im Hospital.

„Was ist denn los?" fragte ich.

„Ihre Hoheit die Fürstin kommt;" antwortete man mir.

„Na höre, Doncila, nimm Dich zusammen und sag' keine Dummheiten, wie bei uns daheim in der Spinnstube!"

„Hab' keine Angst, ich hab' mich wahrlich jetzt an fürstliche Gesichter gewöhnt, wie der Zigeuner an die Feuerfunken. Weißt Du nicht mehr, daß der Fürst dort auf der Grivitza-Schanze, als ich sie von den Türken gereinigt hatte, zu mir kam, mich mit der Hand auf die Schulter klopfte und mir sagte: „Du hast Dich brav geschlagen, ich danke Dir. Aus dem Truthahn ist ein Adler geworden!" Ich aber schrie, dicht vor ihm stehend, mit der Hand an der Cocarde, daß es ihm durch beide Ohren gellen mußte: „es lebe Deine Hoheit!" Aber was red' ich, Du kannst Dich ja nicht darauf besinnen, Du lagst ohnmächtig neben Vasile, der auch schlief, der Arme, aber den ewigen Schlaf!"

„Sprich mir nicht mehr von ihm, Petre, dann brechen meine Wunden wieder auf. Laß uns lieber von Denen sprechen, die uns zu Hause erwarten, um uns das Herz zu versüßen".

„Ei ja, wenn uns der Herrgott wieder zu unserem Herd kommen läßt, dann wollen wir drei große Kreuze schlagen und die Thürschwelle küssen, denn wahrlich unser Lebensfaden war lang gesponnen und wir haben Tage wie Unkraut".

Plötzlich hörten wir ein Geräusch draußen, die Thüren wurden weit aufgemacht und die Fürstin des Landes, von vieler Welt begleitet, trat in's Zimmer.

„Wer ist Andrei Florea?“ fragte die Fürstin, uns Alle anschauend.

„Ich bin's, Hoheit“, antwortete ich ihr.

Da näherte sich die Fürstin meinem Kopfende, und sah mich mit milden Augen an.

„Du hast die Fahne auf Grivitza aufgepflanzt?“

„Ich, Hoheit!“

„Da Du Dich gut gehalten vor dem Feinde und die Ehre Deiner Fahne vertheidigt hast, bin ich gekommen, um Deine Tapferkeit zu vergelten. Hier ist das Georgskreuz, das Dir der Kaiser der Russen verliehen, hier ist der rumänische Stern, von Sr. Hoheit Deinem Fürsten. Wenn Du heimkehrst, sollst Du Deinen Eltern und Verwandten sagen, daß Du diese Ehrenzeichen mit Deinem Blut erworben, und Du mußt sie Dir aufheben wie heilige Dinge“.

„Zu Befehl, Hoheit!“

Darauf hing die Fürstin mir eigenhändig die Kreuze an die Brust; ich aber konnte mich kaum beherrschen, so laut schlug mein Herz und ich hatte wirklich noch gar nicht gewußt, daß ich solch eine Heldenthat vollbracht hatte.

Als die Fürstin sich dann umwandte, um mit den Andern zu reden, näherte sich mir ein Fräulein, die mit ihr gekommen war, die Jüngste von Allen, mit so schwarzen Augen und so langen Wimpern, wie ich noch nie gesehen und sagte:

„Andrei, erkennst Du mich wirklich nicht?“

„Nein, wirklich, ich erinnere mich nicht, Sie gesehen zu haben“.

„Ich habe Dich gepflegt, als Du in den schweren Fiebern lagst, morgen komme ich wieder“.

„Geb' Ihnen der Herr Gesundheit“, antwortete ich, in die Augen mit den langen Wimpern dankbar blickend.

Die Fürstin, nachdem sie Jedem ein freundlich Wort gesagt, verließ das Zimmer wieder mit den Herrschaften, die sie begleiteten.

Auch Petre Doncila bekam den rumänischen Stern und sah ihn mit freudestrahlenden Augen an; Jeder hatte Etwas bekommen, entweder einen Orden oder ein anderes Geschenk, je nach seiner Tapferkeit, nur ein Einziger saß in einer Ecke und weinte.

„Weine doch nicht so viel, was in aller Welt liegt denn an so einem Kreuzchen“, sagte ihm Doncila, dessen Augen sich aber von dem seinen nicht losreißen konnten.

„Für Dich ist das leicht zu sagen, wenn Du nach Hause kommst, werden die Leute schon glauben, daß Du im Kriege warst, mich aber werden sie auslachen!“

Du hast ja aber eine Wunde!"

„Sie werden sagen, daß ich sie bekommen habe, als ich mit dem Leiterwagen umstürzte".

„Du hast Recht", sagte ich ihm, „Du hast Dich aufgeführt, wie alle Anderen. Laß nur gut sein, wenn die Fürstin 'mal wieder zu uns kommt, werde ich ein Wort für Dich einlegen".

Ich fühlte mich berechtigt, ihm meine Vermittlung bei der Fürstin zu versprechen, denn mit mir hatte sie am Meisten gesprochen, und mir allein unter Allen, hatte sie zwei Kreuze gegeben. Und darauf, bis in's tiefste Herz zufrieden, deckte ich mich mit der Decke zu, schloß die Augen und dachte an das schöne Fräulein. Welch Unterschied zwischen Catrina und ihr! Catrina hatte blaue Augen, gelbe Haare, sonnenverbrannte Haut, kurzum sie war wie alle Mädchen im Dorf, nicht anders, aber sie! . . . Welch' schwarze glänzende Augen! . . . Welch lange Wimpern, die jede Thräne zurückgehalten hätten, welch' Mund, nur zum Lächeln geschnitten. Vor vielem Denken an sie schlief ich ein, aber von dem vielem Denken folgte sie mir auch in den Traum.

Am nächsten Tage, als ich aufwachte, empfand ich eine große Freude, als ich sie am Kopfende meines Bettes sitzen sah. Jetzt trug sie aber nicht die schönen Kleider, sondern hatte ein weißes Tuch um den Kopf, unter dem ihre schwarzen Augen mit den langen Wimpern nur noch glänzender schienen; auf der Brust hatte sie einen weißen Latz, mit dem weißen Kreuz darauf; ein kurzer Rock ließ so kleine Füßchen sehen, die gerade gut die Fläche meiner Hand bedeckt hätten, und dieser Anzug stand ihr noch viel besser, als die schönen Kleider. Mir war es, als sollte ich die Augen nicht mehr von ihr heben.

„Wie geht es Dir heute, Andrei?" fragte sie mich mit weicher, durchdringender Stimme.

„Besser, Fräulein, viel besser".

„So erzähle mir doch mal, Andrei, wie war es Dir eigentlich in der Schlacht, hast Du Angst gehabt?"

„Na, wie soll ich's sagen; so grade wohlig war mir nicht zu Muth. Da habe ich aber mein Kreuz gemacht, wie die Anderen, und bin vorwärts gegangen und da mir's beschieden war zu leben, bin ich durchgekommen".

„Und ist es Dir nie in den Sinn gekommen, zurück zu gehen?"

„Aber wie wäre so etwas möglich, Fräuleinchen. Sie wissen wohl nicht, was in unserem Reglement geschrieben steht, nämlich, daß wir nur zurückgehen dürfen, wenn zum Rückzug geblasen wird. Lebendig oder todt, vorwärts müssen wir gehen, so will es unser Gesetz".

Ich sah, daß meine Worte ihr Freude machten, denn ihre Augen wurden noch glänzender.

Zur Essenszeit kühlte sie mir meine Mahlzeit und setzte sie mir vor. Einmal berührte sie meinen Arm, um mir den Puls zu fühlen, ein anderes

Mal legte sie mir die Hand auf die Stirn, um zu sehen, ob mein Kopf auch nicht glühe, und wer, o Himmel, hätte beschreiben können, was ich empfand, als ich ihre wie Watte so weiche Hand auf meiner Stirn fühlte. Mit ihr vergingen die Stunden schnell, denn sie war lustig und hurtig bei der Arbeit, immer bereit, uns zu geben, was wir brauchten und so klug, daß sie unsere Wünsche immer schon vorher errieth. Gegen Abend näherte sie sich mir und sagte:

„Andrei, such' gut zu schlafen, damit ich Dich wohlauf finde, wenn ich wiederkehre".

„Wann kommen Sie denn wieder?"

„In acht Tagen", antwortete sie und ging dann lächelnd aus dem Zimmer. Ich hätte ihr sagen mögen, daß es gar lange bis dahin sei, aber ich wagte es nicht. So blieb ich und verschluckte im Herzen mein Bedauern, von ihr verlassen worden zu sein.

Die folgenden Tage kamen viele andere Damen und Fräulein, um uns zu pflegen, ich mochte sie aber gar nicht ansehen, so traurig war mir zu Muth; die Worte kamen mir nur, wie mit Zangen gezogen, aus dem Munde und die Wunden fingen wieder an mich zu schmerzen. Catrina ging mir dabei ganz aus dem Sinn, daß ich sogar vergaß, wie sie aussah, ich sah immer nur das Bild des schönen Fräuleins vor mir. Auch das Fieber stellte sich wieder ein, mein Bewußtsein fing an, sich zu verdunkeln und Nachts that ich kein Auge zu.

Am siebenten Tage in der Früh öffnete sich die Thür und das schöne Fräulein trat mit ihrem gewohnten Lächeln in's Zimmer. Mir war, als ginge eine neue Sonne auf. Gleich ließen meine Schmerzen nach, das Fieber hörte auf und eine kindliche Freude überkam mich. Ich sprach, ich scherzte unaufhörlich, um sie lachen zu hören, und wenn sie dann lachte und man die weißen Zähnchen sah, war mir, als vergrößere sich meine Seele vor Glück. Als der Arzt kam, nahm sie selbst mir die Binde von der verwundeten Hand, der Doctor aber runzelte die Stirn und sagte mir: „Wist Du auch tapfer still halten, wenn ich Dir das wilde Fleisch jetzt herausschneide?"

„O gewiß!" antwortete sie an meiner Statt. Als ich sie das sagen hörte, hätte ich mir auch das Herz aus der Brust schneiden lassen. Dann schloß ich die Augen und streckte den Arm aus, Der Doktor reinigte mir die Wunde, ohne, daß ein einziger Seufzer meiner Brust entquoll, denn die Freude, sie neben mir zu fühlen, überwand sogar den heftigen Schmerz.

Gegen Abend dann, zur gewohnten Stunde, ging sie und ließ mich wiederum allein, nur mit der Hoffnung, sie in acht Tagen wiederzusehen.

So verging ein Tag wie der andere, voll Weh oder Freude und meine Wunden heilten jetzt, meinem Herzen zum Trotz, zusehends; ich aber erschrak, wenn ich daran dachte, daß die Zeit kommen würde, wo ich das Hospital verlassen müsse und das schöne Fräulein mit den langen Wimpern dann nie wieder sehen würde. Warum läßt mich der Herrgott nicht lieber hier sterben! fragte ich mich oft.

Ich starb aber nicht, sondern wurde als geheilt entlassen. Die Fürstin schickte mir noch eine Börse mit Geld, für die Reisekosten bis nach Hause, und traurig, trauriger als an dem Tage, wo ich aus meinem Dorfe ausmarschirt, verließ ich den Ort, an dem ich so glücklich gewesen.

Zwanzig lange, müde Tage ging ich bis Floresti, gequält von der Sehnsucht nach vorwärts und der Sehnsucht zurück. Als ich aber an das Thor des Dorfgeheges kam und von Fern den Rauch aus dem Schornstein unseres Hauses sah, als ich an den alten Vater, der in seinen Krücken hing, dachte, an die Felder und das Vieh, das auf seinen Herrn wartete, da wurden meine Schritte soviel größer, daß ich beinahe lief. Wer mir nur auf der Dorfstraße entgegenkam, schloß sich mir an, und bis ich an unsere Hausthür kam, war das ganze Dorf davor versammelt. Die Freude meines Vaters, als er mich sah und in die Arme schloß, kann ich gar nicht beschreiben. Die Thränen rannen wie Bäche in den Furchen seines Gesichts und je mehr er mich ansah, je mehr weinte und seufzte er, als könne er seinen Augen nicht trauen.

Dann fing Jeder an, die Wunden an mir zu untersuchen, auch meine Kreuze, dann die von Kugeln durchlöcherte Uniform und fragten mich dabei nach den Erlebnissen des Krieges. Einige, mit der Hand am Mund, wunderten sich, Andere lachten und scherzten und sagten: „Unkraut vergeht nicht!“ Aghiuţa durchsuchte immerzu, ob ich ihm keine Pistole mitgebracht, damit er wisse, wie ein Türke aussähe. Paraschivas Toader, der Alte, sah mich mit gierigen Augen an, als wäre ihm Leid, daß er nicht an meiner Stelle gewesen, — als ich plötzlich die Dorfglocken läuten hörte!

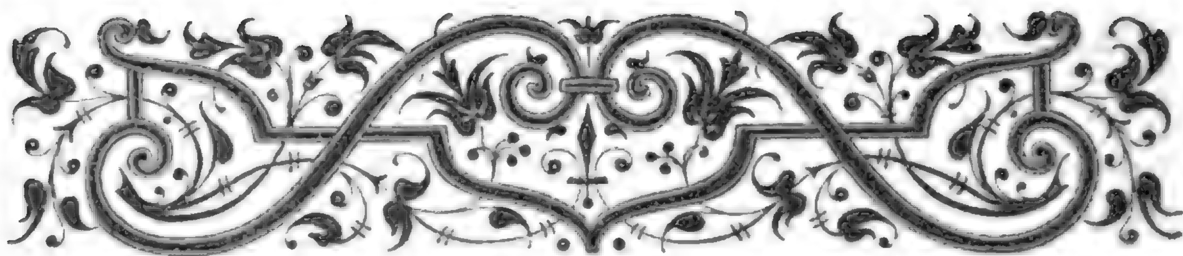
Ohne zu wissen warum, fühlte ich mir das Herz in der Brust erstarren.

„Was bedeutet das?“ fragte ich.

„Nichts“, antwortete Aghiuţa, „es ist die arme Catrina, die zu Grabe getragen wird. Eine böse Krankheit hat sie ins Herz getroffen; es sind jetzt 20 Tage her, und hat ihr Sprache und Gesicht geraubt, und gerade heute hat sie der Herr erlöst. Sie hat lange mit dem Tode gerungen, die arme Catrina, da sie wußte, daß Du kommen würdest; aber es stand nicht geschrieben, daß sie Dich noch sehen sollte. Das ganze Dorf betrauert sie, denn sie war ein braves Mädchen, die Arme!“

„Ja, ein braves Mädchen!“ wiederholte der Vater, mit dem Kopfe nickend.

Ich aber fühlte, wie eine Wolke mir vor die Seele zog und vor die Augen, und der Klang der Glocken hat mich so durchdrungen, daß mir ist, als höre ich sie heute noch.



Das Menschengeschlecht.

Von

Fr. Wilh. Theile.

— Weimar.

Mehr denn ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem Johann Friedrich Blumenbach in seiner Inauguraldissertation (De generis humani varietate nativa. Gotting. 1775), die in den Jahren 1781 und 1795 in zweiter und dritter veränderter Auflage erschien, die Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Anthropologie aufzustellen versuchte. In größerer Ausführlichkeit wurden Blumenbachs Ansichten in den Lectures on Physiology, Zoology, and the natural History of Mankind, by W. Lawrence. Lond. 1819 zur Darstellung gebracht. Im Bestande der gegenwärtigen Menschheit hatte man fünf Varietäten oder Typen zu unterscheiden: Kaukasier, Mongolen, Neger oder Aethiopier, Amerikaner, Malayen. Weiterhin war man dann emsig bemüht, die verschiedenen ethnologischen Gruppen auf dem Erdenrunde nach ihrer Organisation und nach ihren socialen Zuständen genau zu skizziren, auch, soweit thunlich, den angenommenen fünf Haupttypen einzureihen, wie es zumal in den größeren Sammelwerken von James Cowles Prichard (Naturgeschichte des Menschengeschlechts, übers. von R. Wagner und von Friedr. Will. 4 Bände. 1840—1848), desgleichen von Theodor Waitz und in den letzten Bänden von Georg Gerland (Anthropologie der Naturvölker. 6 Bände. 1859—1872) ausgeführt worden ist. Ein sehr entschieden in den Vordergrund tretender Gesichtspunkt bei den anthropologischen Untersuchungen wurde dann vor 40 Jahren dadurch eröffnet, daß A. Retzius das Verhältniß der Länge und Breite der menschlichen Schädel, die Dolichocephalie und Brachycephalie, zur ethnologischen Charakteristik vorzugsweise zu benutzen versuchte. Ferner ist seit 30 Jahren der anthropologischen Forschung ein bis dahin ganz verschlossenes Gebiet eröffnet worden, die Geschichte des vorhistorischen Menschen. Wir wissen jetzt durch unverwerfliche archäo-

logische Zeugnisse, der Mensch bewohnte bereits die Erde in einer unbestimmbar weit zurückliegenden Zeit, gleichzeitig mit besonderen Säugethierformen, die längst ausgestorben sind und ihr früheres Dasein nur durch wohlerhaltene Skelettreste offenbaren. Und diese retrospective anthropologische Forschung wurde noch entschiedener dadurch angeregt, weil die bekannten, nach Charles Darwin benannten Anschauungen über Entstehung und Umwandlung der Organismen schließlich auch auf den höchsten irdischen Organismus, auf den Menschen, ihr Schlaglicht werfen mußten.

Eine kürzlich erschienene Schrift: Das Menschengeschlecht, von A. de Quatrefages, Professor der Anthropologie am Musée d'histoire naturelle zu Paris. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878, welche den XXX. u. XXXI. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" bildet, behandelt alle der neueren Zeit angehörigen Erweiterungen des anthropologischen Gebiets; dabei erfreut sie sich des Vorzuges einer ganz einfach natürlichen und überall klaren Darstellung. Deshalb versuche ich gern, durch die nachfolgende Analyse der Schrift die Ansichten ihres Verfassers einem größeren Leserkreise vorzuführen.

Quatrefages ist kein principieller Gegner Darwins, dessen Lehren vom Kampfe um's Dasein und von der Zuchtwahl erachtet er als vollkommen berechtigte, einer Lösung fundamentaler anthropologischer Fragen nach Darwin'scher Auffassung sieht er sich jedoch genöthigt mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Die von den Koryphäen der Naturforschung geübte Methode will er auch bei den anthropologischen Untersuchungen eingehalten wissen. Zunächst und vor Allem ist der Mensch ein organisirtes und lebendes Geschöpf, die den Thieren und den Pflanzen gemeinschaftlich zukommenden Kräfte wirken in gleicher Gesetzmäßigkeit auch im Menschen. Seiner physischen Organisation nach ist der Mensch ein Thier; er erhebt sich in einzelnen Stücken noch über die am höchsten stehenden Thiere, und er steht auch in anderen Punkten unter diesen, die organischen und physiologischen Vorgänge verlaufen bei ihm nicht anders, als bei den Thieren überhaupt, bei den Säugethieren im Besonderen, und die nämlichen Gesetze machen sich, hier wie dort, bei diesen Vorgängen geltend. Sind wir über das Wesen, über die Bedeutung einer Erscheinung beim Menschen im Ungewissen, dann schreiten wir zur vergleichenden Untersuchung dieser Erscheinung bei den Thieren, und unter Umständen auch bei den Pflanzen; was bei allen übrigen organischen Wesen gefunden wird, das muß auch beim Menschen angenommen werden. Die bei allen übrigen organisirten und lebenden Wesen geltenden Gesetze muß die Anthropologie auch für den Menschen gelten lassen, es sei denn, daß die exclusiv menschliche Seite in Frage steht; jede Auffassung, die den Menschen zu einem Ausnahmsfalle macht oder machen würde, indem sie ihn den Gesetzen der übrigen organischen Welt entrückt, kennzeichnet sich dadurch als eine unrichtige. Also charakterisirt Quatrefages seinen wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber den mancherlei Fragen, welche dem Anthropologen entgegen treten.

Der erste Theil des Buches von Quatrefages trägt den Specialtitel: Der Mensch als Glied des organischen Reichs. Derselbe beginnt mit der systematischen Aufstellung der Naturreiche. Da sich Quatrefages nicht auf den Bereich der irdischen Körper beschränkt, sondern auch jene dem Weltensysteme angehörigen Körper als Einheiten in den Kreis der Betrachtung zieht, so begreift sein Schema fünf Naturreiche, in denen eben so viele von einander verschiedene Momente oder Kräfte wirksam sind.

Zunächst lassen sich die Himmelskörper, Sonnen wie Planeten, Kometen wie Satelliten, als Moleküle des Weltalls betrachten, welche die schrankenlose Unendlichkeit erfüllen; alle ohne Ausnahme bewegen sich in gleichartigen Curven, im Einklange mit den durch Kepler begründeten Gesetzen, einer unbekannten Macht gehorchend, die von der Astronomie als besondere Kraft aufgefaßt und Gravitation benannt worden ist. Im Anschluß an Decandolle nimmt Quatrefages ein Sideralreich an, in welchem die Gravitation das herrschende Princip ist.

Im zweiten Naturreiche, im Mineralreiche, kommen die physikalisch-chemischen Vorgänge zur Geltung, die nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft auf ein einziges, in ihnen allen wirkendes Agens sich zurückführen lassen. Dieses Agens darf man sich mit gleichem Rechte, wie die Gravitation als eine besondere Kraft denken, die den Namen Aetherkraft (Aetherodynamie) erhalten kann. Die Aetherkraft ist das Herrschende im Mineralreiche.

In dem nächstfolgenden Naturreiche, dem Pflanzenreiche, ist ein neues Agens wirksam, das wir mit gleichem Rechte als eine besondere Kraft uns vorstellen und auch benennen mögen, wie die Aetherkraft und die Gravitation in den vorhergehenden Reichen. Das Leben oder die Lebenskraft begründet die für das Pflanzenreich charakteristischen vitalen Vorgänge.

Die dem Thierreiche angehörigen Individuen erheben sich dadurch über die Pflanzen, daß sie Bewegungen ausführen, durch welche eine Stellveränderung einzelner Theile oder auch die Locomotion des ganzen Thieres zu Stande kommt. Ein an Sensibilität oder an Bewußtsein geknüpfter Wille, ein verständiges Denken ist dabei thätig. Die Thiere führen außerdem auch instinctive Handlungen aus, wodurch bestimmten enger begrenzten Zielen Genüge geschieht, und eben so sind auch Gefühle und Triebe und was man als Charakter bezeichnet, bestimmte Momente im Leben der Thiere. Alle diese den Thieren eigenthümlichen Erscheinungen sind wir genöthigt, auf eine besondere Ursache zurückzuführen, die man schon längst als Thierseele bezeichnet hat. Das Thierreich steht unter der Herrschaft der Thierseele.

Mit jenen für die einzelnen Naturreiche charakteristischen Kräften sind aber auch die in den vorhergehenden Reichen wirkenden Kräfte zugleich thätig. Im Mineralreiche gewahren wir auch die Gravitation als sogenannte Schwerkraft. Im Pflanzenreiche kommen Erscheinungen der Gravitation und

der Aetherkraft neben den Wirkungen der Lebenskraft vor, und beim Thiere bethätigen sich Gravitation, Aetherkraft und Leben neben der Thierseele. Das Pflanzenreich und Thierreich zusammen bezeichnet man auch als das Reich des Organischen, denn Pflanzen und Thiere sind unter dem Einflusse des Lebens mit Organen ausgestattet, die von den charakteristischen Formationen des Mineralreichs, den Krystallen, ganz und gar verschieden sind.

Welche Stellung nimmt nun der Mensch ein? In der stofflichen Anordnung des Körpers, in den Aeußerungen seines leiblichen Organismus steht der Mensch ganz und gar als Thier da, — Affecte, Triebe, Gefühle, Instincte, Charakter kommen beim Menschen in gleicher Weise wie beim Thiere zur Erscheinung, — die menschliche Intelligenz, mag sie auch jene der Thiere noch so sehr überragen, ist doch wesentlich gleichartig mit der letzteren, — selbst die Darlegung von Gefühlen und Empfindungen durch die Sprache darf nicht als alleiniges Attribut des Menschen angesehen werden. Dagegen zeigen sich beim Menschen drei wesentliche oder Grundäußerungen, an die sich noch eine Anzahl secundärer Aeußerungen anreiht, und die bei den übrigen belebten Wesen nicht einmal spurweise angetroffen werden: er hat die Vorstellung von Gut und von Böse, die ganz unabhängig vom physischen Wohlergehen und von physischen Leiden durchdringt; er hat den Glauben an höhere Mächte, die auf sein Geschick bestimmend einzuwirken vermögen; er hat den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode. Moralität und Religiosität, die man unter der Bezeichnung der Menschenseele zusammenfassen kann, wirken also beim Menschen, und dadurch erhebt sich das Menschengeschlecht zu einem vom Thierreiche ganz abzutrennenden fünften Naturreiche, zum Menschenreiche. Die in den vorhergehenden Naturreichen herrschenden Kräfte (Gravitation, Aetherkraft, Lebenskraft, Thierseele) sind im Menschenreiche mit der Menschenseele combinirt, und mit Recht ist deshalb der Mensch wol als Mikrokosmus bezeichnet worden.

Der Annahme eines besonderen Menschenreichs begegnen wir übrigens schon bei früheren Naturforschern. In Linnés Systema naturae ist der „Homo sapiens“ nach seinen physischen Charakteren allerdings unter den Säugethieren in der Abtheilung der Primaten untergebracht, dagegen stellt Linné im Imperium naturae den Menschen allen Geschöpfen, im Besonderen den Thieren gegenüber, und seine ganze Darstellung führt auf überzeugende Weise zur Annahme eines Menschenreichs.

Zunächst tritt dem Anthropologen die Frage entgegen, ob alle das Menschenreich zusammensetzenden Individuen einander ganz gleich sind und somit nur eine Art Mensch angenommen werden darf, oder ob unter den Menschenindividuen Verschiedenheiten nachweisbar sind, die dazu nöthigen, mehrere Menschenarten oder Menschenspecies anzunehmen. Den Monogenismus oder die Einartigkeit des Menschengeschlechts haben die größten Naturforscher, die den Erscheinungen des Lebens nachgespürt haben, vertheidigt. Buffon wie Linné, Cuvier wie Lamarck, Blainville, beide Geoffroy, J. Müller,

Humboldt sind über diesen Punkt gleicher Ansicht; auch Quatrefages bekennt sich unumwunden als Monogenist. Für den Naturforscher kann jene Frage nur den Sinn haben, ob die mehr oder weniger charakteristischen Verschiedenheiten, die uns bei verschiedenen Menschengruppen entgegentreten, die Bedeutung von Artcharakteren haben, oder nur den Werth untergeordneter Rassencharaktere besitzen. Freilich haben sich die Naturforscher noch nicht über eine scharfe Definition von Art und von Rasse einigen können. Der Unterschied beider läßt sich aber füglich in folgender Weise begründen. Unter den, einer bestimmten Art des Pflanzenreichs oder des Thierreichs zugehörigen Individuen, die successiv in die Erscheinung getreten sind oder momentan die Art repräsentiren, können bei Einzelnen oder auch bei einer Mehrzahl Abweichungen in der Organisation oder bestimmte Charaktere auf treten, durch die sie sich von den übrigen Individuen dieser Art unterscheiden Diese abweichenden Charaktere sowol, wie die Gesammtheit der damit ausgestatteten Individuen pflegt man als Varietät zu bezeichnen. Gestalten sich die eine Varietät constituirenden eigenthümlichen Charaktere zu vererbenden, pflanzen sie sich durch Zeugung auf die Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht fort, so bilden die also gearteten Individuen eine Abart oder eine Rasse.

Die abgegrenzten Arten der organischen Reiche können mehrfache Rassen aufweisen, wenn innerhalb ihres Individuenbestandes Varietäten auftreten, die auf die Nachkommen durch Vererbung übergehen. Eine nicht minder große Vermehrung der Rassen einer bestimmten Art ist außerdem dadurch ermöglicht, weil eine primäre Rasse nochmals Veränderungen erleiden kann, die bald nur einen individuellen Bestand haben, bald aber auch auf die Zeugungsproducte übertragen werden. Es können demnach secundäre, tertiäre Varietäten und Rassen auftreten u. s. w. Die Art bildet eine Einheit, die Rassen sind Theilstücke dieser Einheit.

Im Thier- und Pflanzenreiche kommen bei einzelnen Arten Varietäts- und Rassenabänderungen in einer Intensität vor, die bei den verschiedenen durch besondere Charaktere ausgezeichneten Menschengruppen niemals auftritt. Es braucht nur auf die zahlreichen und verschiedenartigen Varietäten bei Gemüsearten, Blumensorten, Fruchtbäumen, Zierpflanzen, mit Einschluß der Früh- und Spätsorten, hingewiesen zu werden, auf die durch Samen gezogenen Abarten oder Rassen des Kohls (Brassica oleracea), nämlich 47 Hauptabarten, deren jede wieder secundäre, tertiäre oder selbst noch weiter gehende Abarten zählt. Ganz verschiedenartig gestaltet sich auch manchmal der Lebenscyclus bei einer und der nämlichen Art: die zweizeilige Gerste bedarf in unserm gemäßigten Klima vom Keimen bis zur Reife fünf volle Monate, wogegen sie in Finnland und Lappland die gesammte Entwickelung binnen zwei Monaten durchmacht. Darwin zählt nicht weniger als 150 besondere Taubenrassen auf, die sich unter Hauptgruppen vertheilen, und bei der Pariser Hundeausstellung im Jahre 1862, wo nur ganz reine Typen zur Ausstellung

gelangten, kamen 77 verschiedene aus Frankreich und England eingesandte Rassen vor. Die zumeist hervortretenden Charaktere einzelner Menschengruppen, die differente Hautfärbung der Weißen, Gelben und Schwarzen, die abweichende Behaarung bei verschiedenen Menschengruppen, das variirende Maß der Mittelgröße verschiedener Volksstämme, das sog. Gesäßpolster (Steatopygia) bei den Weibern der Buschmänner u. s. w. sind Verhältnisse, die in gleicher Ausbildung auch bei Thierarten angetroffen werden und deshalb nicht als Artcharaktere aufgefaßt werden dürfen.

Der praktischen Lösung der Frage: was ist Art? was ist Rasse? vermögen wir durch die Beobachtung eines wesentlichen Vorganges im Thier- und Pflanzenleben näher zu treten. Die geschlechtliche Vereinigung oder die Copulation erfolgt zwar regelmäßig zwischen Individuen, die der nämlichen Art oder doch der nämlichen Rasse angehören, ausnahmsweise aber auch zwischen Individuen, die zwar der nämlichen Art, jedoch verschiedenen Rassen angehören, ja selbst zwischen Individuen verschiedener Arten. In beiden letztgenannten Fällen bezeichnet man den Vorgang als Kreuzung. Die aus der Kreuzung verschiedener Rassen (Métissage) hervorgehenden Organismen heißen Rassenbastarde (Métis), die der Kreuzung verschiedener Arten (Hybridation) entstammenden Organismen heißen Artenbastarde (Hybrides).

Die Rassenkreuzung kommt bei Pflanzen und bei Thieren als ein natürlicher Vorgang vor, sie wird aber auch von Gärtnern und von Thierzüchtern absichtlich und künstlich veranlaßt. Befruchtung und Fortpflanzung begleiten mit ziemlicher Sicherheit die Rassenkreuzung. Bei der Artenkreuzung dagegen, zumal im Thierreiche, kommt es nur ausnahmsweise zur Befruchtung. Die Kreuzung zwischen Hase und Kaninchen ist auf den verschiedensten Punkten der Erde tausendfach in's Werk gesetzt worden und höchstens in vier oder fünf Fällen scheint Befruchtung eingetreten zu sein. Nur Pferd und Esel stehen unter den Säugethieren als zwei Arten da, die sich fast überall und zu jeder Zeit fruchtbar begatten können.

Die Thatsache steht nun fest, daß Rassenbastarde durch auf einander folgende Generationen erhalten bleiben, mag ihre geschlechtliche Vereinigung mit Individuen der nämlichen Bastardrasse oder mit Individuen der Urart stattfinden. Sind mehrere der nämlichen Art entstammende Rassen in ungehinderter Berührung mit einander, dann erfolgen die Vereinigungen nach allen Richtungen und dadurch entstehen Bastardstämme, deren Individuen durch keine besonderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet sind. Der Mensch vermag es aber bei den Hausthieren wenigstens durchzuführen, daß die Vereinigung immer nur zwischen Individuen der nämlichen Rasse erfolgt und dadurch werden reine Bastardrassen erzielt, die in den aufeinanderfolgenden Generationen den nämlichen feststehenden Typus aufweisen. Gleichwohl treten auch unter solchen Rassen, die im Ganzen einen veränderlichen Typus angenommen haben, hin und wieder Individuen auf, an denen irgend eine Eigenthümlichkeit der reinen Art, aus welcher die Rasse hervor-

gegangen ist, auf einmal wiederum zum Vorschein kommt. Dieses Hervortreten von Eigenthümlichkeiten, die an mehr oder weniger weit zurückliegende Generationen erinnern, hat man als Atavismus bezeichnet.

Ganz anders, als die Rassenbastarde, verhalten sich die Artenbastarde oder Hybriden. Dieselben ermangeln im Pflanzenreiche, zumal aber im Thierreiche, meistens gänzlich der Fruchtbarkeit, oder sie besitzen nur eine beschränkte, in den successiven Generationen alsbald erlöschende Fruchtbarkeit. Die Naturkräfte für sich allein sind nicht im Stande, andauernde Reihen von Geschöpfen hervorzubringen, die ein Mittelglied zwischen zwei specifischen Typen darstellen. Wenn es ausnahmsweise der nachhelfenden Menschenhand bei ein paar Hybriden gelang, eine Reihenfolge von Generationen zu erzielen, so traten besondere Eigenthümlichkeiten des Hybriden mehr und mehr zurück und der Typus einer der beiden primär betheiligten Arten trat successiv immer entschiedener hervor, es erfolgte gleichsam eine Tilgung des Blutes der andern primär betheiligten Art.

Wie verhält sich nun der Mensch in diesen Beziehungen? Der weiße Mann, der an dem einen Ende des Menschenreichs steht, ist seit den großen durch Columbus eingeleiteten geographischen Entdeckungen fast zu allen Punkten unseres Erdenrunds vorgedrungen. Ueberall stieß er auf Menschengruppen, die sich durch charakteristische Eigenthümlichkeiten wesentlich von ihm unterscheiden, überall mischte sich das Blut des weißen Mannes mit dem Blute dieser andersartigen Gruppen, und überall hat er Bastardrassen in's Leben gerufen. Ja noch mehr! Der weiße Mann unterjochte den Neger, brachte ihn als Sclaven fast überall mit dahin, wohin er selbst kam, und wo die einheimischen Rassen die Vereinigung mit der niedriger stehenden Sclavenrasse zugelassen haben, da sind ebenfalls Bastardrassen entstanden In Amerika kommt neben dem Mulatten der Zambo vor.

Alle über die Kreuzungen im Pflanzen- und Thierreiche gesammelten Thatsachen weisen mit Bestimmtheit darauf hin, daß bei den unter den extremsten Menschengruppen stattfindenden continuirlich fruchtbaren Vereinigungen an keine Artenkreuzungen gedacht werden darf, sondern nur an Rassenkreuzungen. Mit Linné, Buffon, Lamarck, Cuvier, Geoffroy, Humboldt, J. Müller müssen wir annehmen: Alle Menschen gehören zu der nämlichen Art und es gibt nur eine einzige Menschenart.

Wie ist diese Eine Menschenart entstanden? Wenn die der Beobachtung und Erfahrung gesteckten Grenzen nicht überschritten werden sollen, dann muß diese Frage, die in untrennbarer Weise auch dem Ursprunge der Pflanzen- und Thierarten gilt, bis jetzt als eine unlösbare angesehen werden. Der Darwinismus läßt die auf den höchsten Stufen stehenden Arten der organischen Reiche aus Umwandlungen niedriger stehender Arten hervorgehen. Manche Anhänger dieser Lehre lassen diese Umwandlungen ganz plötzlich eintreten, die meisten jedoch kennen nur eine langsam eintretende, in den auf einander folgenden Generationen sich vollziehende Umwandlung. Den

Ausführungen Darwins über den Kampf um's Dasein und über die sogenannte Zuchtwahl schließt sich Quatrefages willig an, er kann jedoch nicht zustimmen, wenn Darwin durch diese Momente eine schrankenlose Veränderlichkeit der Organismen zu Stande kommen läßt, dergestalt, daß die directen Nachkommen einer Art schließlich eine von jener bestimmt zu unterscheidende neue Art bilden sollen. Die Umwandlungstheorie involvirt nämlich mit Nothwendigkeit die Annahme, es müsse einmal der Zeitpunkt eingetreten sein, wo eine zur Bildung einer neuen Art hinführende Rasse der Fähigkeit, sich fruchtbar zu kreuzen, verlustig geht. Wodurch soll denn aber das physiologische Band zerrissen werden, welches eine Stammart mit der, wenn auch noch so sehr veränderten, Nachkommenschaft verknüpfte? wodurch soll jene zwei ganz getrennte Arten auseinander haltende Unfruchtbarkeit zum Durchbruche kommen? Der altbewährten Methode, sagt Quatrefages, welche nur das durch Erfahrung und Beobachtung Nachgewiesene als wahr anerkennen will, bin ich, trotz aller von der neuen Richtung ausgegangenen Spöttereien, treu geblieben. Auf Fragen, welche diese Methode der Lösung bisher nicht zuzuführen vermochte und vielleicht immer ungelöst lassen wird, und dahin gehört auch die Frage nach der Erschaffung des Menschen, habe ich nur die Antwort: das weiß ich nicht.

Eine fernere Frage betrifft das zeitliche Auftreten oder das Alter des Menschengeschlechts. Aegypten, wahrscheinlich das älteste Culturland unseres Erdballs, hatte nach historischen Daten, deren Zuverlässigkeit jedoch nicht zweifellos dasteht, bereits vor etwa 7000 Jahren eine staatliche Einrichtung. Rechnen wir das mittlere Menschenalter zu 25 Jahren, dann würden etwa 280 Generationen Aegyptens Schicksale durchlebt haben. Wir wissen aber jetzt durch unverwerfliche Zeugnisse, daß der Mensch noch über unsere historische Zeit hinaufreicht. Zur Annahme des vorhistorischen Menschen führten zunächst gründliche Untersuchungen der sogenannten Kjökkenmoddingen (Küchenabfälle), welche die dänischen Gelehrten Forchhommer, Steenstrup und Worsaae unternommen hatten und im Jahre 1847 bekannt machten. An den dänischen Küsten nämlich findet man vielfach Anhäufungen von Muschelschalen, darunter auch Reste von Fischen, sowie Vögel- und Säugethierknochen, die nur durch die Hand des Menschen zu Stande gekommen sein können. In der That kommen auch zu Instrumenten bearbeitete Steine, die nur als Menschenwerk gelten können, unter diesen oftmals mächtigen Aufthürmungen von Muschelschalen vor. Zu noch weiter führenden Schlüssen führte dann die Untersuchung der Torfmoore, namentlich der dänischen Skovmose, d. h. Moore, in denen Wälder versenkt sind. Die vergleichende Untersuchung der über einander liegenden Schichten dieser Moore bestimmte die skandinavischen Gelehrten, eine Stein-Bronze-Eisenzeit anzunehmen, mit welcher Unterscheidung die vorhistorische Archäologie jetzt allgemein einverstanden ist.

Bereits im Jahre 1847 berichtete dann Boucher de Perthes über gewisse Funde in Abbeville. Auf besondere philosophische Anschauungen sich

stützend, gelangte derselbe zu der Behauptung, dem gegenwärtig lebenden Menschen müßten menschliche Wesen vorausgegangen sein, die jedoch von diesem selbst verschieden waren. Reste dieser Menschen oder doch Zeugen ihres Schaffens hoffte er in den oberen Schichten des Alluviums auffinden zu können. Zu diesem Zwecke überwachte er die Ausbeutung der bei Abbeville gelegenen Kiesgruben, oder er beauftragte auch Andere mit solcher Ueberwachung, und in der That konnten zahlreiche Kiesel gesammelt werden, die mehr oder weniger grob behauen waren und unverkennbar die Spuren einer Bearbeitung durch Menschenhand an sich trugen. Weiterhin wurden auch aus den Steinbrüchen von Saint-Acheul Steinbeile gesammelt, die jenen zu Abbeville gefundenen ganz ähnlich waren.

Sodann erschien im Jahre 1861 die epochemachende Schrift von Lartet über die Grotte von Aurignac, die in eine kleine Gebirgserhebung auf dem Plateau von Laménézan eingesenkt ist und bis zu welcher ein mit organischen Residuen erfülltes Pyrenäendiluvium niemals emporgestiegen sein kann. Im Innern und am Eingange dieser Grotte, die man füglich als einen Zufluchtsort bezeichnen darf, fand Lartet Knochen von 9 Thierarten, von denen 8 für die quaternäre Zeit ganz charakteristisch sind. Einige Thiere mußten unzweifelhaft in der Höhle selbst verzehrt worden sein; ihre zum Theil verkohlten Knochen wiesen auf die durch Menschenhand unterhaltene Feuereinwirkung hin, die durch vorgefundene Kohlen- und Aschenreste nur bestätigt wurde. Ja, an den Knochen eines jungen Rhinoceros tichorhinus erkannte man Einkerbungen, die durch Steingeräthe entstanden waren, und die spongiösen Knochenenden waren durch einen Carnivoren benagt.

In rascher Folge sind dann zahlreiche ähnliche Höhlen oder Grotten aufgedeckt worden, in denen Knochen verschiedener Thierarten, Aschenreste, Kohlen, bearbeitete Kiesel und andere auf einen vorhistorischen Menschen hinweisende Gegenstände gefunden wurden, zumeist in Frankreich und Belgien aber auch in anderen europäischen Ländern und selbst außerhalb Europas. Durch alle diese Untersuchungen ist aber mit Sicherheit festgestellt, der Mensch war Zeitgenosse von Säugethierarten, denen es nicht vergönnt war, in die gegenwärtige geologische Epoche einzutreten, ja die Möglichkeit scheint nicht ausgeschlossen, daß der Mensch noch andere Säugethierarten überlebte, also auch andere geologische Umwälzungen überdauerte, daß er mit einem Worte gleichzeitig mit den ersten Repräsentanten des ihm verwandten Säugethiertypus auf der Erde erschienen ist.

Wo war der ursprüngliche Wohnsitz des Menschen? Ist er gegenwärtig über alle Länder des Erdbodens verbreitet, so lehrt die Paläontologie, daß er auch bereits in der vorhistorischen Zeit an den entferntesten Gestaden beider Continente lebte. Entstammen nun etwa die verschiedenen Völkerschaften dem Boden, den sie bewohnen oder bewohnten? ist der Mensch dort entstanden, wo er geschichtlich auftritt? erschien der Mensch zuerst an einer gewissen Anzahl von Punkten, oder hat er eine einzige Geburtsstätte, von der aus er sich allmählich über den Erdkreis ausbreitete?

Die Antworten auf diese Fragen schöpft Quatrefages wesentlich aus der geographischen Vertheilung der Pflanzen und Thiere, deren Gesetzmäßigkeit der Mensch ebenfalls unterworfen sein wird. Die zusammengehörigen Gruppen jener beiden Reiche sehen wir einen immer enger umschlossenen Wohnsitz einnehmen, je höher organisirt sie sind. Das fortschreitende Kleinerwerden des Wohnsitzes bei den höheren Thieren widerspricht durchaus einem initialen Kosmopolitismus des Menschen, es drängt vielmehr zu der Annahme, daß der Mensch ursprünglich ein ziemlich eng begrenztes Schöpfungscentrum gehabt habe. Die jetzige Verbreitung über den ganzen Erdball, die bei keiner Thierart und bei keiner Pflanzenart in gleicher Weise vorkommt, erklärt sich daraus, weil der Mensch mit hoher Intelligenz ausgestattet ist und von dieser Intelligenz richtigen Gebrauch zu machen wußte.

Ueber die geographische Lage jenes Ursprungscentrums oder Schöpfungscentrums des Menschen stehen uns natürlich nur Vermuthungen zu Gebote. Quatrefages ist zu folgender Ansicht gekommen. Asien besitzt eine weitausgedehnte Ebene, die südlich und südwestlich vom Himalaja begrenzt wird, westlich vom Bolortag, nordwestlich vom Alatag, nördlich vom Altai und dessen Ausläufern, östlich vom Kingkhan, östlich und südöstlich vom Felina und vom Küenlin. Berücksichtigen wir die gegenwärtigen klimatischen und socialen Verhältnisse unserer Erde, so könnte wol in dieser ausgedehnten Ebene die Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben. Die drei Grundtypen der verschiedenen Menschenrassen (Schwarze, Gelbe, Weiße) sind unter den Völkerschaften um jenen Gebirgsgürtel herum vertreten. Die schwarzen Rassen haben sich am weitesten entfernt; doch kommen auch reine Neger oder Bastardneger an marinen Punkten vor, von den Kiusju-Inseln bis zu den Andamanen. Die gelbe Rasse, rein für sich oder stellenweise auch mit weißem Blute gemischt, scheint jene ausgedehnte Ebene ganz zu erfüllen, sie reicht aber auch darüber hinaus nach Norden, nach Osten, nach Südosten und nach Westen. Die weiße Rasse mit ihren allophilen Repräsentanten scheint das centrale Gebiet der gelben Rasse selbst streitig gemacht zu haben und sie ist noch gegenwärtig um jene Ebene herum vielfach vertreten. Die linguistischen Verhältnisse sind jener Vermuthung gleichfalls günstig. Im Centrum und südöstlich finden wir monosyllabische Sprachen; zu den agglutinirenden Sprachen gehört im Nordosten bis nach Nordwesten hin die Gruppe der ugrisch-japanischen Sprachen, im Süden die Gruppe der dravidanischen und malaiischen Sprachen, im Westen das türkische Sprachgebiet; das Sanskrit und dessen Ableitungen nebst den iranischen Sprachen im Süden und Südwesten gehören zu den flectirenden Sprachen. Zudem stammen auch unsere seit den ältesten Zeiten cultivirten Hausthiere aus Asien.

Indessen sind neuere paläontologische Forschungen auch noch einer anderen Auffassung günstig. In der tertiären Epoche, belehren uns Heer und de Saporta, war Sibirien und Spitzbergen mit Pflanzen bedeckt, deren Bestehen ein gemäßigtes Klima voraussetzt, und das könnte zu der Annahme führen, das

Erscheinungscentrum des Menschen sei von der asiatischen Ebene weg nach Norden hin, wenigstens bis nach Sibirien zu verlegen.

Wie der Mensch von seinem asiatischen Erscheinungscentrum aus sich über alle Länder der Erde verbreitet hat, darüber fehlt uns jeder Nachweis für die Urzeit. Statt sich darüber in Vermuthungen zu ergehen, sucht Quatrefages durch Vorführung von drei der historischen Zeit angehörigen Vorkommnissen wenigstens soviel nachzuweisen, daß Auswanderungen zu Lande auch unter den allerschwierigsten äußeren Verhältnissen durchführbar sind, und daß ungeachtet des Abgangs jener Hilfsmittel, über welche die Seefahrer jetzt verfügen, Auswanderungen und Ansiedelungen zur See auch in früherer Zeit zu Stande kommen konnten.

Die Möglichkeit einer allen Gefahren Trotz bietenden Auswanderung zu Lande wird durch ein der neueren Zeit angehöriges Ereigniß bestätigt. Etwa um's Jahr 1616 war eine Kalmückenhorde aus nicht näher bekannten Gründen von den Grenzen Chinas aufgebrochen und durch Asien gezogen, um sich im Khanate Kasan an beiden Ufern der Wolga unter russischer Botmäßigkeit niederzulassen. Rußland gewährte der Horde die Beibehaltung ihrer patriarchalischen Einrichtungen. Anderthalb Jahrhunderte später, unter der Kaiserin Catharina, wurde das gute Einvernehmen mit der russischen Regierung gestört und es reifte der Plan, wiederum nach China zurückzukehren. Am 5. Januar 1771 begannen die Kalmücken am linken Ufer der Wolga zusammenzutreten. In Zwischenräumen von je einer halben Stunde bestiegen 15- bis 20,000 Weiber, Kinder und Alte Wagen oder Kamele, und jeden solchen Trupp begleiteten 10,000 Reiter. Eine zahlreiche Nachhut deckte die Auswandernden, die natürlich nur in kurzen Tagemärschen vorrücken konnten, dabei fortwährend durch russische Heerschaaren beunruhigt wurden und mit Krankheit und Noth aller Art zu kämpfen hatten. Nichtsdestoweniger erreichte die Horde nach unsäglichen Verlusten im September das ersehnte Ziel, die schützende chinesische Grenze.

Ein recht belehrendes Beispiel von Ansiedelung zur See ist dann das historisch nachweisbare Bevölkertwerden Polynesiens und Neuseelands durch Einwanderer, die wahrscheinlich von der Insel Buru oder Buro aus fuhren, einer auf allen Karten zwischen Celebes und Ceram eingetragenen Insel. Einen ferneren instructiven Beleg für die Möglichkeit maritimer Einwanderung, selbst in sehr früher Zeit, liefern außerdem die geschichtlich feststehenden Niederlassungen der Skandinavier an der Ostseite Nordamerikas, die im 10. und 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erfolgten.

Wenn die ersten Menschen ihr Entstehungscentrum oder ihren ursprünglichen Verbreitungsbezirk verließen, so waren sie dem Einflusse andersartiger äußerer Bedingungen ausgesetzt; sie mußten sich diesen andersartigen Verhältnissen anpassen oder sich acclimatisiren. Die Acclimatisirung vollzieht sich oftmals schwierig genug und kommt wol erst durch mehrere aufeinander folgende Generationen zu Stande, bei Pflanzen sowol wie bei Thieren.

Die als Chrysanthemum (Pyrethrum sinense) bekannte Zierpflanze unserer Gärten stammt aus China und kam im Jahre 1790 nach Frankreich. Die Pflanzen blühten hier und setzten auch Früchte an, die jedoch nicht zur Reife gelangten. Mehr denn 60 Jahre hindurch konnten die Beete nur mittels des durch den Handel bezogenen Samens gefüllt werden. Da kamen im Jahre 1852 ein Paar Stöcke den anderen voraus in Blüthe, setzten Früchte an, die zur Reife gelangten, und die Benutzung dieser reifen Früchte hatte zur Folge, daß Frankreich den nöthigen Chrysanthemumsamen selbst producirt und nicht mehr im Handel zu beziehen braucht.

Als man anfing, unser Getreide zu Sierra Leona in Oberguinea anzubauen, schossen fast alle Pflanzen im ersten Jahre in's Kraut; nur selten zeigte sich eine Aehre, und die einzelnen Aehren führten nur wenige Körner. Die Körner dieser Ernte wurden zu neuer Aussaat benutzt. Viele davon gingen in der Erde zu Grunde, ohne zu keimen; die zur Entwicklung gelangenden Pflanzen trugen aber bereits häufiger fruchtbringende Aehren, als die Pflanzen der ersten Aussaat. Die weiteren Aussaaten wurden fortschreitend ähren- und fruchtreicher, und so konnten nach einer Reihe von Generationen normale Ernten erzielt werden.

Eine bemerkenswerthe Erfahrung über thierische Acclimatisirung ist an der ägyptischen Gans (Anser aegyptiacus) gesammelt worden. Geoffroy Saint-Hilaire brachte sie 1801 nach Frankreich; schon im December fing sie an Eier zu legen und alsbald zu brüten, wie in ihrem Vaterlande. Nur mit großer Mühe gelang es im Jardin des plantes zu Paris, die im Winter ausgebrüteten Thiere zu erhalten. Da begannen die Gänse endlich 1844 erst im Februar Eier zu legen, 1845 erst im März, 1846 erst im April Eier zu legen und zu brüten. Nicht weniger als 4 Decennien bedurfte somit die ägyptische Gans, um sich den in unserem Klima obwaltenden Verhältnissen anzubequemen.

Ueber die Acclimatisirung der gewöhnlichen Gans in Bogota in Columbia berichtet Roulin Folgendes. Die erste Einführung auf der Hochebene von Bogota hatte 20 Jahre früher stattgefunden, ehe Roulin dahin kam. Die Vorkommnisse bei der Züchtung der ersten Ankömmlinge ließen kaum erwarten, daß die Acclimatisirung gelingen werde. Die Weibchen erwiesen sich unfruchtbar, indem sie nur wenige Eier legten, die männlichen Thiere erwiesen sich ebenfalls unfruchtbar, da viele der gelegten Eier taub waren; es bestand also eine tiefe physiologische Störung im Bereiche jener Organe, auf deren Wirksamkeit die Erhaltung der Art beruht, und dazu kam noch eine sehr große Sterblichkeit der jungen Gänschen, was auf große Schwäche in den Organen des individuellen Lebens hinweist. Dennoch war zur Zeit, als Roulin Bogota besuchte, die Acclimatisirung der Gans beinahe vollständig erreicht; aber nicht weniger als 20 Generationen waren dazu erforderlich gewesen.

Aehnliches erfahren wir auch über die nach Amerika importirten Hühner. In Cuzco in Peru gedeihen die Hühner jetzt gleich gut, wie in Europa,

durch Garcilasso de la Vega wissen wir aber, daß zu seiner Zeit die Hühner weniger legten und die Küchlein sich schwierig aufziehen ließen.

Derartige Erfahrungen gestatteten Quatrefages eine praktische Verwerthung bei Gelegenheit der französischen Colonisirung Algeriens. Alsbald nach der Eroberung dieses Landes durch französische Waffen beschäftigte man sich im Auslande so gut wie in Frankreich vielfach mit der Frage, ob die französische Colonisirung gelingen werde. Knox bestritt mit aller Entschiedenheit die Möglichkeit der Colonisirung, die Franzosen sollten sich in Afrika nicht vermehren, ja, sie sollten nicht einmal dort leben können. Die Generäle und die Aerzte theilten in den ersten Jahren diese Ansicht vollständig; doch Quatrefages trat diesen entmuthigenden Anschauungen alsbald unbedenklich entgegen. Noch im Jahre 1845 war die Sterblichkeit beim Militär sowol, wie beim Civil in Afrika entschieden größer als in Frankreich, und die Zahl der Todesfälle übertraf bei weitem jene der Geburten. Dagegen hat der Census von 1870 in Algerien eine Zunahme von 25,000 Seelen für die europäische Bevölkerung ergeben; dabei waren erheblich mehr Geburten als Todesfälle. Dies günstige Ergebniß kommt unverkennbar auf Rechnung der ersten in Algerien selbst geborenen Generation. Es wird sicherlich nur noch einiger Generationen bedürfen, und die Creolen-Franzosen in Algerien werden ebenso gedeihen, wie ihre Ahnen im alten Frankreich.

In recht auffallender Weise ist die physiologische Anbequemung an die neuen Umgebungen beim Acclimatisiren unserer Hausthiere in Amerika zu Tage getreten. Dort, wo die äußeren Verhältnisse jenen des Heimatslandes ziemlich ähnlich sind, haben sich keine besonderen Umänderungen an den Thieren gezeigt; wo dagegen die äußeren Verhältnisse von den früheren heimatlichen ganz abweichend sind, da haben sich manchmal *locale Rassen* gebildet. Ohne das geringste Zuthun des Menschen sind auf den kalten Hochebenen der Cordilleren *wollhaarige Schweine* entstanden, in den heißen Thälern des Departements Magdalena in Columbia dagegen *haartragende Schafe*, und in den durchglühten Ebenen der Provinz Marquita in Columbia kommen *nackte Rinder* vor.

Wir fragen ferner, wie die Rassen entstanden sind, die als Theilstücke der Einen Menschenart dastehen? Den Urmenschen kennen wir nicht und, wenn er uns entgegenträte, wir vermöchten ihn doch nicht als solchen zu erkennen. Gewisse atavistische Erscheinungen bei verschiedenen Menschenrassen scheinen jedoch zu folgenden Muthmaßungen über die äußere Erscheinung des Urmenschen zu berechtigen: er war durch einen gewissen Prognathismus ausgezeichnet, besaß keine schwarze Haut und kein wolliges Haar; in der Hautfarbe näherte er sich wahrscheinlich unseren gelben Rassen und die Farbe des Haares spielte in's Röthliche; auch hatte er wol eine monosyllabische Sprache.

Der Urtypus des Menschen, welcher Art er auch gewesen sein mag, mußte schon in Folge der bloßen Auswanderung aus dem ursprünglichen

Erscheinungscentrum Abänderungen erfahren. Wenn auch die ersten Menschen und die nächsten Generationen jene gleichartige Beschaffenheit besaßen, die uns bei jeder, einen beschränkten Wohnsitz einnehmenden Pflanzen- oder Thierart entgegentritt, bei den Auswandernden mußte sich die Organisation dem Einflusse der veränderten Lebensbedingungen anbequemen. Einen recht auffallenden Beleg dafür liefert die englische Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Die stärkere englische Einwanderung begann doch erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts und es liegen noch nicht einmal 12 Generationen zwischen diesen ersten Einwanderungen und den jetzigen Yankees. Der Anglo-Amerikaner gleicht aber seinem englischen Ahnen nicht mehr. Reisende, Naturforscher, Aerzte haben uns mit den eintretenden Abänderungen bekannt gemacht. Bereits in der zweiten Generation zeigt sich bei dem amerikanischen Creolen des Nordens eine etwas veränderte Gesichtsbildung, die sich jener der dortigen localen Rassen etwas annähert. Weiterhin wird die Haut trockener, ihr Roth verliert sich und ihr Drüsenapparat tritt mehr zurück; das Haar wird dunkler und glatt, der Kopf kleiner; im Gesichte treten die Schläfengruben mehr hervor, die Backenknochen werden stärker vorspringend, die Augen tieferliegend und der Unterkiefer erscheint plumper; ferner werden die Knochen der Gliedmaßen länger, zugleich aber auch dünner, so daß man in Frankreich und in England sich veranlaßt fand, für die Vereinigten Staaten besondere Handschuhe mit längeren Fingern nähen zu lassen; das Becken der Weiber endlich nähert sich stärker dem männlichen Typus.

Auch der in die Vereinigten Staaten versetzte Neger hat erhebliche Umänderungen erfahren: seine schwarze Hautfärbung ist mehr abgeblaßt und seine Physiognomie ist eine andere. Nach Elisée Reclus sind die Neger im äußeren Aussehen innerhalb anderthalbhundert Jahren den Weißen wenigstens um ein Viertel näher gerückt. Die widerliche Hautausdünstung der Neger scheint nach Lyells Zeugniß eine entschiedene Abnahme erfahren zu haben. Neben den physischen Umänderungen zeigt sich aber auch nach gewissen Zeugnissen eine Zunahme der Intelligenz bei den nordamerikanischen Negern.

Gleicher Weise mußten bei den Urmenschen, die aus dem ursprünglichen Entstehungscentrum auszogen und der Einwirkung veränderter äußerer Verhältnisse unterlagen, Organisationsabänderungen eintreten, die sich durch Vererbung fixirten, wenn die Ausgezogenen in den nämlichen äußeren Verhältnissen verharrten; es entstanden so **Urrassen** oder **reine Rassen**. Wenn die einer Urrasse Angehörigen auch wieder auszogen und in neue äußere Verhältnisse versetzt wurden, so konnten secundäre, tertiäre Rassen entstehen. Es kamen aber auch die verschiedenen Urrassen mit einander in Berührung, und zeugten Rassenbastarde, die ihre Eigenthümlichkeiten ebenfalls vererbten; so mußten **Bastardrassen** entstehen. Die neuere Zeit hat unanfechtbare Beweise für das Auftreten von Bastardrassen geliefert. Seit der Entdeckung Amerikas haben sich Weiße, Neger und Indianer wechselseitig durchkreuzt, ohne daß die Fruchtbarkeit in erkennbarer Weise beeinträchtigt

worden wäre. Daraus sind aber verschiedenartige secundäre, tertiäre, quaternäre Bastardrassen hervorgegangen. Wie in Amerika, so haben sich auch in anderen Erdtheilen und in allen Ländern in der historischen Zeit die Durchkreuzungen der mit einander in Berührung stehenden Rassen vollzogen, und mit vollem Rechte fragt Quatrefages, ob Europa eine Bevölkerung aufweisen kann, die sich rühmen darf, reinen Blutes zu sein? Selbst unter den Basken, deren Wohnsitze und politische Einrichtungen, deren Sprache Schutzwehren gegen das Eindringen fremden Blutes bilden sollten, kommen inmitten ihrer Berge einzelne Punkte vor, wo deutlich verschiedene Rassen neben einander wohnen und zum Theil verschmolzen worden sind.

Bei allen übrigen Völkern, die von Lappland bis zum Mittelländischen Meere hin sich ausbreiten, erbringt uns die Geschichte, auch wo sie nicht in sehr entfernte Zeiten zurückreicht, hinreichende Beweise dafür, wie durch Einfälle, durch Kriege, durch politische und sociale Umwälzungen Bastardbevölkerungen geschaffen werden mußten. Das nämliche Schauspiel tritt uns in Asien entgegen. Im Herzen von Afrika endlich haben die Jagas die nämliche Rolle gespielt, wie Dschingiskhans Horden, indem sie die afrikanischen Stämme von einem Ocean zum andern durcheinander rührten.

Der zweite Theil des Quatrefagesschen Werkes trägt den Specialtitel: Die dem Menschen zukommenden Charaktere. Darin werden die fossilen Menschenrassen, die physischen Charaktere der gegenwärtigen Menschenrassen, sowie die psychologischen Charaktere der Species Mensch in drei besonderen Abschnitten besprochen.

Mit welcher geologischen Epoche das erste Erscheinen des Menschen auf der Erde zusammenfällt, das ist noch immer eine offene Frage. Einige Gegenstände, die anscheinend der Bearbeitung durch die menschliche Hand unterlegen gewesen waren, hat man schon in Schichten gefunden, deren Auftreten der tertiären Epoche zugezählt zu werden pflegt, Reste menschlicher Körper jedoch sind in derartigen Schichten noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Dagegen kennen wir jetzt zahlreiche Reste des der quaternären geologischen Epoche angehörigen Menschen. In den Höhlen, die der damalige Mensch bewohnte und in denen er seine Todten unterbrachte, in den Aufschwemmungen durch Flüsse, wodurch die Leichname fortgeführt wurden, sind zahlreiche Knochen aufgefunden worden. Aus etwa 40 verschiedenen Orten, die über ganz Europa zerstreut liegen, zum größern Theil jedoch der westlichen Hälfte angehören, sind verschiedenen Sammlungen nahezu 40 mehr oder weniger gut erhaltene Schädel zugeführt worden nebst zahlreichen Schädel- und Gesichtsknochen, die einer wissenschaftlichen Verwerthung fähig waren, außerdem auch zahlreiche Rumpf- und Extremitätenknochen, ja selbst ganze Skelette. Ganz zuverlässig kennt man übrigens bis jetzt solche Skeletreste nur aus Europa. Hin und wieder fanden sich solche Skeletreste mit Knochen von Thieren untermengt, die gleichzeitig mit dem Menschen lebten. Ihre genaue Vergleichung läßt

erkennen, daß bereits damals einzelne Individuen durch besondere Charaktere ausgezeichnet waren; das würde aber wol nicht vorkommen, wäre der Mensch damals eben erst erschaffen worden. Ferner lehrt die Vergleichung des in den verschiedenen Sammlungen niedergelegten Materials, daß der afrikanische oder melanesische Typus darin nicht vertreten ist, damals also keine echten Neger in Europa wohnten. Damit erscheint die Annahme jener, welche die Negerrasse zuerst auf der Erde auftreten lassen, in hohem Grade zweifelhaft. Auch ist an keinem einzigen der bisher aufgefundenen fossilen Schädel der Gesichtstheil so vorspringend oder prognathisch, wie bei einzelnen Individuen der niedrigen australischen Typen oder der Kaffernrassen.

Alle diese Skelettheile, die kleinsten wie die größten, verrathen in der Form und in den Verhältnissen ganz entschieden die Abstammung vom Menschen, sie bestätigen somit den von Huxley ausgesprochenen Satz, daß in der quaternären Epoche so wenig wie in der Gegenwart bis jetzt ein Geschöpf aufgefunden wurde, das die Lücke zwischen Mensch und Gorilla ausfüllt. Die Vertheidiger des Affenmenschen finden kein Prototyp unter den fossilen Menschenrassen.

Hamy, der mit Quatrefages zusammen die „Crania ethnica" herausgegeben hat, benutzte die Maaße der Oberschenkelknochen und der Oberarmknochen, um darnach die Körpergröße der fossilen Menschen zu bestimmen; er erhielt als Maximum 1,85 Meter, als Minimum 1,50 Meter, also gleiche Werthe, wie bei den gegenwärtigen Menschen. Das Gleiche gilt von der Capacität des Schädels, dem Maßstabe der Gehirnentwickelung. Am sogenannten fossilen Neanderthalschädel, der einen thierischen Typus haben soll, erreicht diese Capacität mit 1220 Kubikcentimeter jene des Malaienschädels; bei einem Cro-Magnonschädel erreicht sie jedoch 1590 Kubikcentimeter und übertrifft die mittlere Capacität der Pariser des 19. Jahrhunderts um 119 Kubikcentimeter.

Nach der Form des Schädels haben Hamy und Quatrefages die fossilen Menschenrassen unterschieden und nach ihren Fundörtern benannt.

1) Canstatt-Rasse. Bereits im Jahre 1700 wurde zu Canstatt in Württemberg bei Nachgrabungen in einer römischen Niederlassung unter zahlreichen Thierknochen auch das Schädeldach eines Menschen aufgefunden, das jedoch zunächst unbeachtet blieb, bis endlich Dr. Jäger im Jahre 1835 darauf verfiel, in dem erwähnten Vorkommen einen Beweis dafür zu finden, daß der Mensch Zeitgenosse der ausgestorbenen großen Thierarten gewesen sein müsse. Sodann wurde im Jahre 1857 in einer kleinen Höhle bei Düsseldorf der weiterhin als Neanderthalschädel bezeichnete Schädel gefunden und auch das ganze dazu gehörige Skelet wurde aufgedeckt. Auch noch in andern Localitäten wurden weiterhin gleichartig geformte fossile Menschenschädel aufgefunden. Diese älteste europäische Menschenrasse scheint hauptsächlich an den Ufern des Rheins und der Seine gewohnt zu haben, doch fand sie sich auch in Centralitalien, in Böhmen, in Frankreich bis zu den Pyrenäen hin, und vielleicht kommt sie selbst in Schweden vor.

Die Canstatt-Rasse gehört zu den Dolichocephalen; am Neanderthalschädel verhält sich die Länge des Schädels zu dessen Breite = 100 : 72. Die Schädel charakterisiren sich durch ungemein starkes Vorspringen der Augenbrauenbogen und eine stark zurückweichende Stirn, so daß das Schädeldach niedergedrückt erscheint. Rechnen wir hierzu einen stärkeren Grad von Prognathismus, das heißt ein ziemlich starkes Vorspringen des Gesichtsskelets, so wird man wol zugestehen müssen, daß im Canstattmenschen eine gewisse Wildheit ausgeprägt war.

Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, auch noch gegenwärtig, begegnet man übrigens gelegentlich dem der Canstatt-Rasse zukommenden Schädeltypus. Man wird dies als Atavismus deuten dürfen. Doch theilt Quatrefages mit Hamy auch die Ansicht, daß in Australien, und zwar bei Stämmen in Port Western, vielleicht noch unmittelbare Nachkommen der Urrasse angetroffen werden.

2) Cro-Magnon-Rasse. Im Vézèrethale im Périgord kommen in einer Strecke von 12 bis 14 Kilometer nicht weniger als 8 Wohnplätze dieser Rasse vor, darunter Cro-Magnon; auch sind noch an mehreren anderen Punkten Frankreichs und Belgiens, in Deutschland am Taunus dieser Rasse angehörige Schädel gefunden worden. Die Cro-Magnons gehörten zu den Dolichocephalen, der Längsdurchmesser ihres Schädels verhält sich zum Querdurchmesser = 100: 73,7 — 70,5. Die Schädel haben eine breite hohe Stirn ohne kammartig hervortretende Augenbrauenbogen, und das Schädeldach erscheint nicht eingedrückt, sondern regelmäßig geformt; dazu kommt eine große Verbreiterung des Gesichtstheils. Die Cro-Magnons wohnten in Höhlen, in denen, im Vézèrethale wenigstens, auch Kohlen- und Aschenreste in beträchtlicher Menge aufgefunden wurden. Sie begruben ihre Todten an geschützten Orten. In den Höhlen wurden in mancherlei Abstufungen zu Geräthschaften und zu Waffen bearbeitete Kiesel gefunden. In einer späteren Periode jedoch sind die Waffen aus Rennthiergeweihen hergestellt und Feuersteine nur noch zur Herstellung von Geräthschaften verwendet. Das Auffinden gereiheter durchbohrter Muscheln läßt die Deutung zu, daß damit die frühzeitig schon auftauchende Putzsucht befriedigt wurde. Es wurden ferner auch Nachbildungen von Thieren gefunden, die auf Knochen, auf Rennthiergeweihe, auf Mammuthzähne, aber auch auf Schiefer eingekritzelt sind, desgleichen auch Nachformungen von Gegenständen.

Hamy hat den Cro-Magnontypus in der Sammlung baskischer Schädel zu Zaraus entdeckt und er hat ihn nach Afrika hinüber verfolgt, wo er in den megalithischen durch General Faidherbe untersuchten Gräbern gefunden wurde, desgleichen bei den Kabylenstämmen von Beni-Masser und zu Djurjura. Ebenso finden sich in einer Schädelsammlung in Teneriffa Exemplare, deren ethnologische Verwandtschaft mit den Cro-Magnons keinem Zweifel unterliegen kann. Hamy sucht sogar nachzuweisen, daß die Delekarlier in Schweden, die durch hohen Wuchs, schwarzes Haar und braune Haut sich hervorthun, zur Cro-Magnonrasse gehören.

3) Furfooz-Rassen. In Belgien hat Dupont, dem jedoch Schmerling bereits vorausgegangen war, im Verlaufe von 7 Jahren, von 1864 bis 1871, in mehr denn 60 Höhlen oder durch Felsen überdeckten Zufluchtsstätten im Lessethale, darunter auch bei Furfooz, Nachgrabungen veranstaltet und außer zahlreichen fossilen Menschenresten etwa 40,000 Gebeine von Thieren und 80,000 durch Menschenhand bearbeitete Steine gesammelt. Die hier gefundenen Schädel lassen sich in zwei besonderen eigentlichen Furfooz-Rassen unterbringen. Zu diesen gehört aber auch drittens die Grenelle-Rasse, deren Schädel in den Kiesgruben von Paris aufgefunden wurden, sowie viertens die Truchère-Rasse, deren Schädel in Burgund am steilen Ufer der Seille vorkommen. Bei diesen beiden letztgenannten Rassen verhalten sich Schädellänge und Schädelbreite = 100 : 83, sie zählen zu den Kurzköpfigen oder Brachycephalen; die beiden eigentlichen Furfooz-Rassen, wo die genannten Schädeldurchmesser sich = 100 : 81,3 und = 100 : 79,3 verhalten, gehören wenigstens nicht zu den Dolichocephalen, sondern eher zu den Brachycephalen.

Oberhalb der kleinen, aber doch ziemlich scharf hervortretenden Augenbrauenbogen erscheint die Stirn bei den eigentlichen Furfooz-Rassen im Ganzen zurückweichend, bei der Grenelle-Rasse dagegen regelmäßig gebogen; der Gesichtstheil der Furfooz-Rassen ist entschieden breit. Im Ganzen scheinen diese Rassen nur eine geringere Körpergröße besessen zu haben.

Die Menschen des Lessethals waren Troglodyten, gleich jenen des Vézèrethals. Zu einer vollständigen Wohnstätte scheint aber eine Höhle für die Lebenden und eine Begräbnißstätte gehört zu haben; beide liegen in Furfooz gleich neben einander. Zur Herstellung der nöthigen Geräthschaften benutzten die Troglodyten des Lessethals Feuersteine und Rennthiergeweihe. Ihre Geräthschaften stehen aber im Ganzen jenen im Vézèrethale aufgefundenen nach, und Zeichnungen und Nachbildungen kennt man bei ihnen noch nicht. Neu jedoch ist das Vorkommen von Töpferwaaren in den Lessethalhöhlen. Uebrigens benutzten auch diese Troglodyten bereits fossile Muscheln zum Putz, und einzelne Befunde in ihren Höhlen hat man sogar auf einen darin vorkommenden Fetischdienst beziehen zu können geglaubt.

Noch gegenwärtig begegnet man im Lessethale und bei der ländlichen Bevölkerung, die auf die Märkte in Antwerpen kommt, Köpfen und Gestalten, die an den alten Furfooztypus erinnern, und in der Schädelsammlung des Pariser Museums sieht man häufig genug Exemplare mit dem Grenelletypus.

Von den fossilen Menschenrassen wendet sich Quatrefages zu den gegenwärtig auf der Erde vorkommenden Menschenrassen. Er liefert jedoch keine detaillirte Beschreibung der bis jetzt in der Anthropologie aufgezählten Rassen oder Stämme, ja nicht einmal der Familien, in welche die näher verwandten Rassen zusammengruppirt werden können; nur die verschiedenen Rassencharaktere oder ethnologischen Charaktere und deren ungleiche Bedeutung für die Rassenaufstellung werden der gründlichsten Besprechung unterzogen.

Zunächst verbreitet er sich über die physischen Charaktere, welche vorzugsweise zur Aufstellung von Rassen benutzt zu werden pflegen. Zu den äußerlich wahrnehmbaren Charakteren hat man die Körpergröße, die Proportionen des Körpers, die Hautfarbe, die Haut und deren Drüsen, die Behaarung, die Verhältnisse des Schädels und Gesichts, des Rumpfes und der Gliedmaßen zu zählen. Nur einzelne Punkte aus der belehrenden Besprechung dieser Verhältnisse gestatte ich mir hervorzuheben.

Nach den bisher bei den verschiedensten Völkerschaften ausgeführten Körpermessungen berechnet sich die mittlere Körpergröße des Menschengeschlechts auf 1,63 Meter; das ist jene den Rumänen und Magyaren zukommende Mittelgröße. Die mittlere Körpergröße der Patagonier beträgt 0,115 Meter mehr, jene der Buschmänner steht um 0,265 Meter nach; die größten und kleinsten Gruppen des Menschengeschlechts differiren somit um 0,380 Meter. — Die Hautfärbung ist zu einer genügenden Classificirung der Menschenrassen nicht geeignet, läßt sich aber doch als ein secundärer Charakter benutzen. Die Völkerschaften mit schwarzer Haut bilden keine so gleichartige Vereinigung wie die Weißen, und schwarze Menschen brauchen noch nicht zu den Negern zu gehören. Es gibt schwarze Stämme, die nach den übrigen bedeutsameren Charakteren den Weißen zugezählt werden müssen, z. B. die Bichari und andere negerähnliche Stämme an den Küsten des Rothen Meeres, die eine schwärzere Haut haben als viele Neger, im Haar und in der Gesichtsbildung aber den semitischen Typus unverkennbar zur Schau tragen. Ein sehr unzuverlässiger Charakter ist auch die Hautfärbung der sogenannten rothen Menschenrassen, und es war ein Irrthum, wenn man die Amerikaner vormals schlechthin als Rothhäute bezeichnete. Einerseits haben die Indianer in Peru, in Araucanien eine mehr oder weniger tiefbraune Haut, und die Guarani in Brasilien eine gelbe Haut, höchstens mit einem Anfluge von Roth; anderseits wurde in Formosa eine Bevölkerung gefunden, die gleich roth aussah, wie die Algonquin, und mehr oder weniger kupferfarbige Menschen kommen auch unter Koreanern und Afrikanern vor. Zudem kann auch eine rothe Haut schon bei Kreuzungen von Rassen, die nicht zu den rothhäutigen gehören, zum Vorschein kommen. So beobachtet man nach Fitz-Roy in Neuseeland nicht selten eine rothe Haut bei den Bastarden von Engländern und Maori.

Die Haut selbst tritt uns bei verschiedenen Menschengruppen in zwei extremen Zuständen entgegen: sie fühlt sich trocken und rauh an, was im Allgemeinen bei den in nördlichen Ländern wohnenden Rassen beobachtet wird; oder sie ist weich und sammetartig bei manchen Rassen in den heißen Ländern, namentlich bei den Negern und Polynesiern. Die stärkere Entwickelung der Talgdrüsen der Haut bedingt den starken widerlichen Geruch, den die Negerrasse verbreitet, so daß ein Negerschiff schon durch diesen Geruch sich verrathen konnte. Doch ist diese starkriechende Ausdünstung kein bei Negern ausschließlich auftretendes Vorkommniß. Nach Humboldt vermögen

die Peruaner den Eingeborenen, den Weißen und den Neger schon am Geruche der Ausdünstung zu unterscheiden, wenigstens bezeichnen sie diese drei verschiedenen Ausdünstungen mit besonderen Namen als Poso, als Pesuna, als Grajo.

Die Kopfhaare sind nicht nur durch verschiedene Färbung, sondern auch dadurch ausgezeichnet, daß der Querschnitt der Haars bei mikroskopischer Vergrößerung eine deutlich erkennbare verschiedene Gestaltung wahrnehmen läßt. Eine verlängerte Ellipse bildet dieser Querschnitt am Haare der Negerrassen und der Hottentotten-Buschmannrasse, ovalär ist der Querschnitt am Haare der arischen Rassen, mehr oder weniger kreisförmig ist er am Haare der gelben und der amerikanischen Rassen.

Unter den anatomischen Charakteren nimmt das Verhalten des knöchernen Kopfs eine hervorragende Stelle ein. Dolichocephalie und Brachycephalie, bestimmt durch das Verhältniß der größten Schädellänge zur größten Schädelbreite, zeigen sich, wie erwähnt, bereits bei den fossilen Menschenrassen. Unter den jetzigen ethnologischen Gruppen zeigt sich die stärkste Dolichocephalie, nämlich 100 : 71, selbst 100 : 69 bei Negern, Hottentotten, Eskimos, die stärkste Brachycephalie dagegen, nämlich 100 : 87 kommt bei Deutschen, Lappen, Finnen &c. vor. Aus diesen Anführungen ist wol ohne Mühe zu entnehmen, daß die zuerst durch Retzius in Vorschlag gebrachte Eintheilung der Menschenrassen nach dem sogenannten Schädelindex unzulässig ist; nur zur Charakterisirung secundärer Gruppen ist dieser Schädelindex verwendbar.

In Betreff der Schädelcapacität, die gewissermassen als Aequivalent des Gehirnvolumens gelten darf, hat Broca für extreme Menschenrassen Folgendes ermittelt. Wird die Schädelcapacität des Australiers = 100 gesetzt, so erreicht dieselbe beim afrikanischen Neger 111,6 und bei den blonden europäischen Rassen 124,8. Gleichwol wäre es ein großer Irrthum, wollte man in der Schädelcapacität das Maaß des intellectuellen Fortschritts oder der erstiegenen socialen Entwickelungsstufe einer Rasse finden. In einer von Broca zusammengestellten Tabelle über die Schädelcapacitäten verschiedener Volksstämme stehen die Cro-Magnons, die in der Homme-mort-Höhle lebten, mit der größten Schädelcapacität oben an, und die Chinesen kommen erst nach den Eskimos.

Am Gesichtsskelete gestaltet sich der sogenannte Gesichtsindex, das Verhältniß der Gesichtsbreite (zwischen beiden Jochbeinen) zur Gesichtslänge (von der Nasenwurzel bis zum Zahnhöhlenrande des Oberkiefers) zu einem recht brauchbaren Rassencharakter. Beachtenswerthe Charaktere im Gesichtsskelete bietet außerdem der Orthognathismus und Prognathismus, womit man das geringe und das starke Vorragen des Gesichts über den Schädel bezeichnet, sowie der Camper'sche Gesichtswinkel. Auch die Breite und Schmalheit der Nasenöffnung (platyrrhine und leptorrhine Rassen), ebenso die Breite und die Verschmälerung der Augenhöhlenöffnung (megaseme und mikroseme Rassen) sind als osteologische Charaktere benutzbar.

In der größeren Länge der oberen Gliedmaßen bei Negern hat man eine Affenähnlichkeit finden wollen. Diese vermehrte Länge wird dadurch hervorgebracht, daß der Vorderarm oder der dem Daumen entsprechende Radius relativ länger ist. Durch Hamys Messungen ist nun festgestellt worden, daß beim Embryo von 2½ Monaten der Oberarm zum Vorderarm sich verhält = 100 : 88,8 und von da an der Vorderarm ganz allmählich an Länge verliert, bis bei Kindern von 5—13 Jahren sich das Verhältniß = 100 : 72,3 herausstellt. So wird denn das bei Negern vorkommende Verhalten der oberen Gliedmaßen einfach als Entwickelungsstillstand gedeutet werden dürfen.

Das Gehirngewicht hat Sanford Hunt in Amerika bei Weißen und Negern vergleichend untersucht. Als mittleren Werth erhielt er für 24 weiße amerikanische Soldaten 1424 Gramm, für 141 Neger 1331 Gramm. Ferner hat Hunt bei 240 Bastarden von Weißen und Negern Gehirnwägungen ausgeführt, wobei er als Mittelwerthe 1390 — 1334 — 1319 — 1308 — 1280 Gramm erhielt, je nachdem die Bastarde ¾ — ½ — ¼ — ⅛ — 1/16 weißes Blut hatten.

Unter den physiologischen Vorgängen unterzieht Quatrefages die an das Gehirn gebundene Intelligenz, die Schwangerschaftsdauer, den Eintritt der Pubertät, die Lebensdauer bei verschiedenen Völkern der Besprechung. Die genannten Verhältnisse weisen überall darauf hin, daß das Menschengeschlecht nur aus Rassen und Unterrassen, nicht aus verschiedenen Arten zusammengesetzt ist.

Dagegen treten uns in pathologischer Beziehung, im Verhalten gegen einzelne Krankheitsformen, bei verschiedenen Menschenrassen erhebliche Differenzen entgegen. Als z. B. 1865 und 1866 die Cholera in Guadeloupe wüthete, starben von der dortigen chinesischen Bevölkerung nur 2,7 Procent, von den Hindu 3,86 Procent, von den Weißen 4,31 Procent, von den Mulatten 6,32 Procent, von den Negern endlich 9,44 Procent. Ferner ist es längst bekannt, daß an dem nämlichen Orte die weiße Rasse dem verderblichen Einflusse der Sumpfmiasmen reichen Tribut zollt, während die schwarze Rasse den Angriffen dieses Feindes weit weniger unterliegt. Sodann ist es eine offenkundige Thatsache, daß die weiße Rasse einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die niedrigeren Rassen ausübt, sobald sie in deren Wohnsitze vordringt. Dieser verhängnißvolle Einfluß hat sich wol nirgends gleich stark kundgegeben, wie in Polynesien. Bereits vor 20 Jahren betrug die Zahl der Eingeborenen auf den Sandwichinseln und auf Neuseeland nur noch den fünften Theil jener Menge, die zu Cooks Zeiten daselbst lebten. Tahiti hatte nach den Schätzungen von Cook und Forster wenigstens 240,000 Einwohner, und eine Volkszählung im Jahre 1857 ergab hier nur noch 7212 Köpfe. Einzelne statistische Erhebungen haben überdies das bedauerliche Ergebniß geliefert, daß sich mit der hoch gesteigerten Mortalität zugleich auch eine entschiedene Abnahme der Geburtsfälle vergesellschaftet. Tuberculose und Phthisis scheinen

das exorbitante Hinsterben der Eingebornen zu bedingen, und es kann möglicher Weise dahin kommen, daß nach 50 oder doch nach 100 Jahren die polynesische Rasse gar nicht mehr existirt, wenigstens nicht die reine. Vielleicht wird sie weiterhin durch Bastarde vertreten, die auf den Marquesasinseln bereits einen erheblichen Theil der Bevölkerung bilden.

Der letzte Abschnitt handelt über die psychologischen Charaktere der Species Mensch, durch die der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, und die zur Annahme eines fünften, das Menschengeschlecht allein umfassenden Naturreiches führen. Die Intelligenz besitzt das Thier allerdings ebenso gut wie der Mensch. Gleichwol entwickeln sich die intellectuellen Vorgänge beim Menschen in einer Weise, daß sie wie ein Attribut des Menschen erscheinen, und deshalb verdienen sie neben die rein menschlichen Thätigkeitsäußerungen gestellt zu werden.

Als bedeutsamste Aeußerung der Intelligenz haben wir neben der Schrift und den socialen Verhältnissen die Sprache des Menschen anzuerkennen. Die Thiere haben eine Stimme und nur der Mensch hat eine Sprache, schrieb bereits Aristoteles und allgemein wird jetzt die Sprache als eine dem Menschen eigenthümliche Fähigkeit anerkannt. Die Thierstimme ist eine mit dem ganzen Wesen des betreffenden Geschöpfes verbundene Eigenschaft, die zwar Abänderungen erfahren, aber nicht vergehen, oder vollständig abgeändert werden kann; sie ist ein Artcharakter. Die menschliche Sprache dagegen ist der Umwandlung fähig und verändert sich von einer Generation zur andern; sie nimmt neue Elemente auf und verliert andere, ja, sie kann vollständig durch eine andere Sprache ersetzt werden: die menschliche Sprache hat nur die Bedeutung eines Rassencharakters. — Die monosyllabischen Sprachen sind auf Asien beschränkt; die flectirenden Sprachen, jetzt überallhin verbreitet, kamen lange Zeit nur auf dem alten Continente vor; die zwischen beiden stehenden agglutinirenden Sprachen waren schon vordem und sind noch jetzt über den größten Theil der Erde verbreitet. Wahrscheinlich waren die agglutinirenden Sprachen über ganz Europa verbreitet, bevor die arische Verdrängung oder Vermischung eintrat. Vielleicht redete der quaternäre Mensch eine agglutinirende Sprache. Nach den statistischen und linguistischen Zusammenstellungen von Omalius und von Maury reden aber gegenwärtig 537 Millionen Erdbewohner flectirende Sprachen, 449 Millionen monosyllabische und nur 217 Millionen agglutinirende.

Was die moralischen Charaktere betrifft, so darf es als ausgemachte Thatsache bezeichnet werden, daß die Vorstellung von Gut und Schlecht in allen Verbindungen oder Vereinigungen von Menschen Eingang gefunden hat, insofern gewisse Handlungen des Einzelnen den Mitgliedern dieser Vereine als gute oder als verwerfliche gelten. Freilich hängt es von mancherlei Umständen ab, wie verschiedene Menschengruppen irgend eine besondere Handlung zu beurtheilen sich veranlaßt finden: die socialen Einrichtungen, die Religion, das Herkommen können die nämliche Handlung zu einer guten oder verwerf-

lichen, oder auch zu einer ganz bedeutungslosen stempeln. Fremde Völkerschaften, seien sie civilisirt, seien sie barbarisch und wild, dürfen deshalb nicht einfach nach Maßgabe unserer eigenen, durch das Sittengesetz bestimmten Vorstellungen beurtheilt werden.

Der Vorstellung des berechtigten Eigenthums, der Achtung des Menschenlebens, ebenso der Achtung der eigenen Persönlichkeit, die sich als Schamhaftigkeit und als Ehrgefühl kund gibt, begegnen wir nach den Berichten der Reisenden selbst bei den auf niedrigster Stufe stehenden Menschenrassen.

Immerhin ist das moralische Gefühl nicht gleichmäßig bei allen Menschenrassen entwickelt, und dieser moralischen Ungleichheit nachzuforschen, muß für den Anthropologen wissenschaftliches und praktisches Interesse haben. Die verschiedenartige Entwickelung der moralischen Eigenschaften und deren Aeußerungen, die auf Moralprincipien beruhenden Einrichtungen lassen sich als Rassencharaktere verwerthen.

Neben der Moralität treten uns ferner religiöse Vorstellungen bei allen Völkern der Gegenwart und der Vergangenheit entgegen, namentlich sind allmählich auch die Australier, die Melonesier, die Buschmänner, die Hottentotten, die Kaffern, die Bechuana dem Makel des Atheismus entrückt worden. Und wenn Robertson angab, in Amerika habe man mehrere Stämme kennen gelernt, die nichts von einem höchsten Wesen wußten und auch keinerlei religiöse Ceremonien hatten, so erklärt dagegen d'Orbigny, er sei der festen Ueberzeugung, alle Indianerstämme, auch die wildesten, hatten irgend eine Religion. Uebrigens verschmähen es manche Forscher, bei derartigen Untersuchungen einen unbefangenen Standpunkt einzunehmen. So erblickt der Orientalist Burnouf im Buddhismus nichts als Atheismus, und auch Barthélemy Saint-Hilaire ist dieser Ansicht zugethan, einfach aus dem Grunde, weil die buddhistische Ansicht von der Gottheit nicht mit jener übereinstimmt, bis zu der wir uns erhoben haben. Wäre der Buddhismus nichts als Atheismus, dann müßten freilich auch die alten Religionssysteme in Japan, in China, in der Mongolei dem Atheismus zugezählt werden.

Die auf alle Völker der Erde ausgedehnten Forschungen führen zu der Ueberzeugung, daß der Atheismus nur erratisch auftritt. Ueberall haben sich die Volksmassen vom Atheismus frei gehalten, keine von den großen Menschenrassen, ja nicht einmal ein erheblich großer Bruchtheil einer dieser Rassen ist dem Atheismus verfallen.

Die Religiosität hält aber bei den verschiedenen Völkerschaften nicht gleichen Schritt mit der Intelligenz und der Civilisation. Die Religionssysteme der Australier, der Polynesier, zumal der Tahitier, der Rothhäute, der Neger bestätigen dies auf unzweideutige Weise.

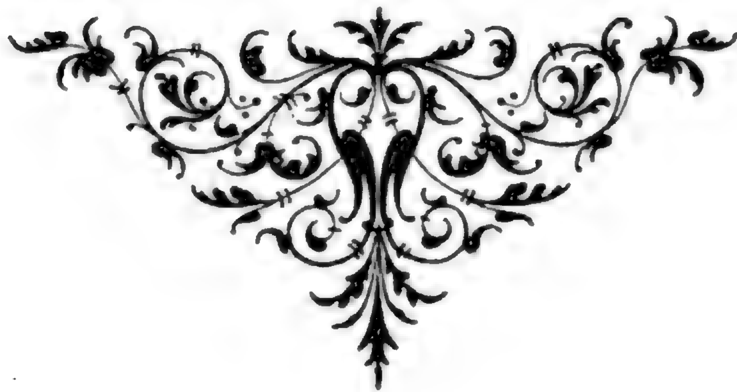
Religion und Aberglaube sind bei manchen Rassen innig mit einander verschmolzen, so daß Priester und Zauberer in einer Person zusammenfallen können. Die Ausrottung des Aberglaubens ist aber ausnehmend schwierig, wie zur Genüge daraus entnommen werden kann, daß unerachtet der bei

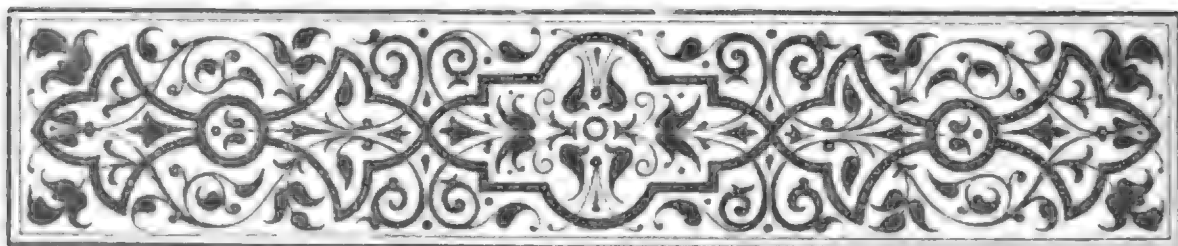
uns so weit vorgeschrittenen Bildung die abseits wohnenden Landleute vielfach immer noch ebenso an Hexen glauben, wie man im Mittelalter allgemein daran glaubte.

Die sogenannten großen Religionen der civilisirten Nationen (Christenthum, Judenthum, Mohamedanismus, Brahmanismus, Buddhismus) und die nur in beschränkten Gebieten bestehenden sogenannten kleinen Religionen stimmen nach Quatrefages in den erhabensten Vorstellungen wie in den niedrigsten Ansichten mit einander überein, und nur in den Formen und in Betreff der zwischenliegenden Vorstellungen unterscheiden sie sich von einander. Jedenfalls erscheint die Religionswissenschaft als eine Hilfswissenschaft der Anthropologie; gleich der Linguistik vermag sie über die Abstammung mancher Rassen Aufschlüsse zu geben, sowie auch über frühere Verbindungen zwischen Völkern, die sonst als ganz von einander verschieden dastehen.

Einen Punkt darf ich schließlich nicht unerwähnt lassen. Zu jenen dem Menschenreiche zukommenden Attributen zählt Quatrefages auch den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode, nichtsdestoweniger aber wird diesem Glauben in der Darstellung der religiösen Charaktere keine gesonderte Besprechung zu Theil.

Die Herausgeber der deutschen Reihe der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" urtheilen in einem kurzen Vorworte folgendermaßen über das Werk von Quatrefages: Auch diejenigen Leser, welche mit uns über Leben, Thierseele, Menschenseele, Art, Stellung des Menschen zum Thiere und Anderes entgegengesetzter Ansicht sind als de Quatrefages, werden aus seinem Buche viele Belehrung schöpfen. Vielleicht gestaltet sich die vorstehende Analyse zu einer Bestätigung dieses Urtheils.



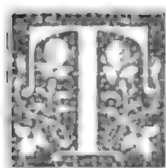


Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Von

Karl Koberstein.

— Dresden. —



Theodor Fontane sagt in seinen trefflichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“:

„Historische Gestalten theilen ganz das Schicksal von Statuen. Die scheinbar begünstigteren stehen durch Jahrtausende hin, immer leuchtend, immer bewundert, auf dem Postamente des Ruhmes; andere werden verschüttet oder in den Fluß geworfen. Aber es kommt der Moment der Wiedererstehung, und nun erst, neben den glücklicheren neu aufgerichtet, erwächst der Nachwelt die Möglichkeit des Vergleichs“.

Zu den verschütteten, fast verloren gegangenen Statuen gehört auch der Feldherr, mit dem wir es hier zu thun haben. Prinz Heinrich von Preußen, der Erlesensten einer unter den Paladinen Friedrichs des Großen, hat das unverdiente Schicksal erfahren, daß sein Name nur noch dunkel fortlebt im Bewußtsein des Volkes, daß sein Bild die Menge kalt und befremdend anmuthet, während andere Helden der drei schlesischen Kriege noch heute gemeinverständliche, jedem märkischen Bauerjungen geläufige Erscheinungen sind, als wären sie noch vor Kurzem leibhaftig unter uns gewandelt. Und was die Tradition an dem Andenken des Prinzen verabsäumt, die Geschichtsschreibung hat es nicht gut gemacht. Wohl wird seiner hin und wieder rühmende Erwähnung gethan — ist doch die Rolle, die ihm während des siebenjährigen Krieges anvertraut war, zu gewichtig, für den Gang der Ereignisse von zu einschneidender Bedeutung, als daß man den Träger derselben mit vollständigem Stillschweigen übergehen könnte — aber die liebevoll sich vertiefende Art der historischen Behandlung, wie sie einem Schwerin und Winterfeld, einem Ziethen und Seydlitz zu Theil geworden, blieb Heinrich hartnäckig versagt, ja, es hat sich bis zur Stunde noch kein eigentlicher Biograph für den Sieger von Freiberg

gefunden. „Man hat sich, wie ein geistvoller Militairschriftsteller unserer Tage klagt, daran gewöhnt, in der preußischen Heldengalerie eine Hauptfigur und in unserm vaterländischen Geschichtsbuche ein wichtiges Capitel fehlen zu sehen“.

Und doch, auch dem Prinzen Heinrich kann sein gutes Recht auf die Länge nicht vorenthalten werden, seine gegründeten Ansprüche auf eine erschöpfende Würdigung dürfen nicht für immer ungehört verhallen; auch diesem Feldherrn, dem Preußens Geschick eine der schwerwiegendsten Aufgaben übertrug, die je die Schultern eines Hohenzollern belasteten, dessen mühseligem Arbeiten und Ringen die Laune des Zufalls jedoch den bestechenden Reiz versagte, welcher die Phantasie der Mitlebenden gefangen nimmt, um im Gedächtniß der Nachwelt zauberkräftig weiterzuwirken — auch diesem Feldherrn wird und muß, wenn auch nicht sein Dichter, doch der bisher vermißte Geschichtsschreiber erstehen. Es kommt eine Zeit, daran ist nicht zu zweifeln, welcher der Mangel an Ehrfurcht und verständnißvoller Liebe für solch erleuchtetes Heldenleben kaum begreiflich scheinen wird.

Friedrich Heinrich Ludwig, der zweitjüngste Bruder Friedrichs des Großen, war noch ein Kind, als die erschütternde Katastrophe zwischen dem König und dem Kronprinzen zum Ausbruch kam. Ohne ihn persönlich zu berühren, zogen die schweren häuslichen Stürme über seinem kleinen Haupte dahin, früh aber wurde er durch die Verschiedenartigkeit in den Naturen seiner nächsten Angehörigen, die wieder und immer wieder in offene Feindseligkeiten auszuarten drohte, zum Nachdenken und stillen Beobachten erzogen. Unter dem Druck des wohlmeinenden, aber gewaltsamen Vaters, in der schwülen Atmosphäre des preußischen Königsschlosses erwarb er sich schon als Knabe jene Eigenschaften, welche ihn ganz wesentlich von Friedrich unterscheiden: er lernte die eingeborene Launenhaftigkeit zu zügeln, der nervösen Reizbarkeit seines Gemüthes Gewalt anzuthun. Er lernte da zu schweigen, wo der geniale Bruder seinen Unwillen, Schmerz und Alles, was ihm die Seele bewegte, in leidenschaftlichen Worten ausströmen ließ; er lernte vor allen Dingen zu warten, dann aber zur rechten Zeit den günstigen Augenblick energisch zu erfassen und mit der ganzen Zähigkeit des Geistes und Herzens auszubeuten.

Sein künstlerisch angelegtes Naturell dagegen fand während Friedrich Wilhelms Lebzeiten nur geringe, vielleicht gar keine Nahrung. Es waltete ein ernster, arbeitsamer, aber schwungloser Geist in dem mit höchster Sparsamkeit eingerichteten Vaterhause. Künste und Wissenschaften wurden als verweichlichender Tand verächtlich bei Seite geschoben, nur das durchaus Nützliche und dem Tagesbedürfniß Entsprechende durfte auf Gnade hoffen vor dem Richterstuhl des brandenburgischen Lykurgs. Den urgesunden Kern, die staatenbildende Größe des Königs und Kriegsherrn zu ermessen, war der jugendlichen Seele selbstverständlich noch nicht gegeben; so weit das Auge des regsamen Knaben streifte, nichts bot sich seinen suchenden Blicken, als puritanische Strenge, die Herrschaft des Corporalstockes, der Kultus des Zopfes. Was

also mußte es ihm bedeuten, wie mußte sein ganzes inneres Leben gährend aufschäumen, als endlich der wetterfeste Vater, dieser „rocher de bronce", der Natur den schuldigen Tribut entrichtete, und der Gewaltigste seines Jahrhunderts, strahlend in männlicher Schöne und leuchtend von Geist, den preußischen Thron bestieg! Mit kühner Hand, doch mit frommer Schonung des Aechten und Bewährten, rührte Friedrich an das bisher Giltige, für unantastbar Gehaltene. Die morschen Ueberbleibsel eines absterbenden Geschlechtes verschwinden, und weit werden die Thore aufgethan für Jugend, Schönheit, Talent und Alles, was das Leben verklärt und schmückt. Frankreichs bestrickende Geistesbildung zieht triumphirend in die Marken ein, die noch vor Kurzem ausgewiesene Philosophie entfaltet ihr segensreiches Wirken, und Jeder kann nach seiner Façon selig werden. Auch im deutschen Gemüthe fängt es an, sich verheißungsvoll zu regen, ein Augusteisches Zeitalter scheint heraufzuziehen und den Künsten des Friedens die duftigsten Kränze zu bieten — da plötzlich zuckt aus unbewölkten Höhen ein greller Blitz. Mitten in das Gelächter, in die fröhlichen Weisen einer heitern, nur sich und dem ungetrübten Genusse lebenden Welt hinein ertönt der scharfe Klang der Trommel, und die preußischen Colonnen wälzen sich gegen die schlesische Grenze. Eine überraschende Kunde drängt die andere, tritt in athemloser Hast der vorangehenden gleichsam auf die Fersen, das Unglaubliche scheint wahr zu werden, das Unerhörte ist nicht länger mehr zu bezweifeln: der kleine Marquis von Brandenburg hat es gewagt, der schönen Königin von Ungarn, Oesterreichs mächtiger Beherrscherin, den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Heinrich hatte damals kaum das vierzehnte Jahr zurückgelegt, aber voll glühenden Eifers begleitete er die Armee, um an der Seite des Königlichen Bruders die Lehr- und Wanderjahre zu beginnen. Bei seiner Jugend konnte ihm füglich kein Commando anvertraut werden, wie er denn überhaupt auf eine selbständige Thätigkeit während der beiden ersten schlesischen Kriege verzichten mußte; die reichste Gelegenheit jedoch ward ihm geboten, mit eigenen Augen zu schauen und die Güte dessen zu prüfen, was er sich daheim auf dem Wege der Arbeit und strengen, geistigen Zucht bisher zu eigen gemacht hatte. Sein Urtheil wurde durch praktische Erfahrungen frühzeitig geschärft, und unbefangen wußte er bald die schweren Mängel auf feindlicher, die reichlichen Irrthümer auf vaterländischer Seite abzuwägen. Welch hohen Gewinn Heinrich in seiner geräuschlosen Weise aus diesen ersten Kriegseindrücken gezogen, das hat die Folgezeit schlagend erwiesen, denn durch sie ward der Grund zu jenem Wissen gelegt, das später der rücksichtslosen Energie Friedrichs so glücklich ergänzend zur Seite stand, das den Prinzen selbst zu einem der eigenartigsten Feldherren macht, welche die Geschichte kennt.

Diesen Gewinn auszubeuten und wuchern zu lassen, benutzte er die Windstille, die den verheerenden Stürmen des siebenjährigen Krieges vorausging. In dem freundlichen Rheinsberg am Grimnitsee, das er vom König zum Geschenk erhalten, vertiefte er sich in wissenschaftliche Studien. Mit emsiger

Sorgfalt, mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit strebte er, die Lücken seiner militärischen Kenntnisse zu ergänzen und durch stets erneute Versuche auf den Exercir- und Manöverplätzen eine Sicherheit zu erlangen, die seine langgehegten Wünsche erfüllen, ihn dereinst zur Führung eines größeren Truppencorps berechtigen möchte. In ununterbrochenem Verkehr und geistigem Austausch mit dem großen Bruder, künstlerisch angeregt von den blendenden Erscheinungen der französischen Literatur, reifte er allmählich zu dem Manne der besonnenen Ueberlegenheit heran, den wir im Verlaufe des siebenjährigen Krieges schätzen, zuletzt bewundern lernen; denn hier erst war ihm vergönnt, all' den Reichthum zu verwerthen, der in seinem Innern aufgespeichert lag, hier erst konnte er beweisen, daß er unter seinen hochbegabten Brüdern der Nächste war, der sich einem Friedrich wahlverwandt an die Seite stellen durfte.

„Ein höchst erfinderischer, geschickter, kleiner Mann in Kriegsangelegenheiten — so schildert Carlyle den nunmehr zum Generallieutenant beförderten Prinzen — scharf wie Nadeln, heftig aber vorsichtig, obschon von schwer verständlichem Temperament, dünnhäutig, launenhaft und seinem Bruder oft sehr unbequem durch seine Eifersüchteleien und zänkischen Grillen"; trotzdem ein ganzer Held, der seine große Aufgabe in keiner, auch der hoffnungslosesten Lage aus den Augen verliert und jeder Gefahr gewachsen ist. Friedrich hat die kleinen Schwächen des Bruders oft bitter empfunden, sie häufig genug mit herben Worten gerügt, niemals aber ist er an Heinrichs Werth und Bedeutung irre geworden. Schrieb doch der Schwergeprüfte am 17. September 1757 aus Thüringen an seine Schwester Wilhelmine: „Ich bin so von Schmerz überhäuft, daß ich meine Trauer lieber für mich behalten und mein Unglück nicht zur Schau tragen will. Ich habe Ursache, mir zu meinem Bruder Heinrich Glück zu wünschen; er hat sich als Soldat wie ein Engel und als Bruder sehr gut gegen mich benommen. Ich kann unglücklicherweise nicht dasselbe von dem älteren sagen. Er schmollt mit mir und hat sich nach Torgau zurückgezogen, von wo er, wie man mir schreibt, nach Wittenberg abgegangen ist. Ich werde ihn seinen Launen und seinem schlechten Betragen überlassen, und weissage nichts Gutes für die Zukunft, es wäre denn, daß der jüngere (Heinrich) ihn leite". Und wenige Tage später, als der Tod der Mutter und der unersetzliche Verlust Winterfelds seine Seele bedrückten, als er auch den letzten Hoffnungsschimmer erloschen glaubte, begrüßte er in einer Ode den Prinzen mit folgender Strophe:

O du, auf den mit Lust hinblicket unsre Jugend,
Für künft'ge Thaten du, in deiner holden Tugend,
Ihr Vorbild, Schmuck und Schild:
Erhalte diesen Staat, deß Ruhm so hell gefunkelt,
Mein Bruder, und der jetzt, von Wolken rings umdunkelt,
Sich schon in Nacht verhüllt! —

Aus dem Unglücksjahre 1759, als Heinrich Sachsen standhaft behauptet und den dreifach stärkern Daun im Schach gehalten hatte, also mitten aus

den Ereignissen heraus, sind uns ferner die berühmten Worte erhalten: „Prinz Heinrich ist der einzige General, der in diesem Feldzuge keinen Fehler gemacht hat“, und in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, in welcher die Erregungen des Kampfes längst einer leidenschaftslosen Betrachtung des Geschehenen gewichen sind, sagt der unbestochene Richter der eigenen Vorzüge und Schwächen: „Das schönste Lob, das man dem Prinzen Heinrich spenden kann, ist, seine Thaten zu erzählen. Kenner werden darin leicht jene glückliche Mischung von Klugheit und Kühnheit finden, die so selten und doch so wünschenswerth ist, und die die wichtigsten Eigenschaften, welche die Natur verleihen kann, um einen großen Kriegsmann zu bilden, vereinigt und verbindet“.

Und wahrlich, wenn Einer diese Anerkennung aus maßgebendem Munde verdiente, so war es Prinz Heinrich. Denn Friedrich, nach dem Mißerfolge von Kollin aus Böhmen zurückgeworfen und von allen Seiten umstellt wie ein gehetztes Wild, bedurfte eines festen Haltes in diesem unheilvollen Kriege, an welchen er sich anlehnen konnte, um, in steter Fühlung mit demselben, wie von einem unverrückbaren Angelpunkte aus, seine zersplittert auftretenden Gegner einzeln anzufallen und womöglich zu vernichten. Diesen Halt fand er in Sachsen, und bei seiner Behauptung entwickelte Heinrich eine Ausdauer, eine Fülle der Erfindungsgabe in Wahl von gesicherten Stellungen, täuschenden Märschen und verblüffenden Demonstrationen, daß kein Geringerer als Napoleon diesen Vertheidigungskrieg mit seinen gelegentlichen Ausfällen nach Böhmen und Franken hinein für ein Meisterstück ersten Ranges erklärte. Während Friedrich, gleich einem gereizten Stier, nach allen Gegenden der Windrose vordrang, hier in Niederschlesien den Kaiserlichen die Stirn zu bieten, dort in der Mark mit den russischen Heerhaufen zu ringen, zu Zeiten auch den Franzosen und Reichsvölkern an der Saale eine erfolgreiche Lection zu ertheilen, stand Heinrich, scharf ausspähend wie ein Falke und kampfbereit, auf seinem Posten, einen Hafen für das Königsschiff bereit haltend, wenn es leck und zerfetzt, dem ungleichen Kampfe auf hohem Meere zu erliegen drohte.

Dieses Muster der Um- und Vorsicht konnte trotzdem, wenn es der Augenblick einmal erheischte, so glühend und unwiderstehlich aus dem Bereich der behutsamsten Vertheidigung in den des energischen Angriffs überspringen, wie es Friedrich kaum besser verstanden hätte; nur daß ihm die Gabe verliehen war, gleich darauf, noch starrend vom Staub und Qualm der Schlacht, in die alten Gleise zurückzukehren, als ob selbst der Sieg keine berauschende Macht über die kühlbedächtige Seele besäße.

Friedrich würde schwerlich die Folgen des Ueberfalls von Hochkirch so schnell und glücklich überwunden haben, wäre der unermüdliche Heinrich zur rechten Zeit nicht zur Hand gewesen, das Aeußerste abzuwenden und dem bedrängten König Geschütz und Mannschaft zuzuführen, ihm seine Verwundeten und Kranken abzunehmen. Friedrich und Preußen wären nach den furchtbaren

Niederlagen von Kai und Kunersdorf ohne alle Frage rettungslos verloren gewesen, hätte nicht der Prinz durch verwirrende Bewegungen die über ihre Siege selbst betroffenen Feinde so lange in Unthätigkeit erhalten, bis der König an der Spitze eines schnell zusammen gerafften Heeres auf's Neue die Offensive ergreifen konnte.

Heinrich hat in diesen schmerzensreichen Jahren Thaten vollbracht die durch ihren Glanz nicht blenden oder gar überwältigen; Thaten aber, die den gesammelten Beschauer lehren, was ein heller Geist, ein fester Wille und ein unentwegbares Pflichtgefühl Aechtes und Herrliches zu verrichten vermögen. Und so wahr es ist, daß der Prinz seiner Natur und Anlage nach nicht großartig genug gewesen wäre, aus eigener Kraft einen solchen Verzweiflungs- und Rettungskampf zu bestehen, ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel: Friedrich hätte des kunstfertigen Bruders nicht entbehren können, oder er würde dem Anprall des halben Europas schließlich unterlegen sein und den ungleichen Kampf von Einem gegen Neun mit dem Verluste Schlesiens, wenn nicht der Königskrone bezahlt haben. Ermangelte Heinrich der sprungfederartigen Frische Friedrichs, so hatte er mit diesem die schrankenlose Willenskraft gemein, eine Tugend, die den Leidenschaften souverain gebietet und zu jeder That, auch der höchsten, sich berufen fühlt, weil ihr Glaube an die eigene Stärke wie auf Felsengrunde ruht.

So erscheint es denn gleichsam als eine zart und sinnig aufgesparte Belohnung des Schlachtengottes, wenn er dem Helden, den er sieben lange Jahre eine größere, dramatisch bewegte Action versagte, den er erbarmungslos zu der undankbaren Rolle eines Schachspielers verdammt hatte, noch kurz vor Schluß des Krieges den Siegeskranz von Freiberg um die Schläfe legte.*)

In die folgenden Friedensjahre, welche Heinrich meist in Rheinsberg verlebte, fällt ein Ereigniß, das, so schnell es auch vorüberging, eine Mißstimmung in dem Prinzen hervorrief, die niemals ganz wieder weichen wollte. Durch den Tod August III., Kurfürsten von Sachsen, war der polnische Thron erledigt worden. Katharina von Rußland begünstigte ihren Freund, den Grafen Stanislaus August Poniatowski, während eine große Partei im Lande den preußischen Prinzen zum König begehrte. Eine Gesandtschaft eilte nach Potsdam, um dem König ihr Verlangen vorzulegen; aber der war nicht der Mann, solchen Phantastereien ein geneigtes Ohr zu schenken. Zu deutlich fühlte er, daß ein Hohenzoller eine andere als diese Flitterkrone tragen müsse, zu sicher war er sich bewußt, daß er Rußland tödtlich verletzen, dem noch immer zürnenden Oesterreich aber durch Billigung der polnischen Wünsche die bequemste Handhabe bieten würde, auf's Neue gegen das ländergierige Preußen vorzugehen. Kurz und bündig wies er die Deputation sammt ihrem Antrage ab. Heinrich hat die Kränkung, welche darin zu liegen schien, daß er

*) Siehe das Nähere bei A. von Crousaz „Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen“. Historisches Gedenkblatt. Berlin. Alfred Weile. Seite 8–34.

in dieser für ihn bedeutungsvollen Angelegenheit nach seiner Willensmeinung nicht gefragt worden war, nie verwinden können: ein bitterer Stachel blieb seither in dem ohnehin zur Eifersucht geneigten Gemüthe zurück.

Längere Reisen führten ihn nach Schweden und wiederholt nach Petersburg an den Hof der Czarin Katharina. In Stockholm galt es, die Schwester wieder aufzurichten, die er sechsundzwanzig Jahre nicht gesehen, in deren Herzen noch immer der Gedanke schmerzhaft nachzitterte, daß ihr mißleiteter Gatte gegen die angebeteten Brüder in Waffen gestanden hatte. Diese peinlichen Verhältnisse auszugleichen, die jahrelange Spannung zu lösen und neue, freundlichere Beziehungen zwischen den beiden Reichen anzubahnen, war Niemand geeigneter, als Prinz Heinrich, der die Empfindungen der Schwester, wie die Beklemmungen ihres niedergebeugten Gemahls besser zu schonen und zarter zu behandeln verstand, als der sarkastische, scrupellos durchgreifende Friedrich.

In Petersburg, wo es sich um die ersten Anregungen zur Theilung Polens, später um die abermalige Verheirathung des Großfürsten Paul handelte, wurde durch Heinrich, der in dem ganzen Schimmer seines jungen Feldherrnruhmes auf den männlichen Geist Katharinens den lebhaftesten Eindruck machte, der Grund zu jener Freundschaft gelegt, welche Rußland und Preußen seit mehr als einem Jahrhundert verbindet und selbst durch die Prüfungsstunden von 1807 und 1812 nicht wesentlich erschüttert werden konnte.

Fünfzehn Jahre waren seit dem Hubertusburger Frieden ins Land gegangen, als Heinrich an der Spitze eines größeren Heeres, als er jemals commandirt, noch einmal zu Pferde steigen sollte; denn der kaum verharrschte Groll der Häuser Habsburg und Hohenzollern war aufs Neue zum Ausbruch gekommen, da Oesterreich zur Behauptung seiner wenig begründeten Ansprüche auf die bayerische Erbschaft Niederbayern und die Oberpfalz mit Gewalt in Besitz genommen hatte. Auf beiden Seiten standen sich die erlesensten, von Alters her einander bekannten Feldherrn gegenüber: es war, als sollten sich die verderbenschwangeren Tage des siebenjährigen Krieges wiederholen.

Friedrich schrieb: „Der König soll aus Schlesien und Prinz Heinrich aus Sachsen in das Land der oberen Elbe und Moldau rücken. Diejenige Armee, welche auf des Feindes Hauptmacht trifft, wird sich defensiv, die andere desto offensiver verhalten. Man findet den Vereinigungspunkt', siegt in einer Hauptschlacht, erobert Prag, Brünn und dann die Donau". Dieser Plan blieb damals auf dem Papier — neun Jahrzehnte später trat er dafür um so rascher und pünktlicher ins Leben — wie denn der ganze Krieg ohne größere Resultate verlaufen ist. Heinrich aber fand Gelegenheit, durch seinen Marsch über das Lausitzer Gebirge und sein plötzliches Erscheinen vor der Front des überraschten Laudons die Bewunderung von Freund und Feind nicht weniger zu erregen, als durch den meisterhaften Rückzug, den er unter den schwierigsten Umständen und mit dem glücklichsten Gelingen vollführte*).

*) A. von Crousaz. Seite 39—44.

Seit dem Frieden von Teschen ruhte sein Degen thatenlos in der Scheide. Zu Rheinsberg, in dem Schatten des Boberowwaldes, an den lachenden Ufern des Grimnitsees suchte er der üblen Eindrücke ledig zu werden, die ihm in der Königsstadt auf Schritt und Tritt den Athem versetzten. Der Philosoph von Sanssouci schlief in seiner engen Gruft zu Potsdam, scheu ging der Königliche Neffe dem überlegenen Oheim aus dem Wege, ein Möllendorf und Braunschweig führten in Angelegenheiten des Heeres das große Wort, seiner Dienste schien man entbehren zu können; und er, der geistige Zwilling des großen Königs, war zu stolz, um sich aufzudrängen, die neue Ordnung der Dinge fraglos anzuerkennen und vor einer Rietz, der allmächtigen Favoritin und späteren Gräfin Lichtenau, in dienstbeflissener Unterwürfigkeit den Nacken zu beugen. In seiner grünumsponnenen Einsiedelei führte er das Dasein eines freiwillig Verbannten, von wenig Vertrauten umgeben, den Kriegswissenschaften und der schönen Literatur obliegend, sogar Verse schmiedend, die sich des zweifelhaften Ruhmes erfreuen, lebhaft an die Verse des großen Bruders zu erinnern. Besuche kamen und gingen: seine Schwester, Prinzessin Amalie, alte Kriegsgefährten, die Offiziere der Ruppiner Garnison und vor Allem sein Neffe und Liebling. Ein Strahl der Freude überglänzte seine bleichen und ernsten Züge, wenn der preußische Alcibiades, Prinz Louis Ferdinand, in lachender Jugendfrische dahergeritten kam. Aber tiefer und immer tiefer ward seine Verstimmung über die heimischen Verhältnisse, er fühlte ein wachsendes Verlangen, den Herbst seines Lebens außerhalb Preußens, womöglich in Frankreich zu genießen, dessen Bildung und Gesittung seine Seele in noch höherem Maße als die Friedrichs gefangen genommen hatte. Im Juni 1788 zog er wirklich nach dem Lande seiner Wahl. Schon war ein Palast der Hauptstadt käuflich in seine Hände gelangt, schon glaubte er sich als französischen Grundbesitzer betrachten zu dürfen, als ein unterirdisches Rollen, ein unheimliches Wetterleuchten, die düsteren Vorboten der Revolution, seine anmuthigen Träume von Ruhe und Behagen verscheuchten und eindringlich zur Rückkehr in die Heimath mahnten. Nach langem Schwanken und gepreßten Herzens brach er seine Pariser Beziehungen ab und eilte, seine brandenburgische Einsamkeit wieder aufzusuchen, um ihr von da ab, auch nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., ganz und ausschließlich anzugehören. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er noch die Zuckungen der großen Revolution, von deren Feldherren Moreau sein ganz besonderes Interesse erregte; Moreau, der in seiner Correctheit, in der methodischen Art der Kriegsführung eine entschiedene Aehnlichkeit mit Heinrich selber hatte. Mit den neuerstehenden Rivalen in offener Feldschlacht sich zu messen, war ihm nicht vergönnt, denn Andere führten, nicht zum Besten Preußens, in der Rheincampagne von 1792 den Oberbefehl. Man glaubte ohne ihn fertig werden zu können, und man hatte Recht: sie sind gründlich fertig geworden ohne ihn! Bonapartes staatenzertrümmernde Siegesflüge entzogen sich seinen Blicken, nur Marengo erlebte er noch; Schmach und

Sturz von Jena und Tilsit mit ansehen zu müssen, ersparte ihm ein freundliches Geschick: seit 1802 ruhte der Sieger von Freiberg in seiner Backsteinpyramide am Grimnitzsee. — —

Wie aber ist es gekommen, daß solch ein reiches, inhaltsvolles Leben, das hier nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet wurde, keine liebendere Beachtung fand? Wie durfte es geschehen, daß dieses fertige, in sich abgeschlossene Heldenbild seinem doch nicht undankbaren Volke so fremd bleiben, daß es im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt so wenig Wurzel fassen und wachsen konnte?

Der Gründe sind mancherlei!

Von ihnen führt Theodor Fontane den ersten und hauptsächlichsten an. „Das Loos, das dem Prinzen schon bei Lebzeiten fiel, das Geschick, durch ein helleres Licht verdunkelt zu werden, verfolgt ihn auch im Tode noch". Friedrichs Gestalt ist zu gewaltig, zu riesengroß, als daß die stattliche, aber sterbliches Maß kaum überschreitende Figur des Bruders nicht wesentlich zurücktreten sollte. Während Friedrich mit Flügelsohlen ging und in dämonischem Wagemuth, nur das weitgesteckte Ziel im Auge, die Hindernisse und Zufälle des Moments tollkühn verachtend, mehr als einmal bedenklich strauchelte, schritt der correcte, allen Abenteuern abholde Prinz gelassen seines Weges, nur dann zu einem Schlage ausholend, wenn der Erfolg mit mathematischer Gewißheit im Voraus zu berechnen war.

Das sind gewiß unschätzbare Eigenschaften, aber sie genügen nicht, das Bild ihres Besitzers in das Herz des Volkes zu schmeicheln. Das dramatische Element geht ihnen ab, sie machen nicht populär, weil sie unsre Einbildungskraft nicht beschäftigen, weder Entzücken noch Grauen, höchstens jenen schweigenden Respect erregen, welchen der Deutsche keiner ehrlichen und tüchtigen Arbeit vorenthält.

Und wie der Kriegsmann, so war der Mensch.

Heinrichs Aeußere bot wenig oder nichts, was die Blicke theilnahmsvoll angezogen hätte. Seine Gestalt war klein, und das Antlitz entbehrte in der Jugend jeglicher Anmuth, im Alter der charakteristischen Schärfe; nur in den großen blauen Augen wohnte ein Strahl von dem Feuer, das unter Friedrichs Brauen sonnenähnlich hervorblitzte. Kurz an Worten, verschlossen, meist einen mürrischen Ernst auf der Stirn, dem Wein und den Weibern ein abgesagter Feind, blieb der Prinz seinen Nächsten, sogar seinen Soldaten unnahbar und unverständlich. Sie glaubten an ihn, aber sie beteten ihn nicht an, wie der letzte Troßknecht in dem großen Heere that, der mit einer Art von Religiosität zu seinem „alten Fritz" emporblickte und in Stunden freudiger Erregung oder schmerzlicher Trauer den Monarchen mit dem vertraulichen „Du" anzureden wagte. Heinrichs ausgesprochene französische Bildung hatte ihn weit mehr entgermanisirt als den königlichen Freund Voltaires; sie erlaubte ihm nicht, mit dem gemeinen Mann gut brandenburgisch zu verkehren. Einen kräftigen Fluch, ein derbes Kernwort, einen electrisirenden Scherz suchen wir vergeblich auf diesen Lippen, während die für höhere Töchterschulen allerdings wenig

geeigneten Späße Friedrichs begierig aufgefangen und mit herzlicher Freude weitergetragen wurden, um noch heute als das treugehütete Gemeingut eines kriegsfreudigen Volkes fortzuleben. Jener göttliche Humor, der dem König auch in den verzweifeltsten Lagen ein nieversagender Begleiter blieb, der ihm einen Zauber von unwiderstehlicher Macht über die Gemüther verlieh, war Heinrich nicht gegeben; nicht gegeben war ihm vor allen Dingen die strömende Beredtsamkeit, mit welcher Friedrich in Momenten höchster Anspannung seine todtmüden, zum größern Theil aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Truppen zu patriotischen Wunderthaten aufzustacheln wußte. Eine Rede, wie die vor der Leuthener Schlacht, wäre für den geistvollen Prinzen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Dem Volke aber in seiner großen Masse ergeht es wie den Kindern: es will starke Erschütterungen, der Rührung sowohl wie der Freude. Wenn es nicht herzlich lachen kann, so will es bitterlich weinen; Alles, was einer gesammelten Betrachtung, eines prüfenden Nachdenkens bedarf, was nicht spielend sich aufdrängt und durch irgend eine schlagende Pointe in der Erinnerung haften bleibt, alles das ist ihm ziemlich gleichgiltig, ein dumpfes Wissen, welches nutzlos das Gehirn belastet. Wehmüthig hört es von dem greisen Marschall Schwerin, wie er bei Prag an der Spitze seiner wankenden Grenadiere voranstürmt und, von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt, lautlos vom Pferde sinkt, überbreitet von den Falten der zerfetzten Fahne; und mit tiefer Bewegung sieht es Winterfeld auf dem Gipfel des Moysberges todeswund zusammenbrechen, den Mann mit dem klaren Herzen und der hellen Stirn, den Ersten bei Mollwitz, der die eisernen Ladestöcke ihre rasselnde Schuldigkeit verrichten ließ und im Gleichtritte des alten Leopold von Anhalt, unter klingendem Spiel die Kerntruppen aus der Schule Eugens über den Haufen warf.

Und wiederum, wie fühlt die Seele des Volkes sich fröhlich angeweht, wenn sie den Namen Ziethens vernimmt. „Ziethen aus dem Busch!“ der alte findige Husar mit dem festen, echt lutherischen Gottvertrauen, der mit seinem Regimente, in erbeutete österreichische Mäntel gehüllt, eine ganze feindliche Armee durchreitet, ohne daß ihm ein Haar auf seinem struppigen Haupte gekrümmt worden wäre. Vor Allem aber Er, der jugendliche Centaur, der Reiterführer, wie ihn die Welt zum zweiten Male nicht gesehen: Seydlitz! Wie steigert sich da der Frohsinn zur lauten Freude, wenn er bei Roßbach, den günstigen Augenblick erlauernd, rauchend vor den gepanzerten Schwadronen hält und dann zum Zeichen des Angriffs die Tabakspfeife jubelnd in die Lüfte schleudert; wie wechseln Stolz, Bewunderung und Grauen, wenn ihm Friedrich in der Mordschlacht von Zorndorf Boten über Boten sendet mit der Mahnung, bei Gefahr seines Kopfes zu attakiren, und er, ohne sich von der Stelle zu rühren, dem Herrn und Meister in siegesgewisser Ruhe die Antwort ertheilt: „Nach der Schlacht steht mein Kopf dem König zu Diensten, in der Schlacht muß er mir noch erlauben, Gebrauch davon für ihn zu machen“.

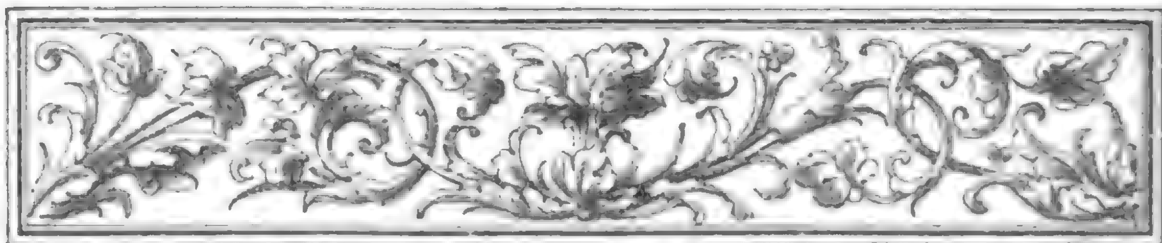
Hier ist Bewegung, blutwarmes Leben, volle dramatische Handlung; Gefühl und Phantasie werden gleichmäßig angeregt — bei Heinrich hohes Wissen, tiefsinnigste Berechnung, das vollkommenste Gleichgewicht zwischen Wollen und Vollbringen, aber nichts, was das Herz in seinem Innersten packte und widerstandslos mit sich fortrisse.

Von ihm hatte man nie gehört, daß die Muse der Poesie neben seinem Feldbett Wache hielte, daß er gewohnt sei, mitten im Kriegsgetümmel schmelzende Oden auf die Freundschaft und ein stilles, genügsames Landleben zu dichten und, ringsumgeben von Tod und Verderben, die kranke Seele wieder gesund zu baden in den melodischen Wellen der Töne. Während um Friedrich sich reich und immer reicher ein Kreis von Geschichten, Sagen und Anecdoten wob, während die deutsche Dichtkunst sich der Gestalt des Siegers von Leuthen in selbstloser Begeisterung bemächtigte, den sie, noch lallend, in rührender Unbehilflichkeit den „Einzigen" nannte, wußte man von dem Sieger von Freiberg, von seiner Art und seinen Thaten nichts zu singen und nichts zu sagen: wortarm, wie er selbst, blieb ihm gegenüber auch Herz und Mund des Volkes.

Selbst in Rheinsberg — so erzählt uns der liebenswürdige Wanderer durch die Mark —, das er doch mehr als fünfzig Jahre besessen, wo er nach den Stürmen des Krieges die ersehnte Ruhe, nach den Enttäuschungen des Lebens ein stilles Grab gefunden hat, selbst hier ist der Prinz ein Halbvergessener. „An derselben Stelle, wo er so lange gelebt, geherrscht, geschaffen und gestiftet hat, kennt man wohl seinen Namen, aber man weiß wenig von ihm, nur weil der Stern Friedrichs vor ihm daselbst geleuchtet". Und doch, in dieser scheinbaren Ungerechtigkeit liegt eine gewisse Vergeltung. Der gesunde Sinn des Volkes läßt sich nicht spotten! Im Juli 1791 errichtete der verbitterte, weltzerfallene Heinrich dem Rheinsberger Schlosse gegenüber, am andern Ufer des Sees, einen Obelisken zum Ruhm und Andenken seines älteren Bruders, August Wilhelms, Prinzen von Preußen, den der erzürnte Friedrich 1757 auf dem Rückzug aus Böhmen seines Commandos enthoben hatte, und der ein Jahr darauf an gebrochenem Herzen gestorben war. Die Namen aller Tapfern der drei schlesischen Kriege, bis auf die Adjutanten des Prinzen herab, sind da in goldenen Zügen zu lesen — und mit vollem Recht denn sie Alle hatten bis zum letzten Mann Außerordentliches geleistet — nur vier derselben fehlen, unter ihnen die beiden leuchtendsten und herrlichsten: Friedrich und Winterfeld! — Auf dem größern Obelisken, den eine dankbare Nation dem Helden-König in ihrem Herzen gegründet, fehlt Heinrichs Name nicht, aber die Inschrift ist verblaßt und halbverwaschen.

Vermögen wir uns somit zu erklären, wie das Bild des Prinzen keine Heimstätte finden konnte im Bewußtsein der Menge, wie Poesie und Kunst mit geringen Ausnahmen kühl, fast abweisend an ihm vorübergehen mußten, so hat die Geschichtsschreibung keinen stichhaltigen Grund für ihre arge Versäumniß anzuführen. Denn mag die leichtbeschwingte Jugend, der vor allen

Dingen überraschende Thaten imponiren, mag der Dichter, der eine bewegte Handlung verlangt, mag endlich der bildende Künstler, der einer gemeinverständlicheren Figur bedarf, mögen sie Alle einen Cornelius Scipio zum Gegenstand ihrer Begeisterung erwählen und auf ihn die vollsten Kränze des Entzückens und der Liebe häufen — der Blick des kundigen Forschers wird sich durch den Glanz des Afrikaners nicht beirren lassen, sondern mit innigem Wohlgefallen und gerechter Würdigung auch bei der schlichten Gestalt des alten Quintus Fabius verweilen. Und wenn es wahr ist, daß jedem Verdienste früher oder später der Tag des gebührenden Lohnes erscheint, so dürfen wir hoffen, daß in unserer Zeit, die der historischen Specialforschung einen so vielverheißenden Aufschwung gegeben hat, auch dem märkischen Cunctator der langentbehrte Geschichtsschreiber erstehen werde. Möge es dann eine würdige Feder sein, die uns die Bedeutung des einsamen Mannes schildert; möge uns vor Allem der gute Genius des deutschen Volkes die Beschämung ersparen, daß abermals erst ein Fremder kommen mußte, um uns die Augen zu öffnen und zu zeigen, was wir Großes und für alle Zeiten Aechtes schon lange unser eigen nennen durften, was wir aber bis heute in unholder Flüchtigkeit nicht zu schätzen verstanden.



Nur ein Schneider.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

XII. Ein Pilleburger Demagog.

Ich wende mich nun von den Erzählungen des Herrn Schmidt wieder zu meinen eigenen seltsamen Erlebnissen in Pilleburg, indem ich den Faden da wieder aufnehme, wo ich ihn im sechsten Capitel habe fallen gelassen.

Es kam die Revolution von Achtundvierzig. Ich habe sie in Pilleburg gründlich genossen. Die meisten Leute haben jetzt schon eine ganz falsche Vorstellung von derselben. Ich will daher wahrheitsgemäß aufschreiben, was ich selbst gesehen und erfahren.

Der bisherige Polizeistaat brach kläglich zusammen. Die Beamten, welche man noch kurz vorher von Regierungswegen vermahnt hatte, mit den Bürgern gar nicht zu verkehren, und stets ihre höchst geschmacklose Uniform auf dem Leibe zu tragen, verloren allen Halt. Sie erwiesen sich als unfähig, feige oder unbotmäßig. Dagegen lebte in der Bevölkerung aller alte Unsinn wieder auf, welchen der Polizeistaat gewaltsam niedergehalten. Neben communistischen Gelüsten regte sich Zunft, Zopf und allerlei separatistische Neigung. Das kleine Herzogthum Nassau war den Leuten noch viel zu groß und der „Deutschen Einheit" gedachten sie nur mechanisch mit Worten, ohne sich dabei zu erwärmen oder auch nur irgend etwas zu denken. Sie waren Alle Separatisten und Particularisten. Wenn sie ein Glas über den Durst getrunken hatten, schrie der Eine: „Es lebe die Republik!" und der Andere schrie: „Oranje boven!" Ein Dritter aber machte den Vermittelungsvorschlag, sich für „die Republik mit dem verstorbenen Prinzen von Oranien" an der Spitze zu erklären. Unterdeß genossen sie die junge Freiheit hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Ziegen, jede mit einer riesigen schwarz-roth-goldenen Cocarde zwischen den Hörnern, zur Weide in die Waldungen trieben,

deren Betreten bis dahin diesen gefräßigen und zerstörungssüchtigen Thieren mit Recht untersagt war. Doch ich will mich nicht mit Betrachtungen aufhalten, sondern sofort in mediam rem gehen, indem ich eine wahrheitsgetreue Schilderung einer unserer glorreichen Pilleburger Versammlungen gebe:

Als wir in den Rathhaussaal kamen, waren die Verhandlungen des „Vereins zur Wahrung der Volksrechte“ schon im Gange: wir erhielten aber noch Sitzplätze. Der Conrector des Progymnasiums hielt einen langen Vortrag über das Vorparlament und über den nassauischen Landtag. Der Vortrag lieferte zwar den Beweis, daß der geehrte Herr Redner von Staat und Staatsrecht außerordentlich wenig wußte, war aber im Uebrigen leidlich vernünftig und erzwang daher nur einen bescheidenen „Erfolg der Achtung“. Es schien Anfangs, als solle die Versammlung damit zu Ende gehen. Allein dies erwies sich als Irrthum. Fridolin Schlauderaff verlangte das Wort, und als er mit seinen dürren und verbogenen Beinen mit gespreiztem Hasenschritt auf die Tribüne hinaufstieg, wußten wir Alle, daß uns noch etwas Außerordentliches bevorstand.

Der große Volkstribun, Schneider und Bürgerwehr-Major, machte ein langes Präludium, nicht nur im Parlament und im Landtag seien die Rechte des Volkes zu wahren, sondern auch in der Gemeinde; der Polizeistaat habe jedem Einzelnen und jedem Verbande seine Rechte und Freiheiten genommen, es sei nun Zeit, dieselben zurück zu erobern. Die Versammlung hörte mit aufrichtiger Rührung und gespanntester Aufmerksamkeit zu, begierig zu erfahren, was da kommen werde. Mir war der Redner und sein Vortrag ein wenig komisch. Zunächst weil ich immer an den total verpfuschten Rock dachte, den ich auf dem Leibe trug. Zweitens weil der Redner an sich eine komische Figur war. Seine Gestalt war klein, dünn und dürftig. Desto größer der Kopf, — der einzige Körpertheil, welcher über dem Redepult hervorragte, abgesehn von den kleinen mageren zerstochenen Händen, welche an dem Rande des Pultes nervös zitternd herumfingerten; in dem grünlich-gelblichen Gesichte bewegte sich jeder einzelne Muskel nach seinen eigenen Gesetzen, und die kleinen klebrig leuchtenden Aeuglein tanzten darin herum, wie zwei Irrlichter auf schwankendem Moorgrund; seine scrophulöse Oberlippe verlängerte sich mit zunehmendem Eifer, wie der Rüssel eines Tapir, und auf derselben machte ein dürftiges Schnurrbärtchen höchst possierliche Sprünge. Endlich drittens war der Vortrag eine seltsame Mischung von Dialect und von Schriftdeutsch, welche Mischung richtig wiederzugeben, ich leider nicht im Stande bin.

Wo der hinredet, da wächst kein Gras mehr! brummte der alte Franzosen-Schmidt neben mir.

Plötzlich erhob sich die Stimme des Redners, wobei sie in ein schreiendes Falsett überschlug.

— „Mitbürger!“ rief er, „auch in unserer Stadt bleibt noch Alles zu wünschen übrig. Unter der dreißigjährigen Wirthschaft des Bundestags und des Polizeistaats haben auch wir Pilleburger mehr Rechte eingebüßt,

als wir jemals besessen. Man hat uns nicht nur zur Knechtschaft, sondern auch zur bittersten Armuth heruntterregiert!"

Mächtiger Beifall.

Wer nichts gelernt hat und nichts thut, als schwatzen, ist überall arm, unter jeder Regierung —, schaltete halblaut der Franzosen-Schmidt ein.

— „Und wie haben sie sich angestellt, um uns arm zu machen, unsere Gewalthaber?" hub wieder Schlauderaff an. „Ich will es Euch sagen, geliebte Mitbürger. Sie haben uns nicht geschützt gegen Pfuscherei und Concurrenz, während sie doch jeden Anderen schützten. Durfte sich etwa neben dem Amtmann noch ein zweiter Amtmann etabliren, neben dem Kirchenrath ein zweiter Kirchenrath, oder auch nur neben dem Thierarzt ein zweiter Thierarzt? Nein, der Amtmann, der Kirchenrath, der Thierarzt — die wurden geschützt in ihrem Metier. Aber von einem Schutz der nationalen Arbeit war niemals die Rede. Wir, die Gewerbsleute, wir die Arbeiter, wir sind niemals geschützt worden gegen die Pfuscher".

— Du bist doch kein Arbeiter, sondern ein Faullenzer, und selber der niederträchtigste Pfuscher! brummte der Franzosen-Schmidt wieder dazwischen.

— „Was war die Folge? fuhr der Volkstribun fort: „Das Gewerbe wurde übersetzt, der Verdienst verringert, die ohnedies schon schmalen Brocken wurden immer schmäler. Jeder hergelaufene Lump durfte uns verdrängen und uns die Kundschaft abjagen".

— Das wäre ihm gewiß nicht gelungen, wenn Du nicht noch ein größerer Lump wärst, hörte ich den Franzosen-Schmidt sagen.

— „Was war das Ende? Der große Generalkrach, der allgemeine Bankerott. Wäre nicht der mächtige Klang der Freiheitsposaunen dazwischen geschallt, der allen niederträchtigen Tyrannen das jüngste Gericht ankündigt, so wären wir Alle, wie wir hier versammelt sind, Armenhauscandidaten".

— Ich nicht, schrie Schmidt, aber seine Stimme ging verloren in dem stürmischen, immer wieder von Neuem anhebenden Beifall.

— „Wir wollen uns den allgemeinen Ruin an einem Beispiel klar machen", begann Schlauderaff wieder, indem er seinen Tapirrüssel schnüffelnd in die Luft streckte. „Nehmen wir einmal das ehrsame Schneider-Gewerbe".

Hört! Hört! schrien die anwesenden Schneidergesellen und Schneidermeister.

„Was ich sagen will, geht zwar nur die Damenschneider an", ergänzte der Redner, und die Damenschneider spitzten nun die Ohren. Es waren deren drei, welche zusammen sechs Ohren besaßen und daneben sehr wenige Kundschaft.

„Ich selbst", sprach Schlauderaff mit hoher, sittlicher Würde, „ich selbst bin bei der Frage persönlich gar nicht betheiligt, denn ich arbeite bekanntlich nur für Herren".

Es giebt keine Herren mehr, rief von der Galerie ein halbwüchsiger Junge.

„Ganz richtig, mein Sohn, es giebt keine Herren mehr. Auch auf meine Junge kömmt leider zuweilen noch ein Ausdruck aus jener Sprache der Knechtschaft, welche wir dreißig Jahre lang zu sprechen gezwungen waren. Aber speien wir ihn voll Verachtung wieder aus, aus unserem Munde, diesen Ausdruck. Sagen wir also: Ich arbeite bekanntlich nur für Bürger und nicht für Damen".

Für Weibsleute, für Weibsleute, schrie der unermüdliche grüne Junge auf der Galerie. Für Weibsleute. Es giebt keine Damen mehr.

„Diesmal irrst Du, mein Junge", sprach Schlauderaff mit wahrhaft sokratischer Ruhe, Miene und Würde, „sagen wir statt Damen „„Bürgerinnen"", aber sagen wir nicht „„Weibsleute""; denn dieses ist ein ungebüldeter Ausdruck, und den wahren Demokraten zeichnet nichts mehr aus, als die Büldung".

Lebhafter Beifall. Der Junge auf der Galerie pfeift. Er wird von den drei Damen-Schneidern, jetzt „Bürgerinnen-Kleider-Macher" genannt, ergriffen und unter seinem lauten Protest hinausgeworfen.

Nachdem sonach der „gebüldete" Zustand wieder hergestellt ist, fährt Schlauderaff mit sanftem Ton fort:

— „Entschuldigt, verehrte Mitbürger, daß ich von mir selber gesprochen. Ich thue das nicht gerne. Sonst würde ich noch hinzufügen: Vielleicht nimmt meine bürgerliche Thätigkeit überhaupt bald schon ein Ende. Seitdem Ihr mir die Ehre erwiesen, mich zum Major unserer Bürgerwehr zu ernennen, denke ich nur noch an militärische Dinge. Wenn ich unsere rauschende Bürgermusik höre —"

Bravo! schrie der Färber Steioff, er schlug nämlich bei der Bürgermusik die Pauke.

„Wenn ich diese Musik höre, dann wird es mir klar: Ich habe meinen Beruf verfehlt, ich hätte Offizier werden sollen. Und ich bin in der That fest entschlossen, die Nadel mit dem Schwert zu vertauschen, sobald der Krieg ausbricht wider unsern Erbfeind, wider die ehrlosen Franzosen".

Dabei deutete er mit der zerstochenen Spitze seines dürren, knochigen Zeigefingers nach der Gegend, wo der Franzosen-Schmidt saß, und Letzterer brummte: Daß Du an Deinen infamen Lügen ersticken möchtest, Du Lumpenhund!

„Ich spreche also nicht in meinem eigenen Interesse, sondern nur zu Nutzen der Sache. Zu Nutz und Frommen eines ehrsamen Handwerkes, welches vormals einen goldnen Boden hatte, aber jetzt nicht einmal einen bleiernen hat, sondern gar keinen; und der Boden fehlt deshalb, weil die nationale Arbeit nicht mehr geschützt wird, weil man nicht mehr seines Erwerbs sicher ist in seiner eigenen Gemeinde, an die man doch seine Steuern dafür zahlt. Ich spreche von einer großen Gefahr, welche dem edlen Gewerbe der Schneider droht, insonderheit denjenigen, welche für die Bürgerinnen arbeiten. Diese Gefahr, sie scheint vielleicht Manchem noch klein, wenigstens in dem

gegenwärtigen Augenblick. Aber sie hängt über uns, wie eine schwarze Wolke, welche Blitz und Donner ankündigt. Wie ein Schneeball, der im Rollen zu einer Lawine anschwillt, schwer genug, um uns alle zu verschütten und zu vernichten".

Athemlose Spannung. Man hätte eine Stecknadel zur Erde fallen hören können; aber es fiel keine, obgleich so viel Schneider anwesend waren.

„Ich spreche von dem Medenbacher Gretel".

Allgemeines Aufathmen. Ach, — Ach, — aha, aha! Hört, hört! schrieen die drei „Bürgerinnen-Kleidungsstücke-Künstler"; denn sie wußten, wo der Redner hinauswollte. Gestärkt durch den Zuruf, hebt Fridolin wieder an:

„Dieses schändliche Weibsbild" — —

Hu, hu! wir sollen ja nicht von Weibsbildern sprechen, das ist ja gegen die Büldung, schallt wieder von der Gallerie eine schrille Stimme herunter. Sie gehört auch diesmal dem nämlichen Schusterjungen, der schon zweimal unterbrochen. Er hatte sich wieder eingeschlichen, und wird abermals an die Luft gesetzt. Diesmal läßt sich der Redner nicht stören; er fährt fort (denn er ist seiner Sache sicher):

„Dieses schändliche Weibsbild, welches Gretel genannt wird und nicht einmal seine richtigen Gliedmaßen besitzt, denn es hat einen Buckel und ein offenes Bein, — dieses schändliche Weibsbild kommt an jedem Morgen, den unser Herrgott über uns aufgehen läßt, in unsere Stadt, um den Schneidern die Kundschaft zu stehlen. Es geht von Haus zu Haus, um den Bürgerinnen die Kleider zu machen, nicht nur um sie zu nähen, sondern auch um sie zuzuschneiden. Sie stiehlt den Schneidern das Brod von dem Mund weg. Hat nicht der Schneider seinen Namen vom Zuschneiden? Wie darf denn nun Jemand zuschneiden, der kein Schneider ist? Ist das nicht gegen alle göttliche und rechtliche Ordnung? Lesen Sie doch die Bibel nach. Von dem Schmiede und Maurer Tubalkain bis zum Zimmermann Joseph, von der Erschaffung der Welt bis zum heutigen Tage" — — —

Soweit geht ja die Bibel gar nicht, Du abscheulicher Schwadroneur! ruft der Franzosen-Schmidt.

„Bis zum heutigen Tage werdet ihr nirgends finden, daß Frauen zu einem ehrsamen Handwerk zugelassen werden. Eine Frau kann so wenig ein Schneider werden, wie ein Schneider Hebamme. So will es die göttliche Ordnung, und so ist es von jeher gewesen; denn jegliche redliche Arbeit muß auch geschützt sein gegen Uebersetzung. Was soll denn auch sonst daraus werden? So gut wie dieser Bauern-Trampel aus Medenbach, welcher unsere nichtsnutzige bürgerfeindliche Bureaukratie wider alles Völkerrecht einen Gewerbeschein ausgestellt hat, — einen Kaper-Brief, mittels dessen diese ortsfremde Person unsere Stadt unsicher macht und uns das Brot vor dem Munde hinwegschnappt, — so gut, wie diese Bauerndirne das thun darf, kann es am Ende auch jede Andre. Wenn einmal unsere Gerechtsame nicht mehr respectirt sind, werden wir bald unsere Kundschaft verlieren".

Wenn Ihr nicht besser und fleißiger arbeitet, geschieht's Euch recht, Ihr Maulhelden, schaltete Schmidt ein; er sagte es aber doch nur leise.

„Es soll sogar jetzt schon vorkommen, daß einzelne entartete Einwohner unsrer Stadt in Frankfurt arbeiten lassen. Man erzählt sich das sogar von einem Beamten. Und wovon lebt der Beamte? Woher erhält er seine Besoldung? Aus der Landessteuerkasse, welche von uns Bürgern gefüllt wird. Und unsere Steuern, unsere Blut-Kreuzer, die wir uns aus den Rippen geschunden, die wir unseren armen Kindern an dem Mund abgedarbt haben, die trägt ein solcher Mensch in das Ausland, anstatt sie anzuwenden, um in unserer Stadt das Gewerbe zu heben, wie es seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Ist das nicht schändlich?"

Der Chorus schrie: Schändlich, schrecklich, unverschämt, zu arg! — Pfui! pfui! — nieder mit einem solchen Menschen! Ich saß da und schlug die Augen nieder, aber ich fühlte es körperlich, wie Hunderte von Blicken auf mich sich einbohrten — auf den Missethäter, welcher allerdings seitdem man ihm hier einen Rock unheilbar verpfuscht hatte, „in Frankfurt machen" ließ.

Nur ruhig Blut, Herr Obergerichts-Accessist, flüsterte mir der ehrliche Franzosen-Schmidt in das Ohr, die Kerls haben keine Courage, mit einem Strohhalm jage ich sie allmiteinander in ein Mausloch!

Als der Sturm über mein schändliches Betragen sich ausgetobt hatte, fuhr der Volkstribun fort:

„Was haben überhaupt Fremde in unserer Stadt zu suchen?"

Das war dem alten Schmidt zu arg. Er fuhr von seinem Sitze auf und schrie: Was, Ihr wollt Demokraten sein? Alte verrottete Zunft-Zöpfe seid Ihr! Haben wir nicht Gewerbefreiheit in diesem Lande? Herrscht nicht Gewerbefreiheit in allen anständigen Ländern Europa's? Habe ich nicht länger als zwanzig Jahre in Paris gearbeitet, wo ich auch ein Fremdling war, — viel fremder als das Medenbacher Gretel in Villeburg? Hat mir je ein Franzose Etwas in den Weg gelegt? Ist es nicht eine Sünde und Schande, Jemandem, der arbeiten kann und arbeiten will, dies zu verbieten und ihn zu zwingen, daß er sich auf die faule Haut lege und der Armenkasse zur Last falle? Ist das Medenbacher Gretel nicht eine fleißige und sittsame Person? Ernährt sie nicht mit ihrer Hände Arbeit sich selbst und ihre alte arbeitsunfähige Mutter? Und wenn man sie darin störte, wird dann nicht die alte Frau der Armenunterstützung verfallen?

Wer das Schakalgeheul, das sich nun gegen Schmidt erhob, nicht gehört, wer nicht die wüthenden Blicke, die geballten Fäuste und die drohenden Geberden gesehen hat, der vermag sich schwer einen Begriff von dieser Scene zu machen. Dieselbe dauerte beinahe zehn Minuten. Schmidt stand ganz ruhig mitten in den tobenden Wellen. Mediis tranquillus in undis, so lautete der Wahrspruch des schweigsamen Oraniers, welcher einst von hier

ausgezogen, um den Niederlanden ihre Freiheit zu erobern. Die Andern aber waren nicht schweigsam. Endlich schritt der Volkstribun selbst ein.

— „Ruhe, Mitbürger! Ruhe, meine Freunde! Gebt nicht unserm gemeinsamen Feind Waffen in die Hand. Zeigt, daß Ihr gebüldete Demokraten seid und daß Ihr jede Meinung hören könnt, auch wenn dieselbe das Unglaubliche leistet an Verblendung oder Verkehrtheit.

Donnerndes Bravo.

— „Ist es nicht der reine Unsinn, zu behaupten, Pilleburg sei dazu da, um dem Dorfe Medenbach eine Armenunterstützung zu ersparen? Sollen wir uns unser Brot verkürzen, um der Medenbacher Gemeindekasse auf die Strümpfe zu helfen? Mögen die Medenbacher für die Medenbacher sorgen. Wir sind Pilleburger und wollen es bleiben".

Jubelnde Zustimmung.

— „Hören wir nicht auf die Stimme des Verräthers. Verharren wir bei unserer entschiedenen Gesinnung, unserer Bürgertugend und unserer demokratischen Ueberzeugungstreue. Wer damit übereinstimmt, wer es mit unserer Stadt gut meint, der hat sich morgen früh um 9 Uhr auf dem Viehhofe einzufinden, von wo aus das weiter Erforderliche geschehen soll.

Zum Schlusse aber glaube ich im Namen all' meiner geliebten Mitbürger zu sprechen, wenn ich sage:

„Wer in unsere biedere deutsche Stadt fremde Unsitte oder wälsches Laster einführen will, der lasse sich hierdurch ein für alle Mal gesagt sein: Wir lassen uns solches durchaus nicht gefallen. Hier sind wir nicht in Paris (hier fiel ein Blitz der zwei Irrwische auf Schmidt) und auch nicht in Hamburg (hier fiel er auf mich), hier sind wir in Pilleburg. Und ich sage immer: Es giebt nur ein Pilleburg".

Gott sei Dank, dachte ich mit dem kurzen Procurator, daß es nur eins giebt und daß man nicht verdammt ist, sein ganzes Leben da zuzubringen. Ich wagte aber nicht, meinen Gedanken Worte zu leihen, denn das Schlachtengeheul der Rothhäute wurde mit jedem Augenblicke wilder.

— „Pilleburg gehört den Pilleburgern und nicht den Medenbachern".

Allgemeines Gebrüll der Zustimmung.

— „Und wir Pilleburger werden Mittel und Wege zu finden wissen, um unsere geliebte Stadt vor entarteten Söhnen zu schützen, und von den eindringenden Fremdlingen zu säubern".

Beifallssturm, lange anhaltend und gemischt mit häufigen Rufen: Nieder mit den Kerls! Schmeißt sie hinaus! Nieder mit Paris! Nieder mit Hamburg!

— „Wir wollen aber diesen erhebenden Abend nicht abschließen, ohne vorher unseren Gefühlen, welche sich durch Euren stürmischen Beifall kundgethan haben, einen lauten, gemeinsamen Ausdruck zu geben. Bringen wir daher schließlich unserer Stadt ein dreifach donnerndes Hoch aus

Die alte ehrsame, vollkommene und gerechte Stadt Pilleburg und ihre

biederen und freisinnigen, wahrhaft demokratischen Bürger, sie leben: Hoch! — zum zweiten Mal hoch! — und zum dritten Mal und in alle Ewigkeit hoch!"

Nachdem die Versammlung so ein Hoch auf sich selbst ausgebracht hatte, mit voller Aufwendung ihrer ganzen, nicht unerheblichen Schreikraft, verließen die Biedern den Saal, indem sie einander zuriefen: „Morgen früh um 9 Uhr auf dem Viehhofe", und indem sie beim Vorübergehen uns beiden Missethätern durchbohrende Blicke zuwarfen.

Schmidt und ich waren die Letzten, welche gingen. Glücklicherweise kannte man damals weder Gas= noch Straßenbeleuchtung. Letztere, vormals von den Franzosen octroyirt, war unter Nassau auf allgemeines Verlangen wieder abgeschafft worden. Wir erreichten daher in dem tiefen Dunkel der Nacht und der Berge ungefährdet den hohen und steilen Schmidt'schen Palazzo. Bevor wir uns in dem Erdgeschosse mit einem Händedruck trennten, sagte Schmidt:

„Es thut mir leid, daß ich Sie in diesen Trubel mit verwickelt habe. Ich bin doch schon so alt und kann es mir immer noch nicht abgewöhnen, von Zeit zu Zeit in ein Wespennest zu schlagen. Ja, ja, Alter schützt vor Thorheit nicht. — Ein wahrer Robespierre, dieser spindeldürre Windbeutel, wenn er so auf dem Sprechpult herumfingert und Gesichter schneidet, wie eine Katze, wenn's donnert. Hat aber Alles nichts zu sagen; denn er hat keine Guillotine und noch nicht einmal die geringste Courage, sonst wäre mir's angst und bange für's Gretel von Medenbach, das gerade jetzt bei uns schneidert. Uebrigens bin ich doch begierig, was der Satanskerl von einem Schwätzer, Faullenzer und Pfuscher morgen früh anstellt".

Damit sagten wir einander Gutenacht.

XIII. Ein glorreicher Tag.

Am andern Morgen saß ich ruhig in dem Sekretariate des Obergerichts an meiner Arbeit, als der alte Pedell Sturm hereinstürzte und mir und meinem Collegen die neueste Mär hinterbrachte:

„Herrschaften, was sind das wieder für grauenhafte Gschichten! daß ein alter Mann, wie ich, der zwanzig Jahre lang seinem gnädigsten Landesherrn als treuer Soldat gedient und sogar sieben Jahre lang die Stelle des Fahnenträgers beim zweiten Regimente bekleidet hat — daß ich das Alles noch in meinen alten Tagen erleben muß — solche offenbare Felonie und handgreifliche Rebellion! Stehe ich da so gegen 9 Uhr unter unserm Thor und sehe, wie sich Menschen auf dem Viehhofe ansammeln. Es war nichts Rechtes darunter. Kleine Hantirungsmännerchen, Gesellen und allerlei halbwüchsige Jungen. Alles schreit wirr durcheinander. Auf einmal giebt's Stille, und ich sehe, daß Einer auf den Brunnentrog gestiegen ist und mit den dünnen Armen in der Luft herum vagirt. Ist das nicht, sag' ich zu mir selbst, der verrückte Bock, der Schlanderaff, den ein Kreuz=Gewitter=Donnerkeil hundert

Meilen tief unter die Erde verschlage! Gott verzeih mir die Sünde, aber der Kerl treibt's auch danach! Dann hält der Mensch vom Brunnentrog herunter eine seiner blutigen Reden, so daß ich dachte: Ist denn Keiner da, der ihm einen Stumper giebt, daß er in den Trog fällt und sich abkühlt in dem Wasser? Ich habe von seinem Gemauschel nicht viel verstanden; es waren so die alleweil üblichen Wörter von Freiheit und Schutz der nationalen Arbeit und dergleichen. Dann stieg der Schneider herunter und stellte sich an die Spitze der Bande und so marschirten sie hinunter nach dem Hüttenplatz. Wie sie sich durch die enge Gasse quetschten, da dacht' ich: Wenn nur Einer ein Mal dort hinein schösse — und wär's nur mit Vogeldunst — sie würden auseinanderstieben, wie die Spatzen!"

„Ganz richtig, lieber Sturm", bemerkte hier einer meiner Collegen, der ein Schöngeist war und von Citaten strotzte — „ganz richtig, das sagt ja schon Goethe:

„Die Spatzen und ein Schneider,
Die fielen von dem Schuß:
Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den Dreck".

„Ach was, Herr Ober-Gerichts-Accessist" sagte unwillig der Pedell Sturm, „da ist kein Spaß zu machen. Da dreht sich einem alten Soldaten das Herz im Leibe herum, wenn er solche Rebellion sieht und kann nicht dazwischen hauen oder schießen. Es kommt nämlich noch schlimmer, Herrschaften! Ich schlich dicht an den Häusern der Bande nach. Der Zug ging nach dem Hüttenplatz auf das Haus des alten Franzosen-Schmidt zu. Der Schmidt liegt am Fenster, rauchte seine kurze irdene Pfeife und that, als wenn ihn die ganze Geschichte nichts anging. Da pflanzte sich der freche Schlauderaff vor ihm auf und hielt ihm eine furchtbare Rede. Wo der Gutedel das nur her hat? Reden halten kann der Schwerenöther, aber Röcke machen, die Einem richtig auf dem Leibe sitzen, das kann er nicht. Ja, wenn man statt seiner Röcke seine Reden anziehen könnte, dann ging's wohl, — aber so ist's gefehlt. Doch, was wollt' ich nur sagen? Ja so, hielt also der Schlauderaff dem Schmidt eine Rede. Beide Schneider, es war wirklich zu komisch! Aber der Schmidt antwortete auf die lange Rede ganz kurz, er wär' auf's Redenhalten nicht eingerichtet, Schlauderaff möge ihm sein Begehr in kurzen zwei Worten sagen, dann wolle er sehen, ob es ginge. Da schrie der Schneider Schlauderaff: Schmidt möge das Medebacher Gretel herausgeben, das bei ihm nähe, das sei der Wille des souveränen Volks und der öffentlichen Meinung. Der Schmidt nickte mit dem Kopf, lächelte vergnüglich in sich hinein und machte das Fenster zu, das er verließ. Schlauderaff rief triumphirend: „„Seht Ihr, wir kriegen den harten Kopf unter! Wer kann dem Willen des souveränen Volks widerstehen?"" Es dauerte eine geraume Weile. Die Bande fing schon an zu toben und zu drohen. Da

öffnete sich die bisher verschlossene Hausthür, und der Franzosen-Schmidt trat heraus, in der Hand einen blanken, blinkenden Pallasch. „„Seht Ihr“ “, sagte er ganz ruhig, „„diesen Pallasch habe ich als Nationalgardist in Paris bekommen, und ich habe ihn in Ehren geführt, obgleich nur ein Schneider. Jetzt bin ich kein Nationalgardist mehr, sondern ein stiller alter Mann, der Ruhe will haben. Aber ich kenne mein Hausrecht. Wenn Jemand von Euch wagt, meinen Hausfrieden zu stören und hier gewaltsam oder gegen meinen Willen einzudringen, um mir oder Jemand, der unter dem Schutz meines Daches sich befindet, Unrecht zuzufügen, dem spalte ich mit diesem Pallasch den Schädel. Was aber das Medebacher Gretel anbelangt, so werde ich solches nicht ausliefern. Diese arme Nähmamsell nährt sich und ihre Mutter redlich von ihrer Hände Arbeit. Das kann und darf ihr Niemand verwehren. Das habe ich dem Großmaul da, dem Schlauderaff, schon gestern Abend gesagt, und wenn er etwas Weiteres von mir will, so mag er nur kommen“ “. So sagte der alte Schmidt; in der rechten Hand hielt er den Pallasch, mit der linken strich er über seinen langen grauen Bart, sein Mund lächelte, aber seine Augen leuchteten grausam, als wollt' er den Schlauderaff fressen. Ach, dacht' ich, dieser alte Schneider, der ist noch der Einzige, der heut zu Tag Muth hat, wenn ich ihn vergleiche mit den Jammer-Menschen, mit den Beamten, die noch vor einem Monat nicht wußten, sich vor Hochmuth zu lassen und jetzt einem jeden Lumpen aus der Hand fressen“ — —

Pst — Pst —, Sturm, sagte mein College, das schickt sich nicht.

— „Nichts für ungut! Alles Lieb's und Gut's“, entschuldigte sich der alte Fahnenträger, „habe Sie ja nicht gemeint, Herr Ober-Gerichts-Accessist. Es war nur so meine Meinung, — wissen Sie — so im Allgemeinen! Ja, was wollt' ich denn sagen? Wie die Kerls den Pallasch des alten Schmidt sahen, da begannen sie unter einander zu pispern und zu wispern, und dann stellte sich wieder der Schlauderaff an die Spitze und so schwenkten sie ab, indem sie riefen: Nieder mit den Franzosen! Zum Teufel mit den Jesuiten! Unter den Franzosen verstanden sie den alten Schmidt und unter den Jesuiten den katholischen Pfarrer, der in dem nämlichen Hause wohnt. Aber der Pastor ist kein Jesuit, und der Schmidt ist kein Franzose, sondern ein ächter Deutscher, ein Mann von Herz und von Ehre, er verdiente Fahnenträger im zweiten Regiment zu werden“.

Ich vergaß die ganze Erzählung, der ich keinen Werth beilegte, über der Arbeit. Nach Schluß der Morgens-Bureau-Stunden ging ich nach Hause. Ich fand meinen Hauswirth in großer Aufregung. Niemals habe ich aus einem menschlichen Munde so viele deutsche und französische Flüche auf einmal vernommen. Aber was ist denn, lieber Herr Schmidt, fragte ich, warum denn so in Aufregung? Ihr habt doch die Bande gehörig abfahren lassen! Ich sagte ihm, was Sturm uns erzählt hatte.

— „Ja ich“, rief Schmidt, „ja freilich! Aber die Anderen! Oh, ich sage Ihnen, ein Land, das solche Beamte hat, das ist verloren. Hören

Sie nur weiter, was mir geschehen ist. Nachdem die Kerls fort waren, las ich ruhig die Zeitung, und dachte, das Ding ist zu Ende. Auf einmal kam der Amtsdiener und sagte, der Herr Amtmann lasse mich bitten, doch gleich einmal zu ihm auf das Amt zu kommen. „„Bitten?,““ sagte ich, „„der Amtmann hat zu befehlen““. Ich kleidete mich an und ging hin In der großen Amtsstube stand der Schlauderaff und Consorten, die mich höhnisch angrinsten. Der Amtmann complimentirte mich in sein Cabinet, wo wir allein waren. Hier redete er mir ganz dringlich, ernsthaft und beinahe ängstlich zu, ich solle das Medebacher Gretel dem Schlauderaff und Consorten ausliefern. Ich lachte ihn aus und erzählte ihm, was passirt war, indem ich hinzufügte: „„Herr Amtmann, ich bedarf keines obrigkeitlichen Beistandes, für die Kerls bin ich ganz allein Mann genug, obgleich meines Zeichens nur ein Schneider““. Da wurde der Amtmann ganz blaß. Der Angstschweiß rann ihm von der Stirn, so daß er seine Brille abnehmen mußte und sie putzen. Der Mann, der früher einher stolzirte, wie ein Truthahn, war nicht wieder zu erkennen. Er klopfte mich auf die Schulter und packte mich an den Knöpfen meiner Weste und sagte: „Lieber Herr Schmidt, es sind schwierige Zeiten, — ich kann mich auf meine Untergebenen nicht mehr verlassen, und weiß nicht, ob mich die hohe Landes-Regierung nicht preisgiebt, — man hat Beispiele, — man muß jetzt jeden Conflict vermeiden, — man muß diplomatisiren und laviren, bis wieder bessere Zeiten kommen, — lieber Herr Schmidt, Sie sind ein Mann von großer Erfahrung, — Sie werden mich nicht in Verlegenheit bringen, — ich komme vielleicht wieder in die Lage, Ihnen einmal einen Gegendienst zu erweisen, — Sie kennen ja die Welt und die Menschen, — Sie haben zwanzig Jahre in Paris gewohnt, — Sie haben viel, sehr viel erlebt da, — ja, — ja sogar Re-, Re-Revolutionen — und — und —. „„Ja freilich““, schrie ich, denn ich war wüthend, „„sogar Revolutionen, aber eine Schneider-Revolution habe ich dort nicht erlebt, auch habe ich dort niemals einen Beamten gesehen, der sich vor einer Schneider-Revolution fürchtet““. Der Amtmann wurde immer kleinlauter und ängstlicher, nur zuletzt glitt zuweilen ein verschmitztes Lächeln über sein löschpapierenes graues Armesündergesicht. Ich ging endlich, da wir uns nicht verständigen konnten. Es mochte eine gute halbe Stunde gedauert haben, daß ich mit ihm allein in dem Cabinet war. Als ich heraustrat in die große Amtsstube, waren Schlauderaff und Consorten verschwunden. Auf mein Befragen sagte mir der Amtsdiener, sie seien gleich nach meiner Ankunft gegangen. Mir ahnte nichts Gutes. Ich eilte nach Hause und fand meine Frau in Verzweiflung. Während mich der glattzüngige Beamte eine halbe Stunde lang mit seinem albernen Geschwätze hinhielt, waren der Polizei-Sergeant, der unter des Amtmanns, und der Stadtdiener, der unter des Bürgermeisters Commando stand, in meinem Hause erschienen, hatten meiner Frau eröffnet, sie seien von der hohen Polizei beauftragt, der Margarete Diensbach aus Medenbach, deren Person durch tumultuarische Bewegungen in

der Stadt bedroht sei, sicheres Geleite bis in ihr Heimathdorf zu geben, dann hatten sie die arme Nähmamsell, die sich vergeblich sträubte und gegen das sichere Geleit' protestirte, der Eine am rechten, der Andere am linken Arm gepackt und dieselbe auf die Straße geschleppt, wo sie von dem triumphirenden Janhagel, an dessen Spitze wieder der unvermeidliche Schlauderaff stand, mit Zischen und Pfeifen, Brüllen und Johlen empfangen. Schlauderaff hatte also seinen Zweck erreicht. Nachdem er vor meinem Pallasch gewichen, hatte er auf die Schwachherzigkeit des Amtmanns speculirt, — und siehe da, diese Speculation war ihm gelungen. Er war der Held des Tages. Sein Wille geschah. Er und die heulende Meute escortirten die unglückliche Nähmamsell bis an die Grenze des städtischen Weichbildes. Die arme Person wollte vor Scham in die Erde sinken, und meine Frau zittert noch vor Wuth und Verzweiflung. Sie ist ganz außer sich über den uns angethanen Affront und schreit fortwährend: „„Warum sind wir nicht in Paris geblieben. Ach, wir haben uns unter die Kleien gemengt, und deshalb fressen uns jetzt hier die Schweine“ “.

XIV. Die Schneider-Revolution.

Am selbigen Tage hielt ich als fleißiger und gewissenhafter Beamter auch die Nachmittagsbüreaustunden auf dem Secretariate des Obergerichts ab. Es war außer mir kein Mensch da. Die Bande der Disciplin hatten sich sichtlich gelockert. Als es sechs Uhr schlug, spritzte ich meine Feder aus, zog die Schreibärmel ab und schickte mich an, nach Hause zu gehen. Doch nein nicht nach Hause. Das war mir gleichsam zuwider. Warum? Nun, offen gestanden, ich schämte mich vor dem alten Schmidt. Mir gingen die Redensarten des Fahnenträgers Sturm über „diese Jammer-Menschen, die Beamten“ im Kopfe herum. Desgleichen die Anmerkung von Schmidt über „die Beamten, die sich vor einer Schneider-Revolution fürchten“. Ich fürchtete mich nicht, aber ich schämte mich; ich schämte mich als Beamter und wagte kaum vor den Augen des alten Schneiders zu erscheinen. Was thut nun der biedere Deutsche, wenn er sich unbehaglich fühlt? Er geht in das Wirthshaus. So that auch ich: ich ging in den „goldenen Hirschen“, wohin mich das aus dem Garten erschallende Rasseln der fallenden Kegel und das Rufen der Kegeljungen lockte. Ich machte mehrere Portionen Kegel mit einigen Eisenhütten-Besitzern, die nicht nur große Industrielle, sondern auch kluge, anständige und liebe Menschen waren, und mit dem Besitzer der Wirthschaft, dem göttlichen Hirschwirth. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung war die heutige Pilleburger Schneider-Revolution, von der man sang:

„God, god,
Dat Keener blod“.

Der alte, kugelrunde Hirschwirth, der einen guten Tropfen nicht nur selbst trank, sondern ihn auch seinen Gästen vergönnte, versuchte mit seinen

kurzen, dicken, strampeligen Beinen den militairischen Stechschritt des „Major" Schlauderaff nachzuahmen. Es war zu komisch. Wir vergossen Thränen vor Lachen, und ich ging erleichtert nach Hause.

Desto größer war die Ueberraschung, welche mir auf dem Hüttenplatze bevorstand. Der hohe und schmale „Palazzo Schmidt", wie ihn der Pastor nannte, bot ein Bild der Zerstörung, so daß mir unwillkürlich die Worte aus der „Glocke" in den Sinn kamen:

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen.
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein".

Nicht nur die Fensterscheiben waren eingeworfen, sondern auch die Fensterrahmen, und von den kleinen, zierlichen, fein und scharf zugeschnittenen Schieferplatten, mit welchen die äußere Wand des Hauses gepanzert war, hatten die meisten Schaden gelitten; viele davon hingen nur noch lose am Nagel und klapperten traurig im Wehen des abendlichen Windes. Ich ging natürlich sofort in die Schmidt'sche Wohnung. Herr Schmidt lag zu Bette. Der „Pastor fido" war damit beschäftigt, ihm Eisaufschläge auf den Kopf zu machen. Frau Schmidt ging weinend im Zimmer auf und ab, wobei ihre Haubenbänder und Spitzen ein melancholisches Rauschen verübten.

Oh, dieses terribele Jahr, in welchem die Crapüle herrscht und alles Edle zu Grunde richtet. Oh, ich habe es immer gesagt. Schon in den Tagen, wo die Nachricht von der Verjagung des letzten Königs, Louis Philipp, hier ankam, da sagte ich zu meinem guten Schmidt: Jetzt geht Alles zu Ende. Und nun wollen sie gern auch uns den Garaus machen, und wir sind doch keine Könige und keine Aristokraten, sondern ganz bescheidene Leute. Da liegt nun der arme Schmidt auf seinem Todtenbette — —

„Nun, meine gute Alte", fiel Schmidt mit einem brummigen Lachen oder mit einem lächelnden Brummen ein, „laß' doch die Kirch' im Dorfe! Du mußt doch stets übertreiben. Wir sind ja noch alle am Leben; und das Loch, das mir die feigen Schlingel in den Kopf geworfen haben, wird auch wieder heilen. Der Arzt sprach zwar von der Möglichkeit einer kleinen Gehirnerschütterung (wandte er sich an mich), und hat Eisaufschläge angeordnet, und mein treuer Leidensgefährte, der Herr Pastor, ist damit beschäftigt, sie mir zu machen. Ich hoffe aber, des Samariterwerkes wird er bald überhoben. Der Doctor wird gegen elf noch einmal kommen und nachsehen. Dann wird er sich überzeugen, daß es mit seiner „commodi cerberi" u. s. w. wie sagte der Doctor doch, Herr Pastor?"

„Commotio verebri minoris gradus", antwortete der Pastor.

„Gut also, — daß es mit dem lateinischen Dings da, das mir nicht in den Kopf will, obgleich es im Augenblick Gelegenheit hätte, durch dieses offene Loch einzuschlüpfen (dabei lachte er herzhaft) — daß es mit diesem

Ding nichts ist. Dann hören wir mit den Eiscompressen auf. Ich stehe auf und esse Etwas, denn ich spüre mehr Hunger als Krankheit".

In Wirklichkeit stand es anfangs nicht so gut wie der tapfere Franzosen-Schmidt meinte. Gegen Mitternacht stellte sich ein heftiges Fieber, zeitweise mit Schüttelfrost, ein; er phantasirte die ganze Nacht hindurch lebhaft, und wenn „Major" Schlauderaff so viel Hiebe bekommen hätte, wie ihm Schmidt in seinen Fieberträumen versetzte, dann wären sie ihm von Herzen zu gönnen gewesen. Jedenfalls hätte er genug daran gehabt.

Frau Schmidt zog sich zurück. Der Pastor und ich wachten bei dem Kranken. Er erzählte mir die Katastrophe:

Während ich mich auf der Kegelbahn amusirte, war die von Schlauderaff geführte Bande, welche nach der Escortirung der Nähmamsell sich in den Schänken herumgetrieben hatte, aufgeregt von Schnaps, Bier und billigem Siegesbewußtsein, wieder auf dem Hüttenplatz aufgerückt, hatte geschimpft, getobt und geschrieen, und nachdem sie zuerst Schmidt und dann der katholische Geistliche, letzterer von seiner Wohnung im ersten Stock aus, abgemahnt hatten, schließlich unter dem Geschrei: „Nieder mit Hamburg! Nieder mit Paris! Nieder mit den Jesuiten! Fort mit den Franzosen, mit den Fremdlingen, mit den Pfaffen, mit den Medenbachern! Es lebe Pilleburg!" — das Haus mit Steinen, die sie in den Taschen mitgebracht hatten, der Art bombardirt, daß die Fenster und die Schieferbekleidung zu Grunde gingen; die hohe Polizei, welche der Nähmamsell das Geleite bis an die Grenze gegeben, hatte sich nicht sehen lassen; man wollte behaupten, sie sei noch nicht wieder zurück, sondern kneipe noch unterwegs in einer Fuhrmannsherberge an der Landstraße. Einer der Steine hatte Herrn Schmidt, als er auf die Bande eindrang, um sich einen aus ihrer Mitte zu greifen, an der Stirne getroffen und eine lange klaffende Wunde hinterlassen, die genäht werden mußte.

Am andern Morgen, es war der zweite Tag nach Schlauderaff's unsterblicher Rede, besserte sich der Zustand Schmidt's ganz erheblich. Sein Kopf war vollkommen frei und er philosophirte in seiner Art über die Ereignisse des vorausgegangenen Tages. Eine Betrachtung, die er anstellte, ist mir später oft wieder eingefallen; denn sie wurde durch die nachfolgende Entwickelung der Dinge bestätigt. Als Madame Schmidt wieder in ihrer beliebten Art über die Pilleburger raisonirte und alle Strafen des Himmels auf sie herabrief, sagte Schmidt mit philosophischem Gleichmuth:

„Natürlich erwarte auch ich, daß die Missethäter bestraft werden, und zwar im Interesse der öffentlichen Ordnung. Aber ich habe in meinem langen und wechselvollen Leben die Schwächen der menschlichen Gerechtigkeit zu gut kennen gelernt, um nicht zu fürchten, daß auch diesmal die Verführer, welche zumeist Strafe verdienten, leer ausgehen, und nur einige Verführte, vielleicht nicht einmal die Rechten, den Armen der blinden Themis verfallen. Im Uebrigen sind die Pilleburger nicht schlimmer als die Anderen, und die richtige Art der Bestrafung übernimmt stets die Geschichte. Wir Deutsche

haben so lange geklagt über den Unsegen der Viel- und Kleinstaaterei, über den Polizeistaat, den Feudalismus und den Zunftzopf, welche die Deutschen hindern, ein einheitliches, mächtiges Reich zu werden, und jedem Einzelnen bei jedem Schritt vorwärts, den er thun will, einen Knüppel zwischen die Beine werfen und ihn hemmen, von den Kräften, die ihm Gott verliehen, den rechten Gebrauch zu machen. Wir haben alle Schuld auf unsere Regierungen geworfen, deren wir mehr haben, als noth thut. Allein kaum sind unsere Regierungen durch die Ereignisse, die in Paris ihren Anfang nahmen, so entmuthigt, daß sie sich außer Stande fühlen, etwas Böses zu thun oder zu finden, da übernehmen wir selbst im Namen der Freiheit jene Rolle, welche die Regierungen im Namen der Gewalt gespielt haben. Das Volk erweist sich als noch viel particularistischer als die Regierungen; und wenn wir nicht so arm wären, wie die Kirchenmäuse, würde sich Jeder von uns seinen eigenen König halten, jedoch — unter der Bedingung, daß er bei ihm machen läßt. Es ist ein Krieg Aller gegen Alle entstanden. Jeder glaubt sich dann am wohlsten zu befinden, wenn er seinen Nachbar nach Kräften kränkt und schädigt. Nicht nur ein Ländchen will sich gegen das andere, sondern selbst die Gemeinden wollen sich gegen einander, Stadt will sich gegen Land und Land gegen Stadt ab- und ausschließend verhalten. Unter der schönen Benennung von „Schutz der nationalen Arbeit“ sucht man eine chinesische Mauer um Deutschland zu ziehen. Man schlägt Maßregeln vor, welche die gesunde und exportfähige Industrie der kranken und ausfuhrunfähigen opfern, ohne der letzteren auch nur das Geringste zu helfen. Ja, selbst in dem deutschen Bürger- und Handwerkerstande regt sich eine seltsame Reaction, die sich „Demokratie“ nennt, aber nichts ist als die blödeste und platteste krähwinkeler Scheelsucht. Was sie verlangt, läuft darauf hinaus, daß das Wenige, was wir an Gewerb- und Zugfreiheit und sonstiger bürgerlicher und wirthschaftlicher Freiheit besitzen, nicht allein nicht weiter ausgebildet, nicht nur nicht zu einer einheitlichen Einrichtung für ganz Deutschland fortentwickelt, sondern vielmehr gänzlich abgeschafft werden soll. Es ist der Geist der kastenartigen ständischen Gliederung, der Zunfttyrannei, der gegenseitigen Ausschließung und Verfolgung, welcher bei uns sofort das Haupt erhebt, nachdem der Polizeidruck soweit nachgelassen, daß es überhaupt gestattet ist, wieder einmal irgendwie seine Meinung auszusprechen. In allen Staaten Europa's, in welchen einmal die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit und die übrigen großen Grundsätze der wirthschaftlichen und bürgerlichen Freiheit durchgedrungen, haben sie sich aller politischen Umwälzungen und Umgestaltungen ungeachtet unangefochten behauptet. Frankreich hat im Laufe des letzten halben Jahrhunderts einige dreißig Mal seine Verfassung und fünf Mal seine Dynastie gewechselt, aber es ist Niemandem eingefallen, die Grundsätze der Zug- und Gewerbe-Freiheit anzutasten. Sollten denn wir Deutsche allein unfähig sein, dieselben Einrichtungen zu besitzen, die allen civilisirten Nationen der Welt gemeinsam sind? Sollten wir allein dazu verdammt

sein, unsere Kinderkrankheiten zwölfmal durchzumachen, während jede andere Nation mit einem Male davon kommt? Nein, ich glaube das nicht! Unsere jetzige deutsche Bewegung ist uns völlig unvorbereitet auf den Hals gekommen. Sie ist aus dem Ausland importirt worden. Das ist ihr Fehler. Die Freiheit, welche uns den Raum bieten sollte, um die höchsten Güter der Nation zu ringen, hat zunächst nur einen wüsten Tummelplatz für die herrschende Verwirrung geschaffen. Das Schlimmste aber ist, daß unter sämmtlichen deutschen Regierungen nicht eine einzige ist, welche stark und klug und muthig genug wäre, die Leitung der Reform zu übernehmen. Ohne eine starke constituirte Gewalt aber ist es unmöglich, tiefgreifende Reformen auszuführen, weil ja doch unter jeder Reform, und wär' es die beste, immer Einige leiden. Das hab' ich in Frankreich gesehen. Selbst die große Revolution wäre dort im Sande verlaufen, wenn nicht Napoleon mit starker Hand die Vollstreckung eines Theils ihrer Ideen übernommen hätte. Ich sage es Euch, meine Freunde, aus unserer jetzigen deutschen Bewegung wird nichts Gescheites. Dazu ist sie zu verworren. Aber wenn wir noch in zwanzig Jährchen an unserer eigenen Klärung werden gearbeitet haben, und dann uns der Himmel einen klugen Kopf und einen kräftigen Arm beschert, welcher das Ding mit Macht anpackt, dann wird was daraus werden. Ich werde das nicht mehr erleben, wohl aber Sie beide, Sie, Herr Pastor, und Sie, Herr Obergerichts-Accessist. Sie sind ja beide hoffnungsvolle junge Leute. Das feste Vertrauen auf die Zukunft tröstet mich auch über die Unbilden des Tages, die ich mit philosophischer Gelassenheit ertrage. Mein Gott, was soll ich sagen zu diesem Schlauderaff, der sich Major nennt und nie ein Gewehr losgeschossen hat? Er ist eine Mischung von Eitelkeit, Schelmerei, Feigheit, Dummheit und Rachsucht. Bei ihm fällt mir immer der Spruch von Jesus Sirach ein, den ich in meiner Jugend gelernt habe: „Der Mensch ist ein eitel, trotzig und verzagt Ding". Die Leute, die hinter ihm herlaufen, sind unzurechnungsfähig; sie wissen nicht, was sie thun. Ist es nicht ein komisches Ding, diese Schneider-Revolution, worüber man lachen muß, selbst wenn man dabei ein Loch im Kopf abkriegt? Glauben doch diese dummen Schneidermeister, sie hätten keinen schlimmern Feind, als die Nähmamsell. Dagegen wissen sie nichts von jenen Kleidermagazinen, welche draußen in der Welt immer mehr um sich greifen und den Meister zum gewöhnlichen Lohnarbeiter degradiren. Sie wissen nichts von den Nähmaschinen, welche einen großen Theil der handwerksmäßigen Schneiderarbeit überflüssig machen und heute schon in England und Amerika sich einer starken Verbreitung erfreuen. Sie wissen nichts von den socialistischen Irrlehren, welche gegenwärtig in Frankreich dominiren, und die ohne Zweifel auch in Deutschland eindringen werden. Niemand ist ihnen zugänglicher, als die Schneidergesellen; und wenn diese einmal den Meistern die Hölle heiß machen, dann werden diese Meister bittere Thränen der Reue vergießen über alle Unbilden, welche sie der unschuldigen Nähmamsell zugefügt haben. In zehn Jahren schon

wird durch dieses Thal eine Eisenbahn gehen, welche uns mit den größeren Städten verbindet. Die Leute werden in Wiesbaden, in Mainz und in Frankfurt arbeiten lassen, oder ihren Bedarf aus den Kleidermagazinen beziehen. Jede Familie wird ihre Nähmaschine haben, und die Schneidermeister in Pilleburg werden Muße genug haben, darüber nachzudenken, welche Esel sie waren, als sie den Krieg gegen die Nähmamsell führten".

Diese Prophezeiungen des alten erfahreren Mannes sind alle buchstäblich eingetroffen. Das Lange- und Laut-Sprechen aber hatte ihn Etwas angegriffen. Er verfiel in Folge dessen in einen gesunden Schlaf und die Heilung seiner Kopfwunde nahm einen raschen und regelmäßigen Verlauf, während dessen wir drei „Mißliebige" uns nach Kräften unter einander trösteten.

Madame Schmidt hatte inzwischen eine kleine Sendung von Geld und sonstigen Lebensbedürfnissen zurecht gemacht und sie nach Medenbach an das Gretel gesandt; sie fügte auch einen rührenden Trostbrief bei, wahrscheinlich ist der Trost der unglücklichen Nätherin nicht zu Gute gekommen; der Brief enthielt nämlich zu viel französische Brocken; und in Medenbach versteht man kein Französisch. Meine und des Pastors Wohnung hatte die gute Frau Schmidt, die uns so gerne bemutterte, von Steinen, Glassplittern und Holztrümmern reinigen lassen. Der Pastor und ich stiegen hinauf.

Als ich mich auf dem oberen Treppenabsatz von dem Pastor trennte, sagte er mir:

„Der alte Schmidt! Welche seltsamen Illusionen er hat. Die Dinge werden einen ganz anderen Weg einschlagen. Von den verkommenen Staatenwindungen ist nichts mehr zu erwarten. Nur die Kirche wird uns erlösen, wie sie es schon einmal gegenüber dem mittelalterlichen Feudalismus gethan hat. Von wo hat diese ganze Bewegung, die Europa in so wunderbare Weise ergriffen, ihren Anfang genommen? Von Rom und von Pio Nono. Und dafür muß sie auch zurückkehren nach dem unabänderlichen Naturgesetze des Ritorno al segno. A rivederci".

Argloser Franz, dachte ich, als ich ein Stockwerk weiter hinaufstieg, möge ein gutes Geschick Dein unschuldig gläubiges Herz vor bitterer Enttäuschung bewahren. Er aber rief mir noch einmal von unten nach, halb ernst und halb scherzend: „Excelsior!"

XV. Unmöglich geworden.

Als ich am andern Morgen — allerdings etwas zu spät — auf das Obergericht kam, empfing mich Pedell Sturm mit den solennen Worten: „Der Herr Präsident haben befohlen", nämlich vor ihm zu erscheinen. Ich leistete pflichtschuldige Folge und fand einen unerwarteten Empfang.

Ich war mir bewußt, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Allein der Präsident fiel mich mit einer Philippica an, welche mir kaum gestattete, zu Worte zu kommen. Er versagte sich jede Ruhepause, jeden Punkt, ja jedes Komma.

Meine Versuche, für und wider einzuspringen, waren vergeblich. Es goß, wie mit Eimern über mein sündhaftes Haupt. Leider kann ich seine Rede nicht wiedergeben, obgleich sie es verdient hätte, als Specimen des „Furor bureaucraticus“ auf die Nachwelt zu kommen. Ich war zu sehr voll Aufregung und Indignation, um auf die einzelnen Worte zu merken. Er schimpfte mich einen „Libertin“, behauptete, mein Betragen sei geeignet, die guten, alten, patriarchalischen Sitten in diesem stillen und unschuldigen Winkel der Erde zu corrumpiren, zuerst habe ich die gute Gesellschaft gemieden und es mit den „Honoratioren“ verdorben, jetzt auch noch mit dem „Volk“, — Kurz, ich habe mich auf allen Seiten unmöglich gemacht. Ja, er spielte sogar auf Liebschaften an, wobei er nicht einmal die bucklige Nähmamsell ausschloß.

Im Grunde genommen herrschte in der Rede des hochedlen und vielgestrengen Herr Obergerichtspräsidenten ganz derselbe Gedankengang und die nämliche Weltanschauung, wie in der des Bürgerwehr-Majors Schlauderaff. Es entsprangen darnach alle meine Verbrechen einer einzigen Ursache, nämlich der, daß ich ein „Ausländer“ war; und vielleicht war meine Eigenschaft als „deutscher“ Ausländer nur eine Erschwerung. Weil ich Schriftdeutsch sprach, glaubte man, ich wollte „etwas Besseres sein“, als die Dialect- oder Messing-Sprechenden. Man machte es mir zum Vorwurfe, daß ich mir die seltsamen Sitten und Gebräuche nicht aneignete, welche hier, als Niederschläge vergangener geschmackloser Zeiten, noch herrschten; und es ist in der That wahr, ich hatte nach Oben und nach Unten gleichmäßig angestoßen, hauptsächlich aus dem Grund, weil „Oben“ nicht viel besser war als „Unten“, weil der wesentliche Unterschied zwischen der Frau Director und ihrer Köchin in den Kleidern bestand, aber nicht in der Cultur und den Sitten.

Wie gesagt, ich versuchte vergeblich, mich zu vertheidigen gegen die wahrhaft ungestüme Beredtsamkeit meines Vorgesetzten. Kaum hatte ich begonnen, etwas zu entgegnen, so schnitt er mir das Wort ab, indem er in einer andern Fassung und Wendung wiederholte, was er schon zum Oefteren gesagt hatte. Das war kein einfacher Regen mehr. Es war ein Wolkenbruch.

Endlich platzte ich barsch und laut heraus:

„Herr Präsident, was ist der kurze Sinn Ihrer langen Worte? Was haben Sie mir zu befehlen?“

Er wurde kreideweiß vor Zorn. Seine kurzgeschorenen struppigen grauen Haare sträubten sich förmlich gen Himmel und er zischte mir durch seine eingesetzten Zähne, deren Goldeinfassung bei dieser Gelegenheit unangenehm zu Tage trat, die Worte zu:

„Herr Accessist, ich gebe Ihnen hierdurch auf vier Wochen Urlaub. Sie werden die Stadt verlassen, wo nicht mehr Ihres Bleibens ist. Sie werden auswärts Zeit zum Nachdenken haben und hoffentlich den Schritt thun, welcher erforderlich ist, um Schlimmerem aus dem Wege zu gehen. Wenn nicht, so werde ich thun, was ich nach Lage der Sache nicht lassen kann“.

Ich verbeugte mich stumm und ging.

Zu Hause brachte ich ein „Gesuch um gnädige Entlassung aus dem herzoglichen Staatsdienste“ zu Papier. Erst später hörte ich, daß ich dem Herrn Obergerichts-Präsidenten vielleicht Unrecht gethan, als ich glaubte, auch er habe nur aus Fremdenhaß mich so ungerecht behandelt. Vielmehr wirkten bei ihm noch zwei andere Motive mit: Erstens stand er nämlich im Begriff „März-Minister“ zu werden (so sagte man damals); er bedurfte also einer möglichst großen Portion Popularität; und diese suchte er sich denn unter Anderem auch mittels des Majors Schlauderaff und auf Kosten des Accessisten Sackauer zu erwerben. Zweitens war sein vielgeliebter Sohn Gabriel ebenfalls Obergerichts-Accessist, und ich war in der Anciennetät vor ihm. Der Herr Präsident sah also in mir einen Concurrenten seines Sohnes. Deshalb hatte er mich „weggebissen“. So sagte mir wenigstens mein Onkel, welchem gute Quellen zu Gebote standen. Ich aber freute mich, nachträglich zu vernehmen, daß der Herr Obergerichts-Präsident wenigstens „als Vater“ ein vortreffliches Herz hatte. — —

Mein erster Versuch einer öffentlichen Wirksamkeit war also abgeschlossen. Er war gründlich mißlungen. Ich erinnere mich, daß mir mein Onkel Schlüber erzählt hatte, wie er in Hamburg mit seinen Reformbestrebungen ähnlich gescheitert war; er hatte seine Erzählung mit den Worten des Dichters geschlossen:

„Denn Du hast von dem Werk nur die Müh' und die Schmerzen
Und wofür Du Dich hältst in dem eigenen Herzen“.

Er hatte mich vor einem ähnlichen Schicksal bewahren wollen und hatte mich deshalb aus dem großen „modernen Karthago“ nach dem kleinen „idyllischen Pilleburg“ gerettet.

Oh über diese Idyllen! Oh über diese Rettung! Ich war aus der Scylla in die Charybdis gekommen.

Was dann aus mir weiter geworden, werde ich ein anderes Mal zu Papier bringen. Heute, da mir die Muße spärlich zugemessen ist, will ich hier nur noch einige Notizen beifügen über das Schicksal einiger Personen, welche in obiger Erzählung vorkommen, und für die wenigstens ich stets ein lebhaftes Interesse bewahrt habe.

Die arme Nähmamsell hatte unter der ihr zugefügten Affronte furchtbar gelitten. Unter Escorte von Polizei-Schergen und unter dem Jubel des Pöbels aus der Stadt gebracht zu werden — das war arg. Noch schlimmer war die Nachwirkung im Dorfe, wo der Zwangstransport natürlich bekannt ward, nicht aber die Ursachen desselben. Man erging sich dort in allerlei ungeheuerlichen Vermuthungen, was das Gretel verbrochen haben möge, und fügte einer jeden derselben die Moral bei: „Ja, seht Ihr, so geht's, wenn man sich in die Stadt begiebt; statt in der Stadt zu nähen, hätte sie bei uns im Dorfe tagelöhnern sollen“. Daß das Gretel durch seine körperlichen Gebrechen zu schwerer Bauernarbeit nicht taugte, und daß der kärgliche

Lohn einer ländlichen Arbeiterin nicht ausreichte, um auch die alte Mutter zu ernähren, daran dachte Keiner von den biedern wohlhabenden Bauern.

Das Schlimmste aber war, Gretel verdiente von Stund' an kein Geld mehr; und in die elende Hütte, in welcher sie ihre kranke Mutter pflegte, drohte, nachdem die Spenden der Madame Schmidt aufgezehrt waren, der Hunger einzukehren. Gretel ging einher wie tiefsinnig. Sie wußte nicht, was sie verbrochen — warum diese schreckliche Strafe — diese Strafe, welche nicht nur sie selbst traf, sondern auch ihre alte unschuldige Mutter? Endlich legte sie sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Sie hatte das Nervenfieber. Als Madame Schmidt davon hörte schickte sie Geld und ärztliche Hülfe. Es war zu spät. Das Gretel starb. Die Mutter verfiel, wie Schmidt es vorausgesagt hatte, der öffentlichen Unterstützung; und das ist ein großes Unglück für die Unterstützte in einem Dorfe, wo eine jede Armenunterstützung nur sehr spärlich und ungern gewährt wird.

Das Schicksal meines lieben Hausgenossen, oder wie wir damals burschikoser Weise zu sagen pflegten, meines „Haus-Camisols", des Pfarrers Franz Xaver Müller, war leider auch kein glückliches. Er hatte von dem anfänglich so liebevollen Katholizismus des Pio Nono die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Confessionen und die Abschaffung des Absolutismus erwartet. In dieser Ueberzeugung, welche ihm erlaubte, seine religiöse Weltanschauung mit der politischen in Einklang zu bringen, fühlte er sich außerordentlich glücklich. Aber Pio Nono machte ihm einen Strich durch die Rechnung; derselbe kam anders von Gaëta zurück, als er hingegangen war. Man sagt, die römische Kirche sei unwandelbar; es mag sein, aber der römische Papst ist es nicht. Pio Nono, welcher 1847 an der Spitze der Nation und des Liberalismus wider die legitimen Regierungen und die Jesuiten marschirte, erschrak 1849 über seine eigene Kühnheit. Er warf sich nun ganz den Jesuiten in die Arme und half den Regierungen, die das Joch der Jesuiten auf sich nahmen, gegen ihre Völker, um dann endlich wieder die Schilderhebung wider diejenigen Regierungen zu predigen, welche das klerikale Joch der italienischen Fremdherrschaft abzuschütteln versuchten. Dies sind die drei Epochen in der glorreichen Regierung Pius des Neunten. Der bescheidene Pastor Müller verstand es nicht, so schnell umzusatteln, wie das erhabene und heilige Oberhaupt der Kirche. Dadurch, daß er an den Ideen festhielt, die Pio Nono während der ersten Periode seiner Regierung vertreten hatte, entstand während der zweiten Periode in ihm eine Collision der Pflichten, welche ihn auch nach Außen in allerlei Schwierigkeiten brachte, nicht nur gegenüber der sich in die crassseste Reaction stürzenden Regierung, sondern auch gegenüber seinem Bischof und dem Ordinariate, welche mit jener Hand in Hand gingen — d. h., nur so lange ihnen die Regierung in Allem zu Willen war — that die Regierung einmal nicht Das, was der „hochwürdigste Herr Bischof" befahl, dann gab es Kirchenconflicte. Unter diesen Umständen regnete es Verweise und Geldstrafen wider den so gut

und aufrichtig katholischen Pastor Müller. Die eine Hälfte seines kargen Gehaltes ging an Strafen darauf und die andere an „freiwilligen" Gaben, welche er für clericale Zwecke zu leisten gezwungen war. Er wurde unter die kirchenpolizeiliche Aufsicht eines in der Nachbarschaft residirenden fanatischen Dorfpfarrers gesetzt und gezwungen, die Gesellschaft zu meiden, mit welcher zu verkehren ihm ein Bedürfniß war, und welcher gegenüber, obgleich sie zum größten Theile aus Nichtkatholiken bestand, er seinem Glauben und seiner Kirche niemals etwas vergeben hatte. Das frische, fröhliche Rhein-Kind ließ den Kopf hängen. Er welkte, wie eine Blume, der man das Sonnenlicht entzieht. Man sagte, er sei „fromm geworden", und seine alten Bekannten gingen ihm aus dem Wege. Er ist im Jahre 1856 in demselben Hause gestorben, in welchem er zusammen mit dem Franzosen-Schmidt das Schneider-Bombardement siegreich bestanden. Man fand ihn eines Morgens todt in seinem Zimmer, in der Nähe der Klingelschnur, nach welcher er wahrscheinlich in seiner Beklemmung hatte greifen wollen. Ihn hatte ein Schlagfluß getödtet. Böswillige sagten, er habe sich vergiftet. Aber wer ihn näher gekannt hat, der wußte, daß für ein so reines und gläubiges Herz der Selbstmord eine Unmöglichkeit war. Seine Stelle erhielt ein fanatischer Hetzcaplan, welcher die Funken des interconfessionellen Hasses, die in der Gemeinde schlummerten, alsbald zu dem Brande eines „frischen fröhlichen Bürgerkrieges" anfachte, der heute noch fortbrennt.

Mein Oheim Schlüber segnete das Zeitliche ein Jahr später. Er erfreute sich der vollsten Gesundheit bis kurz vor seinem Tode. Das Unglück Düringers stimmte ihn zwar traurig, allein dem Hôtel blieb er treu, auch nachdem es in andere Hände übergegangen war und den Namen Hôtel Victoria" angenommen hatte. Zuletzt litt er zuweilen an Indigestionen, allein er wollte deshalb sich keine Beschränkungen auferlegen lassen, sondern glaubte es damit zu zwingen, daß er desto eifriger Holz spaltete und sägte. Aber es half nichts. Nach einem dreitägigen Unwohlsein, das nach der Meinung des geheimsten der geheimen Obermedicinalräthe von Wiesbaden „gar nichts zu sagen hatte", starb er, wie die Einen sagten, an allzu angestrengtem Holzsägen und, wie die Andern sagten, an einer kurzen, aber schrecklichen Kette von schweren Diätfehlern. Sein Testament war ein Zeichen seines edlen Herzens. Es war einundzwanzig Folio-Bogen lang; und daneben existirten noch elf Codicille, welche auch nicht kurz waren. Zu Erben hatte er mich und einige andere dürftige Seitenverwandte eingesetzt. Die Vermächtnisse waren zahllos. Sie fielen theils Schulen und anderen gemeinnützigen Anstalten zu, theils solchen Personen, welche ihm zu irgend einer Zeit seines langen Lebens irgend eine uneigennützige Freundlichkeit erwiesen hatten. Kurz, das Testament und die Codicille waren Denkmale seines menschenfreundlichen und dankbaren Herzens. Er hatte gelebt treu der Lehre des Dichters:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut".

Gesegnet sei sein Andenken!

Und nun zum Schluß noch ein paar Worte über das Ehepaar Schmidt.

Madame Schmidt überlebte das Jahr Achtundvierzig nicht lange. Das Unglück Louis Philipps und der Herzogin von Orleans, welche sie noch höher schätzte, als jenen, und die Unbilden der Schneiderrevolution gingen ihr allzu schrecklich zu Herzen; und selbst „die spanischen Mariagen" vermochten ihr keinen Trost zu gewähren.

Herr Schmidt war aus kräftigerem Holze geschnitzt. Er lebte noch bis 1860. Der Krieg vom Jahre 1859 war seine letzte Freude und zugleich auch sein letzter Kummer. Er freute sich, daß seine Franzosen wieder für eine „Idee" fochten. Er meinte, „jetzt könne doch wieder aus ihnen was werden". Zugleich erblickte er in den Hergängen von Neunundfünfzig den Anfang der italienischen Einheit, welcher, so meinte er, die deutsche auf dem Fuße folgen müsse. Sein Kummer bestand darin, daß seine lieben Pilleburger Landsleute wieder einmal anderer Meinung waren, als er; denn dieselben wollten absolut „den Po an dem Rhein vertheidigen" und verlangten, daß Preußen auf Befehl des Bundestages marschire. Aber Schmidt war nicht mehr so streitbar, als zwölf Jahre früher. Wenn seine verehrten Mitbürger sich mit ihm zanken wollten, dann strich er seinen Bart, der immer länger und weißer geworden war, und sagte lächelnd; „Die Weltgeschichte wird, so vermuthe ich, weder nach dem Frankfurter Bundestag noch nach uns Pilleburgern viel fragen". So ist er denn in vollem Vertrauen auf eine gedeihliche Zukunft, wie er sich ausdrückte: „zur großen Armee abmarschirt".

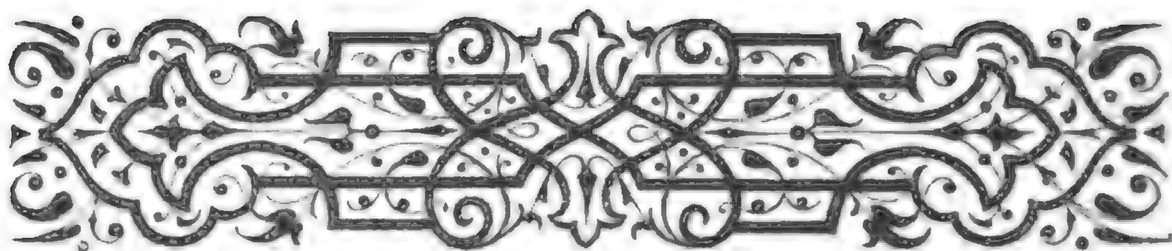
Am Tage vor seinem Tode fing er plötzlich im Bett an zu lachen; man fragte ihn, was er habe.

Da sprach er vergnüglich: „Es ist nun beinahe schon ein halbes Jahrhundert, daß ich in Gemeinschaft mit anderen lustigen Gesellen den Versuch machte, zu ermitteln, wer der klügste Pilleburger wäre. Aber es ist mir bis heut nicht gelungen. Es ist noch gerade wie damals. Es hält ein Jeder sich selbst für den Klügsten. Aber ich vertraue auf unseren Herrgott. Der wird es wohl wissen. Das Einzige, was ich gewiß weiß, ist, daß ich es nicht bin".

So ist er denn in Frieden mit Gott und der Welt und im Verlangen nach Wiedervereinigung mit seiner „Alten", die er aufrichtig liebte, obgleich er es für gewöhnlich nicht allzusehr merken ließ, hinüber gegangen.

Ja, man kann wohl sagen: „Er ist ritterlich gestorben", wie es geschrieben steht im ersten Buche der Maccabäer; da heißt es (9., Vers 10.): „Ist unsere Zeit kommen, so wollen wir ritterlich sterben und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden".

Er selbst — bescheiden, wie er war — würde, wenn er obiges Citat gehört hätte, unzweifelhaft hinzugesetzt haben: „Obgleich nur ein Schneider".



Die Trinkkrankheit in England.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Wir hatten uns während des ganzen Vormittags auf der hohen Fluth des Citygedränges treiben lassen, dessen unwiderstehliche Wirbel uns von St. Pauls Kathedrale bis zur Bank und weiter durch Lombardstreet nach Great Towerstreet hinabspülten. Dann waren, unter der belehrenden Führung des würdigen Beefeaters, der noch heute die Uniform der Leibgarde Heinrichs VIII. trägt, die blutigen Erinnerungen der seltsamen alten, jetzt vielleicht etwas zu sauber und nüchtern gehaltenen Zwingburg Londons, des Towers, in langer Reihe vor uns aufgestiegen. So verlangten Leib und Seele mit vollem Rechte die Ergänzung ihres stofflichen Bindemittels in der Gestalt eines guten Steaks und einer Pinte (1/2 Liter) des berühmten Londoner „Bitter"-Biers.

Aber wo einkehren? Zeit ist Geld für den Reisenden, zumal in London. Da unsere Pläne für den Nachmittag uns noch weiter östlich führen sollten, so war das weitbekannte Royal Hotel de Keyser in Blackfriars außer Frage, ebenso lag Krehl, in Colemanstreet hinter der Bank, wo die in den Citygeschäften arbeitenden Deutschen sich der Kölnischen Zeitung und des Kladderadatsch zu ihrem hastigen Lunch erfreuen, zu sehr aus dem Wege.

„Ich kenne wohl hier in der Nähe ein Unterkommen", sagte mein Begleiter zögernd, „wo ich selbst schon eingefallen bin, wenn ich im Customhouse zu thun hatte; aber ich weiß nicht, ob ich Sie hineinführen soll; es ist ein ‚Publichouse' und die Gesellschaft sehr gemischt"

„Ich bin nicht nach London gekommen", versicherte ich, „um nur Rotten Row, den Travellers Club oder die Schreckenskammer in Madame Tüssaud's Wachsfigurenkabinet kennen zu lernen; also lassen Sie uns getrost in das Publichouse eindringen".

Wir befanden uns bald in einem hofartigen Sackgäßchen zwischen Mark Lane und Mincing Lane, den Sitzen der Kornbörse und des Importes

der Colonialwaaren; durch eine enge Hausthür traten wir in einen feuchten, niedrigen, mit Fäßchen und Schankgeräthen gefüllten Gang, der uns an eine innere schmale Thür führte. Verworrenes Geräusch durcheinander redender Stimmen und klappernder Zinngeräthe strömt uns warm entgegen, eingehüllt in veraltete Speisegerüche und dichten Tabaksqualm. Ein niedriger Raum nimmt uns auf, dicht mit Männern gefüllt, welche lebhaft einen hufeisenförmigen Schanktisch, die „Bar", umdrängen. Alle eilfertig, stehend trinkend, rauchend, nur wenige hastig eine Fleischspeise verschlingend. Eine handfeste, derbe Gesellschaft aus dem umliegenden Babel der Comptoire, Magazine, Waarenspeicher, aus den mehr als zweitausend Beamten des Customhouse und den Interessenten des benachbarten Fischmarktes vor Billingsgate; flotte junge Commis, Makler und andere kleine Geschäftsleute, breite, schwielige, bestaubte Arbeiter. Innerhalb des Hufeisens hantirt der Wirth mit Frau und Gehülfen; an der Rückwand thürmt sich ein hoher offener Schrank auf, unten gefüllt mit Fäßchen, weiter oben dickbäuchige Flaschen, Steinkrüge und zinnerne Kannen. Ein erstickender trüber heißer Brodem erfüllt und verschleiert den Raum; wir eilen eine kleine Wendeltreppe hinan, um dort vielleicht freier zu athmen, wenigstens einen Tisch, Stuhl und etwas Raum für unsere Ellenbogen zu gewinnen. Oben gelangen wir in ein schmales, schmuckloses Zimmer, wo wenige stille Gäste auf Holzbänken an nackten Tischen frühstücken. —

Während wir hier unser etwas zähes Steak nebst den riesigen Wasserkartoffeln mit einer der brennend scharfen nationalen Saucen würzten und daneben dem vortrefflichen „Bitter", aus der berühmten Brauerei von Baß und Comp. zusprachen, sagte mein Begleiter, jetzt ein Londoner, aber von deutscher Herkunft:

„Sie werden doch etwas erstaunt sein über den Bar-Room unten. Auch in Deutschland haben wir, wie ich mich recht wohl erinnere, Bierkeller, Cafés und Restaurationen, in denen Reinlichkeit, Luft und gute Manieren zu wünschen übrig lassen, aber die dortige Art der Konsumtion ist doch eine völlig andere; ich meine, sie ist weit gemüthlicher. Sehen Sie, wie hier ein Jeder rastlos ein- und ausgeht; keine Tische und Stühle, keine Zeitungen, keine frische Luft, kein Domino; so ungesellig wie nur möglich. Der Branntwein verdrängt das Bier, namentlich in den Abendstunden. Auch kommen die Leute nicht nur ein Mal, wie bei uns, zum Früh- oder Abendschoppen —

„Beides freilich", schob ich ein, „auch keine löbliche Gewohnheit, für Jung und Alt. Besonders der Frühschoppen wirkt so merkwürdig verdummend, das hat wohl in den sogenannten ‚gemüthlichen' Biergegenden unseres lieben Vaterlandes ein Jeder, an sich selbst — und Anderen, erfahren".

„Aber am Abend?" — fragte mein etwas verwunderter Begleiter, zögernd und halb entschuldigend.

„Das mag für junge Leute noch hingehen, vielleicht ist es gar ein nothwendiger Behelf", gestand ich zu, „jedoch der Hausvater sollte das Geld, das er allabendlich in's Wirthshaus trägt, auf seine Familie verwenden.

Dabei würde nicht nur der Wohlstand, sondern auch Geselligkeit, Erziehung und Familiensinn entschieden gewinnen".

„Nun ja", fuhr mein Begleiter fort, „es ist auch bei uns zu Hause wohl nicht Alles wie es sein sollte; aber hier zu Lande gehen die Menschen während des ganzen Tages regelmäßig ab und zu; zuletzt wird ihnen das Leben am Schanktische Gewohnheit und Bedürfniß. Uebrigens sind wir hier noch in einem der anständigsten Locale, man sieht nur Männer und jetzt, um Mittag, noch keine Betrunkene. Noch überwiegt das Bier. Anderswo und Abends würden Sie ganz andere Bilder vom englischen Bar-room und von den traurigen und furchtbaren Wirkungen des Gin erhalten". —

Wir brachen auf und verweilten dann während einer kurzen Ruhepause in der reineren Luft des grünen Trinity-Square, jetzt ein schattiger Platz, einst ein Theil des blutgetränkten Bodens von Towerhill. Denn hier fanden während mehrerer Jahrhunderte die Hinrichtungen der Gefangenen des Towers statt. Nur für die Königinnen und wenige andere Bevorzugte stand der Block im Tower selbst.

Durch diese Rast erfrischt zogen wir Towerhill entlang und den London Docks zu. Während einiger Stunden fesselte uns hier das großartige Leben und Treiben in und an den Schiffen. Dann stiegen wir in die unendlichen Weinkeller hinab. Wie in einem unabsehbaren Bergwerke streckten sich die dunklen weiten Räume und die geraden Linien der schwach glimmenden Oellämpchen nach allen Seiten rings um uns hinaus. Eine Wachsfackel in der Hand durchmaßen wir diese, mit fremden edlen Weinen in unendlichen Fässern gefüllten Hallen, fast bis an unsere Kniee reichte die mit Kohlensäure geschwängerte Luftschicht, in der die gesenkte Fackel zu verlöschen drohte. Ueber uns traten am niedrigen dunkelen feuchten Gewölbe die seltsamen tief herabhangenden Fungusgebilde hervor, die mich lebhaft an die phantastischen Tropfsteinformen der fränkischen Jurakalkhöhlen erinnerten. Nicht minder lebhaft aber gedachten wir, zu unserem Heile, gewisser Erfahrungen, die bei früheren Kellerproben im schönen Rheingau erworben waren, und machten von unserem Tasting order, der Erlaubniß zum Kosten des vorzüglichen Portweins oder Sherry, welche meinem Wegweiser ein befreundeter Weinhändler ausgestellt hatte, nur den allerbescheidensten Gebrauch.

Erst mit der sinkenden Sonne stiegen wir wieder zum Tageslicht empor und betraten den großen Hof zwischen dem Eingange der Docks und der stark dampfenden „Pfeife der Königin", dem großen Schornstein in dem alle verdorbenen und gefälschten Waaren verbrannt werden. Der weite Platz war dicht gefüllt mit gedrängten Gruppen und Arbeitern, die hier ausgelohnt wurden. Etwa dreitausend Männer sammeln sich an jedem Morgen vor dem Thor der London Docks: jeder Geschäftsherr miethet die ihm für den Tag nöthigen Kräfte; gegen Abend werden sie ausgelohnt und vor Dunkelwerden müssen die Docks von allen Fremden geräumt sein.

So strömten diese verschiedenen Menschenknäuel jetzt gleichzeitig hinaus

und wir folgten dem dichten Schwarme der kraftvollen, rauhen, wilden, aber auch verwüsteten und unheimlichen Gestalten. Langsam zogen wir so wieder Towerhill hinan, links die thurmhohen Mauern der St. Katharine's Docks, rechts eine lange Reihe schmaler Häuser deren untere Geschosse fast ausschließlich von Schanklocalen eingenommen werden: große und kleine, saubere und schmutzige, theils noch dunkel, theils in eben aufflammender Gasbeleuchtung. An den Thüren blieben die Arbeiter in Haufen stehen, zählten ihr Geld, Weiber gesellten sich zu ihnen, mit und ohne Kinder; nach und nach vertheilten sich alle in die lange Reihe der Bier- und Branntweinschänken, aus denen bereits verworrener Lärm hervorquoll. Still betrachtete ich dieses traurige Schauspiel; die systematische Versuchung und Ausplünderung hier so unmittelbar und unausweichlich an den Weg gelegt. Ein giftiger Pfuhl, in dem die Väter und die jungen Männer schon mit Behagen schwimmen und, wie sie selbst hineingezogen wurden, nun Frauen und Kinder nach sich ziehen.

„Wollen wir nicht einmal eintreten?" fragte mein Begleiter. „Hier sehen Sie die Branntweinpest in ihrer vollsten Blüthe; es giebt wohl nirgends in England furchtbarere Zustände, als gerade hier in den Umgebungen der Docks. Zu der seßhaften hart arbeitenden rohen und gesetzlosen Bevölkerung an den beiden Themseufern gesellen sich die frisch ausgelohnten Mannschaften der unzähligen einlaufenden Seeschiffe; weiße, gelbe und schwarze Menschen, von allen Winden zusammengefegt, die sich, wie die wilden Thiere aus den Käfigen, in den wüsten Rausch der langentbehrten Freuden und Genüsse des unerschöpflichen Welthafens stürzen".

Wir traten in ein geräumiges Schankzimmer, in dessen Hintergrunde eine dichte Menschenmauer von Männern und Weibern die Bar umdrängte, trinkend, schreiend, lachend, streitend. Alle in ihrer Art Bilder der Verwahrlosung, mehr oder minder gezeichnet mit der Blässe und Röthe gewohnheitsmäßiger alkoholischer Ausschweifung.

„Hier werden Sie kaum eine für Sie genießbare Erfrischung finden", flüsterte mir mein Führer an diesen Ort der Verdammten zu, „hier giebt es nur Gin mit 65 Procenten Alkohol, das Liter kostet 3 Mark. Das mildere Getränk, ‚Gin und Wasser' hat immer noch 50 Procente Alkohol und kostet 2 Mrk. 50 Pfg. Für schwache Gemüther und verzärtelte Gaumen giebt es hier auch ein scharf gewürztes und stark alkoholisirtes sogenanntes Ingwerbier".

„Im vorderen Theile des Raumes, wo wir standen, saßen auf Bänken und Fässern einzelne Gruppen, die jetzt anfingen uns zu beachten. Wüste Gesellen, bleiche hagere Gesichter, schmale Trinkerstirnen, schlaffe Züge, blutunterlaufene gläserne Augen; narbig, einäugig, verstümmelt, von Schmutz starrend — noch wüster ihre bedenklichen Begleiterinnen. Ihr Willkommen glich etwa dem wohlwollenden Ausdrucke, mit dem der Stier dem ungebetenen Besucher seiner Weidekoppel entgegenstarrt, bevor er anläuft. Jeder Fremde der das Aeußere der besseren Stände trägt, ist hier verdächtig. Mir drängte

sich entschieden das Bedürfniß nach einem rechtzeitigen Rückzuge über den Lattenzaun der Koppel auf. Hat man sich jedoch durch einen unbedachten Schritt vorwärts in eine falsche Stellung gebracht und möchte nun gern mit guter Manier wieder heraus, ohne seinen Fehler einzuräumen, so kann man bekanntlich ziemlich sicher darauf rechnen, nochmals etwas Ungeschicktes oder Lächerliches zu begehen. Auch ich gerieth, fürchte ich, in diesen Fall.

Ich zog nämlich möglichst unbefangen meine Taschenuhr und stellte sie nach dem großen Zifferblatte über dem Schanktische, als ob dieses Geschäft der eigentliche Zweck meiner Anwesenheit sei. Dann verließ ich mit gemessener Würde — wie ich hoffe — das Lokal.

Als wir draußen waren, fragte mein Begleiter lächelnd: „es war Ihnen wohl nicht ganz heimlich da drinnen?“

„Sie meinen, ob ich Furcht hatte? — wenigstens war ich auf dem besten Wege dazu. Das Schauspiel an sich war mir ekelhaft und grausig; nebenbei überkam mich das Gefühl, persönlich unwillkommen zu sein und es drängte mich, dem thatsächlichen Ausdrucke dieser bedenklichen Stimmung zeitig vorzubeugen und auszuweichen“.

„Nun“, beruhigte mich mein Gefährte „in jetziger Tageszeit hat es wohl keine Gefahr, falls man sich ruhig verhält; einige Stunden später jedoch, wenn der größte Theil dieser Schänken mit mehr oder weniger viehisch betrunkenen Männern und Weibern gefüllt ist, würde ich Sie nicht dort hinein, nicht einmal durch diese Straßen führen. Schon mancher Fremde ist hier Nachts verschwunden und später ausgeraubt in der Themse aufgefischt oder, um die Sache aktenmäßig zu erledigen, in der Polizeiliste als „heimlich an Bord eines Westindienfahrers gegangen“ aus der Reihe der Lebendigen gelöscht worden“. —

Wir zogen inzwischen die lange, enge, dunkle Thamesstreet hinauf, an deren Eingange die endlosen Gebäude des Customhause und der neuen eleganten Fischhalle von Billingsgate hervorragen, einer sehr vergrößerten Nachahmung der Loggia dei Lanzi und berühmt als die Pflanzschule des urwüchsigen, kernigen „Billingsgate-Englisch“, eine der mannigfachen Kraftleistungen der hier regierenden Fischdamen. Nur langsam konnten wir uns vorwärts schieben, denn Thamesstreet ist der Mittelpunkt des geschäftlichen Strudels. Vor jedem der hohen Waarenspeicher mit den engen Fensterspalten und weiten Luken fahren am schweren Krahne die rasselnden Ketten auf und nieder und beladen die cyklopischen Rollwagen, mit den titanischen Clydesdalepferden bespannt. Und jetzt ist diese ganze lärmende Welt doppelt hastig und treibend, denn auch hier nahet der Feierabend.

Es war inzwischen dunkel geworden und das Gas begann zu herrschen.

„Sehen Sie dort?“ sagte mein Führer, rechts und links in die Nebenstraßen weisend, „überall Schänken! Namentlich verkriechen sie sich gern in die noch schmäleren Zwischengäßchen, Durchgänge und Höfe. Hier ist noch Matrosenquartier. Hören Sie das wüste Toben? Es erinnert an den

hamburger Berg, aber hier wird nicht getanzt. Hier ziehen die ausgelohnten Matrosen mit elenden Weibern, die sich an sie hängen, von einer Kneipe zur andern; die verderbliche amerikanische Sitte des „Traktirens“ verdoppelt die Consumtion; so — und anders — werden die Theerjacken hier ausgeplündert, verthieren förmlich durch die Tage lang fortgesetzte, alkoholische Vergiftung und endlich kommt das Messer an die Arbeit!“ — —

„Jetzt“ unterbrach ich ihn, mich umsehend, „jetzt wird mir ein schauderhafter Bericht klar, den ich dieser Tage in der Times las, über eine Sitzung des Central-Criminalgerichtes; denn hier ist die leibhaftige Bühne, auf welcher die drei blutigen Acte spielten, die dort an einem einzigen Morgen ihre juristische tragische Vergeltung fanden. Solche Schauergeschichten gewinnen einen eigenen gruselnden Reiz, wenn man auf dem Flecke steht wo sie spielten. Eine rohe, schwere Verwundung im Rausche: fünf Jahr Zuchthaus; ein Mordanfall im Rausche: zehn Jahr Zuchthaus; ein Mord: Todesstrafe. Der Mörder war ein amerikanischer Matrose, gar nicht mehr jung, schon 34 Jahre alt, der im Wahnsinne fortgesetzter Alkoholvergiftung, übrigens aber eigentlich mit kaltem Blute, einem schlechten Weibe, mit dem er Tage lang umhergezogen war und das ihn völlig ausgeplündert hatte, während sie am Schanktische standen und zusammen tranken, unversehens mit seinem Rasirmesser den Hals bis zum Wirbel abschnitt. Der Mann blieb ganz ruhig am Orte der That, es war Nachmittags zwei Uhr, und erwiderte dem Policeman: „Ich that es, weil sie mich ausgeplündert hatte und mich nun nicht freihalten wollte!“

„Der unglückliche Bursche, James Simms war sein Name, ist bereits in Newgate gehängt worden“ ergänzte mein Begleiter, „und zwar: an seinem Halse bis er todt ist“, so heißt es hier in den Urtheilen, mit der lobenswerthen wörtlichen Genauigkeit der englischen Jurisprudenz“.

Inzwischen waren wir bei Londonbridge an Bord des kleinen Dampfers gegangen der uns rasch an den Westminster Pier brachte. Mit beträchtlichem Behagen, mit dem erquickenden Gefühle der Befreiung, wie wenn ich einer dunstigen schlammigen Höhle entstiegen wäre, erfreute ich mich der reineren Atmosphäre auf dem nebel- und raucherfüllten Strome, dieser ältesten und immer noch größten und belebtesten Straße der Weltstadt. Andere, gesundere Bilder traten vor das Auge und ihr reicher Wechsel verwischte die tiefen Schlagschatten des unheimlichen Nachtstückes. Rings um uns das wimmelnde Gedränge der zahllosen, vollbesetzten, in allen Richtungen vorüberschießenden Dampfboote, über unseren Häuptern der Donner der auf den eisernen Brücken hin und wieder jagenden Züge, rechts die Hunderte von Kirchthürmen und über allen die Kuppel von St. Pauls; am Ufer die alten Speicherhäuser mit ihren nie rastenden Krahnen, dann der Tempelgarten in welchem die für England so verhängnißvollen weißen und rothen Rosen gepflückt wurden, dann breithingestreckt das riesige Somersethouse, das in einem seiner Flügel eine ganze Universität, Kings College, ausreichend beherbergt; endlich die breiten,

gartenartigen und doch vom städtischen Leben eng erfüllten neuen Themsequais, die Albert Embankments, über denen die eben aus tausendjährigem Schlafe erwachte Nadel der Kleopatra sich verwundert umschaut. Im Schatten der monumentalen reichen Gothik von Westminster Palace, einst die Residenz der Könige jetzt des Parlamentes, stiegen wir an's Land. —

Es war Mitternacht geworden, als wir das Covent-Garden Theater verließen, wo die Patti mit Nicolini die ausgewählteste Gesellschaft Londons im Troubadour begeistert hatte. Langsam schlenderten wir mit dem Menschenstrome Long Acre, Leicester Square und Coventrystreet entlang. Um diese Stunde sind auch im eleganten Westend, selbst während der Season, die Straßen dunkel und einsam; die reichen Läden werden schon gegen acht Uhr geschlossen und heitere Boulevardcafés giebt es in London nicht. Nur hie und da, namentlich an den Straßenecken, strahlt uns Lichtglanz entgegen; ein unruhiger Menschenknäuel schwärmt dort, wie ein Bienenvolk, am weit geöffneten Eingange geräumiger, erleuchteter Lokale. Das sind die modernen eleganten Trinkhäuser, die „Ginpaläste“. Am stärksten ist das Gedränge in Haymarket und am Eingange von Windmillstreet, bis vor Kurzem übelberufen durch die bekannten Argyllrooms, eine importirte grobe Nachahmung von Mabille.

Hier werden unsere Schritte gehemmt durch Ansammlungen armer verlorener Menschenkinder mit getünchter Jugend und abgelebten Flittern; jeder Vorübergehende wird angesprochen und, falls er nicht stumm ausbiegt, durch allerlei zudringliche Listen, namentlich durch plötzliches Entführen des Hutes, festgehalten, um die elenden Wesen in die glänzende Schnapsschänke vor der wir stehen, zu geleiten, und dort zu „traktiren“. Eine dichte Menge, meistens im Nebel eines ekelhaften Halbrausches, strömt um uns aus und ein. Wir kaufen uns mit einigen Schillingen los, die sofort in den Ginpalast getragen und dem Moloch geopfert werden. Wir aber flüchten in unseren bescheidenen, stillen Club in Saville Row und ruhen hier am Kamine in den tiefen lederbezogenen Lehnstühlen von den Strapazen und Vergnügungen des Tages aus, behaglich eine Sodalimonade schlürfend.

Nachdem die uns schon von Alters her bekannte Diva und ihr neuester Gatte bald erledigt waren, sagte mein freundlicher Wegweiser auf den heutigen Tagesfahrten:

„Ja, London ist die Heimath der Contraste. Und Alles tritt hier riesenhaft auf, so auch die Laster. Wir haben heute im Osten und im Westen der Metropole Blicke auf eine der dunkelsten Stellen des englischen Lebens geworfen. Was wir sahen, hat ja bereits eine traurige Weltberühmtheit erlangt. Die Kanzel brandmarkt es donnernd als „Nationalsünde“; die Politiker und Volkswirthe bezeichnen es in etwas verweltlichter Form als: die „Nationalkrankheit“, als: „das größte Hinderniß auf dem Wege der Nation zum Fortschritte und zum Wohlergehen“. Die „Trinkfrage“ ist eine der bedeutendsten Parteifragen im Parlamente geworden, eine der unangenehmsten

Schwierigkeiten für die jetzige Regierung. Sie beschäftigt einen nicht geringen Theil aller öffentlichen Meetings, sie wird ein Kampfruf für die nächsten Wahlen sein und eine harte Nuß, wohl auch ein „stumbling-stone“ für manchen Kandidaten!

„Sie sagen da etwas“ warf ich ein, „was mich erstaunt. Wie kann ein Streit der Meinungen bestehen über die Frage: daß die Nation erkrankt ist und daß diese nationale Trinkkrankheit, die ärger wüthet als die Pest, mit allen Waffen bekämpft werden muß?“

„Ein Streit der Meinungen wohl kaum“ erwiderte mein Führer, „aber ein Streit der materiellen Interessen. Und das sind heut zu Tage die ernsten, die am schwersten zu lösenden Conflicte. Wir führen ja wohl keine sogenannten Religionskriege mehr? Denken Sie nur an die vielen reichen Brauer und Branntweinbrenner, an die Hunderttausende von Schänkwirthen in den drei vereinigten Königreichen! Reichthum ist Macht! In diesen Geschäften sind ungezählte Millionen, nach unserem Gelde: Milliarden, angelegt; geht die Consumtion rückwärts, so sind diese gefährdet, vielleicht verloren. Kürzlich wurde der jährliche Nettogewinn für 1878 der großen Brauerfirma „Baß und Comp“, deren Leistungen wir ja heute gewürdigt haben, unter die acht Theilhaber vertheilt; er betrug: acht Millionen viermal hunderttausend Mark. Etwa die Jahreseinnahme der königlichen Civilliste und der reichsten Peers des Reiches, der Herzöge von Westminster, Northumberland und Bedford, wie man sagt. Das sind die Feldherren der Ligue. Und die Armee? In der Stadt Birmingham leben 1900 Familien, in Manchester deren 2567 allein vom Getränkgeschäfte. In Bristol hat jedes dreiundzwanzigste Haus eine Schanklicenz, darunter viele Schneider und Schuster, selbst Pfandleiher. Und sie Alle kämpfen selbstredend gegen jede Verminderung ihres Absatzes“.

„Gewiß“ räumte ich ein, „die Partei der erhaltenden Kräfte in dieser Frage muß ein riesenhaftes Beharrungsvermögen entwickeln können, die Brauer- und Brennerfürsten mit der ganzen Heeresfolge der Schänkwirthe“.

„Und die Gäste nicht zu vergessen“, ergänzte der Londoner Landsmann.

„Seltsam ist es nur“ warf ich ein, „wie diese Herren so häufig gegen ihr eigenes Interesse predigen“.

„Predigen?“ fragte mein Führer verwundert, „das ist mir neu“.

„Nun“ erklärte ich, „nicht in den Meetings der Temperenz-Vereine; aber wenn sie in den Zeitungen einen Brauknecht oder Fuhrmann suchen, so verlangen sie gewiß alle Male einen „nüchternen“ zuverlässigen Mann. Mir scheint, sie spotten ihrer selbst und wissen nicht: wie?“

„Und“, fuhr der Freund fort, „die Sache hat auch noch einen anderen bösen Haken. Sie heißt nicht umsonst: the drink difficulty. Sie hangt in gewisser Weise mit der nationalen englischen Sabbathfeier zusammen, insofern als die Bestrebungen der Temperenzler auch in der Richtung gehen: am Sonntage die Trinklocale völlig zu schließen. Nun kann man aber doch auf

die Länge den arbeitenden Klassen nicht jedes Vergnügen am Sonntage entziehen; schließt man die Schänken, so wird desto eher Anderes geöffnet werden müssen. Schon jetzt klopft eine nicht unbeträchtliche öffentliche Meinung an die Thüren der Museen, Bibliotheken, Theater und Concerthallen. Diese Milderung der strengen Sabbathfeier bekämpft nun wieder die strengst kirchliche Partei auf das Aeußerste!"

„Aber warum eigentlich?" unterbrach ich, „warum will man diese unschuldigen Vergnügungen nicht erlauben, die wir anderswo als naturgemäß und heilsam befördern?"

„Ja, warum?" fragte mein Freund zurück. Dann fuhr er fort:

„Eigentlich wohl aus principiellen Conservatismus, um überhaupt nicht an irgend einer einmal bestehender kirchlichen Einrichtung zu rütteln. Vielleicht gestehen, Ihnen gegenüber, wenige Vollblut-Engländer offen ein, — jedenfalls nicht gern — daß der Sonntag in London nachgrade unerträglich geworden ist; aber sehen Sie nur die Hunderttausende, die ihm auf allen Wegen, zu Wasser und zu Lande, entfliehen. — Wir Ausländer begreifen das nicht recht, ebensowenig wie vieles Andere hier zu Lande; ebensowenig wie wir etwa die hartnäckige Abneigung der englischen Gesetzgebung verstehen, die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau zu gestatten, während doch die Wittwe den Bruder ihres verstorbenen Mannes heirathen darf".

„Ja, das ist wirklich sonderbar" stimmte ich zu, „und allen anderen christlichen Völkern, soviel ich weiß, eigentlich unverständlich. Nach unserer Anschauung ist ja die Schwester die berufenste und natürlichste Stiefmutter. Uebrigens habe ich in den, seit Jahren häufig wiederholten, Parlamentsdebatten innere Gründe dagegen, die mir ernsthaft erschienen wären, kaum gefunden. Denn die Berufung auf das alte jüdische Gesetz reicht doch wohl nicht aus; dort, im Leviticus 18. 18, stehet nämlich: „Du sollst auch Deines Weibes Schwester nicht nehmen, neben ihr . . ."; sie beweist zuviel.

„Auch die Debatten über die Bekämpfung der Trunksucht" fuhr mein Führer durch London fort, „sind nicht völlig verständlich, wenn man sich nicht dabei stets erinnert, daß die Auflösung des Parlamentes in nicht ferner Zeit, spätestens am Ende der nächsten Session in Aussicht steht. Da gehen nun Conservative und Liberale schon jetzt mit sich zu Rathe: wie sie sich die günstigste Stellung vor ihren gestrengen Wählern schaffen wollen? Viele Anträge und Debatten über gewisse wichtige und bestrittene Fragen bezwecken schon jetzt nicht sowohl ein sachliches Resultat, als ein Manöver für den Wahlkampf. Man will sich selbst stärken und seine Gegner in Verlegenheit bringen. So auch bei der Trinkfrage, also der Frage nach den geeignetsten Maßregeln, um dem allgemein anerkannten Uebel der übermäßigen Trunksucht, der „Trinkkrankheit" zu steuern. Die Betreibung dieser Maßregeln liegt jetzt wesentlich in den Händen der liberalen Partei, der jetzigen Opposition. Ihre Stellung zu dieser Frage ist eine sehr vortheilhafte, denn im Prinzipe widerspricht eigentlich Niemand; jeder wohldenkende Mann erkennt das Uebel an.

In vielen Wahlbezirken soll sogar eine bedeutende Majorität vorhanden sein, die nur einen solchen Candidaten annehmen wird, der sich für bestimmte „Mäßigkeits-, wenn auch nicht gerade für die strengsten „Enthaltsamkeits“-Maßregeln verpflichtet. Hier also fallen die Forderungen des Gewissens mit dem politischen Vortheile zusammen. Aber ebenso hoch, ja noch weit bedeutender wird in vielen Wahlbezirken der Einfluß der Brauer und Brenner und der Schankwirthe nebst ihren unzähligen Kunden mit Recht geschätzt. Bei diesen fällt natürlich ein Candidat, der für wesentliche Beschränkungen ihres Absatzes oder ihrer Neigungen gestimmt hat, ohne Gnade durch. Im Laufe des letzten Jahres fanden vierundzwanzig Nachwahlen zum Parlamente statt. Bei einundzwanzig Wahlen wurden von dem Candidaten bestimmte Erklärungen über seine Stellung zur Temperenz-Gesetzgebung gefordert und gegeben. Bedenkt man diese fatale Zwangslage, so versteht man erst die seltsame Erscheinung, daß in den letzten Jahren die Redner der Majorität des Unterhauses stets mit dem edlen Zwecke der Anträge der „Trinkkrankheit“ übereinstimmten, aber leider immer just diejenigen Mittel und Wege, welche grade vorgeschlagen wurden aus allerlei praktischen, speciellen, technischen, finanziellen Erwägungen nicht vollständig zu billigen vermochten. — Da glaubt man denn oft, eine Rede über das bekannte Thema zu hören: „Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß“. — Sie sehen, für diese armen Parlamentarier ist die Trinkfrage wirklich eine „Trinkschwierigkeit“. Was soll da ein gewissenhafter Mann und praktischer Charakter, der gern wieder gewählt sein möchte, thun? Zu welchem Heiligen soll er beten? Was soll die Regierungspartei im Ganzen thun? — Es ist daher für mich höchst wahrscheinlich, daß die entscheidende Schlacht über die „Trinkfrage“ erst im nächsten Parlamente geliefert werden wird“. —

„Auch gewonnen für die Temperenzler?“ fragte ich.

„Das scheint mir zweifellos. Die englische Nation ist in ihrem Kerne so kräftig und so gesund in ihren Wurzeln, daß sie ganz aus sich selbst den Heilungsprozeß entwickelt hat. Das Uebel ist freilich ein sehr tief eingewurzeltes; es ist schon viele Generationen alt und ganz unglaublich verbreitet. Man hat berechnet, daß allein durch die Schanklocale in London die Straße von hier nach Oxford, 75 Km., mit einer geschlossenen Häuserreihe besetzt werden könnte. — Und dabei bringt die Getränksteuer dem Staate jährlich etwa 650 Millionen Mark ein! Wie soll sich nun ein gewissenhafter Finanzminister dazu stellen, wie das ersetzen? Was Wunder also, daß die Heilung noch aussteht, trotzdem ihre ersten Symptome schon vor mehr denn dreißig Jahren auftraten“.

„Und wie begann es, bitte?“ fragte ich weiter.

„Der erste Keim war recht unbedeutend. Am nächsten war die Hilfe dort, wo die Noth am größten war, in Irland. Für England bildete sich der Kern der Bewegung in Manchester und jetzt ist diese „Temperenz-Bewegung“ unter der Führung des mächtigen Centralvereins, der „United Kingdom Alliance“, durch die drei vereinigten Königreiche überall hin verbreitet“. —

„Gewiß“, erwiderte ich, „auch im Auslande ist die englische Trinkfrage

keinem Zeitungsleser völlig fremd; hat man aber solche Krankheitsbilder gesehen wie ich heute, dann wird die Frage noch ganz anders gegenständlich. Ich meine, solcher Augenschein muß das Interesse eines Jeden reizen, dieser nationalen Lebensfrage, die auch bei uns in Deutschland noch keineswegs ausreichend beantwortet ist, näher zu treten. Sie, verehrter Landsmann, scheinen mir ziemlich tief eingeweiht zu sein?"

„Mich hat", so schloß mein Wegweiser diese anziehende und belehrende Besprechung, „mich hat zunächst die Art und Weise angezogen, in der hier gegen diesen Feind gerüstet und mobil gemacht wird. Sie ist so völlig abweichend von dem Ausgangspunkte und dem Verlaufe, den solche Bewegungen, wenigstens zu meiner Zeit, in Deutschland zu haben pflegten, ich meine: von Oben her und officiell. Oder ist das jetzt etwa anders geworden?"

„Nun", antwortete ich bescheiden, „wir haben uns doch inzwischen bemüht, selbständig gehen zu lernen. Ohne Irren und Stolpern und ohne unseren großen wegkundigen Führer geht es dabei natürlich auch bei uns nicht vorwärts".

„Zufällig" so fuhr der Landsmann in seiner Schlußrede fort, „kenne ich den Secretär der „United Kingdom Alliance", Mr. Barker. Durch seine Gefälligkeit habe ich mir eine ziemlich vollständige Uebersicht verschafft über die Thätigkeit der Temperenzler: in der Presse, in Vereinen, Gesellschaften, Meetings und im Parlamente. Ich bin dabei einer tief betrübenden Erscheinung, aber auch einer Leistung von seltener Großartigkeit begegnet. —

Indessen jetzt ist es Ein Uhr Nachts und „wir müssen's diesmal wirklich unterbrechen". Ich schicke Ihnen lieber meinen Papiervorrath in Ihr Hotel; vielleicht sehen Sie ihn an einem der nächsten Regentage einmal durch". —

Glücklicherweise trat diese Gelegenheit zu häuslichem Fleiße während meines Aufenthaltes in England nicht mehr ein. Ich nahm daher die Papiere mit in die Heimath und will nun versuchen, hier eine Uebersicht ihres überraschenden, ihres traurigen, aber großartigen Inhaltes zu geben.

I.
Die Krankheit.

Die englische Gesetzgebung über den Verkauf alkoholischer Getränke ist so außergewöhnlich verwickelt, daß selbst die officiellen Actenstücke kaum ausreichen, um dieses Chaos völlig klar zu stellen. Lange Reihen von Gesetzen, beginnend im Jahre 1504, werden aufgezählt die den Verkauf von Wein, Bier und Branntwein zum besten Vortheile des Fiscus und zum geringsten Nachtheile für die Producenten und Consumenten regeln sollen. Diese Vorschriften stimmen in den drei Königreichen keineswegs überein, sie verbieten in Irland oder Schottland, was wiederum in England erlaubt ist. Bedeutende Kenner dieser Gesetze schätzen dieselben auf sechshundert Nummern. Jedenfalls kann man nicht behaupten, die Staats-Heilkünstler seien auf diesem Felde unthätig gewesen.

Fragen wir also nach den Früchten dieser Thätigkeit, betrachten wir den gegenwärtigen Stand der Trinkkrankheit.

Nach dem neuesten Bericht des vom Oberhause für deren Beobachtung eingesetzten Ausschusses, vom März 1879, waren im vereinigten Königreiche concessionirt:

im Jahre 1860: 156,700 Schanklocale
" " 1870: 185,100 "
" " 1876: 216,000 "

In der letzteren Zahl sind 36,000 Licenzen für den Verkauf außer dem Hause einbegriffen.

Großbritannien und Irland hat 33 Millionen Einwohner, es fällt daher auf 150 Einwohner eine Schanklicenz. Diese Concessionen wurden früher ohne jede Zeiteinschränkung ertheilt; eine jede wird zwar alle drei Jahre obrigkeitlich geprüft, falls aber nicht gegen den Wirth bereits drei Verurtheilungen vorliegen, läuft seine Licenz stetig weiter. Seit den letzten Jahren erst werden neue Concessionen fast nur auf Zeit gegeben, meistens auf ein Jahr; dann werden sie zwar geprüft, aber fast stets erneuert. Als wesentlicher Punkt des ganzen Systems ist hervorzuheben, daß die Bedürfnißfrage in großen Städten gar nicht, auf dem Lande im Allgemeinen nur sehr beiläufig erörtert wird. In der neueren Gesetzgebung ist ein gewisses Schwanken und Tasten bei diesem Concessionswesen nicht zu verkennen. Man hat gesetzliche Einschränkungen nach und nach in den verschiedensten Formen angewandt, aber immer zeigte sich wieder, daß man nicht an die Wurzel des Uebels gelangt war, daß man nur hie und da einen Mißbrauch beschnitten hatte, neben dem dann ein anderer, durch irgend eine neu entdeckte Lücke im Gesetz, wieder frei emporschoß.

Die officiellen Listen über die Einnahmen aus den Eingangszöllen und aus der inländischen Getränkesteuer ergeben folgende

Consumtion von Spirituosen:

	1860. Millionen Liter.	1870. Millionen Liter.	1876. Millionen Liter.	1877. Millionen Liter.	1878. Millionen Liter.
Englischer Branntwein.....	96,30	101,70	135,00	134,46	132,08
Fremder Branntwein......	24,75	37,80	51,75	48,37	46,89
Englischer Wein und Cider.	56,25	67,50	78,75	78,75	78,75
Fremder Wein...........	30,50	68,00	83,70	76,50	72,90
Biere..................	3033,90	4255,30	5100,00	4901,85	5027,85
	3241,70	4530,30	5449,20	5239,93	5358,47

Im Jahre 1878 entfiel also auf jeden Kopf der Bevölkerung (33,2 Millionen) ein Consum von 162 Litern.

Die Ausgabe hierfür betrug:

im Jahre 1860:	1684 Mill. Mk.;	Einwohner:	28,7 Mill.;	auf den Kopf:	58 Mk.		
„ „ 1870:	2376 „ „	„	31,2 „	„ „ „	76 „		
„ „ 1876:	2944 „ „	„	32,4 „	„ „ „	92 „		
„ „ 1877:	2840 „ „	„	33,0 „	„ „ „	86 „		
„ „ 1878:	2844 „ „	„	33,2 „	„ „ „	86 „*)		

Der Zuwachs der Bevölkerung betrug von 1860—1878: 17 Procent.

Der Zuwachs der Ausgaben für berauschende Getränke betrug: 60 Procent.

Nun aber weisen die vereinigten Temperenz-Gesellschaften eine Mitgliederzahl von 4,7 Millionen Köpfen auf; es beträgt also die Alkohol trinkende Bevölkerung nur 29 Millionen. Wir wollen mit dieser letzteren Nettozahl der Trinker die vorstehenden procentischen Rechnungen nicht wiederholen; die gefundenen Zahlen sprechen wohl schon ohnehin deutlich genug. Fragen wir aber, was trinken denn die 4,7 Millionen Temperenzler, so giebt die Antwort der

Theeconsum

der von .... 2,5 Pfd. auf den Kopf im Jahre 1860
gestiegen ist auf 4,5 „ „ „ „ „ „ 1878.

Forschen wir nach den Wirkungen des Alkoholconsums, so liefert uns die Criminalstatistik erschreckende Antworten, aus denen ich nur folgende sporadische Notizen hier wiedergeben will:

1. Die Polizei hat aufgegriffen in England und Wales:

im Jahre 1860	etwa	88,000	Trunkfällige
„ „ 1870	„	131,000	„ „
„ „ 1876	„	204,000	„ „

2. In London wurden im Jahre 1875 arretirt:

wegen einfacher Trunkenheit	8525 Männer 7525 Weiber
wegen Vergehens in der Trunkenheit	7963 Männer 6999 Weiber

In Liverpool (520,000 Einwohner) wurden aus denselben Veranlassungen

in den Jahren 1872 und 1873 arretirt	13438 Männer 9141 Weiber.

In Edinburgh (jetzt 200,000 Einwohner) wurden wegen Trunkenheit arretirt:

im Jahre 1871	5400	Personen
„ „ 1877	7733	„

---

*) Damit wir nicht in Versuchung gerathen, das Dankgebet des Pharisäers anzustimmen, bitte ich nachstehende kleine Tabelle über den Bierconsum in der Stadt München zu vergleichen.

	Getrunkenes Bier Liter	Geldaufwand Mk.	Einwohnerzahl	auf den Kopf Liter	auf den Kopf Mk.	Ertrag der Staats- u. Gemeindesteuern Mk.	Steuerlast per Kopf Mk.
1876	95,94 Mill.	24,86 Mill.	198,000	484	125,84	2,5 Mill.	12,5
1877	95,13 „	24,26 „	215,000 (einschließl. neue Vorstadt Sendling.)	441	112,40	— „	--

Hier fand also eine Steigerung statt von 33 Procent, die Bevölkerung war inzwischen gestiegen um 5 Procent.

Im Jahre 1876 wurde in der Stadt Limerick, in Irland, wegen Trunkenheit arretirt: je der zwölfte Einwohner; im Jahre 1877: je der sechzehnte.

3. Seit 1860 bis 1876 sind gestiegen:

die Trunkfälligkeit der Kinder unter 16 Jahren um:	130 Procent.
der Säuferwahnsinn um	67 "
die Verarmung um:	78 "
andere Verbrechen etwa um	40 Procent.*)

4. Binnen 18 Jahren hat sich die Steuerlast des Landes für Gefängnisse und Irrenhäuser verdoppelt.

Und woher erklärt sich diese furchtbare Steigerung der „Trinkkrankheit"? Die Trinkgelegenheiten waren binnen 16 Jahren von 156,700 vermehrt auf 216,200. Im Jahre 1860 existirte erst auf 184 Köpfe, im Jahre 1876 schon auf 134 Köpfe eine Concession; die Orte der Versuchung waren vermehrt um 38 Procent.

Selbstverständlich sind diese einfachen nackten Ziffern das Ergebniß mühevoller Ermittelungen. Ich habe sie größtentheils entnommen aus dem im März 1879 erschienenen Berichte des Ausschusses des Oberhauses. Dieser Bericht enthält 56 Quartseiten Text und 4 Foliobände, mit insgesammt 1680 Seiten Anlagen. Der Ausschuß hat 108 Zeugen und Sachverständige protokollarisch vernommen; es fließt hier also eine fast überreiche Quelle, an der schöpfend man große Enthaltsamkeit üben muß.

Indessen giebt es auch in dieser Frage Statistiker, die anders rechnen und zu dem Resultate kommen möchten: die Thatsache des übermäßigen Genusses von Spirituosen überhaupt zu leugnen. Einer dieser sonderbaren Heiligen schreibt neulich an die Times: „Wenn man die gesammte jährliche Consumtion von Spirituosen unter die erwachsene Bevölkerung vertheilt, so kommt auf den Kopf täglich nicht mehr Alkohol als drei Gläser Sherry (ein starker Import- und noch stärkerer Fabrikationsartikel in England) enthalten, was doch gewiß nur ein mäßiger Genuß sei". Ein Anderer erzählt von der Mäßigkeit, welche er und seine Freunde beim Lunch in ihrem Club entfalten; dann berechnet er die jährliche Ausgabe eines Jeden von ihnen für diese mäßige Consumtion auf etwa 200 Mark und gelangt von da aus zu dem überraschenden Ergebnisse, daß eigentlich etwa erst 7000 Millionen Mark (statt 2844 Millionen) diejenige Summe sei, die

*) Die genaue Uebersicht der Steigerung ist folgende:

	1860	1870	1876
Trunkfälligkeit	88,361	131,370	203,989
Angriffe auf die Polizei . .	86,448	107,127	122,913
Säuferwahnsinn	38,058	54,713	63,793
	212,867	293,210	390,595.

alljährlich vernünftiger und mäßiger Weise in den vereinigten Königreichen vertrunken werden dürfe!

5. Als die United Kingdom Alliance anfing Statistik zu machen, standen deren Ergebnisse häufig im grellsten Widerspruche mit denen der Polizeibehörden. Die Letzteren constatirten damals regelmäßig: Abnahme der Krankheit. Die United Kingdom Alliance organisirte daher eine besondere Ueberwachung der Trinker und der Trunkfälligkeit, zunächst in Birmingham. Diese Controle gab folgende seltsame Resultate. Die Gesellschaft ließ 35 Trinklocale in verschiedenen Stadttheilen durch intelligente und zuverlässige Männer an einem Sonnabend überwachen. Es traten an diesem Tage aus diesen Trinkstellen:

	9159	Männer	und	5006	Frauen
davon waren	662	„	„	176	„

also zusammen 838 Personen zweifellos schwer betrunken. An diesem nämlichen Tage arretirten die Beamten der regelmäßigen Polizei in ganz Birmingham (360,000 Einwohner) 29 Betrunkene.

In diesem Falle darf indessen nicht übersehen werden, daß nicht nur von den Besuchern im Allgemeinen, sondern auch von den 838 Schwertrunkenen viele die Trinklocale mehrere Male verließen, indem sie sich inzwischen umhertrieben und ab und zu liefen.

Eine zweite interessante Probe wurde, ebenfalls in Birmingham, mit 51 Schanklokalen angestellt, auch an einem Sonnabend, während dreier Abendstunden. Man zählte aus diesen Localen heraus 15,096 Personen, darunter 1436 Schwertrunkene. An demselben Sonnabend arretirte die Polizei wegen Trunkenheit **ein** Individuum.

Ferner haben dieselben Auszähler festgestellt, daß das Verhältniß der Frequenz in den Schänken vom Sonnabend bis Montag stehet wie 2:1 und vom Montag zum Dinstag wieder wie 2:1.

In Salford, einer Vorstadt von Manchester mit 122,000 Einwohnern, wurden arretirt:

am Sonntag,	von 8—12 Uhr Abends:	128	Trunkene
am Montag,	während des ganzen Tages	207	„
„ Dinstag,	„ „ „ „	140	„
„ Mittwoch,	„ „ „ „	87	„
„ Donnerstag,	„ „ „ „	87	„
„ Freitag	„ „ „ „	125	„
„ Sonnabend,	„ „ „ „	562	„

Also am Abend des Sonnabends, des Lohntages, zeigt die Trinkkrankheit den Höhepunkt ihres Paroxismus.

6. Sehr merkwürdige Ergebnisse liefert die nachstehende tabellarische Zusammenstellung, welche die gleichzeitige aufsteigende Bewegung veranschaulicht:

	a. der Ausgaben für berauschende Getränke	b. der bestraften Verbrecher	c. der Armensteuer und Polizeikosten	d. der von der Polizei aufgegriffenen Trunkenbolde.
1869...	2256 Mill. Mk.	373,000	260 Mill. Mk.	122,310.
1870...	2376 " "	390,000	268 " "	131,800.
1871...	2378 " "	408,000	276 " "	142,300.
1872...	2632 " "	424,000	284 " "	151,000.
1873...	2800 " "	457,000	284 " "	183,000.
1874...	2826 " "	487,000	294 " "	186,000.
1875...	2856 " "	512,000	290 " "	204,000.

7. Mit diesen und ähnlichen statistischen Ermittelungen sind nun allerlei Betrachtungen angestellt, um den riesenhaften und auf die Länge tödtlichen Blutverlust am Nationalvermögen grell vor die Augen zu führen, den die Trinkkrankheit unfehlbar in ihrem Gefolge haben müsse.

Zum Beispiel:

a) der Werth des gesammten englischen Exportes während der vier Jahre 1875—78 beträgt . . . . 16,200 Mill. Mk.
die Ausgabe für alkoholische Getränke in den sieben Jahren von 1872—78 beträgt . . . . 19,740 " "
mithin letztere mehr: . . . . 3,540 " "

b) Der gesammte materielle, directe und indirecte (sehr umständlich berechnete) Verlust der Nation durch die Consumtion der berauschenden Getränke ist veranschlagt für die Jahre von 1872—1878 auf: . . . . 36,000 Mill. Mk.

„Hierfür“ heißt es weiter in dem Centralorgane der United Kingdom Alliance, der „Alliance News“ „hierfür hätten wir Folgendes leisten können: wir hätten unserer Nationalschuld (Capital: 15,500 Millionen Mark) bezahlen können, dazu hätten wir sämmtliche vorhandene Eisenbahnen für den Staat ankaufen und das vorhandene Eisenbahnnetz beinahe verdoppeln können! Was haben wir statt Alles dessen für unsere 36,000 Millionen Mark gewonnen?

Mehr Verbrecher, Arme und Irrsinnige, das bedeutet: mehr Polizei, Gefängnisse, Arbeitshäuser und Krankenhäuser. Ferner eine durchschnittliche Verkürzung der Lebensdauer, welche eine Autorität, der sehr angesehene Arzt Dr. William Richardson, im Jahre 1875 vor einem wissenschaftlichen Congresse zu Brighton auf ein Drittel geschätzt hat“.

„In jetziger Zeit“ so schließt eine Zuschrift von Mr. William Hoyle, einem der unermüdlichsten Führer der United Kingdom Alliance, an die Times, „forschen unsere Kaufleute und Fabrikanten ängstlich nach neuen Absatzgebieten in allen Welttheilen. Würden wir nicht gut thun, unsere Aufmerksamkeit ernstlicher unserem einheimischen Markte zuzuwenden? Denn da wir durch unser Trinklaster direct und indirect eine größere Summe verschwenden als den Betrag unseres ganzen Exportes, so hätten wir ja ein bereites und sicheres Mittel gegen die Geschäftsstockungen in unserer eigenen Hand, wenn wir jene

Summe dem Alkoholgeschäfte entziehen, wenn wir namentlich die so außerordentlich gestiegenen Arbeitslöhne vernünftig verwenden, indem wir sie für Kleider, Schuhe und Hausrath ausgeben".

„Und" so heißt es weiter, „wenn wir auch im Jahre 1878 4 Millionen Liter fremde Weine und ebensoviel Branntwein (S. 413) weniger getrunken haben als 1877, so beweist das durchaus keine Besserung der Krankheit, es beweist nur die Verminderung des Einkommens in den mittleren Klassen durch unsere jetzige traurige Geschäftslage. Denn wir haben zwar im Jahre 1878: 8 Millionen Liter Wein und Branntwein weniger, dafür aber 126 Millionen Liter Bier mehr getrunken.

II.
Die ersten Heilungsversuche.

Es ist wohl selbstverständlich, daß dieses Elend, diese „Nationalkrankheit" schon seit längerer Zeit die Besorgniß und das Mitleiden aller christlichen, philanthropischen und patriotischen Beobachter wach rief, so daß nach und nach alle guten Bürger, alle rechtlich und sittlich denkenden Menschen, vom Seelsorger bis zum Statistiker, begannen sich irgendwie mit der Trinkfrage zu beschäftigen.

Am frühesten und tödtlichsten wüthete die Krankheit unter der verarmten Bevölkerung Irlands, und hier wurde auch, schon vor mehr als vierzig Jahren, der erste bedeutende Versuch gemacht, sie zu bekämpfen. Als ein besonders greifbares unter den Symptomen der damaligen Zustände will ich herorheben, daß schon im Jahre 1833 in Irland für den dort nationalen Whiskey (Haferbranntwein) mehr als 140 Millionen Mark jährlich ausgegeben wurden, doppelt soviel als die gesammte damalige Armensteuer in dem vereinigten Königreiche betrug. Damals nahm die „Gesellschaft der Freunde" (die Quäker) in Cork die Sache in die Hand und gründete den ersten Enthaltsamkeitsverein. Unter ihren verschiedenen Agitationsmitteln erscheint mir folgendes als besonders originell. Bei Gelegenheit eines großen öffentlichen Festes stellten sie eine Menge riesiger Plakate aus, die überall sichtbar waren, nachstehenden Inhalts:

Billiger Whiskey.

Tod & Comp.

empfiehlt sich zur Ausbildung von Trunkenbolden, Bettlern und Vagabonden auf raschestem und billigstem Wege.

Niemand verkauft stärkeres Gift, bricht besser Herzen und macht Familien elender als

Tod & Comp.

Jedoch hätten die eifrigen, menschenfreundlichen Bestrebungen der Quäker bei der großen Menge wohl keinen Eingang gefunden, denn sie belehrten im Grunde die Blinden über die Farben, ohne die Mitwirkung eines katholischen Geistlichen, des Vater Mathew. Dieser berief eine Versammlung, predigte

dem Volke und wußte seine katholischen Zuhörer durch Anwendung der ihnen verständlichen religiösen Formen und Ceremonien zu fesseln und zu gewinnen. Er nahm die zur Enthaltsamkeit vom Whiskey Bekehrten durch ein feierliches Gelübde in seinen Bund auf, dann segnete er sie. Anfangs kamen auch zu ihm nur Wenige. Indessen das Beispiel wirkte anziehend auf die große zum Glauben geneigte Menge, und der Anschein des Geheimnißvollen und des Wunderkräftigen fesselte. Die Wunder bestanden einfach darin, daß einige notorisch durch den Trunk herabgekommene Arbeiter durch die Nüchternheit wieder zu gesunden, kräftigen, arbeitsamen Menschen wurden. Die große Menge jedoch glaubte an die zauberhafte Wirkung des Segens. Aus allen Kräften suchte Vater Mathew diese Auffassung zu bekämpfen. Vergebens: der katholische Priester hatte, diesesmal für den edelsten Zweck, die Phantasie der abergläubischen Masse gereizt: das Wunder war die nothwendige Folge.

Die frohe Botschaft verbreitete sich rasch; von nah und fern strömten alle Kranken und Elenden herbei, um durch Vater Mathews wunderthätigen Segen geheilt zu werden, und Alle legten das Gelübde ab.

Bald erschien der Vater in Limerick, von dort zog er weiter umher, und so ergriff die Bewegung, wie ein Lauffeuer, nach und nach ganz Irland. Im Jahre 1840 hatte Vater Mathews Verein schon 500,000 Mitglieder und in Limerick mußten 80 Whiskeyschänken schließen. Im Jahre 1845 war die Mitgliederzahl auf 800,000 gestiegen und die Gefängnisse leerten sich stetig. Jetzt ist die ganze Insel mit einem dichten Netze von Enthaltsamkeits-Vereinen überzogen, welche unter der gewandten Leitung der katholischen Geistlichkeit mit großem Erfolge arbeiten und bereits wichtige heilsame Reformen in der Gesetzgebung für Irland durch das Parlament gebracht haben.

Von dort aus pflanzte sich die Bewegung nach England fort. Es bildeten sich eine große Menge von Vereinen mit verschieden abgestufter Strenge der Anforderungen. Da dieselben aber vereinzelt und nur örtlich arbeiteten, so war ihre Wirkung nach Außen sehr gering; zu einem Drucke auf die Regierung und Gesetzgebung erwiesen sie sich völlig unvermögend. Das große Publikum betrachtete ihre Thätigkeit mit platonischem Wohlwollen als seltsame aber unschädliche menschenfreundliche Bestrebungen, etwa wie der Vegetarianismus und das Naturheilverfahren. Der etwas sectenhafte Anstrich ihres Gebarens stieß, nach rechts und links, eher ab als daß er anzog.

Man erkannte diese Mängel und schritt zur Abhilfe. Im Jahre 1853 wurde in Manchester die große Central-Mäßigkeits-Gesellschaft gestiftet, deren vollständiger Titel ihren Zweck folgendermaßen ausdrückt:

United Kingdom Alliance

for the total and immediate suppression of the traffic in intoxicating liquors and beverayes; — also: die gänzliche und sofortige Unterdrückung des Handels mit berauschenden Getränken.

Diese Centralstelle faßte nun sämmtliche kleine Vereine zusammen. Sie fußt vor Allem auf dem Grundsatze, daß in ihr von jeder religiösen oder

politischen Parteistellung völlig abgesehen wird. Zu ihren thätigsten Mitgliedern gehören der Cardinal Manning und der berühmte Convertit Dr. Newman, neben vielen hohen und niederen Geistlichen der Staatskirche, neben Wesleyanern, Quäkern und Laien aus allen politischen Lagern.

Die United Kingdom Alliance verwandelte also die bis dahin religiös-sittliche Bestrebung in eine politisch-nationale. Indem sie alle die zerstreuten kleinen Vereine unter sich zusammenfaßte, hob sie jeden einzelnen im Ansehen und führte ihm Mitglieder zu, welche bis dahin gleichgiltig vorübergegangen waren. Neue Gesellschaften der verschiedensten Ordnungen bildeten sich und jetzt überdeckt ein riesiges Netz das vereinigte Königreich und die Colonien unter den mannigfachsten Formen und Namen: National Temperance League; Good Templars (mit freimaurerischer Organisation); Band of hope Unions (Hoffnungsvereine); Ragged Schools (Armenschulen); der Orden der Rechabiten; die Sons of Temperance und viele andere. Der Temperance Guide, ein Jahreskalender für 1879, zählt die Hauptgesellschaften vollständig auf; ihre Namen füllen 2—3 enggedruckte Seiten.

Es giebt keine Religionsgesellschaft und wenige Kirchspiele, die nicht ihre Hoffnungsvereine für Kinder, Enthaltsamkeitsvereine für die Jugend und für Erwachsene, Meetings für Jedermann und besondere Vereine für Frauen hätten. Alle diese Verbindungen stehen unter der Fahne völliger, confessionsloser Neutralität. Daneben hat die Staatskirche, unter der Führung ihrer hohen Würdenträger, einen außerordentlichen Eifer für das Werk der Rettung entwickelt, so daß sogar die Königin die „Church of England Temperance Society" der Ehre würdigte, selbst das Protectorat und die „Patronage" dieser Gesellschaft anzunehmen.

So arbeitet seit fünfundzwanzig Jahren die United Kingdom Alliance als bewegender Mittelpunkt einer gewaltigen, das Königreich überfluthenden, immer höher schwellenden Bewegung.

Mit welchen Mitteln?

Während der ersten vier Jahre ihres Bestehens beschränkte sich die United Kingdom Alliance darauf, die öffentliche Meinung durch Meetings, Zeitschriften und Tractate zu bearbeiten. Zunächst mußte die Einsicht und Theilnahme der herrschenden Klassen aufgeklärt und erregt werden, das arbeitende Volk mußte belehrt und zum Bewußtsein seiner Krankheit erweckt werden. Ferner genügte es nicht, gewisse einfache, mehr oder minder bekannte, sittliche sanitätische und ökonomische Wahrheiten vor einem Kreise geneigter Leser oder Zuhörer wiederholt auszusprechen. Damit allein bewirkt man keine sociale Reformen. Diese Wahrheiten müssen den Massen beigebracht, imprägnirt, von ihnen aufgesogen werden. Sie müssen landläufige, triviale Gemeinplätze werden. Ein Jeder mußte den Schaden erkennen und außerdem noch die Vortheile, welche die Erreichung des Zweckes der United Kingdom Alliance, „das Verbot des Handels mit berauschenden Getränken", mit sich führen würde.

Diese Propaganda wird nun durch die United Kingdom Alliance und durch alle kleineren Gesellschaften betrieben. Zunächst und hauptsächlich vermittelst der Presse. Jetzt erscheinen für diesen Zweck mehr als sechzig periodische Blätter, davon zwanzig in London. Das Centralorgan der United Kingdom Alliance ist die „Alliance News". Die „guten Templer" geben sieben solcher Zeitschriften heraus, verschieden in Form, Preis und Adresse. Auch eine ärztliche Zeitschrift erscheint: „The Medical Temperance Journal". Daneben werden Broschüren und kleine Flugblätter mit stets variirtem Inhalt in ungezählten Massen vertheilt. Der erste Preis-Essay über „Verbot des Handels mit Spirituosen", welcher schon 1857 erschien, wurde damals in 47,000 Exemplaren abgesetzt. Er enthält 320 enggedruckte Seiten. Leider erlaubt es der Raum nicht, auf seinen reichen und mannigfachen Inhalt hier einzugehen.

In dieser Presse werden die Hebel von allen Seiten angesetzt: Geschichte, Polemik, Romane, Lieder, Statistik über Gesundheitsfragen, über Verbrechen und Unglücksfälle, sowie über die Verschlimmerung der gedrückten Lage der Fabrikation und des Exportes — und Alles mit Beziehung auf die Trunksucht. Die Lieder sind in Musik gesetzt und werden von der Jugend der Hoffnungsvereine gesungen. Man hat sogar besondere Sammlungen von Hymnen für die großen Mäßigkeitsfeste herausgegeben. In dem oben schon erwähnten Temperenz-Kalender nimmt das Verzeichniß der Druckschriften siebzehn enggedruckte Seiten ein. Ferner arbeitet die United Kingdom Alliance durch Vorlesungen, Versammlungen und Abendunterhaltungen. Sie bezahlt fünfzig reisende Vorleser und hielt im Jahre 1878: 925 Meetings. Die United Kingdom Alliance erscheint auf jeder ärztlichen und naturwissenschaftlichen Versammlung und betont dort ihre Seite der behandelten Fragen.

Die United Kingdom Alliance und ihre Waffenbrüder sind sich jedoch sehr wohl bewußt, daß es nicht möglich ist, den arbeitenden Klassen einfach das Schanklokal, ihre einzige Stätte der Unterhaltung und Geselligkeit, zu schließen, daß man vielmehr Anderes, Besseres an deren Stelle setzen müsse. Sie gingen also gleichzeitig an's Schaffen. Hiervon einige wenige Beispiele. Man gründete in Dublin den großen „Dublin Coffee Palace" mit einem Lesezimmer und Arbeiterclub. Der jährliche Umsatz dieses Institutes beträgt schon jetzt 80,000 Mark. In derselben Straße entstand St. Andrews Temperance-Hall, wo man an jedem Abende in den Lese- und Clubzimmern Hunderte junger Leute aus dem Arbeiterstande finden kann, die sich mit Lesen, Billard und anderen Spielen unterhalten. Und dieser Institute sind in Dublin noch mehrere.

Ganz kürzlich wurde im Osten von London ein gleicher Arbeiterclub mit 130 Mitgliedern eröffnet, auf dessen Ausstattung 24,000 Mark verwendet waren. Er nimmt Beiträge von seinen Mitgliedern und soll nach der Absicht seiner Gründer, hauptsächlich des Herzogs von Bedford und des örtlichen Pfarrgeistlichen, finanziell auf eigenen Füßen stehen. Alle berauschenden Getränke sind dort ausgeschlossen.

Ein Geistlicher schreibt über diese Bestrebungen an die Times: „Ich lebte etwa sieben Jahre lang in dem Theile von London, wo die Schänken am dichtesten gesäet sind; ich habe also die nächtlichen Schauer und Schrecken der Trunksucht kennen gelernt. Dennoch möchte ich nicht sagen, daß wir zu viele Trinklocale haben. Die armen Leute müssen doch irgendwo hingehen können, sie müssen ein Obdach, eine Unterhaltung finden, eine Abwechselung von ihrer elenden zweiräumigen Familienwohnung. Daher sind in größeren Städten Schanklokale ein Bedürfniß. Sir Wilfrid Lawson und Diejenigen, die wie er denken, sollten daher ihre Kraft auf die Einrichtung derartiger Häuser verwenden, Ich, damals Hilfsgeistlicher in London, habe zwei solche eingerichtet; nach dem Zeugnisse der benachbarten Schankwirthe, wie nach dem jenigen der Frauen unserer Besucher, waren unsere Institute das mächtigste Mittel gegen die Trunkenheit. Von unserem kleinen Hause aus sahen wir fünf Bar-rooms. Drei davon waren nach einem Jahr geschlossen; der Wirth des vierten wünschte mir öffentlich: „daß doch irgend Jemand mich zu Boden schlagen möge"; der fünfte Wirth machte uns Concurrenz: er schaffte Stühle, Tische, Zeitungen und Ventilation an, Dinge, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie am Trinken hinderlich sind. Wir erlaubten Bier, Karten, Domino, Thee und Kaffee — keinen Branntwein. Nach sechs Monaten hatten wir hundert regelmäßige Mitglieder, Ruhe und Ordnung herrschte, höchstens ein oder zwei Mal im Jahre eine richtige Rauferei; in den anderen Localen aber eine solche beinahe an jedem Abende".

In London hat sich jetzt eine besondere „Kaffeehaus-Gesellschaft" gebildet, die bereits fünfzehn Anstalten gegründet hat. Sie verbannt alle berauschenden Getränke und giebt für 48 Pfennige eine reichliche Portion Beef, Brod, Butter und Kaffee. Auch kann ein Jeder seine Mahlzeit mitbringen und unentgeltlich dort verzehren. Eines dieser Kaffeehäuser enthält einen Billardraum und einen Concertsaal. Die Gesellschaft vertheilte bisher vier Procent Dividende, sie ist also keine wohlthätige Anstalt, die von Unterstützungen lebt.*)

In Liverpool hat die „Gesellschaft für Wirthshäuser für den englischen Arbeiter" seit 1875: 31 solche Häuser eröffnet. Ihr Capital von 400,000 Mark hat drei Jahre hintereinander 10 Procent getragen. Im Jahre 1878 mußte es verdoppelt werden.

Bei den großen Eisenbahngesellschaften hat die United Kindom Alliance mit Erfolg darauf gedrungen, daß man dort Rücksicht auf die wachsende Zahl der enthaltsamen Reisenden nehmen und Kaffee und Thee besser und billiger liefere, als bisher.

---

*) Ganz kürzlich ist eine Nachahmung dieser Häuser in Berlin eröffnet, in der Chausseestraße, als Kaffee-, Thee- und Speisehaus. Wünschen wir ihr das beste Gedeihen, indessen aller Anfang ist schwer! Die Geschichte der United Kingdom Alliance ist ein großes Beispiel für die Regel: man muß das Warten gelernt haben.

Endlich hat die United Kingdom Alliance sich auch auf das Wasser, an Bord von J. M. Kriegsschiffen gewagt. Sonderbarer — oder vielleicht: sehr zweckmäßiger — Weise ist der Missionär hier eine Dame, Miß Weston. Aus ihrem Berichte entnehme ich Folgendes: Die „National Temperance League“ für welche sie arbeitet, hat bereits Zweigvereine gestiftet auf 202 Schiffen, von den 230 welche in Dienst stehen. Vier Admirale und vier Commandeure befleißigen sich völliger Enthaltsamkeit. Den Mitgliedern der Zweigvereine auf den Schiffen wird die Durchführung ihres Gelübdes durch verschiedene dienstliche Einrichtungen recht schwer gemacht. Diese Mannschaften nehmen ihren Grogg zwar, aber sie verkaufen ihn, da die Regierung ihnen für nicht genommenen Grogg keinerlei Entschädigung giebt. Auf mehreren Schiffen ist allerdings der Bierschank bereits durch einen Kaffeeschank ersetzt. Der Präsident der Gesellschaft, ein Admiral, der bereits seit 20 Jahren ein sogenannter Teetotaller ist, legte zum Schlusse den Offizieren dringend an's Herz, ihren Mannschaften ein gutes Beispiel zu geben, indem sie sich an ihren Tischen des Weines enthielten.

Die Kanzel ist selbstverständlich nicht stumm, sie liefert häufige und energische Strafpredigten gegen die „Nationalsünde“; die Wahlredner, die fliegenden Buchhändler auf den Bahnhöfen, die Temperenz-Hotels, in denen keine berauschende Getränke geliefert werden: alle diese Thätigkeiten und Einrichtungen sind Missionare der riesenhaften Propaganda, welche von der United Kingdom Alliance ausgeht.

Man trifft bereits viele sogenannte Teetotallers in den höheren Klassen der Gesellschaft. Im Unterhause sollen jetzt etwa zwanzig sitzen. Ihren Gästen geben sie Wein, trinken ihn aber niemals selbst; im strengeren Schottland bekommt der Gast nur Kaffee und Thee.

Es giebt selbstverständlich gerade in England auch viele Männer und Frauen, die ganz persönlich und im Stillen diese innere Mission als erwählten Beruf ausüben.

In diesem geschäftigen, drängenden, eifervollen Treiben steckt ohne Zweifel auch ein Theil Uebertreibung, Eitelkeit, Heuchelei, auch wohl Eigennutz. Aber diese Motive hängen sich an jede religiöse, politische, humanitäre Tagesbewegung, ohne daß dadurch deren Berechtigung an sich in Frage gestellt wird. Zuweilen erfahren die Straßenapostel und Wanderprediger auch wohl Unerwartetes. So erzählt ein strenger Teetotaller und hervorragender Arbeiter auf diesem Felde folgende Ueberraschung: Er geht im Batterseaparke spazieren (dem Parke der armen Leute, welchen ich in „Nord und Süd“, Märzheft 1879, geschildert habe). Ein Arbeiter begegnet ihm und grüßt; unser Herr glaubt einen seiner Anhänger vor sich zu sehen.

„Mein Freund, kennt Ihr mich?“

„Ja, Herr“.

„Irländer?“

„Ja“.

„Nun, Ihr habt doch auch Euer „pledge?“ (Eigentlich Gelübde, dann auch Mitgliedskarte des Enthaltsamkeitsvereins).

„Nein, Herr“.

„Warum nicht, mein Freund?“

„Mein Geistlicher meinte nicht, daß es nöthig wäre“.

„Nun, nicht gerade nöthig, aber doch recht gut. Ich habe auch meine Karte“.

„Sie? — Ja, wenn Sie es nöthig hatten!“ — —

Wir sehen also, wie die United Kingdom Alliance nichts Erdenkliches versäumte, um eine Strömung hervorzurufen, durch welche sie die öffentliche Meinung Englands unwiderstehlich mit sich fortreißen kann. Und alle diese Anstrengungen streben in ihrem letzten Ausgange nur auf den einzigen Zweck hin: Aenderung der Gesetzgebung; also Gewinnung der Majorität im Unterhause. Denn in England bleibt man stets der — bei uns leider zu Zeiten vergessenen — Wahrheit eingedenk, daß die Nation nicht sowohl aus den gezählten 33 Millionen Menschen der Bevölkerung besteht, als vielmehr — und ganz vorzugsweise — aus denjenigen Klassen und Individuen, die sich der Aufgaben der Nation bewußt sind, die an der Erfüllung dieser Aufgaben arbeiten und dadurch als bedeutungsvolle Ziffern vor die Millionen Nullen treten und ihnen erst einen wirklichen geistigen Inhalt geben.

Es ist wohl kaum möglich, die gesammten Geldmittel, welche für diese Zwecke jährlich verwandt werden, auf eine bestimmte Summe zu berechnen; in meinen Quellen finde ich darüber keine erschöpfenden Zusammenstellungen. Die unzähligen kleinen Gesellschaften arbeiten unabhängig. Die directen Einnahmen der United Kingdom Alliance betragen jährlich etwa 400,000 Mk.: Das Centralorgan „The Alliance News“ und die Preßerzeugnisse stehen in Einnahme und Ausgabe mit etwa 100,000 Mark. Die Hunderte verschiedener kleiner Flugblätter kosten 12,000 Mark. Die Reisenden, Meetings und Agenturen beanspruchen 200,000 Mark.

Natürlich sind auch die Gegner mobil geworden. Sie haben sich ebenfalls zu einer streitenden Gesellschaft organisirt, der „Licensed Victuallers' National Defence League“; auch sie geben eine Wochenschrift heraus, den „Wächter“. Sie besolden Agenten und einen großen defensiven Apparat. Ihre Mittel sind selbstverständlich sehr bedeutend und fließen reichlich, da es sich für sie um ihre Existenz, um die wichtigste aller Fragen: die Magenfrage, handelt.

Jedoch giebt es auch auf dieser Seite unparteiische und uninteressirte Leute. Kürzlich wurde in der Sitzung des Magistrates zu Preston beantragt, daß es dem dortigen Hoffnungsvereine erlaubt werden möge, im städtischen Werkhause Vorträge über Enthaltsamkeit zu halten. Einer der Herren bemerkte: „der Herr College Ashcroft (ein Schankwirth und während seines ganzen Lebens in diesem Geschäfte) werde dem Antrage wohl nicht günstig gestimmt sein“.

„Günstiger als Sie", erwiderte der würdige Magistratsrath, „ich bin freilich Schankwirth, aber selbst streng enthaltsam (a total abstainer) und in meinem Hause sind wir unserer Neun, die nie ein berauschendes Getränk gekostet haben".

Ein College: „Aber, weshalb verkaufen Sie es denn?"

Mr. Ashcroft: „Das ist mein Geschäft".

III.

Thätigkeit und Erfolge der United Kingdom Alliance im Parlamente.

Vier Jahre lang hatte die United Kingdom Alliance die öffentliche Meinung mit allen Mitteln bearbeitet und dadurch den Boden für die Saat vorbereitet, deren Frucht sie im Parlamente ernten wollte. Im Jahre 1857 hielt man endlich die Zeit gekommen, der bisherigen allgemeinen Propaganda eine bestimmte Form und Richtung zu geben. Es geschah dieses in Gestalt eines Gesetzentwurfes, welcher jetzt jedem Engländer unter dem Namen: „Sir Wilfrid Lawson's Permissive bill" geläufig ist. Noch weitere sieben Jahre hindurch wurde dieser Entwurf auf die uns bekannte Weise verbreitet, erörtert, verarbeitet, „trivial gemacht". Dann erst hielt man die öffentliche Meinung für hinreichend gekräftigt, um die neue Idee vor das Parlament bringen zu dürfen. Sir Wilfrid Lawson, liberaler Abgeordneter für Carlisle, unterzog sich diesem schwierigen Geschäfte, welches er bis auf den heutigen Tag mit niemals rastendem Eifer forttreibt. Er besitzt, wie kürzlich die bedeutendste Zeitschrift des feindlichen Lagers „The Licensed Victuallers' Guardian" mit anerkennendem Bedauern ausführte, eine Reihe sehr glücklicher Eigenschaften für diese Agitatorenrolle: angesehen, unabhängig, ein vornehmer Mann, ein schlagfertiger Redner, voll frischen Humors, nicht ohne einen trocknen Sarkasmus und, wie der Verlauf seiner Thätigkeit während der letzten fünfzehn Jahre beweist, ein Parteimann von unverwüstlicher, kaltblütiger, englischer Zähigkeit.

Es ist sehr merkwürdig und für uns Deutsche sehr lehrreich, an dem Lebenslaufe dieser „Permissive Bill" zu sehen, wie die Engländer es anfassen, um politische oder sociale Reformen durchzusetzen, die, seit Anfang her und noch jetzt, von den mächtigsten Factoren des Staatslebens mit offenem oder geheimem Widerwillen betrachtet und bekämpft werden.

Man will also gelangen: zur allgemeinen Unterdrückung des Handels mit berauschenden Getränken. Ein hierauf direct zielender Antrag würde ohne allen Zweifel allgemein abgelehnt worden sein. Man verlangte daher die Erlaubniß für jeden einzelnen städtischen oder ländlichen Gemeindebezirk, diesen Verkauf bei sich zu untersagen; daher der Name „Permissive Bill" (erlaubendes Gesetz) oder „local option prohibitive bill" (ein absichtlich allgemein gehaltener Ausdruck, etwa: ein, nach Gutbefinden der localen Organe — insbesondere: der Steuerzahler — verbietendes Gesetz). Der Eingang des Entwurfes lautet:

„In Erwägung, daß der Verkauf berauschender Getränke eine fruchtbare Quelle der Unsittlichkeit, Verarmung, der Krankheiten, des Wahnsinns, des frühen Todes ist;

in Erwägung, daß die gewohnheitsmäßigen Trinker nicht nur selbst in's Elend versinken, sondern daß auch die Personen und das Vermögen der Unterthanen Ihrer Majestät durch die Erhöhung der Zölle und Steuern zu leiden haben;

in Erwägung, daß es demnach gerecht und billig ist, den Steuerzahlern der Städte, Flecken und Kirchspiele die Gewalt zu verleihen, den Verkauf der gedachten Flüssigkeiten zu verbieten".

Es wird dann gesetzlich bestimmt, daß eine gewisse Anzahl von Steuerzahlern bei der Behörde den Antrag auf Abstimmung über die Einführung der Permissive Bill stellen kann; stimmfähig hierbei sind alle Diejenigen, welche Armensteuer bezahlen; für die Einführung der Bill ist eine Majorität von zwei Dritteln erforderlich; wird der Antrag abgelehnt, so darf er erst nach einem Jahre erneuert werden; nach drei Jahren kann eine neue Abstimmung beantragt und alsdann die Permissive Bill mit derselben Mehrheit von zwei Dritteln wieder abgeschafft werden.

Es ist wohl zweifellos ein sehr gesunder Gedanke, daß, nach den Trunkenbolden selbst, am meisten die Steuerzahler leiden, welche die Armen, die Gefängnisse, die Waisenhäuser, Irrenhäuser und die Polizei unterhalten müssen. Die Tabelle auf S. 417 ist wesentlich aus diesem Gesichtspunkte aufgestellt. Ferner liegt in der Permissive Bill der weitere gesunde Gedanke, daß die angestrebte Reform nur schrittweise, nach und nach, durchgeführt werden soll, je nachdem die Majorität der Interessenten Ort und Zeit für gegeben erachtet. Diese Majorität wird voraussichtlich nicht sofort, sie wird nicht überall hervortreten. So können der Finanzminister, wegen der jährlichen Einnahme von 650 Millionen Mark und die im Getränkehandel umlaufenden Privatcapitalien, 1878: 2840 Millionen Mark, sich vorbereiten und einrichten. Denn der praktische Politiker darf doch nie vergessen, daß hier für die Regierung und noch mehr für die große Armee der „Publicans" eine ernste materielle Interessenfrage vorliegt. Hier kämpft das stärkste aller menschlichen Motive, der Trieb der Selbsterhaltung, wenn auch nicht pro aris, so doch pro focis. — Daher wagte es denn bisher noch keine jeweilige Majorität des Unterhauses, gegenüber dieser mächtigen Wählermasse, ein für deren Geschäft, Capital und Genuß, ernstlich gefährliches Gesetz anzunehmen. Denn jene Majorität wäre bei den nächsten Wahlen zweifellos zerschmolzen. Die letzte Wahlcampagne hat das hinreichend klar gelegt und der Marquis von Hartington, der Führer der liberalen Opposition im Unterhause, wies noch jüngst in der Debatte darauf hin: wie wegen einer Bill von 1872, welche verschiedene gröbste Excesse des Spirituosengeschäftes beschnitt — die Liberalen bei den letzten Wahlen (1874, wo sie geschlagen wurden) der rücksichtslosesten Feindschaft aller Schänkwirthe ausgesetzt gewesen seien.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Permissive Bill, trotzdem sie seit 15 Jahren ein stehender Artikel auf der Tagesordnung fast jeder Session war, sich noch immer im Zustande des Werdens befindet. Im Gegentheil! Ihre Fortschritte sind fast überraschend und beweisen, wie unwiderstehlich auf die Länge die Macht der kämpfenden Wahrheit ist.

Im Jahre 1864 wurde die Permissive Bill von ihrem getreuen und standhaften Adoptivvater Sir Wilfrid Lawson zuerst im Unterhause eingebracht; sie erhielt für die zweite Lesung: 40 Stimmen.

Von da an erschien sie in jeder Sitzung wieder. Im Jahre 1869, unter dem Ministerium Gladstone, erhielt sie 94 gegen 200 Stimmen, im Jahre 1870: 115 gegen 140 Stimmen. Also eine sehr bedeutende Entwickelung. In den Jahren 1871—1873 machte die Bill im Parlamente selbst keine erheblichen Fortschritte; die Petitionen jedoch, welche dort überreicht wurden, beweisen die zunehmende Gunst der öffentlichen Meinung. Im Jahre 1864 zählten diese Petitionen 482,000 Unterschriften, im Jahre 1872 4,000,000 Unterschriften, die sich auf 6500 Eingaben vertheilten; unter diesen waren 1853 Stück von Corporationen, Gesellschaften und öffentlichen Instituten ausgegangen.

Im Jahre 1874 trat das liberale Ministerium nach den Wahlen ab. Das jetzige Parlament war unter dem Einflusse einer so mächtigen Bewegung gerade in Beziehung auf unseren Gegenstand, die Trinkgesetzgebung, gewählt, daß bereits Uebelwollende sich erlaubten, ihm den Spottnamen „Publican Parliament" (Parlament der Schänkwirthe) anzuhängen.

Trotzdem hat die Permissive Bill auch seitdem in der öffentlichen Meinung große Fortschritte gemacht. Im Jahre 1875 wuchsen die günstigen Stimmen so sehr, daß der große feinfühlige Barometer des jeweiligen Standes der öffentlichen Meinung, die Times, einen Alarmruf erhob. Sie machte den Getränkehändlern bemerklich, daß in dieser Frage das Parlament nicht die öffentliche Meinung des Landes repräsentire. Wollte man ein Plebiscit über die Bill veranstalten, so würden ihre Gegner nur noch wie drei zu fünf stehen.

Im Jahre 1876 war ein bedeutender Erfolg zu verzeichnen. Am 11. Mai überreichten 14,000 englische Geistliche dem Primas von England, Erzbischof von Canterbury, eine Adresse; in dieser wurde gebeten: „Die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf den verderblichen Getränkehandel zu richten". Man muß, um das volle Gewicht einer solchen Kundgebung zu ermessen, der Stellung eingedenk sein, welche der englische Klerus im politischen, noch mehr im socialen Leben einnimmt. Wir können das etwa mit einer Meinungsäußerung, ausgehend von einer überwältigenden Mehrheit der deutschen Generäle und hohen Militärs vergleichen. Bei jedem Dinner hat der Clergyman den Ehrenplatz neben der Hausfrau. — Der Erzbischof überreichte diese Adresse im Oberhause und erwirkte dort die Niedersetzung eines Ausschusses, unter dem Vorsitze des Herzogs von Westminster, welcher Alles zu beobachten, zu sammeln, zu

studiren hat, was sich auf die Frage der Temperanz Bewegung bezieht. Die Ergebnisse dieser Thätigkeit werden uns noch später beschäftigen.

Es erklärt sich wohl ziemlich einfach, daß die jetzige Regierung sich den Bestrebungen der United Kingdom Alliance, soweit dieselben in der Permissive Bill formulirt sind, nicht förderlich gezeigt hat. Bekanntlich ist das jeweilige englische Ministerium in Wirklichkeit nur ein Executiv Ausschuß der jeweiligen Majorität des Unterhauses. Dennoch ist, wider Willen oder doch ohne eigene Initiative, die regierende Partei nach und nach zu einer Reihe von Concessionen getrieben worden. Denn die „Trinkfrage" ist nun einmal, auch in dem jetzigen conservativen Parlamente, eine der wichtigsten, schwierigsten, und durch ihre stete Erneuerung eine der unbequemsten Fragen. Davon zeugt die große Anzahl von zwölf Gesetzen, welche in den Jahren 1877 und 1878 ein- und durchgebracht sind.

Für Schottland ist eine Bill erlassen, welche die persönliche Qualification der Wirthe einer schärferen Prüfung unterzieht. Hier waltet übrigens bereits seit längerer Zeit ein strengeres System mit zweifellosem Erfolge. Schon im Jahre 1853 war für Schottland die nach ihrem Urheber genannte Forbes-Mackenzie Bill erlassen, welche alle Schanklocale während des Sonntags schließt. Nur Hotels dürfen Spirituosen geben an ihre Bewohner und an den „bona-fide Reisenden" d. h. dessen letztes Nachtlager mehr als drei englische Meilen entfernt war. Dieser bona-fide Reisende erscheint übrigens in der englischen Trinkgesetzgebung als ein etwas mystischer Proteus, der sich namentlich einer zutreffenden legalen Definition, welche dem Mißbrauche seines Namens durch nichtreisende Sonntagsdurstige wirksam vorbeugte, stets zu entziehen gewußt hat. — Zu jener Zeit waren für Schottland 240,000 Mk. bewilligt worden, um die überfüllten Gefängnisse zu vergrößern; namentlich gebrach es an Raum für trunkfällige Frauen aus den besseren Ständen. In Folge des Gesetzes von 1853 nahm die Zahl der Trunkfälligen so ab, daß die projectirte Vergrößerung unterblieb.

Für Irland ist im Jahre 1878 die außerordentlich wichtige Irish Sunday closing Bill erlassen, welche also alle Trinklocale während des Sonntags schließt. Dieses Gesetz gilt indessen nicht in Dublin und vier anderen größten Stadten. Schon im Jahre 1877 schien die Annahme dieses Gesetzes ziemlich gesichert, sie wurde augenscheinlich nur verhindert durch das seltsame parlamentarische Manöver des „talking out"; das heißt: die Gegner einer Privatbill sprechen so lange, bis die Wanduhr im Sitzungssaale sechs Uhr schlägt; dann ist keine Möglichkeit mehr, zur Abstimmung zu gelangen, weil alsdann andere Geschäfte beginnen und die Sache wird auf's Ungewisse hin vertagt. Auch im Jahre 1878 machten die Gegner die äußersten Anstrengungen, um die Annahme des Gesetzes zu verzögern, womöglich zu hintertreiben. Vom 23. Januar bis 31. Mai wurde die Bill in 10 Comitésitzungen des ganzen Hauses berathen, von denen zwei die ganze Nacht hindurch, eine bis $9^1/_2$ Uhr des andern Morgens dauerte. Es fanden mehr als 40 Abstimmungen

statt, hauptsächlich über Anträge, welche den Zweck hatten, das Durchgehen der Bill zu hindern oder hinzuhalten. Diese energische verhindernde Thätigkeit trug den Gegnern den wohlklingenden Namen: „Obstructionists“ ein. „Es ist jedoch“, sagt die Times, „das Manöver des Vogels Strauß, der den Kopf in den Sand steckt“. Auch die außerparlamentarische Agitation war hoch erregt. So vertheilten die Anglikaner Gebetsformulare, in denen Gott angefleht wurde, die Irish Sunday closing Bill durchgehen zu lassen. In Exeter Hall hielt die United Kingdom Alliance ein Meeting, in welchem der Cardinal Manning und mehrere Parlamentsmitglieder als Redner auftraten. Die angesehensten Zeitschriften brachten Artikel aus der Feder hervorragender Persönlichkeiten. Genug, der Druck war so hochgespannt, daß die Gegner widerwillig nachgaben, „weil die Irländer es durchaus nicht besser haben wollten“. Aber Jedermann fühlte, daß der Sonntagsschluß in England jetzt nur noch eine Frage kurzer Zeit sei.

Für England und Wales hat selbst diese vorläufige Maßregel des Sonntagsschlusses bis jetzt noch nicht einmal durchgesetzt werden können.

Sehr charakteristisch für die eiserne Beharrlichkeit, mit welcher die Engländer derartige Ziele verfolgen, ist die Uebersicht der eingebrachten Bills. Sie zeigen eine lange vorbereitete Minirarbeit von Seiten der Reformer. Wir dürfen nämlich nicht übersehen, daß nicht alle Gegner der jetzigen Zustände deswegen auch Parteigänger des ihnen zu radicalen Heilmittels der Permissive Bill sind. Man möchte nicht sofort den kranken Zahn mit der Wurzel ausreißen, sondern lieber versuchen, mit Feilen und Plombiren einen erträglichen, hinhaltenden Mittelzustand zu schaffen. Um nun diese gemäßigten Stimmen zu gewinnen, hat man folgende Stufenleiter von Gesetzesvorschlägen eingebracht, in der Voraussetzung, daß der erste Schritt der schwierigste ist, und daß die zum Beharren geneigten Stimmen, wenn einmal in leise Bewegung gesetzt, durch eigene Logik und äußeren Druck weiter geschoben werden würden.

Für Irland fordert man jetzt, als Consequenz des Sonntagsschlusses einen frühen Schluß am Sonnabend Abend. Man stützt sich dabei auf die Erfahrungen, daß der höchste Paroxismus der Krankheit am Sonnabend Abend, unmittelbar nach der wöchentlichen Auslohnung, stattfindet.

Für England fordert man zunächst den gesetzlichen Schluß am Sonntage. Dieser soll für's Erste facultativ sein, um die Schwierigkeiten wegen der nothwendigen Erweiterung der öffentlichen Vergnügen am Sonntage zu umgehen.

Dann will man für Irland die fünf großen Städte unter den Sonntagsschluß stellen, dann den Schluß am Sonnabend Abend für England erstreben u. s. w.

Inzwischen ist auch Sir Wilfrid Lawson nicht unthätig gewesen.

Am 12. März 1879 stand er wieder auf seiner alten Mensur im Unterhause. Diesmal jedoch war nicht die Permissive Bill auf der Tages-

ordnung, sondern Sir Wilfrid hatte eine „Resolution" eingebracht folgenden Inhaltes:

„Daß eine gesetzliche Befugniß, die Ertheilung oder Erneuerung von Schankconcessionen zu verweigern, in die Hände der am stärksten hiebei interessirten und hievon berührten Personen, also der Einwohner selbst, welche Anspruch auf den Schutz gegen die Folgen des jetzigen Systems haben, gelegt werden solle, und zwar durch eine wirksame Anwendung des Rechtes der örtlichen Selbstbestimmung".

Ich bedaure, daß der Rahmen dieses Berichtes mir nicht gestattet, die Einzelheiten der durch schlagfertigen Humor gewürzten Rede Sir Wilfrids wiederzugeben, die vom stark gefüllten Hause mit ernstem Interesse gehört und von seiner Partei mit lebhaftem Beifalle begleitet wurde. Er erklärte offen, daß seine Resolution auf die Grundsätze der Permissive Bill hinsteuere, daß er aber absichtlich alle Einzelheiten bei Seite gelassen habe, um allen Denjenigen, die dem von ihm vertretenen allgemeinen Principe beipflichteten, Gelegenheit zu geben, sich vorläufig für dieses Princip auszusprechen. Die Resolution wurde von Mr. Birley, dem conservativem Mitgliede für Manchester, unterstützt. Die Argumente welche die Gegner der Resolution vorbrachten, lassen sich etwa unter folgende Gesichtspunkte zusammenfassen:

1. Die Resolution sei zu allgemein und unbestimmt; man wolle allerdings das vorhandene Uebel bekämpfen, jedoch müsse ein darauf zielender durchgearbeiteter Gesetzentwurf zu richtiger Zeit, in richtiger Weise, von der richtigen Person eingebracht werden.

2. Die Resolution laufe auf Teetotallism, nicht auf Mäßigkeit hinaus; sie werde schwere Unbilligkeiten gegen Diejenigen nothwendig machen, welche Capitalien im Getränkhandel angelegt haben; sie sei ein Eingriff der Teetotallers in die persönliche Freiheit aller nüchternen Leute, denen man ausschließliches Wassertrinken aufdrängen wolle; insbesondere sei das Bier ein nothwendiges Lebensmittel für die arbeitenden Klassen.

3. Ein Gemeindebeschluß als entscheidende Instanz sei zu schwankend; man solle die Entscheidung den Friedensrichtern belassen, bei denen sie seit 300 Jahren gewesen; der Einfluß der Brauer auf den gewählten Ausschuß werde in kleinen Orten zu mächtig sein; es werde Unfrieden und Unruhe geben; selbst alle gutgehaltenen Schanklocale würden jedes Jahr von Neuem Gefahr laufen, durch eine Majorität von zwei und drei Teetotallers die Concession zu verlieren; das sehe aber einer Confiscation sehr ähnlich. Uebrigens hätten ja die gesammten Wahlkörperschaften des Königreiches bereits über diese Frage abgestimmt und sie verworfen, indem sie eine Majorität dagegen in das Parlament schickten;

4. Die Maßregel würde in der Praxis unwirksam sein, denn alle Trinker würden in die Nachbargemeinden laufen, wo noch nicht geschlossen sei; der heimliche gesetzwidrige Getränkehandel werde blühen.

5. Man solle der fortschreitenden Volkserziehung Zeit zur Wirksamkeit gönnen; die Trunkfälligkeit nehme bereits sichtlich ab; man solle die Heilung der Krankheit der öffentlichen Meinung überlassen. —

Die Regierung adoptirte zwar diese Ansichten im Wesentlichen; sie erklärte sich indessen damit einverstanden, daß die Gesetzgebung insoweit einer Verbesserung bedürfe, als bei neuen Concessionen die Bedürfnißfrage strenger als bisher geprüft werden müsse.

Die Resolution wurde mit einer Mehrheit von 88 Stimmen abgelehnt. Die früheren Majoritäten gegen die Permissive Bill waren gewesen: 1874: 226; 1875: 285; 1876: 218; 1877 wurde die Bill zurückgezogen; 1878: 194 Stimmen.

Die Times weist auf diesen großen Fortschritt hin. Ferner, so hebt sie hervor, hätten dieses Mal die Parteien keineswegs geschlossen gestimmt, vielmehr 16 Conservative dafür und 34 Liberale dagegen, unter diesen allerdings auch der Führer der Partei, der Marquis von Hartington. Der ganze Verlauf zeige Symptome einer herannahenden Auflösung des jetzigen Parlamentes. Die Resolution sowohl als die Gegenanträge und die Debatten seien offenbar nicht auf ein sofortiges Resultat, sie seien vor Allem auf den bevorstehenden Wahlkampf berechnet gewesen.

Am Tage nach dieser Debatte war ein großes Meeting der United Kingdom Alliance in ihrem Sitzungshause in London. Hier wurde beschlossen, den Einfluß der Allianz bei den bevorstehenden Wahlen so zu concentriren, daß dadurch der schleunige Sieg ihres großen patriotischen Unternehmens gesichert werde.

Unter den im Parlamente zur Resolution gestellten Amendements wurde auch geltend gemacht, daß man vor weiteren Beschlüssen den Bericht abwarten solle, welchen der vom Oberhause niedergesetzte Ausschuß baldigst erstatten werde. — Dieser Bericht liegt, wie wir bereits wissen, jetzt vor. Er ist von hervorragendem Interesse, sowohl wegen der hohen Stellung und persönlichen Bedeutung seiner Verfasser, als auch weil er versucht, von einem ruhigeren und gewissermaßen unparteiischen Standpunkte aus in dem wogenden unversöhnlichen Widerstreite der Meinungen und Interessen einen Mittelweg zu eröffnen.

Diesen Mittelweg soll die Empfehlung des sogenannten Gothenburger Systems bilden, mit dessen Verbesserung durch Mr. Joseph Chamberlain: also das sogenannte Birmingham-System.

Ein schwedisches Gesetz von 1855 ermächtigte jede Gemeindebehörde, den ausschließlichen Verkauf der alkoholischen Getränke einer Gesellschaft zu übertragen auf Grundlage des Principes: daß kein Privatmann irgend einen Gewinn aus dem Verkaufe von Spirituosen ziehen soll. Gothenburg war die erste Stadt Schwedens, in welcher sich nach diesem Gesetze im Jahre 1869 eine solche Gesellschaft aus den angesehensten Männern der Stadt bildete. Sie verpflichtete sich, den ganzen Gewinn aus dem Unter-

nehmen an die Stadtkasse abzuliefern unter alleinigem Abzuge der landesüblichen Verzinsung des angelegten Capitals.

Letzteres betrug 114,000 Mark; der Gewinn im Jahre 1876 800,000 Mark; Gothenburg hat 65,000 Einwohner. Die Compagnie verringerte die Schankconcessionen von 119 auf 65; davon fallen 13 auf Weinhändler für Verkauf feinerer Spirituosen, mit Ausschluß von „Brännvin“, aus dem Hause; 10 Concessionen wurden an Hotels, Clubs und Restaurationen vertheilt, 7 für Verkauf aus dem Hause und nur 26 für Schänken. Letztere sind geschlossen vom Sonnabend Abends sechs Uhr bis Montag Morgens acht Uhr. „Es scheint“, so bemerkt der Bericht der Lords ziemlich vorsichtig, „daß dieses System wohlthätig gewirkt habe. Jedoch herrsche in Gothenburg die Unmäßigkeit immer noch in beträchtlichem Grade, und wenn auch in geringerem als vor 1869, so sei doch, nach den Wahrnehmungen der Polizei, in neuerer Zeit das Trinken dort wieder gestiegen. Diese Steigerung erkläre sich indessen aus der erhöhten Thätigkeit der Polizeiorgane selbst, aus der Erhöhung der Arbeitslöhne und aus dem sehr niedrigen Preise der Getränke. Trotzdem stehe die Sache in Gothenburg günstig, denn während von 1865 bis 1875 die aufgegriffenen Trunkfälligen in Stockholm um 60 Procent, in Christiania um 122 Procent stiegen, fielen sie in Gothenburg um 21 Procent“.

Zur Zeit ist das Gothenburger System in Schweden von 46 größeren und kleineren Städten angenommen; nur eine einzige Stadt mit mehr als 5000 Einwohnern steht noch zurück. Die rasche Verbreitung entwickelte sich jedoch wohl nicht allein aus dem Wunsche: der Unmäßigkeit zu steuern, sondern auch aus der Absicht: den großen Gewinn zur Erleichterung der Gemeindelasten zu verwerthen.

Im Jahre 1877 brachte nun Mr. Chamberlain einen Gesetzentwurf ein, welchem das Gothenburger System zu Grunde liegt, jedoch mit der Abänderung, daß die Gemeindebehörde den Getränkhandel nicht einer Gesellschaft überläßt, sondern in eigene Verwaltung nimmt. Dieses sogenannte „Birmingham-System“ soll sich auf Städte beschränken, es soll die Gemeindebehörde, auf Grund einer Abstimmung in der Gemeinde, ermächtigen: freiwillig oder durch Enteignung das Eigenthum aller Schanklocale zu erwerben; die Behörde kann diese schließen bis auf einen gewissen Minimalsatz im Verhältnisse zur Einwohnerzahl, oder sie kann sie weiter betreiben lassen, jedoch nur so, daß kein Privatmann irgend einen Gewinn aus dem Handel zieht; in jeder Schänke sollen gleichzeitig warme Speisen, Thee und Kaffee verabreicht werden, die Gemeinde darf für diesen Zweck Geld aufnehmen; der Reingewinn soll zur Hälfte der Schulsteuer, zur anderen Hälfte der Armensteuer gutgeschrieben werden“.

Der Bericht des Oberhauses theilt ferner mit, daß die Gemeindevertretung von Birmingham (400,000 Einwohner) sich nahezu einstimmig bereit gezeigt habe, das Experiment zu wagen. Dagegen erklärt nun aber der Vorstand der „Nationalen Vertheidigungsligue der concessionirten Schänkwirthe“

in der Times, daß die öffentliche Meinung in Birmingham sich durchaus gegen Mr. Chamberlains Project wende, und daß der Bericht der Lords sich in Illusionen über dessen praktische Durchführbarkeit wiege!

Der Bericht gedenkt dann auch der Einwürfe gegen das Gothenburg- und das Birmingham-System: principielle Unsittlichkeit des Getränkehandels für die Obrigkeit; Unfähigkeit derselben zur Durchführung eines so umfassenden Unternehmens; Belastung der Stadt durch schwere Schulden; Unwahrscheinlichkeit — im Falle des Gothenburger Systems — eine Gesellschaft zu finden, die aus reiner Philanthropie, ohne jeden Unternehmergewinn, das nöthige Geld schaffen und die Verwaltung gut führen würde.

„Jedoch", meint der Bericht weiter, „sei die leider! zweifellose Wahrnehmung: daß die Trunksucht sich trotz aller einschränkender Gesetze in den letzten Jahren nicht vermindert habe, wohl geeignet, den großen städtischen Verwaltungen über die soeben hervorgehobenen Bedenken hinwegzuhelfen".

Die Empfehlung der Permissive Bill wird von den Lords ausdrücklich abgelehnt.

Am meisten scheint der Ausschußbericht dem Sonntagsschlusse geneigt zu sein. Er erwähnt, daß die „Gesellschaft für Sonntagsschluß" eine freiwillige Abstimmung hierüber in England und Wales mittelst Fragebogen veranlaßt habe. Dabei stimmten für den Schluß: 443,406 Familienväter; dagegen 56,173; neutral blieben: 32,100. Auch weisen die Lords darauf hin, daß es eine Ungerechtigkeit sei, dem Dienstpersonale der Schänkwirthe die Sonntagsruhe zu entziehen, die man allen anderen Aufwärtern (in Museen, Galerien &c.) so ängstlich und eifrig wahre. Es handle sich hiebei um 340,000 Männer und Mädchen in England und Irland. Während Weiber und jugendliche Personen in den Fabriken gesetzlich nicht mehr als 56 Stunden wöchentlich arbeiten dürften, sei dieses Schankpersonal in der Woche 108 Stunden, in London sogar 123½ Stunden, also mehr als 5 volle Tage in der Arbeit.

„Jedoch", so lautet die einigermaßen überraschende Conclusion der Lords, „ist die öffentliche Meinung zur Zeit noch nicht reif für den Sonntagsschluß".

IV.

Die Aussichten auf Heilung der Trinkkrankheit.

Im vereinigten Königreiche werden, wie wir gehört haben, jährlich für berauschende Getränke

2800 Millionen Mark

ausgegeben, also auf jeden Kopf der 33 Millionen Bevölkerung 84 Mark*). Das wäre schon, selbst in einem verhältnißmäßig so reichen Lande und selbst für einen unschädlichen Luxus eine sehr große Ausgabe. Aber diese Ausgabe wird von allen einsichtigen oder unparteiischen Beobachtern als die haupt-

*) In München für Bier allein: 120 Mark.

sächlichste Ursache der Verarmung und des Verbrechens bezeichnet. Jeder Staatsmann also, jeder Patriot, der seinem Vaterlande die größte Wohlthat erweisen möchte, wird sich mit der Frage zu beschäftigen haben: wie diese böseste aller Pestilenzen aus der Welt geschafft werden kann?

Der einzige Weg, auf welchem sie aus der Welt geschafft werden kann, geht, nach der festen Ueberzeugung der Heilkünstler in der United Kingdom Alliance, durch das Parlament.

Es wird sich daher, für jetzt und für uns, diese Frage praktisch dahin abschließen: welche unter den zur Zeit im Parlamente für die Heilung der Trinkkrankheit vorgeschlagenen Methoden hat die größte Aussicht auf praktische Anwendung und auf Erfolg?

1.

Lange Jahre hindurch wurde von den Anhängern des bestehenden Zustandes der Grundsatz geltend gemacht: „Man kann die Menschen nicht mittelst einer Parlamentsacte nüchtern machen“.

Die Reformer antworten: „Wozu dann überhaupt einschränkende Gesetze? Hebt sie doch auf und überlaßt die Heilung der alleinseligmachenden regelnden Wirksamkeit des Freihandels und der Gewerbefreiheit. Hebt dann aber auch die Einschränkungen des Giftverkaufes in den Apotheken auf, beseitigt die Schutzdeiche, die Hausthürriegel, deckt die Brunnen auf und laßt die Blinden und die Kinder im Wege der freien Concurrenz hereinfallen!“ —

Die Heilung durch freie Bewegung wurde in der Praxis bereits versucht. Im Jahre 1830 schob man die Trinkkrankheit dem Monopol der Schanklocale zu und gab, um den Branntwein zu verdrängen, den Bierhandel in England und Wales frei. Der damalige Premierminister, der Herzog von Wellington, erklärte: dieser Triumph über die Interessen der Monopolisten sei ein ebenso großer Sieg als Waterloo. Was war der Erfolg? Der bekannte Sydney Smith, der für die Bill gestimmt hatte, schrieb einige Monate darauf: „Das neue Biergesetz hat seine Wirksamkeit begonnen. Jetzt ist Jedermann betrunken. Alle brüllen und johlen, außer diejenigen, die sich bereits am Boden wälzen. Das souveraine Volk ist in einem viehischen Zustande“.

Im Jahre 1860 versuchte Mr. Gladstone die Branntweinvöllerei durch Herabsetzung der Weinzölle zu bekämpfen.

Und das Ergebniß dieser beiden Versuche mit der gewerblichen Freiheit? Im Jahre 1869 mußten Bier und Wein wieder unter Concessionszwang gestellt werden.

So findet das System der freien Bewegung heute keinen offenen Vertreter mehr im Parlamente. Verschämt erscheint es wohl noch in dem Argumente: man solle die Heilung der Trinkkrankheit der fortschreitenden Volkserziehung und öffentlichen Meinung überlassen. Allerdings hat sich noch kürzlich eine Stimme von großem Gewichte, die des jetzigen Lord-Kanzlers in diesem Sinne ausgesprochen. Wenige Tage vor der letzten großen Debatte im

Unterhause präsidirte Lord Cairns einer Vorlesung des bekannten amerikanischen Mäßigkeitsapostels, Mr. Gough, im „Christlichen Jünglingsvereine“ und schloß seine einleitenden Worte wie folgt: „Ich selber hege nur geringe Hoffnung, daß man die Menschen durch ein Gesetz nüchtern machen wird. Ich hoffe mehr auf die Wirkung anderer Ursachen und Einflüsse: auf die Macht der Ueberredung und des Beispiels; auf einen Wechsel der Gewohnheiten, Ueberzeugungen und des Geschmackes, welcher eintritt, sobald man das Licht und die Macht des Evangeliums in den Herzen der Menschen zur Wirksamkeit bringt“.

Daß die Alliance News und die anderen Organe der United Kingdom Alliance mit diesem quietistischen Standpunkte des Lord-Kanzlers einigermaßen unsanft umspringen, können wir uns wohl vorstellen.

2.

Die gegenwärtige Majorität des Unterhauses hat sich, wie wir gesehen haben, seit den letzten Jahren schrittweise zu einer polizeilichen Regulirung des Getränkhandels in der beschränkenden Richtung veranlaßt gefunden.

Die United Kingdom Alliance weist auf diesen Verlauf hin. „Die Politik der gesetzlichen Regulirung hat jetzt 50 Jahre lang freies Spiel gehabt — seht die traurigen Resultate! Sie ist vollständig niedergebrochen. Daneben hat es an Erziehung und Belehrung durch Geistliche und Laien, Templer, Teetotaller und Cacaopalast-Gesellschaften wahrhaftig nicht gefehlt!

Aber Eines wissen wir jetzt Alle: sobald der Getränkehandel und das Trinken erleichtert wurden, nahm die Trunksucht zu; sobald erschwert, nahm sie ab.

Warum gleitet die vielseitige Belehrung und der Reiz der einladenden Kaffeehäuser von dem echten eingefleischten Trinker ab, wie ein Spritzregen von einem Kautschukmantel? Darum: die einzige und wahre Ursache, weswegen die Menschen Alkohol trinken und sich damit vergiften, ist: daß ihnen das Getränk verführerisch wohlschmeckt! Ein Quäker saß einst in einem Schanklocale. Da kam ein Mann herein, blies in seine Hände und rief: „ein Glas Branntwein! mir ist so kalt“. Dann kam ein Anderer gelaufen, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und rief: ein Glas Branntwein! mir ist so heiß. Darauf sprach der Quäker ruhig aus seiner Ecke: „ein Glas Branntwein! es schmeckt mir so gut“. Der Quäker allein redete die Wahrheit.

3.

Wenn wir die Ergebnisse erwägen, zu denen der Bericht der Lords gelangt, welche sind sie?

Es wird constatirt, daß die Krankheit *nicht* abgenommen hat.

Es wird vorgeschlagen, das *ausländische* Gothenburg-System mit der von Mr. Chamberlain vorgeschlagenen Verbesserung zu *versuchen*. Dieser Maßregel wird nachgerühmt, daß man alsdann *unverfälschte* Getränke

zu billigem Preise erhalten würde, und daß die beim Gewinne unbetheiligten Verwalter der Schanklocale ihre Kunden nicht zum Trinken anreizen würden.

„Sollten", so fragt die United Kingdom Alliance, „die beiden ersteren Erwartungen wohl wirklich geeignet sein, das Trinken zu vermindern? sollte die Anreizung durch die Wirthe wohl jetzt so hervorragend wirken, neben der eigenen Neigung der Trinker?

Die „Alliance News" erklärt einfach: die Unmöglichkeit der praktischen Ausführung des Gothenburg-Chamberlain-Systems sei ja im Berichte der Lords selbst schon völlig schlagend dargethan; der ganze Vorschlag sei überhaupt werthlos, das Ergebniß eines Compromisses zwischen den Parteien innerhalb der Commission, und nur gemacht, um überhaupt irgend Etwas gemeinschaftlich vorzuschlagen.

4.

Es bleibt daher, so schließt die United Kingdom Alliance, von allen legislatorischen Vorschlägen nur der unsrige übrig: Verbot des Getränkehandels durch autonomischen Beschluß der Gemeinde, also Sir Wilfrid Lawsons Permissive Bill. Kürzlich erzählte Sir Wilfrid, ein Mann von sehr gesundem Humor, auf einem großen Temperenz-Meeting in Nottingham seinen Zuhörern folgendes Gleichniß:

Wir waren auf einer Versammlung im Norden und einige würdige Geistliche predigten über „Mäßigkeit", wie sie der Apostel Paulus in seiner diätetischen Ermahnung dem Timotheus empfiehlt. (1 Tim. 5, 23: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein um Deines Magens willen und daß du oft krank bist"). Völlige Enthaltsamkeit verwarfen die Reverends demnach. Da erhob sich ein alter Farmer und sagte: derartige Reden höre ich schon seit 40 Jahren, aber die Leute sind dadurch auch nicht ein bischen nüchterner geworden. Es fällt mir dabei immer ein, was ich einmal in einer Heilanstalt für Schwachsinnige mit ansah. Von Zeit zu Zeit werden die Patienten dort geprüft: ob sie im Stande sind, außerhalb des Asyls zu leben. Man führt sie an einen großen Trog voll Wasser, der durch ein kleines stets laufendes Rohr gespeist und gefüllt erhalten wird; dann gibt man ihnen einen Schöpflöffel in die Hand und weist sie an, den Trog zu leeren. Wer noch nicht wieder vernünftig geworden ist, löffelt nun darauf los, während das Wasser aus dem Rohre stets ebenso stark zuläuft, als sie es auslöffeln: wer aber kein Idiot ist, verstopft zuerst und vor Allem das Zulaufrohr. —

Als wir vor 25 Jahren anfingen, so fährt die United Kingdom Alliance fort, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, erklärte man uns für irreligiös, die wir die Vorsehung corrigiren und die gute Gottesgabe: „Alkohol" wieder aus der Welt schaffen wollten. Jetzt haben wir schon eine der mächtigsten Klassen Englands gewonnen, die Aristokratie der Arbeiter. Nicht so fruchtbar allerdings war unsere Propaganda im eigentlichen Mittelstande und in den höchsten socialen Schichten.

Wir knüpfen einfach an die Lehre des Erlösers an: was soll neben dem täglichen Brode und der Sündenvergebung unsere vornehmste Bitte sein? „führe uns nicht in Versuchung“. Dieses größte Anliegen der schwachen Menschenkinder ist der Ausgangspunkt unserer Arbeit.

Und das ist nicht etwa eitel fromme Theorie; hört nur, wie es wirkt, wenn die Versuchung fern gehalten wird:

Vor dreißig Jahren schon ermittelte die Generalsynode der schottischen Kirche, daß dort von 478 Kirchspielen 40 ohne Schänken waren, und daß in diesen 40 Bezirken keine Trunkenheit vorkam.

Vor zehn Jahren wurden in der südlichen Kirchenprovinz Englands, der Erzdiöcese Canterbury, über 1000 solcher von Schänken freier Kirchspiele ermittelt und zugleich der hervorragende Stand der Sittlichkeit in ihnen constatirt.

In Irland hat die Stadt Beßbrook 3000 Einwohner, aber kein Schanklocal und die Trunksucht ist dort unbekannt.

Im Jahre 1870 berichtete Lord Claud Hamilton, einer der Vicepräsidenten der United Kingdom Alliance und M. P. für die Grafschaft Tyrone in Irland, (mit 10,000 Einwohnern): „dort giebt es jetzt keinen Handel mit berauschenden Getränken mehr; früher waren die öffentlichen Wege stets durch trunkenes Gesindel unsicher und daher ein großer Aufwand von Polizeimannschaft erforderlich. Jetzt ist kein einziger Polizeimann im Districte und die Armensteuer ist auf die Hälfte gesunken“.

Wir besitzen ferner ein Schreiben vom Gouverneur des Staates Maine in Nordamerika, vom 24. April 1878, folgenden Inhaltes: „Nach einer Erfahrung von 25 Jahren wird das gesetzliche Verbot der alkoholischen Getränke von unseren beiden politischen Parteien als ein wohlthätiges anerkannt. Das Gesetz wird mit derselben Leichtigkeit angewendet wie jedes andere Strafgesetz. Ich denke nicht, daß die Bevölkerung von Maine aus irgend einem Grunde wünschen könnte, zum alten System der Schankconcessionen zurückzukehren“.

Im Mai 1878 ist in Canada ein Temperenzgesetz erlassen, im Wesentlichen auf der Grundlage unserer Permissive Bill; in den Städten und Grafschaften wird davon der ausgedehnteste Gebrauch gemacht.

„Wie kann man nun“, so folgert die United Kingdom Alliance, „wie kann man den Einwohnern von England verweigern, was ihren Brüdern in Canada gewährt ist? Wie kann man es den Einwohnern jeder einzelnen Stadt und jedes Kirchspiels verweigern, wenn sie den Versuch machen wollen, sich und die Ihrigen gegen die verderblichen Folgen des jetzigen Systems der Schankconcessionen, gleichwie in Canada, zu schützen?“

„Man sollte doch denken“, sagte Sir Wilfrid kürzlich in einer Rede, „das sei keine politische Parteifrage! Vor einiger Zeit feierten wir die Vollendung einer Abtheilung von neuen Bauquartieren in einer der Vorstädte Londons; sie enthält 1200 Häuser und 8000 Einwohner. Es befindet sich

darin kein einziges Schanklocal. Der Premierminister (Lord Beaconsfield) war auch gegenwärtig und sprach in Beziehung hierauf Folgendes: Der Versuch, den Sie gemacht haben, ist gelungen und kann daher kaum mehr „Versuch" genannt werden; es ist ein Erfolg, es ist ein Triumph der sittlichen Erhebung einer ganzen communalen Körperschaft".

„Nun", fragt Sir Wilfrid, „warum sollen denn andere Gemeinden diesen Versuch, der bereits ein Erfolg ist, nicht machen dürfen? Die richtige Antwort darauf ist: weil unsere moralischen und christlichen Männer sich nicht entschließen können, ihre Moralität und ihr Christenthum auch in ihrer Politik in Anwendung zu bringen; weil sie ihre Parteipolitik über das wahre Interesse des Landes stellen. Die großen Brauer und Getränkhändler sind sehr reich — Reichthum ist Macht — diese Macht schickt ihre Majorität in's Unterhaus".

Ein strenges Urtheil. Wer wird entscheiden, ob es ein gerechtes ist? Die nächsten Wahlen werden jedenfalls die praktische Entscheidung geben. Augenblicklich also kann Niemand sagen, wann und wie dieser große Streit ausgetragen werden wird. Wird die United Kingdom Alliance siegen? Wird die „Schankwirthpartei" nochmals die Oberhand behalten? Wird man einen der vielen vorgeschlagenen Mittelwege betreten? Der letzte Jahresbericht der United Kingdom Alliance lautet sehr hoffnungsvoll: „Kommende Ereignisse werfen ihren Schatten vor sich her, und wir können nicht verkennen, daß wir während des letzten Jahres (1878) in der Gesetzgebung viel Feld gewonnen haben. Wir müssen aber, das wissen wir wohl, nicht nur eine einfache Majorität im Parlamente, wir müssen die überwältigende Mehrheit der Nation für uns haben. Die öffentliche Meinung aber wächst nur langsam, daher werden wir unablässig wühlen, bis wir den großen Freudentag erleben, an welchem sich unsere Alliance wird auflösen können".

Wenn die Heilung der Trinkkrankheit wirklich gelänge, so würde damit England allen anderen Nationen, die mehr oder weniger an demselben Uebel leiden, ein neues großes Beispiel der Selbsthilfe geben. Nach den uns bekannt gewordenen Symptomen dürfen wir wohl die Prognose stellen: England ist schwer krank, aber es trägt die starke Lebenskraft und die volle Fähigkeit zur Reaction gegen den Krankheitsstoff ausreichend in sich, um wieder zu gesunden.

Jedenfalls aber weisen die 14,000 englischen Geistlichen, welche die Adresse wegen der „Nationalsünde" überreichten, auf den rechten Weg zur Genesung, da jeder von ihnen an jedem Sonntage mehrere Male vor versammelter Gemeinde betet:

„Führe uns nicht in Versuchung!"

Adolf Menzel.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Das radirte Bildniß, welches dies Heft unsrer Monatsschrift schmückt, ist weder direct nach dem Leben oder der Photographie, noch nach einem von Meisterhand gemalten Portrait des Mannes ausgeführt, den es darstellt; sondern nach einem plastischen Werk. Eine Portraitbüste des größten Berliner Malers von dem größten Berliner Bildhauer nach der Natur gemeißelt, seit zwei Jahren ein vielbewunderter Besitz der Nationalgalerie, ist das Original dieser Radirung. Eine Büste freilich, welche wie das Leben selbst wirkt. Der Triumph der realistischen Kunst. Ein kahles Haupt, dessen Schädel mächtig gewölbt ist wie eines Domes Kuppel; mit allseitig durchgearbeiteter Stirn; die gedrungene Nase von mittlerer Länge; seine, fest und energisch geschlossene Lippen von eigenthümlicher Anmuth der Zeichnung und Liebenswürdigkeit des Ausdrucks, trotz dieser Geschlossenheit; ein ehernes Kinn; feste, flächenhaft gearbeitete Wangen und Kiefer. Dazu unter den dichten beschattenden Brauen der überragenden Stirnknochen ein paar Augen, die zugleich ebenso nachdenklich als durchdringend und scharf beobachtend blicken. Und dieser sprechende bis zu fast unheimlicher Lebendigkeit gesteigerte Gesichtsausdruck wird noch unterstützt durch die beredte, aber durchaus natürlich und unbewußt bewegte, kleine nervöse Hand, welche der Bildhauer mit zur Darstellung gebracht hat, eine der bewundernswürdigsten Bildnißhände, welche der Meißel eines Künstlers je aus dem Marmor herausarbeitete: Physiognomiker, Bekenner Lavaters, an welchen es auch heut noch nicht fehlt, würden kaum einen Widerspruch zu besorgen haben, wenn sie in der Erscheinung, wie sie in diesem merkwürdigen Bildwerk ausgeprägt ist, wie in einer klaren Schrift alle jene charakteristischen Eigenschaften zu lesen behaupteten, welche die Kunst und die Persönlichkeit Adolf Menzels zu dem machen, was beide sind.

Aber die Sprache eines solchen Bildes der lebendigen Erscheinung eines Menschenwesens bleibt, wie auch letztere selbst, doch immer nur knapp und fragmentarisch. Mit der Kunst und mit dem Wesen des Mannes, welcher uns in diesem Bildwerk so leibhaftig und geistgetreu entgegentritt, nicht unvertraut, will ich von beiden und von ihrer Entwicklung erzählen, es versuchen, gleichsam einen Commentar zu dieser Büste zu geben, der das bestätigt, was sie ausspricht; aber Vieles auch wieder ausspricht, was die Erscheinung verschweigt.

Die Kunstgeschichte erzählt von manchen Meistern, die vom ersten Erwachen ihres Talentes an durch ein günstiges Geschick getragen, vom Erfolge belohnt, von der schnell erworbenen Gunst der Menschen gefördert, rasch, fast müh- und kampflos die Stufenleiter zur Höhe des Ruhmes und einer glänzenden Lebensstellung aufsteigen konnten. Adolf Menzel gehört nicht zu diesen Lieblingen der heiteren Götter. Nichts weniger als sanft gewiegt hat ihn das Geschick in seiner Jugend, und noch lange nachher. Er wurde im Gegentheil fast hilflos hinausgestoßen in das unwirthliche Meer des Lebens, und im frühen, harten Kampf um das Dasein ringend, hat er sich zugleich durcharbeiten müssen zu der Meisterschaft, welche heut das Vaterland und die gesammte gebildete Welt bewundernd anerkennt. Hat ihm dieses Schicksal Mühen und Kämpfe auferlegt, welche jenen Anderen erspart bleiben, so mag das andererseits auch nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm die scharf ausgesprochene geistige Selbständigkeit, und Originalität seiner künstlerischen Persönlichkeit zu wahren. Die Schule und Moderichtung, welche während seiner Entwicklung die herrschende im Vaterlande war, und jene, welche er später für ein Jahrzehnt nach Berlin verpflanzt und alle höchsten Ehren für sich beanspruchen und empfangen sah, sind ganz ohne Einfluß auf sein Denken, Anschauen und Schaffen geblieben. Er gehört keiner von ihnen an. Er ist er selbst, eine Schule für sich, deren Bekenner heut weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausverbreitet sind, wenn auch keiner von ihnen direct aus seiner Werkstatt hervorgegangen ist.

Die Keime, welche er in seinem Schaffen zu herrlicher Blüthe und Frucht entwickelt hat, sind nicht von den neudeutschen Klassikern und nicht von den Romantikern und Neukatholiken in ihn gepflanzt. Seine Kunst ist recht eigentlich ein Product und eine Offenbarung jenes norddeutsch protestantischen realistischen Geistes, der uns den preußischen Staat geschaffen, und dessen Helden und Bildner zu ihren Thaten beseelt hat.

Am 8. dieses December schließt Menzel sein 64. Jahr. In dem der Geburt Bismarcks ist er zu Breslau geboren, der Sohn des Vorstehers einer dortigen Mädchenschule. Der Vater begründete später eine lithographische Anstalt. Der begabte Knabe fand dadurch früh schon willkommene Gelegenheit, mit Stift und Kreide zu handtieren. An eine systematische Pflege dieses Talents durch regelrechten Zeichenunterricht wurde nicht gedacht; zu einer wissenschaftlichen, nicht zu einer künstlerischen Laufbahn glaubte man ihn im

elterlichen Hause berufen und bestimmt. Sich in Bezug auf seine zeichnerischen Beschäftigungen und Studien völlig selbst überlassen, befriedigte er seinen Bildnertrieb in Compositionen aus der alten und neueren Geschichte und in Portraits, die, immer mit hartem Bleistift höchst gewissenhaft ausgeführt, bereits bei dem Knaben ein merkwürdig scharfes Auge für das Charakteristische der Erscheinung bezeugen. Dieser sich immer entschiedener manifestirenden Begabung gegenüber mochte der Vater dem Wunsch des Sohnes, ein Maler zu werden, nicht länger widerstreben. Er ging mit ihm 1830 nach Berlin, um seinem Talent hier die Pflege werden zu lassen, welche in dem damaligen Breslau ihm nicht gewährt werden konnte; zum Theil auch durch den Wunsch bestimmt, in der lithographischen Anstalt der Sachse'schen Hofkunsthandlung sich über manche neuere Fortschritte in der Kunst und Technik des Steindrucks zu unterrichten.

Lange hat die moderne Kunstgeschichte die Bedeutung Berlins für die Entwicklung der bildenden Kunst in Deutschland unterschätzt, und derselben nur eine recht stiefmütterliche Berücksichtigung werden lassen. Berlin gab nie den rechten Boden für das Kunstschaffen der romantischen Idealisten, wenn sich seine kunstfreundliche Gesellschaft auch noch so lebhaft für die junge Düsseldorfer Ritter-, Edelfräulein- und Klosterpoesie und später für Wilhelm v. Kaulbachs philosophisch-weltgeschichtliche Gedankenmalerei zu begeistern liebte. Hier hatte eine, auf gesunder, tüchtiger, unbefangener Naturanschauung fußende Kunstweise feste Wurzeln seit Alters her geschlagen, welche die neuromantische Bewegung nicht auszureißen vermochte, von der seit dem zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts die gesammte deutsche Kunstwelt überall sonst ergriffen war. Denen, welche dem deutschen Volke immer wieder die halbmythische Geschichte von der Geburt einer neuen, großen deutschen Kunst nach langer Nacht durch die Romantiker, Neukatholiken, Conturzeichner und Frescomaler zu Rom und München erzählen, scheint der davon ganz unabhängig gebliebene Entwicklungsgang der Kunst in Berlin ziemlich unbekannt geblieben zu sein. Und doch war es hier, wo sich nach der furchtbaren geistigen und physischen Verwüstung durch den dreißigjährigen Krieg fast zugleich mit dem ersten großen deutschen Regenten auch der erste große deutsche Künstler, mit Hans Holbein und Dürer der größte von Allen, mit denen unser Vaterland je begnadet wurde, erhob: Andreas Schlüter. Hier stellte er so gewaltige Schöpfungen der monumentalen Plastik hin, wie die Welt sie seit dem Untergang der antiken nur noch durch Michelangelo bilden gesehen hatte. Hier in Berlin arbeitete, ein halbes Jahrhundert später beginnend, ein anderes halbes Jahrhundert hindurch mit emsigem Fleiß ein anderer, sonst überall unerreichter deutscher Meister, Daniel Chodowiecky. Mit liebevollem, feinem, eindringendem Blick erfaßte er die ganze Natur und seine Welt und Zeit, und fixirte ihr treues Bild in zahllosen Blättern; unsterblichen Denkmalen der Vergangenheit, erquickenden Zeugnissen einer von Lüge, Manier, Prätensionen unverdorbenen, lautern, ächten Künstlerseele, der das schärfste Auge,

die sicherste, geübteste, unermüdlichste Hand zu nie fehlenden Werkzeugen dienten. Und in Berlin auch wirkte der dritte dieser Großmeister der deutschen Kunst, Gottfried Schadow, — wie Jener von des großen Königs ruhmvoller Heldengestalt begeistert und erhoben, der der Nation ihren Stolz und ihr freudiges Selbstgefühl wieder gegeben hatte, während das übrige Deutschland in Elendigkeit zu verkommen schien, — der geniale Schüler der Antike und der ewigen Natur, der aus verschnörkelten und verzopften Lebens- und Kunstformen wieder heraus- und hinleitete zu hoher Einfalt, zur schlichten naiven Wahrheit, der Lehrer Christian Rauchs. Diese Männer haben in Berlin den Boden bestellt, haben Weg und Richtung, Stil und Charakter angezeigt, wie sie unserer Volksart entsprechend sind. Sie haben keinen treueren, dankbareren Schüler gehabt, als den Breslauer Knaben, der damals, die Seele voll dunkler, unbestimmter Erwartungen und doch voll klarer, fester Entschlüsse, von seinem Vater hierher nach Berlin geführt wurde.

Zu den 1836 hier thätigen, zumeist geschätzten Malern Wach, C. Begas, Hensel, Blechen, E. Magnus, Franz Krüger, von denen besonders die letzteren beiden durch die neuen Düsseldorfer und Münchner romantisch-idealistischen Einflüsse in ihrer Kunst noch fast durchaus unberührt geblieben waren, gelangte der junge Menzel zunächst in keine Art von Beziehung. Ein Versuch, in der Antikenklasse der Akademie zu zeichnen, wurde bald wieder aufgegeben. Seine Weise, die Dinge zu sehen, in sie einzudringen, und sie nachzubilden, mochte seinen dortigen Lehrern fremdartig genug erscheinen.

Für ihn war Berlin und dessen Umgebung nur eine einzige große Kunstschule, die öffentlichen Gebäude und Monumente, die Schaufenster der Kunsthändler, die Antikengallerie des Museums, die Mappen der Antiquare, die so fälschlich als arm an malerischen Reizen und Motiven gescholtene Landschaft vor den Thoren, das Leben in den Straßen, — Alles gab ihm die Vorbilder und die Gegenstände unablässigen künstlerischen Studiums in reichster Fülle. Die damals von dem 15jährigen Knaben unter solchen Anregungen gezeichneten Blätter sind sehr merkwürdig. Während er nackte Körpertheile, besonders Hände und Füße, wo er nur dazu gelangen konnte, mit äußerster Sorgfalt nach der Natur copirte, entwarf er große Göttergestalten, welche ihm nun die wahrhaft, ja einzig, würdigen Aufgaben der Kunst zu sein dünkten, und führte er die scharf contourirten Entwürfe mit unsäglicher Mühe in einer, die Taillen des Grabstichels auf Linienstichen nachahmenden, Behandlungsweise in hartem Bleistift aus. Aber gleichzeitig hatte er darum nicht minder fleißig und thätig den Vater bei seinen Erwerbsarbeiten zu unterstützen, mit der lithographischen Kreide und Zeichenfeder Geschäftsanzeigen und Etiquettes illustrirend, Vorlagen copirend. Er hat diese harte Schule der Erfindungs-Rüstigkeit und des technisch-zeichnerischen Handgeschickes nie bedauert.

Als Menzel 16 Jahre alt geworden war, starb sein Vater. Nicht nur die Sorge für sich selbst und sein Weiterkommen, sondern auch die für

Mutter und Geschwister fiel ihm damit zu. Hier entwickelte der Knabe eine wahrhaft heroische Kraft des Willens und der Leistungsfähigkeit. Unzählig sind die kleinen lithographischen Arbeiten, die er damals für Kunst- und Buchhandlungen, besonders für L. Sachse, und für Private ausführte, die Tisch- Fest- und Jagdeinladungskarten, Gedenkblätter, Adressen, Neujahrswünsche, Weinetiquettes, Titelzeichnungen, Kinderbuch-Illustrationen. Aber unter all diesen, meist armselig honorirten, für den täglichen Broterwerb der mehr als zwölfstündigen Tages- und Nachtarbeit ausgeführten Steinzeichnungen ist nicht das kleinste Blättchen, das lieblos, gleichgiltig, nachlässig behandelt, „übers Knie gebrochen" wäre. Ueberall ist dem Reichthum origineller sinniger Erfindung die gründliche Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit gesellt, welche auch dem Geringsten mit ihrem Gepräge einen höheren, bleibenden Werth verleiht.

Einer Thätigkeit hingeben, welche für die meisten Andern noch immer der sicherste Weg gewesen ist und sein wird, künstlerisch gänzlich zu verfallen und die Fähigkeit zu ernstem Kunstschaffen für immer einzubüßen, erreichte Menzel durch diese Art, sie zu üben, durch die Strenge seiner Selbstzucht und die Energie seines Studiums überraschend schnell eine in diesem Lebensalter immer seltene Reife der Naturanschauung und Freiheit und Sicherheit des künstlerischen Ausdrucks. Eine Folge von 12 mit der Feder auf Stein gezeichneten Bildern in einem durch eine große ornamental-symbolische Deckelcomposition geschmückten Umschlag war es, welche die künstlerischen Autoritäten Berlins mehr als jene kaum beachteten kleinen Gelegenheitsarbeiten auf den 17jährigen Künstler aufmerksam machte. Goethe's Dichtung hatte ihm das Thema: „Künstlers Erdenwallen" gegeben, das er indeß ohne strenge Anlehnung an das poetische Urbild in Darstellungen frei erfundener einzelner Scenen dieses dornenvollen Lebenslaufs bis zur Schlußapotheose bearbeitete. Kein geringerer als Gottfried Schadow, der damalige Akademiedirector, ehrte dies Werk durch eine von ihm in den Zeitungen veröffentlichte Anerkennung. In der Zeichnung sind wohl noch genug der Härten und Unbehilflichkeiten bemerkbar. Aber überall erfreut die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit der Schilderung und Empfindung, die Genauigkeit der Beobachtung, und in der Umschlagcomposition, welche, wie mir der verstorbene Sachse oft erzählte, von Menzel, an seinem Ladentisch stehend, vor seinen Augen hingeworfen wurde, eine prächtige Kühnheit, Frische und Fülle der erfinderischen Phantasie.

Das in den nächstfolgenden Jahren 1834—36 ausgeführte und erschienene zweite cyclische Werk Menzels bezeichnet bereits einen bedeutenden Fortschritt über „Künstlers Erdenwallen" hinaus. Es sind die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte"; bildmäßig abgeschlossene, ganz durchgeführte lithographische Kreidezeichnungen, bedeutende Ereignisse aus der Geschichte dieses Kern- und Mutterlandes der preußischen Staats- und Herrschermacht von den Wendenkämpfen bis zum Siege in den Befreiungskriegen darstellend. Zum ersten Male tritt in diesen lithographirten

Blättern eines 19jährigen preußischen Künstlers wirkliche Geschichtsdarstellung der herrschenden falschen poetisch-romantischen sogenannten Historienmalerei gegenüber; zum ersten Mal wird hier wieder an die Größe der Thaten und der Männer, durch welche die alten wendischen Marken zum preußischen Staat, zum Hort Deutschlands, zum Retter seiner Ehre, Größe und Freiheit geworden und gemacht sind, durch die bildende Kunst gemahnt, durch von ihr geschaffene oder aus der Vergangenheit heraufbeschworene Gestalten, von einer Wucht, einem Ernst, einer überzeugenden Kraft der Wahrheit und des Lebens, wie wir sie vergebens in den gepriesensten gleichzeitigen Gemälden der geträumten Herrlichkeit des deutschen Mittelalters suchen würden. Dem heutigen Geschlecht wird es schwer, sich in die künstlerische Anschauungsweise einer Zeit hinein zu versetzen, welcher Thaten und Menschen des 18. und 19. Jahrhunderts als Gegenstände der „höheren Historienmalerei" unmöglich erschienen, es sei denn, daß mit der Tracht ihrer Zeit eine zuvorige Ummodelung nach den einmal angenommenen Gesetzen sogenannter malerischer Schönheit bewerkstelligt würde. Menzel war hier, gänzlich unbekümmert um dergleichen herrschende künstlerische Meinungen, seinen eigenen Weg gegangen.

Und gerade in den Compositionen, welche Scenen aus der Geschichte des *neuen Königreichs* Preußen, also des 18. und 19. Jahrhunderts schilderten, wie der Einzug der Salzburger Vertriebenen, die Schlacht von Lowositz, den Ausmarsch der Freiwilligen, und „Victoria" und Dankgebet auf dem Schlachtfelde nach blutig errungenem Siege, hat er die größten künstlerischen Wirkungen zu erreichen verstanden.

Was er in diesen Bildern geleistet hat, erscheint noch größer, wenn man sich die spröde, mühvolle, peinliche und kleinliche Technik der damaligen, noch in ihrer Kindheit befindlichen Lithographie mit der spitzen Kreide vergegenwärtigt, mit welcher der Zeichner, ängstlich anlegend und auspunktirend, seine Töne hervorbringen mußte, immer dennoch ziemlich sicher, daß alle Gewissenhaftigkeit der Arbeit ihn nicht davor bewahrte, das Resultat seiner Mühen durch die unvollkommene Kunst des Aetzens und des Druckens schließlich dennoch um seine Wirkung, weil um die gleichmäßige Zartheit wie um die gesättigte Tiefe seiner Töne, gebracht zu sehen.

Die mit der Feder ausgeführte Umschlagcomposition dieses Bilderheftes ist eine Composition so großen Stils im gesammten Aufbau wie in den einzelnen Gestalten, — der echt monumentalen nornenhaften, die Annalen des Vaterlandes aufzeichnenden „Historia", der Herolde zu beiden Seiten des ornamentalen Aufbaus, der kämpfenden Christenritter und Wenden, — und dabei von so charakteristischer Wahrheit der Natur und des historischen Gepräges im Einzelnen, daß sie den Vergleich mit keinem der höchstgefeierten, kolossalen Cartons und Wandgemälden jener Zeit zu scheuen hat. — Gleichzeitig mit diesen historischen Compositionen und in den, ihrer Vollendung nächstfolgenden Jahren entstanden nicht wenige, mit der Feder auf Stein gezeichnete, phantasievoll erfundene Einzelblätter, von denen ein Theil im Kunsthandel —

bei L. Sachse — erschienen ist. Es sind Compositionen, welche bedeutende figürliche Darstellungen der mannigfachsten Art, mit originellen Ornamenten verflochten, zeigen. Diese lehnen an keine bestimmten überkommenen Stilformen an, sondern sind durchaus ihres Zeichners eigener Schöpferkraft erwachsen, aus Naturgebilden frei und geistreich von ihm entwickelt und immer ganz erfüllt mit sinnigen, symbolischen, in sie hineingeheimnißten Beziehungen auf die von ihnen umrankten Gruppen und Gestalten. Ein köstliches Blatt dieser Art ist das 1835 erschienene: „die fünf Sinne"; ein anderes, von hoher edler Schönheit der Composition und der idealen Gestalten und ebenso außerordentlicher Lebendigkeit und Kraft des Seelenausdrucks in den letzteren, ist die Darstellung des „Gebets des Herrn" (1837). Die großen Meisterbriefe der Zimmerleute und Maurer, die Schützenbriefe, die Offiziers-Schießvereins-Karte und andere derartige Federzeichnungen aus dieser frühen Epoche seines Künstlerlebens sind ebenso viele gleich glänzende Zeugnisse dieser Gestaltungskraft, welche die phantastischsten Gebilde frei spielender Träume, die sinnlichen Verkörperungen tiefer, ernster, humoristischer und witziger Gedanken und die Erscheinungen des realen Lebens, der Vergangenheit, wie der Gegenwart, zu dennoch harmonisch in sich geschlossenen, organisch erscheinenden Gesammt-Bildern zu verflechten und zu verschmelzen weiß. Während seines ganzen späteren Lebens ist Menzel, bald durch eigene Neigung, bald durch fremden Auftrag dazu bestimmt, zur Pflege dieser Darstellungsgattung zurückgekehrt. Jeder wird eben der Sclave seines Erfolges. Zur Ausführung von künstlerischen Gedenkblättern, Adressen, Ehrenbürgerbriefen bei besonders wichtigen Gelegenheiten und für hervorragende Männer bestimmt, ist immer wieder er berufen worden. Die seiner späteren Zeit sind dann freilich noch mit unvergleichlich prächtigerem Glanz geschmückt erschienen, da sie nicht mehr durch das bescheidene Mittel der Feder allein, sondern in Gouache und Aquarellfarben mit allem Aufgebot auch seiner malerischen Kunst hergestellt wurden.

In der Mitte der dreißiger Jahre trat er auch bereits mit den ersten Früchten seiner Studien in der Oelmalerei an die Oeffentlichkeit. Auch in dieser hat ihn keines Meisters Lehre die bequem geebneten Wege zu vermeintlich sicherem Gelingen geführt. Was er vermag, hat er sich selbst errungen. — Der 1872 verstorbene Maler Professor Eduard Magnus besaß, glaube ich, das erste fertige Oelbild Menzels aus dieser Periode: „eine Consultation beim Advocaten", eine Scene im Costüm der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es erschien mir immer als eine ganz eminente Leistung auch im Colorit und der geistreichen Behandlung der Malerei; flüssiger im Vortrag, klarer, wärmer und leuchtender im Ton wie manches spätere Oelbild von ihm. Von dem Bilde einer „Plünderungsscene" aus dieser Zeit habe ich immer nur erzählen hören. Ein drittes Bild von packender dramatischer Gewalt tauchte aus langer Verborgenheit vor 15 Jahren hier einmal wieder auf: „eine Gerichtsscene", ebenfalls im Costüm der

letzten Jahre des 16. Jahrhunderts: Zwei als Mörder Angeklagte, an die Leiche ihres Opfers, einer jungen Frau, geführt, werden dort von deren Gatten, der sich verzweifelnd auf die Knie neben der Bahre geworfen hat, des blutigen Verbrechens bezichtigt, und der eine Richter erkennt und bezeichnet den wahren Thäter. (Besitzer Banquier Schneider in Berlin.)

Die dreißiger Jahre sind die Geburts- oder doch die Wiedergeburtsjahre einer Kunsttechnik, welche seitdem, wie sie es schon drei Jahrhunderte früher gewesen ist, für die Verbreitung der Freude am Kunstschönen in allen Schichten des Volkes und für seine ästhetische Erziehung wichtiger geworden ist und segensreicher gewirkt hat, als jede andere, auch die Lithographie nicht ausgenommen. Das ist die Holzschneidekunst. Fast während zweier Jahrhunderte gänzlich in Rohheit verfallen und verwildert, hatte damals eben nach englischem und französischem Vorbilde der Berliner Holzschneider Gubitz begonnen, sich des so lange verwahrlosten wieder anzunehmen, ihn dieser Rohheit zu entreißen. Unzelmann, seinem Schüler, war es vorbehalten, denselben in weniger als einem Jahrzehnt wieder zur glänzendsten künstlerischen Leistungsfähigkeit zu erheben. Dazu aber genügt alles Talent, aller Eifer und gute Wille des Holzschneiders nicht allein. Er vermag nichts ohne den Künstler, der ihm die Platte schnittbereit gezeichnet liefert. In dem jungen Adolf Menzel, der, wie er jedes Dinges wirkliche Erscheinung seiner inneren Anschauung genau einzuverleiben trachtete, auch immer bemüht war, sich die Beherrschung jedes künstlerischen Ausdrucksmittels anzueignen — fand er den rechten Mann, um ihn bei seinen Bestrebungen zur Reform des deutschen Holzschnittes zu unterstützen. Die Gewohnheit des lithographischen Federzeichners, Schatten und Modellirung der gezeichneten Gegenstände durch bestimmte Strichlagen hervorzubringen, kam Menzel trefflich bei diesen ersten Versuchen zu Statten. Das Nietenblatt des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staat für das Jahr 1838 war ein Holzschnitt Unzelmanns, das interessante Resultat dieser ersten Versuche Menzels im Zeichnen für den Xylographen. Auf der glatten, ungrundirten Buxbaumfläche hatte er (so wenig war man noch mit den Hilfsmitteln dieser Technik bei uns vertraut!) die merkwürdige Composition „Der Tod des Franz von Sickingen", mit dem spitzen Pinsel die Umrisse und die Schattirungen zeichnend, ausgeführt. Zum ersten Mal wieder trat damit ein deutsches Holzschnittbild, das nach Erfindung und Ausführung als eine echte und bedeutende Kunstschöpfung gelten konnte, an's Licht. Zwei Jahre später folgte ein unvergleichlich vollendeteres Werk dieser Kunst, das ebenfalls aus dem Zusammenwirken Menzels und Unzelmanns hervorgegangen war, das große, von jenem (nun bereits mit dem Stift auf grundirter Platte) gezeichnete von Letzterem geschnittene Blatt: „Guttenberg und Fust, den ersten Abzug von ihrer Bibel druckend". Es erschien zum damals in ganz Deutschland gefeierten 400jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst und kann auch heut noch immer als ein köstliches Erzeugniß des modernen deutschen Holzschnittes gelten.

Bald nach dem Erscheinen des „Sickingen“ war an Menzel eine Aufgabe herangetreten, welche für seine ganze künstlerische Zukunft entscheidend werden sollte. Franz Kugler hatte im Auftrage der Verlagsbuchhandlung von Weber und Lorf in Leipzig ein populär gehaltenes Leben Friedrichs des Großen verfaßt, welches in der Weise des kurz zuvor erschienen französischen Werkes von Laurens „Das Leben Napoleon I.“ durch Holzschnitt-Vignetten, in den Text gedruckte und ganzseitige Holzschnittbilder illustrirt werden sollte. Kein Geringerer als der berühmte französische Meister Horace Vernet hatte dies Napoleonsbuch in solcher, damals noch ziemlich ungebräuchlichen Weise mit seinen leicht hingeworfenen charakteristischen Skizzen geschmückt. Franz Kugler hatte den glücklichen Treffer, mit dem Antrag zur Uebernahme der gleichen Aufgabe für sein Friedrichsbuch sich an Adolf Menzel zu wenden. Für die deutsche Holzschneidekunst, die deutsche Buch-Illustration und für des jungen Meisters Kunstentwickelung und Leben datirt von diesem Auftrag eine neue Periode.

Ganz seiner gewohnten Art gemäß, griff er die ihm gewordene Aufgabe gleich mit aller denkbaren Gründlichkeit an. Er begann ein Studium der Monumente und Reliquien des großen Jahrhunderts, seiner Kunstwerke, seiner Sitten, Trachten, Lebenseinrichtungen, Gesellschaftsformen, Bildnisse, seiner Literatur und Geschichte, so umfassend und eindringend, er häufte solche Massen von Zeichnungen nach den Originalstücken in seinen Mappen an, daß künstlerische Freunde, welchen Vorbereitungen solcher Art für die Illustrirung eines Buches ganz unerhört und ziemlich überflüssig erscheinen mochten, ihn damals wohl spöttisch fragten, ob er denn dächte 300 Jahre zu leben, deren er doch bedürfen würde, um das Alles zu verwerthen. Menzel ließ sich nicht beirren. Er wußte genau, was er wollte und was er konnte. Das Endergebniß hat denn auch diesen Vorbereitungen entsprochen. In den 400 Illustrationen dieses Buches, in seinen abgeschlossenen Bildcompositionen, seinen in den Text verstreuten Vignetten, Bildnissen, Initialen, symbolischen Titelblättern, Capitelköpfen &c. ist das Jahrhundert des großen Preußenkönigs zuerst durch die Kunst noch einmal wirklich und lebendig gemacht. Seine Anschauung ist dadurch ein Gemeinbesitz der Nation, und nicht der deutschen allein, geworden. Ein solches Versenken in den Geist und die Erscheinung einer vergangenen Epoche, ein solches Heraufbeschwören ihrer Menschen und Zustände in allen kleinen und großen charakteristischen Zügen und Eigenheiten war bis dahin ohne Beispiel in der Geschichte der zeichnenden Künste gewesen und ist in solcher Vollkommenheit auch nicht wieder von einem Anderen erreicht worden. Das Bild des großen Friedrich und ebenso wie das seiner Paladine und seiner Soldaten, wie es heut und in der Zukunft in der Phantasie der Menschen leben wird, ist das von Menzel in den Holzschnittbildern dieses in seiner Art einzigen Buches und in den späteren Zeichnungen und Gemälden des Meisters erst geschaffene. Aber ein Glück für den Zeichner und für uns ist es gewesen, daß er an dies Werk gerade zu einer Zeit gehen konnte, in welcher er Talente

des Holzschnittes wie Unzelmann und die Gebrüder Vogel, H. Müller, Kretzschmar, Georgy, Ritschl, Bennewortħ in Leipzig und Berlin fand. In der Ausführung dieser Zeichnungen selbst entwickelten sie sich zu einer sichern Meisterschaft im Facsimileschnitt, der wir es danken, daß Menzels Originalzeichnungen in den durch Jene ausgeführten Holzschnitten in fast durchaus ungetrübter und ungeschädigter Reinheit und Aechtheit erhalten vorliegen. Der zuerst gemachte Versuch der Verlagshandlung, die Platten in Pariser xylographischen Ateliers schneiden zu lassen, scheiterte gänzlich. Auf diese Art der Zeichnung, auf dieses Ernstnehmen der Aufgabe, leichte Vignetten und kleine Textillustrationen zu zeichnen, war man dort nicht gefaßt und vorbereitet.

Nach zwei Seiten hin ist dies Werk und die hingebende Thätigkeit des jungen Meisters an demselben während der Jahre 1839—1842 für seine fernere künstlerische Laufbahn bestimmend und entscheidend geworden. Indem er das weite, durch jene Studien ihm, wie noch keinem Zweiten vor und neben ihm, erschlossene Stoffgebiet fortan noch immer mehr und mehr künstlerisch auszubeuten strebte, wurde er der, als den man ihn so lange viel zu ausschließlich gefeiert hat: der Maler Friedrich des Großen, der nach Chodowiecki und G. Schadow erste wahrhaft künstlerische Verherrlicher des Preußenkönigs und der Seinen, der von der deutschen Kunst so lange vergessenen und vernachlässigten Männer, Thaten und Schicksale jener Heroenzeit des jungen deutschen Staates. Andererseits aber war er der eigentliche Wiedererwecker des deutschen Holzschnitts, weil der Holzzeichnung geworden, deren unerreichter Meister er bis diesen Tag geblieben ist. So sehen wir Menzel für die nächstfolgenden zwei Jahrzehnte vorzugsweise auf jenem Stoffgebiet und daneben in dieser Technik das Außerordentlichste schaffen. Dreier großer cyklischer Werke, welche er während des nächsten Jahrzehnts ausführte, ist hier zunächst zu gedenken. Während den Vorstudien zu jenem Friedrichsbuch kam ihm wohl die Betrachtung (ich brauche seine eigenen Worte), „daß die jetzt noch vorhandene Anzahl von Originaluniformen, Armaturstücke und sonstige Forschungsquellen, Zeitdocumente ꝛc. aus der Periode des großen Königs früher oder später dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen dürften und damit ein Hauptmaterial für die bildende Kunst unwiederbringlich verloren gehe“. Um dem nach besten Kräften vorzubeugen, unternahm er jenes Werk, zu dessen Ausführung eben das Genie und der unsägliche „Fleiß, den keine Mühe bleichet“, die zähe Ausdauer und hohe künstlerische Begeisterung und Inspiration sich so innig verschmelzen mußten, wie es in dieser großen, künstlerischen Individualität geschieht. Nicht in einer Sammlung von bloßen Costümbildern, die er nach jenen noch vorhandenen Originalen gezeichnet hätte, begnügte er sich, seinen Wunsch der Fixirung jenes bedrohten „Hauptmaterials der bildenden Kunst“ für die Darstellung der Zeit Friedrichs zu verwirklichen. Er schuf eine Galerie von mit diesen Uniformen bekleideten wahrhaft lebensfähigen, soldatischen Typen und Individualitäten aus jener Armee, in einer Folge

von über 300 mit der Feder höchst meisterhaft in großen Format auf den Stein gezeichneter Gestalten. Jeder einzelne Mann darauf ist charakteristisch für seinen Truppentheil und doch ein eigenartiges, persönliches Wesen. Diese Reiter und Infanteristen, diese Offiziere, Corporale, Gemeinen und Stallknechte, Feldscheerer, Auditeurs und Profosse sieht man dastehen, sitzen, anlegen, zielen, präsentiren und paradiren, als ob sie ihr Zeichner mit rascher Hand direct nach der Natur im Moment der lebendigen Bewegung auf das Papier gleichsam geschrieben hätte. Nichts in ihnen selbst ließe die unsägliche Mühe, die ermüdende, peinliche, trockne Arbeit des Suchens, des Messens mit Zollstock und Zirkel, des genauen Nachzeichnens von Gegenständen, welche die große Mehrzahl der Maler als dessen völlig unwerth und gleichgiltig anzusehen gewöhnt ist, ahnen, deren es doch wesentlich mit bedurfte, um diese in ihrer Rundheit, Sicherheit und Lebensfülle wie natürlich erwachsen scheinenden Menschenbilder so hinzustellen. Nur dadurch, daß diese Messungsresultate ihrer Uniformen, Waffen und sonstigen Ausrüstungsstücke meist neben die Figuren mit genauen Maßangaben in Zahlen hingezeichnet sind, kann man diesen Theil der Arbeit erkennen.

In drei starken Foliobänden gesammelt, sind diese Zeichnungen im Jahre 1847 unter dem Titel: „Die Armee Friedrich des Großen in ihrer Uniformirung“ erschienen. Leider nur in dreißig Exemplaren, nach deren Abzug nach des Autors eigner Bestimmung, die Platten abgewischt wurden. Diese Exemplare sind einzig in den Besitz deutscher Fürsten und Staatsbibliotheken und Kupferstichcabinette gelangt.

Wie dieses eine große Hauptwerk Menzels, welches er freilich mehr als ein von ihm zusammengestelltes künstlerisches Arsenal zu betrachten scheint, so ist auch ein an Form und Inhalt allerdings ihm noch überlegeneres, zweites cyklisches Werk, das er während der vierziger Jahre ausführte, der großen Oeffentlichkeit entzogen geblieben: die von Menzel illustrirte „Prachtausgabe der Werke Friedrich des Großen“. König Friedrich Wilhelm IV., der jene in's Leben rief, beauftragte ihn mit diesen Zeichnungen. Was oben von den Holzschnitt-Illustrationen zu Kuglers Friedrichsbuch gesagt ist, das trifft für diese bewundernswürdigen Schöpfungen des eigenartigsten und feinsten Künstlergeistes in noch erhöhtem Maße zu. Man empfängt von diesen symbolischen und historisch-realistischen Vignetten, die häufig selbstständig freien künstlerischen Phantasien über die, von dem königlichen Autor angegebenen, Themata gleichen, den Eindruck, als ob der Zeichner, mit dem Gefühl, zu seinem gefeierten Helden so in den unmittelbaren Zusammenhang des künstlerischen Mitarbeiters an dessen Werken getreten zu sein, noch fort und fort über sich selbst hinausgewachsen wäre. Und welche gesteigerten Forderungen derselbe auch an seine Holzschneider mit diesen Zeichnungen stellte, — die begeisterte Hingebung an ihn und die in der xylographischen Ausführung seiner Zeichnungen so streng erzogene Kunst eines Unzelmann, Otto und Albert Vogel und

Hermann Müller hat das in sie gesetzte Vertrauen nicht getäuscht. Wie Menzel selbst von ihnen rühmt, haben sie im Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung das Höchste geleistet, und damit eben auch in der Kunst des wahren Holzschnittes überhaupt das Beste, was dieser leisten soll und kann. Dem 1849 abgeschlossenen Werk (1846 entstanden dazwischen noch die 32 Holzschnitt-Illustrationen für Lange's populäres Buch über die preußische Armee) folgt die dritte dieser großen cyklischen Arbeiten: das 1855 zum Abschluß gebrachte Holzschnittwerk „Aus König Friedrichs Zeit", erschienen bei Alexander Dunker in Berlin, geschnitten von Saalborn, Schuseil, Klitsch und Klaveen in Kretzschmar's Atelier; jungen Künstlern, welche sich unter jenen in der wohlthätigen Schule der Menzelschen Zeichnung erwachsenen inzwischen zu einem kaum geringeren Kunstgeschick entwickelt hatten. Es sind die Kniestück-Bildnisse des großen Königs, des Prinzen Heinrich und der berühmtesten Generäle seiner Kriege. Jeder von ihnen ist in einer für sein Wesen und seiner Bedeutung charakteristischen Situation seines soldatischen, kriegerischen oder friedlichen Lebens so gezeichnet, als wäre es unmittelbar nach der Wirklichkeit, und zwar im glücklichsten Moment des unabsichtlichen Sich-Gebens geschehen. Und die sinnliche Erscheinung eines Jeden ist durch die Holzzeichnung zu einer Körperlichkeit und einer Realität, mittelst der reichen und energischen Tongebung und der Kunst in der wechselnden Behandlung alles Stofflichen herausgearbeitet, daß die Gestalten ebendig und selbst arbig vor uns hinzutreten scheinen.

Gleichzeitig mit diesen ist die merkwürdige große Holzzeichnung Menzels entstanden, an deren Schnitt Unzelmann eine der bewundernswürdigsten Leistungen der Deutschen Xylographie vollbracht hat: Das Bildniß Shakespeares. Es zeigt den Dichter im reifsten Mannesalter. Der Bildung des Kopfs ist die Stratfordbüste zu Grunde gelegt. Im weiten pelzbesetzten Hauskleide, die Arme untergeschlagen, wandelt er sinnend im Morgenlicht durch den Garten seines Häuschens zu Stratford. Unter allen angeblich authentischen Shakespeare-Porträts, wie unter allen später frei nachgeschaffenen Darstellungen des Gewaltigen ist diese Menzel'sche wohl die einzige, welche ihn uns als lebensfähigen Menschen und zugleich als den zeigt, dessen Antlitz man es zutraut und anzusehen glaubt, daß es die sinnliche Form eines Schöpfergeistes sei, welches Hamlet, Lear, Macbeth und Coriolan, aber eben so auch Romeo, Falstaff und den Sommernachtstraum zu erzeugen vermochte.

Von da ab hat Menzels Thätigkeit für den Holzschnitt manche Jahre geruht. Erst im vorigen Jahrzehnt ließ er sich wieder einmal durch den Stuttgarter Verleger Gustav Weise zur Zeichnung einiger von jenen, von ihm herausgegebenen deutschen Bilderbogen bestimmen. Um dieselbe Zeit zeichnete er für die Grote'sche Verlagshandlung ein prächtiges Blatt auf Holz, das in dem von dieser herausgegebenen Album für Kunst und Dichtung erschienen ist: „Der Schwede kommt". Und wieder noch im vorigen Jahre führte er mit einer unvergleichlichen Kraft, Kühnheit, Schärfe der Charakteristik

und Glanz der Wirkung drei größere Zeichnungen auf Holz zum Schnitt für das bei Spemann in Stuttgart erschienene Prachtwerk „Germania" aus. Ein Titelblatt: die Selbstkrönung Friedrich I. von Preußen; eine höchst originelle figurenreiche Composition: das Tabakscollegium Friedrich Wilhelm I. und eine Halbfigur des „alten Fritz" vom Rücken gesehen, auf den Krückstock gestützt, das Antlitz nach der rechten Schulter hingewendet, in welcher Menzel selbst, und gewiß nicht mit Unrecht, die vollendetste künstlerische Verkörperung der Vorstellung des großen Königs in seinem Alter erblickt, die auch ihm je zuvor gelungen ist.

Von einem umfassenderen Werk der Holzzeichnung und Buch-Illustration Menzels aus der jüngsten Zeit wird noch an einer spätern Stelle dieser Charakteristik des Meisters die Rede sein. Ich wende mich hier zunächst wieder zu jenen vierziger Jahren zurück, in welchen er die Werke Friedrichs des Großen illustrirte und an den Zeichnungen zum Armeewerk arbeitete. Sie sind trotz dieser, ein so hohes Maaß von Kraft in Anspruch nehmenden großen Arbeiten dennoch auch in andrer Richtung nicht weniger productiv für ihn gewesen. „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben", erschien auch ihm jederzeit so „heilige Pflicht", wie Goethe. So ergriff er damals mit leidenschaftlicher Lust und heißem Bemühen gleichzeitig auch die Kunsttechnik des Radirens und Aetzens. Rasch erreichte er es, ihrer vollkommen Meister zu werden. Die schönsten Beweise dafür geben jene sechs Blatt „Radirversuche", welche in einem nicht minder interessant illustrirten Umschlagdeckel 1844 in Sachses Hofkunsthandlung erschienen sind. Vorwiegend kleine landschaftliche Bildchen (nur ein Blatt zeigt ausschließlich Studienköpfe und kleine Straßenscenen) mit figürlicher Staffage, alle von einem kaum zu schildernden Reiz der Stimmung, wie der geistreichen Behandlung mit Nadel und Aetzwasser, bei der anspruchlosesten Simplicität der Gegenstände.

Die Lithographie, welche mit ihren alten, ungenügenden technischen Hilfsmitteln und Proceduren dem jungen Menzel Leben und Kunst so böse erschwert gehabt hatte, war inzwischen besonders durch Pariser Drucker und Steinzeichner zu einer nie geahnten Entwicklung gebracht worden. Statt der traurigen, peinlichen Arbeit mit der spitzen Kreide hatten uns jene Franzosen gelehrt, mit der breiten Tablette zu handtieren, den Estompen, Tuschpinsel und das Schabeisen mit voller künstlerischer Freiheit zu einer wahrhaft malerischen Behandlung der Steinzeichnung und zur Erreichung entsprechender Wirkungen zu verwenden. Und Drucker wie Lemercier hatten den Beweis geführt, daß auch die so traktirte Platte, richtig geätzt, Nichts an ihrer Druckfähigkeit einzubüßen brauche. Ein Schüler dieses Druckers, Wilhelm Korn, hatte zu Ende der vierziger Jahre diese neuen lithographischen und Druckkünste nach Berlin in Sachses lithographisches Institut verpflanzt. Menzel zögerte nicht, sich auch dieser Technik mit gewohntem Eifer zu bemächtigen. Mit welch bewunderswürdigem Resultat, beweisen einmal die sechs Blätter des 1851 bei Sachse erschienenen Heftes „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen". Die

gewählten Gegenstände sind hier wieder die mannigfaltigsten: Rococoscenen, Thierbilder (die Bärengrube im Zoologischen Garten), ein Raubritterzug, eine Scene von unheimlich dramatischer Wirkung: der Hinterhalt. In der ganzen Art der Tonwirkung, in der Energie ihrer Schatten, in der Feinheit ihres Helldunkels sind diese aus dem schwarzen, lithographischen Tuschüberzuge der Platte herausgeschabten Bilder von wahrhaft Rembrandtischer Wirkung.

Während der fünfziger Jahre setzt sich diese lithographische Thätigkeit, an welcher Menzel neuen Geschmack gefunden hatte, auch neben den großen malerischen Arbeiten dieser Periode fort. Die Jahrgänge des damals bei Trewendt in Breslau erscheinenden „Argo, Album für Kunst und Dichtung“ und andere ähnliche Albumwerke schmückte er wiederholt mit solchen, von ihm in hoher Genialität auf Stein, theils gezeichneten, theils geschabten Blättern, von denen hier nur Don Juan und Donna Anna, Dürer, ein nacktes Kind nach der Natur malend, die Löwenfütterung, und eine prächtige mittelalterliche Scene vom Turnierhof „Rathe, wer ist's“ genannt seien. Vor Allem aber ist der großen, ebenfalls aus der schwarz grundirten Steinplatte herausgeschabten, Composition „Christus als Knabe im Tempel“ unter diesen lithographischen Arbeiten seiner „zweiten Steinzeichner-Periode“ zu gedenken. Es ist, in solcher Technik reproducirt, die Copie eines großen Transparentgemäldes, welches Menzel für die Weihnachtsausstellung des Künstler-Unterstützungsvereins 1851 gemalt hatte. Wenn er seiner ganzen Natur und Geistesrichtung nach auch eine solche rein menschliche Scene unmöglich in der Auffassungsweise und im Stil der idealistischen Heiligenmalerei darzustellen vermochte, so lag ihm eine frivole und spöttische Behandlung, wie sie Manche in jenem berühmten Blatt erkennen wollten, doch ebenso fern. Er stellte den Jesusknaben als einen gescheidten, geistreichen, frühreifen, hageren Buben von entschieden israelitischem Typus dar, der, inmitten eines Kreises von wahren Musterbildern altjüdischer Männer, dieselben durch seine Aussprüche und Antworten überrascht, erstaunt und entzückt; Maria aber, als eine junge hebräische Frau und Mutter, die in freudiger Erregung auf ihren, in solcher Umgebung wiedergefundenen, Knaben zueilt, während der Nährvater Joseph, bescheiden und doch des Anblicks froh, ihren Eifer zu mäßigen sucht. Das fromme Gefühl mag sich gegen eine solche Auffassung von Gegenständen der Evangelien sträuben; das Blatt bleibt darum doch so reich an originellem Geist, Lebendigkeit und Meisterschaft der charakteristischen Zeichnung und technischen Ausführung, daß es immer einen hervorragenden Platz im Lebenswerk seines Autors behaupten wird.

Lebhaft bedaure ich immer, daß derselbe nicht auch die beiden anderen großen Transparentbilder, welche er in jenen Jahren für denselben Zweck, diese Weihnachtsausstellungen, malte: „Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese“, in der Laub- und Schilfhütte, worin die Urmutter der Menschheit ihre beiden Knaben säugt, und „die Austreibung der Wucherer vom Tempel“, ebenso wie das besprochene Bild reproducirt und damit zwei so

echt genievollen Schöpfungen die höchst wünschenswerthe Verbreitung gegeben hat.

In den vierziger Jahren aber arbeitete Menzel sich gleichzeitig auch einzig durch eigene Kraft zu einer malerischen Meisterschaft durch, welche bald der längst unbestrittenen, zeichnerischen in keinem Punkt mehr nachstehen sollte. Auch für diese coloristischen Studien gab ihm Alles ringsum, was sich seinem stets aufmerkenden und beobachtenden Auge zeigte, willkommenen Stoff Gegenstand und natürliches Vorbild. Ein Blick aus dem Fenster seiner Wohnung, auf die Straßen, Höfe, Gärten oder Baugerüste der Nachbarschaft; ein Gang draußen vor die Thore Berlins, Exercierplatz und Ställe, die Zimmer, in welchen er oder die Seinigen sich aufhielten, die Wand seiner Werkstatt, die eigenen Glieder in jeder Ansicht betrachtet, — an Allem wußte er, es nachmalend in Oel, Gouache, Pastell oder Aquarell, zu lernen, und wie seine Naturkenntniß, auch seinen coloristischen Sinn und sein technisches Können weiter zu entwickeln. Auf den Berliner Kunstausstellungen dieser Jahre erschienen dann ziemlich regelmäßig außer jenen Probeabdrücken der Holzschnitt-Illustrationen zu den Werken Friedrich des Großen, welche bereits der bewundernden Anerkennung sicher waren, solche Oelbilder Menzels, deren Verständniß und Wirkung damals doch nur erst auf eine kleine Gemeinde beschränkt blieb. Wichen sie doch in ihrem Wesen in ihrer Erscheinung, ihrer Erfindung und Malerei gänzlich von denen ab, für welche man sich damals bei uns zumeist enthusiasmirte. Ich entsinne mich sehr wohl des desto tieferen und nachhaltigeren Eindrucks, welchen mir und einem, in der Verehrung für Menzels Genie und Art noch vorausgeeilten, Freunde diese Gemälde des Meisters machten; z. B. die „Predigt in der alten Berliner Klosterkirche“ mit den am Fuße der Kanzel versammelten Gruppen von Zuhörern; oder die „Begegnung Gustav Adolfs mit seiner Gattin“ am schneeigen Wintertage vor dem Thore des Schlosses von Hanau; ein Bild, das, so oft ich es seitdem auch im Hause seiner gegenwärtigen Besitzerin wiedergesehen habe, mir immer noch als ein, von der modernen Malerei in der Charakteristik historischer Menschen, in der Darstellung eines echten Wintertages und an Reichthum, Glut, Harmonie und Schmelz der Farbe kaum übertroffenes, Meisterwerk erscheinen will (beide 1847 gemalt). Oder jenes 1846 ausgestellte „Störung“ betitelte: zwei junge Damen, Typen von ernster Anmuth, die Abends allein und beisammen am Piano sitzend, von einem Besuch der ihnen unerträglichsten Art, einer alten Frau Geheimräthin mit ihrem Gatten, in fatalster Weise gestört werden. Oder das 1849 gemalte: „ein Spazierritt Friedrich des Großen“, dessen landschaftlicher Theil, Luft und Vegetation, zuerst die ganze Kunst Menzels in der malerischen Schilderung auch dieser Seite der Wirklichkeit bewies, die er sich auf seinen eigenen Wegen zu erobern gewußt hatte. Der König auf seinem Schimmel, in weiterer Entfernung von zwei Adjutanten gefolgt, reitet auf der von Weiden eingefaßten Landstraße bei Potsdam im Schritt gerade aus, gleichsam

aus dem Bild heraus dem Beschauer entgegen. Im nächsten Vorgrund am Grabenrande steht ein junger märkischer Bauer, der den Monarchen dort erwartet, um ihm eine Bittschrift zu überreichen. Aber vor dem Adlerblick des gewaltigen Auges, das er schon aus der Ferne auf sich ruhen fühlt, schmilzt ihm der feste Muth des Entschlusses. Er würde entfliehen, den ersehnten, günstigen Moment unwiederbringlich verlieren, wenn ihm seine Braut, die derbe, rothbackige Dirne im bäuerlichen Sonntagsstaat neben ihm, nicht mit eindringlicher, leidenschaftlicher Beredtsamkeit zuspräche. In seiner dramatischen Lebendigkeit und besonders auch durch die vollendete, überzeugende Charakteristik jener Königsgestalt zu Pferde, hat es mir einen Eindruck hinterlassen, den diese dreißig Jahre noch in keinem Punkt zu verwischen vermochten.

Ein großer historischer Carton, wohl die einzige derartige Arbeit Menzel's, ist von ihm in derselben Zeit wie diese Oelbilder ausgeführt. Vom Kunstverein zu Kassel war er 1847 beauftragt, einen solchen, zum Zweck späterer monumentaler Ausführung in Farben, zu zeichnen. Den Gegenstand der Composition bildete die Scene des „Einzugs der Herzogin Sophie von Brabant in Marburg" (1247). Die Ereignisse des Jahres 1848 haben die Ausführung des Gemäldes verhindert. Den Carton, eine 10 Fuß hohe, 18 Fuß lange Tafel, hat Menzel später wieder in seinen Besitz gebracht. Von der hergebrachten Art der Behandlung einer Cartonzeichnung weicht dieser allerdings sehr ab. Daß es sich hier um die Gestalten von Männern und Frauen des deutschen Mittelalters handelt, hat Menzel selbstverständlich nicht bestimmen können, seiner realistischen Kunstweise, die überall zunächst auf die natürliche Wahrheit in der Wiedergabe der Erscheinungen der Dinge und des Lebens ausgeht, untreu zu werden, und „in das Horn der Romantiker zu blasen".

Im Vollbesitz der Herrschaft über die technischen Mittel der Oelmalerei, wandte er sich gegen das Ende dieses Jahrzehnts der Erfüllung jener großen künstlerischen Lebensaufgabe zu, welche ihm wohl seit den Zeichnungen zu Kuglers Friedrichsbuch jederzeit als die ihm gesetzte, zu der er durch Natur und Schicksal vor Allen berufen sei, vorgeschwebt haben mochte: seines Helden, des großen Preußenkönigs, Wesen und Handeln im Palastsaal, auf dem Schlachtfelde, vor dem Kampf und inmitten aller entfesselten Schrecken des drohenden Verderbens, und wieder unter seinem Volk als helfender, die Wunden des Krieges heilender Vater des Landes in abgeschlossenen Gemälden zu schildern. 1850 erschien zur Ueberraschung aller Derer, welche in Menzel immer nur noch den Feder- und Holzschnittzeichner sahen, das erste größere Gemälde dieser Reihe: „Friedrich der Große bei Tafel im Kreise seiner Freunde, Sanssouci 1750". Wenn je in einem Bilde das, was man den „Geist einer Zeit" nennt, durch die Kunst eines inspirirten und mit dieser Zeit auf's Innigste vertrauten Meisters seine volle, sinnliche Verkörperung gefunden hat, so ist es hier, wo die echten Repräsentanten des Geistes des 18. Jahrhunderts um die beiden wahren Herrscher im Reiche desselben in

heiterer Tafelrunde versammelt sind: die La Mettrie, d'Argens, Algarotti, Lord Marishal, Keith 2c. um Friedrich und Voltaire dort im runden Speisesaal seines Schlosses Sanssouci, durch dessen Glasthür das gedämpfte Tageslicht von der Terrasse her hereinschimmert. Hinter der runden Tafel, auf welcher der Krystall, das feine Porzellan- und Silberzeug, der Wein in den Karaffen und Gläsern, die Früchte des Desserts in den Schalen und in den Aufsätzen, in zartem reizvollem Farbenspiel blitzen und leuchten, sitzt der junge König. Hier ist der, einer Welt in Waffen trotzende, Held und Sieger nur der heitere und glänzende Philosoph, der Freund der Musen. Mit dem gefeierten Gast seines Hofes, den er als den Meister aller Kunst und alles Wissens, als den Lehrer und Erzieher seines eigenen Geistes ehrt, mit Voltaire, scheint er in glänzendem Wortgefecht zu kämpfen, welcher die Pfeile des Witzes, kaum empfangen, mit vollendeter, echt altfranzösischer Rococo-Grazie gegen ihn zurückschnellt. In reichster Nüancirung des individuellen Ausdrucks spiegeln die umsitzenden Genossen der Tafelrunde die Wirkung dieses Geplauders, dieses Feuerwerks des Esprit und Witzes, in ihren Gesichtern und ihrer ganzen Haltung wieder. Ein undefinirbarer Duft königlicher Vornehmheit aber scheint in dem, von dem freimüthigen Lachen der Dessertstimmung durchtönten Raum zu weben, in welchem jedes Stück der Architektur, vom Parquet bis zu den vergoldeten Säulencapitälen und den Stuccaturen der Kuppeldecke, jedes Möbel und jeder Lüstre das Gepräge der capriciösen Anmuth des Hochrococo trägt.

Zwei Jahre später folgte auf der Berliner Kunstausstellung das zweite aus der Reihe dieser Friedrichsbilder, heut wie jenes ein köstlicher Schatz der Berliner Nationalgalerie, das „Concert bei Hofe, Sanssouci 1750". In Bezug auf coloristische Schönheit, auf Reiz und Schmelz des Tons und auf feine malerische Kunst geht es wohl über das, auf dem Bilde der Tafelrunde Erreichte, wesentlich hinaus. Der König, welcher dies Hofconcert bei Gelegenheit der Anwesenheit seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, zu Sanssouci veranstaltet, ist im Mittelpunkt der Composition, ein Flötensolo blasend, dargestellt. Kaum ließe sich eine Situation denken, welche es schwieriger machte, einem in ihr gezeigten Manne das Gepräge der Würde der Majestät und des kriegerischen Heldenthums zu wahren, als die hier von Menzel gewählte. Ihm ist es dennoch gelungen, seinen Helden, trotzdem er ihn hier vollständig hingegeben an die Ausübung und an den Genuß seiner eigenen Virtuosität darstellt, nichts von seinem freien, königlichen Anstand darüber einbüßen zu lassen. Am Flügel, zur Rechten des Notenpultes, harren Emanuel Bach, Benda mit der Geige, und die anderen Musiker des Streichquartetts auf das Ende der Flötencadenz, um dann wieder mit ihrem Vollklange einzufallen. Des Königs Lehrer, Quanz, lehnt in der Fensternische, mit lächelnder Zufriedenheit der Leistung seines erhabenen Schülers lauschend. In der Tiefe des weiten Raumes auf kleinem Divan sitzt des Königs Schwester, die großen Augen mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit auf den

Bruder gerichtet. Zur Linken, bis in den nächsten Vordergrund, gruppirt sich die Hofgesellschaft. Die Damen in goldlehnigen Sesseln, die Herren, alte und junge Cavaliere und Würdenträger, Marschälle und Kammerherren in den glänzenden Hoftrachten der Zeit hinter ihnen stehend, mit größerem oder geringerem Antheil dem Concert zuhörend. Auf diese Gesellschaft herab werfen die Kerzen der Kronleuchter und Wandarme ihr, von den Spiegeln zurückgestrahltes, in den Krystallen der Kronen prismatisch gebrochenes Licht und erfüllen den, mit der phantastisch-launenhaften, reizenden Kunst des Rococo decorirten, Raum hier mit ihrem strahlenden Glanz, dort mit feinem Lichtdämmer.

Die hier bewiesene Kunst, den Glanz der Hoffeste der Vergangenheit überzeugend zu schildern, wurde Menzel gleich nach Vollendung dieses Gemäldes noch einmal zu bewähren berufen. Zur Erinnerung an jenes „Fest der weißen Rose", mit welchem im Jahre 1829 die damals zur Hochzeit ihres Bruders, des jetzigen Kaiser Wilhelm, in Berlin anwesende junge Kaiserin Alexandra von Rußland von den Mitgliedern des Königshauses und der Hofgesellschaft zu Potsdam gefeiert wurde, sollte der hohen Frau am 25sten Jahrestage desselben ein Album von höchster künstlerischer Pracht des Inhalts und der Ausstattung überreicht werden. Menzel führte die zwölf großen Aquarellbilder desselben aus: Darstellungen von ebenso vielen historischen Festlichkeiten, welche am Hof der Hohenzollern in verschiedenen Epochen ihrer Machtentwickelung seit dem Mittelalter stattgefunden haben. Jedes dieser Blätter erhielt wieder in echt Menzel'scher Weise noch einen ganz besonders geist- und phantasievollen Schmuck durch die beziehungsreichen und dem Stil der betreffenden Epochen entsprechenden, ornamentalen und figürlichen, in Farben und Gold ausgeführten Umrahmungen. Es ist immer zu beklagen, daß diese, in ihrer Art einzigen Schöpfungen des originellsten Genius, welcher in ihrer Gestaltung sich so recht nach voller Lust und Laune ergehen, und in der Bethätigung überströmender Erfindungskraft schwelgen konnte, verurtheilt sein müssen, unvervielfältigt im historischen Museum des Gothischen Hauses im Park von Tsarskoe Selo vor aller Welt verborgen zu bleiben. Wenigen wird das Glück zu Theil, das Album dort mit Muße durchsehen zu können, wie es dem Unterzeichneten im Winter 1874 vergönnt war.

Die auf das „Flötenconcert" folgenden Friedrichsbilder sind: 1854 „Friedrich der Große auf Reisen" (Galerie Ravené), 1855 „die Huldigung der schlesischen Stände zu Breslau 1741" (in der städtischen Galerie daselbst); 1856 „König Friedrich und die Seinen bei Hochkirch" (im Königlichen Schloß), 1857 „die Begegnung Friedrichs und Joseph II. auf der Treppe des Schlosses zu Meißen" (im Besitz des Vereins für historische Kunst). Auf dem ersten dieser Bilder zeigt er den König als den überall persönlich sehenden, sorgenden, eingreifenden Wächter und Pfleger des Volkswohls, der in rastloser Thätigkeit die Wunden zu heilen trachtet, welche der Krieg dem Lande geschlagen hat. Unterwegs, auf der Landstraße, und eben dem Reisewagen entstiegen,

benutzt er die Minuten, um den Vortrag seines Cabinetsraths Fredersdorf über die hier auszuführenden Neubauten und Meliorationen entgegen zu nehmen, während die Gutsherrschaft, die Schuljugend, die Gemeindevorstände mit ihren Huldigungen, mit allen Zeichen verehrender Liebe und demüthiger Scheu zugleich ihn umdrängen. — Weniger reich in der Farbe und wie es bei seinem Gegenstande nicht anders sein konnte, in der Composition, ist das Breslauer Bild. Die Herren Stände, eine Gesellschaft von Männern in mächtigen Allongenperrücken und steifem Pomp, umgeben den Thron und steigen dessen Stufen hinauf, unter dessen Baldachin der jugendliche Eroberer Schlesiens in frischer, kecker, siegesfroher Haltung dasteht, den Huldigenden in Ermangelung des ceremoniellen Reichsschwertes den eigenen Degen hinstreckend, auf dessen Knopf nun die Getreuen den Huldigungskuß zu drücken haben.

Zur vollen Höhe seines künstlerischen Vermögens schwang sich Menzel in dem auch räumlich größten Gemälde unter allen bisher von ihm geschaffenen auf: in der gewaltigen Schilderung seines Helden während des nächtlichen Ueberfalls bei Hochkirch. Inmitten des scheinbar unentrinnbaren Verderbens wollte er ihn in seiner ganzen Größe zeigen. Zwar fast wie gelähmt von dem Entsetzen über das durch die eigene Hartnäckigkeit verschuldete Unheil, zeigt er den König auf wildbäumendem Schimmel auf der, von Flammenschein des Brandes unheimlich erhellten, Dorfgasse aus der Tiefe des Bildes hervorsprengend, starren Auges und halbgeöffneten Mundes. Aber man fühlt es: im nächsten Moment schon wird dieser Mund das Commandowort rufen, das alles Brausen der Flammen, den Donner der Geschütze, das Prasseln des Kleingewehrfeuers durchhallt. Erheben wird er sich zu seiner alten Geistesmacht, die Schrecken bändigen und den drohenden Wogen der Vernichtung sein: „Bis hieher und nicht weiter!“ gebieten. Um den König aber in dem brennenden Dorf stehen die „Seinen“ im heroischen Kampf. Das mit allen Schrecken zugleich über sie hereinbrechende Verhängniß, der Ueberfall durch überlegene Feindesmacht, die Nacht, die Feuersbrunst, konnte diese Männer nicht beugen. Die hoch auflodernden Flammen beleuchten Thaten des größten Heldenmuths. Aus dem Hohlweg im Vordergrunde auf regenerweichtem Boden klimmen schnell zusammengeraffte Fußtruppen herauf, um an den Feind zu kommen. Andere knieen und stehen, in drei Gliedern hintereinander rangirt, im heftigsten Feuergefecht, ladend anlegend, schießend, die Gestalten als dunkle Silhouetten gegen den Glutschein und den Qualm abgesetzt . . . Es ist eine Schilderung des verzweifelten, aber immer noch vom militairischen Commandowort gelenkten Nachtkampfes, wie sie nie in so voller Realität durch die Malerei versucht, geschweige denn erreicht worden ist, und zugleich eine Kunstschöpfung von dem gewaltigen Pathos der großen historischen Tragödie.

Leider sind zwei andere Friedrichsbilder Menzels, — das eine als skizzirte Untermalung, das andere, größere, stellenweise schon zu einem hohen

Grade der Vollendung gebracht, während auf andern Stellen die Leinwand weder Aufzeichnung noch Farbe zeigt, — von ihrem Autor zurückgestellt worden, der auf ihren Abschluß für immer verzichtet zu haben scheint. Der Gegenstand des ersteren ist die Ueberraschung der Oesterreicher im Schloß zu Neisse durch den Sieger von Leuthen, der sie mit dem „Bon soir, Messieurs" spöttisch begrüßt. Das andere sollte die Scene am Morgen dieses großen Tages darstellen: der König, seine um ihn versammelten Generale in der bekannten Weise anredend. Die fertigen Parthieen dieses großen Gemäldes, die schneebedeckte Landschaft des Schlachtfeldes mit den sich ordnenden Artilleriezügen und Truppenkörpern, einzelne Gestalten in der Gruppe der Generale, deren Mäntel vom eisigen Winterwinde gezaust werden, lassen jenen Entschluß des Meisters auf's Lebhafteste beklagen.

In einer Reihe geistreicher Aquarell- und Gouache-Bilder schilderte er in denselben Jahren mannigfache Situationen aus dem Leben des kleinen kronprinzlichen Hofes im Schloß Rheinsberg: Pesne, das Plafondbild malend, auf dem Gerüst vom Prinzen Friedrich besucht; dieser in der Gondel auf dem See vor dem Schloß dahinfahrend; ein Hofball; das Treiben der Lakaien und Kammerhusaren im Flursaal. Und auch der großen Kohlenzeichnung aus den fünfziger Jahren ist hier noch zu gedenken, welche des großen Königs Vater, in einer Dorfschule der Rechenprüfung der Jungen beiwohnend, zeigt; ein Werk von so feiner und scharfer Charakteristik dieses gestrengen fürstlichen Hausvaters seines Volkes und seiner Zeit, wie nur jene Bilder aus seines Sohnes Tagen es für diesen sind.

Im alten Marienburger Schloß und 1858 in der „Gedenkhalle" des, für den Kronprinzen neu ausgebauten, Königpalais zu Berlin finden wir Menzel zum ersten Mal auch als Frescomaler sich bewährend. Dort in den Wandfeldern des Remters malte er die beiden Hochmeistergestalten des deutschen Ordens, Siegfried von Feuchtwangen und Ludger von Braunschweig, die in seiner so ganz abweichenden Auffassung und Darstellung fremdartig genug zwischen den biedern, feierlichen und „stilvollen" Ordensritterfiguren von Königsberger und Berliner Künstlern in den anderen Feldern erscheinen. Das Bild an der Wandlünette der Gedenkhalle aber hat die Begrüßung Wellingtons und Blüchers auf dem Schlachtfelde von la Belle Alliance zum Gegenstande.

So lange hatte Menzel die höchsten Aufgaben seiner Kunst in der Darstellung der Männer und Ereignisse, Thaten und Zustände aus der ruhmvollen Vergangenheit seines Vaterlandes gesucht. Da trat mit Friedrich Wilhelms IV. Tode die große entscheidende Wendung in der Politik unseres Staates ein, welche der Stagnation des geschichtlichen Lebens Preußens und Deutschlands ein Ende machen und eine neue Periode der Ehren und speciell auch des kriegerischen Ruhmes für Friedrichs Reich und Erben heraufführen sollte. Das Ereigniß im treuen wahrhaftigen Spiegel seiner Kunst aufzufangen und zu fixiren, durch welches, wie in einer Vorahnung des Kommenden, dieser neue glorreiche Abschnitt in der Geschichte des Vaterlandes eröffnet und eingeweiht wurde, sah sich Menzel berufen. Er

erhielt den Auftrag, die Krönung König Wilhelms in der Schloßkirche zu Königsberg zu malen. Schon dadurch, daß man gerade ihn mit dieser Aufgabe betraute, ging hervor, daß es auch im Sinne seines königlichen Bestellers lag, nicht etwa nur ein glänzendes farbenprächtiges Cermonienbild malen zu lassen. Menzel wohnte dem feierlichen Act der Krönung als genau aufmerkender Beobachter bei, entwarf Composition und Farbenskizze nach dem in treuem Gedächtniß bewahrten mächtigen Eindruck. Was er dort in jener Schloßcapelle versammelt gesehen hatte, als der Erbe Friedrichs auf den Stufen des Altars, seines großen Ahnherrn Krone auf dem ehrwürdigen Haupt, Herz, Auge und Schwert zum heiligen Schwur gen Himmel erhob, — das war die Verkörperung dieses preußischen Staates selbst seines Königthums, seiner Herrscher- und Heeresmacht, seines makellosen pflichttreuen Beamtenthums, seiner Städte und seines Volkes. Diese Incarnation des modernen preußischen Geistes, welchem, wie es sich nach wenigen Jahren schon herrlich offenbaren sollte, die Eigenschaften noch unverloren geblieben waren, denen der Staat Friedrichs seine Errettung und seine Größe dankt, — sie ist es, die Menzel in dem großen Krönungsbilde darzustellen erreicht hat, wie es Keiner neben und vor ihm vermocht hätte. Daß dabei Prinzessinnen und Hofdamen in ihren Bildnissen einen starken Mangel an Galanterie, oder eine gewisse Unfähigkeit des großen Charakteristikers zu erkennen glaubten, der weiblichen Schönheit und Eleganz, und speciell der ihrigen, völlig gerecht zu werden, ist sicher, und eine gewisse Verstimmung so mancher von ihnen gegen den Maler wird ihren Porträts auf seinem Krönungsbilde gegenüber wohl begreiflich. Das Ganze bleibt darin doch eine nicht weniger große und bedeutsame Schöpfung der modernen Geschichtsmalerei, welche hier „dem Jahrhundert und Körper der Zeit“ sein eignes Bild in einer Genauigkeit, Schärfe und Klarheit ohne gleichen gezeigt hat.

Zur Ausführung dieses Gemäldes, zu welchem Menzel Hunderte von Porträtköpfen in farbigen Stiften mit einer Kraft und Feinheit der lebendigen Charakteristik gezeichnet hat, die ihr Analogon nur noch in Hans Holbeins Bildnißzeichnungen findet, war dem Künstler ein Werkstattraum von genügender Größe in dem sogenannten Schweizersaal des Königlichen Schlosses an der Lustgartenseite überlassen worden. Dieser Saal ist mit zahlreichen darin aufgestellten mittelalterlichen Rüstungen und einzelnen Waffen- und Rüststücken decorirt. Nach seiner gewohnten Weise benutzte Menzel, — dessen Costümstudien an unabsehbarer Menge Kunstvollendung und Mannigaltigkeit seinen Naturstudien von allen Gebieten des Lebens, des menschlichen Seins und Thuns, alles Geschaffenen und aller gemachten Gegenstände gleichkommen, — die sich hier bietende Gelegenheit, jene Studien durch eine, schließlich große Mappen füllende, Reihe von farbig ausgeführten Zeichnungen nach diesen Rüstungen zu vermehren. Sie sind für ihn dann die Anregung und die Quelle von manchen höchst geistvollen Aquarellen, Pastell- und Stiftzeichnungen geworden, in welchen den geharnischten

Rittern die Hauptrolle zugewiesen ist. So jenes bereits erwähnte Bild: „Nathe, wer ist's?" das er in zwei verschiedenen Varianten ausführte; so „der trinkende Ritter vor der Schänke", und andere von Menzel unter dem allgemeinen Namen: „Rüstkammerphantasien" begriffene Bilder. Es ist unmöglich, den, neben jenen großen Arbeiten aus seinen immer thätigen und schaffensrüstigen Händen hervorgegangenen, kleineren Schöpfungen solcher Art besonders in Gouache und Aquarell auch nur durch Hervorhebung der merkwürdigsten hier gerecht zu werden. Die Menge derselben ist zu ungeheuer, die künstlerische Leistung in jedem einzelnen zu bedeutend. Gegenstände zu ihnen gab und giebt ihm alle existirende Wirklichkeit, ebenso wie die unerschöpfliche Erfindungskraft und Fülle seiner Phantasie. Noch von jedem sommerlichen Ausfluge brachte er Schätze solcher Art in Zeichnungen und Aquarellen nach interessanten Architecturen und landschaftlichen Scenerien, nach erlebten und beobachteten Scenen des Volkslebens, von unglaublichem Reichthum mit heim. Besonders Tyrol und Oberbayern sind ihm durch viele Jahre zu den ausgiebigsten Fundgruben seiner köstlichsten derartigen Schöpfungen geworden. Ueber die Alpen hinaus hat er seltsamerweise seine Künstlerfahrten noch niemals ausgedehnt. Vielleicht in dem richtigen Vorgefühl, daß ihm schon am Fuß derselben in Städten wie Verona, Genua oder Venedig eine so überwältigende Fülle von zur künstlerischen Behandlung reizenden Motiven in der Wirklichkeit entgegentreten würde, daß selbst eine Kraft wie die seine daran verzagen könnte, eine Wahl zu treffen oder gar sie alle zu bewältigen.

Nach dem Abschluß des Krönungsbildes hat sich Menzel von der Malerei der historischen Thaten und Ereignisse sowohl der Vergangenheit, als der Gegenwart, mit einer oder zwei noch zu erwähnenden Ausnahmen, ferngehalten. Er vor allen seinen Kunstgenossen braucht nur in's volle Leben hineinzugreifen, gleichviel nach welcher Seite und Stelle desselben, und immer und überall wird es ihm, Anderen verborgene, Reichthümer erschließen und den interessantesten Stoff der packendsten und fesselndsten Bilder geben. Wenn die großen, geschichtlichen Ereignisse, deren Zeuge unser heutiges Geschlecht gewesen ist, und an denen es mitgewirkt hat, dennoch auch in Menzels Kunst den Reflex gefunden haben, so ist es zumeist doch nur in der Form von prächtigen, phantasievollen Gedenkblättern, Glückwünschen und dergleichen geschehen, welche er zur Feier gewisser großer Tage und zur Ueberreichung als künstlerische Ehrengabe für die großen Männer dieser ruhmreichen Epoche auszuführen berufen wurde. Solcher Art ist jene große ornamentale und figürliche, in Aquarell mit höchster Kunst ausgeführte, Gedenkblatt-Composition, welche als Umrahmung und Illustrirung des von Scheerenberg gedichteten Begrüßungsverses an König Wilhelm beim Siegereinzug in Berlin nach dem deutsch-österreichischen Kriege 1866 von der Stadt Berlin dem Monarchen überreicht wurde. Eine Arbeit Menzels, die auch darum vor vielen Anderen besonders bemerkenswerth ist, weil er in verschiedenen Partien dieser kühnen, phantastischen Composition den Gegenbeweis der landläufigen

Behauptung, daß ihm die Gabe der Darstellung jugendlicher, weiblicher Anmuth, Schönheit und Grazie durchaus versagt sei, in der Zeichnung einer darauf angebrachten nicht geringen Zahl von solchen, damit reichlich geschmückten liebenswürdigen Gestalten glänzend und überzeugend geführt hat. Andere Schöpfungen verwandten Genres sind die beiden Ehrenbürgerbriefe der Stadt Berlin für den Fürsten Bismarck und den Grafen Moltke; die Adresse des Senats der Akademie der Künste an Kaiser Wilhelm nach den Attentaten des vorigen Sommers, und allerdings ohne historisch-politischen Inhalt, das aquarellirte Jubiläums-Gedenkblatt für den Begründer und Chef der großen Kupferwerke, Herrn Heckmann in Berlin.

Menzels Aufenthalt in Paris im Weltausstellungsjahr von 1867 wurde die Veranlassung manches hochinteressanten Lebens- und Straßenbildes aus der so eminent malerischen und an Motiven reichen „Hauptstadt der Civilisation": der „Tuileriengarten", die „Straße in Alt-Paris", die Federzeichnung „Abends auf den Boulevards". Zu einem besonders reizvollen Lebensbilde aber gab ihm ein desto bescheidenerer Act des norddeutschen Heimathlandes, das freundliche Kösen, den Gegenstand: ein Missions-Gottesdienst im Freien unter den sonnendurchblitzten Buchen eines dortigen anmuthigen Waldthales; zahlreicher Gouache- und Aquarellbilder nicht zu gedenken.

Auch die gewaltigen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, die Vollendung des Werkes, welches der Held der Menzel'schen Kunst begonnen hatte, durch den Erben seines Reiches und Ruhmes, den König und Kaiser Wilhelm, haben unsern Meister nicht von der seit zehn Jahren ergriffenen und festgehaltenen Richtung stärker und dauernd abzulenken vermocht. Nur zu zwei decorativen Gelegenheitswerken, den großen Bildnissen in ganzer Figur, Bismarck und Moltke, welche er zur Ausschmückung der Akademiefaçade für den Tag des Siegereinzuges malte, und zu jenem großen Meisterwerk in kleinem Raume, dem Bilde: „Unter den Linden am 31. Juli 1870, Abfahrt Seiner Majestät zur Armee", ist er durch diese Ereignisse der großen und schrecklichen Jahre bestimmt worden. Das letztgenannte schildert in unübertrefflicher Wahrheit das Aussehen der Berliner Lindenpromenade in jener ernsten, wichtigen Stunde des Vaterlandes, als der greise König in Begleitung von Königin Augusta, die ihr Antlitz weinend in das Tuch barg, im offenen Wagen unter den Bäumen dahinfuhr zum Bahnhof, um sich auf den Kriegsschauplatz zu seinen vorrückenden treuen Heeren zu begeben. Banner und Fahnen wallen und flattern festlich im Lichte des heißen Sommertages. Die Promenirenden, die sich auf Trottoir und Straßendamm und in den Fenstern drängenden Gruppen, Männer und Frauen, Volk und Bürgerthum, stehen in dem Anblick des ihnen hier gegebenen Beispiels höchster, königlicher Pflichttreue in tiefer Ergriffenheit wie gebannt. Mit abgezogenen Hüten, mit wehenden Tüchern grüßt man, ihm zujubelnd, ihm Glück und Heil wünschend, den dahin fahrenden König. Aber eine dumpfe schwüle Bangigkeit liegt trotzdem in der Luft, wie sie der damaligen Stimmung unseres Volkes und unserer Stadt, die sehr fern von jeder Selbstüberhebung war,

genau entspricht. Doch zugleich ebenso unverkennbar prägt sich tröstlich die feste Gewißheit darin aus, in welcher der Anblick des Königspaares Jeden nur noch bestärkt: sie haben uns gedränget von Jugend auf und uns nicht übermocht; und es soll und wird ihnen auch diesmal nicht gelingen! Das Alles aber ist ohne Pathos, theatralisches Wesen, aufgeregte Stellungen &c. ausgedrückt, wie sie die sogenannten Historienmaler bei der Darstellung solcher Scenen uns nie ersparen mögen, während die Natur in ihrer Bescheidenheit sie nur ganz ausnahmsweise zeigt und bei Menschen unseres Volkes am allerseltensten.

Bilder geschichtlicher Ereignisse der Gegenwart oder der Vergangenheit hat Menzel seitdem bis diesen Tag nicht wieder gemalt, mit einziger Ausnahme jenes Grau in Grau ausgeführten Originals des photographischen Blattes in der bei E. Schlömp in Leipzig erschienenen „Gustav-Freytag-Galerie": Friedrich der Große mit dem Prinzen Heinrich und Gefolge an dem geöffneten Sarge des Großen Kurfürsten, von dessen Anblick ab er sich, Thränen im Auge, zu seiner Umgebung mit den Worten wendet: „Messieurs, der hat für Preußen Viel gethan". Dabei sei hier des einige Jahre früher von ihm in gleicher Art und Technik gemalten farblosen Bildes für die in der Grote'schen Verlagsbuchhandlung erschienene „Shakespeare-Galerie" gedacht: Heinrich VIII. mit Anna Boleyn tanzend, eine Illustration zu der bekannten Scene des letzten der „Königsdramen; aber von der vollen Macht der Wirkung eines, von echt historischem und zugleich echt Shakespeareschem Geist durchwehten Bildes.

In der Reihe der künstlerischen Schöpfungen Menzel's aus den letzten Jahren, unter denen, der Zahl nach, die Zeichnungen, Aquarellen und Gouachebilder über die Oel-Gemälde weit dominiren, sind es besonders zwei der letzteren, welche zu dem Gipfelpunkte seines ganzen künstlerischen Schaffens zählen: das „Dampfwalzwerk" und das „Ballsouper". Jenes die kühne und machtvolle Schilderung des hart arbeitenden Volkes der Eisenwerke, der „modernen Cyklopen", welche dem Geist der Epoche die eiserne „Wehr und Waffen" schmieden, durch die er Raum und Zeit besiegt, und die Länder und Völker des Erdballs zu einer Einheit zusammen zu schließen wenigstens zu versuchen beginnt. Dieses, das lebendige Spiegelbild der modernen hohen Gesellschaft, wie sie sich an den Tagen des festlichsten Glanzes im nächsten Umkreise der Centralsonne der Königs-Majestät in ihren lockenden und blendenden, wie in ihren humoristischen und wunderlichen Erscheinungen und Lebensarten zeigt, bewegt, und ihr innerstes menschliches Wesen gelegentlich auch trotz alles, zur zweiten Natur gewordenen, Zwanges der Etiquette und des Ceremoniells offenbart.

Das erstere Bild, — heut durch die Auflösung der Sammlung seines ersten Bestellers und Besitzers Eigenthum der Nationalgalerie geworden, — ist gelegentlich seiner wiederholten öffentlichen Ausstellung zu Berlin, Paris und neuerdings in München in unzähligen Kritiken so gründlich geschildert und besprochen

worden, daß es ziemlich überflüssig wäre, hier dasselbe noch einmal zu thun. Ueberall, wo es erschienen ist, hat es nicht nur die Bewunderung der Künstler, sondern auch der Menge, und besonders auch der, mit der Arbeit in solchen Eisenwerken genau vertrauten Techniker geerntet. Ebenso sehr durch die hohe Meisterschaft der Zeichnung und Malerei darin, durch welche die dargestellten Vorgänge, das darin geschilderte Stück Leben, in sinnlicher Leibhaftigkeit vergegenwärtigt sind, wie durch die Genauigkeit der Beobachtung und des Studiums, die Sicherheit und Allseitigkeit des Wissens von der Art der technischen Proceduren, von der Arbeit der Männer und der Werkzeuge in einem solchen Walzwerke. In Bezug auf einen Punkt freilich wird die vollkommene Lösung der malerischen Aufgabe, die sich Menzel hier stellte, wohl immer unmöglich bleiben. Ist sie doch auch ihm nicht ganz gelungen: er erreichte es unbedingt, die Licht- und Farbenwirkung des Gluthscheins des unter den Ambos gebrachten, weiß glühenden Eisens auf den Gesichtern, Gestalten und Gliedern der dasselbe mit ihren Zangen fassenden Arbeiter und in dem qualmigen Werkstattraum zu malen. Aber die Quelle dieses Widerscheins, das weiß glühende, funkensprühende Eisen selbst, in der entsprechend blendenden, heißen Leuchtkraft darzustellen, dazu fehlen der Malerei mit ihren erdigen und vegetabilischen Pigmenten die Ausdrucksmittel. Sie vermag es nicht. Aber diese künstlerische Schöpfung bleibt darum doch so außerordentlich, daß ich dem geistvollen, ernsten und gelehrten neuesten Geschichtschreiber der „Berliner Malerschule“ durchaus zustimme, wenn er treffend bemerkt: „Man muß bis auf Rembrandt zurückgreifen, wenn man in der Vergangenheit auf einen, dem Maler dieses Bildes adäquaten Geiste suchen will, ohne mit diesem Vergleich jedoch die künstlerischen und geistigen Qualitäten Menzel's erschöpft zu haben“.

Auch das „Ballsouper“ (Besitzer Banquier Thiem in Berlin) ist durch seine Ausstellung in Paris, München und während dieses September und October in Berlin allgemein bekannt geworden. Es ist nicht das erste Bild, in welchem der unnachahmliche Maler der höfischen Welt des 18. Jahrhunderts, ihrer besondern Grazie und Eleganz, es sich zur Aufgabe gemacht hat, auch die in ihrer Eigenart zu schildern, welche sich speciell an dem Berliner Königshofe in der zweiten Hälfte des 19. entfaltet. Wer Gelegenheit hatte, diesen Hoffesten beizuwohnen, oder auch nur jene Subscriptions-Bälle im königlichen Opernhaus mitzumachen, auf welchen die Mitglieder der Königsfamilie und die gesammte Hofgesellschaft der guten bürgerlichen gemischt erscheinen, dem wird die originelle Gestalt Adolf Menzels unzweifelhaft aufgefallen sein. Selten fehlt auf diesen Festen diese kleine, untersetzte Figur, dieses ernst blickende, von kurzem, weißem Bart umrahmte, durcharbeitete Antlitz mit der gewaltigen Stirn und dem kahlen Haupt. Wer ihn dort so inmitten der Gruppen von brillanten Cavalieren, von Königinnen der Schönheit, Mode und Eleganz, umrauscht und umknistert von deren Schlepproben, umwogt von der plaudernden, lachenden, sich drängenden, tanzenden, farben-

schimmernden, von Gold und Juwelen funkelnden Menge beobachtete, wird auch bald inne geworden sein, daß es andere Triebfedern sind, welche ihn hierher führten und bis zum letzten Moment unermüdet auszuharren bestimmten, als der Wunsch, Eitelkeit und Ehrgeiz in dem freundlichen Strahlen der Majestät zu befriedigen, oder Weltlust und Verlangen nach den leichten Freuden der lauten und glanzvollen Geselligkeit. Er ist nur da, um zu sehen, zu beobachten, zu studiren und seinem wunderbaren Gedächtniß unauslöschlich einzuprägen, was er sieht an Gestalten und Köpfen, an Fall und Wurf, an Farbe und Schimmer köstlicher Stoffe, an Effecten des Lichts, des durchglühten Helldunkels und des unendlich mannigfachen Spiels der Reflexe auf Seide und Sammet, auf Spitzen und Juwelen, auf blumengeschmückten Locken und feiner lebendiger Haut. Die erscheinende Welt, wo und wie sie sich ihm auch zeige, interessirt ihn zunächst und vor Allem immer als Gegenstand der Malerei. Diese Hofball- und Gesellschaftstudien haben ihm reiche künstlerische Früchte getragen, besonders während der letzten zehn bis fünfzehn Jahre seiner Laufbahn. Eine solche Frucht von edler Feinheit war die Aquarelle, welche eine Gruppe von Herren und Damen jener Gesellschaft auf der Galerie des Weißen Saales, dem Tanze unten zusehend, zeigt. Eine andere ist das köstliche Cabinetstück, das Oelbild „Tanzpause" betitelt: (1878 im Pariser Marsfeldpalast ausgestellt): Damen der Hofaristokratie in großer, prunkvollster Balltoilette, von einigen Cavalieren umgeben, die zurückgezogen in einem Nebengemach der Festsäle, en petit comité sich ausruhen, der muntern Causerie überlassen und von den präsentirten Erfrischungen nehmen. So ferner die bekannte, frisch nach der lebendigen Wirklichkeit entworfene, Geist und Leben sprühende Bleistiftzeichnung: „Im Salon der Frau von Schleinitz" (hier einmal abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit sämmtliche Dargestellte Portraits bestimmter Persönlichkeiten dieses Kreises). Endlich die beiden neuesten Arbeiten, jenes Bild eines „Ballsoupers" und das neben ihm auf der letzten Berliner Ausstellung erschienene „Cercle".

Die Scene des ersteren bilden Räume, welche, mit hoher königlicher Pracht architektonisch und decorativ gestaltet und ausgestattet, an den Stil der Paradesäle des königlichen Schlosses zu Berlin wohl erinnern, aber keineswegs Copien derselben, sondern freie Schöpfungen der Menzel'schen Phantasie sind. Ebenso würde man auch in der ganzen Hofgesellschaft, welche diese Räume mit ihrem charakteristischen Treiben erfüllt, vergebens ein Portrait einer der bekannten Gestalten suchen; und doch ist jede derselben so lebendig, so überzeugend und wahrscheinlich, daß man sich versucht fühlt, jede bei Namen zu nennen, während sie sämmtlich nur Typen, — allerdings von unübertrefflicher Echtheit, — dieser Berliner Hofgesellschaft sind. Der gewählte Moment ist der, wo der Tanz pausirt und das Souper an Buffets beginnt. In einer langen Bildergalerie, welche man durch die breite Thür des vorderen Saales sich im Mittelgrund tief in das Bild hineinschieben sieht, ist dies Buffet errichtet. Dort wogt, vom Glanz der Kerzen in den

großen Armleuchtern und den Lustres beleuchtet, der Kampf der Männer, welche für ihre Damen oder für sich selbst einen Teller mit leichten Erfrischungen oder solideren Speisen, ein Glas Sect oder Bier zu erobern streben. In jener breiten, flügellosen Thüröffnung selbst stoßen die beiden Menschenwogen der zur Galerie Hinein- und der aus derselben Herausstrebenden auf einander. Im vorderen Saal aber sitzen Gruppen von Hofschönheiten und solchen Damen, welche auf den letzteren Titel nicht den geringsten Anspruch, darum aber nicht minder brillante Toiletten gewählt haben. Sie erwarten in Ergebung das, was ihre Cavaliere zu ihrer Erquickung errungen haben, oder nehmen eben Glas und Assiette mit dankbarem Lächeln aus ihrer Hand in Empfang. Die Einen sind beschäftigt, ihre Tellerchen zu leeren, Andere ruhen aus, sich nur der Plauderei mit ihren Nachbarn überlassend. Auf den Marmorplatten kostbarer alter Commoden, auf Kamin- und Spiegelconsolen sind Assietten mit Souperresten, halb geleerte Gläser zwischen dort deponirte Czapkas, Helme und Säbel, gleichgiltig gegen die sonst hier herrschende, peinliche Ordnung, übereinandergeschoben. Ein reizendes Gewirr, ein Kommen und Gehen, ein Schleppenrauschen, Bewillkommnen, Stehenbleiben im Gespräch zeigen die Gruppen des Mittelgrundes. Zur Linken im Vordergrund aber drängen sich ausschließlich männliche Gäste des Hoffestes, hohe Militairs, Künstler, Hofgeistliche, gelehrte Professoren, distinguirte Fremde, Beamte, denen die ungern angelegten Uniformen nichts weniger als glatt und elegant stehen: Teller und Glas in den Händen, und oft zu den seltsamsten Proceduren genöthigt, — wie jener Geheimerath, welcher, den Dreispitz zwischen die Knie geklemmt, dasteht, — um des Inhalts dieser Teller und Gläser froh zu werden. Ueber das Alles aber und durch die hohen Räume ergießen die Flämmchen von tausend Kerzen ihren von Spiegelwänden und polirtem Marmor, von Broncen und Vergoldungen zurückgestrahlten, taghellen, weißlichen Schein, in welchem jeder Schatten aufgehoben ist, jeder Gegenstand nur als Farbe wirkt und sich nur durch die Farbe körperlich modellirt. Das Bild ist ein erstaunliches Werk der künstlerischen Beobachtung, des Genies, welches Menschenbilder von höchster Wahrheit und Lebensfähigkeit aus eigener Kraft heraus schafft und eines Fleißes, dessen Treue und Ausdauer nicht weniger bewunderungswürdig erscheint, als jene gottgegebene Schöpferkraft.

Das kleinere, oben erwähnte Bild, „Cercle“ betitelt, stellt in einer Gruppe von nur wenigen Gestalten eine typische Scene von unseren Hoffesten dar. Eine Scene, deren Mittelpunkt hier aber einmal eine Bildniß-Figur, und keine geringere als die Kaiser Wilhelms selbst, in frappantester Aehnlichkeit des Gesichts, des Ausdrucks und der Haltung bildet. In der rothen Gala-Uniform der Gardes du Corps, den Helm an dem silbernen Adler in der niederhängenden Linken haltend, steht der Kaiser bei der gebräuchlichen Tournée in dem dichtgefüllten Ballsaal, um einige Minuten im Gespräch mit einer ihm vorgestellten, dem Beschauer nur vom Rücken sicht-

baren, jungen Dame von feinem Wuchs, in hochelegan:er lichter Ballrobe, zu verweilen. Einige andere Damen gruppiren sich zur Linken; hinter ihnen zunächst am Rahmen und von diesem der Breite nach mehr als zur Hälfte verdeckt, sieht man eine jugendliche Frauengestalt in lichtfarbiger Robe, sich vor dem Monarchen verneigend. Sie scheint mir unbedingt das Vollkommenste zu sein, was Menzel in der Darstellung sinnerfreuender, in blühender Anmuth prangender Weiblichkeit je erreicht hat. Hinter dem Kaiser und zur Rechten für den Beschauer bewegen, nähern, verbeugen sich ehrfurchtsvoll Offiziere des Gefolges, Cavaliere des Hofes, Herren der diplomatischen Welt, sie Alle wieder nicht Portraits, so individuell sie auch erscheinen mögen. Worin mir die Figuren dieser Hofgäste nicht völlig ihren Urtypen entsprechen wollen, das ist der Sitz ihrer Kleider und besonders ihrer Stiefel. Es sieht so aus, als ob sich Menzels überall auf das scharfe Herauskehren charakteristischer Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten gerichteter Sinn dagegen sträubte, ein männliches Bein in einem tadellos sitzenden Pantalon und einen hübschen, elegant gebauten, aristokratischen Männerfuß, und diesen wieder in einem desselben würdigen, knapp anliegenden, neuen Lackstiefel zu zeichnen und zu malen.

Eins der großen Hauptwerke dieser jüngsten Periode des Menzel'schen Schaffens zeigt ihn uns, nun im Vollbesitz des größten, künstlerischen Vermögens, sich noch einmal wieder zu dem Werkzeug und dem künstlerischen Ausdrucksmittel zurückwenden, mittelst dessen er die ersten großen und wahrhaft entscheidenden Siege seines Lebens errang: zum Bleistift, zur Holzzeichnung. Für Albert Hofmanns Verlagsbuchhandlung zeichnete er die dreißig Text-Illustrationen auf die Holzplatte, und malte er Grau in Grau die vier zur Reproduction durch Lichtdruck bestimmten, großen Seitenbilder, mit welchen die Prachtausgabe von Heinrich Kleists Komödie „Der zerbrochene Krug" geschmückt werden sollte. Wenn je ein Dichter und der ihn illustrirende Künstler congenial und gleichsam für einander geschaffen waren, so sind es Heinrich von Kleist, wenigstens wie er sich als Autor dieses Werkes zeigt, und Menzel. Die frappante Naturwahrheit und dabei dennoch eine bis hart an die Grenze des Grotesken streifende Charakteristik in den Gestalten und Scenen, welche Jener schildert, entspricht genau dem künstlerischen Wesen und Geschmack dieses Zeichners. Letzterer hat sich nicht damit begnügt, den Scenen des Stücks sinnliche Erscheinung durch seine Kunst zu verleihen, wie es die Bühne thut, sondern, ähnlich wie bei seinen Illustrationen der Werke Friedrich des Großen, dichtete er fast selbständig weiter, was Jener in der scenischen Handlung kaum angedeutet hat. Und gerade in den Zeichnungen dieser selbständig freigeschaffenen Nebenepisoden und vom Dichter verschwiegenen Zwischenglieder der zur theatralischen Darstellung gelangenden Action der Komödie offenbart sich die Kunst und Originalität seiner Künstlerphantasie und die Größe seiner Meisterschaft der Zeichnung zum mindesten ebenso, wie in den direct

an des Dichters Schilderungen anlehnenden größeren Text-Illustrationen und den gemalten Seitenbildern.

Die künstlerische Laufbahn Adolf Menzels ist damit von ihren Anfängen bis zu seinen zuletzt an die Oeffentlichkeit getretenen Arbeiten im ganzen Großen in allen ihren Etappen getreulich geschildert; wie lückenhaft auch immer dies Bild eines, nach Quantität und Qualität der Leistungen so enormen, künstlerischen Schaffens bleiben muß. Schon der Versuch, nur ein auf jedes Raisonnement, auf Schilderung und Urtheil verzichtendes, vollständiges Register der in jeder zeichnerischen und malerischen Technik ausgeführten und gleich beachtenswerthen Arbeiten Menzels zu geben, würde an der ungeheuern Menge derselben, zumal innerhalb des mir hier gewährten Raumes scheitern müssen. Gegenüber einer Production, die so weit über das, auch den bevorzugten Naturen unsrer Zeit gegebene, Maß hinausgeht, ist die Frage sehr gerechtfertigt nach der persönlichen menschlichen Art, nach der Lebens- und Arbeitsweise, nach der physischen Organisation und nach der Zeiteintheilung des Mannes, welcher sich einer derartigen schöpferischen Geisteskraft rühmen kann. Menzel ist in seinen jungen Jahren unzweifelhaft einer von jenen strengen Arbeitern gewesen, für welche die Verlockungen, nicht existiren, oder weder Reiz noch Macht haben, die Andere vom Verharren in der ernsthaften rastlosen Thätigkeit abziehen und ihre Energie erweichen und lähmen. Die Neigung und Leidenschaft „zum Weibe" hat unsers Wissens kaum jemals stärkere Gewalt über ihn gehabt. Er „hatte keine Zeit dazu"; war von andern strengen menschlichen Pflichten und von dem Dienst der Kunst zu ausschließlich in Anspruch genommen, um für die Frauen, als Gegenstände des Besitzverlangens, noch Herz und genügende Freiheit der Seele übrig zu behalten, und — sich zu vermählen. Es fehlt nicht an Künstlern und Kritikern, welche vorzugsweise aus diesem Umstand die von ihnen behauptete Unmöglichkeit hervorleiten wollen, daß Menzel, wie groß und reich auch seine Kunst und sein Wissen von der Natur sei, jemals z. B. eine sinnlich schöne reizvolle, lebenschwellende, jugendliche Frauengestalt in aller Pracht der unverhüllten Glieder malen könne, wie jene, in deren Darstellung Tizian, Paul Veronese, Rubens u. A. mit Recht eine der höchsten Aufgaben ihrer Kunst suchten und fanden. Auch dem größten und vielseitigsten Talent ist eben nicht Alles gegeben. — Jedenfalls hat jene Freiheit Menzels von dem beherrschenden Einfluß des Weibes auf sein Dasein und Handeln, den er mit seinem königlichen Helden (wenigstens während der wahrhaft activen Periode von dessen Leben) theilt, viel dazu mitgewirkt, ihm eine so außerordentliche Ausnutzung der Zeit und eine so rücksichtslose Hingebung an die künstlerische Arbeit zu ermöglichen.

Er ist darum dennoch nichts weniger als ein weltfeindlicher Asket. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste". Ehemals stand er wohl in dem Rufe der herben, abweisenden Sinnesart. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, mit welcher heiligen Scheu und bangen Verlegenheit man sich als

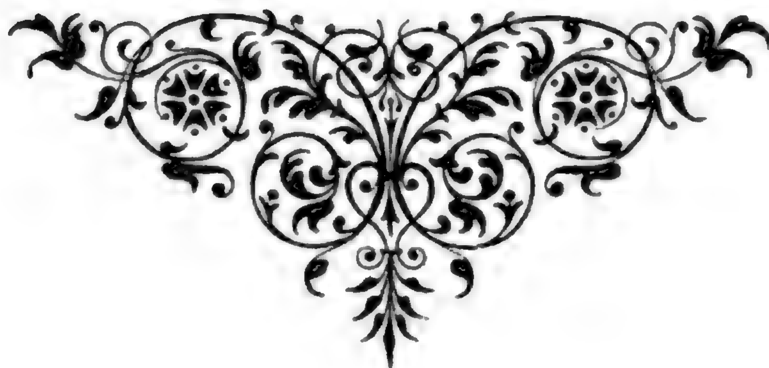
jungerer Künstler (man konnte dabei schon recht vorgerückten Alters sein!) dem ernsten, wortkargen, bewunderten und gefürchteten Manne nahte, dessen Blick unnachsichtig alle Schwächen, Flüchtigkeiten, Leichtigkeiten der ihm etwa vorgelegten künstlerischen Arbeit durchdrang; dessen einfache Hinweisung auf die wunde Stelle mit dem Zeigefinger (in derselben Bewegung wie auf der Büste) genügte, uns mit dem Schmerz- und Schamgefühl zu erfüllen, welches das Bewußtsein der unbedingt gerechtfertigten Verurtheilung unsers armen Geisteskindes erzeugt. — Andere werden mit den zunehmenden Jahren herber, düsterer, menschenfeindlicher. Menzel ist fort und fort theilnehmender, der Welt erschlossener und milder gegen Andere geworden. Er flieht die Gesellschaft keineswegs. Es wäre auch falsch, anzunehmen, daß er sie noch jetzt einzig nur deshalb suche, um malerische Beobachtungen und Studien im Salon zu machen. Im Besitz aller höchsten Auszeichnungen, welche heut einen Meister der Kunst, wie ihn, lohnen, ist er ein hochgeehrter Gast im Königsschloß und in den ersten Kreisen der Hauptstadt. Aber er zieht sich auch von seinen Kunstgenossen nicht etwa stolz und spröde zurück. Wie Vielen hat sich nicht nur dieser kühne, unabhängige Geist in seiner durchdringenden Urtheilsklarheit und Schärfe, in seiner imposanten Originalität, sie selbst läuternd und befruchtend, offenbart, sondern auch dies goldne, tiefe, warme Gemüth, dies starke, gütige, reine und zarte Mannesherz in Freud' und Leid bewährt und erprobt! . . .

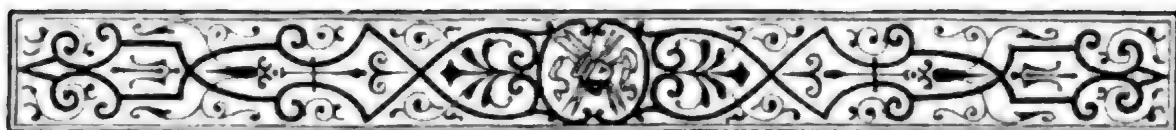
Eine so productive Künstlernatur hat eine wohl nervöse, aber robuste physische Organisation zur nothwendigen Voraussetzung. Menzel bestätigt durch die seinige nur diesen Erfahrungssatz. Weil er immer zur Arbeit frisch und rüstig ist, so hat er auch immer Zeit, woran es den am wenigsten Beschäftigten bekanntlich am meisten fehlt. In geistig angeregter, wie in malerisch interessanter Geselligkeit sieht man ihn nie ermüden. Er überdauert die Jüngsten. Und ebenso ist ihm keine Stunde der Nacht zu spät, wenn es gilt, sie der künstlerischen Thätigkeit zu widmen. — Was diese so fruchtbar werden läßt, ist neben der schöpferischen Kraft der Phantasie, der durch seine, von Jugend auf betriebene Art des Studiums erreichte hohe Grad der Sicherheit des Anschauens und des Könnens. Ich glaube, daß es kein zweites Beispiel seiner Weise z. B. ein Bild zu malen giebt. Weil er die zu erreichende Totalwirkung so klar vor dem innern Auge sieht, so vermag er auf der weißen Leinwand, auf welcher vielleicht sonst noch nichts als die Linien der perspectivischen Construction der Localität gezogen sind, an einer beliebigen Stelle ein Stück der letzteren oder ein paar Figuren so fertig hinzumalen, daß er schließlich, auch wenn die ganze Fläche in gleicher Weise bedeckt ist, jene Anfänge gar nicht mehr umzustimmen, dem Ton des Ganzen nicht erst neu anzupassen braucht. Mosaikartig setzt er so eine fertige Partie an die andere, jede fest und bestimmt mit dem Pinsel zeichnend vorgetragen, unbeirrt durch den Ton der farblosen Leinwandfläche daneben. Und mit dem letzten bemalten Fleck derselben, schließt das gesammte Bild dennoch harmonisch zusammen.

Um sich zu solcher Sicherheit heranzubilden, hat Menzel jederzeit die unnachsichtigste Selbstzucht an sich geübt. So sind dadurch auch seine beiden Hände gleich geschickt zum Zeichnen und zum Malen geworden. Ich habe ihn festen und genauen Strichs nach der Natur skizziren sehen während der Eisenbahnfahrt im Waggon, dessen stetes Erzittern und Stoßen es für jeden Andern schlechthin unmöglich macht, den Stift zu führen.

Diese Willenskraft und die Strenge des künstlerischen Gewissens giebt Menzel seine hohe sittliche Bedeutung für die moderne Kunst. „Der größte künstlerische Charakter unsrer Zeit", nannte ihn treffend der zu früh verstorbene Schmitson. Seine Talente kann er nicht auf Andere übertragen („das Kleid" seiner Schöpfungen ist ihm dafür um so häufiger ohne seine Zustimmung abgeborgt worden!), aber den Ernst des Studiums, die Verachtung des conventionellen Phrasenwesens und des Schwindelns in der Kunst, die Eifersucht vor der Natur, die Treue, den ehrlichen nie ermüdenden Fleiß, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und die Andern, diese Tugenden predigt sein Beispiel mit siegreicher Ueberzeugungskraft.

Und daß es nicht vergeblich geschah, beweist manches tröstliche Zeichen.





Bibliographie.

Mrs. A. Brassey, eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Yacht „Sunbeam" in elf Monaten ausgeführt. Frei übersetzt nach der achten Auflage des englischen Originals von A. Helms. gr. 8. VIII u. 432 S., mit 9 Tonbildern, 104 Textillustrationen und einer Karte der Reiseroute. Autor. Ausgabe. Leipzig, 1879, F. Hirt & Sohn. Prachtband *M.* 15. — Diese Schilderungen aus der Feder der Gattin des weltbekannten englischen Eisenbahnbauunternehmers und Millionärs Thomas Brassey, gehören zu den unterhaltendsten und bestgeschriebenen, die uns auf dem Gebiete der nicht-wissenschaftlichen Reisebeschreibung unter gekommen sind. Ein liebenswürdiger, freier Zug weht durch das Buch; man hat seine Freude an dem sicheren, furchtlosen Auftreten einer geistreichen und schönen Frau, unter Verhältnissen, denen gegenüber die Majorität der Frauen, selbst ebenso geistig und gesellschaftlich bevorzugter, sich wahrscheinlich weniger bewähren würde. Dazu das frisch zugreifende, unverzagte und dennoch nirgends die Grenzen edler Weiblichkeit nach dem Gebiete des bluestocking-thums überschreitende Urtheil über empfangene Eindrücke und endlich — wohl einer der merkwürdigsten Züge an einem derartigen Werke — die in der Darstellung überall anklingende Zärtlichkeit für ihre an Bord befindlichen Kinder (deren jüngstes etwa vier Jahre alt sein mag!), alles Dinge, welche dem Buche den Stempel des Originellen aufprägen und es abseits von den unzähligen Reisebüchern stellen, mit denen, insbesondere englische Damen, die Literatur weniger bereichern als zu vermehren pflegen. — Das Buch hat in England binnen Jahresfrist acht Auflagen erlebt, zu einer Zeit, als die epochemachenden Reisewerke von Cameron, Schweinfurth, Stanley, Nares, das Werk über die „Challenger-Expedition" eben erschienen oder noch in Aller Gedächtniß waren, nach Baron Hübners geistreichem „Spaziergang um die Welt". Ein solch' ungewöhnlicher Erfolg eines nicht mit den üblichen Sensationsmitteln arbeitenden literarischen Productes muß auch auf ungewöhnlichen schriftstellerischen und anderen Voraussetzungen beruhen. Welcher Natur diese sind, mag aus dem Vorangehenden geschlossen werden. Die Veranstaltung einer deutschen Ausgabe war ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung, dessen Ausführung sie berufenen Händen anvertraut hat. Wir, die wir an dem englischen Original uns erfreut haben, hätten freilich eine Wiedergabe in unveränderter Gestalt der vorliegenden, hier und dort gekürzten und frei behandelten, vorgezogen. Indessen mögen Rücksichten auf den Umfang und den dadurch bedingten höheren Preis hier bestimmend gewirkt haben, und so sei das Buch auch in seinem deutschen, glänzenden Gewande willkommen; „es ist ein Buch für die Familie, besonders für die Frauen, deren Gedankengang und Interessen ja sonst bei den Reisebeschreibungen von den Herren Autoren wenig genug berücksichtigt werden".

Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. Bilder aus dem Leben der Ansiedler in Busch und Stadt. Von Fr. Christmann. In zweiter umgearb. Auflage herausgeben von Richard Oberländer. Mit vier Karten und über 100 Text-Abbildungen. Leipzig, 1880, O. Spamer. Geheftet *M.* 6. 50. Elegant geb. *M.* 8. —

Auf hohen Thronen. Große Herrscher und Kriegsfürsten im XVIII. u. XIX. Jahrhundert. In Lebens- und Geschichtsbildern für Jugend und Volk. Herausgeg. von Franz Otto. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Illustrationen, neun Bunt- und Tonbildern 2c. Leipzig, 1880, O. Spamer. Geheftet *M.* 4. — Eleg. geb. *M.* 6. —

Briefe von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Madame de Staël — J. H. Voß und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß des Ch. de Villers. Herausgegeben von M. Isler. 8. XX u. 320 S. Hamburg, 1879, Otto Meißner. *M.* 5. —

„Charles François Dominique de Villers (geb. am 4. November 1765, gest. am 26. Februar 1815) ist in der Entwickelungsgeschichte Frankreichs und Deutschlands eine hervorragende Erscheinung, da er zuerst es wagte, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Literatur und insbesondere der kritischen Philosophie begreiflich zu machen, eine Aufgabe, der er sein ganzes Leben, sobald er zu selbstständiger Thätigkeit gelangte, geweiht hat. Sein Beispiel hat Benjamin Constant und Frau von Staël zu gleichartigen Bestrebungen ermuntert, Beide sind in fortgesetzter Verbindung mit ihm bis zu seinem Tode geblieben. Wenn auch die Schriften selbst heut nur noch ein historisches Interesse in Anspruch nehmen, so ist die Erinnerung an die Verfasser derselben in dankbarem Gemüthe festzuhalten, da sie einen Markstein in dem Verhältniß beider Nationen aufgerichtet haben, der unberechenbare Folgen gebracht hat". Ein dreiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Deutschland und seine glühende Liebe für sein Adoptivvaterland und dessen geistige Bestrebungen brachte Villers in Berührung mit den glänzendsten Geistern Deutschlands und mit solchen Franzosen, welche seine Sympathien für deutsches Wesen theilten. Die hier veröffentlichten Briefe bilden nur einen kleinen Theil der Correspondenz, welche aus dieser Berührung sich ergab. Der Herausgeber hat „besonders diejenigen hervorgesucht, die literarische und historische Beziehungen enthalten", und diese Sichtung ist ihm derart gelungen, daß man keines der in der Sammlung enthaltenen Stücke missen möchte. Im Ganzen sind es 138 Briefe (von 29 Briefschreibern), welche hier zum ersten Mal veröffentlicht werden. Neben den auf dem Titel angegebenen Correspondenten begegnet man unter andern noch den Namen: Cuvier, Anselm Feuerbach, Görres, Hahnemann, Kotzebue, Johannes von Müller und Friedrich August Wolf. Der ganze große Interessenkreis, zu dessen Mittelpunkt sich Villers gemacht hatte, findet in diesen Briefen seine treue Spiegelung. Auf einzelne derselben an dieser Stelle hinzuweisen, verbietet der Raum, so reizvoll die Aufgabe auch wäre. Der Herausgeber hat der Sammlung eine gut geschriebene orientirende Einleitung vorangeschickt und die einzelnen Briefe durch sorgfältige biographische und literarische Anmerkungen erläutert.

Brevier der Eleganz. Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon. Rathgeber am Putztisch und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres Moden- u. Toiletten-Breviers herausgegeben von Johanna von Sydow, Mitarbeiterin des „Bazar". Mit zahlreichen Text-Abbildungen von E. Döpler d. J. Leipzig, 1880, O. Spamer. In eleg. Festeinband *M.* 6. —, m. Goldschnitt *M.* 7. 50

Brevier der häuslichen Oekonomie. Eine Haus- und Wirthschaftsgabe für Frauen vom Stande. Als Anleitung zur Verbreitung häuslichen Comforts auf Grundlage geordneter Verhältnisse und ökonomischer Gesichtspunkte. Herausgegeben von Erna von Thirnau. Mit zahlreichen Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, 1880, O. Spamer. In eleg. Festeinband *M.* 6, mit Goldschnitt *M.* 7. 50

Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Zweite vervollständigte (und aufs Neueste gebrachte) Ausgabe. Herausg. von Friedrich von Hellwald. Mit gegen 100 Text-Abbildungen, drei Karten und drei Tonbildern. Leipzig, 1880, O. Spamer. Geh. *M.* 8. Eleg. gb. *M.* 10.

Karl Faulmann, illustrirte Geschichte der Schrift. Populär wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der

Schriftsysteme aller Völker der Erde. Lexikon-Octav. Heft 1—15. Erscheint in 20 Heften von je 2 Druckbogen mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Wien, Pest und Leipzig, 1879, A. Hartlebens Verlag. à Heft M. — 60

Die unternehmende und vom guten Geiste geleitete Verlagsbuchhandlung, welcher die, im besten Sinne, populär wissenschaftliche Literatur schon manchen werthvollen Beitrag zu danken hat, dürfte mit dem vorliegenden Werke einen besonders glücklichen Griff gethan haben. Es handelt sich hier um ein ebenso anziehendes, als nach seinen Zielen empfehlenswerthes Werk, das gleichzeitig als das erste umfassende seiner Art zu betrachten sein dürfte. „Wie Lesen Schreiben und Rechnen die Elemente alles Wissens sind, welche das Kind auf seiner ersten Bildungsstufe erlernt, so ist auch die Geschichte dieser Wissenszweige die interessanteste Culturgeschichte der Menschheit und innig mit dem seelischen Theile des Völkerlebens verbunden. Diese Geschichte war bisher selbst von Gelehrten wenig beachtet, das Studium der alten Schriften wurde nur als Hilfsmittel der Sprachkunde betrachtet und der auffallende Wechsel der Schriftzeichen dem Zufalle zugeschrieben, zumal unsere altüberlieferten und überlebten Schriftzeichen uns an deren gedankenlose Erlernung gewöhnt hatten. Sehr mit Unrecht! Denn in diesen Zeichen herrschte einst Leben und Sinn, gerade so, wie die egyptischen Mumien einst Menschen von Fleisch und Blut waren, welche lebten, liebten, lachten, weinten wie wir. Dieser uralten Bedeutung der Schriftzeichen nachzuspüren, ihre Verzweigung in fast allen Ländern der Welt zu verfolgen und die Vervollkommnung der Schrift bis in die jetzige Zeit dem gebildeten Publicum aller Stände vorzuführen, ist die Tendenz dieses Werkes. Auf Grundlage der Zeichenkunde bietet es Aufschlüsse über das Verhältniß der Schrift zur Sprache, über Culturfagen, über die Entstehung der Schrift und der Dichtkunst, die biblische Schöpfungsgeschichte, die Kinder Israels, die Verwandtschaft der Völker &c."

Die philosophischen Erläuterungen erhalten eine ebenso anziehende wie gemein verständliche Beleuchtung durch die in den Text eingedruckten Bildzeichen der Laute, zu welchem Zwecke die auf diesem Gebiete überaus reich assortirte Wiener Staatsdruckerei ihre Typenschätze zur Verfügung gestellt hat. Bei der Darstellung der Schriftsysteme der einzelnen Völker werden zur Erläuterung Schrifttexte benützt, deren Umschreibung und Uebersetzung gleichzeitig einen guten Einblick in die betreffenden Sprachen bietet. Die mitgetheilten Proben der Kalligraphie der verschiedenen Völker sind eine werthvolle Beigabe. — Die Ausstattung des Werkes, dessen Fortgang die aus den ersten Lieferungen gewonnenen günstigen Anschauungen über seinen Werth hoffentlich festigen wird, ist musterhaft.

Der Letzte der Hortensier. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr. R. Schoener. Mit 100 Text-Abbildungen und Tonbildern nach Zeichnungen von Herrmann Vogel, Konrad Ermisch u. Anderen. Leipzig, 1880, O. Spamer. Elegant geheftet M. 5. — Elegant gebunden M. 6. 50

Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Begonnen von Wilhelm Baer. In zweiter, gänzlich umgearb. Auflage herausgeb. von Friedrich von Hellwald. Mit über 400 Text-Abbildungen, sechs Tonbildern &c. Leipzig, 1880, O. Spamer. In 15 Lieferungen (à 3 Bogen) à 50 Pf., oder in zwei. Abtheilungen à M. 3. 75.

Wilhelm Jensen, Frühlingsstürme. Novellen. 2 Bände. 8. 476 S. Leipzig, 1879, Rich. Eckstein.

Inhalt: Monica Waldvogel. — Ein Frühlingsnachmittag. — Aus den Banden. — Ein Ton.

Den Lesern von „Nord und Süd" sind die hier zu zwei gut ausgestatteten Bänden vereinigten Novellen längst liebe Freunde. „Aus den Banden" war die erste aller bis jetzt von der Monatsschrift veröffentlichten Novellen und nicht wenig hat sie dazu beigetragen, dem beginnenden Unternehmen Sympathien zu er werben. Uns erschien diese Dichtung stets als eine der bedeutendsten, welche wir dem reichbegabten Verfasser zu danken haben, als eine Arbeit voll treffender psychologischer Züge und von größter Feinheit des Colorits, jenes Halbdunkels, in dessen Behandlung Jensen so Meisterhaftes leistet. Diesem melancholischen Stimmungsbilde steht in „Monica Waldvogel" eine ori-

ginelle, anmuthige Frauengestalt gegenüber, ausgestattet mit Zügen eines liebenswürdigen Humors. Die Novelle „Ein Ton“ ist gleichfalls reich an starken psychologischen Motiven, aber ihre Fabel hat etwas Gewaltsames, und die grausamen Schicksale der Heldin lassen dieses Gewaltsame um so drastischer hervortreten. „Ein Frühlingsnachmittag“ ist ein novellistisches Capriccio, dessen Ausgang befremdend wirkt, wenn sich derselbe auch aus dem Gange der Erzählung als Nothwendigkeit ergiebt. — Die beiden Bände werden in ihrem zierlichen Gewande allüberall eine willkommene Gabe sein, wo man eine Begabung zu schätzen weiß, die mit berechtigtem Selbstbewußtsein eigene und eigenartige Wege einschlägt, Wege, die weit abführen von der Heerstraße der Durchschnitts-Novellistik.

Die schönsten griechischen Sagen aus dem Alterthum. Seinen Enkeln und Enkelinnen und deren kleinen Freunden erzählt von Professor F. Carl. Nach dessen Tod ergänzt und herausg. von Hermann Mehl. Mit zahlreichen Illustrationen von Kaj. Schweitzer, C. Bertling u. A. Leipzig, 1880, O. Spamer. Geheftet *M.* 3. — Eleg. cart. *M.* 4. —

Julius von der Traun, der Schelm von Bergen. Einer unverklungenen Sage nacherzählt. 8. 136 S. Wien, 1879, L. Rosner. *M.* 2. 40

Julius Alexander Schindler, der geistreiche und schlagfertige Redner früherer österreichischer Parlamente, ist als Julius von der Traun auch einer der gemüthvollsten, formgewandtesten Poeten seiner öſtreichischen Heimat, durch manch' sinniges Lied, durch eine Reihe schöner Romanzen, ein echter Nachfolger von Anastasius Grün. Heut erscheint er vor uns als Novellist — zum zweiten Mal, wenn wir nicht irren — und in eine glänzende Kaiserpfalz an die Ufer des Mains geleitet er uns, deren Geheimnisse er uns erzählt in gewählter Sprache und mit lebensvollen historischen Colorit, wie es nur auf Grund eingehendster Kenntniß der geschilderten Zeit der Darstellung verliehen werden kann. Wir glauben der anmuthigen Prosadichtung das beste Lob zu spenden, wenn wir unserem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß ihr Verfasser dieselbe sich nicht als Veranlassung zur Einlösung eines längst gegebenen Versprechens hat dienen lassen, welches er der Redaction von „Nord und Süd“ einstens gegeben.

Illustrirte Geschichte von Preußen. Von Ferdinand Schmidt. Dritte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, 1880, O. Spamer. Erster Halbband. Geheftet *M.* 4. —

Franz Krones, Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom achtzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 8. 789 S. Berlin, 1879, Th. Hofmann.

Der Verfasser des epochemachenden „Handbuches der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit“ läßt diesem Werke, der glücklichen Lösung einer großen Aufgabe, eine neue Arbeit folgen, die gerade jetzt bei uns in Deutschland mit besonderer Genugthuung begrüßt werden dürfte. Nur wenige Worte hat der Autor seinem neuen Buche als Geleitschein mitgegeben. Der Kenner ermißt leicht, es sei keine leichte Aufgabe, den durch seine Fülle nahezu erdrückenden Stoff des äußeren und inneren Geschichtslebens der beiden letzten Jahrhunderte in einem Bande von nicht übermäßiger Stärke zu bewältigen, den Forderungen der Wissenschaft und des allgemeinen Interesses gerecht zu werden, und, je näher der Schwall der Ereignisse unserer Zeit rückt, falschen Wegen und Gefühlstäuschungen fern zu bleiben. Wenn der Verfasser selbst von seinem Werke sagt: „eine billige Würdigung des Gebotenen dürfte dem Leser die Ueberzeugung verschaffen, daß den Verfasser bei diesem Versuche ein redlicher Wille beseelte, das Wesentliche zur anschaulichen Geltung zu bringen, die historische Wahrheit aus den besten Errungenschaften der Forschung zu schöpfen und seiner Ueberzeugung jenen maßvollen Ausdruck zu geben, hinter welchem die Einsicht steht, wie nahe auf dem Boden einer solchen Aufgabe Wahrheit und Irrthum an einander grenzen“, so hat er damit nicht nur die Grundlage für die Beurtheilung seines Werkes, sondern beinahe das Urtheil selbst geschaffen. Zu der Objectivität dieses Urtheils bleibt uns hier nur hinzuzufügen, daß die, von einem warmen Hauche des vaterländischen Patriotismus durchwehte Darstellung, das in hohem Maße belehrende Buch auch zu einem lesbaren gestaltet: ein Vorzug, der nicht vielen ähnlichen Werken nachzurühmen ist.

Kinder-Scenen. Bilder aus dem Kinder-Leben. Nach Original-Aufnahmen von M. Scherer und H. Engler. Mit Gedichten von Franz Wiedemann.

Glückliche Stunden der Kindheit in sechs Bildern. Von M. Scherer und H. Engler. Text von Franz Wiedemann. Verlag von C. Schwager in Dresden.

Diese Scenen aus dem Kinderleben sind so glücklich der Natur abgelauscht und mit so vielem Liebreiz wiedergegeben, daß man immer und immer wieder zu den holden Kindergestalten sich hingezogen fühlt und sich in das unschuldvolle und fröhliche Leben und Treiben derselben versenkt. — Der Lichtdruck und die ganze Ausstattung sind vorzüglich.

G. H. Lewes, Goethes Leben und Werke. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Julius Frese. 12. verbesserte Auflage. 8. 2 Bde. XXXVII u. 1055 S. Stuttgart, 1879, Krabbe. M. 5. — gebunden 6. 75.

Das Goethebuch des Engländers Lewes bleibt ungeachtet mannigfacher Fehler und Mängel, die zum Theil aus der Nationalität des Verfassers zu erklären sind, das beste und lesbare aller mit der Gesammterscheinung Goethes sich beschäftigenden Werke. In der Lesbarkeit der Arbeit erblicken wir vielleicht ihren größten Vorzug: er macht sich demjenigen Leser gegenüber am meisten bemerkbar, dem daran gelegen ist, sich mit dem Leben Goethes im Zusammenhange seiner Werke vertraut zu machen, ohne auf dieser großen Wanderung beständig durch trockene Excurse auf philologisches und historisch-kritisches Gebiet abgelenkt zu werden. Die zwölf Auflagen der deutschen Ausgabe sind ein sprechender Beweis für die auf diese Lesbarkeit sich stützende Wirkung des Buches, das in seiner deutschen Fassung, durch die mit der stets anwachsenden Goetheforschung Schritt haltenden Verbesserungen und Nachträge des Bearbeiters, das Original um Vieles übertrifft. Von diesem sagte Hoefer neulich die richtigen Worte: „das Buch war ohne Widerrede ein vortreffliches, voll Gründlichkeit, Einsicht und Klarheit und die Darstellung von Goethes Leben und Charakter und die Würdigung seiner Werke waren, abgesehen von einzelnen, specifisch englischen Schrullen, durchweg liebevolle, freisinnige und gerechte, so daß auch der gewissenhafteste und sorgfältigste Deutsche sie nicht besser und würdiger hätte liefern können. Die besten Quellen waren mit Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Geschick benützt worden; er fußte kaum jemals auf Hypothesen und gefiel sich nicht im hochmüthigen Zurückhalten oder Absprechen gegen das unglückliche „profanum vulgus". Eine übertrieben „ideale" Anschauung und Behandlung ließ sich dem Engländer gleichfalls nicht vorwerfen, es herrschte im Gegentheil überall der gesunde, hie und da sogar eher ein wenig nüchterne Menschenverstand vor. Aber Lewes bewies, daß auch vor diesem Goethes Größe bestehen konnte und daß man auch mit ihm zur vollsten Verehrung und Bewunderung des Meisters gelangen mußte". — Freses Uebersetzung ist sorgfältig und gewandt. Der die immer weitere Verbreitung des Buches fördernde billige Preis der gut ausgestatteten Bände ist rühmend hervorzuheben.

Carl B. Lorck, die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler. 3. umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. VIII u. 174 S. Leipzig, 1879, J. J. Weber. Gebunden M. 5. —

Das Buch beabsichtigt nicht ein Handbuch für Buchdrucker zu sein, sondern den mit diesen Verkehrenden, also namentlich Autoren und Verlegern, als Hilfsmittel eines leichteren Verkehrs zu dienen. Und diesem Zwecke erfolgreich zu dienen erscheint es in jeder Beziehung berufen. Schriftstellern, Verlegern, überhaupt Allen, welche an dem Buch, als solchem, seinem Wachsen und Werden Interesse nehmen, wird es ein zuverlässiger, nie versagender Führer sein. Hier die Inhaltsübersicht, aus welcher sich die Art der Lorck'schen Arbeit am besten erkennen läßt:

Einleitung: Zur Geschichte der Buchdruckerkunst. I. Die Technik der Buchdruckerkunst. 1. Die Typen und ihre Herstellung. — 2. Das Setzen. — 3. Das Corrigiren. — Das Drucken. II. Praktische Winke für die Herstellung eines Druckwerkes. 1. Das Manuscript. — 2. Das Format und die Schrift. — 3. Die Correctur. — Kurze Anleitung zum Correcturlesen. — Wie kann der Autor zur Billigkeit des Druckes beitragen. — 4. Das Papier und die Auflage. — 5. Das Stereotypiren. — 6. Der Holzschnitt. — 7. Das Broschiren und Einbinden. — 8. Der Vertrieb. III. Die Schriften und ihre Anwendung. 1. Fractur und Antiqua. — 2. Die Auszeichnungs- und Titelschriften. — 3. Fremde Schriften der alten und neuen Welt. (Diese Schriftproben bilden eine ganz besonders werthvolle Beigabe.)

Es handelt sich hier um ein für den

Kreis der Interessenten wirklich einmal „unentbehrliches Buch“, dessen Benützung Allen ernsthaft anzurathen ist, die mit Buchdruckereien zu verkehren haben. Die durch die Sorgfalt ihrer typographischen Ausstattungen rühmlich bekannte Verlagsbuchhandlung hat bei diesem Buch noch ein Uebriges gethan: Papier und Druck sind einfach musterhaft.

Mythologisches Wörterbuch zum Schul- und Handgebrauch. In drei Abtheilungen. Enthaltend die in den Götter- und Heldensagen vorkommenden Namen 2c. Herausg. von R. Glaß. Leipzig, 1880, O. Spamer.
Geh. ℳ 4. 50. Geb. ℳ 5. 50.

Max Müller, Essays. 1. Bd. Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. 2. vermehrte Auflage. 8. XXXII, u. 427 S. Leipzig 1879, Engelmann.
ℳ 7. 50.

Wie Max Müllers „Lectures on the science of language“, so haben auch seine „chips from a german workshop“ Heimathsrecht in der Weltliteratur erlangt. Es ist die Werkstätte eines der großen Geister dieses Jahrhunderts, aus welcher diese „Späne“ hervorgegangen sind, und die uns hier unter dem Titel „Essays“ in vortrefflicher Uebersetzung und typographischer Ausstattung geboten werden. Was Max Müller für die indische Wissenschaft, für die vergleichende Religionsgeschichte zu bedeuten hat, ist hier nicht zu erörtern. Daß er aber zu den Stilisten ersten Ranges, zu den Meistern literarischer Form gehört, darf an einer Stelle hervorgehoben werden, welche, neben anderen Aufgaben, die Pflege des Stils und der künstlerischen Darstellung auf dem Gebiete der Literatur als eine ihrer wichtigsten betrachtet.

Den Lesern von „Nord und Süd“ wird die tiefsinnige, formvollendete Untersuchung „über Fetischismus“ im guten Gedächtniß sein, mit welcher der Verfasser dieser „Essays“ sich an unserer Monatsschrift betheiligt hat. Der Hinweis auf diese Arbeit eines unserer ausgezeichnetsten Forscher wird seinem in neuem Gewande sich bietenden Werke, dessen erster Band jetzt achtzehn Abhandlungen enthält, die wirksamste Empfehlung sein. Aus dem Inhalte des vorliegenden Bandes seien hier nur hervorgehoben die Aufsätze: „über die Vedas oder die heiligen Bücher der Brahmanen“, „die Veda und das Zendavesta“, „Genesis und Zendavesta“, „über den Buddhismus“, „Nirvana“, „Confucius und seine Werke“, der semitische Monotheismus“. Gegen die erste Ausgabe ist die jetzige um drei bedeutsame Arbeiten („über den buddhistischen Nihilismus“, „über falsche Analogien in der vergleichenden Mythologie“, „eine Missionsrede“,) vermehrt.

Nach der Arbeit. Otto Spamer's neue illustrirte Volksbücher. Belehrendes und Unterhaltendes für Alt und Jung aus allen Theilen des Wissens: aus Natur und Leben, Geschichte und Völkerkunde, sowie dem Gebiete der menschlichen Arbeit. Leipzig, 1880. O. Spamer.

Nr. 1. Quer über oder: Ein Mann ein Wort. Von Ludwig Habicht. Geheftet ℳ 1.25; cartonnirt ℳ 1.50. — Nr. 2. Reisen im Finstern. Von Franz Otto. Dritter Abdruck. Geheftet ℳ 1.25; cartonnirt ℳ 1.50. — Nr. 3. Aus dem Jugendleben eines Handwerkers. Von Karl Weise. Geh. ℳ 1.25; cart. ℳ 1.50. — Nr. 4. Das Rettungsboot oder: die Helden der Küste. Von Emil Philippi. Geheftet ℳ 1.25; cartonnirt ℳ 1.50. — Nr. 5. Das Tabakscollegium und die Zeit des Zopfes. Lebensbilder aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Von Franz Otto. Zweite durchgesehene Auflage. Geheftet ℳ 1.80; cartonnirt ℳ 2.20. — Nr. 6. Opfer des Aberglaubens, Irrthums und Wahns. Von C. Michael. Geheftet ℳ 1.25; cartonnirt ℳ 1.50. — Nr. 9. Das große Loos oder: Glückstreffer und Millionäre. C. Weisflog. und Zschokke nacherzählt von F. O. Ph. Körber. Geheftet ℳ 1; cartonnirt ℳ 1. 25. — Nr. 13. Glück auf! Einfache Geschichten aus dem wirklichen Leben. Von W. Fischer. Geheftet ℳ 1; cartonnirt ℳ 1. 25. — Nr. 22. Hermann — Arminius, der Cherusker, Sieger im Teutoburger Walde. Heldensagen aus alter Zeit. Von A. J. Cüppers. Geheftet ℳ 1; cartonnirt ℳ 1. 25. — Nr. 23. Die versunkene Stadt. Ein Bild aus ferner Vergangenheit. Von B. Paul. Zweite wohlfeile Auflage. Geh. ℳ 1. 25. cart. ℳ 1.50. — Nr. 25. Jermak Timofejeff, der Eroberer Sibiriens. Historische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von H. Lutter. Geheftet ℳ 1. 25; cartonnirt ℳ 1. 50. — Nr. 28. Pestalozzi,

der schweizer. Jugendfreund und Volksbildner. Von Rich. Roth. Geh. *M.* 1.25; cartonnirt *M.* 1.50. — Nr. 33. Der plattdütsche Bismarck. Von Willem Schröder. Geheftet *M.* 1.60; cartonnirt *M.* 2. — Nr. 42. Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker im 19. Jahrhundert. Von Richard Oberländer. Geheftet *M.* 1; cartonnirt *M.* 1.25.

Portrait-Katalog. VI. Heft. Ausgegeben am 1. October 1879. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 2500 seltenen und schönen Portraits berühmter Mediciner, Naturforscher, Mathematiker, Astronomen, Geographen, Reisender, Seefahrer, Agronomen, Technologen, Mechaniker u. s.w. Zusammengestellt von E. H. Schroeders Kunsthandlung. Berlin W., Preis: *M.* —.50

Die von genannter Firma ausgegebenen Portrait-Kataloge, deren kurze gewissenhafte biographische und calcographische Notizen vielfach willkommen sein werden, zeichnen sich vor ähnlichen Arbeiten durch sorgfältige kritische Bearbeitung aus.

Robertine. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Frau von Bawr. Nach dem Französ. bearb. von C. Michael. Autor. Ausgabe. M. Initialen und sechs Vollbildern. Leipzig, 1880, O. Spamer. Geheftet *M.* 2.50. Eleg. geb. *M.* 4. —

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. 1.—10. Heft. Lexicon-Octav. Leipzig, 1879, Breitkopf u. Härtel. Erscheint in Serien von je 12 Vorträgen, zum Subscriptionspreis von pro Heft. *M.* —75.

Ein verdienstvolles Unternehmen, das in hohem Maße geeignet ist, den Sinn für Musik zu fördern und lebendig zu erhalten. Es wendet sich an den Musiker von Fach sowohl, wie — und zwar vornehmlich — an den edle Hausmusik pflegenden Theil des Publicums, an den gute Concerte besuchende und mit musikalischem Interesse reiche allgemeine Bildung verbindende. Aus den Namen der Mitarbeiter ist leicht zu erkennen, daß alle musikalischen Richtungen zu Wort kommen sollen. Daß der Herausgeber darauf bedacht ist, seiner Sammlung nur solche Beiträge zuzuführen, deren innerer Werth durch künstlerische Form der Darstellung erhöht wird, geht aus den vorliegenden Heften, ein günstiges Vorurtheil begründend, unzweifelhaft hervor. Bisher erschienen: Ueber Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. — R. Wagners Siegfried. Von Hans von Wolzogen. — Die Entwickelung der Klaviermusik von J. Seb. Bach bis Robert Schumann. Von Carl Debrois van Bruyck. — Robert Schumann und seine Faustscenen. Von Selmar Bagge. — Form und Inhalt des musikalischen Kunstwerkes. Von August Reißmann. — Wolfgang Mozart. Von Emil Naumann. — Die Gesammtausgabe der Werke Mozarts. Von Paul Graf Waldersee. — Matthison und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst. Von Ludwig Meinardus. — Friedrich Chopins Leben und Werke. Von A. Niggli. — Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. Von W. J. von Wasielewski. Die Ausstattung steht auf der Höhe der Leistungen der klassischen Verlegerfirma.

Reisen bei Sonnenschein und Regen. Aus dem Bade in die Heimat. Von Sophie Traut. Mit etwa 100 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, 1880, O. Spamer. Geh. *M.* 3. Geb. *M.* 4.50.

Schillers Lied von der Glocke. Illustrirt in 22 Compositionen von Alexander Liezen Mayer. Mit 43 ornamentalen Zeichnungen von Rudolf Seitz. Ausgeführt in 6 Kupferstichen von J. F. Deininger, C. Forberg und Fr. Ludy und in 60 Holzschnitten aus Wilhelm Hechts xylographischer Anstalt. 26 Compositionen Liezen Mayer's auf Holz gezeichnet von W. Hecht. Groß-Quart-Format. 55 Seiten. München, 1879, Theodor Ströfer. In Prachtband *M.* 40. —

Aus der vor Kurzem beendigten Lieferungsausgabe ist durch die Kunst des Buchbinders ein Buch für den Weihnachtstisch entstanden, an dem Herz und Auge gleichmäßig sich erfreuen werden. Die Verlagsbuchhandlung, welche in der von ihr veranstalteten und von den nämlichen Künstlern illustrirte Faust-Ausgabe dem Weltmarkte, darf man wohl sagen, ein Prachtwerk ersten Ranges zugeführt, hat einen neuen glücklichen Wurf gethan, indem sie den kunstreichen Händen der Faust-Illustratoren, die Neugewandung von

Schillers Glocke anvertraute, „dieses Werks von unnachahmlicher Hoheit und Anmuth, voll lebendiger Darstellungskraft und lyrischer Gefühlstiefe, die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen wiederspiegelnd, den ganzen Kreis menschlichen Daseins umfassend". Die von Liezen Mayer herrührenden 10 „Gußbilder" (in Holzschnitt), die Arbeit der Glockengießer darstellend, und desselben Künstlers 22 lyrische Compositionen (6 in Kupferstich, 16 in Holzschnitt) sind Illustrationen im besten Sinne des Wortes, d. h. wirkliche aus vollstem Erfassen ihres Gegenstandes hervorgegangene und von seinem künstlerischen Geiste durchdrungene Erläuterungen desselben. Die ornamentalen Umrahmungen dieser 26 Holzschnitte, die Endvignetten und das Titelblatt, sowie die 10 Medaillons welche, gegenüber den Liezen Mayer'schen „Gußbildern" die zu letzteren gehörigen Verse umschließen und die Beziehung der eingezeichneten Figuren zum Bergwerkswesen, der Gewinnung des Metalls illustriren — sind ein erneuter Beweis dafür, daß ihr Schöpfer Rudolf Seitz auf dem Gebiete der ornamentalen Kunst zu den berufensten, zu den phantasievollsten Meistern gehört. Die technische Ausführung des Kupferstichs und Holzschnitts ist voll Delicatesse, liebevoll den Absichten der Künstler nachgehend und deutlich bekundend, welch' großen Aufschwung diese beiden Zweige der vervielfältigenden Kunst in Deutschland genommen haben. Der Druck ist von der bewährten Officin der Gebrüder Kröner in Stuttgart mit aller Sorgfalt ausgeführt.

Karl Emil Franzos, Junge Liebe. Zwei Geschichten. 3. Aufl. Miniatur-Ausgabe. 155 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. Eleg. geb. mit Goldschnitt. *M.* 4. —

Durch seine Culturbilder „Aus Halb-Asien", d. h. aus Galizien, Südrußland und Rumänien, sowie durch seine „Juden von Barnow" hat sich K. E. Franzos rasch einen Namen erworben. Unzweifelhaft ist er ein bedeutendes, eigenartiges Talent. Aber dennoch sind wir überrascht durch die beiden vorliegenden Novellen, deren Aufbau, Stil und Colorit geradezu von Meisterschaft zeugt. Beide behandeln, wie der Titel andeutet, das nicht ganz ungewöhnliche Thema der ersten wahren Jugendliebe mit ihrer Lust und ihrem Leid; aber die Erfindung ist so original, die Darstellung so fesselnd, daß wir meinen, etwas durchaus Neues und Eigenthümliches gelesen zu haben.

Schillers Wilhelm Tell, illustrirt von Friedrich Schwörer. Groß-Quart-Format. 102 S. Enthält 10 photographische Lichtdrucke von J. B. Obernetter und Holzschnitte ausgeführt in Wilh. Hechts xylographischer Anstalt. München, 1879, Theodor Ströfers Kunstverlag. In Prachtband *M.* 30. —

Diese illustrirte Prachtausgabe von Schillers „Tell" bildet gewissermaßen ein Pendant zu der von derselben Verlagsbuchhandlung veranstalteten festlichen Ausgabe der „Glocke". Bietet zwar das hier zu illustrirende Drama der freien Phantasie des Malers nicht jene Fülle der Anregung, wie solche von dem unsterblichen Gedicht ausgeht, so enthält es doch eine ganze Reihe ergreifender Motive, welche den Historienmaler zur Veranschaulichung derselben durch seine Kunst fast zwingen. Schwörer hat es verstanden, diesen Motiven ihren ganzen Inhalt abzugewinnen und in seinen Illustrationen sich, gleich Liezen Mayer und Seitz, auf die Höhe eines künstlerischen Interpreten der Dichtung zu erheben. Wenn der Eindruck der „Glocke" ein edlerer ist, so dürfte dies in directem Zusammenhange mit den für die Reproduction der Zeichnungen gewählten Kunstformen stehen: es ist eben die Differenz zwischen Kupferstich und Photographie, welche zu Gunsten des anderen Prachtwerks sich geltend macht. Dennoch ist diese ungemein elegant ausgestattete Ausgabe einer unserer edelsten Nationaldichtungen von freundlichster Wirkung und eine dankenswerthe Bereicherung des besten Theiles der sogenannten „Festliteratur".

„Umsonst". Roman von Elise Polko. Zweite Auflage. 8. 379 S. Breslau, S. Schottlaender, 1879. *M.* 5. —

Bald nach dem Erscheinen des interessanten Romans „Umsonst" ist derselbe die reichste Schöpfung der talentvollen Dichterin Elise Polko genannt worden. Nun hat die allgemeine Anerkennung diesem Urtheil Recht gegeben: in verhältnißmäßig kurzer Zeit ist eine zweite Auflage nothwendig geworden. In der That versteht Elise Polko uns immer von Neuem mit dem poetischen Reize ihrer Eigenart gefangen zu nehmen, während doch ihre Kunst, zu gestalten, in Bezug auf Plastik und Lebenswahrheit, entschieden Fortschritte aufweist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Weihnachts-Anzeiger
zu
Nord und Süd.

1879.

Breslau,
S. Schottlaender.

Geeignete Weihnachtsgeschenke

aus dem Verlage der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar:

Fritz Reuter's sämmtliche Werke

I.
Octav-Ausgabe in 15 Bänden.

Preis: broch. à Band 3 ℳ, elegant en relief in Leinwand gebunden à Band 4 ℳ.
Jeder Band ist einzeln zu haben.

II.
Volks-Ausgabe in 7 Bänden.

Preis: complet broch. 21 ℳ; complet in grüner Leinwand mit Schwarzpressung 26 ℳ. — Sehr elegant in rother Leinwand mit reicher Deckelvergoldung cpl. 28 ℳ.
Diese Ausgabe wird nur complet abgegeben.

Fritz Reuter's Ut mine Stromtid

neue illustr. Pracht-Ausgabe in 4° Format

mit 60 Original-Illustrationen von **Ludwig Pietsch** und 16 Vollbildern, sowie zahlreichen Originalvignetten von **Otto Emil Lau.** (Im Ganzen 140 Illustrationen); Preis in sehr elegantem Original-Prachteinband mit Goldschnitt 27 Mk. — Preis brochirt 20 Mk.

Das Werk ist auch in 20 Lieferungen à 1 Mk. nach und nach zu beziehen. Für Subscribenten wird die Einbanddecke zum Preise von 3 Mk. 50 Pf. apart abgegeben.

Fritz Reuter's Hanne Nüte un de lütte Pudel

neue illustrirte Prachtausgabe, gr. 8°,

mit 36 Illustrationen von **Otto Speckter** und 24 Illustrationen von **Otto Emil Lau.** Sehr elegant gebunden mit Goldschnitt 10 Mk. 50 Pf. [252

Im Verlage von **R. F. Albrecht** in **Leipzig** erschien ein prächtiges Geschenkbuch:

Lust und Leid im Liede.

Neuere deutsche Lyrik
ausgewählt von
Hedwig Dohm und **F. Brunold.**

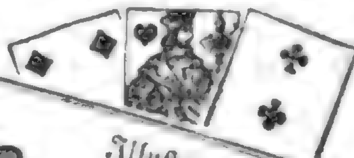
Mit 16 Portraits. Eleg. geb. mit Goldschn. Preis 6 ℳ.
= Hervorragend schön ausgestattet. =

Neue Kataloge

über mein antiquar. Bücher-Lager, ca. 200,000 Bände **gratis** und **franco.** Angabe der gewünschten Wissenschaften erbeten. [240]

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Zur Unterhaltung an langen Winterabenden.



Illustrirtes
Buch der Patiencen

Eine Sammlung von 60 Patience-Spielen mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten. — Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck. Fein gebunden. Preis 5 Mark.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In ähnlicher Ausstattung liegt auch eine französische Ausgabe „**Le livre illustré des patiences**" vor. Preis 5 Mark. [231

Der **Weihnachts-Almanach** des **Grote'schen Verlages** über seine Classiker-Ausgaben und sonstigen Geschenkwerke ist erschienen und enthält außerdem:
Literarische Original-Beiträge von Julius Wolff, J. Trojan, Ludwig Pietsch, Woldemar Kawerau und künstlerische von Ludwig Knaus, Carl Gussow, Alexander Zick u. A.

Derselbe ist ein ausgezeichneter Berather bei der Auswahl von **Festgeschenken** und in allen Buchhandlungen **gratis** zu haben. [246

K. Gerok's

Werke in eleganten Einbänden.

Palmblätter.

Pracht-Ausg. 4. Aufl. M. 15.— **Min.-Ausg.** 27. Aufl. M. 5.50. **Taschen-Ausg.** 8. Aufl. M. 3.—

Palmblätter. Neue Folge.

Octav-Ausg. M. 5.50. **Min.-Ausg.** 5. Aufl. M. 3.50.

Blumen und Sterne.

Gedichte. 7. Aufl. M. 5,50.

Deutsche Ostern.

Gedichte. 5. Aufl. M. 3.50.

Gebet des Herrn.

Morgen- u. Abendgebete. 3. Aufl. M. 1.05.
Velin-Ausg. 4. Aufl. M. 3.—

Predigten

auf alle Fest-, Sonn- u. Feiertage des Kirchenjahres.
Bd. I. **Evangelien-Predigten.** 7. Aufl. M. 6.75. — Bd. II. **Epistel-Predigten.** 5. Aufl. M. 6,75. — Bd. III. **Pilgerbrod.** Noch ein Jahrgang Evangelien-Predigten. 4. Aufl. M. 6.75. — Bd. IV. **Au ernster Zeit.** M. 6.75. — Bd. V. „**Hirtenstimmen**". Noch ein Jahrgang Epistel-Predigten. M. 6.75.

Die Lieder im höhern Chor.

Psalm 120—134 für die Pilgerreise des Christen. Von **K. Gerok.** M. 4.—

Für Gott und Vaterland.

Erzählungen für die reifere christliche Jugend von **Amanda M. Blankenstein.** Velin-Ausgabe in Orig.-Lwdbd. geb. M. 3.—

Ein vortreffliches Weihnachtsgeschenk.

C. Greiner'sche Verlagsbuchhandl.
(Greiner & Pfeiffer.) Stuttgart. [245

Philosophisches Hauptwerk der Gegenwart. 3. Auflage.

Geschichte des Materialismus

und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart

von

Friedrich Albert Lange

weil. Professor in Zürich und Marburg.
Dritte Auflage.
Mit dem Porträt des Verfassers, nebst Angaben über sein Leben.
Preis: I. Band geh. Mk. 9. II. Band geh. Mk. 12.
In 2 Bänden, elegant gebunden Mk. 24.

Logische Studien.

Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik
und der Erkenntnisstheorie

von

Friedrich Albert Lange

weil. Professor in Zürich und Marburg.
Geh. Mk. 4.80.

Hartmann, Dühring und Lange.

Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert

Ein kritischer Essay von

Hans Vaihinger

Privat-Docent an der Universität Strassburg.
Geh. Mk. 4.80.

Diese Schrift giebt eine kritisch-comparative Uebersicht der Systeme von Hartmann, Dühring und Lange, in denen als den bedeutendsten Erscheinungen des „Jüngsten Deutschland" die Philosophie der Gegenwart ihren prägnantesten Ausdruck findet. [247

Verlag von J. Baedeker in Iserlohn.

Soeben erschien:

Portrait-Katalog No. VI.

2,500 seltene und schöne Portraits in Kupferstich und Lithographie
zur Geschichte der

Medizin, Mathematik u. Naturwissenschaften etc.

Preis 50 Pf., nach ausserhalb gegen Einsendung von Briefmarken.
E. H. Schroeder, in Berlin W., Wilhelmstr. 91.
Auch kaufe stets alte Portraits in Stich und Lithographie. [254]

Neu! Leipzig, **J. G. Bach's** Verlag! **Prachtausgabe!**

John Milton.

Das verlorene Paradies

illustrirt von

Gustav Doré.

Diese bedeutende englische classische Dichtung, übersetzt von **A. Böttger** und der Name des genialen Doré genügen wohl, den Werth dieser Ausgabe zu characterisiren.

Folio-Format in 10 Lfgn. (mit 50 Vollbildern) **à 4 ℳ, geb. in Led. 55, in Lwd. 48 ℳ.**

Trachten der Völker von **A. Kretschmer,**

geb. ℳ 195.

Deutsche Volkstrachten von **A. Kretschmer,**

geb. ℳ 100, brosch. ℳ 88.

Illustrirtes Koch-Notizbuch

für gute Hausfrauen! Geb. ℳ 7. 50. [213

Neue deutsche Romanzeitung.

Erholungsstunden

V. Jahrgang.	**Abonnementspreis:**	**V. Jahrgang.**
in 14tägigen Heften	pro Quartal	in 4wöchentlichen Heften
29 Hefte per Jahrgang	in 13 Wochen-Nummern	13 Hefte per Jahrgang
35 ₰ pro Heft.	à ℳ 2.—	70 ₰ pro Heft.

Man abonnirt bei **allen Buchhandlungen** und **Postanstalten.**
Redacteur: Dr. Albert Weigert. — Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

— **Ausschließlich** für die Abonnenten der **„Erholungsstunden"** ist ein in 23 prachtvollen Farben ausgeführter Oelfarbendruck in Originalgröße

— **„Die kleine Zeichnerin"** —

nach dem im Privatbesitz befindlichen Meisterwerk von

— **Professor Ludwig Knaus** —

in einer der renommirtesten Kunstanstalten hergestellt worden.

Für die geringe Nachzahlung von nur 2 ℳ 50 ₰ wird den Abonnenten der „Erholungsstunden"

diese prachtvolle Prämie

verabfolgt; in prächtigem Goldrahmen beträgt der Ausnahmepreis nur 8 Mark.

Probe-Nummern in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes vorräthig.

Verlag von **L. Rosner** in Wien.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Schelm von Bergen.

Einer unverklungenen Sage nacherzählt von

Julius von der Traun.

Preis: fl. 1.20 Kr. = Mk. 2.40 Pf.

Von demselben Autor erscheint:

Goldschmiedskinder.

Ein Roman aus Ravenna's Tagen.

8⁰. 280 Seiten. fl. 2.40 Kr. = Mk. 4.80 Pf.

Karl Simon, Musikhdlg.,
58 Friedrichstr., **Berlin W.,**
hält das **grösste Lager** von

Harmonium-Musik

und versendet gegen **1 Mark** (in Briefmarken) franco den 5 Bogen starken **„vollständigen Katalog"** über **alle erschienene** Literatur für Harmonium; auch auf Wunsch Auswahlsendungen.

Die beste **Schule** für Harmonium ist die von **Aug. Reinhard**, in „Ueber Land u. Meer" 21. Jhrg. No. 5, S. 87, sehr **vortheilhaft kritisirt.** [210

Umfang des Lagers:
Choräle, Solos, Duos, Trios u. Gesang mit Harmonium.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.

Klencke,

Hauslexikon d. Gesundheitslehre

Dritte Auflage. Vierter Abdruck. Preis geh. 12 M. 50 ₰, eleg. geb. 15 M., ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. In Folge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke. [209]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Buch der Ehe.

Ein Blumenstrauß vom Felde der Lebensweisheit für den Altar des Hauses. Gesammelt und herausgegeben von **Theodor Winkler.**

8⁰. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.

☛ Werthvoll im Innern, wie elegant im Aeußern: ein reizendes Buch. Als schönste und sinnigste Gabe allen Verlobten und Neuvermählten empfohlen. [220]

J. Heuberger's Verlag in **Bern.**

Verlag von **Wilh. Engelmann** in Leipzig.
Soeben erschien: [207

Essays

von

Max Müller.

Erster Band: Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft.

Zweite vermehrte Auflage.

8⁰ geheftet: M. 7.50; eleg. geb. M. 9.

Festgeschenke

aus dem Verlage von **Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung)**
Berlin NW. Marienstraße 10.

Schönwissenschaftliche Neuigkeiten des Jahres 1879.

Briefe Göthe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. 1879. Eleg. geheftet 6 *M.*, eleg. gebunden 7 *M.* 20 ₰.

Emanuel Geibel. **Classisches Liederbuch.** Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Dritte sehr vermehrte Auflage. Auf holländ. Papier gedruckt. 1879. Elegant geheftet 6 *M.* In reizendem Halbfranzband gebunden 9 *M.*

Paul Heyse. **Verse aus Italien.** Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter. 1880. Eleg. geh. 6 *M.*, hübsch gebunden 7 *M.* 20 ₰.

Paul Heyse. **Der Salamander.** Ein Tagebuch in Terzinen. Geschmackvoll gebunden mit Goldschn. 2 *M.* 70 ₰.

Paul Heyse. **Die Madonna im Oelwald.** Novelle in Versen. Geschmackvoll gebunden mit Goldschn. 2 *M.* 70 ₰.

Heinrich Homberger. **Italienische Novellen.** Inhalt: Der heilige Giovanni. Der Säugling. Der Leitstern. Madonna Clarenza. 1880. Elegant geheftet 6 *M.*, elegant gebunden 7 *M.* 20 ₰ [230

Sinnigstes Festgeschenk
für alle Freunde der Natur.

Dr. B. M. Lersch
Kalender des Naturbeobachters.
Elegant gebunden Preis 2 *M.*

Von allen Stimmen der Presse als eine glücklich ergriffene, trefflich ausgeführte Idee begrüßt.

216] Verlagsbuchhandlung
Ed. H. Mayer in Köln.

Verlag von **Th. Hofmann** in **Berlin.**
SW. Kleinbeerenstr. 3.

Geschichte [244]
der Neuzeit Oesterreichs
vom 18. Jahrhundert
bis auf die Gegenwart.
Von Prof. Dr. **Franz Krones.**
Gr. 8. 50 Bg. Eleg. brosch. *M.* 12, geb. *M.* 13.50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Fischart's
ausgewählte Schriften.
Neudeutsch mit Einleitung u. Anmerkungen
von [225]
K. Engelbrecht und **Dr. H. Hoffmeister.**
16. Eleg. ausgestattet. In Originalband in Renaissancemanier m. Goldpreß. 5 *M.*
Verlag von **M. Fackheber** in **Sondershausen.**

Geschenke für Kinder! [241

Die neuesten Verzeichnisse
Spiele und Beschäftigungsmittel,
die sich zu Geschenken für Kinder jeden Alters ganz besonders eignen, versenden wir GRATIS und FRANCO und bitten zu verlangen.
CENTRAL-VERLAG
Unterrichts- und Beschäftigungs-Material
LEIPZIG (Dr. Richter) LEIPZIG

Nur solide! u. zweckmäss. Geschenke

Werthvolles Geschenkwerk für Weihnachten!

253] Band I u. II von „O. v. Corvin's illustrirter Weltgeschichte" unter dem Titel:

Illustrirte Geschichte des Alterthums.

Komplet in zwei eleganten Halbfranzbänden M. 19.—

Verlag von **Leuschner & Lubensky**,
k. k. Univers.-Buchhandlung in Graz.

Soeben erschien:

Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche.

Gesammelt und nacherzählt von Dr. Edmund Veckenstedt, Oberlehrer am Nicolai-Gymnasium in Libau. Preis M. 10 = ö. W. fl. 5.80, eleg. gebunden M. 13 = ö. W. fl. 7.50. [258

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle

von

Helene von Racowitza geb. von Dönniges.

Siebente Auflage. Mit Portrait d. Verf.

Brosch. M. 3.—, gebunden M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kin-ku-ki-kuan.

Neue und alte Novellen

der

Chinesischen 1001 Nacht.

Deutsch von

Eduard Griesebach.

Preis broch. 3 M., eleg. gebunden 4 M.

Inhalt: Literarische Notiz. — Die Freunde bis in den Tod. — Das Abenteuer des Kaufmanns Tschang yi. — Die ewige Rache des Fräuleins Wang Kiau-Luan. — Die Geschichte Tschuang söng's und seiner Gattin Tian schi. — Anmerkungen.

Das chinesische Originalwerk, dem die vorliegenden Novellen entnommen sind, ist „Kin ku ki kuan, neue und alte Mären" betitelt und nach des berühmten englischen Gelehrten, Samuel Birch's Ausdruck die Tausend und eine Nacht der chinesischen Literatur. Wenn wir, in der europäischen Novellenliteratur uns umsehend, sagen wollten, mit welchen Erzeugnissen diese chinesischen am meisten Vergleichungspunkte aufweisen, so dürften des Cervantes Novelas ejemplares in jeder Hinsicht die nächste Verwandtschaft mit ihnen besitzen, was zugleich wohl das höchste Lob ist, welches der chinesischen Fabulirkunst gespendet werden kann. [262

In Rußland von der Censur unterdrückt!

Das von der gesammten Kritik **einstimmig als die bedeutendste Novität auf dem Gebiete der unterhaltenden Reisebeschreibung und Ethnographie bezeichnete** und speciell auch in diesem Blatte warm empfohlene Werk:

„Die Türken in Europa"

von **James Baker**,

autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben von **K. E. Franzos** und **H. Vámbéry**, 28 Bogen groß Octav, elegant brochirt, Preis ℳ 9. — Verlag von **Levy & Müller** in Stuttgart, ist soeben in **zweiter Auflage** erschienen. Dasselbe bildet vermöge seines **hochinteressanten, durchaus gediegenen Inhalts** und seiner **herrlichen Ausstattung** einen werthvollen, nie veraltenden Besitz und die Zierde eines jeden Bücherschrankes.

Zu beziehen durch **jede** Buchhandlung. [208

Gediegene Weihnachts- & Confirmations-Geschenke!

[259

Verlag von **M. Heinsius** in **Bremen**.

Ein Mutterwort. Worte einer Mutter an ihre Tochter. Aus dem Norwegischen übertragen von **J. Rubkopf**. Zweite Auflage. Eleg. brosch. 75 Pf.

Holtzhey, — Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden. Ein Buch der Weisheit und Erfahrungen als Brevier allen deutschen Jungfrauen geweiht. Eingeführt durch Dr. **Conr. Beyer**.
Prachtband mit Goldschnitt 4 ℳ

Nachtgedanken von Edward Young, aus dem Englischen übertragen von **Elise von Hohenhausen**. 2. Auflage.
In Prachtband 6 ℳ

Peschel, Wer Kinder liebt. Poetische Reminiscenzen aus der Kinderwelt.
Eleg. cart. 1 ℳ

Salzbrunn, Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern. Eine Festgabe. 2. **Auflage**.
Prachtband 2½ ℳ [259

Schäfer, Prof. Dr., Auswahl deutscher Gedichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. 3. Auflage. 516 Seiten.
Brosch. 2.80 ℳ In engl. Einbd. 3.80 ℳ

Schramm, Dr., Geographie von Palästina. Mit 9 Ansichten. Brosch. ohne Karte 80 ₰. In engl. Einbd. mit Karte 1 ℳ 80 ₰.

Spitta, Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 37. Auflage. Gebunden 3 ℳ
Feine Ausgabe in Prachtband 5 ℳ
Miniatur-Ausgabe. Prachtbd. 4 ℳ 50 ₰.

Spitta, Nachgelassene geistliche Lieder. Mit des Dichters Bildniß. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3. **Auflage**. 4 ℳ
Billige Ausgabe in Leinen gebunden 2 ℳ

„Diese von der Kritik einstimmig aufs Wärmste empfohlenen Bücher eignen sich ganz besonders zu **Weihnachts- und Confirmations-Geschenken.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In **dritter Auflage** ist soeben erschienen:

Hugdietrichs Brautfahrt.

Ein episches Gedicht
von [261
Wilhelm Hertz.

Mit einem Titelbilde.
Min.-Format Preis eleg. cart. ℳ 1.50.

Der Umstand, daß „Hugdietrichs Brautfahrt" nunmehr in dritter Auflage gedruckt werden konnte, scheint zu beweisen, daß diese epische Dichtung, eine der vollendetsten unserer deutschen Literatur, nachgerade auch in weiteren Kreisen die gebührende Beachtung zu finden beginnt.

Tristan und Isolde

von
Gottfried v. Straßburg.

Neu bearbeitet und nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des **Trouvere Thomas** ergänzt von

Wilhelm Hertz.

40 Bogen in kl. 8.
(schöner Druck auf feinstem Handpapier).
Preis geh. 8 ℳ, in ged. Einbd. ℳ 10.

Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien ist erschienen:

Odysseeische Landschaften

von
Alexander Freiherrn von Warsberg.

Dritter Band: **Das Reich des Odysseus.**
8°. Preis 8 ℳ.

Mit diesem Bande schließt das von der [illegible] allgemein [illegible], für alle literarisch [illegible] interessante Werk. Der erste und zweite Band enthalten: Das Reich des Alkinoos. — Die [illegible] der [illegible]. [illegible]

Verlag von **Ferdinand Hirt & Sohn** in Leipzig.

Eine Segelfahrt um die Welt

ausgeführt und geschildert von

Mrs. Annie Brassey.

Nach der achten Auflage frei übersetzt von **A. Helms.**
Mit 9 Thontafeln, Portraitvignette der Verfasserin, über 100 Illustrationen in Text und Karte.

Broch. 12 M. In Prachtband mit Zeichnung von Carl Römer 15 M.

Acht Auflagen in Jahresfrist in England, zwei innerhalb vier Monate in Deutschland, die mehr als lobende Anerkennung fast der gesammten deutschen Presse machen jede weitere Empfehlung überflüssig, es sei nur darauf hingewiesen, daß sich dies Buch besonders eignet zum **Weihnachtsgeschenk für Damen.** [219

Charles Dickens' ausgewählte Romane.

Soeben ist erschienen:

David Copperfield.

Deutsch von **A. Scheibe.**
Mit einer Einleitung von **Dr. Julian Schmidt.**
Vier Bände mit 16 Illustrationen nach englischen Originalen und einem Portrait des Dichters in 2 elegante Callico-Bände gebunden.
Preis: 9 Mark.
4 Bände broschirt ohne Illustrationen
Preis: 6 M. 40 Pf.

„Eine Empfehlung des Romanes (David Copperfield) selbst ist wohl nicht mehr nöthig; er ist im Original sowohl wie in vielen Uebersetzungen schon längst ein Liebling aller Derjenigen geworden, welche für gesunden, kernigen Humor empfänglich sind. — Die Uebersetzung ist gewandt und fließend; sie giebt sogar, was die meisten der bisher erschienenen vermissen lassen, die nüancenreiche Sprache Dickens' zum größten Theile treffend wieder. — Die Ausstattung ist gut, das Werk verdient in dieser neuen Gestalt eine günstige Aufnahme."
(Braunschweiger Tageblatt.)

Ausführlichere Prospecte in allen Buchhandlungen. [222

Verlag von
Hermann Gesenius in Halle.

Neueste Festgabe von

Friedrich Bodenstedt.
Gräfin Helene. 226

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Geb. in Orig.-Band mit Goldschn. 3 Mark.

Verlag von Richter & Kappler, Stuttgart.

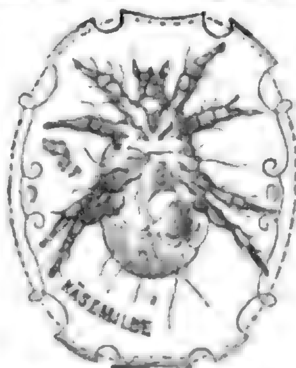
Conservirte Früchte

alle Arten in 1/1, 1/2 u. 1/3 weißen Flaschen,
" " in 1/1 u. 1/2 braunen Flaschen,
" " in **Arac** u. **Syrup, Marmel.** und **Gelée.**
" " **Cryst., glacirte** und **abgelauf. Früchte.**
" " **feine Gemüse** in Blechdosen.

Preis-Courante gratis versendet [228
Franz Wagner, Dürkheim a. H.

Ein belehrendes, unterhaltendes und billiges Weihnachtsgeschenk für

nur 3 Mark



oder 5 Mark

Mikroskop

für Schule und Haus.

dazu **trichinöses Fleisch, präparirt** und eine Gebrauchsanweisung mit Anleitung zur Fleischuntersuchung und den nöthigen Abbildungen von Trichinen und Finnen. Das Instrument zu 5 Mark ist praktischer und eleganter als das zu 3 Mark. Versandt gegen Nachnahme des Betrages. Beweise der Brauchbarkeit und ein Verzeichniß anderer Apparate für wissenschaftliche Unterhaltung auf Wunsch **gratis** und **franco** von

H. Drews in **Berlin S.,**
206] **Louisen-Ufer 27.**

Neue Prachtwerke zu Festgeschenken empfohlen:

Der Harz	Der Thüringer Wald
in seinen malerischen Landschaftspunkten dargestellt nach Aquarellen von **C. P. C. Köhler**, mit Schilderungen von **H. Pröhle.** In Prachtband 20 ℳ.	in seinen malerischen Landschaftspunkten dargestellt nach Aquarellen von **C. P. C. Köhler**, mit Schilderungen von **H. Schwerdt.** In Prachtband 20 ℳ.

Ferner sind folgende **Aquarellalbums** früher bei mir in eleganten **Prachtbänden** erschienen:
Der Rhein 36 ℳ; **das Berner Oberland** 36 ℳ; **die Salzburger Alpen** 36 ℳ; **Waidmanns Freud'** (Jagdalbum) von **Deiker** 40 ℳ; **der Königssee** 12 ℳ.

Darmstadt. C. Köhler's Verlag. [227

Belehrendes Gesellschafts-Spiel für Kinderkreise.

Durch Spiel zum Ziel.

Anleitung,
kleinen Kindern
die
Kenntniß der Buchstaben
und das
Zusammensetzen in Wörter und Sprüche
spielend beizubringen.

241] **Preis** in eleganter Holzschachtel 3 **Mark.**

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen, auch direct von der Verlagshandlung **A. Bagel** in **Düsseldorf** gegen Einsendung von 3 Mark.

Caesar & Minca, Zahna, Prov. **Sachsen,**

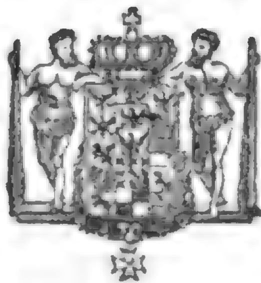
empfehlen Jagd- u. Vorsteh-, Dachs- u. Brackierhunde unter Garantie vorzüglichster Feld-, als auch Parforce-Dressur. Ferner empfehle Renommir- u. Nutzhunde, vom schweren Berghund und Ulmer Dogg bis zum kleinsten Salonhunde. Preiscourante in deutscher und französischer Sprache mit Angabe der Racen und Leistungen, auch Eigenschaften der Racen, desgl. einz. Hunde incl. Referenzen vieler hoher Sports- u. Waidmänner, **franco, gratis.**

Meine Broschüre: „Pflege und Aufzucht des edlen Hundes" incl. eines Kunstblattes, 18 verschiedene Hunde-Racen, 1 ℳ. Meine Berghunde in ihrer Original-Race (Zimmerbild) 1 ℳ. Mein Diplom, 30 verschiedene Hunde-Racen, 2 ℳ und Hundekuchen, vorzügliches billiges Hundefutter, per 50 Kilo 22 ℳ. [233/238]

Franz Wagner, Dürkheim a. H.
229] versendet in nur bester Auslese

Frisches Obst.	50 Ko. ℳ	5 Ko. ℳ
Tafel-Aepfel, feinste . . .	14—15	2,50
Tafel-Aepfel, mittlere . . .	12—13	2,30
Tafel-Aepfel, gewöhnl. . .	10—12	2,20
Tafel-Birnen, feinste . .	13—14	2,40
Tafel-Birnen, mittl. . . .	10—12	2,20
Wall-Nüsse	16—18	2,40
Castanien, I. Ausl. . . .	20—22	2,70
Trockenes Obst.		
Aepfel, ganze, geschält . .	64	6,70
Aepfelspalten	34	3,70
Birnen, ganze, geschält . .	64	6,70
Birnen, ganze, mit Schale	22	2,50
Mirabellen	60	6,30
Kirschen, süße	39	4,20
Kirschen, saure	50	5,30
Zwetschen	22	2,50

Preis-Courant gratis und franco.



F. V. Grünfeld

in **Landeshut** in **Schlesien**,

Hoflieferant Sr. Maj. des deutschen Kaisers und Königs von Preußen,

ersucht ergebenst diejenigen geehrten Damen, welchen die neueste Preis-Liste Nr. 18 über

weiße und bunte Schlesische Leinen- und Tischzeug-Fabrikate

nebst **Abbildungen** und **Anleitungen für diverse neue Handarbeiten** nicht zugegangen sein sollte, die Güte zu haben, dieselbe schriftlich zu verlangen, worauf deren Zusendung franco erfolgt. [242]

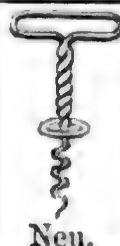
Die Saamen- u. Pflanzen-Handlung von

Friedrich Adolph Haage jr.,

gegründet 1822

= ERFURT =

empfiehlt sich Gartenfreunden zum Bezug von bestem **Gemüse-, Feld-, Blumen-** u. **Waldsaamen,** sowie **Kalt-** u. **Warmhaus-pflanzen** (Spec.-Cult. **Cacteen**) **Beeren, Obst, Setzlingen** 2c. zu billigsten Preisen. Verzeichnisse werden auf Verlangen **gratis** und **franco** zugesandt. [illegible]



Der Selbstwinder erspart Verdruss, weil er jede Flasche sicher ohne Mühe entkorkt.
Preis 1.20 M. Versand frei.
A. Toepfer, Stettin,
Kronprinzlicher Hoflieferant.

Mineralien, Felsarten und **Versteinerungen** liefere ich sowohl in einzelnen Exemplaren als auch in geordneten Sammlungen. — **Cataloge gratis.**

Waldenburg i/Schl. [255/56

E. Leisner.

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, beschwerlicher Verdauung, Ueberladung des Magens mit Speisen und Getränken, Magenkatarrhen,** wirken überraschend in den verschiedenen Krankheiten im kindlichen Organismus, bei beginnenden **Drüsen-Anschwellungen, Scrophulose, der englischen Krankheit** und sind bei **Atonie des Magens und Darmkanals** eine wahre **Sacra ancora** der gequälten Patienten.

Depôts in allen Mineralwasser-Hauptniederlagen, in den meisten Apotheken und Droguenhandlungen.

M. F. L. Industrie-Direction
in **BILIN**, Böhmen.

[158]

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

DAVIS
INTERLIBRARY LOAN

FEB 18 1970

DAVIS
INTERLIBRARY LOAN

LD21A-60m-6,'69
(J9096s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google